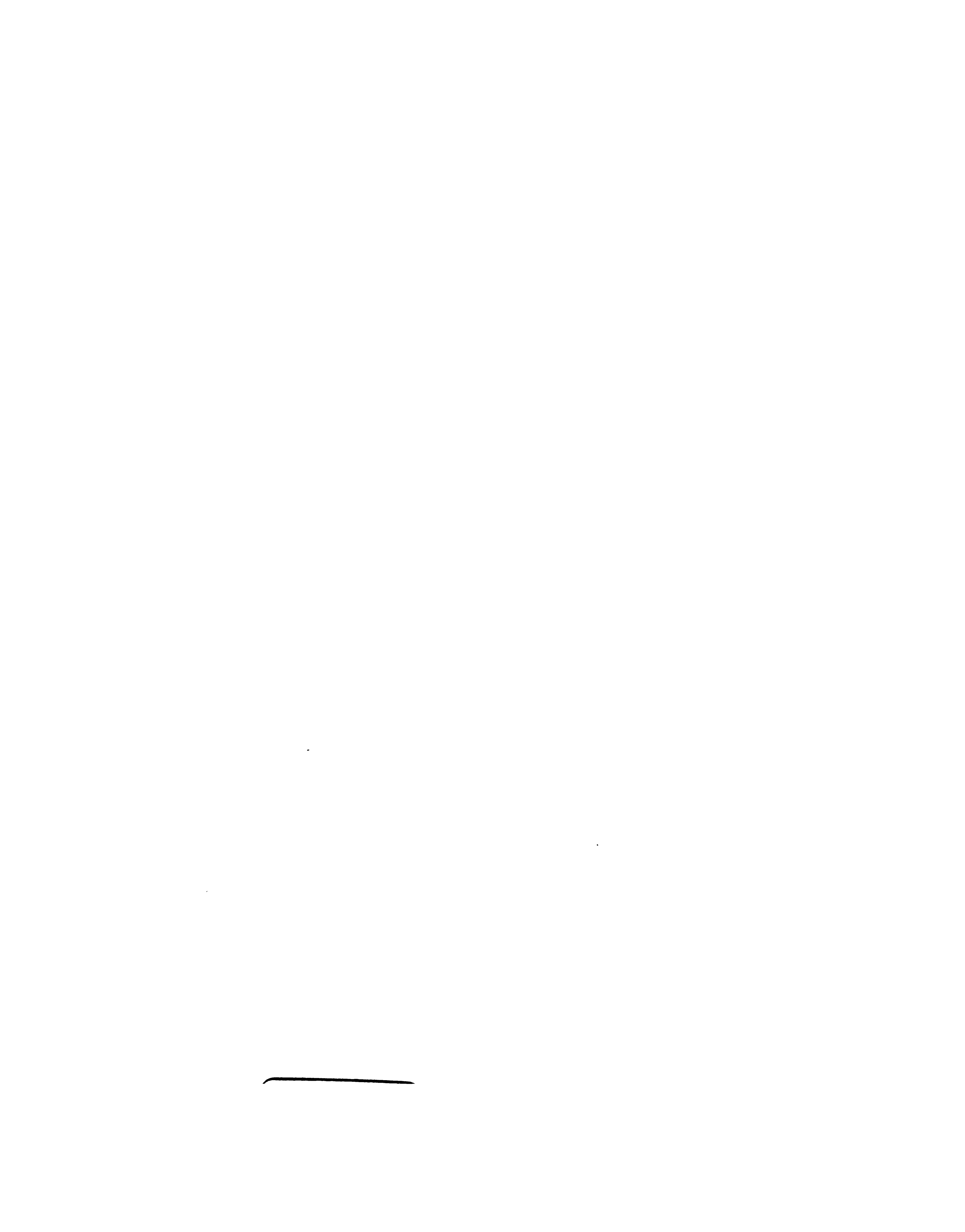
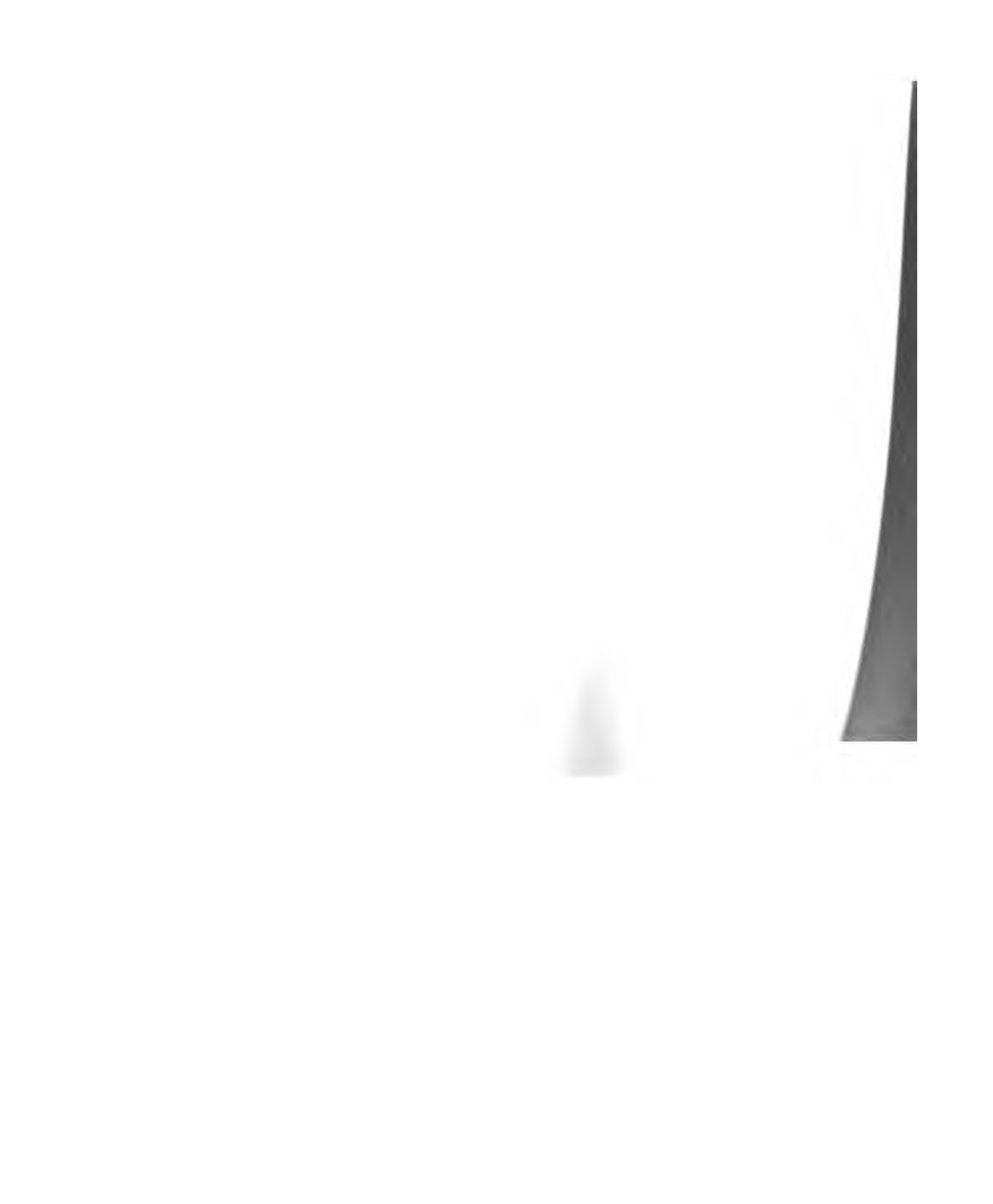

B 933,122





# JAHRBÜCHER

DES

# VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

# RHEINLANDE.

---

HEFT LXXIV.

MIT 10 TAFELN UND 15 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1882.

# I. Geschichte und Denkmäler.

## 1. Die ersten germanischen Vertheidigungsbauten am Oberrhein.

Von J. Naeher und K. Christ.

Hierzu Taf. IX.

Die Erforschung und das Verständniss für diese erste Bauthätigkeit unserer deutschen Vorfahren, die uns zwar nur noch in den Spuren ihrer eigenthümlichen kyklopischen Wehrbauten erhalten ist, fällt bei uns in die neueste Zeit, und wir haben in dieser Beziehung den vorgeschrittenen Untersuchungen der Forscher am Mittel- und Unterrhein gegenüber viel nachzuholen.

Für uns ist es eine um so anziehendere und für die Aufklärung der Urgeschichte unseres Landes um so nöthigere Aufgabe, hierin das Versäumte nachzuholen, als wir wissen, welche wichtige Rolle gerade unser Land in dem langen Kampf zwischen den Alemannen und Römern gespielt hat (siehe u. A. Mone's Urgeschichte des bad. Landes Bd. II, § 42—46).

Von den Vertheidigungsbauten selbst, welche die Alemannen in dieser Zeit als feste Zufluchtsorte für ihre Landsässigen oder als Sammelpunkte für ihre kampffähige Mannschaft schafften, wohin sie sich auch nach etwaigen Niederlagen zurückziehen konnten, finden wir in den Werken unserer älteren Schriftsteller *rein nichts*.

Den Ansichten von Mone, Krieg v. Hochfelden, Vetter etc., wonach die Alemannen sich in den Besitz von römischen Bauten gesetzt hätten, sodass die Burgen auf unsern Bergkuppen römischen Ursprunges, besonders die mittelalterlichen Bergfriede oder Wartthürme römische speculae wären, wird heute kaum Jemand, der die neueren Ergebnisse der Forschungen über diese Zeit kennt, *mehr beistimmen*. Zum richtigen Verständniss der deutschen Wehrbauten und überhaupt zur Beurtheilung des Entwicklungsganges der ersten deutschen Bauthätigkeit ist es vielmehr durchaus nöthig, sich von der Annahme loszusagen, als hätten die Germanen zu ihren Bauzwecken irgend etwas von den Römern übernommen[1]).

1) In dieser Ausdehnung vermögen wir der Ansicht des Verfassers uns nicht anzuschliessen und verweisen auf die Miscelle: *Godesberg*. D. Red.

Wir möchten hier in diesem Betreff auch noch die Aeusserung eines unserer tüchtigsten Kenner der Militärarchitektur der früheren Zeiten, des jetzigen Conservators der Alterthümer für den Regierungsbezirk Wiesbaden, Oberst a. D. Herrn v. Cohausen anführen. Er sagt in seiner Abhandlung über die Wehrbauten zwischen Rhein, Main und Lahn:

„Die Alemannen, welche die Römer im 3. Jahrh. und die Franken, welche wieder die Alemannen zu Ende des 5. Jahrh. aus unserer Gegend vertrieben, — haben nur geringe Spuren ihrer Bauthätigkeit hinterlassen; wir wissen, dass sie die zerstörten römischen Städte, Castelle und die Niederlassungen wie umgitterte Gräber flohen und liegen liessen[1]). Hievon ausgenommen sind nur die römischen Hauptorte, welche ihrer Lage wegen später auch fränkische Wohnplätze wurden, wie am Mittelrhein Mainz, Coblenz, Boppard, Bingen, Wiesbaden; am Oberrhein Worms, Speier, Baden, Strassburg, Breisach —".

Wir fügen hinzu: Im allgemeinen entstanden die neuen deutschen Ansiedelungen in der That nicht auf dem Grund der römischen Trümmerstätten, sondern in einiger Entfernung davon. Erstere erhielten sodann meist den Namen Altstadt; wie bei Rottweil, Pforzheim, Messkirch, Miltenberg am Main, wo in diesen Altstädten die Reste der römischen Stationen nachgewiesen sind[2]).

So viel steht ebenso fest, sagt von Cohausen weiter, „dass auf jenen Höhen, die wir von mittelalterlichen Burgen gekrönt sehen, nie eine römische Befestigung gestanden hat, und dass kein römisches Castell je zu einer Burg umgebaut worden ist."

Es sei hiezu ferner noch bemerkt, dass sich sowohl die Anlage und

1) [illegible] Ammianus XVI c. 2. Dass die Germanen überhaupt ummauerte Städte [illegible] hassten, berichtet schon Tacitus, Germania c. 16 [illegible] IV c. [illegible]. Die von Caesar B. G. [illegible] IV c. 19 und V c. 21 er[illegible] und befestigter [illegible] Art wie die [illegible] Städte [illegible] Dörfer, etwa wie die römischen [illegible] auseinander an[illegible] Ringwall [illegible] S. [illegible].

2) [illegible] Niederlassungen [illegible] dass [illegible] Heidelberg [illegible] am Neckar [illegible] römischen [illegible]

Bauweise einer mittelalterlichen Burg, selbst in ihren ältesten Theilen, gar nicht vereinigen lässt mit den Anforderungen der Römer an ein Castrum oder an einen Wohnsitz. Die römischen Castelle findet man bei uns überhaupt nur an den strategisch wichtigen Punkten des (über die Hochebenen des östlichen Odenwaldes hinlaufenden) Grenzwalles [1]), der westlich dahinter liegenden Strassenlinie und an einigen Punkten der Wasserstrassen am Ausgang des Neckar- und Mainthales.

Im Innern des Zehntlandes sind auf den Bergkuppen keine römischen Vertheidigungswerke nachweisbar [2]).

Die auf Bergspitzen gelegenen Wartthürme und Bergfriede unserer mittelalterlichen Burgen hat namentlich General Krieg von Hochfelden in seinem reich ausgestatteten Werk über die Militärarchitektur des Mittelalters auf römischen Ursprung zurückgeführt, während gerade die Bauweise der anerkannt römischen Bauwerke uns beweist, wie verschieden diese von der des Burgenbaues ist.

Die römischen Warten (speculae) waren keine Vertheidigungswerke, sondern Wachtgebäude für die Signalstationen, deren leichtgebaute 4,5 m Seite messende Thürme von quadratischer Grundform, 1 m starke aus kleinen Schichtsteinen gemauerte Wände mit dem Eingang ebener Erde hatten, wie sie auf der Trajanssäule abgebildet sind.

Die Bergfriede hingegen, als die Hauptdefensivbollwerke unserer mittelalterlichen Burgen, haben 9—10 m Quadratseite oder Durchmesser, 2,5—3 m starke aus den grössten Quaderstücken hergestellte Mauern, mit dem Eingang 12—15 m über dem Boden, und repräsentirt überhaupt die Bauweise und Anlage der deutschen Burg mit der mäch-

---

1) Im hohen Odenwalde bis zu den Castellen der beiden Linien des Grenzwalles hin sind überhaupt keine römischen Niederlassungen nachweisbar, weder militärische noch friedliche, während landwirthschaftliche Villen oder Höfe in den flacheren Theilen, im Rheinthal, Kraichgau u. s. w. so überaus häufig vorkommen. Dasselbe Verhältniss, dass römische Ansiedelungen auf hohen Bergen und in Hochthälern höchst selten sind, trifft auch im Schwarzwald, der Schweiz und anderen Gebirgen zu.

2) Auf einzelnen Bergspitzen, welche germanische Kultusstellen gewesen waren, wie der Heiligenberg bei Heidelberg, wurden von den Römern in der Zeit ihres ungestörten Besitzes, also bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts, Merkurskapellen errichtet. Dagegen war in damaliger Zeit kein Bedürfniss einer militärischen Anlage auf diesem Berge vorhanden, was sich erst änderte, als die Römer das Grenzland einbüssten.

tigen Schildmauer, dem Bergfried und dem Mantel die Feudalzeit des deutschen Adels.

Urkundlich wird die erste deutsche Burg (abgesehen von den alten Ringwällen, welche man Burgen nannte) im Jahr 914 genannt, indem damals Kaiser Konrad den Kammerboten in Alemanien gebietet, das Gut Stammheim nebst Burg, welche sie daselbst gebaut hatten, an das Kloster in St. Gallen abzutreten. So Stälin in seiner Geschichte von Würtenberg (Abschn. 5 § 3), welcher bei der Beschreibung der Kriege Karl des Grossen gegen die Avaren (a. 791) auch ihre eigenthümlichen Vertheidigungswerke bespricht, indem er sagt:

„Diese leisteten in ihren Ringen, so hiessen ihre Wohnsitze, die durch Wallgräben und vielfache Verzäunungen geschützt waren — starke Gegenwehr, bis endlich diese Schutzdämme fielen und die Franken Sieger waren“ [1]).

Nach den eben gegebenen Erläuterungen, welche durch den Ausspruch eines so anerkannt maassgebenden Sachverständigen, wie Herr Oberst von Cohausen, bekräftigt sind, ist hinlänglich bewiesen, dass die Deutschen von den Römern an Baulichkeiten, nachdem sie sich der Zehntlande und des Rheinthales bemächtigt hatten, zu ihren Zwecken nichts benützten. Sie schufen sich (und dies theilweise schon vor den Römerzeiten) eigene, ihren Bedürfnissen entsprechende Zufluchtstätten, die ihren ganzen Stamm mit allen ihren Angehörigen aufzunehmen, zu „verbergen“ im Stande waren. Daher sowohl „Berg“, wie „Burg“.

Auf diese Weise entstanden die ersten deutschen Wehrbauten und Vertheidigungswerke, die uns heute unter dem Namen Ringburgen (mit einem modernen Ausdruck Ringwälle oder Wallburgen), beim Volke auch Heunenburgen, bekannt sind[2]). In

1) Es geht hieraus hervor, dass die Gestalt des Ringes auch bei andern primitiven Völkern vorkam und dass daher nur die Geschichte der Völkerzüge für die Altersbestimmung eines Ringwalles in jedem einzelnen Falle gelten kann. So giebt es also prähistorische, wie in geschichtlicher Zeit entstandene Ringwälle, solche von germanischen, wie von andern Naturvölkern. Sicher ist nur, dass die Ringform bei uns niemals römischen Ursprungs ist, vielmehr war sie die Grundform der späteren Burgen (vgl. über den mittelalterlichen Burgenbau auch Frank in der Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands VII S. 108 u. 226 ff., wo übrigens nichts davon gesagt wird, dass die späteren Burgherren öfters alte Ringwälle als Grundlage ihrer Burgen benutzten.

2) Diese Benennung ist von den Hünen (Riesen, Urmenschen) abzuleiten (vergl. Zeitschr. f. wissensch. Geographie II, S. 139 und Pick's Monatsschr. VII

der Schweiz kennt man diese ersten Zufluchtstätten oder Refugien der landsässigen Bevölkerung ebenfalls, und solche waren auch die beiden bekannten im Elsass als champs celtiques bezeichneten Ringwälle auf dem Odilienberg und dem Ziegenberg bei Niederbronn.

Wir finden am Oberrhein diese ersten deutschen Wehrbauten auf einzeln stehenden hohen, die Umgebung in Aussicht beherrschenden Bergkuppen, die genügend Raum für die Sicherung einer grösseren Menschenmenge gewähren, und deren steil abfallende Gehänge den Zugang erschweren, also leicht vertheidigt werden konnten.

Eine Ringmauer, bestehend in aufgeschichteten Findlingsteinen, geschützt durch Flechtwerk, umschloss in rundlicher, dem Boden sich anschmiegender Form den obersten Raum, wo die Hütten aus Holz aufgeschlagen waren. Nicht selten umgab diesen Steinwall noch ein Graben, dessen Aushub zu einer zweiten Umwallung verwendet wurde.

Bei den grösseren Vertheidigungswerken dieser Art ist in einer Entfernung vom obern Steinring noch ein zweiter bemerkbar, welcher das Thalgehänge in einer tieferen Lage umschliesst.

Enthielt der obere Theil der Bergkuppe grössere Findlingsteine, so wurden dieselben aufeinder geschichtet und mit Flechtwerk verbunden. Wir finden übrigens da, wo der Berg keine Steinmassen birgt, zur Aufführung von Mauern tauglich, auch Ringwälle, deren Umwallungen aus Erdwerk bestehen, ehemals wohl mit Palissaden versehen.

Man muss annehmen, dass die Germanen in der Zeit, als sie diese Wehrbauten einerseits gegen die Kelten und Römer[1]) anlegten, andrerseits gegen die Slaven (im heutigen Sachsen und der Lausitz), das Geschirr zur regelmässigen Bearbeitung von Felsblöcken nicht kannten, und v. Cohausen bemerkt in oben genannter Abhandlung in diesem Betreff sehr richtig:

Der Gedanke, dass die Alemannen oder Franken auch in ihren Befestigungen die Römer als ihre Lehrmeister anerkannt und auch diese Tradition fortgeführt hätten, ist a priori sehr schön, — aber er

190 u. 202). Auch die Baureste der römischen Wachtstationen im Odenwald heissen Hönen- oder Heunenhäuser.

1) Daher sind die „Ringmauern" so häufig in den Rheingegenden, im Elsass und in der linksrheinischen Pfalz. Von diesen sind die auf dem Orensberg (bei Landau), die bei Dürkheim und auf dem Donnersberg hervorzuheben.

Aber auch die einzelnen deutschen Stämme standen oft gegeneinander und so kommen denn Ringwälle auch im innern Deutschland vielfach vor (vgl. Augsburger Allg. Zeitung 1881, Nr. 152 u. 328, Beilage).

entbehrt der thatsächlichen Grundlage. Im Gegentheil ist aller Grund vorhanden zu erkennen, dass sie jene geradlinigen rechtwinklichten römischen Castelle verschmähten, und in jener kampferfüllten Zeit während und nach dem Zusammenbruch der Römerherrschaft wieder zu den runden Formen der Ringwälle zurückgegriffen haben, indem sie die alten immer wieder herstellten und neue mit Wall und Graben aufwarfen.

Bezüglich der Eingänge in diese Ringwälle lässt sich aus den Spuren derselben nur noch nachweisen, dass sie einfach in den Steinring eingeschnitten waren; die letzte Strecke des Zuganges war so an die Umwallung angelehnt, dass sich der Feind seitlich entwickeln musste, wodurch er von oben herunter sehr wirksam angegriffen werden konnte. Man denke sich die durchschlagende Gewalt der Wurfgeschosse, mit welchen eine solche, oft 6—8 m hohe Umwallung vertheidigt werden konnte, während alle von unten nach oben geführten Waffen an Kraft ermatteten, und nahezu unschädlich wurden. Auch lässt sich aus der damals üblichen Hauptwaffe der Germanen, dem langstieligen Haumesser, Scramasax genannt, schliessen, dass sich dieselben auch auf Holzbauten, hier auf Verpalissadirungen und Flechtwerke verstanden, mit welchen sie ihre Wälle gegen Ersteigung schützten.

Die in loser Aufschichtung von Findlingsteinen hergestellten Umwallungen, wie beim Heiligenberg-Ringwall, dürften schon in altgermanische, vorrömische, oder doch in die früheste alemannische Bauzeit zurückzuführen sein. Andere Zufluchtstätten dieser Art, wie die des Odilienberges und des s. g. keltischen Lagers bei Niederbronn im Elsass haben Mauern, welche aus rohen, meist viereckigen, ohne Mörtel aufeinander geschichteten Felsblöcken bestehen, die durch hölzerne Klammern, welche von der Mitte nach den beiden Enden schwalbenschwanzartig ausgeschweift sind, verbunden waren. Die Einschnitte derselben in den Steinen sind noch zum Theil in der Breite von 0,6 m, einer Länge von 1,6 m und einer Tiefe von 3 cm sichtbar, während die Holztheile selbst verfault sind.

Die vom Odilienberg - Ringwall eingeschlossene Fläche beträgt 105 hectare, in gerader Linie ist die Länge desselben 3070 m. Schöpflin erklärt diesen Bau irrthümlich für ein Werk der Römer, während andere Forscher, worunter v. Cohausen, ihn mit Recht für eine Zufluchtstätte der landsässigen Einwohner im Nothfall halten. Er heisst Heidenmauer oder Hohenburg. (Mündel, die Vogesen, 2. Aufl., 1881.)

### a. Der Heiligenberg-Ringwall bei Heidelberg.

Der Heiligenberg erhebt sich auf der rechten Seite des Neckars bei Heidelberg ca. 320 m über die Rheinthalebene, er hängt an der nordöstlichen Seite mittelst eines Passes, der zwei Thalschluchten trennt, mit dem Odenwaldgebirge zusammen, während seine Gehänge auf den andern Seiten gleichmässig steil in das Neckarthal und die Rheinebene herabfallen. Die langgestreckte Kuppe desselben, von welcher die nördliche Spitze, wo das Allerheiligenkloster (die „Heiligen-Kirche") stand, 55 m höher liegt, als der vordere Theil (jetzt bekannt unter dem Namen Michelskirche[1]), beherrscht mit seiner durch keine Vorhügel gedeckten Aussicht die ganze Rheinebene abwärts bis Mainz, aufwärts bis gegen Strassburg.

Nicht minder belebt als heute, war auch schon in der früheren Römerzeit das Bild, das sich dem Beschauer vom Heiligenberg aus entrollte. Zunächst am Fuss desselben lag das Castell und die Niederlassung bei Neuenheim zum Schutz der Neckarschifffahrt; auch noch jenseits breitete sich längs der Heerstrasse nach Speyer diese bürgerliche und Militärstation aus (Picks Monatsschr. V, 299 u. VI, 239 ff.). Ebenfalls wie zu den Füssen liegend, sah man die Bezirksstadt Lopodunum und in deren Umgebung manche einzelne ländliche Gehöfte (villae rusticae). Das jenseitige Ufer des Rheines, dessen schlangenartiger Lauf eine weite Strecke auf- und abwärts sichtbar war, trug die Militärstationen an der grossen gallischen Heerstrasse nach Mainz, namentlich Speier (Colonia Nemetum), Altripp (Alta Ripa), das diesem gegenüber gelegene Munimentum Valentiniani und Worms (Borbetomagus). Dies waren nun besonders in späterer Zeit, als der Rhein wieder wie einst die römische Reichsgrenze bildete, hervorragende Orte, die von den vorgeschobenen Odenwaldkuppen aus beobachtet werden konnten. So entstand denn beim Kaiser Valentinian der Plan, einen Theil des ehemals von den Römern besessenen Vorlandes, das vom Heiligenberg aus beherrscht werden konnte und von wo die Signal-

---

1) Ehemals aber Stefanskloster, während das obere Kloster dem S. Michael und allen Heiligen geweiht war, wesshalb am Allerheiligentag von Handschuchsheim eine Procession hinauf ging. Der heilige Michael, wie anderwärts St. Martin, Georg und Petrus traten zur christlichen Zeit gewöhnlich an die Stelle Wodans (vergl. Picks Monatsschr. VII, S. 198).

feuer der längs des Rheines und der Vogesenkette stehenden Posten sichtbar waren, wieder zu erobern, d. h. die Position Heidelberg.

Hierzu trug auch der Umstand bei, dass von dem ehemaligen römischen Brückenübergang bei Heidelberg die Strassen strahlenförmig in verschiedenen Richtungen gegen den Rhein zu auseinandergingen, während sich mit ihnen zugleich die altrömische Bergstrasse in demselben Punkte schnitt, d. h. hier über dieselbe hölzerne Römerbrücke lief. Wenn diese zur Zeit Valentinians wahrscheinlich auch längst von den Deutschen zerstört war, so waren doch noch die alten Strassen vorhanden, wie sie es theilweise bis jetzt sind.

Sehr bemerkenswerth ist vor Allem heute noch die von hier, bezw. vom Fusse des Heiligenbergs aus, auf dessen hintern Gipfel zu sie visirt ist, auf die ganze Länge erhaltene und noch benutzte grosse geradegeführte römische Heerstrasse von Speier her, welche unter gleichem Winkel mit der von Worms-Ladenburg herziehenden, noch bis vor Kurzem erhaltenen (erst durch die neue Katastervermessung nutzlos zerstörten), die römische Ueberbrückung über den Neckar traf, deren Holzpfeiler im Jahr 1878 und nochmals 1880 durch Ausbaggern der Flusssohle oberhalb der Bergheimer Mühle nachgewiesen wurden. Bei dieser günstigen Lage an der Convergirungsstelle so vieler Strassen, wäre es nicht zu verwundern, wenn sich die Alemannen bei ihrem ersten Vormarsch an den Rhein, zur Zeit des Kaisers Gallienus, um das Jahr 260 nach Chr. nach Vertreibung der Römer auf dem, von der Natur so begünstigten Heiligenberg einen ihrer wichtigsten Stützpunkte herausgesucht und befestigt hätten. Wie wir wissen, dauerte der Kampf zwischen den Alemannen und Römern um den Besitz des Oberrheins gegen 150 Jahre, bis zum Jahr 408, wo die Städte Mainz, Worms, Speier und Strassburg erobert und die Römer auch aus Gallien vertrieben wurden.

Wie nun bereits von uns in Pick's Monatsschr. VI, 327 und in der liter. Beilage 10 der Karlsruher Zeitung für 1881 hervorgehoben wurde, war der von Ammianus Marcellinus l. 28 c. 2 erwähnte Mons Piri, wenn nicht ein Birnbaumberg (vgl. mons ilicis etc.) oder Birnbaumer Waldgebirg, d. h. der Odenwald überhaupt (vgl. mons Vosagus), die Burg (ἀκρόπολις) eines Alemannenkönigs Pirus (latinisirt aus einem gothisch-altdeutschen Namen Bira, Genit. Birius), auf dem Heiligenberg, bei welchem der erwähnte Valentinian bei einem Zug über den Rhein im Jahr 369 nach Chr. ein Castell anlegen wollte, um diese Gauburg, den Ringwall der Alemannen, von welchem aus sie die

Rheingrenze bedrohten, unschädlich zu machen[1]). Der Versuch misslang und das Castell kam nicht zur Ausführung.

Am Anfang des 2. Capitels erzählt nämlich Ammian: Valentinian, sowohl auf das Grosse wie auf das Nützliche bedacht, befestigte die ganze Rheingrenze, von Rätien aus bis zu den Mündungen des Stromes in den Ocean durch grosse Dämme oder Schanzwerke (magnis molibus communiebat), liess die Mauern der längs dem Rheinufer schon vorhandenen Castelle erhöhen (castra extollens altius)[2]) und errichtete eine fortlaufende Linie von Warten (turres assiduas) an günstig gelegenen Punkten längs der ganzen langen Ausdehnung von Gallien am Rheine hin, wobei er sogar manchmal durch Anlagen auf dem jenseitigen Ufer, vom feindlichen Gebiete abzwackte (subradens barbaros fines). Als Beispiel davon führt nun Ammian eine auf die angegebene Weise mit hohen Mauern versehene Befestigung an (munimentum celsum et tutum), die Valentinian ganz neu dicht am vorbeiströmenden Nicer (dessen Wogen sie desshalb zu unterwühlen drohten, wesshalb der Fluss eine Strecke weit abgeleitet wurde), angelegt habe. Nach Symmachus war dies der Fall am Einfluss vom Neckar in den Rhein, welcher damals bei Neckarau stattfand, gegenüber dem heutigen Altripp (vgl. Pick's Monatsschr. VI, 312 ff.). Nach Schilderung des dort ausgeführten Wasserbaues fährt Ammian fort: Der Kaiser beschloss nun zur Vollendung seines Planes jenseits des Rheines auf dem mons Piri, welcher im Gebiete der Barbaren lag (qui barbaricus locus est), in aller Eile eine Befestigung (munimentum) zu erbauen.

---

1) Wahrscheinlich bestand schon aus prähistorischen Zeiten hier ein altgermanischer Ringwall, der nicht allein militärischen, sondern zugleich auch religiösen Zwecken diente, denn es war noch in römischer Zeit (etwa von 50—250 nach Chr.) eine Cultusstätte Merkurs (mit den germanischen Beinamen Visucius und Cimbrius) auf der höchsten Spitze des Berges innerhalb des obersten besonderen Ringes, wo sich später das Allerheiligenkloster erhob, von welchem noch die Sage geht, die 12 Apostel aus Silber seien darin vergraben. In den heiligen Cultusstätten der Germanen, die durch Umwallungen mit Gräben geschützt waren, wurden nämlich oft Gold- und Silberschätze aufbewahrt.

2) Mit Bezug hierauf sagt Ammian lib. XXX, cap. 7, § 6 nochmals von Valentinian, bei Besprechung seiner Thaten als Regent, „utrobique Rhenum celsioribus castris munivit atque castellis“, er habe den Rhein auf beiden Seiten durch Errichtung hoher, grösserer und kleinerer Werke gedeckt. Hieraus wird klar, dass die Castelle zu jener Zeit, wo sie auch vielfach schon mit einem deutschen Wort als „Burgen“ bezeichnet wurden, sich wesentlich von denen der früheren Römerzeit unterschieden.

Und weil eben nur Schnelligkeit den Erfolg der Sache sichern konnte, liess er durch seinen Notarius (Cabinetssecretär, eine Hofcharge), Namens Syagrius, den Heerführer (Dux) Arator auffordern, dies jetzt, wo überall tiefe Ruhe herrsche, rasch vorzunehmen. Arator (der übrigens alsbald durch einen andern Feldherrn, den Hermogenes, ersetzt wurde) überschritt sogleich mit Syagrius den Rhein und schon begannen dieselben durch die mitgeführten Soldaten den Grund aufgraben zu lassen, als einige alemannische Edeln, deren Söhne in Folge eines Bündnisses Geisseln der Römer waren, dazu kamen und mit gebeugten Knieen flehten: Die Römer möchten doch keine Sache beginnen, die gegen die Verträge verstosse. Da sie aber kein Gehör fanden, gingen sie, den vorauszusehenden Untergang ihrer Kinder beweinend, hinweg. Sobald sie fort waren, stürzte ein Haufe Barbaren, welcher die jenen Edeln ertheilte Antwort erwartet hatte, aus dem Hinterhalt eines benachbarten Hügels hervor, griff die Soldaten an, welche halbnackt Erde führten und erschlug sie mit den geschickt gehandhabten Schwertern. Syagrius entkam allein und brachte die Botschaft an das kaiserliche Hoflager (damals wahrscheinlich in Altripp).

Nimmt man nun an, dass die Römer ihr Castell auf dem vordern und niedrigeren Gipfel des Heiligenberg-Rückens anlegen wollten, so könnte dies gegen diejenigen Alemannen gerichtet gewesen sein, die noch die höhere Spitze des Berges inne hatten, welche mit einem besonderen Steinring umgeben, in damaliger Zeit vielleicht die Wohnstätte des Fürsten der Alemannen enthielt. Von hier aus könnten diese sodann die Römer überfallen haben. Allein es ist doch eher anzunehmen, dieselben wären aus dem Versteck dieses Odenwaldberges auf das an seinem Fusse entstehende Castell hervorgebrochen, da die Römer auf ihm selbst, in unmittelbarer Nähe eines befestigten Feindes nicht wohl ein Castell zu bauen gewagt und sie zudem wohl auch die obere Spitze des Heiligenberges besetzt hätten. Dass der ganze Berg in die Gewalt der Römer gerathen war, die aber wie gesagt an der vertragswidrigen Errichtung jenes Castells (bei Neuenheim?) verhindert wurden, schlossen wir aus Symmachus' Bericht über eine Bergschlacht in der Gegend von Alta Ripa. Auch Mone bemerkt in Bd. II S. 335 seiner Urgeschichte, dass Valentinian den Friedensschlüssen mit den Alemannen gemäss keine Festung auf der rechten Rheinseite anlegen durfte, dass er aber diese Uebereinkunft bei dem Heiligenberg und bei Robur brach. Letzterer Ort war an einer anderen Stelle, nämlich Basel gegenüber, auf der badischen Seite (vgl. Ammianus Marcellinus l. 30 c. 3), welcher

ferner Buch 31 c. 10 von einer grossen Schlacht der Römer gegen die Lentiensischen Alemannen bei Argentaria erzählt, welchen Ort Mone S. 336 zu Horburg an der Ill bei Colmar sucht (nicht mit Forbiger [2]171 nach Arzenheim zu verlegen), wo die letzteren eine blutige Niederlage erlitten, in Folge deren sie sich a. 378 auf die steilen Vorberge des Schwarzwaldes zurückzogen, um sich hier durch den Schutz der schroffen Abhänge zu vertheidigen. Der Lage nach, sagt Mone, müssten diese Zufluchtstätten zwischen dem Blauen und Belchen liegen, wo auch wirklich, und zwar auf dem Stockberg beim Blauen die Spuren eines mächtigen Ringwalles vorhanden sind, den wir unten genauer beschreiben werden. Weitere Andeutungen über diese ersten allemannischen oder überhaupt germanischen Wehranlagen sind bekannt aus Ammians Erzählung von der Erstürmung eines hohen und steilen Berges bei Solicinium (Rottenburg-Sülchen) durch die Römer (a. 368).

Wir lassen nun noch kurz die Technik der Heiligenberger Umwallungen folgen (vgl. Blatt 23 des neuen topogr. Atlas von Baden).

Das Heiligenberger Vertheidigungswerk, hat, wie man auch auf Taf. IX ersieht, zwei Steinringe, von denen der obere die gestreckte, 800 m lange Kuppe des Berges in einer Ausdehnung von 1960 m Länge umschliesst, und von dem südlichen Vorsprung aus, der die Ruinen der jetzt sog. Michelskirche (ehemals Stefanskirche) trägt, bis zu der um 55 m höheren Kuppe der sog. Heiligenkirche ansteigt. Der untere Ring zieht sich an den Gehängen des Berges in einer Entfernung von 100—150 m theilweise um den obern herum und schliesst auf der Nordseite den Bitterbrunnen (nicht Bittebrunnen wie auf Taf. IX) ein; seine ganze Ausdehnung wäre ca. 2900 m, ist aber auf dem Plan zu sehr markirt. Er läuft auf der Westseite steil und ziemlich tief in die Hains- oder Heimsbachklinge, um hier die ältesten Zugänge aus dem Rheinthal zu sichern und tief genug zu fassen.

Gegen Neckar und Hirschgasse hin ist die Abdachung des Berges sehr steil und lässt sich hier die Spur des unteren Ringwalles, zumal derselbe gegen Osten in einen alten Zugang zu fallen scheint, kaum mehr verfolgen. Im Uebrigen sind die Steinanschüttungen der beiden Ringwälle, um welche theilweise von aussen Gräben ziehen, noch gut erhalten; sie bestehen in einem 6—10 m hohen Steinwurf von Findling-Sandsteinen und Geröll, wie es sich auf dem Berge findet. Einen interessanten Abschnitt des oberen Ringwalles bildet der Querbau der obersten Bergkuppe; er schliesst diesen höchst liegenden, nach allen Seiten steil abfallenden Theil, welchen der alemannische Häuptling

oder Herzog bewahrt haben mag, zu einem letzten Reduit ab. Der kranzförmige Steinring dieses 'Kehlabschlusses' zeigt eine Höhe von 9—10 m, und dehnen sich die Steinmassen bis 20 m Breite aus. Am Fuss desselben ist noch eine Berme (Wallabsatz) von ca. 4 m Breite, mit einem weitern Steinwurf von 3 m Höhe sichtbar. Die ältesten Zugänge zum Ringwall befinden sich einerseits von der Rheinebene, andererseits von der Hirschgasse her; noch deutlich ist ihre seitliche Führung bei ihrer Annäherung zum Steinring zu erkennen.

Es wird noch bemerkt, dass die Steine des Walles von geringer Grösse sind, also von einem kräftigen Mann leicht transportirt werden konnten, keine Bearbeitung zeigen und so aufeinander geschichtet sind, wie wir es oft bei dem Steinbewurf an Uferdämmen beobachten können. Die Brüstung war wohl durch Zweige und Dornen verwahrt, wie bei derartigen Volkswehren überhaupt.

### b. Der Ringwall auf dem Stockberg bei Badenweiler.

Auf dem Stockberg, einer in der Nähe des Blauen aufsteigenden Porphyrkuppe, thront ein von Ferne schon sichtbarer burgartiger Ringwall, dessen Ursprung in die Zeit der oben erwähnten Alemannenkriege zurückzuführen ist. Der grösste Durchmesser desselben beträgt nach dem uns von Herrn Oberförster Meyerhöffer in Oberweiler freundlichst mitgetheilten Plan ca. 63 m, die kleinste Breite ca. 28 m. Die rundlich geschlossene Umwallung ist mit Porphyrstücken aufgeschichtet, stellenweise ist eine ziemlich regelmässige Schichtung bemerkbar. Es ist auch anzunehmen, dass dieser Ringwall von einer mauerartig hergestellten Umwallung, die nach den von Herrn Meyerhöffer aufgenommenen Querprofilen 6—7 m Höhe hatte, eingeschlossen war. Ebenso ist aus denselben ersichtlich, dass die Mauer noch durch einen vorliegenden Graben mit einer äusseren Umwallung von Erdwerk verstärkt war.

Dieser Ringwall zeigt mithin schon eine vorgeschrittene Bauzeit gegenüber den losen Steinanschüttungen des Heiligenbergs bei Heidelberg (die freilich theilweise Schutthalden der dortigen Klöster sind).

Auf der vom Ringwall eingeschlossenen Ebene der Kuppe finden sich drei Stellen vor, die in viereckiger Form zusammengetragene Steine enthalten, und es soll früher in der Mitte eines dieser Haufen sich eine Platte mit einem starken eisernen Ring vorgefunden haben,

welche eine Vertiefung, wahrscheinlich eine Cisterne deckte. Da die nächste Quelle ca. 200 m tiefer als der Ringwall liegt, so wird man sich für die Dauer der Vertheidigung mit Wasser versorgt haben. Auch dürften die beiden andern Stellen von Baulichkeiten herrühren. Jedenfalls ist der Stockberg-Ringwall eines der interessantesten Vertheidigungswerke der ersten germanischen Bauperiode und war durch seine Lage und die Beschaffenheit der steil anstehenden Bergkuppe eine sichere Zufluchtstätte der umwohnenden Alemannen[1]).

Damit zu vergleichen ist der Krain- oder Greinberg[2]), ein das Main-, Mud- und Erfthal beherrschender Ausläufer des Odenwaldes bei Miltenberg (über welchen, von Walldürn aus auf demselben Bergrücken fortlaufend, auch der römische Grenzwall zog). Er hat einen theilweise noch 15 Fuss hohen doppelten Ringwall, 'Hag' genannt, von 152 Schritt äusserem Umfang (vgl. darüber Steiner, Maingebiet S. 253, welcher auch S. 259 den Bürgstadter, S. 316 den Klingenberger Ringwall und S. 265 ff. und 286 ff. die übrigen des Spessarts erwähnt).

Um aber zum Oberrhein zurückzukehren, ist noch auf eine sehr

---

1) Ein grösserer Ringwall 130 m lang, 80 m breit im maximum, liegt auf einem tiefer liegenden Vorsprung des Blauen, auf dem sog. Burgberg.

2) Von 'grau', oder von grien, grober Sand, Kies, Geröll, oder Kran, Krain = Legföhre (Zeitschrift für wissenschaftl. Geographie Bd. II, S. 63 u. 99). Wenn die Römer auch den Greinbergringwall für ihre Fortificationen benutzt haben, so ist dies doch nicht der Fall mit dem benachbarten Bürgstädter Walle, welchen man überhaupt für eine römische Befestigungsanlage hielt. Es ist dies die sogenannte „Ringmauer“ auf dem Wannenberg (Distrikt Weidelberg des Bürgstädter Gemeindewaldes), welche der verdiente Miltenberger Geschichtschreiber Forstmeister Madler in der allgemeinen Forst- und Jagdzeitung vom 17. November 1831 No. 138 und vom 24. Januar 1832 No. 10 zuerst beschrieben hat. Hiernach ist die 'Ringmauer' (auf dem Gipfel der südwestlichen Seite des Berges gelegen) in ihrer grössten Länge 1546 Schritt, bei einer Breite von 1446 und einem Umfang von 4546 Schritt. Gegen Osten bildet diese Vertheidigungslinie eine Fronte von 146 Schritt, und die Mauer geht gegen Norden und Süden noch über 100 Schritt auf jeder Seite bergab bis an jene Stelle, wo die Abdachung steiler ist. Von dieser Linie sind die Vertheidigungswerke durch einen schmalen Bergrücken mit dem fortlaufenden Gebirgszug verbunden, und es war sonach diese Stelle, durch das Terrain begünstigt, ganz zur Vertheidigung geeignet. Die Mauer ist nur aus rauhen, ordnungslos aufeinander gelegten Waldsteinen (Findlingen) aufgeführt, trägt das Gepräge der Eile, ist an manchen Stellen, besonders auf der östlichen, noch bis 8 Fuss hoch, und da die Bergseiten bis zur aufgeführten Mauer meistens steil sind, so war die Erstürmung dieses festen Platzes ebenso erschwert, als ihre Vertheidigung hinter der Ringmauer erleichtert. (Vgl. auch Correspondenzbl. d. Gesammtvereins 1881 Nr. 11—12.)

interessante Bergkuppe aufmerksam zu machen, welche nicht nur der Lage und Benennung, sondern auch der ringförmigen Einzeichnung nach (s. Blatt 31 des grossen topogr. Atlas von Baden), gleichfalls eine alemannische Zufluchtstätte gewesen sein dürfte; es ist dies die Heidburg auf einer 630 m hohen Kuppe des Gebirgstockes der Wasserscheide zwischen Elz- und Kinzigthal liegend[1]).

Die Fragebogen, welche Herr Conservator Wagner den Gr. Wasser- u. Strassenbau-Inspectoren und den Gr. Oberforsteien bezüglich der Angabe solcher Baureste zur Beantwortung übermittelt hat, werden noch manche Anhaltspunkte zu weiteren örtlichen Untersuchungen geben, die zur richtigen Beurtheilung der Bauanlage selbst und der Feststellung ihres Ursprunges nicht zu vermeiden sind.

Unser Land dürfte überhaupt, wie schon oben bemerkt, noch manche Spuren dieser ersten Zufluchtstätten bergen, aber es ist hier mit grosser Vorsicht zu unterscheiden, ob sie auch jener Zeit des Kampfes zwischen den Alemannen und Römern angehören. Als sich die Alemannen im sichern Besitz des Rheinthales wussten, verliessen sie diese Ringwälle und zogen sich in die in den Ebenen und Thälern liegenden Gehöfte zurück. Mehr zum Schutz gegen freund-nachbarliche Angriffe suchten sie jetzt die zunächst liegenden Berkuppen zu befestigen. Diese sehr primitiven Burganlagen haben aber erst im 10. und 11. Jahrhundert die Gestaltung erhalten, die wir heute in ihren Ruinen bewundern. — Man findet aber auf den Höhen[2]), namentlich auf den Wasserscheiden von Flussgebieten oft auch Spuren von Verschanzungen, die erst aus dem 30jährigen, dem Orleans'schen und späteren Kriegen herrühren. Nicht unberührt dürfen hier ferner einige der ältesten Verschanzungsanlagen aus Erdwerken bleiben:

1. Der Wall von Eppingen bis Kleingartach (s. Wilhelmi 4. Jahresbericht S. 36). Er soll den Ottilienberg bei Eppingen zweimal

---

1) Am Ort selbst sind nach Herrn Oberförster Heinefetter die Mauerreste der Burg schon seit 30 Jahren zu Bauzwecken abgeführt worden, so dass die ursprünglichen Umwallungen nicht mehr nachgewiesen werden können.

2) Hier ist unter Anderm zu erwähnen eine kleine viereckige Erdschanze auf dem Steinberg, einer 430 m hohen Bergkuppe des vorderen Odenwaldes bei Rippenweiher im Amt Weinheim (Correspondenzbl. 1881 Nr. 11—12).

Eine grössere eirunde Verschanzung aus Erde von ca. 200 Schritt Umfang liegt auf dem 'Stutz' bei Kailbach im hessischen Odenwald, nördlich von Eberbach. Bei letzterem Orte selbst ist eine kleine Wallburg oder Thalsperre auf dem Orsberg (Vorwerk der Burg Eberbach, die gegenüber auf der Burghälde lag).

umfassen, und sich dann wie gesagt in der Richtung nach Kleingartach fortziehen. Wall und Graben war um das Jahr 1830 noch in einer Erhebung von 6 m sichtbar. Diese auf der Ravensburg bei Sulzfeld beginnende Verschanzung hat über den Ottilienberg hinaus eine Ausdehnung von circa 30 km. Wilhelmi sagt selbst, dass dieselbe vielleicht als Grenzscheide diente, wenigsten klänge der Name Spieltisch eines circa 8 m Seite messenden hohen Vierecks, mit welchem jene bei der Ravensburg beginnt, sehr friedlich. Derselbe bezeichne nämlich einen öffentlichen Gerichtsplatz[1]), was aber nicht der Fall ist.

Auch davon kann keine Rede sein, dass wir mit diesem Befestigungswall eine jener vorgeblichen römischen Binnenwehren zur Deckung des fruchtbaren Zabergaues gegen feindliche Anfälle vor uns hätten, wie Wilhelmi meint, da dieser Gau innerhalb der grossen römischen Vertheidigungslinie lag, welche man in der Wetterau unter dem Namen Pfahlgraben kennt (in Schwaben Teufelsmauer). Dagegen könnte wohl ein mittelalterliches Schutzmittel für die dortige Gegend vorliegen.

Vielfach rühren solche Erdbefestigungen auch von sogenannten Hochäckern her, d. h. Aecker, welche zur Zeit des ersten Anbaues des Landes sowohl, wie später noch, mit Wall und Graben umgeben wurden gegen Beschädigung durch Wild und oft Flächen von mehreren 100 Morgen einnehmen. Sie haben sich vielfach dort erhalten, wo später Wald entstand. Am Rande dieser alten Hochäcker findet man gewöhnlich Grabhügel.

2. Einen eigenthümlichen Landeshag zwischen Säckingen und Wieladingen beschreibt Mone (bad. Urgeschichte Bd. II S. 10): Dieser Erdwall fängt eine Stunde nördlich von Säckingen am linken Ufer der Wehra bei Inner-Oeflingen an und zieht in der Richtung nach Osten über den Baslerwald, wo er den Bach Heidenwühr überschreitet, und über die Höhe bei Egg nach Wieladingen an der Murg. Dann fängt dieser Wall auf der Höhe bei Steinbach an der Alb wieder an und geht von dort auf dem Bergrücken zwischen dem Albthal und dem Steinbachthal, wo er Steinweg heisst, gegen Nordosten bis Aisberg. Auf der alten Karte von Wörl über die Südthäler des Schwarzwaldes ist dieser Landeshag noch eingetragen. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn er und alle andern Spuren noch zu er-

1) Spiel bedeutet sonst entweder Schauspiel, von den vielen mittelalterlichen Volksschauspielen, oder Kampfspiel, und Spieltisch den Platz eines solchen in der Nähe einer Burg, hier aber einfach die Form eines Spieltisches.

kennender ähnlicher alten und neueren Verschanzungen auch in der neuesten Landesaufnahme berücksichtigt würden, wie bereits mehrfach geschehen ist.

Vielleicht hängen die Verschanzungen, welche die Hochebene bei Berau gegen Süden zu abschliessen, mit dieser grossen, am Wehrathal beginnenden Verschanzungslinie zusammen.

Es ist unentschieden, in welche Zeit die Anlage dieser Vertheidigungswerke fällt, jedoch sind dieselben kaum schon von den Alemannen, die das von ihnen eroberte Zehntland (die agri decumates) gegen die Römer vertheidigten, angelegt worden, wenn jene hier auch in einer hundertjährigen Kampfstellung gegen die letzteren waren[1]).

In unserm Nachbarland Württemberg lenkt sich in derselben Weise wie bei uns die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf diese altgermanischen Zufluchtstätten, und möchten wir hier insbesondere eine der grossartigsten Verschanzungen dieser Art etwas genauer beschreiben; es ist dies die Heuneburg im Friedinger Thal in der Nähe der Stadt Riedlingen an der obern Donau.

Herr Conservator Paulus in Stuttgart sagt darüber (vergl. Stälin jun., Geschichte Württenbergs, Gotha 1882, S. 12), dass dieses uralte Schanzwerk wohl das schönste und trotzigste dieser Art des ganzen Schwabenlandes sei. Der grosse felsige Berg, nur gegen Norden mit dem übrigen noch höher ansteigenden Gebirge zusammenhängend, ist in so grossartiger und umsichtiger Weise zur Festung gemacht, und diese noch so gut erhalten, dass sie uns den besten Begriff gibt von der Kampf- und Vertheidigungsweise jener alten vorrömischen Völker, etwa der germanischen Sueven, deren Kraft und Macht Julius Cäsar im Kampf gegen den Heerfürst Ariovist so lebhaft zu fühlen bekam.

Wir sehen hieraus, dass Paulus diesen Ringwall auf germanischen Ursprung zurückführt, was auch für jene Gegend das rich-

---

1) Vielmehr sind die meisten dieser erdenen Wehranlagen mittelalterliche Landhäge, die gewöhnlich mit lebenden Dornzäunen bestanden waren und sowohl zum Schutz von Dörfern und Städten, wie zur Einfriedigung von Fluren und grösseren Bezirken und dergestalt auch zur Abgrenzung der Gebiete der vielen kleinen Territorialherrschaften des Mittelalters dienten. Eine solche Landwehr zieht sich z. B. auch zwischen dem Dilsberg und Langenzell bei Heidelberg hin. Sie wurde bisher fälschlich für eine Römerstrasse gehalten (so auch von Mone, Urgeschichte I S. 182), ist aber nichts als ein gewöhnlicher Erdwall.

tige ist, gegenüber der Annahme Anderer, welche diese Kriegsbauten den zudem als friedlicher bekannten Kelten zuschreiben wollen.

Die Heuneburg, in einem Seitenthal der Donau am südlichen Abhang der rauhen Alb liegend, von wo der Einmarsch in die nordöstliche Schweiz über Mösskirch leicht bewerkstelligt werden konnte, scheint uns auch ein Hauptstützpunkt für die Operationen der Alemannen gegen das befestigte Römerlager Vindonissa und die verschanzte Rheinlinie von Constanz bis Basel gewesen zu sein. Die 1500 Schritte = 1125 m im Umfang und ca. 20 Morgen Flächeninhalt messende Kuppe der Felsenburg konnte den ganzen Heerkörper eines deutschen Volksstammes sammt den Landsässigen und Heerden fassen.

Die Hauptburg thront 18—24 m hoch über der Berme, die den Umgang der zweiten und untern 6—9 m hohen Umfassung bildet. Insofern die Felsen nicht schon selbst die Wände der beiden Umwallungen bilden, sind die Lücken durch Mauern von aufeinander gesetzten unbehauenen Jurakalkblöcken geschlossen, die allmählig in die steile Böschung des felsigen Berges übergehen.

Im Nordwesten, wo der Berg mit dem übrigen Gebirge zusammenhängt, nur getrennt durch eine sanfte Thalmulde, läuft unter der Hauptburg hin ein sehr starker, künstlich in den Felsen gebrochener Graben, in welchem eine Quelle fliesst, und nördlich vom Graben dehnt sich, um die hier leicht zugängliche Flanke, sowie die Quelle zu schützen, eine grosse 150—110 m im Viereck haltende Vorburg aus, auf den drei äusseren Seiten mit einem starken, 3½ m hohen Steinwall und einem tiefen Graben umgeben.

Eine zweite Flankenburg liegt innerhalb der Berme auf der entgegengesetzten Seite und vertheidigte die dreieckig gegen Süden vorspringende Felsenecke des Berges, wo der Steinwall über die Berme hinaus tief in das Thal hinunter reicht. Auch ist in der Nähe dieser Felsenburg noch eine ähnliche, den Felsen abgewonnene Verschanzung von Forstmeister Pfizenmayer in Zwiefalten entdeckt worden.

Ebenso hat Herr Kaplan Dr. Miller zu Essendorf, einer der eifrigsten Forscher der Neuzeit für Oberschwaben, neben vielen römischen Niederlassungen auch eine Anzahl Ringburgen südlich der Donau und in der Gegend des Bodensees festgestellt, welche er den dortigen alten Kelten zuschreibt (Verein f. Gesch. d. Bodensees, Heft XI).

Wir erwähnen hier von solchen mauerlosen Burgställen oder Erdbefestigungen die alte Burg bei Michelwinnenden, die grosse Ringburg oder Rinkenburg (der schwäbische Name für Ringwall) bei

Schmalegg, mit 6—8 m tiefem Graben und ebenso hohen Anschüttungen, die Fritzenburg bei Warthaussen etc. Die vorletzte hat zwei kolossale Erdumwallungen gegen die Thalseite und ist gegen die Bergseite durch einen Treppenwall geschützt.

Endlich die Rinkenmauer bei Baiersbronn im Schwarzwald, welche nach der Beschreibung von v. Giese in den Schriften des Vereins für Geschichte der Baar, Heft IV, nicht prähistorisch sein soll, sondern aus nachrömischer Zeit. Von solchen Ringen, die anfangs nur als Umfassungsmauern für Zufluchtsorte bei Kriegsgefahr dienten, ging der Name dann auf die 'Ringmauern' eines ständigen befestigten Platzes, auf Städte u. s. w. über. Steinringwälle hatten auch schon die Britannier, wie denn Cäsar V c. 21 einen mit Wall und Graben umzogenen Waldcomplex zur Zuflucht für Mensch und Vieh in den Zeiten feindlicher Einfälle beschreibt [1]).

So sehen wir, dass die Deutschen, wie auch andere Völker schon in den ältesten Zeiten solche verschanzte Lager zur Aufnahme sowohl grosser Heeresabtheilungen sammt Tross, wie auch blos der Bewohner der Umgegend mit Weib und Kind, Vieh und sonstiger fahrender Habe errichteten und dass die Ringburgen daher nicht einer speciellen Zeit angehören, so wenig wie die Pfahlbauten in den Seen, sondern wie diese aus dem Bedürfniss primitiver Völker verschiedenster Art hervorgegangen sind, sich bei herannahender Gefahr an durch Lage oder Kunst geschützte Orte zurückzuziehen [2]).

---

1) Auch gehört hierher, was Tacitus, Germania c. 37, von den riesigen Lagerplätzen der Cimbern sagt, die zu seiner Zeit noch auf beiden Rheinufern sichtbar waren (vgl. Zeitschr. für wissenschaftl. Geographie II S. 64). Die Cimbern und Teutonen waren auf ihrem Zuge nach Süden auch an den Main und Oberrhein gedrungen. So erklärt sich die Verehrung des cimbrischen Gottes auf dem Greinberg bei Miltenberg und auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, deren Ringwälle daher schon aus altgermanischer Zeit stammen dürften, wobei freilich zu bedenken ist, dass aus dem Volke der Cimbern ausgehobene Truppentheile noch im spätern römischen Kaiserreiche als Cimbriani (Not. dign.) vorkommen.

2) Im „Königreich Württemberg, herausgegeben von dem Königl. statist.-topogr. Bureau“ (Stuttgart 1882) werden S. 192 über hundert Ringwälle und Opferstätten aufgezählt, noch weitere in der 'Schwäbischen Chronik' des Schwäb. Merkur vom 27. April 1882. Dies zeigt, dass diese Bergmauern zumeist Bauernburgen waren, keine bleibenden Wohnstätten, welche vielmehr in der Ebene und den Thälern lagen. Nur die grösseren „Burgplätze“ dienten zur „Bergung“ aller Gaubewohner in natürlich geschützter Lage der (daher genannten) „Berge“.

## Anhang.

Eine hervorragende Ringburg im Allgäu, deren Gesammtumfang 5 km beträgt, genannt schon beim Feldzug der kaiserlichen Brüder Tiberius und Drusus, welche Vindelicien zur römischen Provinz machten, krönt den Auerberg (alt Urberg) zwischen Oberdorf und Schongau, wahrscheinlich die Stätte der Akropolis des keltisch-vindelicischen Stammes der Likatier, das alte Damasia. Jedenfalls ist dies ein historisch merkwürdiges Befestigungswerk, was sich auch darin ausspricht, dass der Berg in einen reichen Sagenkreis gehüllt ist und als Tanzplatz und Sammelpunkt der Hexen gilt. Unter den auf und um ihn hausenden Geistern ist besonders die Gestalt Wodans mit dem wüthenden Heer zu erkennen (vgl. Augsb. Allg. Zeit. 1881 Nr. 343 und Beilage Nr. 328), der zu St. Georg umgetauft, Patron der dortigen Kirche ist. Was diese grossartigen Verschanzungen, bestehend aus einem verschanzten Lager mit ringförmiger Hauptumfassung nebst Reduit und zwei vorgeschobenen Werken, besonders merkwürdig macht, ist die Aehnlichkeit mit den Festungen der Gallier, wie sie Cäsar bei Alesia beschrieb. Bekannt ist ferner seine Schilderung von Avaricum, lib. VII c. 23 der Mauern um die gallischen festen Städte oder befestigten Lager, welche aus wechselnden Schichten von Balken und roh behauenen Steinen bestanden (vgl. hierüber Desjardins, Géographie de la Gaule II p. 119 ff. mit Abbildungen nach neueren Funden). In ähnlicher Weise zeigen nun aber auch die Reliefs der Trajanssäule zu Rom Darstellungen der Mauern der an der Donau wohnenden Dacier, aufgeführt von unbehauenen Felsstücken mit Holzeinlagen. Aus dem Vorkommen dieser Art Steinholzmauern bei den beiden genannten Völkern schliesst Herr v. Cohausen, dass auch die zwischen beiden wohnenden Germanen dieselben besassen, und dass eben die Ringwälle diese Construktion gehabt hätten.

Da man nämlich in diesen letzteren niemals Spuren von Kalkmörtel findet, mit welchem sonst die Steinlagen ausgeglichen und verbunden sein müssten, um eine Mauer zu Stande zu bringen (von Mörtel, der sich an Stellen wie die der späteren Klöster auf dem Heiligenberg bei Heidelberg findet, kann natürlich keine Rede sein), so nimmt Herr v. Cohausen wie gesagt an, dass die Steinbrocken bei den

Ringwällen durch eingelegte Hölzer ausgeglichen und verankert worden seien, um dadurch einen, wenn auch wenig dauerhaften, doch in Zeiten der Gefahr rasch ausführbaren, unersteiglichen Bau aufzuführen. Vgl. die Beschreibung der grossartigen Ringwälle des Taunus (dessen bekanntester auf dem Altkönig bei Homburg) in den 'Baudenkmälern im Regierungsbezirk Wiesbaden' (Berlin 1880) S. 462 ff. Dieser Annahme widerstreitet nun aber doch wohl die jetzige Beschaffenheit der Ringwälle, welche form- und regellose natürliche Steinmauern bilden. Allerdings müssen dieselben steiler gewesen sein, wenn sie den dahin Geflüchteten wirklich einen Schutz gewähren sollten, allein durch Anlage von sogenannten Trockenmauern ohne Kalkverbindung liess sich dieser Zweck ebenfalls erreichen. Der oben erwähnte imposante Steinwall mit vorliegendem Graben auf dem Greinberg bei Miltenberg, sowie die benachbarte ungeheuere elliptische, noch so geheissene „Ringmauer" bei Bürgstadt, deren Gesteine (rother Sandstein) noch wallartig ohne Mörtel aufgetragen sind, wie sie es ursprünglich waren, zeigen deutlich, dass hier keine solche geschichtete Lager von Lang- und Querhölzern bestanden haben können[1]). Im Innern des Walles könnten die Hölzer doch nicht so gänzlich verfault sein, dass keine Spur mehr davon vorhanden wäre. Dann müssten hier ja die Felsstücken zu einem unzusammenhängenden Haufen zusammengerollt sein[2]). Bei Ringwällen aber, die in der That nur noch solche fortlaufende Steinrutschen bieten, spricht der Umstand, dass sich keinerlei behauene Steine darin finden, entschieden dafür, dass die vorhandenen rauhen Findlinge und Felstrümmer zusammengeschleppt und einfach aufeinander geschichtet worden sind, um hierdurch mehr oder weniger geböschte Wälle zu bilden,

---

1) Fernere Wallungen des Spessarts und Mainthales sind weiter oben, in der Gegend von Lohr der Gaiberg (d. h. Gäu- = Gauberg) beim Dorfe Neustadt; die sogenannte Wettenburg, ein Hochplateau mit Abschnittswall und Graben oberhalb Wertheim: unterhalb dieses Ortes bei Bestenheid die im Dreieck angelegten Ringmauern auf dem Sporkert und auf dem steilen Steckenhan (Han = Hagen, Hag) bei Hassloch (vgl. Picks Monatsschr. VI, 310).

2) In neuester Zeit sind durch H. v. Cohausen wieder Ausgrabungen auf dem Altkönig vorgenommen worden, wodurch die längst vermuthete trockene Mauer nun wirklich constatirt wurde. Ein darin aufgefundener Canal mit Kohlenstücken soll das Lager für einen Balken abgegeben haben, um der ohne Bindemittel, 3—4 m hoch aufgeführten Mauer Festigkeit zu geben. Die Römer hatten keinerlei Beziehung zu dieser oder den andern „Ringmauern" (vulgo Rent = Rindmauern, Rindviehpferchen) des Taunus.

keine wirklichen Mauern. Hierbei suchte man der natürlichen Lage nur nachzuhelfen, die Steilheit des Bodens durch künstliche Aufwürfe gleichsam fortzusetzen. An den Stellen, wo der Berg so steil war, dass eine Erstürmung desselben sehr erschwert war, finden wir öfters weder Graben noch Steinwall, oder doch nur einen schwachen. Wo aber die Berg-Abdachung eine geringere, oder der Zugang zur Wallburg gar eben war, da musste die Sturmsicherheit durch höhere Verwallung und tiefere Gräben hergestellt werden. Vorzugsweise an solchen Orten war es, wo man sich nicht begnügte mit nur einem einzigen Wallzug, man sperrte besonders die Bergzungen, womit der durch einen einfachen oder doppelten Steinkreis umzogene Berggipfel mit dem übrigen Gebirge zusammenhing, durch besondere Querwälle mit Gräben ab. Besonders deutlich ist dies bei der sagenumsponnenen „Wettenburg“ oberhalb Wertheim, welche einen in den Main hineingeschobenen Berggipfel bildet, der nur durch einen schmalen Rücken mit dem rechten Uferplateau zusammenhängt.

Zwei solcher Abschnittswälle befinden sich auch nordöstlich vom Heiligenberg bei Heidelberg, wo derselbe durch einen Pass, über welchen ein altdeutscher Weg läuft, die „hohe Strasse“, mit dem übrigen Odenwaldgebirge verbunden ist. Hierdurch wurde nicht nur die Vertheidigung des Berges an dieser zugänglichen Stelle erleichtert, sondern zugleich auch die erwähnte Zugangsstrasse gedeckt [1]).

Von sonstigen verschanzten Bergen in der Gegend von Heidelberg aus der Zeit vor Gebrauch des Pulvers, ist noch der kleinere länglich-runde Steinwall bei Schriesheim an der Bergstrasse zu erwähnen. Derselbe liegt auf der Abdachung des Oelberges und ist auf der neuen top. Karte als „Schanze“ bei der sog. Kanzel (einem neuhergerichteten Aussichtspunkt) eingezeichnet. Wahrscheinlich rührt er erst aus der Belagerung der weiter unten liegenden Strahlenburg im Jahre 1470 durch den Pfalzgrafen Friedrich I. her. (Gegen den Berg zu ist dieser 2 m hohe, 66 Schritt lange und 33 totalbreite Steinwall, in welchem

---

1) Der eine dieser Erdwälle liegt am Anfang des besprochenen Passes unterhalb des untern Steinringes, wo auf unserer Karte die Angabe „Almendstein“ steht, bei einer Zweigung der Strasse in die Hirschgasse (wobei auch ein alter Grabhügel); der andere alte Querwall sperrt die Strasse am Ende des Passes beim sog. Zollstock (einem ehemaligen Heiligenbild) bei den dortigen Freischaarenschanzen aus dem Jahr 1849 (deren auch auf dem anstossenden Berge, dem Heidenknörzel, der aber keine älteren Befestigungen enthält, damals errichtet wurden).

[illegible] Ringwall [illegible] Obermosel.

[illegible] eingeschlossen?

[illegible] Pfalz [illegible] 1879 [illegible]

[illegible] Meeres- [illegible] mächtigen [illegible] nach Norden und Westen herab- [illegible] die ganze Anlage einen Umfang [illegible] Querprofilen der Hauptum- [illegible] dass derselbe ebenso wie beim Heiligenberg- [illegible] von kleineren Felsstücken, welche auf [illegible] zusammengetragen worden sind, hergestellt [illegible] beim Heiligenberg das Geröll des Steinrings oben an [illegible] der Kuppe anschliesst, zeigt der vorliegende noch eine Art von [illegible] Steinaufschüttung, die sich jetzt noch 1,3 bis 2,5 m über [illegible] Rand der Kuppe erhebt.

Die Hauptsteinaufschüttung ist oft noch bis 14 m breit mit Böschungen von [illegible] wodurch die abschüssigen Bergseiten noch erhöht wurden.

[illegible] Wall künstlich aufgedämmt und dann nicht [illegible] sondern auch die Krone und die sich rückwärts [illegible] Böschung mit losen Felsstücken nach Art der jetzigen [illegible] belegt worden.

Der Verfasser fand hier hinter dieser Aufdämmung einen mächtigen [illegible] am obern Umgang des Plateaus durch ein starkes [illegible] Beide Ringwälle stammen wohl aus einer Zeitepoche.

[illegible] den Donnersbergringwall der kel- [illegible] der Mediomatriker zu, welche dem linken Rheinufer ent- [illegible] der Römer und Germanen feste Wohnsitze hatten. [illegible] von den nachgerückten Stämmen der Triboker, Vangionen [illegible] westlich über die Vogesen hinaus verdrängt. [illegible] sollen die Mediomatriker die hochragende Donners- [illegible] Stamm befestigt haben.

[illegible] Balken, wie sie Caesar bei [illegible] der Heidenmauer auf dem Elsässer [illegible] ganz ähnlicher An- [illegible] 1882. [illegible]

[illegible]

Aus ältester Zeit stammen dagegen die Bergorte Dilsberg und Wimpfen am Neckar, die wohl aus Ringwällen entstanden.

---

den kleineren drei Umwallungen bilden Vorwerke auf den vordersten Ausläufern; sie deckten die Zugänge aus den sog. Dellen, das sind Einsattlungen, die sich zur Hauptkuppe hinaufziehen.

Bei den Vorwerken fehlt der Steinwall an den Stellen, wo die Steilheit des Terrains den Zugang erschwerte, also ein Massenangriff nicht zu erwarten war. Wo die natürliche Beschaffenheit des Terrains am wenigsten Schutz gewährt, finden wir die stärksten Profile des Steinringes.

Die Ausgangspunkte der Vorwerke, vom Hauptwall aus, sind stets an starke Felserhebungen gelegt, wodurch die Wallposition im Interesse der Vertheidigung verstärkt wurde. Hier waren auch die Posten, welche die Zugänge zum Berg zu überwachen hatten. Wie auf dem Heiligenberg bei Heidelberg zeigten sich auch auf dem Donnersberg (latinisirt Mons Jovis) Spuren des Aufenthaltes der Römer, wohl einer Capelle.

Im grossen Ganzen ist dieser grosse Vogesen-Ringwall, der in seiner Anlage dem Odenwald-Ringwall bei Heidelberg würdig zur Seite steht, noch gut erhalten, als ein stattliches Bauwerk jener Vorzeit, deren Erforschung für uns eine Hauptaufgabe sein muss. So sind jetzt die vorgeschichtlichen Befestigungen der Pfalz kartographisch festgestellt und beschrieben durch Mehlis (vgl. Westdeutsches Correspondenzblatt 1882 S. 79).

## 2. Metrische Grabschrift aus Mainz.

Hierzu Taf. I und II 1.

Am 26. Juli 1881 wurde bei Kanalbauten in der Rosengasse zu Mainz neben einer Reihe anderer römischer Monumente der auf Taf. I abgebildete Grabstein gefunden[1]). Seine gesammte Höhe ist 1,70 m, seine Breite 0,72 m. Den unteren Theil nimmt die 0,29 hohe bildliche Darstellung eines Hirten mit Schafen ein, darüber folgt in dieselbe Umrahmung eingeschlossen, aber durch einen Querstreifen getrennt, die sechzehnzeilige Inschrift:

**IVCVNDVS**
M·TERENTI·L
PECVARIVS
PRAETERIENS·QVICVM
QVE·LEGIS·CONSISTE
VIATOR·ET·VIDE·QVAMIN
DIGNE·RAPTVS·INANE·
QVERAR·VIVERE·NON
POTVI·PLVRES·XXX·PER
ANNOS·NAM·ERVPVIT·SE
RVOS·MIHI·VITAM·ET·IPSE
PRAECIPITEM·SESSE·DEIE
CIT·INAMNEM·APSTVLIT
HVIC·MOENVS·QVOD
DOMINO·ERIPVIT
PATRONVS·DESVO·POSVIT

Der Rahmen, welcher den ganzen Stein an beiden Seiten einfasst, schliesst diese Inschrift auch nach oben ab; darüber liegt ein aus ähn-

1) Vgl. über den Fund das LXXII. Heft dieser Jahrbücher S. 137 und das Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst I 1882 S. 2. — Die Abbildung ist nach einer in Mainz gefertigten Zeichnung hergestellt, zu deren Controlle und theilweisen Berichtigung durch die Freundlichkeit des Herrn Direktor Dr. Lindenschmit ein Papierabdruck des ganzen Steines zu Gebote stand.

lichen architektonischen Theilen gebildeter flacher Giebel. Das Giebelfeld ist durch eine zweihenkelige Urne, von welcher Laubgewinde ausgehen, gefüllt, die frei gebliebenen oberen Ecken des Steines durch Arabesken.

Ein besonderes Interesse verleiht unserem Steine die grösstentheils metrische Inschrift, die so abzutheilen sein wird:

*Iucundus M. Terenti l. pecuarius.*
*Praeteriens quicumque legis consiste viator,*
*Et vide quam indigne raptus inane querar!*
*Vivere non potui plures triginta per annos,*
*Nam erupuit servos mihi vitam et ipse*
*Praecipitem sesse deiecit in amnem.*
*Apstulit huic Moenus quod domino eripuit.*
*Patronus de suo posuit.*

Allerdings, jene rührende Liebenswürdigkeit, welche uns besonders bei griechischen Grabschriften so oft erfreut, und auch mit formalen Mängeln versöhnt, fehlt hier gänzlich: der Inhalt der recht prosaischen und nur äusserlich in Versform gebrachten Zeilen ist trüb und unerquicklich. Ein Sklave hat seinen Herrn, Iucundus mit Namen, erschlagen und sich selbst in den Main gestürzt: M. Terentius, der Patron des Ermordeten, setzt ihm das Grabmal und berichtet das Ereigniss in seinen Versen. Leicht sind sie ihm nicht aus der Feder geflossen, das beweist schon die Ungeschicklichkeit der ganzen Erzählung. Der Name des Mörders fehlt, der Grund der That ist nicht einmal angedeutet, schlicht ist nur das äusserlichste mitgetheilt. So zerrinnt uns doch wieder unter den Händen, was wir so gerne zu fassen glaubten, ein Stück unmittelbaren Lebens, ein Zeugniss von dem Treiben der kleinen Leute, für welche die Geschichte keinen Raum bietet, und für die doch rein menschliches Interesse in Jedem lebt. Nun aber ist der Gedenkstein des Iucundus nur wieder aufgetaucht, um uns seinen Tod zu melden; nur scheinbar bietet er uns mehr als dies: in Wahrheit ist uns Iucundus doch nur ein Name, wie all die vielen römischen Legionare, deren Grabsteine unsere Museen füllen.

Dass die Verse nicht sehr lobenswerth seien, ist schon bemerkt. Ein Zeichen für die geringe Gewandtheit des Verseschmieds ist die dreimalige Verwendung von *rapere,* Z. 7. 10. 15. Verhältnissmässig glatt klingt der erste Vers, obwohl es logischer Weise heissen müsste *quicumque vides consiste et lege.* Gewiss war dieser Vers in anderer

Verbindung längst ausgeprägt (obwohl er mir sonst nicht bekannt ist) und ist hier etwas ungeschickt verwendet.

Der zweite Vers ist ohne Anstoss. Die Verkürzung der Endsilbe von *vide* ist gesetzmässig: siehe Lucian Müller *De re metrica* S. 340.

Im dritten Vers dagegen ist zunächst gleich die Prosodie von *trigintă* verletzt. Allerdings finden sich diese Zahlwörter auf Inschriften nicht selten mit verkürzter letzter Silbe, so *triginta* bei Gruter 654, 4 (= Meyer's *Anthologia latina* 1209) 766, 7 (= Meyer 1285); *quadraginta* ausser in der letztgenannten Inschrift bei Orelli 4849 (= Meyer 1326); *quinquaginta* CIL VIII 4681, Orelli 132 (= Meyer 1174); *septuăginta* mit doppelter Verkürzung bei Meyer 1405, und vielleicht CIL II 1414 [1]). In der Litteratur dagegen haben sich diese Endsilben durchaus lang erhalten; scheinbar widersprechende Stellen sind längst beseitigt. Bei Lucilius V. 92 Lachmann war *octoginta* die Schlimmbesserung der Lesart des Nonius *bis quin actagena*, die auf keinen Fall so geändert werden durfte; bei Martialis III 40 ist längst aus den bessern Hss. für *quinquaginta dedisti* das richtige *quinquagena* aufgenommen, und ebenda XII 26 *sexagintă* mit Recht von Vossius (*Aristarchus sive de arte grammatica* II 24) in *sexagena* verbessert worden. Erst im vierten Jahrhundert finden wir diese Verletzung der Prosodie, zuerst bei Iuvencus (*Hist. evangelica* II 171, IV 640), der sich ja auch sonst unerhörtes erlaubt [2]), dann bei Ausonius (*Epist.* V 5. VII 17. *Eclog. Ratio dierum* 1), endlich in dem *Carmen de ponderibus et mensuris* (in Riese's *Anthologia latina* 486) V. 37. Dass dagegen Manilius einen Vers habe schreiben können, wie II 322 *Ter triginta quadrum partes per sidera reddant*, ist durchaus unglaublich, und von Bentley mit Recht geleugnet worden. Wenn er aber statt des anstössigen *ter triginta* nun *nongentae* einsetzt — *indignor quandoque bonus dormitat Homerus*. Nach Bentley's eigener Erklärung zu V. 313 darf an jener Stelle nur die Zahl neunzig, nicht neunhundert stehen, und er selbst hat nur an neunzig gedacht [3]). Das Versehen ist offenbar; um so unglaublicher,

1) Sicher ist diese Inschrift einem Vers wie CIL II 1418 nachgebildet: wie weit aber des Schreibers Gefühl dafür, dass es ein Vers sei, ging, ist schwer zu sagen, und damit der Schluss auf die Prosodie von *septuaginta* unsicher, zumal auch so der Vers noch nicht hergestellt wird.

2) Vgl. die Zusammenstellung bei Teuffel, Geschichte der Römischen Litteratur [4] § 403, 6.

3) *Repone* NONGENTAE quadrum partes per sidera reddant. *Nimirum*

dass Jacob es unbesehen in seinen Text aufgenommen. Mir ist die Heilung jener Stelle nicht geglückt. Nur so viel lässt sich sagen, dass die Ueberlieferung stark gestört scheint, denn der metrische Anstoss ist nicht der einzige. Man erwartet analog V. 309 einen Gedanken wie *Quod cum totius numeri, qui construit orbem, pars quarta efficiat latus unum quadrati in quattuor partes per sidera perducti evenit etc.* Diesen aber in den überlieferten Worten zu finden, ist schwierig. Auf jeden Fall beweist die Stelle keineswegs, dass *triginta* mit kurzer Endsilbe schon in der Zeit des Augustus gestattet war.

Höchst auffällig ist in demselben dritten Verse unserer Inschrift weiter die Verbindung *plures triginta per annos*; ich kenne aus der ganzen Litteratur keine ähnliche. Es müsste heissen *plus triginta annos, plus triginta annis, plus quam triginta annos* oder auch *per annos, plures triginta annis, plures quam triginta annos*: diese Verbindung ist unerhört.

Aber je weiter sich das Gedicht von den landläufigen poetischen Redensarten entfernt, desto schlimmer ergeht es dem Metrum. Der vierte Vers ist auf keine Weise richtig zu stellen: statt eines Pentameters ist es ein katalektischer fünffüssiger Dactylus geworden [1]. Sprachlich ist besonders *erupuit* auffällig. Wie oft *u* mit *i* wechselt, ist bekannt. Von den Compositis von *rapere* zeigt besonders *surrupio* bei Plautus fast durchgehends diesen Vokal, so findet sich beispielsweise in den Menächmen, in denen dies Wort zufällig sehr oft vorkommt,

*surrupui* V. 130, 200, 394, 510 (wo Ritschl mit Bothe *surpui* herstellt) 1138,
*surrupuisti* 393, 491, 507,

---

*notis hoc scriptum erat, ut supra factum, non litteris. Inde ex* LXXXX *excuderunt* ter triginta.

1) Dass unser Dichterling mit Verachtung des Hiatus *vitam et* als –◡◡ gebraucht habe, ist bei den vielen ähnlichen Beispielen nicht unwahrscheinlich. Ich weiche in der Abtheilung dieser Verse von Keller, Bonner Jahrbb. LXXII S. 137 ab, der *ipse* noch zum folgenden Verse zieht, um daraus einen ganzen Hexameter zu gewinnen. Dann müsste die letzte Silbe von *ipse* vor *pr* verlängert sein, was zur Noth anginge (Lucian Müller *De re metrica* S. 319 f.). Aber es ist nicht wahrscheinlich, dass je ein so unrythmisches Gebilde wie *nam erupuit servos mihi vitam et* als Vers gegolten habe. Das Metrum wird oft verletzt, aber nicht der Rythmus.

*surrupuit* Prol. 58, 564, 649,
*surrupuisse* 481, 532, 740, 814, 941,
*surruptus* 645, 646, 647, 664,
*surrupticius* Prol. 60.

Nur V. 738 ist von allen Hss. *surreptus* überliefert.

Unzweifelhaft wird sich diese Form noch in anderen alterthümlichen Schriftstücken finden[1]), ich kenne sie noch aus CIL I 603, 14, der *lex Atinia* bei Gellius XVII 17, Manilius III 352. Bei *deripere* scheint *i* bez. *e* vorzuwalten, doch findet sich in den Menächmen V. 1006 *derupier*, und bei Placidus S. 32 Deuerling *derupsit: dispersit* was weit eher in *dirupsit: disperserit* oder *dirupuit: dispersit* zu ändern sein wird, als mit dem letzten Herausgeber in *disrupit.* Für *eripere* habe ich nur ein Beispiel *eruptus* bei Manilius III 555, eine Form die anzutasten kein Grund vorliegt.

Dass wir hier noch die ältere Schreibung *servos* statt *servus* finden, ist nicht auffällig, haben doch die Lehrer des Quintilian[2]) noch so geschrieben.

Für das *sesse* des folgenden Verses (Z. 12) ist eine etymologische Erklärung nicht möglich; es scheint reine Willkür.

Wichtig ist im sechsten Vers (Z. 14) die Erwähnung des Mains. Es ist meines Wissens das erste Mal, dass dieser Name inschriftlich, also in völlig sicherer Form auftritt. Tzschucke hat in seiner Ausgabe des Pomponius Mela II, 3 S. 96 die verschiedenen Gestaltungen des Namens aufgeführt, neben *Moenus* und *Moenis Menis*, *Maenis*, *Moevis*, *Mevis*, ja sogar *Metiis.* Mit richtigem Takte ist man fast allgemein (in Tacitus Germ. 28, Plinius N. H. IX 45, Mela III 3, dem Panegyricus des sog. Eumenius auf Constantinus 13, Ammianus XVII 1, 6) im Einklang mit der Ueberlieferung auf die Form *Moenus* zurückgegangen. Nach unserer Inschrift kann an der Richtigkeit dieser Schreibung[3]) nicht mehr gezweifelt werden.

---

1) Vgl. Ritschl *Proleg.* S. XCV, *Opusc.* II 544 Anm.

2) *Inst. orat.* I 7, 26 *Nostri praeceptores SERVOM CERVOMque V et O litteris scripserunt, quia subiecta sibi vocalis in unum sonum coalescere et confundi nequiret; nunc V gemina scribuntur ea ratione quam reddidi. Neutro sane modo vox quam sentimus efficitur.*

3) Dass also bei Ammian Gardthausen's Lesung *Menus* aufzugeben ist, steht sicher; aber auch *Moenis* bei Mela wird man kaum mit Parthey halten können. — Auch die Ableitung, welche Glück in den Münchener Sitzungsberichten 1865 I S. 10 versucht, würde für die Form *Moenus* sprechen.

Die Namengebung des Verstorbenen weicht von der gewöhnlichen ab, nach der es *M. Terentius M. l. Iucundus* heissen müsste. Dass allerdings diese Form nicht die ursprüngliche war, hat Mommsen Römische Forschungen I S. 30 bemerkt: hier haben wir noch eine Spur der alten Willkür[1]). Auch dass dem Patron noch ein Cognomen zu fehlen scheint, weist auf ältere Gewöhnung.

Die vorläufigen Besprechungen des Steines haben in Iucundus einen 'Hirten oder Viehzüchter' gesehen, aber ersterer Erklärung, wohl verleitet durch die bildliche Darstellung 'des Hirten' den Vorzug gegeben. Mit Unrecht. Unser *pecuarius* ist zwar Freigelassener, aber hat doch selbst Sklaven (vgl. *servos* Z. 10 und *domino eripuit* Z. 15), und wenn wir auch die verhältnissmässige Pracht seines Grabes z. Th. aus dem Mitgefühl mit seinem Geschick erklären könnten, bei einem gewöhnlichen Hirten ist dieser Aufwand an poetischem wie bildlichem Schmuck nicht wahrscheinlich. Besonders aber widerspricht die Bedeutung von *pecuarius*. Offiziell finden wir das Wort dreifach verwendet: für die grossen Heerdenbesitzer, welche die Staatsweiden pachteten (Mommsen-Marquardt, Handbuch II, 1 S. 484), für Intendanturbeamte, welche für das Schlachtvieh zu sorgen hatten (Borghesi *Oeuvres* IV 191)[2]), endlich für die Mitglieder der Zunft, welche in der späteren Kaiserzeit Rom mit billigem Hammelfleisch versorgen musste (Gebhardt Studien über das Verpflegungswesen von Rom und Constantinopel S. 36)[3]). Natürlich kann hier keine der drei Bedeutungen angewendet sein: aber sie zeigen doch, dass wir unter *pecuarius* uns einen grösseren Unternehmer zu denken haben, worauf auch die sonstige Verwendung des Wortes führt.

Wir dürfen also das Bild auf dem untern Theil des Steines nicht ohne weiteres für eine Darstellung des Verstorbenen halten. Es deutet uns die Art der Beschäftigung welche er ausgeübt hat, an, aber zeigt nicht diese Beschäftigung selbst. Zwei Bäume geben dem Bild ein landschaftliches Gepräge; zwischen ihnen erscheinen, z. Th. über einander dargestellt, und also wohl auf einem Abhang weidend gedacht,

---

1) Vgl. die Zusammenstellung CIL I S. 642. Eine direkte Analogie zu unserem Falle scheint zu fehlen: es ist die Namengebung des Sklaven auf den Freigelassenen angewendet.

2) Die Inschriften sind aufgezählt in Mommsen-Marquardt's Handbuch VII, 2 S. 450.

3) Zu der älteren Zunft, aus welcher sich das spätere *corpus* natürlich entwickelt hat, vgl. Mommsen-Marquardt's Handbuch VII, 2 S. 449.

vier Schafe mit einem Widder. Unter dem Baume links steht der Hirt in kurzem Gewand, eine Peitsche in der Hand; zu seinen Füssen sitzt der Hund.

Der Stein wird wohl noch ins erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung gehören; die Schrift ist regelmässig, nur T ragt einigemal über die Linie; Zusammenziehungen von Buchstaben fehlen abgesehen von VM in Z. 4 gänzlich; die Interpunktion ist sorgfältig durchgeführt, nur Z. 6 ist *quamindigne* nicht getrennt[1]); Alterthümliches wie *erupuit* und *servos* fehlt nicht; der Patron scheint noch ohne Cognomen. Alles das führt auf eine ziemlich frühe Zeit.

Dem Bild auf unserem Denkmal verwandt ist die Darstellung eines im Deutzer Castrum gefundenen, jetzt im Bonner Provinzial-Museum befindlichen Steines von 0,79 m Höhe, 0,55 m Breite, 0,48 m Dicke (Bonner Jahrbb. LXVIII S. 23). Eine neue Abbildung desselben bildet den Schluss dieser Zeilen. Nur die obere rechte Ecke der Darstellung ist erhalten; vier Schafe sind noch sichtbar, z. Th. wieder über einander dargestellt; der Schäfer erscheint auf seinen Stab gestützt, in der Stellung, welche Poesie und Kunst alter wie neuer Zeit typisch für den Hirten verwendet[2]); auf dem Rücken trägt er eine Tasche; der Kopf der mit einer Kapuze bedeckt war, ist zerstört. Die rechte Begrenzungsfläche des Steines ist glatt gearbeitet und darauf berechnet, gesehen zu werden; an allen anderen Seiten schlossen, wie Klammerspuren und Bearbeitung zeigen, weitere Quadersteine an diesen Block an. Er hat also zum bildlichen Schmuck eines monumentalen Baues gehört. An dem römischen Ursprung der Werkes hätte schon des Stiles wegen Zweifel nicht erhoben werden sollen.

Ein Denkmal ähnlicher Art (abgebildet Taf. II 1) ist vor einiger Zeit in Mainz gefunden worden[3]). Dasselbe ist 0,95 m lang, 0,48 m hoch; die ganze Länge wird durch eine Säule mit hohem Stylobat und plumpem korinthischen Kapitell in zwei Felder getheilt. Links ist ein Fischer dargestellt: bärtig, mit einem Gewand bekleidet, das nur die

---

1) Z. 13 steht *inamnem* ebenso wie Z. 16 *desuo* mit Fug und Recht.

2) Vgl. z. B. Arch. Ztg. XIX 1861 Taf. 148, 2 und dazu Jahn. Ovid *ex Ponto* I 8, 52. *Metam.* VIII 218.

3) Herr Direktor Dr. Lindenschmit, dessen Freundlichkeit auch diese Abbildung verdankt wird, bemerkt, dass der Fund gemacht sei als man die Kellermauern der ehemaligen Domprobstei am Guttenbergplatz abtrug, in welche diese wie andere Skulpturen verbaut war.

eine Schulter bedeckt (ἐξωμίς), wie es die arbeitende Klasse meist trägt, sitzt er auf einem Felsblock, eben im Begriff einen Fisch an der Angel aus dem Wasser zu ziehen. In der Linken scheint er ein Behältniss für etwaige Beute zu halten. Auf der anderen Seite erscheint ein Hirte, gleichfalls sitzend. Seine Kleidung besteht ausser einem langärmeligen Gewand in einem kurzen Mantel, der Rücken und Brust bedeckt, wohl einer διφθέρα; mit der linken Hand fasst er die Hirtentasche, mit der rechten einen kurzen Stab. Zu seinen Füssen liegt der Hund, vor ihm erscheinen ein Widder und ein Schaf; weiterhin bezeichnet ein Baum die Landschaft. Auch dieser Stein scheint eine dekorative Arbeit, hervorgegangen aus jener Vorliebe für die Idylle, welche das spätere Alterthum kennzeichnet. Neben den Hirten sind die Fischer früh und oft Gegenstand dieser Kunstrichtung geworden; schon die Entstehung der Ἁλιεῖς und ihre Einordnung in die bukolische Sammlung beweist das. Vielleicht sind aber hier die beiden Berufsarten in noch bestimmterer, epigrammatischer Beziehung und Gegensätzlichkeit dargestellt, wie Hirt und Schiffer von Krinagoras (Anth. Pal. VII 636).

Bonn. Paul Wolters.



## 3. Die Bertichildis-Inschrift zu Kempten bei Bingen.

Von **Bern. Liesen** und **Friedr. Schneider.**

Hierzu Taf. VIII.

An den östlichen Hängen des Rochusberges bei Bingen liegt zwischen baumreichen Geländen und Weinbergen das rheinhessische Dorf Kempten, Haltestelle der Bahnlinie Bingen-Alzey-Worms. Auf halber Höhe vor dem südlichen Ende des Dorfes erhebt sich an ausgezeichneter Stelle die Pfarrkirche nebst dem Pfarrhause. Von hier aus — ähnlich wie von dem vielgefeierten Standpunkte bei der Rochuskapelle —, überblickt das Auge den weiten gesegneten Landstrich, welcher rechts von den rheinhessischen Rebhügeln und links von den waldumkränzten Höhen des oberen Rheingaues und den malerischen Linien des Taunus umschlossen ist. In breitem, inselreichem Bett fluthet der Rhein inmitten. Dörfer und Städtchen säumen seinen Lauf, bis in duftiger Ferne das Bild verschwimmt.

Die Kirche ist an einer natürlich gegebenen Stätte errichtet, von wo aus die Gegend auf viele Stunden im Umkreis zu beherrschen ist. So war denn auch der Kirchhof während des Mittelalters befestigt, und gar manchmal mag um seinen Besitz blutig gerungen worden sein, bis 1690 durch die Kriegsführer des „grossen Königs" seine Mauern gänzlich zerstört wurden[1]). Das orientirte Kirchengebäude selbst ist der Hauptsache nach neueren Ursprungs und dürfte wohl nach der über einem Fenster der Südseite befindlichen Zahl 1750 um diese Zeit umgebaut worden sein. Uebrigens finden sich auch ältere Bautheile noch erhalten, wie das 1584 bezeichnete Renaissance-Portal der Südseite und die an der Nordwand im Chor angebrachte Sakramentsnische aus dem 15. Jahrhundert beweisen. Das Alter der ursprünglichen Kirche reicht jedoch viel weiter hinauf. Zeuge dessen sind die am Chorbogen erhaltenen Kämpferprofile, die mit ihrer starken

1) Vgl. Schaab, Geschichte d. Stadt Mainz. III. Rheinhessen 425.

Platte und zweimal widerholten Wulsten einen höchst alterthümlichen Eindruck machen. Sie gehören, gleich dem an der Südseite an das Chor angelehnten Thurm, noch der romanischen Bauzeit an. Der Thurm selbst, im Viereck angelegt, ist aus Bruchsteinen schlicht aufgeführt. Hausteinsimse untertheilen ihn in drei Stockwerke; die unteren derselben haben nur enge Schlitze, indess das oberste in jeder Seite ein Doppelfenster mit eingestellter Säule zeigt. Stark ausladende Kämpfer tragen die aus Tuff hergestellten Bogen darüber.

Gleich dem leblosen Steine erzählt der seit unvordenklichen Zeiten den Thurm von der Ostseite her überwuchernde Epheu von dem Alter dieses Bauwerks. In nicht gar alte Zeiten reichen die urkundlichen Nachrichten über Kempten und seine Kirche. Aus dem früheren Mittelalter besitzen wir nur die Nachricht, dass Abt Hartung zu Bleidenstatt im Jahre 1255 das Patronatsrecht der Kirche dem Domstift von Mainz übergibt, um von einem Theil der Pfarreinkünfte eine Vikarie im Mainzer Dom zu stiften. Die Thatsache, dass Bleidenstatt, jene uralte Gründung im Taunus, zu Kempten bezüglich der offenbar sehr einträglichen Pfarrstelle das Patronatsrecht übte, führt zur gegründeten Vermuthung, dass die Beziehungen sehr alte waren und die Einrichtung eines Pfarrwesens zu Kempten in ganz frühe Zeiten zurückgeht. Dafür spricht zunächst schon die allgemeine Beobachtung, dass in dem bereits in fränkischer Zeit dicht besiedelten Rheinhessen jene gegen Osten und Süden abgedachten Hügel, eine Lage, die auch unser Kempten auszeichnet, mit Vorliebe von der alten Bevölkerung zur Anlage ihrer Wohnstätten und daran anschliessend, ihrer Todtenfelder gewählt wurden. Eine auf den Ort bezogene urkundliche Erwähnung aus dem 8. Jahrhundert unter dem Namen Cherminbitzia [1]) ist gewiss höchst zweifelhaft. Dagegen erscheint der Ort während des ganzen Mittelalters unter den nahe verwandten Bezeichnungen Kempden (d. a. 1255) [2]), Kemmeden (d. a. 1297) [3]), Kemedin (d. a. 1338) [4]), Kempnaten (d. a. 1377—78), Kempten (d. a. 1461—62) [5]), Kemden (d. a. 1462—63) [6]).

---

1) 771. Juni. 12. Cod. Lauresh. 31. Nr. 899, auch bei Scriba, Regesten, Rheinhessen III. Nr. 4993.

2) Scriba, l. c. Nr. 1575.

3) Baur, Hess. Urkk. III. Nr. 1568 p. 638.

4) Baur, l. c. Nr. 1100 p. 167.

5) Scriba, l. c. Nr. 3291, 4136.

6) Scriba, l. c. Nr. 4150.

Allein weiter als die urkundlichen Nachrichten gehen Denkmäler zurück, welche glücklicherweise, wenn auch bis dahin unbeachtet, von der frühesten Geschichte jener Stätte und ihrer Bewohner Kunde geben. Wie so oft hat auch hier der kirchliche Bau den zerstreuten Resten eine schützende Stelle gewährt. Da ist als ältestes Zeugniss zuerst ein römischer Viergötter-Altar zu erwähnen, der aussen an der südwestlichen Ecke der Kirche unmittelbar über dem Sockel eingemauert ist. Der Block besteht aus grobkörnigem Sandstein und misst in der Höhe 0,80, in der Breite 0,45; zwei Seiten sind in die Mauerecke eingebunden. Die freien Flächen zeigen in flachen Rundbogen-Nischen gut gezeichnete, aber stark abgeschliffene nackte Götter- oder Heroenbilder; jenem gegen Westen ist zu Füssen ein Hahn beigegeben, also wohl Aeskulap, vielleicht auch Hermes, während jenes gegen Süden mit einem Stab oder einer Keule wohl als Herkules zu fassen sein dürfte. Inschrift fehlt, war auch, wie es bei dieser Art Denkmalen meist, niemals vorhanden. Vgl. Becker: „Die römischen Inschriften und Steinsculpturen des Museums der Stadt Mainz“ Nr. 26—31. Die Vermuthung ist unbedingt ausgeschlossen, dass das Denkmal aus grösserer Entfernung an die Baustelle verbracht worden; im Gegentheil darf gewiss angenommen werden, dass dasselbe sich in unmittelbarer Nähe befunden und ehedem etwa an einer der Höhe entlang ziehenden Römerstrasse aufgestellt war. Wie die ganze Ecke zwischen Rhein und Nahe römische Spuren zeigt, so kann es nicht im Geringsten überraschen, ja es erscheint bei der so begünstigten Lage des heutigen Kempten durchaus naheliegend, auch hier eine Ansiedelung oder wenigstens eine lebhaftere Verkehrsstrasse in römischer Zeit zu vermuthen: ein unverwerfliches Zeugniss dafür ist der erwähnte Viergötter-Altar[1]). In der Vermauerung des Denkmals an einem kirchlichen Bauwerk liegt abermals ein Zeugniss dafür vor, wie man gern solche Reste der heidnischen Vorzeit verwandte und ihnen sogar eine hervorragende Stelle anzuweisen liebte. Mochten es symbolische Erwägungen sein, oder der Zug des Anstaunens und kindlicher Neugierde, welcher dem Mittelalter eigen ist, oder die Achtung vor dem ehrwürdigen Alterthum — kurz wir haben jenen, die einfältigen Sinnes einst den schlichten Kemptener

1) In der unteren Nahe-Gegend kommen solcher Viergötter-Altäre mehrere vor: vier derselben fanden sich in Kreuznach (vgl. Jahrbb. XLVII. Taf. XIV S. 76); ein anderer, bis dahin nicht beschrieben, findet sich auf dem Friedhofe zu Biebelsheim, rechtes Ufer, unfern der Station Gensingen.

Bau aufführten, die Erhaltung dieses Zeugens römischer Kultur an dieser Stätte zu danken.

Ein ebenso gütiges Geschick hat uns ein zweites Denkmal erhalten, das die Zahl der inschriftlichen Reste christlicher Vorzeit um ein höchst beachtenswerthes Stück bereichert: es ist jene frühchristliche Inschrift, welche hier zum erstenmal veröffentlicht und wissenschaftlich zu verwerthen unternommen wird.

Die Platte aus grauem Kalkstein der Gegend misst 0,60 m in der Höhe und 0,30 m in der Breite und ist an der Ostseite des Thurmes an der Ecke gegen Süden dem Mauerwerk eingebunden; sie tritt glatt aus dem rauhen Verputz des Thurmes hervor, war offenbar stets geschont und von Bewurf frei gehalten worden. Obschon nur etwas über 2½ Meter vom Boden entfernt, war dieser so merkwürdige Stein bisher völlig unbeachtet geblieben, bis wir durch Herrn Max Heckmann im Herbst 1880 bei einem archäologischen Ausflug darauf aufmerksam wurden[1]).

Am 10. Nov. und 1. Dez. 1880 unternahmen wir nähere Prüfung der Inschrift, über deren Inhalt die ersten Mittheilungen keinen Aufschluss gebracht hatten. Die Herstellung von Papier-Abklatschen war mit grosser Mühe verbunden, führte aber doch zu dem Ergebniss, dass mit Hilfe derselben und unter fortgesetzter Vergleichung des Originals, zuletzt noch am 2. Juni 1881, der erhaltene Theil der Inschrift in nachstehender Weise konnte klargestellt werden. Bedauerlicher Weise ist nämlich die Platte der Länge nach mitten durchgespalten worden, so dass nur die linke Hälfte, vom Beschauer gerechnet, erhalten blieb. Nachforschungen nach der fehlenden rechten Hälfte, die etwa auch am Thurm vermauert sein könnte, blieben erfolglos, so dass die Ergänzung nur auf Vermuthung und Combination nach Maassgabe verwandter Fälle zu gründen ist.

Vor Betrachtung der Inschrift nach ihrem Inhalt und ihren Eigenthümlichkeiten erscheint es angezeigt, der äusseren Beschaffenheit des Denkmals einige Worte zu widmen.

Ergänzen wir den Grabstein auf seine ursprüngliche Grösse, so erhalten wir eine Platte von 0,60 m im Gevierte. Die Mehrzahl der in den Rheinlanden gefundenen christlichen Inschriftsteine erreicht diese

---

1) Eine Notiz auch in der „Darmst. Ztg.", 3. Nov. 1880, welche jedoch nur den Charakter der Inschrift in der allgemeinsten Fassung berührt.

Maassverhältnisse nicht [1]), nur ein einziger übertrifft den unsrigen in dieser Hinsicht, jener der Bertisindis nämlich, welche 1,12 m hoch und 0,52 m breit ist [2]). Die Beschaffenheit des Steines lässt nicht mit Sicherheit erkennen, wie er ursprünglich verwendet war, ob in einer Umrahmung [3]), ob überhaupt unmittelbar auf der Grabstätte [4]) oder an der Wand innerhalb der Kirche, wo wir wohl nach dem Zug der Zeit, in unmittelbarster Nähe des Heiligthums bestattet zu werden [5]), auch das in Rede stehende Grab am ehesten vermuthen dürfen.

Höchst auffallend und wohl ohne Gleichen ist die Art, wie die Schriftzeilen zu der ornamentalen Ausstattung des Steines sich verhalten. Während nämlich die vier ersten Zeilen unbehindert über die obere Fläche des Steines laufen, schneiden die folgenden, anfangs wenig und mit unverkennbarer Zurückhaltung in die Zeichnung der kreisförmigen Verzierung ein, welche in den unteren Zweidrittel der Fläche eingeschrieben ist. Offenbar kam der Ausführende beim Einhauen der Inschrift zur Wahrnehmung, dass es im Verlauf an Raum gebreche, und fuhr von Zeile 8 angefangen nunmehr unbekümmert in das Kreisornament, gleichviel ob er für seine Schriftzüge die erforderliche Stelle auf den bandartigen Streifen des Ornaments oder auf dem tieferliegenden Grund gewann.

Angesichts dieser Thatsache legt sich die Frage nahe, ob nicht die ornamentale Ausstattung der Platte früher und unabhängig zu denken sei von der Anfertigung der Inschrift [6]). Wäre Beides einer Hand anvertraut gewesen, so würde der Verfertiger, dem es an einem gewissen Geschick augenscheinlich nicht fehlte, doch wohl eine Anordnung habe finden können, um eine solch' störende Beeinträchtigung von Schrift, wie Ornament zu vermeiden. Jedenfalls geschah es unter dem Druck der Nothwendigkeit, dass man in der unteren Hälfte das Ornament von der Schrift derart überschneiden liess.

---

1) Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde = Handb. I, 100 ff.

2) Handb. 103.

3) Handb. 100.

4) Handb. 100. — Le Blant, Manuel d'Epigraphie Chrétienne d'après les Marbres de la Gaule. Paris, 1869 = M. 144.

5) M. 146 ff.

6) Vergl. Le Blant, Inscriptions Chrétiennes de la Gaule = I. C. G. I pl. 11, 46, wo gleichfalls eine monogrammartige, von einem Kreis umschlossene Figur mitten im Texte auftritt.

Uebrigens schien gerade in der Art, wie die Schriftzeilen zu Anfang die Kreisfigur schonen, ein nicht zu verkennender Hinweis zur qantitativen Bestimmung der fehlenden Theile zu liegen, während im entgegengesetzten Fall bei der unteren Hälfte die Zahl der überschneidenden Schriftzüge in gleicher Weise maassgebend war. Unter diesem Gesichtspunkte ist somit, neben der sachlich angezeigten Ergänzung, die muthmassliche Vervollständigung der zweiten Hälfte versucht worden.

Was nun das auf der Platte angebrachte Ornament selbst betrifft, so ist dasselbe in der Art hergestellt, dass die äussere Kreisform schwach umrissen, im Inneren derselben aber der Grund zurückgesetzt ist, so dass die Zeichnung wenig über demselben vorsteht, mit der gesammten Oberfläche der Platte aber in derselben Ebene liegt. Die Kreisform ist ziemlich regelmässig aufgetragen, dagegen die Zeichnung der inneren Figuren unregelmässig und beträchtlich verschoben, so dass der Mangel an Messgeräthen, wie Mangel an Uebung gleichmässig daraus sprechen. Der Kern der Figur besteht offenbar aus einem rechtwinkeligen und einem schrägen Kreuze, die in Form des Monogrammes sich durchschneiden. Jedes der beiden Kreuze ist von einem Quadrat umschlossen, die in der Diagonale übereinandergelegt, acht sternartige Winkel gegen den umschliessenden Kreis ausspringen lassen. Es sind somit das gerade und das schräge Kreuz, das Quadrat, die Sternform und der Kreis zu einer Figur vereinigt, wie sie in dem bis jetzt vorliegenden Material von frühchristlichen Grabdenkmalen nicht vorkommt. Wohl ist das Monogramm in vielgestaltigem Wechsel auf den Denkmälern dieser Zeit zu verfolgen; auch erscheint die Kreuzform mit Ringen oder Rädern getrennt auf einzelnen Steinen [1]); ferner das lateinische Kreuz mit darauf eingeschlagenen oder darum gruppirten Schriftzügen [2]); allein in der vorliegenden Anordnung dürfte ein zweites oder ähnliches Beispiel bis dahin nicht nachgewiesen sein. Was die Gründe einer so seltsamen Durchdringung der verschiedenen Formen gewesen, lässt sich kaum mit Sicherheit ermitteln [3]).

---

1) Handb. 103. Fig. 19. Grabstein der Bertisindis und des Randualdus im Mainzer Museum.

2) Le Blant, I. C. G. Nr. 551a und 565.

3) Vielleicht ist die Vermuthung nicht ganz ohne Berechtigung, dass mit den christlichen Symbolen des Namenszuges des Erlösers hier andere geheimnissvolle, möglicherweise für wunderkräftig erachtete Zeichen in Verbindung gebracht sind, wie sie dem Volksglauben geläufig und werth geblieben waren.

Die Herstellung der Inschrift erfolgte mit einem scharfen Werkzeug; jede Schriftzeile ist in der Weise der mittelrheinischen Inschriften von zwei feinen Linien begleitet, deren Grenzen die correct gezeichneten Schriftzüge nicht überschreiten. In den oberen Zeilen laufen dieselben in regelmässigen Abständen und in gleichbleibender Bildung, während sie in der unteren Hälfte arg zusammengedrängt, unregelmässiger, seichter und unsicherer erscheinen.

Wir haben nun geglaubt, nach vielfältigen Erwägungen und Berathungen die Inschrift in folgender Fassung lesen und ergänzen zu dürfen. Es mögen ja wohl bezüglich der erhaltenen Hälfte auch abweichende Ansichten geltend gemacht und hinsichtlich des fehlenden Theiles Conjecturen von gleicher oder selbst grösserer Berechtigung aufgestellt werden. Allein trotz der Einsicht, dass es geradezu undenkbar sei, das allein Richtige hier zu treffen, schien es doch nicht unangemessen, wenigstens den Versuch einer Lösung vorzulegen.

| | [vorhanden] | [ergänzt] | |
|---|---|---|---|
| 1. | + IN HVNCTI | TVLO QVIES | 1. |
| 2. | CIT FILIA INL | FEMINE BERTI | 2. |
| 3. | CHILDI CVIVS F | VIT NOMEN ETIAM | 3. |
| 4. | BERTICHILD | IS QVEENIM | 4. |
| 5. | VIXIT IN PA | CE XPIDE | 5. |
| 6. | VOTEM | ENTISAN | 6. |
| 7. | NVS XX ME | MATER VERO | 7. |
| 8. | CVM VIRO SVO | IN HOC SECV | 8. |
| 9. | LO ANNVS V DIAES | .... LONGE | 9. |
| 10. | VA EREPTA | EX HAC VITA | 10. |
| 11. | TESTAT FC | HERES [· · ?] | 11. |
| 12. | P VOVIDV ERO | GARE EGENIS | 12. |
| 13. | ELEMOSINA | QVE AB OMNI PEC | 13. |
| 14. | CATO ETA | MORTE LIBERAT | 14. |

Bei der geringen Zahl frühchristlicher Inschriften der Rheingegend ist jeder Zuwachs willkommen und um so mehr in diesem Falle, wo der Fund nach formaler, wie inhaltlicher Beziehung eine Reihe neuer und höchst werthvoller Gesichtspunkte bietet.

---

Ohne weiter auf irgend eine Deutung derselben eingehen zu wollen, sei der Vermuthung in der angegebenen Richtung, doch mit allem Vorbehalte, Ausdruck gegeben. Vergl. übrigens Excurs S. 48.

Das Denkmal bewahrt uns das Andenken einer vornehmen Frau, deren Namen nur in einem Bruchstück erhalten, etwa als [BERTI] CHILDIS ergänzt werden dürfte. Die Bezeichnung INLVSTRIS, welche Männern wie Frauen seit der Spätzeit der römischen Herrschaft zukommt und sich in die fränkische Hofsprache übertrug, lässt mit voller Sicherheit auf den vornehmen Stand der hier Bestatteten schliessen. Führte doch Pippin als Majordomus[1]) ebenfalls den Ehrentitel „vir illustris".

Den Namen des Gatten enthält die Grabschrift nicht[2]), nur gibt sie an, dass [Berti]childis fünf Jahre und [?] Tage mit ihm in der Ehe gelebt habe. An erster Stelle ist aber die Inschrift dem Gedächtniss einer geliebten Tochter Bertichildis gewidmet, welche in jungfräulichem Stande im Alter von 20 Jahren verstarb. Aus dem Umstande, dass Mutter und Tochter zusammen hier genannt sind, dürfte vielleicht geschlossen werden, dass sie in kurzer Folge aus dem Leben schieden. Die Mutter wäre, nach der vorgeschlagenen Ergänzung, als hochbetagte Frau gestorben, wogegen das jugendliche Alter ihrer Tochter nicht unbedingt streitet.

An das Andenken der Verstorbenen reiht sich die Erwähnung einer frommen Stiftung zu Gunsten der Armen. Als eigentliche Stifterin erscheint die verwittwete Mutter, was wohl der vermögensrechtlichen Stellung entspricht und unter der Voraussetzung Bestätigung findet, dass die Tochter bei ihrer freigewählten Entsagung nicht als Erblasserin erscheinen durfte. Die Armenstiftung wird noch besonders begründet durch den Hinweis auf die Verheissung der heil. Schrift, welche die Verdienstlichkeit des Almosens im Hinblick auf den Tod und die Sündenstrafen hervorhebt. Gewiss dürfen die frommen Spenden als beträchtlich angenommen werden, da ihrer sogar in einem öffentlichen Denkmal Erwähnung geschieht. Zu dem vornehmen Stande der hier Bestatteten tritt also auch Reichthum und grosse Wohlthätigkeit hinzu, so dass die Grabschrift das Andenken eines edlen und mächtigen Geschlechtes fränkischen Stammes überliefert.

---

1) So auf einem Diplom um 751 im Nationalarchiv zu Paris. Abb. bei Stacke, deutsche Gesch. I. 166; auch für Deutschland belegt durch die Stiftungsurkunde von Kl. Fulda. Dronke, Trad. Fuld. p. 3 u. Cod. Fuld. Nr. 5. p. 4.

2) Es sei denn, dass man, wie Dr. Max Rieger in einer Zuschrift an uns vermuthet, aus dem Reste CHILDI einen Mannsnamen ergänzen sollte, indem das runische L ein N vertreten könnte, womit es in der runischen Schreibung allerdings nahe verwandt ist.

Was nun die Einzelheiten und epigraphischen Besonderheiten unseres Denkmals betrifft, so erscheint das Kreuz, welches die

1. Zeile eröffnet, in dieser Weise auf Grabschriften diesseits der Alpen nicht vor dem Anfang des 6. Jahrh.[1]). Unter den mittelrheinischen Grabdenkmälern begegnen wir bis jetzt dieser Eigenthümlichkeit nur bei der Inschrift der Avdolendis[2]).

Aus der Anbringung des Kreuzzeichens an dieser Stelle darf mit Sicherheit die festere Begründung epigraphischer Regeln gefolgert werden, was andererseits nur unter der ungestörten Entwickelung geordneter Verhältnisse gedacht werden kann. Dürfen wir im vorliegenden Fall auch nicht an ein allzufrühes Alter des Denkmals glauben, so spricht andererseits die sorgliche Handhabung gewisser Regeln und Formen gegen eine sehr späte, verwilderte Zeit.

Die Ausdrucksweise IN HVNC TITVLO verwendet TITVLVS als gleichbedeutend mit sepulchrum und ist in Mainz derart gebräuchlich, dass die Bezeichnung, wie auch die sprachliche Fehlerhaftigkeit geradezu als charakteristisch für die Gegend gelten können. Unter diesen Umständen schien es entschieden angezeigt, die Ergänzung in diesem Sinne vorzunehmen und nicht etwa sich für TVMVLO[VM] zu entscheiden[4]).

Die Ergänzung [QVIES]CIT (Zeile 2) schien in sich ebenso angezeigt, als sie durch rheinische Denkmäler bestätigt wird[5]).

Mit der Bezeichnung FILIA, welche einer der hier Bestatteten beigelegt wird, trennt sich unsere Inschrift von der älteren Gewohnheit der christlichen Epigraphik, welche die in den heidnischen Grabschriften stehenden Affekte ausschliesst[6]). Wie Le Blant darthut, kommt die Erwähnung der Filiation nur selten überhaupt auf christlichen Epitaphien vor und gehört nach seiner Erfahrung dem Ende des 6. und

---

1) M. 32, Inschr. von Narbonne v. J. 503.

2) I. C. G. Nr. 339.

3) Mainzer Inschriften in I. C. G. 347 TITULUM POSUERUNT. — l. c. 340 IN HUNC TITOLO REQUIESCIT. — Auch von Le Blant, M. 76 als Mainzer Eigenthümlichkeit ausdrücklich hervorgehoben.

4) M. 23 führt Beispiele derart: IN HOC TUMULO vom eigentlich gallischen Boden mehrfach an.

5) Handb. 101. fig. 16 . . IN PACE QUIESCET RUTILO. — fig. 17 . . QUIESCET IN PACE LUDINO; ebenso fig. 18 PAVTA; — fig. 19 BERTISINDIS. — Vgl. M. 22, 23.

6) M. 37. 38.

Anfang des 7. Jahrhunderts an [1]). Doch ist nicht zu übersehen, dass in unserem Falle nicht die Eltern selbst ihrem Kinde den Titel filia beigeben, sondern der Testamentsvollstrecker, und dass die Bezeichnung filia und mater wegen des gleichen Namens beider nothwendig war. Uebrigens ist auch obige Bemerkung Le Blant's nicht überall zutreffend; für Trier z. B. wird das Gegentheil klar aus Le Blant selbst I. C. G. Nr. 229, 230a, 238a ff. Vgl. für Ebersheim l. c. Nr. 344.

Dass die mit einer Sigle schliessende Abbreviatur INL als INLVSTRIS zu deuten, ergiebt sich aus dem vielfach erwiesenen Gebrauch [2]), wonach dieser Ehrentitel ebensowohl Frauen als Männern [3]) beigelegt wurde.

Zeile 3 beginnt mit dem Bruchstück eines Frauennamens, den man etwa in [BRVNI]CHILDI ergänzen könnte, falls nicht vorgezogen wird, für die Mutter denselben Namen BERTICHILDIS, wie für die Tochter anzunehmen. Jedenfalls ist die eine wie die andere Ergänzung als offene Frage zu behandeln. Etwas auffällig erscheint die fehlerhafte Bildung des weiblichen Namens im Genitiv, wo der Regel nach [BRVNI]CHILDIS stehen müsste. Doch zeigt auch der zu Ebersheim (bei Mainz) gefundene Stein filia Thudelindi statt -is. Vgl. bei Hübner Inscr. Hisp. im Index s. v. genitivi: Felic*i* viermal, Ioann*i* dreimal, Pastor*i*. Die allgemeine Bemerkung wird hier am Platze sein, dass „das Westgermanische, im Gegensatz zum Ostgermanischen, im Allgemeinen kein s am Wortende duldet". Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache S. 97 ff. Le Blant M. 193 ff. weist darauf hin, wie vom 5. Jahrh. auf gallischem Boden die Umbildung der lateinischen in die Volkssprache eine ganze Reihe von Veränderungen und Verderbtheiten nach sich gezogen habe; so namentlich verlieren die Worte auf IS und VS im Genitiv und Accusativ den Schlussconsonanten [4]).

---

1) I. C. G. 460a. Vgl. M. 37 ff. Die Altersbestimmungen, welche von Le Blant an diese Eigenthümlichkeiten geknüpft werden, können hier füglich ausser Betracht bleiben.

2) Hübner, Inscr. Hispan. 9, p. XI, vgl. Nr. 115, 124. — So namentlich Nr. 115.. AB INLUSTRI GUDILIVA, welche zu Granada drei Kirchen erbaute (gegen 577); — ferner I. C. G. I p. 2 INLUSTRIS FEMINA. Aehnliche Bezeichnungen CLARISSIMA FEMINA, I. C. G. Nr. 50. Vergl. M. 68 INLUSTRIS TITULIS.

3) I. C. G. Nr. 492.

4) Treffend ist die Bemerkung, welche er im Allgemeinen über den Ge-

Die Endigung CHILD ist entschieden fränkischer Art und reiht sich in so fern unmittelbar den übrigen Mainzer Inschriften von ausgesprochen fränkischer Namenbildung an [1]).

Zeile 4 ist der Name der in erster Linie genannten Tochter BERTICHILD[IS] in erfreulicher Vollständigkeit erhalten. Mit unwesentlicher Verschiedenheit als BERTEILDIS kommt der Name auf einem Goldring vor, der in Laon (?) gefunden mit dem Merowingischen Monogramm, ähnlich jenem des Childerich II, ausgestattet ist [2]).

Zeile 5. VIXIT IN PA[CE] entspricht dem Sprachgebrauch der christlichen Grabschriften und insbesondere der Mainzer so sehr, dass eine weitere Begründung nicht nöthig erscheint [3]). Die Beifügung IN PA[CE XPI] dürfte sich durch den Hinweis auf ähnliche Fassungen wie RESVRGET IN CHRISTO oder REQVIESCIT IN SPE RESVRRECTIONIS CHRISTI [4]) rechtfertigen lassen.

Zeile 6 glaubten wir als [DE] VOTE M[ENTIS] auffassen zu dürfen. Wir begegnen in der That einer ganzen Reihe anklingender Fassungen wie: DIVOTA MENTE (I. C. G. Nr. 560), DEVOTA FAMVLA DEI (Inscr. Hispan. 51). Für Trier belegt aus Le Blant I. C. G. Nr. 258 LEA DEVOTĀS D̄Ō PVELLA; für Vienne (anno 491) Severianus, qui RELIGIONEM DEVOTA MENTE SVSCEPIT „il s'était voué à la vie monastique." ibid Nr. 346. Mit dieser Ausdrucksweise verbindet sich aber, wie feststeht, der Sinn, dass die also bezeichnete ein gottgeweihtes Leben führte (DEO VOTA Inscr. Hispan. 135), sei es, dass sie in frei-

---

brauch der lateinischen Sprache bei der eingebornen Bevölkerung macht: Le latin, que la politique de Rome imposait aux nations vaincues, n'en demeure pas moins, en Gaule, la langue officielle et dominante. Les barbares, vainqueurs, l'acceptent eux-mêmes, et se font gloire de l'apprendre et de le parler. Ce qu'il devint tout d'abord dans leur bouche, dans celle des anciens occupants, l'epigraphie nous aide à le connaître. M. 193.

1) Ausserdem dürften die ganz ähnlich gebildeten Namen hier zu erwähnen sein: KROVTKHILD in I. C. G. Nr. 142; — THEODLECHELDIS um 680 Nr. 199; THEVCHILDIS, Tochter von Theodorich Nr. 216. Aus der königlichen Familie der Merovinger erwähnt Gregor. Turon. Hist. Franc. eine Lantechildis, Schwester Clodovechs I; Chrodichildis (Chlotildis) dessen Gemahlin; eine Austrichidis, Brunichildis u. s. w. Siehe: Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Lief. 12, Stammtafel II u. IIb.

2) I. C. G. Nr. 678a, pl. 91, 547.

3) Vgl. übrigens M. 23, 43.

4) M. 49; auch OBIIT IN CHRISTO M. 25.

williger Entsagung in der Welt lebte oder einer geistlichen Genossenschaft angehörte. Bereits im 5. Jahrhundert sind Beispiele derart nachzuweisen wie DEO SACRATA PVELLA, PVELLA PLACITA [1]), DEO SACRA VIRGO [2]). Die uns mehrfach so nahe stehenden Trierer Inschriften reden von PVELLA DEI, PVELLA SANCTIMONIALIS [3]). Die spanischen Denkmäler setzen im gleichen Sinne: VIRGO CHRISTI, CHRISTI VIRGO, VIRGINES SACRAE [4]). Le Blant C. I. G. zu Nr. 258, 259 (Trier) sagt: „On remarquera d'abord ici la distinction connue entre la puella Dei, c'est à dire la vièrge qui a prononcé ses voeux, et celle, qui n'est encore que devotans Deo". Er verweist in einer Note auf Gazzera Iscr. del. Piem. p. 86 etc. Unter diesen Umständen ist es gewiss begründet, im vorliegenden Falle in Bertichildis eine gottverlobte Jungfrau zu erblicken, so dass in den Mainzer Inschriften nunmehr auch diese in kulturgeschichtlicher, wie religiöser Hinsicht bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit vertreten ist.

Zeile 7. [AN]NVS statt ANNOS ist wohl weniger auf eine Irrung, als vielmehr auf die barbarische Sprachweise zurückzuführen [5]). Die Angabe des Alters der Verstorbenen, welcher wir hier begegnen, ist den rheinischen wie trierischen Inschriften gleichmässig eigen und wird von Le Blant auf die dritte, sowie auf die letzte Periode der frühchristlichen Epigraphik beschränkt [6]). Neben den Jahren werden in dieser Zeit gleichfalls die Monate und Tage verzeichnet, wie u. a. auch die Mainzer Inschrift der Pauta zeigt [7]).

Wenn wir weiter MATER ergänzten, so leitete uns darin die vorbemerkte Annahme von dem Verhältniss der beiden hier bestatteten Frauen. Eine Erwähnung derart findet sich in I. C. G. Nr. 460. Auch für die sprachliche Wendung VERO bietet sich ein Beispiel in I. C. G. Nr. 379.

---

1) Mommsen I. R. Nr. 2055, 2057, 2071.

2) M. 24.

3) M. 24.

4) Inscr. Hispan. 21, 101, 86.

5) So auf den Mainzer Inschriften des Ludino und der Bertisindis. I. C. G. Nr. 340, 346. Vgl. Handb. 102 u. 103. Le Blant, M. 196 bemerkt in dieser Hinsicht: Parmi les permutations qui charactérisent les monuments de la langue vulgaire, a côté de l'U s'échangeant avec l'O, le B avec le V, certaines particularités marquent encore un trait important de la constitution de notre langue.

6) M. 54 ff.

7) Handb. 102.

Zeile 8. Das Verhältniss der Gatten findet sich in der altchristlichen Epigraphie häufig vertreten; von cisalpinischen Denkmälern erwähnen wir zwei in I. C. G. Nr. 230 und 293.

Die zu Zeile 9 vorgeschlagene Ergänzung [IN HOC SECV]LO ist durch die verwandte Fassung einer rheinischen Inschrift aus Plait bei Andernach IN SECVLO (I. C. G. Nr. 360) genügend unterstützt [1]).

Die eigenthümliche Schreibung DIAES wird durch einen gleichen Fall belegt: DIAE in I. C. G. Nr. 475. Auch Hübner Inscr. Hispan. Nr. 45 bietet DIAE PRIDIAE.

Wenn wir uns für die Lesung [LONGE]VA entschieden haben, so überlassen wir es der Wahl, ob diese Ansicht oder etwa die Wendung [MORTE oder PESTE SE]VA den Vorzug verdiene [2]).

Zeile 10. EREPTA knüpft an biblischen Sprachgebrauch an [3]) und ist ebensowohl durch verwandte inschriftliche Beispiele belegt, wie SVBITO RAPTA I. C. G. Nr. 12; RAPVIT MORS Nr. 31 [4]).

Zeile 11. Ob hier, da das letzte Zeichen nicht zweifellos ist, TESTAMENTVM FECIT zu lesen oder, was wohl auch noch zulässig ist TESTAT[O oder A] F[IERI] C[VRAVIT] mag unentschieden bleiben. Im Ganzen ist eine solche Ausdrucksweise, die der heidnischen Epigraphik eignet, bei christlichen Grabdenkmälern selten, wenn sie auch nicht ohne Gleichen ist, wie z. B. in jener Inschrift von Vienne (I. C. G. Nr. 399), die aber ganz im Charakter des Trierer Kreises gehalten ist (vgl. M. 86) und die Formel TITVLVM CVRANTES aufweist. Sie gehörte eben zu den stereotypen Wendungen, die aus dem römischen Rechte in das Leben übergegangen waren.

Den nunmehr folgenden Raum dürfte das Wort HERES oder dessen Eigenname eingenommen haben, da nach einem testamentarischen Willen auch dessen Vollstrecker zu erwähnen bleibt.

---

1) Vgl. übrigens: IN SECULO I. C. G. Nr. 661, p. 545; VIXIT IN HOC SECVLO M. 78; DE SECVLO I. C. G. Nr. 388a.

2) So sprach sich Prof. Hübner in einer Zuschrift aus. Die Wendung LONGAEVA SENECTVS SUSTULIT MUNDO kommt vor bei Gazzera Iscr. del. Piem. pag. 80.

3) Sapientia 4, 11. Raptus est ne malitia mutaret intellectum eius. Vgl. Galat. 1, 4. Ut eriperet nos de praesenti saeculo nequam.

4) Inscr. Hispan. DIVINA[O?] RAPTA FLAGELLO Nr. 84a (d. a. 549); SVRSVM RAPTA 86 (d. a. 649); RAPTVS... SVBITO 142[8] (d. a. 630); QVEM RAPVIT POPVLIS MORS 165 (d. a. 680?).

De Rossi: Inscriptiones christianae Urbis Romae bietet: EREPTVS IVVENIS Nr. 412. — EREPTA EX OCVLIS Nr. 329. — PRAEREPTVS CITO Nr. 127.

Zeile 12. Der Ausdruck VOTVM erscheint in der christlichen Denkmalsprache so häufig und in so mannigfacher Beziehung [1]), dass derselbe unbedenklich anzunehmen ist.

Daran anschliessend wird ERO[GARE EGENIS] oder eine synonime Wendung, um die Wohlthätigkeit gegen Arme auszudrücken, vom Zusammenhange gefordert, eine Conjectur, welche in den Inschriften analoge Formen für sich hat. Der Ausdruck erogare scheint in jener Zeit geradezu terminus technicus für Almosengeben gewesen zu sein. Der Zeitgenosse Bischof Gregor von Tours (538—594) schreibt z. B. Hist. Franc. lib. V, 20 „cum multa de thesauris pauperibus erogaret“ (sc. Tiberius Caesar, den er auch eleemosynarium inopumque optimum defensorem nennt) und de gloria Confess. c. 110: im Leben des h. Paulinus von Nola: „venditis omnibus quae habebat pauperibus erogavit.“

Vielleicht liesse sich auch eine Wendung EX OPIBVS annehmen, entsprechend einem ähnlichen Ausdrucke bei Le Blant I. C. G. Nr. 543, wo es von einer Nobilis Eugenia heisst: Captivos OPIBVS vinclis laxavit iniquis. Indess bei dem unsicheren Charakter des mittleren Buchstabens unserer Inschrift, der sowohl ein R wie ein X darstellen kann, bleibt die Frage offen.

Zeile 13. ELEMOSIN[AM] ist anderweitig (I. C. G. 17) ELEMOSINAM ET ORATIONEM STVDVIT; — SISTANT IGITVR ELEMOSINIS Nr. 387. IN ELEMOSINIS OMNINO PRVMTA Nr. 615 (wo von einer Maria, Deo sacrata die Rede ist) belegt. Im Uebrigen sind die Denkmäler der cisalpinischen Länder reich an Nachweisen von Werken der Barmherzigkeit und milden Stiftungen [2]). Sicher aber geschah es nur in den seltneren Fällen, dass solche Erweise christlichen Wohlthätigkeitssinnes in Inschriften verewigt wurden [3]). Dafür spricht die

---

1) VOTA SVA I. C. G. Nr. 333; VOTO SVO Nr. 389; VOTVM FECIT 551a; EX VOTO 405; VOTA PARENTVM 12; VT PRO VOTO SVO 496. VOTVM erscheint namentlich in der Spätzeit wiederholt in dem Sinn von Bitte. Vgl. M. 199, wohl auch in dem Sinn von Absicht CONTRA VOTVM POSVIT I. C. G. 467. p. 154. Hagenbuch bemerkt Inscriptt. latin. sel. ed. Orelli, zu Nr. 4460 Note 1: Formula contra votum Christianis frequens, neque tamen gentilibus ignota fuit.

2) M. 176, 177.

3) Vgl. I. C. G. Nr. 386. PATER PAVPERORVM PAVPEREBVS PIA, ibi Nr. 450. — SIC FAVIT (al. FVDIT) EGENIS, ibi Nr. 635. — MERCEDES ADDIT, PAVPER LAETVS ABIT, ibi Nr. 425. — Aus Fabretti X, 478 HVNC

ganze Auschauungsweise von dem inneren Werthe der guten Werke[1]). Wo aber eine solche Erwähnung geschah, darf mit Sicherheit vorausgesetzt werden, dass die That in Ansehung der Person wie ihrer sachlichen Bedeutung der öffentlichen Kenntniss nicht vorenthalten werden konnte oder durfte.

Zeile 14. Die Vervollständigung in dem vorgeschlagenen Sinne [A PEC]CATO ET A[MORTE LIBERAT] ist durch das Anklingen an biblische Texte so nahe gelegt, dass ein Zweifel darüber kaum aufkommen dürfte. Das Citat ist offenbat Tob. 4, 11[2]) Quoniam eleemosyna ab omni peccato, et a morte liberat entnommen. Obwohl die Anknüpfung an Worte der heil. Schrift oder der kirchlichen Liturgie im Allgemeinen nicht zu den seltenen Erscheinungen in der frühchristlichen Epigraphik gehört[3]), so findet sich bis dahin unter den Inschriften des Mittelrheins kein Beispiel, wie denn auch gerade die aus Tobias herübergenommene Stelle sich in Inschriften sonst nicht verwendet findet. Allerdings ist die Stelle u. A. verwerthet in der Vita S. Aridii abbatis, welche fälschlich Greg. von Tours zugeschrieben wird: Auri argentique metalla in pauperibus dispersit, considerans quod scriptum est: Eleemosyna a morte liberat, et qui eam fecerit, non ibit in tenebras, bei Migne P. P. lat. t. LXXI col. 1125.

Es erübrigt nunmehr die Erörterung einer annähernden Altersbestimmung unserer Inschrift. Aus ihrem Inhalt ergibt sich, dass in den Kreisen der vornehmen Franken der mittleren Rheingegend der christliche Glaube befestigt und das religiöse Leben zu hoher Entwickelung gediehen war. Die Wahl eines gottgeweihten Standes und die Uebung christlicher Nächstenliebe beweisen nicht weniger dafür, als die tief christliche Anschauung, welche aus der ganzen Fassung der Inschrift sammt der geläufigen Kenntniss der heil. Schrift hervorleuchtet. Auch der Wittwenstand der Mutter, die Gott mit wohlthätigen Werken diente, ist als ein geweihter Stand zu fassen. Getreu der Mahnung

---

HABVIT PATREM ORFANUS ET VIDVA. — Allegranza, de Sepulchr. christ. p. 35. CLARA GENVS CENSV POLLENS ET MATER EGENTVM.

1) Matth. 6, 2—4.

2) Vgl. auch Tob. 12, 9. Quoniam eleemosyna a morte liberat, et ipsa est, quae purgat peccata — und Eccli. III, 33 Sicut aqua exstinguit ignem, ita eleemosyna exstinguit peccatum, sowie Luc. XI, 41 Date eleemosynam et ecce omnia munda sunt vobis.

3) Vgl. u. a. de Rossi: Inscriptiones christianae Urbis Romae Nr. 1241, wo eine Inschrift beginnt mit dem Texte aus Job 1, 21.

des Apostels an Timoth. (I, 5, 3, 5) „Wittwen ehre, die wahrhaft Wittwen sind... Die aber, welche wahrhaft Wittwe und vereinsamt ist, hoffe auf Gott und beharre in Bitten und Gebeten Tag und Nacht“ hat die Kirche diesen Stand alle Zeit als ihrer besonderen Sorgfalt und ihrem Schutze anbefohlen erachtet. Darum liest man auf Inschriften wie ancilla oder puella Dei auch VIDVA DEI, cfr. Oderici Sylloge pag. 341 und Marini Iscriz. Alb. pag. 195. Hieronymus epist. XXVI gilt die Wittwenschaft als „secundus castimoniae gradus“ [1]). Da die Christianisirung des Frankenvolkes im Laufe des 6. Jahrh. nicht ohne Rückschlag sich vollzog [2]), so dürfte die früheste Datirung immerhin erst nach der Mitte des 6. Jahrh. zu verweisen sein. Gewiss fällt die fragliche Ausstattung des Denkmals nach der äusseren Seite, gute Zeichnung der Schrift, Anwendung von Ausdrücken, wie sie besseren Zeiten geläufig waren, ins Gewicht. Allein gerade der vornehme Stand der hier Beigesetzten erklärt eine Sorgfalt in dieser Hinsicht, wie sie bei gewöhnlicher Bestattung wohl kaum vorkommen mochte. Die paläographischen Merkmale unseres Denkmals, namentlich die Verwendnng runischer Schriftzüge [3]) können wohl kaum für eine frühere Entstehung angerufen werden; im Gegentheil lässt sich deren Vorkommen in verhältnissmässig später Zeit durch die analoge Thatsache erklären, dass auch auf gallischem Boden [4]) der in dem zähen Festhalten am Althergebrachten wurzelnde Gebrauch der alten volksthümlichen Schriftart gleicherweise sich vorfindet und sogar bis zum Schluss des 7. Jahrh. zu verfolgen ist.

Haben wir einerseits versucht, die Möglichkeit der frühesten Entstehung unserer Inschrift zu bestimmen, so lässt sich andererseits die

---

1) Le Blant, I. C. G. merkt zu Nr. 18 an, wie bei Bischöfen und Priestern, so werde auch bei Wittwen und gottgeweihten Jungfrauen oft nicht das Lebensalter, sondern ganz charakteristisch nur die Jahre verzeichnet, welche sie Gott gedient haben. Er führt an: „Tuscula... vidua annorum XLV und Antonius... matri biduae annorum XVIII. — Augustin. de bono Viduitatis ad Julianam viduam c. I Arripui utcumque inter alias urgentissimas occupationes meas de professione sanctae viduitatis aliquid ad te scribere.“ — ibid. c. XX. tantumque mereris vidua Christi ut filiam (Demetriadem) quoque videres virginem Christi.

2) Vgl. M. 109 ff. — Falk, Das erste Jahrtausend christl. Bau- u. Kunstthätigkeit in Mainz in Nassau. Ann. XII, 6. — Hegel, Chron. d. deutsch. Städte, Mainz II. Verf. Gesch. 6.

3) Vergl. M. 41.

4) Vgl. I. C. G. Nr. 344, I. p. 212, ferner Nr. 344, 455.

Begrenzung in dem Sinne festsetzen, dass mit dem 8. Jahrh. inschriftliche Denkmäler in den fränkischen Gebieten überhaupt verschwinden [1]). Wir wären somit auf den Zeitraum von der Mitte des 6. bis Ende des 7. Jahrhunderts angewiesen und dürfen innerhalb dieser Grenze uns gewiss für die frühere Hälfte entscheiden, so dass also die Entstehung unseres Denkmals vielleicht noch in die zweite Hälfte des 6. Jahrh. gesetzt werden kann [2]).

In wie weit es gelungen ist, den Inhalt unserer Inschrift zu entziffern und die fehlende Hälfte, wenigstens dem Sinne nach, zutreffend zu ergänzen, mag eingehender Prüfung unterlassen bleiben. Gewiss bleibt zu bedauern, dass nur das Bruchstück auf uns gekommen ist. Allein wir eignen uns in dieser Hinsicht die Auffassung von Le Blant (M. 221) an. Mag ein Denkmal ganz oder in Trümmern, und sei es in noch so kleinen Bruchstücken, uns erhalten sein, so ist das eine Frage untergeordneter Bedeutung. Die Thatsache allein, dass Reste aus jenen Tagen in unsere späten Zeit herübergerettet wurden, ist von tiefem Sinn und unanfechtbarem Werth. Es ist in jedem Fall ein fester Punkt in dem dunklen Gewoge zusammenbrechender Verhältnisse und sich begründender Kultur, die letzte Erinnerung an klassische Bildung und zugleich an die Ungelenkheit jener, welche nunmehr die Träger einer neuen Zeit werden sollten, der Markstein endlich christlichen Glaubens und Lebens in jenem Kreise, dem das Denkmal angehört.

## Excurs zu S. 37 [3].

I. C. U. R. Nr. 646 bringt de Rossi eine facsimilirte Inschrift vom Jahre 425 aus der Basilika St. Paul fuori le mura. Die ebenfalls nur in einer Längenhälfte erhaltene mächtige Platte bietet an ihrem Rande kaum Platz für zwei durchgehende Zeilen Inschrift; den ganzen übrigen Raum nimmt ein von zwei concentrischen Kreisen umgebenes griechisches Kreuz ein; in dieses, sowie in den concentrischen Ring ist der fehlende Theil der Inschrift eingetragen. Der ebenso einsichtige wie vorsichtige römische Forscher, von welchem wohl am ehesten ein sicheres

1) I. C. G. p. CXXII. — M. 190 Le VI siècle nous a fourni 95 inscriptions datées; le VII. n'en donne que 14, parmi lesquelles 10 appartiennent à des prêtres, ces derniers dépositaires du savoir, et je n'en connais point au VIII. siècle.

2) Schon die Form Bertichild weist uns mitten in die merovingische Zeit, altfränkisch child wurde althochdeutsch hilt und dieser Lautwechsel trat, wie J. Grimm: „Geschichte der deutschen Sprache" 1. Th. S. 544 annimmt und die Urkunden bestätigen, mit dem Wechsel der Dynastie ein.

Wort zu erwarten stand, vertröstet uns für die Erklärung der so einzigen Ausstattungsweise, leider auf eine spätere Zeit (de singulari tituli forma, id est de epitaphio, ut ita dicam cruciformi alio loco dicam. l. c. pag. 280).

Da wir einmal die Frage angeregt haben, möge uns ein Hinweis gestattet sein auf die Figuralmetrik, wie wir sie wohl nennen dürfen, des h. Hrabanus Maurus zu Ehren des h. Kreuzes (De laudibus S. Crucis ed. A. Henze, Lipsiae 1847). Gleich nach der leiblichen Gestalt des Gekreuzigten folgt als zweite Figur ein Quadrat, in welchem die Verbindungslinien der Mittelpunkte der gegenüberliegenden Seiten das gewöhnliche griechische Kreuz darstellen, worüber die Aufschrift geheimnissvoll sagt: „De crucis figura, quae intra tetragonum est scripta et omnia se comprehendere manifestat". l. c. p. X. An fünfter Stelle (l. c. p. XVI) ist in vier durch Kreuzbalken getrennte Felder je ein Quadrat eingezeichnet und in dem künstlich darin eingetragenen Texte das Ganze gedeutet auf Christus, der in dem Kreuze die Verbindung der einzelnen getrennten Quadern hergestellt und so das geistige Gebäude der Kirche aufgeführt habe. Der Titel heisst hier: De quatuor figuris tetragonicis circa crucem positis et spirituali aedificio domus Dei; die prägnantesten Verse aber sind:

v. 21: Quadratas iungis in firmo tramite petras
v. 33: Quatuor atque crucis auget cum rupibus istis
Perfectamque domus deducens angulis ipse.

Dem kundigen Leser wird der Sinn und Ausdruck den Epheserbrief ins Gedächtniss rufen, wo der Apostel schreibt: „Ipse (Christus) enim est pax nostra, qui fecit utraque unum et medium parietem maceriae solvens, inimicitias in carne sua . . . . ut reconciliet ambos in uno corpore Deo per crucem interficiens inimicitias in semet ipso . . . . (vos estis) superaedificati super fundamentum Apostolorum et Prophetarum ipso summo angulari lapide Christo Jesu, in quo omnis aedificatio constructa crescit in templum sanctum in Domino." Ad. Ephes. 2, 14, 16, 20, 21. Sollte nicht etwa unserer Figur eine ähnliche, in der Folge so sehr gepflegte mystische Symbolik zu Grunde liegen, welche der nachmalige Mainzer Oberhirt in die bekannten Formeln gebracht hat.

Mainz, im November 1882.

---

## Nachtrag: Weitere christliche Inschriften aus Mainz.

Während des Druckes der vorstehenden Abhandlung bringt das Mainzer Journal vom 15. November Nr. 266 aus der Feder des Herrn Bern. Liesen einen Bericht über den Fund von 3 weiteren altchristlichen Inschriften an der Stelle der alten Peterskirche, den wir mit geringen Kürzungen hier folgen lassen:

Mainz, 14. November. Die unter der umsichtigen Leitung des Herrn Max Heckmann nunmehr ihrem Ende nahen Ausgrabungen in der Neustadt an der Stelle, wo einst die Peterskirche stand, haben in den letzten Tagen auch drei altchristliche Grabinschriften zu Tage gefördert.

1) Ein nach unten keilförmig zulaufender Kalkstein von 0,49 m Höhe, oben 0,48 m, unten 0,43 m breit; in der Mitte ist derselbe zweimal gebrochen, der untere ganze Theil fehlt. Rings um den Rand zieht als Verzierung zwischen je zwei geraden eine Zickzacklinie. Die sehr nachlässig, ungleich und ohne die gewöhnlichen Zwischenlinien und ohne Worttrennung hingeworfene achtzeilige (die letzte Zeile verstümmelt) Inschrift lautet:

+ IN HVNC
TVMOLO RE
QVIISCIT BONE
MEMORIE
ADALH[?]A
RVS QVI
VIXITIN
[PACEA]

Z. 5 Adalharus? (Adalgarus? Adalmarus?)

2) Gleichfalls ein Kalkstein, 0,64 m hoch, 0,42 m breit, dessen unteres Drittel ein Kreuz einnimmt, bei dem die vier Balken keilförmig nach aussen stark anwachsen. In den vier Ecken des das Kreuz umschliessenden Rechteckes ist ein Zeichen, einem Anker ähnelnd, eingerissen.

Den oberen Raum des Steines füllen nachstehende, durch Linien getrennte sieben Zeilen ohne Worttrennung:

IN HVNC TITO
LO REQVIISCIT
BONE MEMORI
E RADELINDI
S QVIVIXITIN
PACE ANNV
S XXV

3) Kalkstein 0,60 m hoch, 0,50 m breit, mit elfzeiliger gleichmässig und gut zwischen Querlinien eingetragener Schrift. Die oberste Zeile wurde, wahrscheinlich erst bei ihrer Verwerthung in den Kirchenmauern, abgehauen, ist aber unzweifelhaft zu ergänzen:

IN HVNC TVMOLO

Die erhaltenen Zeilen sind diese:

REQVIISCIT DRVCTA
CHARIVS QVIVIXITIN
PACE ANNVS XXI
CONDITAOCTVMVLIS
REQVIISCITOSSASE
PVLCHRVMBIQVETV
MVLATVSPROPNAM
SVBTERIACITARCE
MFLIVELISEVINITME
SERORVMCORDAPA
RENTVMEOFILIVS

oder abgetrennt und ortographisch:

(In hunc tumulo) requiescit Dructacharius, qui vixit in pace annos XXI.
Condita (h)oc tumulis requiescit ossa sepulchrum,
Bi(s)que tumulatus, prop(e)nam subteriacet arcem,
Flebile(i?)s evenit miserorum corda parentum.
E(h)o filius!

Deutsch: „(In diesem Grabe) ruht Dructacharius (andere Form für Tru(o)dhar oder Trudher) welcher lebte im Frieden einundzwanzig Jahre."
„Unter dem Hügel hier ruht das Gebein im Grabe bestattet,
Zweimal fand er ein Grab, denn es deckt ihn das Bollwerk hierneben;
Elend bracht' er in's Herz und Thränen in's Auge der Eltern.
Ach Sohn!"

Das zuletzt genannte Denkmal dürfte wegen seiner klassischen Anklänge, trotz der Barbarismen in Syntax und Metrum, das älteste sein und etwa in den Anfang des sechsten Jahrhunderts hinaufreichen. Bezeichnend ist der Umstand, dass auch diese drei Steine, wie bisher alle in Mainz und Umgegend gefundenen, nicht Christen römischer, sondern deutscher Abstammung gesetzt sind, wie ihre Namen ausweisen. Für Trier trifft das Gegentheil zu.

---

## 4. Die Ausgrabung der römischen Niederlassung genannt die Altstatt bei Messkirch.

Hierzu Taf. X.

Die Ruinen der sog. Altstatt im Fürstl. Fürstenbergischen Domänenwald, 1 Stunde von Messkirch, an der Strasse nach Tuttlingen, haben wegen ihrer Lage an der römischen Heerstrasse, die vom Randen aus nach Mengen in das Donauthal zog und wegen der grossen Ausdehnung ihrer Umfassungsmauern, die ein Areal von 500 are Fläche und 17 Gebäuderuinen einschliessen, schon lange die besondere Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher in Anspruch genommen.

Pfarrer Eitenbenz von Bietingen bei Messkirch hat schon im Jahre 1834 mit Hilfe seiner Pfarrkinder Nachgrabungen vorgenommen und das Resultat seiner Forschungen in einem besonderen Schriftchen veröffentlicht.

Seine Annahme, als sei diese Niederlassung ein Castrum gewesen, wurde neuestens in Frage gestellt, und es lag im Interesse der vaterländischen Geschichte und Alterthumsforschung, sich hierüber durch neue Forschungen und Aufdeckungen der Mauerreste Klarheit zu verschaffen.

Se. Durchlaucht der regierende Fürst von Fürstenberg genehmigte dem Unterzeichneten auf sein Ansuchen nicht nur in der huldvollsten Weise die nöthigen Grabungen vornehmen zu dürfen, sondern bewilligte auch hiezu die erforderlichen Geldmittel.

Vor Allem fehlte ein genauer Grundplan der Gesammtanlage und der einzelnen Gebäulichkeiten und war es die Hauptaufgabe des mit der Leitung der Ausgrabung betrauten unterzeichneten Ingenieurs, das Versäumte nachzuholen.

Die Ruinen liegen im dichten Hochwald und zeichneten sich dieselben nur durch stark mit Gebüsch bewachsene Erhebungen aus, in denen die Substructionen der Mauerwände $^1/_2$—$1^1/_2$ m tief verborgen lagen.

Zuerst galt es der Untersuchung der Umfassungsmauer, namentlich der Ecken, welche sich als scharfkantig erwiesen. Die südliche Mauer, welche auf einer ca. 5 m hohen Terassirung des Geländes steht, ist 1,2 m stark und hat theilweise Pfeilervorbauten. — Die Umfassungsmauern schliessen ein unregelmässiges Viereck ein, dessen westliche Seite 354 m, die östliche 310 m lang ist, während die beiden kürzeren Seiten 260 und 216 m lang sind. — Man bemerkt sehr wohl, dass diese Umfassungsmauern frei standen, also keinen Erdwall trugen, wie dies bei den römischen Castellen der Fall ist.

Auch fehlen die Mauerreste von Thoren und Thorthürmen, der porta decumana und praetoria etc., die ein Castell auszeichnen, es war nicht möglich, in den vorhandenen Umfassungsmauern einen besonderen Eingang zu finden.

Endlich wusste man von den früheren Ausgrabungen her, dass sich kein Ziegel mit einem Legionsstempel vorfand, und dass die verschiedenen Furchungen, Verschlingungen etc. auf den Kachelröhren nicht, wie Eitenbenz mühsam zu erklären suchte, als Cohortenzeichen der Hilfsvölker angesehen werden dürfen, sondern wie überall in ähnlichen Fällen desshalb angebracht wurden, damit der darauf gesetzte Stuck besser haftete. Schon aus diesen Gründen ist es unzweifelhaft, dass die Altstatt nicht zu denjenigen militärischen Bauten gehörte, welche mit Hilfe der Legionäre errichtet wurden, sondern dass es einer jener Veteranenhöfe war, deren wir im Zehntlande so viele getroffen und ausgegraben haben.

In den Grunddispositionen seiner Gesammtanlage hat dieser Landsitz eine grosse Aehnlichkeit mit dem im Hagenschiess bei Pforzheim, welcher ebenfalls in der neuesten Zeit wieder ausgegraben und im Grundplan aufgenommen wurde. Nach der Untersuchung der Umfassungsmauer wurde die Ausgrabung des Hauptgebäudes (A) vorgenommen. Der Wald war hier etwas lichter und der Hof (atrium) mit den beidseitigen höheren Schuttmassen der Flügel leicht zu erkennen.

Der rechte grössere derselben zeigte bei 35 m Länge und 12 m Breite 6 Gemächer, wovon 1 mit Hypocaustum.

Der linke, nur 8—10 m breite Flügel, dessen pavillonartiger Vorsprung über die Hauptfront den Keller enthielt, zeigte ein schönes Hypocaustum mit 20 cm im Geviert messenden Pfeilerchen und 5 cm starken in Letten versetzten Ziegelplättchen. Die noch theilweise an den Wänden befindlichen Kacheln haben eine Breite von 24 cm,

und eine Länge von 30 cm bei einer Weite von 10 cm. Die Deckziegelplatten des suspensuria (Doppelboden) waren 6 cm stark. Die Pfeilerchen standen nur 26 cm von einander und hatten unten eine durchgehende Unterlage von 20 cm Breite. Die den $22^1/_2$ m langen und 20 m breiten Hof (atrium) abschliessende Rückseite enthielt einen ca. 8 m breiten Verbindungsbau, der ebenfalls Wohngemächer enthielt.

Hier zeigt die Abschlussmauer dem Hof zu noch die Aufmauerung nach der Art des opus spicatum, abwechselnd mit horizontaler Schichtmauerung. Man findet diese ährenförmige Aufmauerung auch bei den alten römischen Stadtmauern. Die Ursache dieser Bauweise war wohl die, dass sie die durch einen Sturmbock geschaffene Bresche besser in den noch stehenden obern Lagen verspannte als eine horizontale Schichtung. — Längs dieser Umfassungsmauer wurden im Schutt manche interessante Funde an Geschirrfragmenten etc. gemacht, worunter schönes Glas, terra sigillata-Schalen mit Figurenreliefs etc., auch ein Deckel von Stein mit Knopf für ein grösseres Gefäss wurde hier gehoben. Der Kellerraum schloss eine Menge Marmorplatten ein, welche theils als Bodenbelag, theils als Wandbekleidung gedient haben dürften und den Löchern nach, in welchen sich noch ein Nagel vorfand, angenagelt sein mussten. Offenbar sind sie aus dem über dem Keller befindlichen Raume, in welchem sie zur Verwendung gelangten, in ersteren hinabgefallen. Im ganzen zeigt das Hauptgebäude, welches auf dem höchst liegenden Theil des nach Süden abfallenden Geländes steht, die Grunddisposition der toskanischen Hofanlage, wie sie auch bei den übrigen Landsitzen der Zehntlande, nur hier in kleinerer Ausdehnung, beobachtet worden ist.

Zunächst dieses Hauptgebäudes (östlich) wurden die Grundmauern von drei Gebäulichkeiten (B, C, D)[1]) blosgelegt mit Estrichen von Ziegelmörtel, welche, wie der Schutt zeigte, eine Dachziegeldeckung hatten. Ihre Grösse ist 19:12, 13:10 und 22:13 m, letzteres zeigt eine Zwischenmauer, die einen 4 m breiten Raum abschliesst. Hier mögen wohl die zunächst für den Haushalt bestimmten Scheunen, Magazine, eine Stallung für Pferde und die Wohnräume für die Arbeiter gewesen sein, vielleicht ist hier auch das Quartier für die durchziehenden Gäste zu suchen. Südlich des Wohngebäudes zieht sich auf einer Terassirung

---

1) Auf Tafel X ist irriger Weise der östlich vom Hauptgebäude A belegene Bau mit B statt mit D bezeichnet.

des Geländes mit Anschluss an die Umfassungsmauer eine 155 m lange, 70 cm starke Mauer hin, mit einer Zwischenabtheilung, wodurch zwei grosse Höfe gebildet sind, in welchen drei Gebäulichkeiten (E, K, L) standen. Vielleicht ward hier das Zug- und Mastvieh eingeschlossen.

Vor dem vordersten Hof wurde ein thurmartiges Gebäude (F) von 7,1 m Seite und 1 m starken Mauern aufgedeckt. Im südlichen tiefer gelegenen Theil des Hofes wurden zunächst der Umfassungsmauer zwei interessante Bauten (H u. J) aufgedeckt, wovon das eine 17 m lange, 7 m breite, ein Wohngebäude mit 2 Gemächern, das andere 11½ m lange, 19 m breite, mit 3 Gemächern ein Bad war. Letzteres hat auf der Westseite zwei nischenartige Ausbauten, wovon das eine halbrund, und auf der andern Seite einen grösseren viereckigen Anbau von 3½ m Tiefe und 2½ m Breite. Letzteres war reich bemalt. Der Stuck ruhte auf Dachziegelplatten, mit welchen die Wand bekleidet war. Beide Gebäude hatten Heizeinrichtung. Hier kamen beim Räumen des Schuttes viele Tuffsteine zu Tag, worunter auch keilförmig bearbeitete, die von den Einwölbungen der Fenster und Nischen herrühren. Zwei Quellen oder Brunnen liegen in diesem Theil des Hofareals, wovon die eine ummauert war. — Ferner steht an die westliche Umfassungsmauer angebaut ein grösseres Gebäude (M), 29 m lang, 10 m breit und westlich des Hauptgebäudes noch ein solches (N) mit 23:11,5 m langen Umfassungsmauern, endlich wurde vor demselben zunächst der Böschung der Landstrasse, welche hier den Hof in seiner ganzen Breite durchzieht, ein Cementboden blosgelegt.

Ein anderes Gebäude (R) ist durch die Anlage einer Kiesgrube abgetragen worden. Etwa 70 m von der östlichen Umfassungsmauer entfernt, also ausserhalb des Hofes, war eine kleine rundliche, dicht verwachsene Erhebung, und es zeigten sich hier nach einem Grabversuch alsbald die Mauern eines viereckigen, 3,9 m langen und 3,6 m breiten Gebäudds (Q). Im Schutt lag ein noch gut erhaltener Altar von 80 cm Höhe und 40 cm Breite mit der deutlichen Aufschrift:

DIANÆ
SACRVM
M·AVREL
HONORATVS
PANCRATIVS
V·S·L·L·M

Dianae sacrum M(arcus) Aurel(ius) Honoratus Pancratius v(otum) s(olvit) l(aetus) l(ubens) m(erito).

Es war also hier ein kleiner Tempel der Diana. Die vereinzelte, ausserhalb der Umfassungsmauer befindliche Stellung eines kleinen Heiligthums wurde auch bei der Villa im Hagenschiess bei Pforzheim beobachtet, wo man in ähnlicher Lage den Untersatz eines Altares fand.

Der Name Pancratius ist selten und kommt in Mommsen's Inschriftenverzeichniss nur einmal (C. I. L. VIII 8993) vor.

Die vollständige Räumung der Gebäude kann erst geschehen, wenn der Wald abgeholzt ist, was nach der Aussage des Fürstenbergischen Forstverwalters Herrn Ostner in Messkirc diesen Winter geschehen dürfte. Dann wäre es möglich die interessantesten Gebäude ganz blos zu legen und in der Weise zu conserviren wie die Saalburg. — Dem durchlauchtigsten Vater des regierenden Fürsten verdanken wir die Erhaltung des römischen Bades in Hüfingen, das mit einem schützenden Dach versehen wurde.

Es ist Hoffnung vorhanden, dass in ähnlicher Weise der Nachwelt auch ein Theil der römischen Niederlassung der Altstatt erhalten bleibt, um so mehr, da Seine Durchlaucht der Fürst die Vervollständigung der Ausgrabungen in der Altstatt bereits angeordnet hat. Unterzeichneter wird dieselben im nächsten Sommer vornehmen.

Karlsruhe, im August 1882.

Naeher, Bau-Inspector.

---

## 5. Römische Gläser.



### C. Heidnische und christliche Trinkbecher mit eingeschliffenen Figuren.

Hierzu Taf. III u. IV.

An die in Jahrbuch LXIX, S. 49 ff. beschriebenen Glasteller mit eingeschliffenen figürlichen Darstellungen reihen sich naturgemäss die nachfolgenden Trinkbecher an. Der in meiner Uebersicht der römischen Gläser der Disch'schen Sammlung, Jahrb. LXXII, S. 124, bereits erwähnte $20^1/_2$ cm hohe konische Becher ist wohl das hervorragendste Gefäss dieser Gattung. Die nachstehende zur Uebersicht dienende kleine Abbildung[1]) des aufgerollten Mantels desselben zeigt die aus 5 Personen gebildete Darstellung, welche grösser und charakteristischer in den drei nebeneinander gestellten Ansichten der beigegebenen photolithographischen Tafel III hervortreten.



1) Diese ist durch direkte Uebertragung der Zeichnung auf den Holzstock

Man ist bei einer ersten oberflächlichen Betrachtung nicht abgeneigt, an die Veranschaulichung eines römischen Wirthshauses, an eine Genre-Scene vor einem solchen zu denken, vielleicht an dem damals schon rebenreichen Rheinstrom oder der lieblichen Mosel, denn den Mittelpunkt der ganzen Scenerie scheint ja das Haus einer Taberna vinaria zu bilden. Vor derselben sitzt die Besitzerin und ladet die neben ihr ruhende Person zum Eintritt ins Haus ein, um den Wein zu geniessen, den zwei Eroten herbeiholen und ein Ephebe ihr eingiesst. Diese scheinbar so nahe liegende Auffassung wird aber sofort durch die Wahrnehmung als unzulässig wieder beseitigt, dass eine Veranschaulichung römischen Wirthshausbesuches sich nicht auf eine einzelne und gar vornehme Dame — denn nur an eine solche zu denken gestattet der emporwallende Schleier — beschränken würde. Selbst wenn wir davon absehen, dass überhaupt das gesellschaftliche Ansehen römischer Tabernen niemals dahin gelangte, um darin den Verkehr des achtbareren Theiles der weiblichen Gesellschaft zuzulassen [1]).

Jedenfalls ist der Vorgang der Trinkscene, die uns der römische Künstler auf diesem Glase darstellte, ein ungewöhnlicher, dem meines Wissens Analogien nicht zur Seite stehen, und ich würde mich demselben gegenüber rathlos befinden, wenn nicht die archäologische Wahrnehmung eines scheinbar geringfügigen Umstandes die künstlerische Absicht errathen liesse. Fassen wir die fünf Figuren unseres Bildes schärfer ins Auge, so sehen wir dieselben sich naturgemäss in drei Gruppen theilen.

Den Mittelpunkt bildet die vor ihrem Hause auf einem kleinen Hügel, etwa einer Rasenbank ruhende Besitzerin desselben. Links vom Beschauer schliessen sich als zweite Gruppe zwei geflügelte Eroten an, welche eben im Begriffe sind, ein grosses Weingefäss aufzuheben und hinweg zu tragen, während rechts als dritte Gruppe ein Ephebe erscheint, der aus hoch emporgehaltenem Trinkhorn der neben der Herrin des Hauses sitzenden Dame einen Trunk in den dargehaltenen Becher in fast feierlicher Weise credenzt. Das ist nicht die gewöhnliche tag-

---

im sog. Spiegelbilde dargestellt, wodurch alles, was auf ihr rechts auf dem Glase links erscheint.

1) Wenn auch Zell, Ferienschriften (Freiburg 1826) I, 5 ff. in dieser Auffassung zu weit geht, so hat sich doch niemals das römische Wirthshausleben zu einem so anständigen Verkehr entwickelt, dass eine Theilnahme an demselben für die anständige Damenwelt möglich gewesen wäre. Die Gastfreundschaft machte das Wirthshausleben für die höheren Stände überflüssig. Vgl. Gallus. 2. Aufl. III, S. 16 ff.

tägliche Art des Einschenkens in der Taberna, sondern eine auszeichnendere Weise der Bewirthung. Und um diesen einen Trunk einer Dame zu spenden, bedurfte es gewiss nicht der Beschaffung des grossen Kübels Wein, den die Eroten herbeiholen. Nun ist es aber gerade die besondere Form dieses Weingefässes, welches die Aufmerksamkeit auf sich zieht und in dieser den Schlüssel gewährt zum klaren Einblick in das, was vor unseren Augen vorgeht. Als römische Weingefässe betrachten wir gewöhnlich die nach unten in eine Spitze auslaufenden, oben mit einem engen, leicht zum Verschluss sich eignenden Halse endenden doppelt gehenkelten Amphoren, wie man ausser den später erst in allgemeinen Gebrauch kommenden Holzfässern dieselben in pompejanischen Vinarien und auf mannigfaltigen Darstellungen sieht und bei uns überall in römischen Wohnungen findet. Auch als Aushängeschild zeigt uns ein Wirthshaus in Pompeji eine von zwei Männern an einer über die Schulter gelegten Tragstange herbeigeholte Amphora dieser Art.

Von ganz abweichender Form ist nun das Weingefäss, das unsere beiden Eroten hinweg zu tragen sich bereit machen. Es ist eine grosse kürbisähnliche Urne, die im Gegensatz zum engen Hals der Amphora eine weite Oeffnung zeigt. Möglichste Absperrung der hinzutretenden Luft, wie bei der Amphora, war hier also nicht gewollt und eine längere Aufbewahrung des Weines in diesem Gefäss deshalb nicht beabsichtigt. Gefässe dieser Form und Grösse nennen die römischen Schriftsteller Dolien [1]). Sie werden ausdrücklich als solche Geschirre bezeichnet, in denen man den eben gekelterten jungen Wein unverschlossen so lange in der cella vinaria aufbewahrte [2]), bis er flaschenreif wurde, um ihn alsdann in die Amphoren umzufüllen [3]). In diesen wurde er durch eingepichte runde Bleiplatten von der Form und Grösse der Oeffnung [4]) verschlossen und dann in das oberste Stockwerk des Hauses getragen, damit er dort in den aufsteigenden Rauch des Heerdes gelange. Dem Rauch schrieb man die Wirkung zu, den Wein milder zu machen [5]).

---

1) Varro R. R. III, 15. 2. Columella XII, 4. 5; 6, 1. Cic. Brutus 83. 288.

2) Seneca Ep. 36, 3. Procul. Dig. 33. 6, 15. Horaz, Epod. 2, 47.

3) Vgl. Marquardt, Das Privatleben der Römer II, S. 445. 627.

4) Aus'm Weerth, Verschlussdeckel röm. Gefässe, Jahrb. LXVI, S. 95. Vgl. auch Marquardt, Privatleben II, S. 445.

5) Horaz, Oden III, 8. 9. Columella I, 6, 20. Mitunter verdarb allerdings gerade dieses Aufbewahren im Rauch den Geschmack des Weines: Martial X, 36. Plinius N. H. 14, 68. Marquardt II, S. 441 ff.

Ein solches zur Aufnahme des eben gekelterten Weines bestimmtes Dolium, schwer gefüllt mit Rebensaft, tritt uns offenbar auf dem Glasbecher entgegen.

Es bedarf nur der Erinnerung, dass wir aus Zeugnissen wissen, wie gross diese Dolien oft waren, um wahrzunehmen, dass die beiden Eroten gleichsam einen Anlauf nehmen müssen, um das schwere Gefäss a tempo aufzuheben.

Unsere Phantasie muss nach Gewinnung dieses festen Ausgangspunktes als vorausgegangene Handlung sich die Weinlese der reifen Trauben und ihre Kelterung — die wir auf Reliefs, Gemälden, Gläsern und in zwei neuen Beispielen, die weiterhin folgen, häufig dargestellt sehen — ergänzend hinzu denken[1]).

Kehren wir zu unseren beiden Kiefern zurück und begleiten wir dieselben auf dem Transport des gewonnenen neuen Weines zu dem Ort, wohin er gebracht werden soll, so sind wir nicht zweifelhaft beim Anblick des nebenan stehenden Gebäudes mit der grossen Bogenthür im Erdgeschoss, dass durch diese die Dolien in die cella vinaria gelangen sollen. Ja der thurmähnliche Hochbau mit seinen drei Etagen erklärt als Weinlager in einer vinea von selbst seinen sonst auffälligen Höhencharakter[2]), sobald wir uns vergegenwärtigen, dass der Wein, sobald er im Kellergeschosse in den offenen Dolien ausgegohren hat und in die verschlossenen Amphoren umgefüllt ist, darum in den oberen Etagen aufgestellt wird, um den Rauch des unterhalb aufgestellten Heerdes aufzufangen.

Die über dem kellerartigen Souterrain sich erhebenden drei oder gar vier Stockwerke lassen nach der Verschiedenartigkeit der Höhe auch die Verschiedenartigkeit ihrer Zweckbestimmung einigermassen erkennen.

Das erste Stockwerk ist von doppelter Höhe, wie die andern und durch ein grosses Fenster, hergestellt durch ein rautenförmig übereinander gelegtes Rahmwerk, ausgezeichnet. Offenbar befindet sich hier

---

1) Guhl u. Koner, Leben der Griechen und Römer. 5. Aufl. S. 594. Arch. Ztg. XXXV, Taf. 13.

2) In den Städten, besonders in Rom, hatten die Häuser in der späteren Zeit allerdings eine ganz bedeutende Höhe (Marquardt, Privatleben I, S. 216). Schon Augustus sah sich genöthigt, als Maximum der Höhe 70 Fuss zu bestimmen, was Trajan noch auf 60 herabsetzte (Marquardt, Staatsverwaltung II, S. 121). Aber auf dem Lande lag eigentlich kein Grund vor, so in die Höhe zu bauen.

der einzige und grosse Wohnraum mit dem Rauch erzeugenden Heerde. Auch das zweite Stockwerk dürfte noch wohnlichen Zwecken dienen, wie die beiden kleinen viereckigen Fenster vermuthen lassen.

Hier mögen sich die Schlafräume der verwaltenden Personen befinden. Auf diese Bestimmung der beiden ersten Etagen deuten auch die um dieselben in der Höhe der Bodenfläche laufenden äusseren Galerien, deren Heraustreten aus der Baulinie freilich dem Künstler wiederzugeben nicht gelungen ist, so dass die beiden Galerien den Eindruck machen, als seien sie niedrige Zwischengeschosse. Ueber den ersten gleich hohen Etagen folgen zwei halb so hohe Bodenräume für die Aufbewahrung der Amphoren. Ihre Wände zeigen durch kleine Pfeiler getrennte offene Lucken, welche vielleicht dazu bestimmt waren, den emporsteigenden Rauch hinauszulassen.

Ohne Zweifel freut sich die Besitzerin eines guten Herbstes, da sie einem Epheben gebietet, der neben ihr, wie sie selbst, auf einer Rasenbank im Freien sitzenden Gastfreundin den gewonnenen Wein zu credenzen und, auf das Haus zeigend, dessen Fülle an edlem Rebensaft scheint andeuten zu wollen. Festlich, wie der Tag der Erndte an sich ist, soll aber auch der angekommene Besuch aufgenommen werden.

Am Hause befinden sich seitlich Stangen, von denen Guirlanden oberwärts die ganze Scenerie rundum schmücken. Die erotischen Küfer, wie der credenzende Ephebe tragen Schärpen um die Schulter und Letzterer erhebt, wie bereits hervorgehoben, mit besonderer Feierlichkeit das Rhyton, um den Trunk des Willkommens darzubringen. Ob die oberwärts im freien Raum befindlichen Andeutungen von Gebäuden — wie solche sich auf den allerdings viel älteren unteritalischen Vasen befinden auf die Nähe einer Stadt oder gar einer bestimmten Lokalität hindeuten sollen, ob die unter der Last ihrer Früchte sich beugende Palme den Orient symbolisirt, müssen wir freilich unentschieden lassen.

Meiner Ueberzeugung nach ist das Glas jedenfalls weder in einer orientalischen noch italischen Fabrik entstanden. Denn in Italien findet man Gläser solchen eigenthümlichen rohen Schliffs, der sich durch diese wunderliche rautenförmige Gestalt der Augen, jene Strichparthien, wie sie verwendet sind, um Hände und Haare wiederzugeben, ebenso wenig, wie man sie am Rhein in Köln, Bonn, Strassburg u. s. w. zu einem Dutzend aufzählen kann. Es sind Erzeugnisse der Provinzialfabriken, deren Darstellungen aus verworrenen mythologischen Erinnerungen corrumpirt sind und bei deren Herstellung sich die gewohnte Sicherheit technischer Geschicklichkeit bereits verloren hatte.

[illegible] mit dem Rade und vielleicht theilweise aus freier Hand mit Feuersteinstiften und diese Figuren geschnitten.

An ein Sepulcralglas, d. h. an eine Darstellung, die im Weingenuss die Seligkeit des jenseitigen Lebens symbolisiren soll, glaube ich ebenso wenig, wie überhaupt an einen mythologischen Vorwurf.

Wir befinden uns lediglich vor einer Genre-Scene des Weinbergs. Dass unsere beiden Kiefer geflügelt sind, darf dabei nicht irre machen. Geflügelte Eroten als Handwerker sind nicht ungewöhnlich[1]. Derartige künstlerische Umbildungen aus mythologischen Vorgängen in Scenen des täglichen Lebens und speciell Verwandlung von Eroten und Genien in Winzer, sehen wir vielfältig in pompejanischen Bildern — ich will nur an das durch seine künstlerische Ausführung nach der Portland Vase berühmteste Glasgefäss des Alterthums aus Pompeji erinnern, wo in weissen Reliefiguren auf blauem Grunde uns eine idealisirte Weinlese vorgeführt wird[2].

Und wenn wir annehmen, dass unser Glas im Bereich rheinischer Anschauung und Fabrikation entstanden ist, so bezeigen uns viele ähnliche Denkmäler der belgischen Provinz, welche wir aus den Werken von Wiltheim[3] und Prat[4] und in den Neumagener Steinreliefs kennen lernen, dass die römische Kunst diesseits der Alpen damals die Richtung, Scenen des täglichen Lebens zu veranschaulichen gerade so genrehaft verfolgte, wie wir derselben in gleicher Tendenz in Pompeji begegnen.

Nur das eine könnte man gegen die Auffassung eines „römischen Genrebildes“ einwenden, ob die Darstellung auf unserem Glase nicht durch die Verwandlung der Winzer in Eroten so sehr der gemeinen Wirklichkeit entrückt sei, dass auch die beiden Frauen nicht als Sterbliche, sondern als Göttinnen angesehen werden müssten. Eine eigentliche mythologische Scene ist gewiss nicht dargestellt. Die Möglichkeit aber, dass auch die Frauen Göttinnen seien, wird durch die

1) Panofka, Bilder antiken Lebens Taf. 4, 5, 6 u. s. w. Vgl. Otto Jahn, Darstellung des Handwerks u. s. w. in den Verhandl. d. k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Leipzig 1867 S. 69.

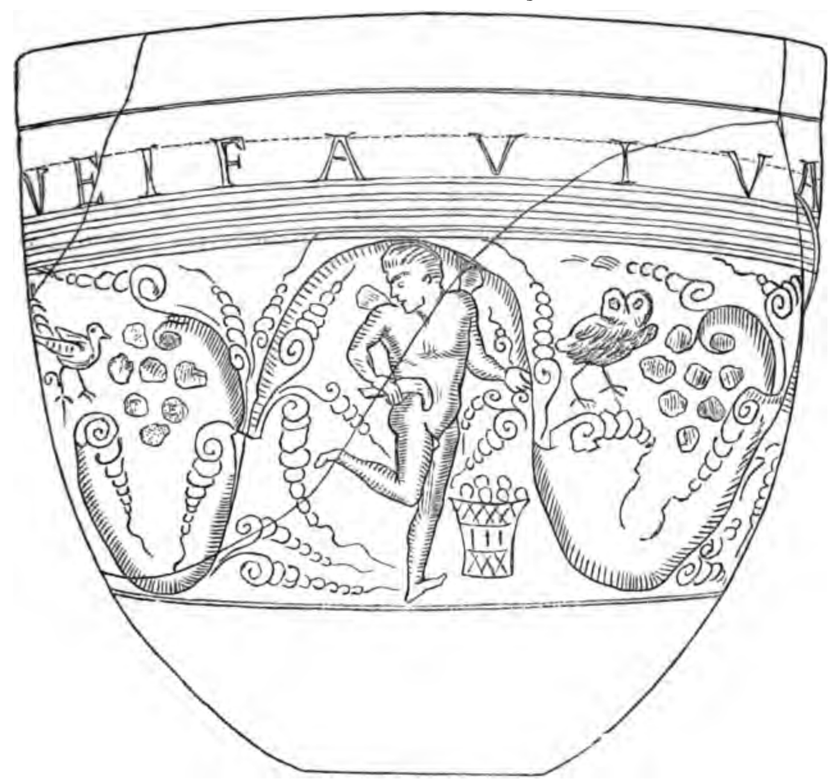
2) Overbeck, Pompeji, 3. Aufl. S. [illegible]. Vgl. auch [illegible] XXXVII [illegible] XXXV. [illegible]

3) A. W[illegible]

4) [illegible]

Tracht der einen, welcher der ungeflügelte Erot den Trunk credenzt, allerdings berechtigt. Es scheint, als sei ihr linkes Bein, sowie der Leib unbekleidet. Das würde uns zwingen, an eine Göttin zu denken. Und welche könnte in der Nähe der Eroten passender sein als Aphrodite selber. Vor allem erinnert der aus ihrer rechten Hand emporwallende Schleier und der Gürtel an ihre Tracht, ersterer ganz besonders auf späteren Denkmälern[1]). Aber ebenso zweifelhaft, wie die Deutung dieser Figur auf die Liebesgöttin bleibt, würde es überflüssige Mühe sein, der zweiten Gestalt einen Namen beizulegen. Es muss uns genügen zu wissen, dass wir hier ein Bild der Weinlese vor uns haben, idealisirt dadurch, dass die Theilnehmer nicht gewöhnliche Sterbliche sind, sondern dem Götterkreise angehören oder nahe stehen.

Aus rheinischen Funden können wir die bekannten Beispiele für solche noch durch das nachstehende Fragment eines Trinkbechers




vermehren, der im Provinzialmuseum zu Bonn befindlich aus einem

1) Das letzte mir bekannte Beispiel einer Venus-Darstellung mit empor-

Grabe zu Rheindorf bei Opladen stammen soll und auch in technischer Beziehung an diese Stelle gehört, weil seine Darstellungen in ähnlicher Weise eingeschnitten sind.

Um den runden in gleicher Grösse wiedergegebenen Becher läuft ein breites Band, in welchem sich, dem Schwung der Wellenlinien folgend, schematisirte Weinranken ziehen, von denen herab in jedem Bogen eine übermächtig grosse Traube hängt. In symbolischer Abwechselung befindet sich in vier Bogen auf den Ranken sitzend je ein Vogel, zweimal eine Eule und zweimal ein dem Geschlechte der Drosseln ähnlicher Weinbergsvogel, in den andern vier Bogen traubenschneidende Knaben. Leider ist nur einer derselben vollständig erhalten. Darnach erscheinen die hier dargestellten Winzer als nackte, mit kleinen Flügeln versehene Knaben, die mit einem grossen breiten Messer Trauben abschneiden, um damit die vor ihnen stehenden Körbe zu füllen. Die um den oberen Rand des Bechers eingeritzte Inschrift

MERVEIFA VIVAS TVIS

erinnert an die bekannte christliche Formel, den barbarischen Namen merveifa finde ich jedoch anderswo nicht. Verwandt klingt in der Aufschrift des spätrömischen Goldringes von Jülich [1])

MARFINIANVS VIVAS

die Stammsilbe des Namens.

Die Arbeit erscheint äusserst roh, die Trauben, durch unzusammenhängende unförmliche Beeren dargestellt, zeigen, dass der Schleifer mit unvollkommenen Instrumenten arbeitete und sein Material nicht bewältigte.

Für beide Gläser bin ich nicht abgeneigt, an christliche Beziehungen mindestens in sofern zu glauben, als sie christlicher Zeit, dem 5. Jahrhundert angehören.

Es bedarf bei der allgemeinen geläufigen Kenntniss des Weines als christlichen Symbols nicht der vergleichenden Aufzählung christlicher Kunstwerke, wie mannigfache Sarcophage und Wandmalereien sie darbieten. Nur daran will ich erinnern, dass auch die traubenlesenden Genien in den Deckenmalereien der Katacombe Domitella [2])

---

wallendem Schleier aus barbarischer Zeit gewährt eines der 6 Elfenbeinreliefs der Kanzel im Münster zu Aachen.

1) Vgl. Jahrbuch LXXIII, S. 85 Anm.

2) Kraus, Roma Sotterranea. 2. Aufl. S. 79.

in Rom der Flügel nicht entbehren. Ebenso ist es mit der Weinlese auf dem grossen Sarcophag im lateranensischen Museum [1]; die eifrig pflückenden putti sind hier sämmtlich geflügelt [2].

Als in den Kreis dieser Darstellungen gehörig und dieselben erweiternd darf auch die am Kopf dieser Abhandlung in doppelter Grösse im Holzschnitt wiedergegebene Gemme gelten. Es ist ein Carneol, dem Bonner Provinzial-Museum gehörig, auf dem wir zwei Trauben herbeitragende Winzer erblicken, welche an einer Tragstange ein Gefäss mit Trauben herbeibringen und auch solche in den Händen tragen. Sie langen eben an einer grossen Kufe an, in der ein aufgeschürzter Knabe sowohl mit einem vorgehaltenen Stösser wie mit den Füssen die Trauben einstösst [3]. Aus dem geöffneten Spunde fliesst der Most in eine vorgestellte Bütte (cupa). Ein nebenan liegendes Fass scheint schon gefüllt zu sein.

Das wunderlichste dieser barbarischen Gläser befindet sich im Kölner Wallraff'schen Museum. Es ist ein kleiner sehr beschädigter kugelförmiger Becher von weissem Glas der gleichen Grösse und Gestalt, wie ihn unsere Abbildung auf Taf. VI wiedergibt [4].

Es würde schwer sein, die Darstellung auf einen bestimmten Mythus zu deuten ohne die Hülfe der beigeschriebenen Namen:

| | | |
|---|---|---|
| ΥΠΕΡΜΗΣ<br>Τ ΡΑ | ΛΥΝΓΕΥ<br>Σ | ΠΟΘΟΣ |

Hypermnestra und Lynkeus führen uns auf die Danaidensage. Die Erzählung, welche allbekannt ist [5], meldete, dass Danaos, von seinem Bruder Aigyptos aus Aegypten vertrieben, in Argos Schutz und ein neues Reich gefunden habe. Doch auch dorthin folgte ihm der Bruder mit seinen fünfzig Söhnen, und verlangte für diese die fünfzig Danaiden zu Gemahlinnen. Danaos willigte scheinbar ein; das

---

1) Abgebildet bei Garrucci und in der Simelli'schen Photographien-Samml. pag. 8, Nr. 7 (119).

2) Vgl. die ähnliche Darstellung auf dem Sarkophag der h. Constantia im Vatican. Agincourt, Sc. Taf. VII, 2; des Junius Bassus ebend. Taf. VII, 7 u. 11.

3) Vgl. Helbig, Wandgemälde. (Leipz. 1868) Nr. 438 u. 39.

4) Im Kölner Museum hat das Glas die Nummer 106. Es stammt nach gefl. Mittheilung des Herrn Conservators Nissen aus der Stiftung de Noël's und ist seit 1851 im Museum.

5) Aeschylus Ἱκετίδες, Pausanias II, 19. Apollodor 2, 1, 5, 2. Hygin fab. 273. 170. Horaz, Od. III, 11, 25 ff. Ovid, Heroid. 14 u. a. Vgl. auch O. Jahn in diesen Jahrbb. IX, S. 122 ff.

Loos bestimmte die Paare. Aber in der Hochzeitsnacht brachten die Danaiden auf Befehl des Vaters und mit Schwertern, die er ihnen dazu gegeben hatte, die ihnen aufgedrungenen Männer um, eine einzige, Hypermnestra, ausgenommen, welche des Lynkeus schonte, sei es aus Liebe, sei es aus Abscheu vor dem Mord, oder welche Gründe sonst angegeben werden. Lynkeus entfloh, Danaos kerkerte die ungehorsame Tochter ein, bis ein öffentliches Gericht sie freisprach, worauf sie, endlich dauernd mit Lynkeus vereinigt, die Stammmutter des argivischen Herrscherhauses wurde. Wie diese endliche Vereinigung geschehen, darüber schwankt die Ueberlieferung: bald soll Lynkeus sich mit Danaos ausgesöhnt, bald an ihm und den Töchtern Blutrache geübt haben. Der Tragiker Theodektes hatte nach der wahrscheinlichen Vermuthung O. Müller's[1]) erzählt, wie Hypermnestra von Lynkeus einen Sohn Abas geboren, wie Danaos dies entdeckt, und dann den Lynkeus (oder Abas?) habe tödten lassen wollen, aber selbst dabei umgekommen sei.

Es hält schwer, aus allen diesen Ueberlieferungen auch nur einen Moment herauszufinden, welcher in bestimmter Weise unserer Darstellung entspräche. Dieselbe gehört einer späten Zeit an; das beweist nicht nur der Stil, es beweisen auch die Inschriften. Und wenn auch für die Auslassung des *N* in *Ὑπερμνήστρα* anderweitige Analogien zu Gebote stehen[2]), so ist doch die Schreibung des Namens *Λυγκεύς* statt mit *ΓΚ* mit *ΝΓ* (wobei das *N* noch eine verkehrte Form hat) eine ganz vereinzelte Abnormität[3]). Darstellungen mythologischer Vorgänge aus so später Zeit aber sind selbstverständlich nicht mehr aus dem vollen und lebendigen Wissen der Künstler hervorgegangen, sondern Nachahmungen älterer und oft missverstandener Vorbilder; wie ja auch die von Welcker in diesen Jahrbüchern publicirte Prometheus-Schale[4]) offenbar ein solches missverstandenes Um- und Nachbild ist.

Lynkeus, namentlich bezeugt, nackt bis auf ein kleines Gewand-

1) De Lynceis. Vgl. Welcker, Die griechischen Tragödien S. 1076 ff. Bonner Jahrb. IX S. 124.

2) Vgl. Fr. Ritschl, Kleine Schriften II, S. 497 f. 517 f.

3) J. Kamp, Die epigraphischen Anticaglien in Köln S. 16, 199, vergleicht die Schreibung *Λονγῖνος*. Dass *νγ* für *γγ* eintritt, ist ganz gewöhnlich und findet sich — wie mir Herr Dr. Paul Wolters freundlichst mittheilte — in Inschriften und alten Handschriften oft, aber hier ist für *γκ*, wofür wohl *νκ* hätte geschrieben werden können, *νγ* gesetzt: ein ganz anderer Fall.

4) Jahrbücher XXVIII, 54 f. = Welcker, Alte Denkmäler V, S. 185 f.

stück, das um den linken Arm geschlagen ist, und ein anderes, das vom Rücken her über den linken Oberschenkel fällt, eilt nach rechts. Ihm folgt eine Gestalt, bekleidet mit einem kurzen Gewand und einem Mantel, der in mannigfachen Windungen emporflattert und hinterwärts bis zur Erde herabhängt; in der Rechten trägt sie ein Schwert. Wir glauben es kaum, aber der Name belehrt uns, dass diese Gestalt Hypermnestra sei. Es würde schwer fallen, in Tracht und Körperbildung etwas ganz bestimmt weibliches an ihr zu finden: höchstens das reiche Haar, von dem einige Locken herabhängen und den unteren Theil des Mantels könnte man anführen. Besonders störend und fast unglaublich erscheint ausser allem diesem, dass ein Mann vor einem Mädchen so davonlaufen sollte [1]).

Auf die beiden Gestalten zu kommt eine geflügelte Knabengestalt, ganz wie Eros gebildet; aber es ist nicht dieser, wie uns die Beischrift lehrt, sondern sein Genosse *Πόθος*, die personificirte Liebessehnsucht. Dass die Thüre, welche hinter Pothos erscheint, Ziel des Laufes ist, zeigt die Vorwärtsbewegung der Figuren auf diese hin.

Um diese räthselhafte Darstellung zu deuten, gibt es nur zwei Wege. Entweder wir halten fest an der durchweg männlichen Erscheinung wie der Rolle der sog. Hypermnestra; dann ist der Name falsch, die Darstellung war also früher umfangreicher und bei der Verkürzung ist die unrichtige Figur mit diesem Namen zusammengefügt worden. Der richtige Name für den Verfolger könnte dann (nach dem von Jahn in Jahrbuch IX, S. 122 ff. Auseinandergesetzten) nur Danaos sein. In diesem Falle aber wäre wieder Pothos so gut wie unerklärlich und könnte seine Existenz nur einer grossen Verwirrung der Vorstellungen verdanken. Oder andererseits wir halten die beigeschriebenen Namen für die richtigen Bezeichnungen der Personen, dann befinden wir uns in dem Momente, der die Lösung des tragischen Confliktes darstellt. Hypermnestra, welche, wie das nicht auf Lynkeus gerichtete, sondern emporgehaltene Schwert zeigt, kurz vorher noch im Begriffe war, den Letzteren zu tödten, wird durch das die Liebessehnsucht anfachende Erscheinen des P o t h o s plötzlich anderen Sinnes und folgt nun, von Zuneigung erfüllt, mit dem von Staunen erfassten Freier dem Beide auffordernden und leitenden Pothos zu der offenen Thüre des Brautgemaches.

1) Das hat auch wohl Kamp bewogen, in seiner Beschreibung Hypermnestra von Lynkeus verfolgen zu lassen. Aber dem widerspricht die Stellung der Namen und die Körperbildung der fliehenden Person.

Die Arbeit des Glases ist zaghaft und von ungeschickter Ausführung; nicht einmal das einfache Ornament der Spirallinien, welches oben die Darstellung abschliesst, ist korrekt, sondern mit unsicherer Hand in dünnen Linien nothdürftig hergestellt. Offenbar wurden dieses Ornament und die einzelnen Verzierungen durch Handarbeit eingerissen, während die tieferen Parthien der Figuren mit dem Rade gearbeitet sind. An den nackten Armen und Beinen aller drei Figuren erblickt man Ringe, die theilweise als Armbänder und Beinringe, theilweise als Andeutung der Muskulatur angesehen werden können [1]).

E. aus'm Weerth.

---

## 6. Funde von Eisenberg = Rufiana.

### 1. Ein römischer Votivstein.

Hierzu Taf. II 2.

Eisenberg an der Eis, mehrere Meilen westlich von Worms an der Römerstrasse gelegen, die von Trier über den Hunsrück zur Blies und weiter längs der grossen Senkung bei Kaiserslautern über den Schorlenberg zur Eis (Isa) führte, erscheint nach den letzten Untersuchungen nunmehr als ein Ort von hoher Bedeutung für die römische Periode. Darauf deuten die mächtigen Halden mit Eisen- und Kupferschlacken, welche sich unter dem Humus 4—5 m hoch längs der Eis hinziehen, darauf die Trockenöfen für Thongefässe, welche sich vor mehreren Jahren auf der „Hochstätt" südlich der Eis vorfanden, darauf endlich die Reihe römischer Eisenschmelzöfen, welche letzten Herbst an das Tageslicht kam. Die Bedeutung des Platzes, der

1) In die Kategorie dieser Glasbecher mit eingeschnittenen Figuren gehören die angeführten Beispiele Jahrb. LXIII, Taf. V, 4 u. 4a; Jahrb. LXIV, S. 127 ff.; LXIX, S. 49; LXXI, S. 124 u. LXXII, Taf. VI, 5, 6. Die in Strassburg und Mainz gefundenen Becher bei Straub, Le cimètiere Gallo-Romain de Strasbourg 1881, S. 93 ff. u. Pl. II. III und bei Fröhner-Charvet, La Verrerie Antique. Paris 1879.

nach allen Vermuthungen identisch ist mit dem von Ptolemaeus etwas westlich von Borbetomagus erwähnten Rufiana, das nach der von Zeuss und dem Verfasser vorgenommenen Textcorrektur in das Gebiet der Vangionen (nicht der Nemeter) fallen würde (vgl. Zeuss: „die Deutschen und ihre Nachbarstämme" S. 221 ff., Mehlis „Studien" I. Abth. S. 51—58, Correspondenzblatt des Gesammtvereines d. d. Gesch.- u. Alterth.-Vereins 1878 Nr. 7 und Pick's Monatsschrift III. Jahrg. S. 600—602), stellen ferner die Ergebnisse dreier Friedhöfe klar. Der erste liegt nördlich der Eis am Ostende des jetzigen Ortes und birgt Urnen mit Münzen aus den ersten Jahrhunderten n. Chr.; in einer derselben lag eine Goldwaage, construirt als libra sine balance. Das zweite Leichenfeld liegt südlich der Eis und östlich des jetzigen Bahnhofes am sog. Senderkopfe. Hier sind die Urnen, Gläser, Lämpchen und Münzen in kubusförmige Steinblöcke eingestellt oder zwischen Steinplatten geborgen. Nach den Münzen stand dieser Platz vom 3.—4. Jahrhundert in Benutzung[1]). Ein dritter und zwar fränkischer Friedhof liegt im Orte selbst an der Stelle des jetzigen neuen Schulhauses. Hier kommen Sarkophage mit Waffen, Geräthen, Gefässen und Kleidungsstücken (darunter Reste von mit Stahlstiften beschlagenen Gürteln) vor. Von der „Hochstatt", auf der schon mehrere römische Alter- und Votivsteine ausgegraben wurden[2]) und zur Zeit ein römisches viereckiges Gebäude (25 : 19 m) offen steht, führt zum Senderkopfe ein gepflasterter Weg. Unmittelbar an diesen, nordöstlich der „Hochstatt" stossen daran die sog. „Geldäcker", welche ihren Namen von den vielen daselbst gefundenen Römermünzen tragen. Beim Pflügen stiess am 15. Februar ein Pächter, Namens H. Bernhardt IV, auf einen Stein, der 1/2 Fuss tief im Grunde stack. Er grub ihn aus und erkannte ihn als einen Inschriftstein. Nach der Mittheilung des Finders lag der Stein mit der behauenen Breitseite nach unten und war nach seiner Lage ursprünglich so gestellt, dass er dem Römerwege die beschriebene Seite zuwandte. Unter dem Denksteine fand man beim Nachgraben in Gegenwart des Unterzeichneten ein Lager aus kleinen Wacken und zerbrochenen römischen Hohl- und Falzziegeln bestehend; dabei lag eine römische abgeschliffene Münze, Mittelerz aus

1) Mehrere dieser Urnenbehälter sind von dem Verfasser im germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg aufgestellt worden.

2) Vgl. „die bayerische Pfalz unter den Römern" S. 78—79 u. Brambach: Corpus inscript. Rhenan. Nr. 1787.

der Antoninischen Periode (Legende: AVGIL[?]). Die Dimensionen des Denksteines gehen aus der Zeichnung hervor. Die Höhe des Steines beträgt 102 cm, die Dicke im Durchschnitte 24—30 cm, die Sockelbreite 55 cm, die Schaftbreite 44 cm. Auf dem obern mit dem Relief geschmückten Aufsatze war noch ein Schlussstück angebracht, was man aus den zwei links und rechts oben eingehauenen (eingedollten) Nuten ersehen kann. Der Denkstein als solcher ist mit ziemlichem Verständniss für architektonische Formen hergestellt; Piedestal, Schaft und Aufsatz stehen untereinander und mit den zwei Karniesen im richtigen Verhältniss; ebenso sind die Schriftzüge durch eine der Technik kundige Hand eingehauen; leider ist besonders die Schrift der letzten Zeile durch die Witterung und die Zeit mitgenommen. Die den Aufsatz theilweise ausfüllende Reliefdarstellung ist etwas naiv aufgefasst und stellt in symbolischer Weise einen Knaben dar, der einen starken Vogel trägt, welcher an einem mächtigen Ei picken will. Nach den Zehen gehört der Vogel zu den Heftzehern und hat am meisten Aehnlichkeit mit dem im Alterthum wegen seiner Liebe zu den Jungen berühmten Eisvogel = Alcedo (vgl. Plautus, Poenus I, 2, 142). Soll das Ganze etwa die caritas und pietas des Dedikanten symbolisiren?[1]) Die folgende sechszeilige Inschrift ist mit senkrecht gestellten, quadratischen Buchstaben hergestellt; die Grösse derselben bei der ersten Dedikationszeile beträgt 6,5 cm, sonst nur 5 cm. Von Ligaturen sind zwei angebracht:

Fünfte Zeile N für NA und M für MV. Der letzte Buchstabe S steht zwischen zwei Punkten und hat oben einen Vertikalstrich. Der Endbuchstabe auf der vierten Zeile N, sowie der auf der fünften S ist zusammen geschoben; offenbar hatte der Steinmetz die Vertheilung der einzelnen Worte nicht genau berechnet. Auch sonst müssen wir, wenn es um die Lösung der Inschrift zu gehen hat, das Konto des Technikers stark belasten; so besitzt das M auf der vierten Zeile offenbar einen Strich zuviel, der durch einen Fehlhieb des Steinhauers entstand.

Nach der Ueberschrift „in honorem domus divinae" haben wir es nicht mit einer Grabinschrift, sondern mit einer Dedikation zu thun. Nach dem ganzen Zusammenhange ist offenbar Marti et

1) Aehnliche Darstellungen befinden sich auf den Sockeln der Igelsäule bei Trier und einem Luxemburgischen Denkmal, wie uns Direktor Dr. Hettner mittheilt.

Victoriae als Dedikation zu lesen, und hat der Steinmetz auf der ersten Zeile beim letzten Buchstaben den Querstrich des T zu schwach eingehauen.

Darnach erachten wir es als berechtigt die 2., 3. Zeile und den Anfang der 4. Zeile zu lesen und zu interpretiren: „Marti et Victoriae". Der Rest der 4. und die 5. Zeile enthalten offenbar den Namen und die Lebensstellung des Widmenden. Man hat die Wahl zwischen Ciamonus oder Giamonus und einem Gentilnamen Ciamonius oder Giamonius. Wir ziehen letztere Form vor und nehmen zur Erklärung desselben an, dass das gedrängt gehaltene N der 4. Zeile ursprünglich als N dastand, oder dass diese unbedeutende Abbreviatur verabsäumt wurde. In den nächsten drei Buchstaben der 5. Zeile SIN erkennen wir den Zunamen Sina, dessen Form nach Analogie von Mela, Cinna, Atta, Jassa leicht zu rechtfertigen sein wird. Am meisten Schwierigkeit macht der Schluss der fünften Zeile V · MV · S·. Dem V selbst folgt ein Punkt und drückt desshalb eine Bestimmung für sich aus. Sollte darin der Volksname Vangio oder besser die Abbreviatur für eine Tribus: Veturia, Voltinia, Voturia vorborgen sein? In den Schlussbuchstaben MV·S·, in deren Mitte das V mit Nachdruck entwickelt ist, kann der Stand des Giamonius Sina oder der Grund seiner Dedikation enthalten sein. Im ersten Falle könnte man versucht sein, an einen magister vicanorum zu denken und müsste im schliessenden S entweder ein statuit scl. aram oder den Anfangsbuchstaben des bezüglichen vicus suchen, etwa magister vicanorum Senotensium oder Salutarium (vgl. den nahegelegenen vicus Altaiensium bei Brambach C. i. Rh. Nr. 877). Wenn der Titel „magister vicanôrum" = Bürgermeister auch auf rheinischen Inschriften noch nicht vorgekommen ist, so ist dieser Titel als Administrator eines Vicus durch zwei Stellen des Sueton bezeugt (vgl. Augustus C. 30 u. Tiberius C. 76). Allerdings ist an diesen beiden Stellen von dem magistri vicorum zu Rom die Rede, warum soll aber in der Provinz nicht nachgeahmt worden sein, was in der Hauptstadt eingeführt war? Zudem ist bisher im Rheinlande noch kein Inschriftstein gefunden worden, auf dem der Titel des Vorstehers eines vicus vorkommt; decurio gilt nur für colonia und civitas. Im Codex inscriptionum latinarum kommt übrigens der Titel magister vicanorum mehrfach vor; vgl. III, 458, 1820, 3776, 3777 u. G. Willmanns: Exempla inscriptionum latinarum II, p. 627. — Den Schluss der Inschrift bildet die bekannte Weiheformel „votum solvit libens laetus merito".

Karl Christ macht im Bonner Jahrbuch, Heft LXXIII S. 75 den un-

glücklichen und durch Nichts als Hypothesen bewiesenen Versuch, Rufiana mit Alta ripa zu identificiren, das bekanntlich erst unter Valentinianus (364—375) erwähnt und nach Ammianus Marcellinus XXVIII, 2 wahrscheinlich von demselben Imperator als Rheinfestung erbaut wurde, während Eisenberg mit Rufiana die Lage des Ptolemaeus theilt und nach den massenhaften Befunden schon seit der ersten Occupaton der Rheinlande durch die Römer ein bedeutender Verkehrsplatz sein musste (vgl. die eben erst erschienene Arbeit: „Rufiana—Eisenberg" in „Studien" VI. Abth. S. 1—42, welche K. Christ weder kannte, noch abwartete; über Alta ripa vgl. den Aufsatz in der „Palatina" 1874, Nr. 31, S. 123—124). In der Anmerkung S. 79 behauptet K. Christ, er hätte mit Professor Zangemeister den Namen des Stifters auf diesem Stein „Giamonius Statutus" gelesen. Hier sei vor Allem die Thatsache konstatirt, dass Prof. Zangemeister den durch den Schreiber dieser Zeilen im Sommer 1882 nach Speyer verbrachten Votivstein bei ungenügender Beleuchtung in Augenschein nahm, wie ich den Mittheilungen des Kollegen Dr. Harster entnehme. Nun ist insbesondere die vorletzte Zeile der Inschrift schwer zu lesen. Das aber kann nach mehrfacher Untersuchung des Originales, nach Abnahme von Papierabdrücken, sowie nach der genauen photographischen Aufnahme festgestellt werden, dass von einem Namen Statutus, einem Cognomen, das allerdings auf der Erztafel von Cles vorkommt, hier schwerlich die Rede sein kann. Die Ligatur SIA/· ist vollständig deutlich. Darnach folgt ein Punkt, hierauf ebenfalls scharf eingehauen V⌒ und zum Schluss M/ · S̄·, wobei nur das beginnende M mit seinen drei Strichen eine etwas schwächere, aber immerhin wahrnehmbare Contour zeigt. Abgesehen von den völlig mangelnden zwei T, wobei zu bemerken ist, dass bei den übrigen zwei T der Inschrift der Querbalken stets deutlich angezeigt ist, spricht schon die positive Thatsache des Vorhandenseins des Trennungszeichens ⌒ hinter SIA/ · V gegen solche Lesung.

Für die Zeit, in welche wir das Denkmal zu setzen haben, sprechen formelle und materielle Gründe. Die quadratische Schrift, einzelne unsichere Buchstaben, besonders der schwache Duktus bei dem M und die Divergenz der Vertikalstriche bei diesem Buchstaben lassen auf das 2.—3. Jahrh. n. Chr. schliessen. Für eine solche Zeitstellung spricht auch die Beobachtung, dass Votivsteine mit der Weiheformel „in honorem domus divinae" nach der von W. Chassot von Florencourt begründeten Ansicht nur in der Periode um ca. 170 bis auf Constantin vorkommen (vgl. Bonner Jahrbücher Heft III, S. 49).

— Die Widmung an den Gott des Krieges, Mars, und die Göttin des Sieges, Victoria, müsste auch äussere Gründe zum Motive haben. Wenn nun formelle Indicien auf das Ende des 2. bis Ende des 3. Jahrh. hinweisen, wozu noch der Umstand kommt, dass die meisten Münzen von Eisenberg den Antoninen und dem Alexander Severus angehören, so hätten wir auch materielle Gründe für die Berechtigung einer solchen Widmung von Seiten des Ortsvorstehers. Es war unter den sog. 30 Tyrannen, Mitte des 3. Jahrh., als die Franken vom rechten Rheinufer aus — und zwar nicht blos Ripuarier, sondern auch Chatten — in Gallien einfielen und trotz der Vertheidigungsversuche des Postumus das offene Land Galliens verheerten. Erst dem Aurelian, dem Sieger über Tetricus, gelang es, Gallien von den eingebrochenen Franken zu befreien. Zu Ehren des Siegers, der mit Hilfe von Mars und der Victoria die Feinde vertrieben hatte, errichtete der Bürgermeister des wohl ebenfalls stark geschädigten vicus an dieser Stelle unsern Votivstein und zwar noch 270 oder wohl bald hernach (vgl. Bornhak „Gesch. der Franken“ 1. Th. S. 148—150). Auf solche Aufstellung scheint auch die Fundstelle hinzudeuten, welche am Fusse der „Hochstatt“, zur Seite der nach Worms ziehenden Römerstrasse gelegen, jedem Passanten seiner Zeit auffallen musste. — Zum Schlusse sei bemerkt, dass der leider etwas schwierig zu interpretirende Votivstein den Sammlungen des Museums zu Speyer durch Ankauf (23 Mark) seit Sommer 1882 einverleibt wurde.

---

## 2. Ein Silvan-Denkmal.

Hierzu Taf. II, 3.

Zu den bisher noch nicht publizirten Denkmälern der Pfalz aus der römischen Periode gehört ein im Garten des Eisenhüttenwerkes des Herrn Eugen von Gienanth befindliches Monument. Dasselbe wurde nach Mittheilung des Herrn Karl von Gienanth im Jahre 1843 im Staatswalde oberhalb Ramsen im Eisthale gefunden und zwar zwischen dem Kleehofe und Alsenborn, wo links der Eisweiher, rechts eine dominirende Höhe an die Strasse herantritt. Auf dieser

steilansteigenden, nach Norden gelegenen, bewaldeten Kuppe liegt ein ovaler **Ringwall** mit starkem Profile, offenbar eine Schutzanlage für den früheren römischen Strassenzug, und in dieser Verschanzung lag dies Denkmal in drei Stücken zerbrochen. Es besteht aus einer 133 cm langen und 30 cm breiten Sandsteinplatte, an welchen sich der mit einer Hohlkehle versehene Sockel von 39 cm Höhe und 35 cm Breite anschliesst. Das Material ist der in der Gegend heimische, grobkörnige Buntsandstein. In der Platte ist im Hochrelief eine stehende männliche Figur eingehauen. Bekleidet ist sie mit einer kurz geschürzten Tunica, über welche in schönen Falten die Chlamys herabhängt. Die Oberschenkel sind mit oberhalb der Knie endenden Stulpenstiefeln bedeckt. Das Haupt ist von einer helmartigen Lederhaube bedeckt. Das Gesicht trägt einen kurzgeschorenen Vollbart und drückt Ernst und Entschlossenheit aus. In der Rechten hält der Gott einen oben abgebrochenen, mit breitem Eisen endenden Speer, die Finger der Linken umspannen ein Jagdhorn (?), dessen untere Höhlung etwas verletzt ist. Zu den Füssen der Gottheit „hocken" in der ihnen eigenthümlichen Stellung zwei junge Wildschweine, von denen das zur Rechten der Figur befindliche Exemplar am Kopf und Vorderleib stark beschädigt ist. Auf dem Sockel befindet sich die folgende dreizeilige Inschrift, deren Buchstaben bei quadratischer Form eine Höhe von 6 cm haben.

D ∧ S I L V A N O
L V C I O(?)SCINONIS
› V · S · L M›

Ueber die Buchstaben L in erster, O in zweiter und zwischen V und S in dritter Zeile erstreckt sich ein mit Cement überworfener Bruch. Sollte der 5. Buchstabe in der zweiten Zeile nicht ein durch den Ruin verdorbenes LI oder V sein, so wäre die Inschrift also aufzulösen:

deo Silvano
Lucios Cinonis
votum solvit lubens merito

(wenn nicht Lucius oder Lucilius zu lesen).

Es hätte demnach ein gewisser Lucios Cinonis oder wahrscheinlicher Lucios, Sohn des Cino (zu ergänzen wäre, wie häufig nach dem Genetiv Cinonis, ein ausgelassenes filius), ein Bewohner Eisenbergs, dem Gotte Silvanus an dieser geweihten Stelle ein Denkmal errichtet.

Mitten in den Forsten des Stumpfwaldes, an dem Fusse des Schorlenberges, hätte der Stifter keinen besseren Platz zu seinem Votivstein herausfinden können. Lucios wäre eine hellenisirende Form von Lucius; Cino oder Cinonis kam bisher nicht vor; entsprechen dürften Cognomina wie Cimio, Dosso, Latuo, Nero, Maro, Sero u. A. Vom Rheinlande kannte man bisher drei Votivsteine des Waldgottes Silvanus, von Birten bei Düsseldorf, von Köln und von Bonn, also von drei bedeutenden Römerniederlassungen, Castra Vetera, Colonia Agrippinensium, Bonna; das Eisenberger ist das vierte rheinische Denkmal des Silvanus und zwar mit einer Darstellung, welche in der Schärfe der Auffassung und in der Technik der Ausführung nichts zu erwähnen lässt.

## 3. Töpferstempel.

1) Auf einem Amphorahenkel, der sich in einem Kistengrabe am Senderkopfe vorfand:

PCL · ICEL I

2) Auf einer blaugrauen Schaale, gefunden an der Ostseite der „Hochstatt“ in den sog. „Geldäckern“:

TAIVBA

3) Auf einem Amphorahenkel, vom Berichterstatter bei den Ausgrabungen auf der „Hochstatt“ im März 1882 unter der Brandschicht entdeckt:

ALP · C

Dürkheim, März 1882. Dr. C. Mehlis.

## 7. Bericht über die Ausgrabungen auf der alten Burg zu Xanten bis Mitte November des Jahres 1881[1]).

Hierzu Tafel IV.

Der niederrheinische Alterthumsverein zu Xanten hat in §. 1 seiner Statuten als Hauptzweck seiner Thätigkeit die Erforschung des Bodens um die Stadt bezeichnet. Dem durch langwieriges Leiden immer noch an der Fortsetzung der Ausgrabungen verhinderten Herrn Mölders war es vorbehalten, mit der Spitze seines Eisenstockes die ersten Spuren des Gebäudes zu entdecken, von dem im Laufe dreier Jahre wenngleich noch lange kein vollständiger, so doch ein recht ansehnlicher Theil festgestellt werden konnte, wie es der für die Vereinsmitglieder angefertigte Plan ergibt.

Mitte November 1879 wurde die 1,80 m starke, von 4 Oeffnungen durchbrochene Mauer dieses Gebäudes (A) entdeckt. Ein nach NO. gezogener Graben führte auf die Aussenmauer desselben und an ihr entlang auf die östliche Ecke. Von dieser wurde zunächst der Südecke, von letzterer wieder der Westecke nachgespürt. Die Längen waren gewiss grossartig zu nennen, da sie das 1½fache der grössten Abmessung unseres Domes betragen. Die bereiten Mittel waren solch riesiger Aufgabe nicht gewachsen, auch war die Jahreszeit weiteren Forschungen hinderlich.

Im Jahre 1880, nachdem Beiträge und Geldschenkungen von Vereinsmitgliedern, sowie eine Unterstützung der Provinzialverwaltung eingelaufen waren, stellte Herr Mölders eine Reihe von fünf geschlossenen Räumen a b c e f in dem Gebäude A fest, deren Dimensionen aus der Karte ersichtlich sind. Zwei Schlitze in der starken Mittelwand und der verschieden gefärbte Putz zu ihren Seiten lassen auf eine Theilung des längsten Raumes c schliessen. Parallel vorgenannter Mauer wurde eine 32 cm breite Rinne aus Beton, auf starkem Fundamente ruhend, gefunden. Eine gleiche führte von

1) Im Anschluss an den Bericht im Jahrb. LXIX, 68 ff.

NO. her in den mit b bezeichneten Raum und von diesem nach a, wo sie zu einem noch unaufgeklärten Zwecke an den 4 Wänden entlang läuft. Den Räumen a, b und c parallel geht in der Richtung der Mittelmauer, durch einen 7,0 m weiten Zwischenraum jedoch getrennt, eine Substruktion, die aus Pfeilern mit schmaleren Zwischenmauern besteht. Die Sohle liegt 1,5 m unter der Erdoberfläche, während die der starken Mittelmauer in 4,5 m Tiefe noch nicht erreicht wurde. Bevor die Ausgrabungen im letzten Viertel des Jahres 1880 wieder aufgenommen wurden, machte Herr Mölders von der ihm durch Herrn Oekonomen Beckmann auf Schotshof gebotenen Gelegenheit Gebrauch, dort südwestlich von dem besprochenen Gebäude eine Nachgrabung zu veranstalten, wo die Richtung der Lagerumwallung von einer von Sonsbeck kommenden Römerstrasse gekreuzt wird. Das für die Topographie höchst wichtige Ergebniss war die Auffindung einer mächtigen Thoranlage, die dem brandenburger Thor in Berlin an Länge beinahe gleichkommt und auf Taf. IX des Jahrb. LXIX ersichtlich ist. In dem grossen Gebäude, in welchem einige Alterthumsforscher eine mansio, ein Einquartierungshaus, andere die Wohnung des Prätors vermuthen, das jedenfalls aber öffentlichen Zwecken gedient hat, wurden immer neue Mauern entdeckt, immer neue Räume nach Länge und Breite festgestellt. Die Nischen einer von SO. nach NW. sich erstreckenden Zickzackmauer zeigen, dass der Raum, den sie begrenzte, keinen gewöhnlichen untergeordneten Zwecken gewidmet war. Ungemein zahlreich waren die Funde von Putz in den verschiedensten Farben und mannigfach mit Streifen und Mosaikmustern verziert, von Architekturstücken aus Sand und Kalkstein, von weisser und blauer Marmorbekleidung, von Heizungspfeilerchen und kleinen Thonröhren, von Dachziegeln mit den Stempeln der V. und XV. Legion, von Münzen, unter anderen von Traianus, Hadrianus, Marcus Aurelius, Lucius Verus, Tetricus, Faustina, Constantinus und Constantius, von Terra sigillata-Schalen mit Fabrikstempeln, von Urnen und Schalen, von Bronzefibeln, von Falschmünzerstempeln und von vielem anderen, was in Ermangelung eines Aufstellungsraumes nicht zur Anschauung gebracht werden kann, sondern vorläufig in Kisten verpackt bleiben muss.

Unterdessen hatte die Rhein. Museums-Commission in Bonn und namentlich die Provinzialverwaltung der Rheinlande in Anerkennung der bisherigen selbständigen Leistungen des Vereines demselben namhafte Summen überwiesen. Leider zog dann aber ein böses Leiden den Leiter der Ausgrabungen von der lieb gewordenen Thätigkeit ab und

verbot ihm auch über den Sommer hinaus deren Wiederaufnahme. Daher übernahm der Unterzeichnete nach vorhergegangener Besprechung in Bonn mit Herrn Prof. Dr. aus'm Weerth, in Düsseldorf mit Herrn Professor Dr. Schneider und nach örtlicher Besichtigung der Ausgrabungen durch letzteren die Leitung der Ausgrabungsarbeiten. Die Beanspruchung der Arbeitskräfte auf dem Felde war zur Zeit aber eine so grosse, dass für übliche Löhne nur wenige gute Arbeiter gewonnen werden konnten. Dem von beiden obengenannten Professoren gutgeheissenen Vorschlage entsprechend, unter den obwaltenden Umständen das Innere der nach Längen- und Breitenabmessungen festgestellten Räume zu durchforschen, begann am 12. September 1881 die Aufdeckung des Raumes b. Funde von Ziegeln, Krügen und Schalenscherben, kleinen Bronzen u. dergl. ergaben sich hier, wie überall.

Eigenthümlich war die Art der Fundamentirung, die späterhin als die fast allgemein angewandte sich herausstellte. Die untersten Bruchsteine sind aufrecht, statt flach, in Lehm gestellt und dann mit kleinen Steinen abgeglichen worden. Erst hierüber beginnt das Mauerwerk mit grobsandigem Kalkmörtel. Abgesehen von der Kanalsohle wurden keine Fussbodenspuren gefunden, dagegen gelang es, an der Aussenmauer wenigstens, 80 cm unter der Erdoberfläche beginnend und 1,20 m unter dieselbe hinabreichend, Fugen zu entdecken, die mittels Fugeisens eingedrückt waren. Hieraus lässt sich der Schluss ziehen, dass die Mauern früher 1 m wenigstens über dem jetzigen Boden gelegen haben, oder dass dieser sich doch ebensoviel angehöht hat. Im nahezu quadratischen Raume a erheben sich zwei mehr Stein- als Mauermassen, von denen die grössere 1,3 m breit und gleichmässig 2,1 m von den beiden Aussenmauern und der nordöstlichen Mittelmauer entfernt ist und noch keine 30 cm vom Mutterboden bedeckt war. Der zweite kleinere Mauerkörper befindet sich parallel der SW.-Aussenmauer. Zwischen beiden Körpern liegt ein aus Kieselsteinen befestigter Fussboden in Höhe der umlaufenden Rinne. Von ebenso grosser Wichtigkeit ist ein in der südöstlichen Umfassungsmauer entdeckter Auslauf, der augenblicklich jedoch nicht weiter erforscht werden konnte. Unerklärt ist auch jetzt noch, wie man in das Innere des Raumes gelangte und welchem besonderen Zwecke er gedient hat.

Unter dem rothen Wandbewurfe zeigte sich dieselbe Fugung, wie in b.

Die Absicht, diejenigen Grundstückstheile baldmöglichst zurück-

zugeben, auf denen nach den bisherigen Forschungen Funde von Bedeutung nicht zu erwarten waren, lenkte die Thätigkeit auf das nordwestliche Gebäudeende. Zwei von Herrn Mölders noch angeschnittene Mauern stellten sich als Säulen- oder Pfeilerfundamente (g u. h) heraus. Ebensolche wurden auch dem hinteren Mauereinschnitte gegenüber aufgedeckt (i u. k). Zwischen diesen letzteren Pfeilerfundamenten befand sich jedoch eine nachträglich eingesetzte schwächere Mauer. Als dann behufs genauer Feststellung der Entfernung dieser von der Aussenmauer ein Graben gezogen wurde, stiessen die Arbeiter auf eine Flachrinne, die nach dem Gebäudeinnern hin plötzlich abgebrochen war und deren Fortsetzung vergeblich gesucht wurde. Jenseits des Einschnittes dagegen lief dieselbe ohne Unterbrechung weiter. Bald wurde eine neue Mauer (l u. m) gefunden, die der Aussenmauer parallel vorlief. Durch sie ging die Rinne ins Land hinein, endete aber 4 m weiter in einem 2,5 m unter Ackerkrume befindlichen, 2 m breiten Mauerwerk, das nur einem Hauptkanal angehört haben konnte. Vier fernere, in der Richtung dieses Mauerwerkes nach SO. hin geworfene Gräben bestätigten die Vermuthung; und eine neuerdings (auf Marienbaum zu) 100 m hinter dem Gebäude angelegte Grube zeigte auch hier genau dieselbe Anlage. Anfänglich erschien es auffallend, dass überall das mittlere Drittel höher lag, als die beiden seitlichen. Seitdem aber nachher in den Räumen a und b die Entdeckung gemacht war, dass dort die Rinnen von Tuffsteinen eingefasst gewesen sind, die gewinnsüchtige Hände ausgebrochen haben, gelang es auch hier unschwer, die Spuren einer seitlichen Tuffsteinbegrenzung zu entdecken.

Spenrath[1]) sagt ausdrücklich: „so wurden nämlich in den Jahren 1714, 1715 und 1716 auf zwei an der Mühle vor dem Clevischen Thore gelegenen Stücken Land, welche der Capitels-Präsentiarie gehörten, 5000 und etliche Tonnen Tuffsteine ausgegraben."

Von der südlichsten Grube wurde nun zur Bestimmung des Zwischenraumes zwischen Kanal und Gebäudeaussenmauer ein Graben geworfen, der nicht nur wieder die Parallelmauer, sondern auch noch die Ecke eines anderen Bauwerks (n) traf. Letzteres war der Grenze des gepachteten Grundstücks zu nahe, als dass es jetzt verfolgt werden konnte. Ersterer wurde indess nachgegangen und dabei festgestellt, dass sie mit Ausnahme einer Strecke einstmals ohne Unterbrechung

---

1) Spenrath und Mooren, Alterthümliche Merkwürdigkeiten der Stadt Xanten und ihrer Umgebung. Th. I, S. 708. Vgl. Jahrb. LXIX, S. 71.

der Mauer entlang lief, welche als Gebäudeaussenmauer bezeichnet wurde. Diese 4 m lange, sandige Strecke liegt dem ersten Eingange genau gegenüber. Viele Stücke von Sandsteinsäulen legen die Vermuthung nahe, dass hier eine mächtige Säulenhalle gestanden hat.

Als ein ferneres wichtiges Ergebniss der letzten Ausgrabungen ist die vielfache Auffindung eines Kalkfussbodens zu bezeichnen, der auf einer Lage von Bruchstein- und Tuffsteinbrocken ausgebreitet worden ist.

Mit den Funden von Scherben, Ziegelstempeln, Münzen, Antikaglien u. s. w. kann man wohl zufrieden sein.

Die Ausgrabungen selbst mussten nach wenigen Tagen bei dem herannahenden Winter und mangels eines Leiters zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht werden, bis das neue Jahr zu neuen Erfolgen neue Kräfte bietet[1]).

Xanten. Alfons de Ball.

---

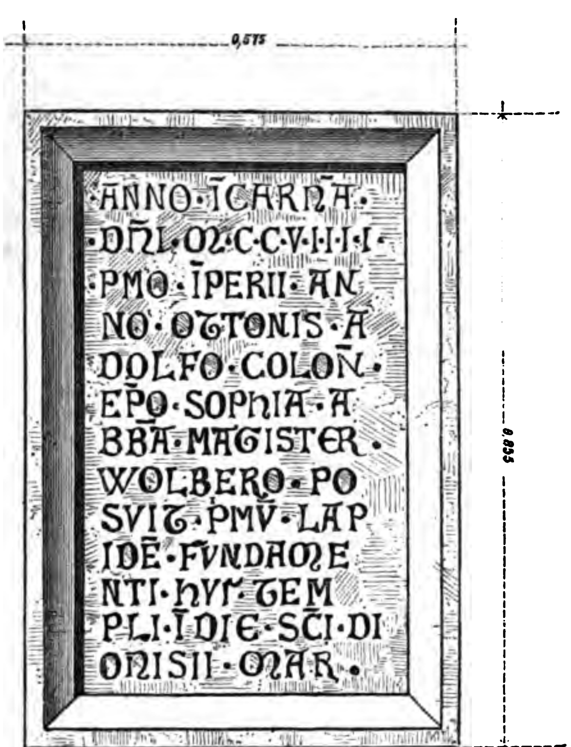
1) Leider haben sich diese Hoffnungen nicht erfüllt und die Ausgrabungen bisher keine Fortsetzung gefunden. Herr Mölders ist, wie uns heute die Traueranzeige verkündet, nach langem Leiden gestorben. Wir hatten, auf die Weiterführung der Arbeiten wartend, den Bericht des Herrn de Ball bisher zurückgelegt. Sollten die Ausgrabungen überhaupt keine Fortsetzung finden, so werden wir in eine Besprechung der controversen Frage nach der Bedeutung der Bauanlage (vgl. Schneider in Pick's Monatsschr. VII, S. 380) baldigst eintreten.

Die Red.

## 8. Die ältere S. Quirinus-Kirche in Neuss.

Hierzu Taf. V.

Die S. Quirinus-Kirche in Neuss gehört unstreitig zu den herrlichsten Baudenkmalen, welche die Rheinlande aus der Zeit des sog. Uebergangsstiles aufzuweisen haben. Die einzige uns erhaltene Urkunde, welche den Termin der Grundsteinlegung dieses in einzelnen Theilen zwar barocken, aber im Ganzen doch überaus anziehenden Prachtbaues genau fixirt, befindet sich im Innern der Kirche an der Mauer des südlichen Seitenschiffes und lautet in epigraphisch treuer Nachbildung:




Daraus ergibt sich mit Bestimmtheit, dass der Erbauer der heutigen S. Quirinuskirche Wolbero[1]) geheissen und dass die Grundstein-

1) Otte, Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland (Leipzig

legung im Jahre 1209 am Dionysiusfeste (9. Oktober) stattgefunden hat, während Sophia von Wevelinghoven Abtissin war, die im gleichen Jahre gestorben ist. Zu der Bezeichnung des Jahres 1209 als erstes Jahr Otto's IV. ist zu bemerken, dass nicht das erste Regierungsjahr, sondern das erste Jahr der Kaiserkrönung gemeint ist, und dass Adolf I., Graf von Altona, der um jene Zeit zwar schon vom Banne gelöst war, erst 1212 wieder vom Kölner Erzstuhle Besitz ergriff, den um jene Zeit Dietrich I. von Heinsberg [1]) (oder richtiger von Hengebach [2]) inne hatte.

Aber die Gründung eines Stiftes und einer damit verbundenen Kirche zu Neuss reicht in weit frühere Zeit zurück. Urkundlich steht fest, dass im Jahre 1050 die Abtissin Gepa, Schwester des Papstes Leo IX., von ihrer Romfahrt die Gebeine des h. Quirinus in feierlichem Zuge in die Stiftskirche zu Neuss überbrachte. Die Zerstörung dieser Kirche in den sie umtobenden Kämpfen zwischen den Anhängern Otto's IV. und Philipp's von Schwaben wird den 1209 begonnenen Neubau zur Nothwendigkeit gemacht haben.

Ueber die Gründung der damals zerstörten älteren Kirche, die nach einer Urkunde Anno's II. „in honore Dei et S. Quirini martyris" errichtet war, belehrt uns eine ehemals in der Kirche angebracht gewesene, jetzt aber verschwundene Inschrift, von welcher Teschenmacher [3]) und Brandt [4]) im Wesentlichen gleichlautende Abschriften aufbewahrt haben. Gemäss dieser Inschrift sollen im Jahre 825 Graf Eberhard von Cleve und dessen aus Karl's des Grossen Geschlecht stammende Gemahlin Bertha, sammt ihren Söhnen Graf Luthardus und Bischof Berengar von Toul, ausser in Wissel bei Calcar auch in Neuss eine geistliche Genossenschaft gegründet haben. Andere Quellen geben das Jahr 855 [5]) oder 864 [6]) als Gründungsjahr an. Löhrer hat be-

---

1874) S. 375 vermuthet, dass derselbe identisch sei mit dem Laien Albero, der 1219 die Gewölbe von S. Aposteln in Köln einzog.

1) Vgl. Floss, Reihenfolge der Kölner Bischöfe und Erzbischöfe im Handbuch der Erzdiöcese Köln, Köln 1878, S. XXVIII.

2) Cardauns, Conrad v. Hostaden. Köln 1880, S. 1.

3) Teschenmacher, Annales Cliv. II, 189.

4) Brandt, Summarische Beschreibung von Ursprung u. s. w. der Stadt Neuss. Neuss 1670.

5) Nach Löhrer in einem alten Kirchenbuch der Pfarrei Neuss, dessen Existenz heute nicht mehr nachweisbar.

6) Wernerus Titianus Annal. Noves. in Martène et Durand's Collectio amplissima.

reits in seinem verdienstvollen Werk [1]) aus inneren Gründen dargethan, dass die vorerwähnte Inschrift in der einen wie in der anderen Version ein Produkt späterer Zeit sein müsse. Sicherlich aber wurden in ihr die bei ihrer Anfertigung vielleicht noch urkundlich, jedenfalls traditionell erhaltenen Nachrichten über die Gründung des ursprünglichen Stiftes und seiner Kirche niedergelegt. Da sich aber, weil der Stein zerstört ist, auf Grund epigraphischer Anhaltspunkte die Zeit, wann die Inschrift gefertigt, auch nur annähernd nicht mehr feststellen und somit dem uns aufbewahrten Inhalt der Inschrift der Werth einer authentischen Urkunde in keiner Weise vindiciren lässt, so kann dieselbe nur insofern eine Bedeutung beanspruchen, als die in ihr enthaltene Angabe der Gründungszeit durch anderweitige Gründe unterstützt wird. Das Gleiche gilt von den die Gründungszeit etwa 30 Jahre später ansetzenden oben erwähnten Angaben aus den ebenfalls verschwundenen Kirchen- und Memorienbüchern von Neuss.

Solcher beweiskräftigen Stützen für die Annahme, dass im IX. Jahrhundert bereits an Stelle der heutigen, dem Beginn des XIII. Jahrhunderts angehörigen S. Quirinuskirche zu Neuss ein Gotteshaus sich befunden habe, können wir im Nachfolgenden mehrere beibringen.

Bei einer sorgfältigen Untersuchung sämmtlicher Bautheile der heutigen S. Quirinuskirche, welche wir für unsere demnächst erscheinende, die genannte Kirche behandelnde Monographie vornahmen, fanden wir auf der südlichen Empore einen Inschriftstein von höchster Wichtigkeit. Würden nicht die prächtigen Charaktere der Schrift und die eigenartige Verzierung uns sofort Zeugen für das hohe Alter dieses unseres Wissens bisher unbeachteten Steines gewesen sein, so müsste die Fundstelle allein ihm ein solches vindiciren. Denn bereits zu Anfang des XIII. Jahrhunderts, wo gemäss der oben mitgetheilten Steinurkunde die Erbauung der jetzigen S. Quirinuskirche erfolgte, hatte man jedes Verständniss für die Bedeutung des Steines verloren. Derselbe, offenbar ehedem an der etwa dem Kreuzgang der ältesten Kirche zugewandten Mauer angebracht, kam bei deren Zerstörung unter das Abbruchmaterial und verdankt seine Erhaltung nicht etwa der Würdigung seiner interessanten Inschrift, sondern lediglich seiner schönen oblongen Form. Diese liess ihn in den Augen eines biederen Werkmeisters Gnade finden, der ihn zur Bedeckung der Brüstungsmauer der westlichsten Arkade der südlichen Empore benutzte. Dort bildet er noch heute die

1) Löhrer, Geschichte der Stadt Neuss. Neuss 1840 S. 39 f.

Unterlage eines jener schlanken, die Verbindung von Empore und Schiff vermittelnden Doppelsäulchen, und zwar in so glücklicher Weise, dass die ganze Inschrift erkennbar ist in ihrem kurzen Wortlaut:

. II . IDS . APR(ILIS).OB(IIT)ALPEDA.

(vgl. die Abbildung Taf. V Fig. 1).

Der Stein, allem Anscheine nach Drachenfelser Granit, misst 0,485 m in der Höhe, 0,97 m in der Breite, die Inschriftzeile ist 0,09 m hoch und 0,81 m lang, sämmtliche Worte mit Ausnahme der Abbreviatur für Obiit sind von einander durch Punkte getrennt. Dem Namen Alpeda sind wir anderwärts niemals, weder in Urkunden, noch in Förstemann's Namenbuch begegnet, so dass ein Aufschluss über die Persönlichkeit, deren Todestag hier in Erinnerung gebracht wird, nicht möglich ist [1]).

Dass es sich bei diesem Steine nicht um einen Grabstein handeln kann, ergibt die für einen solchen Zweck durchaus ungenügende Kürze der Inschrift. Dieselbe gibt ausser Namen und Todestag keinerlei Mittheilung, weder, was nicht so auffallend wäre, über das Todesjahr, noch auch, was wichtiger ist, über Alter und sociale Stellung der Verstorbenen, und wird auch durch keinerlei sonstige Andeutung, z. B. die bei frühchristlichen Grabaufschriften am Rhein häufig vorkommende Formel Hic in pace quiescit als Grabschrift qualificirt. Offenbar handelt es sich hier um einen jener Steine, deren einige unser verehrter Vereinspräsident, Herr Prof. Aus'm Weerth, vor zwanzig Jahren unter ganz ähnlichen Verhältnissen, nämlich ebenfalls als Stützen von Säulen, in der Krypta der Bonner Münsterkirche gefunden und theilweise nach ihrer Ausgrabung in den Jahrbüchern unseres Vereins publicirt hat [2]). Wir können der dort gegebenen Deutung nur vollständig beitreten, wonach wir in diesen Inschriften Memoriensteine [3]) zu erblicken haben, lediglich zu dem Zwecke, an die Abhaltung einer

1) Auf eine an Herrn Hofrath Förstemann gerichtete Anfrage hatte derselbe die Güte sich dahin auszusprechen, dass Alpeda ein richtiger deutscher Name und gewiss eine Form von Albhaidis sei. Albhaidis hiess die Gattin Pipins v. Heristal. Alpaidis u. Alpaida kommen im 9. u. 10. Jahrh. wiederholt vor in den Annalen v. Lorsch, Fulda u. s. w. Förstemann, Namenbuch I, S. 57.

2) E. aus'm Weerth, Altchristliche Inschriftsteine in der Münsterkirche zu Bonn. Jahrbücher d. V. v. A. Fr. Heft XXXII. Seite 114 ff. Taf. II, Fig. 1—3. — Otte, Handbuch der christl. Kunst-Archaeologie, 4. Aufl. S. 237.

3) Reusens, éléments d'archéologie chrétienne (Löwen 1872) I, 400 hält sie noch immer für Grabsteine und sieht in dem Fehlen des Todesjahres u. s. w. ein Zeichen ihres hohen Alters.

memoria, eines Jahrgedächtnisses für einen als Stifter oder durch sonstige Beziehungen um die Kirche verdienten Todten zu erinnern.

Was nun das für unsere Untersuchung besonders in Betracht kommende Alter des Neusser Memoriensteines für Alpeda betrifft, die wir uns wohl als Abtissin[1]) des Stiftes zu denken haben, so möchten wir folgendes feststellen. Die Bonner Inschriftsteine werden von Prof. E. aus'm Weerth mit entscheidenden Gründen dem IX. Jahrhundert zugewiesen[2]). Unser Inschriftstein ist jedenfalls nicht jüngeren Datums, wie aus den epigraphischen Anhaltspunkten hervorgeht. Die fächerförmigen Eckverzierungen sind ganz die gleichen, wie auf dem a. a. O. Taf. II. Fig. 3 abgebildeten Memorienstein aus Bonn, Höhe und Breite sind fast übereinstimmend, der Schriftcharakter ist nahezu identisch, auch die Abkürzungen zeigen grosse Aehnlichkeit. Während aber sämmtliche Steine aus der Bonner Münsterkirche[3]) in zwei sich formschön kreuzenden Zeilen enthalten sind, zeigt der Neusser Memorienstein diese Kreuzform noch nicht, sondern giebt die Inschrift in einer einzigen Zeile. Jedenfalls sind wir also berechtigt, auch den Memorienstein für Alpeda dem IX. Jahrhundert zuzuweisen und sein Vorhandensein als Beweis dafür zu verwerthen, dass an Stelle der jetzigen S. Quirinuskirche eine später abgebrochene Kirche bestanden habe, da in ihr für Alpeda eine Memorie zu halten war.

Mit noch grösserer Bestimmtheit wird das Vorhandensein dieser älteren Kirche durch einen anderen jüngst zu Tage geförderten Fund dargethan. Wie so manche romanische Kirche am Rhein, wir erinnern nur an die S. Martinskirche in Köln und die Pfarrkirche zu Andernach[4]), war der Fussboden auch der S. Quirinuskirche in Neuss, wahrscheinlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, um ein Be-

1) Das uns erhaltene Verzeichniss der Abtissinnen, abgedruckt bei Löhrer a. a. O. S. 45 reicht nur bis zum Jahre 1050 hinauf. — Auch in dem von Herrn Domvicar Dr. Bellesheim in der Bibliothek des British Museum zu London aufgefundenen „Liber Abbatissarum Capituli monialium S. Quirini Nussiensis, Coloniensis Dioecesis, renovatus sub anno a nativitate Domini 1421“ finden sich die Namen älterer Abtissinnen nicht verzeichnet.

2) Die Münsterkirche zu Bonn (in der Festschrift zum Internationalen Congress für Alterthumskunde u. Geschichte, Bonn 1868, Fasc. VII) S. 7.

3) Reste ähnlicher Steine befinden sich in den Museen zu Köln u. Bonn. Vgl. darüber Braun in den Jahrb. des Vereins v. Alterthumsfr. im Rheinlande Heft XXXV, S. 105.

4) Vgl. darüber Aldenkirchen in den Jahrbüchern des Vereins v. Alterthumsfr. Heft LIX, S. 132 ff.

trächtliches erhöht worden. Dadurch verblieben nicht blos die prächtigen und reich gegliederten Pfeilerbasen gänzlich verdeckt, sondern auch die Hallen der Kirche büssten viel von dem schlanken Eindruck ein, den der Erbauer ihnen zu geben gewusst hatte. Unter der umsichtigen Leitung des Regierungsbaumeisters Julius Busch in Neuss, in dessen Hand auch die nach einheitlichem Plane allmälig auszuführende Wiederherherstellung des so vielfach geschädigten Baudenkmals gelegt ist, wurde diese den Totaleffekt störende Bodenerhöhung jüngst beseitigt, zur grossen Freude der Pfarrgemeinde und aller Freunde mittelalterlicher Architektur. Bei den hierbei und zur Anlegung einer neuen Gasröhrenleitung unternommenen Arbeiten wurden höchst belangreiche Funde gemacht, um deren Erhaltung, Hebung und Aufnahme der Bauleiter die anerkennungswerthesten Verdienste sich erworben hat. Zunächst wurde bei dieser Gelegenheit ein aus der Mitte des Mittelschiffes zu der Krypta hinabführender Eingang von 1,38 m Breite entdeckt, der im XVIII. Jahrhundert als Grab für die Abtissin Louise von Loë benutzt und zu diesem Zweck nach beiden Seiten hin vermauert worden war, so dass der Zugang zur Krypta von da an nur aus den Seitenschiffen möglich war. Die Einfassung dieses im Grundriss auf Taf. V Fig. 3 ersichtlichen Einganges ist theilweise durch glatt behauene Hausteinblöcke, theils durch Tuff- und Ziegelmauerwerk gebildet und zeigt noch die Spuren der bei Herrichtung desselben als Grabraum im vorigen Jahrhundert beseitigten, zur Krypra hinabführenden Treppenstufen. Die Aufdeckung dieses genau in der Mittelaxe der Kirche liegenden Zuganges zur Krypta giebt uns neben der gleichen Anordnung bei den Krypten der Münsterkirchen von Bonn und M. Gladbach einen neuen Beweis dafür, dass, wie in Italien, so auch am Rhein, die Krypteneingänge meist, wenn nicht stets im Mittelschiff lagen. Es wird dadurch immer wahrscheinlicher, dass auch bei S. Gereon in Köln der ursprüngliche, durch späte Restauration verdeckte Zugang zur Krypta in der Mittelaxe des Dekagons gelegen habe, wofür auch die dort am westlichen Ende der Krypta in einem engen, gangähnlichen Raum noch erhaltenen Stufen zu sprechen scheinen[1]).

Zur Rechten und Linken des jüngst aufgedeckten Einganges führ-

1) Reichensperger in seiner der S. Gereonskirche zu Köln gewidmeten interessanten Monographie (Bock, Rheinlands Baudenkmale I, 8) hält S. 23 den jetzt nur noch von der Krypta zugänglichen Raum für die unter dem Altar des ursprünglichen Rundbaues angebrachte Gruft (confessio), in welcher... die Reliquien der Heiligen... ruhten.

ten ehedem jetzt ebenfalls blosgelegte und in den Grundriss auf Taf. V Fig. 3 eingezeichnete Stufen aus Tuffstein mit theilweise noch erhaltener Hausteinabdachung zu dem wegen der Krypten-Anlage wesentlich gegen das Schiff der Kirche erhöhten Chorraum hinauf. Vor diesen Stufen nun fand man rechts vom Krypten-Eingange einen höchst interessanten, in seiner Musterung aus Taf. V Fig. 3 rechts erkennbaren Plattenbelag. Derselbe lag aber nicht in der Höhe der alten, jetzt wiederhergestellten Flur, welche mit der Unterkannte der Pfeiler des 1209 begonnenen Baues in gleichem Niveau liegt, sondern 0,49 m tiefer, als die Unterkante dieser Kirchenpfeiler. Dass dieser Belag bei Erbauung der jetzigen Quirinuskirche verschüttet wurde, ist offenbar. Seine Wiederaufdeckung dient uns als Beweis, dass hier einst eine andere Kirche gestanden haben muss und zwar eine solche, die nicht blos älter war, als der jetzt noch erhaltene, dem Anfang des XIII. Jahrh. angehörende Bau, sondern auch älter als die in diesen späteren Bau hereingezogene Krypta, deren Anlage nach Ausweis der in ihrem ältesten Theile sich zeigenden Würfelkapitäle der Säulen in der letzten Hälfte des XI. Jahrh. erfolgt sein dürfte [1]).

Dieser für die Baugeschichte wichtige Fussboden war bereits, wie aus der bei seiner jüngsten Auffindung angefertigten Zeichnung ersichtlich ist (Taf. V Fig 3), in frühesten Zeiten, d. h. vor Erbauung der jetzigen Kirche ungeschickt restaurirt, indem Theile der sägezahnartigen Füllungsmosaik in die theilweise zerstörte Umrandung hineingelegt wurden. Das Ganze präsentirt sich als ein sehr reiches und in der Farbenwahl recht glückliches Plattenmosaik (opus alexandrinum). Die spitzzahnigen, abwechselnd rothen und weissen Plättchen der Füllung messen 10 cm in der Höhe und 6 cm in der Breite; die rothen sind aus Thon gebrannt in einer Dicke von 3—5 cm; die weissen nur 1,5 —1,7 cm dicken Plättchen erwiesen sich ebenso wie die schwarzen und weissen quadratischen Plättchen der reizenden Umrandung als fester Kalkstein. Fussböden aus solchen Plättchen und aus farbigen Thonfliesen kamen seit Karls d. Gr. Zeiten häufig in Anwendung [2]).

Wir glauben nicht fehl zu greifen, wenn wir aus dem Vorhandensein des hier beschriebenen, 49 cm tiefer als die Flur der 1209 erbauten Kirche liegenden Fussbodens folgende Schlüsse ziehen. Wir

---

1) Lotz, Kunst-Topographie Deutschlands I, 470, lässt die Quirinuskirche im Jahre 1074 geweiht sein. Dieser Zeit gehören die Säulen der Krypta an.

2) Reusens, a. a. O. I, 378.

haben in ihm einen Theil der Fussbodens jener Kirche zu sehen, welche gemäss jetzt nicht mehr erhaltenen Urkunden im Jahre 825 errichtet wurde, und zwar den Belag des östlichsten Theiles dieser Kirche, unmittelbar vor der Chorabsis. Zu Anfang des XI. Jahrh. wird sich das Bedürfniss einer Erweiterung dieses alten Baues geltend gemacht haben. Man dürfte demselben in der Weise Rechnung getragen haben, dass man das unseren Flurbelag enthaltende Schiff der alten Kirche stehen liess, dass man aber unter Beseitigung der Absis diese Kirche nach Osten hin durch die noch erhaltene Kryptenanlage mit darüber befindlichem Chorraum verlängerte. Zu diesem hätten die jetzt entdeckten, bei dem alten Flurbelag beginnenden Stufen hinaufgeführt. Nachdem dann in den Eingangs bereits erwähnten Kämpfen zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben dieser Chorbau sammt der davorliegenden ältesten Kirche zerstört war, schritt man 1209 zum Neubau der heutigen S. Quirinuskirche. Bei diesem Bau wurde die nicht zerstörte Krypta beibehalten, und, dem neuen Grundriss entsprechend, theilweise seitlich erweitert. Um aber die Flur des darüber angelegten Chores mit dem Mittelschiff in ein besseres Höhenverhältniss zu bringen, wird man damals den jetzt wieder aufgefundenen Plattenbelag verschüttet und die Basen der neben den alten Tuffsteinstufen zu errichtenden ersten Pfeiler des Mittelschiffes 49 cm höher; begonnen haben, als die frühere Flur gelegen hatte. Auf diese Weise ergiebt sich eine neue, aber, wie uns scheint, kaum anfechtbare Combination für die verschiedenen Bauperioden unserer Kirche.

Noch einen bei Hebung unseres Plattenmosaiks gemachten Fund haben wir hier zu veröffentlichen. Unter demselben und zwar rechts an der zerstörten und ungeschickt restaurirten, in unserem Grundriss erkennbaren Stelle, entdeckte man eine wegen ihrer Grösse und Zeichnung beachtenswerthe Amphora (Taf. V Fig. 2). Dieselbe, bereits vor ihrer Anbringung an dieser Stelle verletzt, wie ein auf eine Bruchstelle gelegtes Schieferstück bewies, zerfiel beim Herausnehmen, wurde aber durch die geübte Hand des Herrn Hauptlehrers Chr. Busch kunstvoll zusammengesetzt und befindet sich, ebenso wie die Plättchen der Mosaik, in der Hut des Kirchenvorstandes. Da letzterer die Ueberführung des eigenartigen Gefässes ins Bonner Provinzialmuseum nicht wünscht, so dürfen wir erwarten, dass er ihm in Neuss eine würdige, dasselbe vor Zerstörung sichernde Aufbewahrung zu Theil werden lasse.

Die aus gelbem Thon gebrannte, unten glatte und eiförmig zugespitzte Amphora zeigt vier flach angedrückte, gerippte Henkel. Sie

ist 0,73 m hoch und hat einen Durchmesser von 0,58 m. Die in Hochrelief in vier Reihen aufgelegten Verzierungen des oberen Theiles sind theils neben- und übereinander gestellte Halbkreise, theils aneinander gereihte Dreiecke von mässiger Grösse. Da mir sowohl Form, als Grösse und Verzierung des Gefässes dessen Datirung schwierig erscheinen liess, so wandte ich mich mit der Bitte um Auskunft darüber, ob ähnliche, von sicher datirten rheinischen Funden herrührende Objekte ihnen bekannt seien, an die Direktoren der Provinzialmuseen in Bonn und Trier und des römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz. Von Herrn Direktor aus'm Weerth erfuhr ich, dass Scherben mit ähnlicher Verzierung von ihm bei Ausgrabung des römischen Castrums bei Bonn gefunden worden seien, Herr Direktor L. Lindenschmit in Mainz hatte die Freundlichkeit, mir mitzutheilen, dass am Mittelrhein römische Gefässe mit blattförmigen und gerippten Henkeln, wie bei dem unsrigen, nicht vorkommen, dass im Museum zu Mainz so ganz ungewöhnlich verzierte Thongefässe sich nicht befinden, dass die ihm bekannten Gefässe der merowingischen Zeit kein analoges Stück aufweisen, während die ausserordentliche Seltenheit frühmittelalterlicher Thongefässe nach dieser Richtung keine sicheren Schlüsse erlaube. Einige spätmittelalterliche Krüge von freilich weit geringerer Höhe, die das Museum in Mainz besitzt und von welchen Herr Lindenschmit Abbildungen uns gütigst mittheilt, können für die Datirung der Neusser Amphora nicht herangezogen werden, da sie nach Form, Verzierung und Glasirung eben ihre weit spätere Entstehungszeit auch ohne Beigabe der an einem derselben befindlichen Jahreszahl deutlich bekunden. Wir werden uns desshalb begnügen müssen, die Entstehungszeit unserer Amphora, die vielleicht in Anbetracht ihrer Verzierungen der carolingischen Zeit zuzuweisen ist, mit Rücksicht auf ihre Fundstelle vor das IX. Jahrhundert zu setzen.

Wir schliessen diese Zeilen mit dem Wunsche, dass die von uns veröffentlichten Funde als ein monumentaler Beleg für das urkundlich nicht mehr zu erweisende Vorhandensein einer zu Anfang unseres Jahrtausends zerstörten Kirche an Stelle der jetzigen Neusser S. Quirinuskirche Anerkennung finden mögen.

Viersen. Aldenkirchen.

---

## 9. Der Baumeister des Altenberger Münsters.

Der Bau des gothischen Münsters zu Altenberg, dieses Gegenbildes des Kölner Doms im Kleinen, ist bekanntlich[1]) im Jahr 1255 an der Stelle einer früheren Kirche[2]) begonnen worden. Es war am 2. März des eben genannten Jahres, als in Gegenwart des Abts Giselher und des gesammten Convents, sowie zahlreicher Theilnehmer aus dem Laienstande Graf Adolf V. von Berg, der Schwager Erzbischofs Konrad von Köln, nebst seinem Bruder Walram, Herzog von Limburg, zur neuen Klosterkirche den Grundstein legte[3]). Der Fortbau des prächtigen Werkes, für welches die Mittel der Abtei nicht ausreichten, gelang indessen nur mit Hülfe einer von Erzbischof Engelbert II. für den Umfang der Erzdiöcese genehmigten Collecte, zu deren Förderung das Domcapitel mit Urkunde vom 21. November 1267 die Klosterobern und den gesammten Pfarrclerus des Sprengels eindringlichst aufgefordert hatte[4]). Und erst am 3. Juli 1379 erfolgte die Einweihung des vollendeten Baues durch Bischof Wicbold von Kulm, den grössten Wohlthäter der Abtei, im Auftrage des Erzbischofs Friedrich III. von Köln[5]), nachdem noch im Jahr 1378 das General Capitel des Cistercienser-Ordens denjenigen, welche „zur Vollendung des Kirchenbaues zu Altenberg beitragen würden“, die Aufnahme in die Fraternität des Ordens, Antheil also an dessen guten Werken und Gebeten, zugesichert hatte. Dies ist im Wesentlichen Alles, was von historischen Daten zur Bau-

1) Vgl. E. aus'm Woerth, Kunstdenkmäler der christl. Mittelalters in den Rheinlanden, Abth. I, Bd. III, Text S. 3. H. Cardauns, Conrad v. Hochstaden, S. 141.

2) Jahrb. X, 146.

3) Nach einer von Jongelinus, Notit. abbatiar. ordin. Cisterciens. lib. II. p. 14 übernommenen chronistischen Aufzeichnung aus der Abtei. Dass Erzbischof Konrad an der Grundsteinlegung, wie Cardauns a. a. O. annimmt, persönlich theilgenommen, ist in jener Aufzeichnung und unseres Wissens auch anderweitig nicht überliefert.

4) Lacomblet, Urkundenbuch, II, 574.

5) Jongelinus a. a. O.

geschichte des Altenberger Münsters bisher zur Hand gewesen ist. Als ein Neues tritt zu denselben hinzu der Name des Baumeisters der Kirche, Walter, den uns ein kürzlich aufgefundenes Bruchstück eines Manuscriptes der Abtei Altenberg aufbewahrt hat.

Es sind 4 Blätter und 10 Streifen, von einigen Stücken kleinster Dimension abgesehen, welche in den innern Einbandseiten zweier aus der Abtei Altenberg stammenden und jetzt der Königlichen Landesbibliothek zu Düsseldorf angehörigen Antiphonarien unter den obersten Deckblättern vom Unterzeichneten entdeckt wurden und sich als die Ueberbleibsel eines in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angelegten Memorien- oder Todtenbuches der Abtei erwiesen haben. Schade genug, dass die achtungslose Hand eines Buchbinders zu Anfang, wie es scheint, des 18. Jahrhunderts ein ehrwürdiges und werthvolles Erinnerungswerk des Convents hat zerstören dürfen. Die Eintragungen desselben waren, den armen Resten zufolge, auf Folioblättern weissen und starken Pergaments mit durchschnittlich 32 Linien von je 8½ mm bis 1 cm Distanz successive von verschiedenen Händen des 13. bis ausgehenden 17. Jahrhunderts bewirkt worden, von denen jedenfalls die erste und zweite der Mitte und dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts zuzuweisen sind. Und zwar rühren von der ersten, deutlich von den übrigen zu unterscheidenden Hand ausschliesslich Namen des 12. und 13. Jahrhunderts her, z. B. der Kölnischen Erzbischöfe Friedrich II. († 1158) und Philipp von Heinsberg († 1191), Kaiser Heinrichs VI. († 1197) zum 29. September (III. kal. Octobr.), des Erzbischofs Eberhard von Salzburg († 1246), der Gebrüder Arnold und Johann von Hammerstein aus dem burggräflichen Geschlechte (zum 9. October) um 1203, der Gräfin Irmgard von Berg, Herzogin von Limburg († 1248), des als Zeuge 1223 genannten Peter von Coblenz[1]). Nimmt man hinzu, dass der zweiten Hand Eintragungen verdankt werden wie die des Henricus de Foresto (urkundlich um 1270), des Herzogs Walram von Limburg († 1279 oder 1280), des Gobelin Hardevust, welcher noch 1302 lebte, der späteste Name erster Hand (zum 15. October) in den zumeist auf die Monate Juli bis October bezüglichen Bruchstücken des Nekrologs dagegen der des Adolf von Stammheim ist, der noch in Urkunden von 1265 als Zeuge fungirt, 1273 aber als verstorben bezeichnet wird[2]), so darf wenigstens als wahrscheinlicher terminus

1) L. v. Eltester, Mittelrhein. Urkundenbuch III, 197, S. 167.
2) Lacomblet, Niederrh. Urkundenbuch II, 556. 640.

ad quem für die erste Hand die Zeit bald nach 1270 hingestellt werden.

Nun aber ist es unzweifelhaft diese erste Hand, welche die Notiz über den Baumeister in folgenden Worten zum 7. September gegeben hat: 'VII. Idus Septembris Walterus. hic edificauit basilicam nostram' und es kann daher kaum fraglich sein, dass es sich hierbei um den Mann handelt, welcher seit 1255 und wohl bis in das letzte Drittel des Jahrhunderts den Bau geleitet und der Vollendung wenigstens genähert hatte. Wer derselbe gewesen, ob und wie er mit den ersten Kölnischen Dombaumeistern zusammengehangen, davon hat sich weder in den Archivalien von Altenberg noch anderweitig auch nur die geringste Spur finden lassen. Indem wir gleichwohl durch diese flüchtige Mittheilung zu weiteren Forschungen anregen möchten, wollen wir nicht unterlassen, hier noch einiger kunstgeschichtlich interessanten Angaben der Fragmente zu gedenken, der Erwähnung nämlich eines 'Henricus lapicida'[1]) von erster Hand zum 27. Juli (VI. Kal. August.), des 'Magister Jacobus physicus frater Magistri Wylhel[mi]' von einer Hand aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Cursivschrift zum 6. September (VIII. Id. Sept.), sowie schliesslich der folgenden, Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts in Fracturbuchstaben eingefügten Notiz zum 25. October (VII. Kal. Novembr.): Johannes de Bunna [lapicida][2]) et genitores sui Heydolfus et [Titzela][3]).

Düsseldorf. Harless.

---

1) Vielleicht identisch mit dem Magister Henricus de Colonia (um 1270) bei J. J. Merlo, Nachrichten von dem Leben u. den Werken kölnischer Künstler, I. S. 168.

2) Von etwas jüngerer Hand dem Worte 'Bunna' übergeschrieben.

3) Zugefügt von einer Hand des 15.—16. Jahrhdts.

## 10. Die Dombaumeister von Köln.

Nach den Urkunden.

### II. Meister Arnold.

Meister Arnold erscheint als zweiter Dombaumeister. Schon in einer Schreinsurkunde von 1279 ist „magister Arnoldus magister operis Ecclesie maioris" genannt, wodurch die bisher angenommenen chronologischen Angaben über die ersten Leiter des Dombaues zu Köln eine wesentliche Aenderung erleiden. Er ist also höchst wahrscheinlich unmittelbar nach Meister Gerard, dessen Todesjahr nicht festzustellen ist, zu diesem Amte berufen worden. Im genannten Jahre lebte er — ob in einem ehelichen Gattenverhältnisse? dürfte zu bezweifeln sein — mit Vridesvindis (Fredesundis [1]), die am Vortage des Palmfestes einseitig für sich und ihre Kinder, sowohl diejenigen, welche sie damals bereits besass, als diejenigen, welche sie noch mit Meister Arnold erzielen würde, das in der Reimbachsgasse gelegene grosse Haus Reimbach (al. Reinbach) von den Minderbrüdern, für welche Herman von Gluele (Gleuel) als Bevollmächtigter handelte, ankaufte. Diesem Kloster war das Haus im Jahre 1274 von Aleid von Reimbach [2]) auf ihren und auf Theo-

1) Obwohl die Namensform „Vridesvindis" nur einmal, dagegen „Vredeswndis" und „Fredeswndis" in fünfmaliger Wiederholung erscheint, so dürfte die erste Schreibweise doch wohl die richtigere sein. Auch Wiarda (Deutsche Vor- u. Geschlechtsnamen, S. 44, 48—49) kennt unter den echtgermanischen Namen sowohl die Endung „Suind = geschwind" als den Namen „Frediswid" (sic). Die Bedeutung könnte sein: die schnell Friedliche, Versöhnliche.

2) In einem vorhergehenden Notum aus demselben Jahre ist sie „Aleidis de Rembach relicta Theoderici", und früher im J. 1260 „Aleidis relicta Theoderici dicti de Reymbach" genannt. Das Haus Reimbach wird in der Mutation von 1373 Sabbato post Lucie „Curia nuncupata Reymbach sita in Reymerssgassin cum omnibus suis Edificijs et attinencijs vniuersis" genannt, wobei man beachten wolle, dass schon damals der Name Reimersgasse abwechselnd gebraucht wurde, der noch beim Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts im Volksmunde fortbestand.

derich's ihres Sohnes Todesfall geschenkt worden, der also fünf Jahre später für Beide schon eingetreten war. Vor ihrem Ableben hatte Frau Aleid 1275 die Schenkung noch auf ihren ganzen beweglichen Nachlass ausgedehnt und ferner die Sorge für ihr Seelenheil auch dadurch bethätigt, dass sie im letztgenannten Jahre ein ihrem Wohnhause gegenüber in der Reimbachsgasse gelegenes steinernes Haus auf ewige Zeiten für sechs fromme Beguinen bestimmte, die sie den Anordnungen des zeitigen Guardians der Minoriten sowie des Pfarrers der benachbarten Columbakirche unterwarf[1]). Eine Schwester Aleid's, Sophia, sollte jedoch, so lange dieselbe am Leben bleibe, den ruhigen Besitz dieses Hauses geniessen (Urk. I—IV).

Nach Fredesundis Tode liessen sich in den Jahren 1297, 1302, 1305 und 1310 die von ihr geborenen Kinder die ihnen gebührenden mütterlichen Erbantheile anschreinen; es waren:

1. Hupert, der 1297 sogleich sein Kindtheil an seine damals noch unvermählte Schwester Hadewig abtrat,

2. Gerard und

3. Hilger, Beide 1302 Mönche in der Abtei zum h. Pantaleon in Köln; auch sie übertrugen ihre Antheile an ihre Schwester Hadewig, die zu dieser Zeit mit Frederich de Ordone (vom Ort, von der Ecke) verheirathet war. Letzterer heisst 1308: „Fredericus de ordone dictus de Stessa"[2]).

4. Johann, 1302 Mönch zu Kampe (Abtei Altenkamp),

5. Die bereits erwähnte Hadewig, die 1302 ihren Mann des Besitzes theilhaftig machte,

---

1) Eine wahre Leidenschaft offenbart sich um diese Zeit im Stiften von Beguinen-Conventen. Man sehe die als Manuscript in lithographirtem Abdruck erschienenen: Stiftungsurkunden von Klöstern, Hospitälern und Conventen, ausgezogen aus den Cölnischen Schreinsbüchern von J. G. A. Imhoff. 1849. Die Stiftung der Aleid von Reimbach ist dabei übersehen worden.

2) Durchaus willkürlich ist die Angabe der Diplomat. Beiträge (S. 21, Anm. 1), er sei „so benannt nach dem grossen, jetzt noch durch seine Ausdehnung, besonders durch sein kolossales Dach, merkwürdigen Hause in der Stesse, Buden- und Hochstrassenecke". Dieses seitdem niedergelegte und jetzt durch die acht Häuser Hochstrasse Nr. 136, 134a, 134b, 134c und 134d und grosse Budengasse Nr. 2a, 2b und 2c ersetzte Haus hat niemals „in der Stesse" geheissen und ist ebensowenig jemals im Besitz des Frederich de Ordone oder von ihm bewohnt gewesen. Die grosse Budengaase hiess ursprünglich retro stessam oder achter der stessen, nach dem Rittersitze ad stessam auf dem Laurenzplatze.

6. Rutger, der 1305 seinen Theil an Frederich de Ordone und Hadewig gab, die nunmehr fünf Kindtheile in ihren Händen vereinigten,

7. Christian, und endlich

8. Jutta, die Beide erst 1310 an ihr Erbtheil geschrieben werden (Urk. V—XII u. XIV).

Bei diesen Allen findet man ausdrücklich vermerkt, dass sie Kinder der Fredesundis, nicht aber auch des Meisters Arnold seien.

Durch Uebertrag kam das Haus Reimbach dann als ausschliessliches Eigenthum an den nachfolgenden Dombaumeister Johann, der ein Sohn des Meisters Arnold, jedoch — so scheint es — nicht von Fredesundis war, denn unter den Erbberechtigten des Hauses Reimbach bleibt sein Name ausgeschlossen, und während Jene nach ihrer Mutter bezeichnet sind, liest man hingegen 1296 und 1299 bei diesem Johann, dass „er der Sohn Meister Arnold's, des Werkmeisters vom Dome" sei. 1308 traten ihm Frederich de Ordone und seine Frau Hadewig ihre fünf Kindtheile ab, 1310 Christian und Jutta die ihrigen und 1312 der Mönch Johann von Kampe mit seinem Kindtheile den noch fehlenden Rest (Urk. XIII, XV u. XVI). Der Dombaumeister Johann ist in diesen späteren Uebertragsurkunden jedesmal als ein Bruder der Entäusserer bezeichnet, was allerdings gegen die vorberührten Abstammungsverhältnisse auffallend erscheint; es könnte demnach den Anschein gewinnen, dass vor dem Tode eine Ehe zwischen Arnold und Fredesundis erfolgt sei und dass daraufhin man die beiderseitigen Kinder sämmtlich als Geschwister betrachtete. Eine sehr grosse Anzahl von Schreinsurkunden liefern den Beweis, wie wenig das Mittelalter, und namentlich das 13. und 14. Jahrhundert, auch in der heiligen Stadt Köln als ein Vorbild der sittlichen Zucht, sowohl in weltlichen als geistlichen Kreisen gelten kann, und so würde man sich nicht sonderlich darüber wundern dürfen, wenn zwischen Meister Arnold und Fredesundis ein ungeregeltes Verhältniss bestanden, wie solches die Fassung der Urkunden, worin sie nirgend als maritus und uxor zueinander gestellt sind (eine Angabe, die die Schreinsschreiber sonst nicht zu unterlassen pflegen) mit ziemlicher Verlässlichkeit andeutet.

Das Todesjahr Meister Arnold's ist aus den Urkunden nicht genau zu entnehmen, doch wird man nicht übersehen dürfen, dass der nachfolgende Dombaumeister in den Jahren 1296 und 1299 nur als „Johannes filius magistri Arnoldi operis maioris Ecclesie" auftritt, mithin durch nichts hier zu entnehmen ist, dass Arnold zu dieser Zeit nicht mehr

am Leben gewesen und sein Sohn ihm im Amte bereits gefolgt sei; im Gegentheil muss angenommen werden, dass Meister Arnold zu Ende des 13. Jahrhunderts dem Dombauwerke noch als Leiter vorstand.

Dass zu seiner Zeit der Chorbau schon wesentliche Fortschritte gemacht, ersieht man aus einem Aufrufe des Erzbischofs Sifrid vom Jahre 1279 in octaua annunciationis (Lacomblet, Urkundenb. II, Nr. 723), der die Stelle enthält: „cum ecclesie nostre Coloniensis fabrica, que de elemosinarum vestrarum largitione vestri gratia surrexit in decore magnifico et decenti, adhuc egeat ad perfectionem sui subuentione fidelium copiosa" — Ausdrücke, die nicht hätten gebraucht werden können, „wenn nicht die äussere Gliederung der Kirche (des Chors) schon zu einer verständlichen Architektur, ja (nach Lacomblet's Meinung) vielleicht bis zu dem Rinnensystem, emporgestiegen gewesen wäre."

Auch beginnen schon die festen Anordnungen hinsichtlich der zu errichtenden Altäre. So ist der Stiftung einer Vicarie an dem Altare der hh. Johannes des Täufers und Laurentius hier zu gedenken, womit der Domvicar Gerard von Xanten sein und seiner Eltern und Wohlthäter Seelenheil zu fördern bezweckte. Die Urkunde datirt vom 22. August 1297 und stellt den Altar ausdrücklich „in noua fabrica Coloniensi". Es wurden dazu manche Rentengefälle an Geld, Früchten und Hühnern überwiesen und dem Domdechanten die Erwählung des betreffenden Vicars aufgetragen. Ausserdem werden achtzehn Domaltäre, die nicht näher benannt sind, mit Messdenaren bedacht. (Lacomblet a. a. O., Nr. 974.) Alle diese Altäre waren wohl damals noch nicht im Gebrauche, aber ihre Errichtung musste endgültig beschlossen sein.

Die diplomatischen Beiträge erzählen S. 20—21 von Meister Arnold:

„Das Domwerk stand nur kurze Zeit, von 1295 bis 1301, unter seiner Leitung."

„Seine Frau Fredesundis war aus dem Geschlechte derer von Reimbach, welches mit ihr bis auf die weibliche Linie ausgestorben war."

„Sie brachte ihm das grosse Haus Reimbach in die Ehe."

„Arnold zeugte mit Fredesundis sechs Kinder . . . (darunter Johann, der seinem Vater als Dombaumeister folgte)."

„Seiner wird nur in einem einzigen Notum vom Jahr 1296 gedacht."

Diese Angaben, welche sich als eben so viele Unrichtigkeiten er-

weisen, sind theilweise in meine Nachrichten von Kölnischen Künstlern S. 24 übergegangen. Die Dipl. Beitr. kommen S. 36 nochmals auf Meister Arnold zurück und lassen ihn, von dem sie S. 20 nachzuweisen gesucht, dass er vor 1302 gestorben sein müsse, wiederum von den Todten auferstehen: 1330 nämlich, feria sexta post Antonium, soll der Dombaumeister Arnold mit seiner Frau, deren Name sich plötzlich in „Mechtildis" umwandelt, ein Testament gemacht haben. Die Wahrheit aber ist, dass 1330 feria sexta post Antonij (nicht Antonium — die Schreinsschreiber hielten gewöhnlich das Wort festum nach post im Sinne) zwar ein Arnold im Vermächtnissbuche eingetragen steht, aber dieser ist ein Enkel des Dombaumeisters Arnold: „Arnoldus filius magistri Johannis magistri operis ecclesie coloniensis", und was die Mechtildis betrifft, so war dies der Name von dessen längst verstorbener Mutter, Meister Johann's erster Gattin. Er, der jüngere Arnold, war mit Katerina verehelicht, die in der Eintragung von 1330 auch neben ihm genannt ist. Wir sehen also Todte und Lebende, Grossvater und Enkel, Mutter und Schwiegertochter in Verwechslung gerathen.

---

## Urkunden.

Columbae: Berlici. 1274. 1275. 1279.

I. Notum quod Aleidis dicta de Reimbach tradidit et remisit minoribus fratribus domum et aream ante et retro subtus et superius prout iacet in termino Vogellonis que Reimbach vocatur. post mortem suam et filij suj Theoderici possidendam. Ita quod dicti fratres minores dictam domum post mortem dictorum Aleidis et filij Theoderici jure et sine impedimento obtinebunt cum omni jure quo antedum habuerunt et possiderunt. Actum anno domini m°. cc°. lxxiiij°. in Aprili mense.

II. Notum quod dicta Aleidis de Rembach tradidit et remisit sorori sue Sophie vnam lapideam domum cum area ante et retro subtus et superius prout iacet in Rembachgazzen ex opposito mansioni ipsius Aleidis Ita quod dicta Sophia dictam domum prout iacet quamdiu uixerit quiete possidebit. tali eciam condicione quod post mortem ipsius dicte Sophie. Sex begine deuote. secundum consilium et ordinacionem Gardiani fratrum minorum. et Plebani sancte Columbe qui pro tempore fuerint dictam domum in perpetuum inhabitabunt pro remedio anime sue. Salua tamen ipsi Aleidi potestate dictam donacionem reuocandi.

III. Notum quod Aleidis de Rembach tradidit et remisit Conuentui fratrum minorum omnia sua bona mobilia et vtensilia que nunc habet uel habitura est Ita quod dictus Conuentus dicta bona jure habebit. Actum Anno domini mo. cc°. lxxv°.

IV. Notum quod Vridesvindis emit sibi et liberis suis quos habet vel habitura est de magistro Arnoldo magistro operis Ecclesie maioris, erga Hermannum dictum de Gluele de manibus fratrum minorum vnam domum cum area ante et retro subtus et superius prout iacet in Reimbachsgazzen que Reimbach vocatur. Ita quod predicta Vridesuindis et liberi sui predicti omni jure quo predicti fratres habuerunt, obtinebunt et diuertere poterunt quocumque uoluerint. Actum ante palmas anno domini m°. cc° lxxix.

Ibidem. 1297. 1302. 1305. 1308. 1310. 1312.

V. Item notum sit quod ex morte Vredeswndis deuoluta est Huperto filio suo vnius pueripars domus et aree site in Reynbaggassin ante et retro subtus et superius que Reynbag vocatur . . . anno domini m° cc° lxxxxvij°. vigilia omnium sanctorum.

VI. Item notum quod predictus Hupertus tradidit et remisit Hadewigi sorori sue suam pueripartem dicte domus et aree ante et retro subtus et superius prout iacet cum suis attinenciis, et quidquid ei in dicta hereditate in futurum poterit deuolui ex morte cuiuscumque . . . Actum ut supra.

VII. Notum quod ex morte Fredeswndis deuoluta est pueris suis Gerardo et Hildegero monachis Monasterii sancti Pantaleonis coloniensis. Item Johanni monacho de Kampe. vnicuique eorum vnius pueripars domus et aree site in Reinbaggassen. que Reinbag vocatur . . . Actum feria sexta post Reminiscere anno domini mmo. cccmo. secundo.

VIII. Notum quod predicti Gerardus et Hildegerus cum voluntate abbatis monasterii sancti Pantaleonis et ipse abbas cum eis, tradiderunt et remiserunt Hadewigi sorori ipsorum Gerardi et Hildegeri. et marito suo Frederico de Ordone quilibet eorum suam pueripartem domus predicte site in Reymbaggassen que Reymbag vocatur cum area . . . Actum ut supra.

IX. Notum quod ex morte Fredeswndis deuoluta est filie sue Hadewigi et marito suo Frederico de Ordone. vnius pueripars domus et aree ante et retro subtus et superius prout iacet in Reymbaggassen et Reymbach vocatur . . . Actum ut supra.

X. Item notum quod dicta Hadewigis tradidit dicto Frederico suo marito pueripartem dicte domus de Reynbag quam Hupertus frater eius eidem tradiderat. et ipsum Fredericum participem fecit de eadem . . . Actum ut supra.

XI. Notum quod ex parte Fredeswndis deuoluta est filio suo Rutgero vnius pueripars domus in Reynbaggassen site et vocatur reynbach cum area... Actum crastino Agnetis Anno domini m°. ccc°. v°.

XII. Item notum quod predictus Rutgerus tradidit et remisit Frederico de Ordone et eius vxori Hadewigi predictam suam pueripartem dicte domus que reymbag vocatur. cum area ante et retro subtus et superius vbi iusta dederit diuisio . . . Actum anno domini m°. ccc°. v°. crastino beate Agnetis.

XIII. Notum quod magister Johannes magister Operis maioris Ecclesie Coloniensis et Megtildis eius vxor emerunt sibi erga Fredericum de ordone dictum de Stessa et vxorem suam Hadewigim sororem dicti magistri Johannis. Quinque pueripartes domus site in Reynbaggassen. que reynbag vocatur. cum area . . . Actum Anno domini m°. cccmo. octauo. feria quarta post Octauas pentecostes.

XIV. Notum quod ex morte fredeswndis cecidit pueris suis Cristiano et Jutte cuilibet eorum vnius puéripars domus vocate Reymbag site in Reynbaggassen . . .

XV. Item notum quod predicti Cristianus et Jutta tradiderunt et remiserunt magistro Johanni fratri eorum magistro operis quilibet eorum suam pueripartem domus predicte vocate Reynbag site in Reynbaggassen. cum area . . . Actum Anno domini m°. ccc°. decimo. feria secunda post Michaelis.

XVI. Item notum sit quod Johannes monachus de Kampe filius Fredeswndis tradidit et remisit fratri suo magistro Johanni magistro Operis de Summo et eius vxori Megtildi dictam suam pueripartem domus de Reymbag cum area ante et retro subtus et superius in Reymbaggassen site . . . Actum vt supra (Crastino Quasimodo Anno domini m°. ccc°. xij°.).

---

## III. Meister Johann.

Ueber Johann, den Sohn und Nachfolger des Dombaumeisters Arnold, sind die Schreinsbücher reich an Nachrichten. Er gelangte zu einem glänzenden Wohlstande und sah einen zahlreichen Familienkreis um sich versammelt.

Schon im Jahre 1296 kommt er vor, als am Tage nach Lätare Conrad genannt Monich von Basel (de basillere) und dessen Frau Leveradis ihm fünf Neuntel von zwei Dritteln des Hauses „zu me dapmme“, gewöhnlicher „zu me damme“ genannt, in der Vogelostrasse, die jetzt an der Rechtsschule heisst, gegenüber dem Hause

Syberg [1]), für einen erblichen Zins von jährlichs 16 Solidi übertrugen und zugleich sich verpflichteten, ihm innerhalb zwanzig Jahren noch ein Neuntel von zwei Dritteln dieses Hauses nachzuliefern. Weitere Theile erlangte er 1299 am Tage nach Judica von Gerard Quattermart und Frau Druda, nämlich ein ganzes Drittel und drei Neuntel von zwei Dritteln, für 20 Solidi erblicher Rente. In dieser sowohl wie in der früheren Eintragung ist Johann ohne Standesangabe gelassen und nur als der Sohn des Domwerkmeisters Arnold bezeichnet. Endlich am Tage nach Valentini 1309 erhielt er von Theoderich Brune, in Folge der von dessen Rechtsvorgänger Conrad Monich eingegangenen Verbindlichkeit, das noch fehlende Neuntel von zwei Dritteln, und somit war das Haus in seinem ganzen Umfange ihm angeschreint (Urk. I —III). Bei der letzteren Gelegenheit ist er „magister Operis de Summo" genannt. Wahrscheinlich war das Haus zum Damme Meister Johann's Wohnsitz; es ist beständig in seinem Besitze verblieben und zwei seiner Söhne führten, wie wir später nachweisen werden, ihren Beinamen nach demselben. Ein kühner Griff der Diplomatischen Beiträge (S. 22) hat das jetzt zur Hochstrasse zählende alterthümliche Haus Nr. 149, in welchem bis in die 1820er Jahre die Thomas Odendahl'sche Buchhandlung geführt wurde [2]), für das Haus zum Damme ausgegeben — jedoch mit entschiedenem Unrecht. Es war das drittfolgende Haus westwärts, Nr. 145, das als Ecke vorsprang und in un-

---

1) An anderer Stelle aus demselben Jahre liest man: „domus dampme prout iacet in termino Vogelonis super angulo ex opposito domus abbatis sybergensis." Das Haus des Abtes von Siegburg wurde auch der grosse Siegburger Hof genannt, zur Unterscheidung von dem um die Ecke Unter Fettenhennen gelegenen kleinen Siegburger Hofe. Der erstere, ein grosses Gebäude mit Stallungen und Garten, diente lediglich als Absteigequartier für den Abt. Zwei Domherren-Häuser, Rechtsschule Nr. 2 und 4, stehen gegenwärtig auf seiner Stelle. Der für die Mönche bestimmte kleine Siegburger Hof ist in den Neubau des Geschäftslokals der Lebensversicherungsgesellschaft Concordia (Nr. 1 und 3) gefallen. Zwischen den beiden Höfen lag auf der Ecke von Unter Fettenhennen noch ein Haus von geringem Umfange, das ebenfalls mit der Benennung „Sybergh" erscheint, sich aber schon im Jahre 1276 in bürgerlichem Besitze befand. Zwei besonders interessante Urkunden über die abteilichen Höfe findet man im Buche Scabin. Sentent. 1451, 6. März, und Col. Camp. 1659, 27. März, die letztere mit einem Randvermerk vom 18. März 1791.

2) Sein wahrer Name ist Haus Rom. M. s. meine Schrift: Die Buchhandlungen zum Einhorn Unter Fettenhennen zu Köln, 2. Aufl. S. 10.

seren Tagen den Namen „Mönchen-Brauhaus" führte, bis es um 1858 niedergelegt und mit seinen geräumigen Zubehörungen für die Anlage des neuen städtischen Museums verwendet wurde. Am 19. September 1458 hat Yburgh von Vlatten es, nach ihrem Tode, „den geistlichen Guardiane und Conuente des gotzhuses zo den Mynrebroederen in Coelne" vermacht (Scab. Col.), und nach der Besitzergreifung legten die Mönche hier ihr Klosterbrauhaus an.

Eine zweite bedeutende Erwerbung Meister Johann's war das Haus „Reimbach" in den Jahren 1308, 1310 und 1312. Die Urkunden kamen in der vorhergehenden Abhandlung über Meister Arnold zur Mittheilung, wobei nur noch zu bemerken bleibt, dass jene von 1308 dem Meister Johann zuerst die Eigenschaft als Dombaumeister beilegt. Das Haus Reimbach lag im Innern der Reimbachs- oder Reimersgasse, die in jüngerer Zeit zu einem Vicus Romanus oder Römergasse umgetauft worden ist. Es berührte nicht die Ecke der Vogelostrasse, was sich aus manchen Schreinsstellen erkennen lässt, z. B. „vna mansio de duabus mansionibus sub vno tecto sita contigue domuj de Rembach (sic) versus scam. Columbam" (Col. Berl. 1264) — „due mansiones et aree iacentes sub vno tecto in Reymbachgazzin contigue domui de Reymbach versus plateam Vogillonis" (Ibid. 1284). Es war desshalb wiederum ein Fehlgriff der Dipl. Beitr. (S. 20 u. 84), dass sie das auf der Ecke der Vogelostrasse gelegene jetzige Michels'sche Haus (Rechtsschule Nr. 20) an die Stelle des Hauses Reimbach setzten. Jenes hiess „Zum Roden", war 1790 im Besitze des Rathsherrn Joh. Jos. Bodenstaff und kam dann an den Tuchhändler Matthias Michels.

1310, am Tage nach Johannis des Täufers Geburt, ging das Haus „Lutzellinburg" in der Trankgasse[1]) an Meister Johann über. Er erwarb es (Urk. IV) von dem Geistlichen Hermann von Jülich, den

1) Am 8. Mai 1487 lautet die Bezeichnung: „huys gnant Lutzelenburg gelegen in der dranckgassen tgain deme Cloister sent Mariengreden mit synre hoeffstat ind mit alle syme zobehoere". Ein Verzeichniss der domstiftischen Häuser aus dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts hat: „Item in platea potus domus que dicitur Luzzillinburg." Dass zwei der ältesten Schreinskarten des Niderich der Trankgasse, statt platea potus, auch die Benennung platea equorum geben, hat schon Ger. Imhoff im Köln. Domblatt Nr. 56 von 1849 zur Anzeige gebracht. Es erscheint sonach unzweifelhaft, dass die Strasse von einer Pferdetränke am Rheinufer den Namen hat, zu der sie führte. Dies war auch die Meinung Gelen's (De magnit. Col. p. 90), der jedoch Wallraf (Beitr. z. Gesch. d. Stadt Köln, S. 35 u. 106) mit einer anderen Deutung entgegentrat.

andere Schreinseintragungen als „magister Hermannus dictus de Juliaco procurator fabrice Ecclesie Coloniensis" vorführen[1]). Zu ihm stand Meister Johann in innigen Beziehungen des Vertrauens und der Freundschaft, wie solches eine letztwillige Verfügung Hermann's, datirt von 1315 am Vortage des Barnabasfestes, bezeugt. Es heisst darin: „do et lego ad structuram fabrice maioris ecclesie Coloniensis omnia bona mea mobilia et immobilia . . . in ciuitate seu apud homines ciuitatis Coloniensis . . . volens et desiderans, ut bona predicta post obitum meum ad nullos usus alios, quam ad opus predicte fabrice conuertantur", und unter den Treuhändern, welche Hermann für die Vollziehung dieses die wärmste Liebe für die Dombausache bekundenden Testamentes erwählte: dem Propste von St. Andreas Frederich von Hamersteyn, dem Domcanonich Alexander von Linepe, den Schöffen Tilmann Gyr und Johann Overstoyltz, finden wir als Fünften unseren „magistrum Johannem rectorem operis fabrice predicte, ciuem Coloniensem". Das Testament ist vollständig abgedruckt in Lacomblet's Archiv, Bd. II, Heft I, S. 151—153. Noch in demselben Jahre 1310, am Dionysiustage, befreite Meister Johann das Haus Lutzellinburg von einer Rente, die jährlichs mit einer Mark kölnischer Denare an die Dombaukasse davon zu entrichten war, indem er diese Rente von den derzeitigen Verwaltern käuflich an sich brachte (Urk. V). Dass ihm damit ein Geschenk wegen seiner Verdienste um den Bau gemacht worden sei, wird, ausser den Dipl. Beitr. S. 21, wohl niemand zwischen den Zeilen der Urkunde zu lesen vermögen.

Alle die vorstehenden Erwerbungen machte Johann gemeinsam mit seiner Gattin Megtildis. Diese war die Tochter des Steinmetzen Meister Thilmann von Salecgin aus dessen Ehe mit Druda. Aufschlüsse hierüber ertheilt ein Notum von 1313, worin Robin, der Schwager Meister Johann's, diesem sein väterliches Erbtheil abtritt, und ein ferneres Notum von 1324, worin Johann sich vor dem Schöffengerichte eine Rente von 2 Mark zuerkennen lässt, die von den Eltern seiner Frau herrührte (Urk. VII u. XII).

1315 lebte Meister Johann im Wittwerstande und nahm in Gemeinschaft mit Meister Gerard dem Zimmermann, der mit Claritcia verheirathet war, von dem Hospitale der Kirche zum h. Gereon, welches

---

1) Die Dipl. Beitr. nennen ihn S. 22 „einen Bruder des berühmten Siegelstechers Gerard von Jülich", S. 96 berichten sie dann vom Magister Hermann, er sei „Siegelführer des Erzbischofs" gewesen.

durch seinen Verwalter Bruder Heinrich vertreten wurde, ein Haus nebst Hofstätte bei der „Wurpelporzen", rheinwärts neben dem Hause weiland des Bäckers Linnal, für jährlichs 4 Mark kölnischer Denare und mit Uebernahme einer Leibzuchtrente von 2 Mark, welche Methildis[1]), die Tochter Gerard's vom Crulle, zu beziehen hatte, in Erbmiethe. Ein daneben gelegener unbebauter Platz, der in die „smirstrasin" [2]) auslief, kam zur Hälfte ebenfalls an Meister Johann, wie man aus Beurkundungen über seinen Nachlass ersehen wird (Urk. VIII und XXXIV). Der Miterwerber Gerard stand auch im Uebrigen mit Johann in sehr naher gewerblicher Beziehung; er war, wie andere ihn betreffende Eintragungen melden, Domzimmermann (Petr. Clyp. 1314 u. 1315: Magister Gerardus carpentarius de summo et Claricia eius vxor) — ein Amt, das gerade zu seiner Zeit, wo die höchsten Steigerwerke und der Dachstuhl des Chores anzufertigen waren, eine besondere Tüchtigkeit erforderte. Für das freundschaftliche Verhältniss zwischen diesen beiden Männern liegt auch ein noch früheres Zeugniss vor, indem in einer Eintragung von 1311, womit Gerard, für seinen Todesfall, eine Machtausdehnung bezüglich des Hauses „zume Crulle" zu Gunsten seiner Gattin Clitzia bewilligt, diese letztere angewiesen wird, ihre Verfügungen mit dem Freundesrathe unseres Meisters Johann und Peter's, des Bäckers beim Kloster der hh. Jungfrauen (von St. Ursula), in Einklang zu halten (Urk. VI).

In zweiter Ehe vermählte sich Johann mit Katherina, der Wittwe eines Matthias von Bonn (dictus de Bunna), dessen bei Verhandlungen aus dem Jahre 1336 gedacht ist (Urk. XVII). Mit ihr machte Meister Johann folgende Erwerbungen:

Am Remigiustage 1320 von Jacob von Hoyfsteden dem Steinmetzen und seiner Frau Guda ein Häuschen in der Johannisstrasse neben dem Hause zum alten Kukuk (ad antiquum kukulum) nach St. Cunibert hin und dem Amtleutehause des Niderich gegenüber — also

---

1) In einem andern Notum in demselben Buche und aus dem nämlichen Jahre heisst sie: „Methildis filia naturalis Gerardi dicti de Crulle beghina".

2) 1313 ist sie platea aruinatorum genannt. 1304 wohnte dort ein Marsilius dictus cerdo seu vnctor, 1314 ein Vlemannus, der bald als cerdo, bald als aruinator vorgeführt wird. In einem Heftchen unter den Defecten lernt man 1316 crastino beati Remigij einen Petrus kennen, der ein Haus in der platea aruinatorum kauft. Eine alte Karte des Niderich, anscheinend bald nach 1180 geschrieben, beschäftigt sich mit einem Godeschalcus filius Gerardi smeremengere, und Nid. Vadimon. ist 1256 Albertus smersnidere anzutreffen.

bei dem Hause weiland des Steinmetzen Gerard von Rile, eines der Doppelgänger Meister Gerard's des ersten Dombaumeisters. 1329 wurde dasselbe an den Zimmermann Hermann Valke abgetreten, wobei Meister Johann und Frau Katherina sich einen erblichen Zins von 6 Solidi jährlichs ausbedungen (Urk. IX. u. XIII).

An demselben Tage im darauffolgenden Jahre 1321 von Meister Arnold, dem Steinmetzen und „Poleyr", ein Haus in der Cederwaltstrasse, die man um diese Zeit auch „in smirstrasin" zu nennen begann, der Treppe bei dem Thurme „Rodewighus" gegenüber; ferner ein Stück unbebauten Bodens (quandam peciam aree) hinter diesem Hause, zu 65 Fuss Länge und zu 26 Fuss Breite abgemessen (Urk. X). Ueber den Polier Arnold, der als ein ausgezeichneter Arbeiter und Aufseher in der Dombauhütte thätig war, erfährt man aus einem in demselben Schreinsbuche 1319 vorhergegangenen Notum, dass er mit einer Haushälterin Katherina wirthschaftete, die in origineller Verblümtheit „Katherina martha sua" geheissen wird; doch entschleiert sich alsbald das zwischen Beiden bestandene Verhältniss durch das Hinzutreten einer dritten Persönlichkeit: „Bela filia sua naturalis".

1321 am Tage nach Agneten brachten sie die Rente von 16 Solidi, welche seit 1296 auf dem Hause „zu me Damme" lastete, an sich. Der Loskauf geschah von Theoderich Brune (Urk. XI).

1330 am Montage nach Lätare von Thilmann und Bela, den Kindern des verlebten Gerard Hundertmart (Hühnermarkt, de foro pullorum), deren Antheile an einem Hause, das bei dem 1321 gekauften lag „versus ziderwailt contra roytwichus" (Urk. XIV).

In demselben Jahre machten Meister Johann und Katherina noch eine bedeutende und letzte Erwerbung von Arnuld Buze. Sie kauften von ihm den Buzenhof[1]), gelegen auf der Ecke der Friesenstrasse, dem Hause Polhem gegenüber, sowie ein sieben Viertel ($1^3/_4$ Morgen) grosses Stück Gartenland bei dem Junkernkirchhofe (cimitherium domicellorum) vor der Friesenpforte (Urk. XV). Der Buzenhof war ein grosses Gartengut, das in späterer Zeit an die Abtei Steinfeld gekommen ist, deren Abt und Convent am 26. November 1599 daran geschreint stehen (Christ. Fries. et Wahleng.). Die von da nach St. Gereon führende

---

1) Es gab auch ein Buzenhaus auf der Ehrenstrasse. Die Edelfrau Alveradis, Wittwe des Ritters Rutger, kölner Vogtes, wurde 1346 angewältigt „ad domum vocatam ern (Herrn) Buytzenhuys jacentem iuxta puteum supra plateam honoris versus sanctum Aprum, cum suis attinencijs".

Strasse, vordem platea Leonis oder Lewengasse genannt, erhielt dann den Namen Steinfeldergasse.

Fortan wird Meister Johann's nur noch als eines Verstorbenen in den Schreinsbüchern gedacht. 1331 ist Meister Rutger als sein Nachfolger in Thätigkeit — Johann war vom schönsten irdischen Dome zum himmlischen abberufen.

Seine erste Frau Megtildis von Salecgin hatte ihm sechs Söhne und zwei Töchter geboren:

1. Theoderich, auch Tilmann genannt, dem sein Onkel Tilmann von „Sailecgen", Sohn des gleichnamigen Steinmetzen und Bruder der Megtildis, 1325 einen Theil des Hauses Ysenburg in der Trankgasse bestimmte, welche Verfügung er jedoch 1327 zurücknahm, um den Verkauf an Gobelin Morart zu vollziehen (Urk. XVIII u. XIX). In einem Notum von 1340 (Nid. Ab hosp. s. Andr.) ist er „Tilmannus dictus van me damme" genannt. Bela, seine Frau, war die Tochter der Methbrauerin Druda „sub Ryntzhuderen", welche Strasse jetzt Unter Taschenmacher [1]) heisst. 1334 empfängt letztere eine Schenkung von Schwiegersohn und Tochter (Urk. XX).

2. Arnold. 1316, als er noch unverehelicht war, übernahm er die Verpflichtung, nur mit des Vaters Willen über das ihm von der vestorbenen Mutter anerfallene Erbe zu verfügen; auch unterwarf er sich demselben in Betreff der einst zu erwartenden väterlichen Erbschaft (Urk. XXI). 1333 erfährt man, dass er sich mit Katerina verehelicht hat, die eine Tochter seiner Stiefmutter war (Nid. Ab hosp. s. Andr.).

3. Frederich, Mönch im Benedictiner-Kloster zum h. Pantaleon in Köln. Eine Eintragung von 1330 am Tage der hh. Märtyrer Processus und Martinianus meldet seinen Verzicht auf alles ihm im Bezirke des Niderich anerfallene mütterliche Erbgut zu Gunsten seines Vaters (Urk. XXII).

4. Johann, Mönch in der Benedictiner-Abtei Gross-St. Martin zu Köln. Alles, was ihm als Erbtheil von seinen Eltern gebührte, trat er

---

1) Die Taschenmacher arbeiteten hauptsächlich aus Rinderhäuten, daher die ältere Benennung der Strasse. Der frühere Lauf des Rheinstromes, wodurch die Abtei Gross-St. Martin auf eine Insel versetzt wurde, hat zu dem Irrthum verleitet, dass man unter den in der Nähe wohnenden Ryntzhuderen Hüter oder Wächter des Rheines zu verstehen habe.

1332 an Gobelin Morart [1]) und dessen Gattin Stencia (auch Cristencia) ab (Urk. XXIII). Seine Aufnahme in diese Abtei scheint mit einer grossmüthigen Schenkung von Seiten seines Vaters begleitet worden zu sein, da letzterer in dem Nekrologium von Gross-St. Martin aufgeführt wird: „15. Mart. Johannes laicus rector operis majoris eccl. Colon." (Böhmer, Font. rer. germ. III, p. 347). Der 15. März wird demgemäss des Vaters Sterbetag gewesen sein.

5. Godeschalk. Alles, was vom Tode der Eltern ihm zufiel, vermachte er 1332 seinem Bruder Hermann.

6. Hermann. Er übertrug 1332 die Schenkung seinem Bruder Theoderich oder Tilmann, und Sophia, seine Frau, ertheilte 1334 ihrerseits die Bestätigung (Urk. XXIV—XXVI). 1340 kaufte er mit seiner Frau zwei Häuser auf dem Neumarkte „zu der Runtzhuyt" und „Tulpetum" genannt, die sie 1349, vorbehaltlich des Rückkaufrechtes, übertrugen (Urk. XXVII u. XXVIII). Die Anhänglichkeit an das Haus, worin er geboren war, veranlasste Hermann, den Namen desselben auf eins der neuerworbenen Häuser übergehen zu lassen, und so liest man 1365: „domus dicta ad tulpetum que nunc dicitur zume damme sita in nouo foro"; auch ist Hermann selbst in manchen Urkunden mit dem Beinamen „van me damme", oder „de damme", „de dammone" genannt. Von dem Rückkaufsvorbehalte hat er gleich in demselben Jahre 1349 am Samstag nach Katharinentag Gebrauch gemacht. Zu erwäh-

1) Der Name Morart hat zu einem erheiternden Missgriffe Veranlassung gegeben. Im Beiblatt Nr. 11 der Kölnischen Zeitung von 1832 werden zwei Schreinseintragungen von 1291 mitgetheilt, worin Godeschalcus dictus morart und Philippus morart genannt sind, der Name jedoch sich vor des Abschreibers wenig erfahrenem Auge in Mozart verwandelt. So kommt er dazu, die Ueberschrift „Hohes Alter der Familie Mozart" zu wählen und zu bemerken: „Wenn wir auch Salzburg das Glück, die Wiege unseres grössten Tonsetzers Wolfgang Amadeus Mozart gewesen zu sein, und Augsburg die Ehre, der Geburtsort seines im J. 1719 gebornen Vaters Leopold Mozart zu sein, nicht streitig machen wollen, so dürfen wir uns vielleicht doch rühmen, dass Köln der Stammort der Familie Mozart ist. Wenigstens ist es urkundlich nachgewiesen, dass schon im 13. Jahrhundert der Name Mozart hier in Köln existirte und ein Philipp Mozart im October 1291 ein Haus auf dem alten Berlich ankaufte." Und am Schlusse fügt der arglosglückliche Entdecker in wunderlicher Ideenverbindung noch hinzu: „Ein Freund, dem ich diesen Fund mittheilte, bemerkte mir, dass der alte Berlich seit vielen Jahren grösstentheils von Musikern bewohnt gewesen sei". Da es an Weiterverbreitung nicht gefehlt hat, so kommen wir hier auf den Gegenstand zurück.

nen ist noch, dass er für einige Zeit auch das Haus „ad papageygin“ auf dem Neumarkte besass, an welches sich die bekannte Sage von der vom Scheintode erstandenen Frau Richmodis knüpft. 1353 verkaufte er es an Wilhelm de Gele (der Gelbe). (Apost. Nov. for.)

Meister Johann's Töchter von der ersten Gattin sind:

1. Methilde, Nonne im Kloster zum h. Maximin in Köln,

2. Nesa, welche im Kloster zu Königsdorf („Kunynxtorp“) den Schleier nahm.

Beide Nonnen haben 1332 ihre Erbansprüche mit Zustimmung der betreffenden Klöster an Druda, die Wittwe des Methbrauers Johann und Schwiegermutter ihres Bruders Theoderich, abgetreten (Urk. XXIX u. XXX).

Aus Johann's zweiter Ehe mit Katherina findet sich nur eine Tochter Druda genannt, welche mit Peter von Rom vermählt, aber frühzeitig Wittwe wurde. Vom Vater erbte sie den Buzenhof nebst der Länderei beim Junkernkirchhof, auch das vom Polier Arnold herrührende Haus in der Cederwaltstrasse gegenüber der Treppe beim „Rodenwighuys“ (Urk. XVI, XVII, XXXI).

Auch wurde Meister Johann der Stiefvater dreier Kinder, welche ihm Frau Katherina aus ihrer früheren Ehe zugebracht hat:

1. einen Sohn Peter, der 1332 mit Beziehung auf das Haus „Reymbach“ genannt ist (Urk. XXXIII),

2. eine Tochter Greta, deren Ehemann Johann hiess. Sie sind in Verhandlungen über das Haus „zu me Damme“ 1332 genannt (Urk. XXXII),

3. eine Tochter Katherina, die, wie wir bereits erfuhren, sich mit Arnold, Meister Johann's Sohne aus seiner ersten Ehe, verheirathete (Urk. XXXIV).

Johann's Wittwe lebte noch 1360. Die Urkunde vom Agathentage dieses Jahres, Nr. XXXI, bemerkt neben ihrem Namen ausdrücklich „adhuc viuentis“.

Bei keinem der im weltlichen Stande verbliebenen Söhne Meister Johann's werden wir mit dem Fache bekannt gemacht, welches er zu seinem Lebensberufe erwählte. Es ist dies eine Schweigsamkeit, die man in den Schreinsbüchern nur zu oft zu beklagen findet. Doch möchte es wohl nicht zu bezweifeln sein, dass mehr als einer von ihnen den Weg des Vaters betrat und sich dem Baufache widmete, freilich ohne sich zu einer hervorragenden Stellung aufzuschwingen.

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, die verschiedenen Weisen

wie die Urkunden Johann's Stand als Dombaumeister bezeichnen, zusammengestellt zu finden:

Magister Johannes magister Operis de Summo. 1309. 16.
m. J. magister fabrice coloniensis. 1310. 30. 32. 34. 36.
m. J. magister operis seu fabrice ecclesie coloniensis. 1310. In derselben Urkunde treten zwei Mitglieder des Domcapitels, welche die Baukasse verwalteten, als magistri seu prouisores fabrice maioris ecclesie coloniensis auf.
m. J. magister fabrice de summo. 1311.
m. J. magister Operis Coloniensis. 1313.
m. J. lapicida, magister Operis fabrice Ecclesie Coloniensis. 1315.
m. J. lapicida, rector fabrice Ecclesie Coloniensis. 1320.
m. J. operis de Summo. 1321.
m. J. rector fabrice Ecclesie Coloniensis. 1321. 25. 27. 60.
m. J. magister fabrice Ecclesie coloniensis. 1324. 30. 32. 34. 39.
m. J. rector fabrice maioris Ecclesie Coloniensis. 1329. 89.
m. J. magister fabrice siue operis ecclesie coloniensis. 1330.
m. J. magister operis ecclesie Coloniensis. 1330. 32.
m. J. fabrice Ecclesie Coloniensis. 1332. 33.
m. J. magister operis fabrice coloniensis. 1332.
m. J. fabrice coloniensis 1332.
m. J. magister operis Ecclesie maioris. 1340. 49.
m. J. magister operis maioris Ecclesie coloniensis. 1371.

In den Datirungen liegt die Anzeige, dass ein grosser Theil der Urkunden weit über Johann's Lebenszeit hinausgehen. Diese beschäftigen sich mit den Theilungsverhandlungen zwischen seinen Kindern über die elterliche Nachlassenschaft; mitunter hat auch bei fremdartigen Geschäften der Schreinsschreiber denselben den väterlichen Namen an die Seite gestellt, nur um ihre Persönlichkeit genauer zu bezeichnen. Die vollständige Mittheilung aller vorbezogenen Schreinsstellen wird man hier nicht erwarten. Die Bücher, in welchen sie aufgefunden werden, sind folgende: Niderich: A domo ad portam, Ab hospitali s. Andreae, A sancto Lupo, Generalis, Vadimoniorum antiq. — Columbae: Berlici, Clericorum portae. — Christophori: Ehrenstrasse et Wahlengasse. — Scabinorum: Apostolorum, Columbae, Parationum, Sententiarum, Generalis (Fragment).

Gleichwie bei dem ersten Dombaumeister Gerard, versichern die Dipl. Beitr. (S. 21) auch bei Meister Johann, „dass er sich die Meisterschaft in den sieben freien Künsten erworben habe.“ Mit dieser

grundlosen Behauptung sich nicht begnügend, erzählen sie ferner: „Seine Verdienste um den Bau waren so gross, dass sie ihm nicht allein die Gunst des Domcapitels gewannen, welches ihm 1310 eine Rente schenkte, sondern auch den Adel verschafften, der ihm und seinen Nachkommen mit einem Wappen verliehen wurde, welches durch einen Balken von oben nach unten und von der Mitte nach links in drei Theile getheilt ist", und das lithographirte Anlageblatt XLV bringt dann eine besondere, verschönerte Nachbildung mit der Beischrift: „Wappen des Dombaumeisters Johann".

Von der Rentenschenkung, oder dem Rentenkaufe, ist bereits vorhin die Rede gewesen. Mit der Adelserhebung ist es nicht besser bestellt. Am Rande der Urkunde von 1340, womit Johann's Sohn Hermann die Häuser Runtzhuyt und Tulpetum aus fremder Hand erwirbt, hat der Schreinsschreiber das Zeichen und am Rande der von denselben Realitäten handelnden Urkunde von 1349 das Zeichen beigefügt — und lediglich aus diesen Zeichen, welche hier erst lange nach dem Tode des Dombaumeisters Johann in Urkunden, welche seinen Sohn betreffen, nie aber bei den zahlreichen Urkunden erscheinen, in welchen Johann bei seiner Lebzeit auftritt, oder worin die Theilung seines reichen Nachlasses vollzogen wird, nehmen sich die Dipl. Beitr. die Befugniss zu jener Behauptung. Ganz anders muss sich die Bedeutung dieser Zeichen dem unbefangenen Blicke derer darstellen, die mit dem der Wissenschaft geziemenden Ernste den Urkundenschatz der Schreinsbücher durchforschen. Sie gehören nämlich zu jenen willkürlichen Zeichen, womit sich die Schreinsschreiber in unzähligen Wiederholungen bei den verschiedensten Personen und Gegenständen das Auffinden der Mutationen zu erleichtern suchten, wie wir dies schon Heft LXXIII, S. 124, nachgewiesen haben. Dem Meister Johann hat, meines Erachtens, nicht nach einem Adelsdiplome gelüstet. Wollten die Dipl. Beitr. in ihrer absonderlichen Liebhaberei für dergleichen Dinge [1]), ihm mit Gewalt ein solches aufdrängen, so hätte das Zeichen ⊕, das sich neben dem Notum von 1324 befindet, jedenfalls bessere Ansprüche, für sein Wappen gehalten zu werden, da er hier in eigener Person als verhandelnder Theil erscheint. Leider ist aber auch dieses eins derjenigen Merkzeichen, welche zum allgemeinsten Gebrauche in Bereitschaft gehalten wurden. Dagegen erfreute uns Lacomblet (Ar-

1) Wir erinnern hier an das im Hefte LXXIII der Jahrbücher S. 119 vorgeführte klägliche Beispiel in Betreff des Zimmermannes Johann Vrouwenloff.

chiv, II, Heft I) mit der Abbildung des wirklichen Siegels des Meisters Johann, wie es an der Vermächtnissurkunde des Domgeistlichen Hermann von Jülich vom Jahre 1315 befestigt ist. „Es führt die bescheidenen Attribute der Steinmetzen, die verschiedenen Werkzeuge zum Steinhauen." Die Umschrift lautet:

✠ S JOHANIS FILII MAGRI ARNOLDI MAGRI OPERIS Ī COL.

(Sigillum Johannis filii magistri Arnoldi magistri operis in Colonia.)

Johann ist der glückliche Meister, dem es beschieden war, während seiner mehr als zwei Decennien umfassenden Amtsdauer den erhabensten Tempelbau in seinem Hauptheile zur Vollendung zu führen. Unter seiner Leitung nämlich schlossen sich im Jahre 1320 die Gewölbe des neuen Chores, und der Erzbischof Heinrich, Graf von Virnenburg, der vierte Nachfolger Conrad's von Hochstaden, des Grundsteinlegers, vollzog am Tage der hh. Cosmas und Damian im Jahre 1322 die Feier der Einweihung — eine hehre Festlichkeit, mit welcher man die Ueberbringung der irdischen Ueberbleibsel der hh. Drei-Könige, des kostbarsten Kirchenschatzes von Köln, an ihre neue Ruhestätte verband. Levold von Northof, Stiftsherr zu Lüttich und als Abgesandter des dortigen Bischofs bei der Feierlichkeit anwesend, berichtet darüber [1]):

„Anno MCCCXXII in die Cosmae et Damiani tres Reges transferuntur ad locum, in quo nunc manent, et novus chorus consecratur, et Archiepiscopus celebrat concilium provinciale."

Ausser dem bereits zur Anzeige gekommenen Polier Arnold und dem Domzimmermann Gerard, sind mir noch zwei hervorragende Mitarbeiter am Dombauwerke aus Meister Johann's Zeit bekannt geworden. Der erste ist „Welterus dictus paleyr", der 1310 mit Hildegundis, seiner Frau, ein Haus in der Columbapfarre erwarb, welches nach ihm „paleyrshus" genannt wurde. 1330 war er verstorben; man liest von der „domus quondam Welteri paleir lapicide que sita est iuxta domum fabri et domum ad vrsum". Der zweite ist „Petrus dictus poleyr", der 1318 mit seiner Frau Benigna die Vereinbarung schloss, dass dem letztlebenden von ihnen der beiderseitige Nachlass gänzlich anerfallen solle. Ob der 1337 und 1339 vorkommende „Lambertus

1) M. s. Levoldi a Northof, Equitis Marcani, Canonici Leodiensis et Abbatis secularis Visetensis, Origines Marcanae: sive Chronicon comitum de Marca et Altena. Abgedruckt in: Rerum germanicarum Tom. I, edidit H. Meibomius, p. 399. Levold war 1278 geboren und lebte noch 1358.

dictus paleir lapicida" (bei der jüngeren Veranlassung heisst er Lambertus de Hersele) auch schon unter Meister Johann thätig gewesen, ist ungewiss. Die Urkunden sind in den Schreinsbüchern Cleric. portae und Latae plateae von St. Columba anzutreffen. Bemerkenswerth ist hier auch die schwankende Bezeichnung poleyr und paleyr. Die neueren Forschungen haben festgestellt, dass bei der Leitung der Bauhütten Parlirer, nicht aber Polirer mitwirkten. Der Parlirer sei ein Sprecher in der Hütte gewesen, während man früher die Form Polirer vorzog und dabei an Feinarbeiter dachte, welche die letzte Hand an die edleren Arbeiten zu legen pflegten.

Aus Meister Johann's Zeit sind ferner folgende den Dombau berührende Momente durch Urkunden festgestellt:

1297 stiftet der Domvicar Gerard von Xanten eine Vicarie bei dem Altare der hh. Märtyrer Johannes des Täufers und Laurentius „in noua fabrica Coloniensi" (Lacomblet, Urkundenb. II, Nr. 974).

1298 ertheilt der Erzbischof Wicbold dem Meister Rudenger „procuratori fabrice ecclesie Coloniensis maioris, vel eius vices gerenti" die Ermächtigung, alle diejenigen, welche Gaben zur Domfabrik zurückbehalten, dem Einsammeln sich widersetzen oder das Cathetraticum nicht abliefern, in den Bann zu thun, auch sie wieder loszusprechen, wenn sie Ersatz leisten (Lacomblet, Urkundenb. II, Nr. 982). Auch ist hier eines kostbaren Kunstschatzes, eines silbernen und vergoldeten Bildes der h. Jungfrau zu gedenken, welches das Domcapitel demselben Erzbischof leihweise übergeben hatte, um es zur Erlangung des Schlosses Kaiserswerth zu verpfänden. In einer Urkunde vom 17. October 1298 (ebendas. Nr. 1009) verpflichtet sich der Erzbischof zur Rückgabe an das Domcapitel bis zum nächsten Weihnachtsfeste.

1306 erwerben der Domdechant und das Capitel für die Domfabrik von dem Burggrafen Heinrich von Drachenfels ein bedeutendes Stück Weingarten auf dem Drachenfels. Die Urkunde (bei Günther, Cod. Rheno-Mos. Th. III, Abth. I, Nr. 344, und bei Lacomblet, Urkundenb. II, S. 381—382 abgedruckt) sagt: „Protestantes etiam, quod ipsi domini decanus et capitulum ea de causa dictam captionem vinearum nostrarum predictarum inierunt, quod ipsi habeant et habere possint foueam durabilem ad frangendum lapides in monte nostro Drachenuels supra vineas antedictas... ad opus fabrice sue predicte" [1]).

---

1) Da Meister Johann, wie die Urkunden zeigen, erst 1308 ausdrücklich als Dombaumeister, 1296 und 1299 nur als Sohn Meister Arnold's bezeichnet

1318 stiftet der Afterdechant Hermann von Renninberg seine Gedächtnissfeier in der Domkirche und beschenkt, unter Anderem, auch die Domfabrik und vier nicht genügend bepfründete Altäre, nämlich den Altar der h. Jungfrau Maria „in Nouo Opere“ (im neuen Bau) des Domes, woselbst er seine Grabstätte wählte, ferner die Altäre der hh. Philippus und Jacobus, Maria Magdalena und Nicolaus im Umgange (in ambitu). Die Urkunde in Lacomblet's Archiv II, Heft I, S. 157—164.

1319, bei Errichtung seines Testaments, beschenkte der Domherr Adolph die Domfabrik mit 150 Mark, die er früher ihr geliehen hatte, und fügte noch 50 Mark dazu. Auch diese Beurkundung ist in Lacomblet's Archiv II, Heft I, S. 164—169 abgedruckt.

1325 findet sich ein Uebereinkommen beurkundet zwischen dem Domcapitel und dem Schatzmeister desselben des Inhalts, dass alle Opfer, welche auf dem Hochaltare der Domkirche gespendet würden, der Baukasse zufliessen sollen, aus welcher dagegen eine jährliche Abgabe von 100 Mark an den Schatzmeister entrichtet wird. Die Urkunde, zuerst im Kölner Domblatte Nr. 41 von 1843, dann berichtigt in Lacomblet's Archiv II, Heft I, S. 171—175 mitgetheilt, hat die besonders interessante Stelle: „Item ex eo quod nos thesaurarius predictus nonnullos redditus et census in porticu ecclesie nostre, que directe exit versus viam, que tendit ad domum sancti spiritus (Hospital auf dem Domhofe, wo jetzt die Häuser 11, 13 und 13$^{-}$), habemus et predecessores nostri habuerunt, quam porticum propter novum jam fundamentum pro ecclesie nostre constructione ponendum expedit demoliri, et sic huiusmodi redditus et census, postquam hec porticus fuerit demolita, necesse est per consequens deperire, altercationes plurimum sunt exorte.“

1327 erschien unter dem Erzbischof Heinrich ein Statut, worin schwere Strafandrohungen gegen alle diejenigen ausgesprochen werden, welche in irgend einer Weise „fabricam coloniensem, seu collectores vel nuncios ipsius“ behindern oder benachtheiligen würden. Alle der damals gegründeten Bruderschaft des h. Petrus für das Bauwerk gereichte Gaben sollten abgesondert gehalten und eigens verrechnet werden. Auch heisst es daselbst: „Ceterum praecipitur, sicut prius, statim lecto Euangelio ecclesiarum seu capellarum rectores or-

---

ist, so mag wohl ein Theil der vorstehenden Thatsachen der Amtszeit des letztern angehören.

dinent, et disponant, vt nuncij seu collectores dictae fabricae verbum Dei populo proponant, et postulent oblationes et suffragia sine impetu opportune: et si postmodum alij praedicare habuerint sermonem suum incipiant." Vollständig abgedruckt in Crombach's Historia trium Regum, III, p. 821.

Um diese Zeit erliess Papst Johannes XXII. (1316—1334) eine an das Kölner Domcapitel gerichtete Bulle, welche im Eingange die Stelle enthält: „Sane petitio vestra nobis exhibita continebat: quod V. Fr. noster Henricus Archiepiscopus Coloniensis diligenter attendens opus fabricae vestrae Coloniensis admodum fore elegans ac sumptuosum: et quod vos prosecutioni eiusdem operis diligentius intendistis, ac etiam intendere non cessatis", und worin allen denjenigen, welche als Mitglieder der Bruderschaft des h. Petrus einen jährlichen Beitrag zum Dombau geben würden, kirchliche Begünstigungen zugestanden wurden, welche nach dem Geiste der damaligen Zeit für höchst schätzenswerth gelten mussten. Bei Crombach (Hist. tr. Reg. III, p. 119—120) schliesst die Bulle mit dem Datum „Auenione Calendis Julij Pontificatus nostri anno 17. (circa an. 1327)", was sich mit dem Antrittsjahre der Regierung dieses Papstes (1316) nicht vereinigen lässt, wonach sich 1333 ergibt.

1328 schenkten die Eheleute Hildeger von der Griechenpforte und Frau Lora, die (im Sommer des Jahres 1854 niedergerissene) alte Griechenpforte nach ihrem Tode „ad vsus et opus fabrice coloniensis". 1337 wurde dieselbe durch die derzeitigen Bau-Verwalter, die Domcanoniche Heinrich und Winand von Genepe, zum Vortheil der Baukasse veräussert (Urk. XXXV).

Einige andere Schenkungen sind bei Ennen (Der Dom zu Köln. Festschrift. S. 48, 61—64) angezeigt.

Man wird annehmen dürfen, dass vor der Einweihung im Jahre 1322 den Fenstern des Domchores die prachtvollen Glasmalereien eingesetzt worden sind. Aus den beigefügten Wappen geht hervor, dass der Erzbischof Graf Heinrich von Virnenburg, die Grafenhäuser von Cleve, Jülich und Holland, die Stadt Köln und eine Anzahl der vornehmsten Familien dieser Stadt die Schenkgeber waren. In einem Aufsatze von Eltester: Die Stiftungen der gemalten Fenster im Chore und nördlichen Seitenschiffe des Domes zu Köln (Domblatt Nr. 129—132 von 1856) ist dies in gründlicher und verdienstvoller Weise nachgewiesen.

Ennen's Behauptung, dass die geschnitzten Chorstühle ohne Zweifel

bereits bei der Einweihung des Chores ihre jetzige Stelle einnahmen, treten wir bei, und gern wiederholen wir hier seine zutreffende Würdigung derselben: „Sie zeigen in charakteristischer Weise, wie man es im Mittelalter nicht verschmähte, selbst in der Kirche humoristische und satirische Darstellungen an untergeordneten Gegenständen anzubringen. Diese Schnitzwerke nehmen in der mittelalterlichen Kunstgeschichte eine sehr bedeutende Stellung ein. Der Meister, der dieses Werk geschaffen, zeichnet sich durch eine reiche Phantasie, einen humoristischen Sinn, eine satirische Laune, einen feinen Gesckmack, eine hohe künstlerische Fertigkeit und eine ausnehmende Leichtigkeit in der Darstellung in hohem Maasse aus. Die verschiedenen Figuren und Gruppen bekunden eine sprudelnde Fülle reicher und blühender Gedanken, und der Künstler verstand es, aus dem Chorgestühl des Domes gewissermaassen eine Kulturgeschichte seiner Zeit zu schaffen. Scherz und Ernst, Kampf und Sieg, Moral und Satire wechseln hier in buntester Reihe und mit der verschiedensten Anwendung. Mit Wohlgefallen und nicht ermüdender Bewunderung ruht der Blick auf diesem bedeutenden Werke, welches wie aus einem Geiste höchst wahrscheinlich von einer Hand herrührt." (Der Dom zu Köln. Festschrift. S. 56.)

---

## Urkunden.

Columbae: Berlici. 1296.

I. Notum quod Iohannes filius magistri Arnoldi magistri operis maioris ecclesie et M. (Megtildis) vxor eius. Acquisiuerunt sibi hereditarie erga Conradum dictum monich de basillere et leueradim vxorem suam. Quinque nonas partes de duabus tertijs partibus in domo dicta zu me dapmme cum area ante et retro subtus et superius prout iacet in termino Vogelonis ex opposito domus dicte Syberg pro sedecim solidis coloniensium denariorum bonorum ponderatiuorum et alborum, soluendis singulis annis. Octo solidis in festo pasche et octo solidis in festo beati Remigij. quatuor septimanis post quemlibet terminorum sine captione. Ita si aliquem terminorum nexlexerint (sic) quod dicte quinque partes de duabus tertijs partibus dicte domus et aree. ad ipsos Conradum et vxorem suam leueradim sint libere deuolute quod diuertere possint quocumque voluerint. Et sciendum quod dictus Conradus et leueradis adhuc vnam

nonam partem de duabus tertijs partibus dicte domus et aree conferent et adducent ad manus dictorum Johannis et M. infra viginti annos quod si neglexerint, quod dicti sedecim solidi predicti ad predictos Johannem et megtildim libere deuoluantur omni jure quo dicti Conradus et leueradis eos habuerunt. Actum Anno domini m°. cc°. nonagesimo vj°. crastino Letare.

Ibidem. 1299.

II. Item notum quod Iohannes filius magistri Arnoldi operis maioris Ecclesie et vxor eius megtildis acquisiuerunt sibi erga Gerardum dictum quattermart et eius vxorem Drudam predictos predictam tertiam partem et tres nonas partes de duabus tertijs partibus domus dicte Damme. prout iacet cum area ante et retro subtus et superius, in termino vogelonis ex opposito domus Syberg. hereditarie pro viginti solidis bonorum coloniensium denariorum singulis annis soluendis. Decem solidis in festo pasche et decem solidis in festo beati Remigii, quatuor septimanis post quemlibet terminorum sine captione. Ita si aliquis terminorum predictorum nexlectus (sic) fuerit, quod dicte partes dicte domus prout iacet ad dictos Gerardum et Drudam eius vxorem sint libere devolute, quod diuertere possint quocumque voluerint Saluo henrico dicto quattermart vsufructu. Anno domini m°. cc°. nonagesimo nono. crastino Iudica.

Columbae: Clericorum portae. 1309.

III. Item notum quod Theodericus predictus (dictus Brune) et Leueradis eius vxor tradiderunt et remiserunt Magistro Iohanni magistro Operis de Summo et Megtildi eius vxori nonam partem de duabus tertiis partibus domus dicte zu me damme cum area etc. Ita quod iure optinebunt et diuertere poterunt quocumque voluerint. Actum crastino Valentini. Anno domini m°. ccc°. nono.

Et sciendum quod dicta domus zu me damme prout iacet totaliter est dictorum magistri Iohannis magistri operis et Megtildis. Saluo Franconi de Cornu et eius vxori Gude xx$^{ti}$ solidis bonorum coloniensium denariorum et Theoderico dicto Brune xvj. solidis bonorum coloniensium Alborum et ponderatiuorum. Actum crastino beati Martini Anno domini m°. ccc°. Nono.

Niderich: A domo ad portam. 1310.

IV. Notum sit vniuersis tam presentibus quam futuris. quod magister Hermannus dictus de Juliaco clericus. Domum suam et eius aream sitam in Drancgassin et dicitur domus Lutzellinburg. ante et retro subtus et superius prout iacet et ad eam conscriptus est. tradidit et remisit tenendam et habendam magistro Iohanni magistro fabrice coloniensis et Megthildi eius vxori legitime sub omni censu, iure et conditione, quibus ad eam in eodem quaterno supra est conscriptus. Actum et conscriptum Anno domini m°. ccc°. decimo. crastino Natiuitatis beati Iohannis baptiste.

Ibidem. 1310.

V. Notum sit vniuersis tam presentibus quam futuris quod domini Al-

bertus dictus de Hamersteyn, choriepiscopus, et Alexander de Linephe, magistri seu prouisores fabrice maioris ecclesie coloniensis, tradiderunt et remiserunt magistro Iohanni magistro operis seu fabrice dicte ecclesie coloniensis et Megthildi eius vxori vnam marcam denariorum vsualium in Colonia. quam dicti magister Iohannes et eius vxor dare tenebantur et consueuerunt sicut est prescriptum, ad ipsam fabricam maioris ecclesie, de domo sua et eius area sita in Dranegassin, que dicitur Lutzellinburg. Ita quod dicti coniuges et ipsa domus a solutione dicte marce sunt et erunt liberi et absoluti. Actum et conscriptum Anno domini m°. ccc°. decimo. In die beati Dyonisij.

Niderich: A sancto Lupo. 1311.

VI. Notum sit vniuersis tam presentibus quam futuris quod Gerardus carpentarius de omni eo quod ipse et Clitzia eius vxor habent et tenent in domo et eius area que dicitur zumecrulle sita in fine platee Marcelli contra domum que dicitur ad leonem, ante et retro subtus et superius prout iacet, potestatem contulit plenam eidem Clitzie vxori sue. Ita quod ipsa Clitzia illud quod in dicta domo habent ad vsus puerorum suorum ipsis communium diuertere poterit, et hoc de consilio magistri Iohannis magistri fabrice de summo, et Petri pistoris ecclesie sanctarum virginum in Colonia. Saluo ipsi Gerardo si voluerit in vita sua potestate immutare. Saluo censu hereditario inde competenti. Actum et conscriptum Anno domini m°. ccc°. vndecimo crastino Natiuitatis beate virginis.

Scabinorum: Generalis (Fragment). 1313.

VII. Notum quod Robinus filius quondam Magistri Thilmanni lapicide de Salecgin et Drude eius vxoris tradidit et resignauit Magistro Iohanni magistro Operis Coloniensis suam pueripartem hereditatis que sibi cecidit ex morte dicti quondam Thilmanni patris sui. Datum vt supra (Anno domini m°. cccmo. xiii°. sabbato post Cantate).

Niderich: Ab hospitali sti. Andreae. 1315.

VIII. Item notum sit tam presentibus quam futuris quod frater Henricus prouisor hospitalis Ecclesie sancti Gereonis Coloniensis titulo locationis perpetue tradidit et remisit nomine hospitalis predicti domum suam et aream sitas citra portam Wurpelporzen contiguam domui quondam Linnali pistoris versus renum ante et retro subtus et supra prout ad hospitale predictum pertinet, magistris Iohanni, lapicide, magistro operis fabrice Ecclesie Coloniensis, Gerardo carpentario et Claritcie eius vxori suscipientibus pro se et suis heredibus in futurum, pro quatuor marcis denariorum coloniensium pro tempore vsualium in emendo et vendendo soluendis singulis annis ... saluo censu hereditario inde competente, et saluo Methildi filie quondam Gerardi dicti de Crulle vsufructu suo duarum marcarum in eadem. Datum anno domini m°. ccc°. xv°. feria tertia post Laurentij.

Niderich: Generalis. 1320.

IX. Item notum sit tam presentibus quam futuris quod Iacobus de Hoyfsteden lapicida et Guda eius vxor tradiderunt et remiserunt magistro Iohanni lapicide rectori fabrice Ecclesie Coloniensis et Katherine eius vxori domunculam sitam iuxta domum dictam ad antiquum kukulum versus sanctum Kunibertum ex opposito domus officiatorum cum omnibus suis attinentijs et cum omni iure quo ad eam conscripti sunt... Datum anno domini m°. ccc°. xx$^{mo}$. jn die beati Remigij.

Niderich: Ab hospitali sancti Andreae. 1321.

X. Item notum sit tam presentibus quam futuris quod magister Arnoldus lapicida dictus poleyr virtute potestatis sibi reseruate tradidit et remisit magistro Iohanni rectori fabrice Ecclesie Coloniensis et Katherine eius vxori domum sitam in vico dicto Cederwalt contra ascensum dictum Trappe sitam iuxta turrim dictam Rodewighus Item tradidit et remisit magistro Iohanni et Katherine coniugibus predictis peciam aree sitam retro domum et aream predictas habentem in longitudine sexaginta quinque pedes et in latitudine viginti sex pedes, ... Datum ut supra (jn die beati Remigij anno domini m° ccc° xxj°).

Columbae: Clericorum portae. 1321.

XI. Notum sit quod predictus Theodericus dictus Brune tradidit et remisit magistro Iohanni operis de Summo et Katherine eius vxori predictos sedecim solidos bonorum coloniensium denariorum in domo zu me Damma predicta, Ita quod eos omni jure et sine contradictione optinebunt. Actum ut supra (Anno domini m°. ccc°. xxj°. crastino Agnetis).

Scabinorum: Generalis (Fragment). 1324.

XII. Notum sit quod magister Iohannes magister fabrice Ecclesie coloniensis comparens in judicio optinuit sicut de jure debuit quod ipse cum Methilde eius uxore filia quondam Thilmanni de Salecgin et Drude eius vxoris et parentes eiusdem Methildis et eorum predecessores possederint sine vlla iusta alloquutione vltra tempus dierum et annorum crescentiam xxx$^{a}$. annis et amplius et quod sibi cum vxore sua ex iusta diuisione cesserint due marce bonorum coloniensium denariorum in domo ..... (abgeschabte unleserliche Stelle) Ita quod iure optinere debeant et dedit sententia quod conscribi debeant ad easdem sic quod diuertere valeant in manum quamcumque voluerint. Actum ut supra (Anno domini m°. ccc°. xx°. quarto.)

Niderich: A domo ad portam. 1329.

XIII. Notum sit tam presentibus quam futuris quod Magister Iohannes rector fabrice maioris Ecclesie Coloniensis et Katherina eius vxor tradiderunt et remiserunt Hermanno dicto Valke carpentario et Bele vxori sue domunculam sitam iuxta domum dictam ad antiquum Cuculum versus sanctum Kunibertum,

ex opposito domus officiatorum cum omnibus suis attinentijs et cum omni Jure quo ad eam conscripti sunt Ita quod eam jure obtinere et diuertere poterunt Saluo censu her̨editario jure suo. et saluis Magistro Iohanni et Katherine predictis sex solidis pagamenti in dicta domo vltra predictum hereditarium censum. Actum anno domini m°. ccc°. xxix. crastino Letare.

Niderich: Ab hospitali sancti Andreae. 1330.

XIV. Notum sit etc. quod predicti Thilmannus et Greta uxor eius et Bela pueri quondam Gerardi dicti Hundertmart et Elizabete uxoris sue quilibet eorum donauit et remisit magistro Iohanni magistro fabrice siue operis ecclesie coloniensis suam tertiam partem de domo et eius area versus ziderwailt contra roytwichus et Katherine uxori dicti magistri Iohannis . . . Datum anno domini m° ccc^mo^ tricesimo feria secunda post dominicam letare.

Christofori: Ehrenstrasse et Wahlengasse. 1330.

XV. Notum sit quod magister Iohannes magister fabrice coloniensis et Katherina uxor sua emerunt sibi erga Arnuldum dictum Buze. Quatuor pueripartes Curtis dicte bucenhof site super ordone platee frisonum ex opposito Polhem iuxta portam leonum. Et quatuor pueripartes septem quartalium terre ortulane site iuxta cimitherium domicellorum prope agros Tilmanni de palude. Et vnam tertiam partem Curtis predicte vocate Bucenhof. ante et retro. subtus et supra sicut ibi iacent in omni iure sicut ipse habuit . . . (m°. ccc°. xxx^mo^.)

Ibidem. 1336.

XVI. Notum sit quod Drude filie quondam magistri Iohannis magistri fabrice coloniensis et Katerine eius uxoris cessit de morte magistri Iohannis patris sui predicti proprietas curtis vocate Buzenhof site super ordone lewengassen ex opposito domus vocate poleym, ante et retro subtus et supra sicut ibi iacet Ita quod dicta Druda cum Petro eius marito dictam curtem iure optinebit et diuertere poterit quo voluerit Saluo vnicuique iure suo (m°. ccc°. xxxvj^to^).

XVII. Notum sit quod Petrus et Druda eius uxor predicti tradiderunt et remiserunt Katerine matri Drude predicte, et Mathie primo marito suo dicto de Bunna[1]), Curtem vocatam Buzenhof predictam sitam ex opposito domus dicte polem sicut ibi iacet. ita quod iure obtinebunt et diuertere poterunt quo voluerint. saluo vnicuique jure suo (m°. ccc°. xxxvj^to^).

Niderich: A domo ad portam. 1325.

XVIII. Item notum sit tam presentibns quam futuris quod Tilmannus filius quondam Tilmanni de Sailecgen tradidit et remisit Theodorico filio magi-

1) Dass dieser längst verstorbene Mann in die Angelegenheit hineingezogen wurde, geschah aus hier nicht zu erörternden juristischen Gründen.

stri Iohannis rectoris fabrice Ecclesie Coloniensis, et Drude sorori eiusdem Tilmanni Quartam partem domus et eius aree appellate Ysenburg site in platea dicta Drancgassen iuxta sanctum Kunibertum... Datum Anno domini m° ccc° xxv° feria tertia post dominicam Oculi. Saluo ipsi Tilmanno quod premissa si voluerit poterit jmmutare. Datum ut supra.

Niderich: A domo ad portam. 1327.

XIX. Item notum sit tam presentibus quam futuris quod Tilmannus de Sailecgin virtute potestatis sue sibi reseruate reuocauit ad se donationem factam Theoderico filio magistri Iohannis rectoris fabrice Ecclesie Coloniensis et Drude sorori sue de quarta parte domus et eius aree appellate Isenburg site in vico dicto Drancgassen iuxta Sanctum Kunibertum, et eandem quartam partem domus predicte et eius aree tradidit et remisit Gobelino dicto Morart et Cristentie eius vxori... Datum vt supra. (Anno domini m°. ccc°. xxvij°. feria tertia post Dominicam Inuocauit me.)

Scabinorum: Parationum. 1334.

XX. Notum sit quod Tilmannus filius magistri Iohannis magistri fabrice coloniensis cum Bela eius vxore donauit et remisit Drude braxatrici medonis domine [1]) sue illas duas pueripartes quas Godeschalcus et Hermannus fratres sui sibi dederunt et que sibi cesserunt ex morte parentum suorum Ita quod jure optinebit et conuertere valeat quocumque voluerit. Actum anno domini mill°. ccc^mo^. xxxiiij°. feria sexta post octauas natiuitatis beati Iohannis baptiste.

Scabinorum: Generalis (Fragment). 1316.

XXI. Item notum sit quod Arnoldus filius magistri Iohannis magistri operis de summo et quondam Methildis vxoris sue supraportauit et resignauit patri suo predicto quod cum bonis que sibi de morte matris sue predicte cesserunt et de morte patris sui cedere poterunt eidem, nichil facere poterit quam diu pater eius vixerit cum eisdem nisi sit cum patris sui voluntate. Datum vt supra (Anno m^mo^. ccc°. xvj).

Niderich: Vadimoniorum antiq. 1330.

XXII. Notum sit etc. quod Fredericus monachus monasterij sancti Panthaleonis coloniensis ordinis sancti Benedicti filius discreti viri magistri Iohannis magistri fabrice ecclesie coloniensis et Methildis quondam de Sailecgin vxoris eius virtute littere in scrineum posite et sigillate sigillis tam dicti conventus sancti Panthaleonis quam abbatis eiusdem monasterij renuntiauit et effestucauit per traditionem seu remissionem puram simpliciter et irreuocabile supra

1) Domina oder, in deutschen Urkunden, „frewchen" bedeutet bald die Grossmutter, bald die Schwiegermutter. Hier ist das Wort in letzterem Sinne genommen.

portionibus hereditatum quarumcumque sitarum in parochijs de nederich ad ipsum Fredericum monachum que cesserunt et cedere possint ex morte matris eius predicte et per consequens ad dictos abbatem et conuentum cedere possint, renuntiauit in quibus et effestucauit supra talibus portionibus earundem hereditatum, ad manus dicti magistri Iohannis . . . Datum anno domini m° ccc$^{mo}$ tricesimo in die beatorum martyrum Processi et Martiniani.

Scabinorum: Parationum. 1332.

XXIII. Notum sit quod dominus Iohannes filius quondam magistri Iohannis magistri fabrice Coloniensis monachus sancti Martini coloniensis de consensu et speciali licencia domini abbatis et conuentus ibidem per litteras in scrinio jacentes donauit et remisit Gobelino dicto Morart et Stencie vxori sue omne jus quod ex morte parentum suorum in hereditate ipsorum sibi cessit. Ita quod iure valeant optinere et conuertere quo voluerint. Datum anno domini m°. ccc°. xxxij°. sabbato post decollationem beati Iohannis baptiste.

Scabinorum: Parationum. 1332. 33. 34.

XXIV. Notum sit quod Goitschalcus filius quondam magistri Iohannis magistri operis ecclesie coloniensis et (Methildis) eius vxoris donauit et remisit Hermanno fratri suo omne id quod sibi ex morte parentum suorum predictorum cessit Ita quod iure valeat optinere Salua sibi potestate premissa mutandi. Datum anno domini m° ccc° xxxij. feria sexta post Gereonis.

XXV. Item notum sit quod Hermannus predictus donauit et remisit Tilmanno fratri suo et Bele eius vxori omne id quod Goitschalcus frater suus sibi dederat videlicet omne id quod ex morte parentum suorum sibi cecidit Ita quod ipsi coniuges iure valeant optinere. Datum anno domini m°. ccc°. xxxiij. feria sexta ante pentecosten.

XXVI. Et sit sciendum quod Soffia vxor Hermanni predicti hoc ratum enuit Actum feria sexta post Gereonis anno domini m° ccc° xxxiiij°.

Scabinorum: Apostolorum. 1340.

XXVII. Notum sit quod Hermannus filius quondam magistri Iohannis magistri operis Ecclesie maioris et Sophia eius vxor, acquisiuerunt sibi hereditarie erga Alexandrum dictum broche predictum et Katerinam eius vxorem, domus suas predictas videlicet vocatas zu der Runtzhuyt et Tulpetum ante et retro subtus et superius prout site sunt pro hereditario censu decem et octo marcarum denariorum pagamenti Colonie pro tempore vsualis communiter et datiui soluendorum jnde singulis annis . . . Actum Anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo sabbato post exaltationem sancte crucis.

Scabinorum: Apostolorum. 1349.

XXVIII. Notum sid quod Hermannus filius quondam magistri Iohannis

magistri operis maioris ecclesie, et Sophia eius vxor, donauerunt et remiserunt Bele filie Drude braxatricis medonis, duas domus suas vocatas zuder Runtzhuyt et Tulpetum ante et retro subtus et superius in omni jure sicut ipsi ad eas sunt asscripti. Ita quod eas domus ipsi coniuges reemere poterunt pro ducentis marcis denariorum pagamenti Coloniensis erga predictam Belam infra hinc et festum penthecostes nunc proxime futurum, Et si hoc neglexerint, quod extunc prefata Bela dictas domus jure obtinebit et diuertere poterit quo voluerit, Saluo hereditario censui jure suo. Actum Anno domini m°. ccc^mo^. xlix° in vigilia beati Blasij coram dominis nostris scabinis qui id testificati sunt, sed scriptum Sabbato post natiuitatis beati Iohannis baptiste subsequenti eiusdem anni. Et sit sciendum, quod prenotata Bela recognouit Hermannum et Sophiam coniuges predictos prefatas duas domus pro predicta pecunie summa erga eam reemisse, et sic quod ipsi coniuges eas domus poterunt jure obtinere et diuertere quo voluerint. Datum feria sexta post Katherine.

Scabinorum: Parationum. 1332.

XXIX. Notum sit quod magistra et Conuentus monasterij ad sanctum Maximinum vna cum Methilde filia quondam magistri Iohannis magistri fabrice coloniensis donauerunt et remiserunt Drude relicte Iohannis braxatoris medonis peripartem suam in omni hereditate que sibi cessit ex morte patris et matris sue, Ita quod jure optinebit et conuertere valeat in manum quamcumque voluerit. Actum anno domini m°. ccc°. xxxij°. sabbato ante materni.

XXX. Notum sit quod magistra et conuentus monasterij in Kunynxstorp vna cum Nesa earum commoniale filia quondam magistri Iohannis magistri operis fabrice coloniensis, donauerunt et remiserunt Drude relicte Iohannis braxatoris medonis peripartem suam in omni hereditate que sibi cessit ex morte patris sui et matris sue. Ita quod jure optinebit et conuertere poterit in manum quamcumque voluerit. Actum sabbato predicto.

Niderich: Ab hospitali sti. Andreae. 1360.

XXXI. Notum sit quod Drude filie quondam magistri Iohannis rectoris fabrice Ecclesie Coloniensis et Katherine eius uxoris adhuc viuentis cessit ex obitu dictorum parentum suorum domus sita in platea Cederwalt nunc Smirstraysse appellata contra ascensum siue Trappam sitam iuxta Rodenwighuys prout iacet cum eius area, atque area retro sita habens in longitudine lxv. pedes et in latitudine xxvj. pedes. Ita quod eadem Druda cum quondam Petro dicto de Roma suo marito prefatam domum cum eius area et aream retro sitam jure obtinebit et diuertere poterit quocumque voluerit, Saluo hereditario censui de dicta domo et eius area competenti suo jure. Actum ut supra (anno domini m°. ccc°. sexagesimo. in die beate Agathe virginis et martyris). Saluo Katherine matri sue suo vsufructu.

Scabinorum: Columbae. 1332.

XXXII. Notum sit quod Katherina vltima vxor magistri Iohannis magi-

stri fabrice quondam Ecclesie Coloniensis donauit et remisit Iohanni genero suo et Grete (filie sue) eius vxori illam pueripartem quam Arnoldus etiam gener eius filius predicti magistri Iohannis cum Katherina eius vxore sibi dedit jn domo vocata zu me Damme.

XXXIII. Notum sit quod Katherina predicta donauit et remisit Petro filio suo illam pueripartem quam Arnoldus predictus cum Katherina eius vxore sibi dedit in domo vocata Reymbach sita in Reymersgassin ... Actum Anno dni. m°. ccc°. xxxij°. sabbato post octauas Seruatij.

Niderich: Ab hospitali sti. Andreae. 1333.

XXXIV. Notum sit etc. quod Arnoldus filius quondam magistri Iohannis fabrice Ecclesie coloniensis et Katherina uxor eius donauerunt et remiserunt Katherine nouerce dicti Arnoldi matri Katherine uxoris eiusdem Arnoldi vnam partem pueri de medietate domus et eius aree site versus vurpilporzin contigue domui quondam Lynnali pistoris versus renum, Item donauerunt et remiserunt predicti Arnoldus et Katherina uxor eius vnam partem pueri de medietate aree contigue domui predicte existenti in smirstrasin, ante et retro subtus et supra prout iacet dicte Katherine nouerce dicti Arnoldi . . . Datum anno domini m° ccc^mo^ tric^mo^ tertio feria tertia post dominicam reminiscere.

Petri: Löhrgasse. 1328.

XXXV. Notum sit quod Hildegerus de porta grecorum et Lora uxor sua, dederunt post mortem dicti Hildegeri, Nobilibus viris, dominjs Alexandro de Linepe. et Henrico de Genepe. canonicis maioris ecclesie coloniensis. magistris fabrice coloniensis. portam grecorum cum Rundeil. ante et retro subtus et supra sicut ibi iacet et ut in sua habebant proprietate, tamquam ad vsus et opus dicte fabrice .... saluo platee subtus per dictam portam iure suo pertranseundi .... M°. ccc°. xxviij°.

---

## IV. Meister Rutger.

Nach Meister Johann's Tode erscheint 1331 Meister Rutger als der vierte in der Reihenfolge der Kölner Dombaumeister. Weder seine Abstammung noch seine Herkunft sind bekannt. Mit Lya, der Wittwe des Johann genannt Parde, hat er sich vermählt, anscheinend erst

nachdem ihm das Dombaumeister-Amt übertragen war, denn im Juli desselben Jahres finden sich die gegenseitigen Schenkungen der beiden Ehegatten beurkundet. Lya bewilligte ihm das Miteigenthum zweier in der Trankgasse rheinwärts neben dem Hause Schiderich gelegenen, ihr zugehörigen Häuser, so dass dem Letztlebenden der Alleinbesitz gesichert wurde, und Meister Rutger erwiderte die Grossmuth seiner Frau durch eine Verfügung zu ihren Gunsten über alles was er an beweglichem und unbeweglichem Gute zu der Zeit besass oder in der Zukunft noch erwerben würde. Bald nach vollzogener Ehe, noch in demselben Jahre, dehnte Lya, die, wie es scheint, das grössere Vermögen besass, die ihrem Manne gemachte Schenkung auf alle ihre bewegliche und unbewegliche, gegenwärtige und zukünftige Habe aus, nur mit dem Vorbehalte, dass ihr die Macht verbleibe, nach Willkür über hundert Mark kölnischer Denare zu verfügen, und dass Wilhelm, ihr naher Anverwandter, nach ihrem und Meister Rutger's Tode von den beiden Häusern eine Jahresrente von drei Mark beziehen solle (Urk. I—IV).

Sehr kurz war die Dauer des Ehebündnisses, sehr kurz nur Rutger's Beruf, das erhabene Bauwerk des Domes zu leiten. Schon im Jahre 1333 sah sich Lya kinderlos in den Wittwenstand zurückversetzt. Am St. Lucastage kaufen die beiden Priester Heinrich, Sohn des Reynbertus, und Godefrid, Pfarrer zu Heyldin (Hilden) und Vorsänger im Dome zu Köln, von ihr die beiden Häuser in der Trankgasse, die nunmehr mit der Benennung „Meyrheyme" (jetzt Nr. 15) vorkommen. Wahrscheinlich hatte Rutger hier den Umbau in ein grosses Haus vorgenommen (Urk. VI). Schon vorher hatte Lya, durch eine Beurkundung im Vermächtnissbuche des Schöffenschreins, ihren ganzen Nachlass dem Vicarius beim Domstifte, Arnold von Wevilkoven zugewiesen (Urk. V). Sie lebte nur noch kurze Zeit, denn 1335 war Wilhelm im Genusse der ihm für Rutger's und Lya's Todesfall vorbehaltenen Rente von drei Mark, welche die Priester Heinrich und Godefrid, um ihre Besitzung in der Trankgasse davon zu befreien, mittels Ankaufs von ihm an sich brachten (Urk. VII).

Bei Rutger's raschem Verschwinden von dem Dombaumeisterthum und dem bald gefolgten Tode seiner Frau, die bereits eine frühere Ehe durchlebt hatte, will es scheinen, dass Beide in vorgerückten Jahren gestanden, als ihre Heirath zu Stande kam. Leider sind die Nachrichten über ihn so kärglich, dass sich für die Conjectur, ob er nicht etwa jener Rutger sei, den wir bei dem Dombaumeister Arnold unter

den Kindern der Vridesvindis 1305 kennen lernten, keine hinreichenden Stützpunkte darbieten.

In den Dipl. Beitr. (S. 24 u. 80—81) erhält Rutger's Frau stets den Namen „Lysa" (Elisabeth). Die sieben Urkunden, in welchen sie vorkommt, schreiben hingegen übereinstimmend „Lya". Auf einem Phantasiespiele beruht die Angabe daselbst, dass das Haus Meyrheyme „seinen Namen von dem edeln Vogte von Merheim geführt habe." Das würde schon mit der Chronologie nicht wohl vereinbar sein, da der Vogt Jan van Merheim, laut der Kölner Jahrbücher, 1395 Bürgermeister zu Köln war. Schlimmer noch ist es mit der Meldung S. 100 in der gedachten Schrift bestellt, wonach sich unter nachträglich aufgefundenen Künstler-Testamenten auch jenes einer „Sophiae relictae magistri Rutgeri magistri fabricae colon. sab. post. octav. pent. 1333" befinden soll.

1332 am Montag nach Oculi (Col. Clerc. port.) liess der Domvicar Winricus (wohl derselbe, den zwei Urkunden von 1308 und 1319 in Lacomblet's Archiv II, Heft I, S. 147 und 169, einmal mit dem Namen Winricus de Husen, nennen) seine Verfügungen über drei ihm zugehörige Häuser im Schreine beurkunden, welche bei der Margarethen-Capelle (auf dem Margarethenkloster an der Strasse Unter Fettenhennen) nebeneinander lagen. Eins derselben ist 1324 als „domus edificata per ipsum Winricum" bezeichnet. Das erste, der Capelle zunächst gelegene Haus erhält nach Winrich's Tode der Vicar, welcher dem Altare dienen wird, den Winrich im Dome zur Ehre der hh. Silvester, Achatius und Gefährten, und Barbara wird errichten lassen. Das zweite fällt nach dem Tode Bela's, Herrn Winrich's treuer Magd, an den Pfarrer der Marien-Capelle im Pesch (in pasculo ecclesie coloniensis), der dafür jährlichs 30 Solidi an den Vicar des obigen, vom Schenkgeber errichteten Altares erlegen muss. Das dritte Haus wird dem Vicar beim Altare der hh. Johannes und Laurentius im Dome bestimmt, der ebenfalls dem Vicar des von Winrich gestifteten Altares jährlichs 30 Solidi davon zu zahlen hat (Urk. VIII—X). Die drei Häuser bestehen noch jetzt in ihren ursprünglichen Umfassungsmauern von Tufstein, und die beiden vorderen (Nr. 4 u. 6) sind Eigenthum des Domcapitels verblieben.

Von den Werkleuten, die zu Meister Rutger's Zeit beim Dome beschäftigt waren, nennt das Vermächtnissbuch des Schöffenschreins 1333 den Schmied Werner, der um so mehr unser Andenken verdient, weil

er und Bela seine Frau ihren ganzen beweglichen Nachlass zum Dombau schenkten (Urk. XI).

1333 findet sich auch der Uebertrag einer Rente von 2 Mark eingetragen, womit Lodowig der virgulator (Roeder, Eicher) und seine Frau Christina die Baukasse beschenkten. Dieselbe haftete auf einem Hinterhause in der „Schorlinsgassen“ (Urk. XII).

Es sind dies Beispiele, wie alle Stände, hoch und niedrig, dem grossartigen und frommsinnigen Unternehmen ihre Theilnahme zuwandten.

Im Jahre 1334, kurz nach Meister Rutger's Tode, erhielt die Domfabrik von dem Vicar Arnold von Wevilkoven ein Haus auf der Burgmauer hinter dem Hause Isenburg. Die Schenkung geschieht dem „superiori magistro operis Ecclesie Coloniensis ad vsus operis siue fabrice Ecclesie Coloniensis“, wobei man wohl nur an den aus dem Capitel gewählten Bauverwalter wird denken dürfen (Urk. XIII).

Nicht unerwähnt will ich auch den „Johannes campanarius maioris ecclesie coloniensis“ lassen, von dem man Columbae, Cleric. portae, beim Jahre 1336 Kunde erhält.

Es war im Jahre 1333 als Petrarca nach Köln kam. Man führte ihn zum Dome, wo er das neue Chor vollendet sah. Von Bewunderung hingerissen, schrieb er in sein Heimathland: „Vidi templum urbe media pulcherrimum, quamuis inexpletum, quod haud immerito summum vocant“ [1]). (Epist. famil. Lib. I, ep. IIII.)

---

1) In Ersch' und Gruber's Allg. Encyklopädie d. Wissensch. und Künste, Sect. III, Th. 19, S. 212, ist nachgewiesen, dass Petrarca's Reise durch Frankreich, die Niederlande und Deutschland nicht 1331 (auch findet man 1330 angegeben) geschehen sei, sondern im Jahre 1333. Petrarca schreibt in dem fünften Briefe (an Jacopo Colonna) aus Lyon: „Quarta nunc aestas agitur“ seitdem er mit dem Bischof in Lombés gewesen, und dies war im Sommer 1330.

## Urkunden.

Niderich: A sancto Lupo. 1331.

I. Notum sit etc. quod Lya relicta Iohannis dicti Parde virtute ordinacionis facte inter ipsos, donauit et remisit magistro Rutgero magistro fabrice Ecclesie coloniensis eius nunc marito duas medietates duarum domorum et suarum arearum sitarum in drancgassin platea contigue domui vocate Shiderich versus renum ante et retro subtus et superius prout jacent et sic quod siquis eorum alterum superuixerit inter dictos magistrum Rutgerum et Lyam predictam talis qui superuixerit alium potestatem habebit diuertendi . . . Datum anno domini m$^{o}$. ccc$^{mo}$. tricesimo primo feria quinta ante festum beate Margarete virginis.

II. Notum sit etc. quod due domus predicte cum earum areis site in drancgassin contigue domui vocate Shiderich versus renum ante et retro subtus et superius prout iacent sic sunt prescripte et modo congregate in hunc modum quod eedem domus sunt ambe et integraliter magistri Rutgeri magistri fabrice et operis Ecclesie coloniensis et Lye eius vxoris legitime, ita quod eas diuertere possunt quocumque voluerint.

III. Notum sit etc. quod magister Rutgerus predictus donauit et remisit Lye vxori eius predicte legitime omnem hereditatem suam et bona mobilia quam et quecumque ad presens habet et in futurum habere poterit et conquirere vnquam, ita si ipsa Lya dictum magistrum Rutgerum absque partu legitimo superuixerit, ita quod dicta Lya tunc tam hereditatem quamcumque quam bona mobilia diuertere poterit quocumque voluerit sine omni contradictione et defensione cuiuscumque.

IV. Notum sit etc. quod Lya predicta vxor magistri Rutgeri magistri fabrice ecclesie coloniensis simili modo donauit et remisit magistro Rutgero magistro fabrice omnem suam hereditatem et bona mobilia quam et quocumque habet dicta Lya ad presens et in futurum habere poterit et conquirere vnquam, Ita si ipse magister Rutgerus dictam Lyam superuixerit absque partu legitimo, ita quod tunc ipse magister Rutgerus tam hereditatem quamcumque quam bona mobilia diuertere poterit quocumque voluerit sine omni contradictione et defensione cuiuscumque, Saluo sibi hoc quod dicta Lya in uita sua dare potest et uertere quocumque voluerit centum marcas denariorum communiter currentium, quocumque voluerit uel pro ea ille cui duxit committendum ipsa Lya, Insuper saluo Wilhelmo consangwineo dicte Lye iure trium marcarum denariorum communiter currentium in dictis domibus duabus, quod si ipse Wilhelmus superuixerit dictum magistrum Rutgerum et Lyam eius vxorem sine partu legitimo, et notandum quod dicte tres marce soluentur dicto Wilhelmo si ad eum deuenerint et cesserint ei ut predictum est post obitum siue mortem dictorum coniugum

magistri Rutgeri et Lye uxoris eius ad annum postea, quod si non fuerint persolute ipsi Wilhelmo extunc dicte due domus cedent dicto Wilhelmo libere et absolute, saluo hereditario censu iure suo. Datum anno domini millmo. trecmo. tricmo primo feria quarta post diuisionem apostolorum.

Scabinorum: Parationum. 1333.

V. Notum sit quod Lya relicta magistri Rutgeri magistri fabrice coloniensis donauit et remisit domino Arnoldo de Weuilkouen vicario coloniensi omnia bona que habet Ita quod jure obtinebit et conuertere valeat quocumque voluerit. Actum anno domini millo ccco xxxiijo sabbato post octauas penthecostes. Salua sibi potestate hoc mutandi.

Niderich: A sancto Lupo. 1333.

VI. Notum sit quod Henricus filius quondam Reynberti et Godefridus presbiter plebanus in Heyldin et succentor Ecclesie Coloniensis emerunt eis coniuncta manu duas domos sitas in drancgassin que vocantur Meyrheyme ante et retro subtus et supra prout jacent Erga Lyam vxorem quondam magistri Rutgeri magistri fabrice coloniensis et hoc virtute donationis sibi date et facte inter ipsos coniuges, Ita quod dicti presbiteri Henricus et Godefridus dictas duas domos jure et sine omni contradictione optinebunt et diuertere poterunt quocumque voluerint .... Datum anno domini millmo. cccmo. tricmo. tertio in die beati Luce ewangeliste.

Ibidem. 1335.

VII. Notum sit etc. quod Wilhelmus consangwineus Lye relicte quondam magistri Rutgeri magistri fabrice Coloniensis. Tres marcas hereditarij redditus pagamenti Coloniensis pro tempore communiter currentis. quas habet in duabus domibus sitis in drancgassen que vocantur Merheim ante et retro subtus et supra in omni jure vt ad easdem conscriptus est. donauit et remisit dominis Henrico filio quondam Remberti, vicario Ecclesie Coloniensis et Godefrido plebano in Heilden succentori dicte Ecclesie Coloniensis . . . Datum anno domini mo. ccco. Tricesimo quinto. feria secunda post festum beate Agnetis virginis.

Columbae: Clericorum portae. 1332.

VIII. Item notum sit quod dominus Winricus sacerdos vicarius ecclesie coloniensis donauit et remisit post mortem suam vicario officianti altare quod construi faciet in ecclesia maiori coloniensi et quod consecratum erit in honorem sanctorum Siluestri Agacii et sociorum eius et sancte Barbare. domum suam que sita est iuxta capellam beate Margarete virginis Ita quod quicumque vicarius qui pro tempore fuerit et dictum altare officiauerit, domum predictam iure optinebit. Saluo tamen censu hereditario quem dictus officians soluet de dicta domo singulis annis terminis et sub capcione sicut in scrinio hoc scriptum est. Datum anno dni. mo. ccco. xxxijo. feria secunda post oculi.

IX. Item notum sit quod dominus Winricus predictus donauit et remisit post mortem suam Bele ancille sue aliam domum que contigua est ipsi domui versus campum Ita quod dictam domum ad dies vite suc iure valeat optinere et post mortem dicte Bele ancille sue dicta domus cedet plebano capelle bte. Marie in pasculo ecclesie coloniensis qui pro tempore fuerit Ita quod idem plebanus qui pro tempore fuerit soluet et dabit singulis annis. vicario officianti altare sanctorum Siluestri et Agacij et sociorum eius et sancte Barbare quod construi faciet in dicta ecclesia coloniensi Triginta solidos denariorum pro tempore Colonie currentium hereditarij census tribus hallensibus bonis et datiuis pro duobus denariis computatis videlicet in festo beati Martini episcopi hyemalis quatuor septimanis post sine capcione. Ita tamen si census huiusmodi solutus non fuerit extunc predicta domus ad dictum altare libere deuoluetur. Ita quod sine sentencia scabinorum asscribi debeat ad eandem. Saluo tamen censu hereditario jure suo quem possidens eandem domum soluet de domo antedicta. Saluo tamen ipsi domino Winrico vsufructu suo in domo antedicta. Datum anno dni. m°. ccc°. xxxij°. feria secunda post oculi.

X. Item notum sit quod idem dominus Winricus donauit et remisit terciam domum contiguam domui supradicte versus campum donauit et remisit vicario officianti altare sanctorum Johannis et sancti Laurencij in ecclesia coloniensi qui pro tempore fuerit Ita quod iure optinebit, et est sciendum quod idem vicarius qui pro tempore fuerit officians beatorum Johannis et sancti Laurencij altare predictum soluet singulis annis de dicta domo vicario qui pro tempore officiauerit altare beatorum Siluestri. Agacij et sociorum eius. et sancte Barbare quod construi faciet in ecclesia coloniensi predicta singulis annis perpetue et hereditarie Triginta solidos denariorum pagamenti pro tempore Colonie currentis, tribus hallensibus bonis et datiuis pro duobus denariis computatis soluendos videlicet in festo beati Martini episcopi hiemalis quatuor septimanis post sine capcione . . . . Datum anno dni. m°. ccc°. xxxij°. feria secunda predicta.

Scabinorum: Parationum 1333.

XI. Notum sit quod Wernerus faber ecclesie coloniensis et Bela eius vxor donauerunt et remiserunt omnia bona sua mobilia domino Alexandro de Lynepe canonico coloniensi ad vsus fabrice coloniensis Ita quod jure obtinebit et conuertere valeat quocumque voluerit. Actum Anno dni. mill°. ccc°. xxxiij°. feria sexta post Pauli.

Brigidae: A coquina Archiepiscopi. 1333.

XII. Item notum sit quod Lodowicus virgulator filius quondam Katherine theolonarie. et Cristina eius vxor tradiderunt et remiserunt perpetuo et hereditarie ad fabricam seu edificia ecclesie Coloniensis census duarum marcarum pagamenti Coloniensis . . . de domo sita retro domum illam que est dictorum coniugum sita in ordone versus nouam plateam que prescripta est domus po-

sterior in Schorlinsgassen . . . Datum Anno dni. m°. ccc^mo. xxx^mo. tercio feria tercia post dominicam letare.

Columbae: Clericorum portae. 1334.

XIII. Notum sit quod dominus Arnoldus de Weuelkouen presbiter vicarius Ecclesie Coloniensis predictus donauit et remisit superiori magistro operis dicte Ecclesie Coloniensis ad vsus operis siue fabrice Ecclesie Coloniensis predictam domum quondam Flaconis, que sita est supra murum vrbis retro domum Jsenburch ante et retro subtus et supra prout sita est cum gramine ita quod idem superior magister operis pro tempore existens ad vsus operis dicte Ecclesie coloniensis dictam domum cum gramine omni jure quo dictus dominus Arnoldus ad eam asscriptus est valeat optinere et conuertere poterit quo voluerit. Saluo censu hereditario suo jure quem superior magister predictus pro tempore existens custodiet tempore oportuno. (Anno domini m° ccc° xxxiiij.)

Am Rande steht: Magister operis de Summo.

J. J. Merlo.

---

## 11. Kunstgeschichtlich wichtige Handschriften des Mittel- und Niederrheins.

Zusammengestellt von **K. Lamprecht**.

---

Die folgende Zusammenstellung versucht einen kurzen Ueberblick über die hauptsächlichsten Ueberreste der mittelalterlichen Miniaturmalerei am Mittel- und Niederrhein (im Gebiete etwa der heutigen Rheinprovinz) zu geben; sie umfasst daher alle diejenigen Handschriften, welche durch ihre Provenienz diesen Gegenden angehören, gleichviel welches ihre jetzigen Aufbewahrungsorte sind. Nur auf diesem Wege der Ausscheidung wird es gelingen, endlich das feste Material zu einer noch immer nicht vorhandenen wohlbegründeten Ansicht über die Entwicklung der Büchermalerei im Mittelalter in die Hände zu bekommen.

Die folgende Uebersicht ist ein erster Versuch in dieser Richtung und wendet sich deshalb an die Nachsicht der Leser, welche hinsichtlich dieser oder jener Handschrift bisweilen besser orientirt sein werden; der Verfasser bittet aufs Dringendste, ihm jegliche Verbesserung und nennenswerthe Erweiterung seiner Notizen gütigst zukommen zu lassen, um so mehr, als eine verbesserte und erweiterte Ausgabe der jetzigen Uebersicht seinerzeit in dem von ihm geplanten Rheinischen Archiv (Sammlung der für die Geschichte des Mittel- und Niederrheins wichtigen Handschriften) Platz finden soll. Für die Notizen über Handschriften des 8.—13. Jhs. endlich erlaubt er sich auf die ausgedehnteren Angaben in seiner ‚Initial-Ornamentik' Lpzg. 1882 S. 26 f. zu verweisen.

1. Koeln Dombibl. 76 4° 222 Blt. 8. Jh. Augustini opuscula. Einige irische Initt.
2. Koeln Dombibl. 210 Kl. fol. 151 Blt. 8. Jh. Collectio canonum. Irische Initt.
3. Berlin Bibl. theol. fol. 354 (aus Werden) 8. Jh. Gregorii moralia in Iob. 5 verzierte Initialen.
4. Trier Dombibl. 134 4° 8. Jh. 2H. Evangeliar. Initialen, Evangelistenbilder. Vgl. Schnaase G. d. bild. Künste 3², 609 u. 616.

5. Trier Stadtbibl. 22 (SMaximin) fol. 8. Jh. Ende. Evangeliar: der goldene Adacodex. Evangelistenbilder, Randbordüren, der Initial L. Vgl. Fischer Beschreibg. einiger Seltenheiten etc. 2, 177 f.; A. Archiv 7, 138; Kugler kl. Schriften 2, 337; Schnaase G. d. bild. Künste 3², 637—639.
6. Paris Bibl. nat. fds. nouv. 1203 (? Lüttich) fol. 8. Jh. 2 H. Das sog. Evangeliarium Gotschalci. Vgl. Bouquet SS. rer. Franc. 5, 402; A. Archiv 7, 999; Bibl. de l'éc. des Ch. 35, 85.
7. Trier Stadtbibl. 31 (S Matheis-Trier) 4° 75 Blt. 8. Jh. 2 H. Apocalypse. Rohe Federzeichnungen, welche mit Roth Braunroth Gelb Schmutziggelb Graublau ausgetuscht sind. Kopien der Zeichnungen theilw. in v. Wilmowski's Nachlass. Eine illustrirte Apocalypse v. 1047 in d. kgl. Bibl. Madrid 1331, eine andere Ende 13. Jh. in Paris Nat. Bibl. 14410; eine dritte endlich:
8. Valenciennes Ab. 12 4° Wende des 8. 9. Jhs. Apocalypse. Miniaturen. Vgl. Bethmann A. Archiv 11, 522.
9. Essen Pfarrbibl. der Stiftskirche. Kl. fol. Anf. 9. Jh. Evangeliar. Irische Ornamente; Publication durch Humann ZS. d. Berg. Gesch. Ver. Bd. 17.
10. Koeln Dombibl. 67. fol. 183 Blt. 9. Jh. Augustini enarrrationum in psalmos pars tertia. Eine der Hiltibalt'schen (785—819) HSS. Initialen. S. Jaffé u. Wattenbach, Eccl. metr. Colon. Codd. mss. S. 22.
11. Koeln Dombibl. 13. fol. 195 Blt. 9. Jh. Evangeliar. Evangelistenbilder; Marcus fehlt.
12. Paris (?) 1847 gekauft von Hrn. Tilliard; (Stablo). 9. Jh. Evangeliar. S. A. Archiv 11, 515. Miniaturen, u. A. Christus u. d. Evangelisten.
13. Trier Stadtbibl. 23 (SMaria ad Martyres-Trier) fol. Mitte — 2 H. 9. Jh. 2 Bde. Evangeliar. Concordantiae canonum in Bogenstellungen, segnender Christus in Mandorla, Christus mit den Evangelistensymbolen, Evangelistenbilder, Initialen.
14. Düsseldorf Landesbibl. D1 (Essen) 4°. 9. Jh. Missale. Initialen. S. A. Archiv 11, 750.
15. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 147. 4°. 9. Jh. 2 H. Evangeliar. Evangelistenbilder, Bandornamente, Initialen.
16. Koeln Städt. Museum fol. 9. Jh. 2 H. Lectionar. Evangelistenbilder, Initialen. Emaillirter Deckel mit segnendem Christus in Elfenbein.

17. Trier Stadtbibl. 26 9. Jh. Evangeliar. Goldene und silberne Umfassungen um die kanonischen Konkordanzen.
18. Pommersfelde 2821 (? Prüm, später S Michael-Bamberg) 4°. Ende 9. Jh. Lectionar. S. A. Archiv 9, 534.
19. Koeln Dombibl. 137. 4°. 183 Blt. 9. Jh. Sacramentar. 2 Initialen.
20. Mainz Seminarbibl. (S Alban) fol. um 900. Sacramentar. Initialen.
21. Essen Gertrudiskirche. 9—10. Jh. Evangeliar. Initialen u. Verzierungen. S. Humann in d. Berg. ZS. 17, 156.
22. Trier Stadtbibl. 2. fol. max. 10. Jh. 2 Bde. Bibel. Initialen.
23. Koeln Städt. Museum (S Aposteln-Koeln). fol. 10. Jh. 1 H. Lectionar. Kanonesarkaden, Initialen.
24. Trier Dombibl. 139 (Münstermainfeld). 10. Jh. 2 H. Evangeliar. Initialen, kostbarer Deckel. Vgl. Katal. der Düsseld. Kunsth. Ausst. Nr. 963.
25. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 312. gr. fol. 10. Jh. Evangeliar. Ornamente.
26. Brüssel Burg. Bibl. 16383 (S Jacob-Lüttich). 10. Jh. Evangeliar. Miniaturen. Vgl. Waagen Handb. der niederl. Malerschulen 1, 13.
27. Aachen Münsterschatz. Kl. fol. 10. Jh. Evangeliar. Evangelistenbilder.
28. Koeln Dombibl. 14. fol. 215 Blt. 10. Jh. Evangeliar. Evangelistenbilder, S. Hieronymus und S. Maria.
29. Koeln Dombibl. 101. Kl. fol. 71 Blt. 10. Jh. Isidorus de ecclesiasticis officiis. Schöner Initial D.
30. Düsseldorf Landesbibl. D2 (Essen). fol. 10. Jh. Missale und Kalender. Miniaturen. S. A. Archiv 11, 750, Lacomblets Arch. f. d. G. d. Niederrh. 1, 4.
31. Düsseldorf Landesbibl. D3 (Essen). fol. 309 Blt. 10. Jh. Missale und Kalender. Federzeichnungen, Initialen und Christus am Kreuz mit Johannes und Maria.
32. Düsseldorf Landesbibl. B113 (Essen). 8°. 114 Blt. 10. Jh. Rhabanus de institutione clericorum. 2 Federzeichnungen, publ. in den Photogr. v. d. Düsseld. Kunst- und Gewerbe-Ausst. (Schoeningh, Münster in W.) u. Bonner Jahrbücher 72 Tfl. 4 u. 5.
33. Gerresheim Stiftskirche. 4°. 10. Jh. Evangeliar. Evangelistenbilder, Initialen, Inschriften auf Purpurgrunde.

34. **Mainz Domschatz** (S Alban). fol. 10 Jh. Sacramentar. Miniaturen, Initialen.

35. **Lüttich, Besitz des Herrn Polain** (Stablo). 10. Jh. Vergil. Randbordüren (?). S. A. Archiv 11, 517.

36. **Berlin Bibl. theol.** fol. 260 (Cleve). 10. Jh. Evangelien, ganz in Gold geschrieben.

37. **Rom Vatic. Christ.** 615 (? Stablo). 10. u. 11. Jh. Notkeri V. sancti Remacli. 10. Jh. Virtutes et miracula sancti Remacli. 11. Jh. Initialen. S. A. Archiv 12, 299.

38. **Brüssel Burg. Bibl.** 9428 (? Corvei). 10. Jh. Mitte. Evangeliar, mit grosser Pracht geschrieben.

39. **Essen Gertrudiskirche.** 10. Jh.?. Evangeliar. Canonesbogen, Evangelistenbilder, Initialen. S. Humann in der Berg. Z. 17, 156.

40. **Trier Stadtbibl.** 24 (Reichenau). 4°, um 970. Evangeliar (Codex Egberti). Initialen, Cyclus von Miniaturen zur evang. Geschichte. Vgl. Lamprecht Bonner Jahrb. 70, 56—112. Nicht vollständige Nachbildungen der Miniaturen im Nachlass des Domkapitulars von Wilmowsky, jetzt im Besitz der Ges. für nützliche Forschungen Trier.

41. **Gotha Herzogl. Sammlungen** (Echternach). fol. um 990. Evangeliar (Codex Epternacensis). Initialen und sehr zahlreiche Miniaturen, Cyclus zur evang. Geschichte, Christus, Evangelistenbilder, Musterungen. Vgl. Rathgeber D. herzogl. Museum zu Gotha 1, 6—21; Jacobs u. Uckert, Beitr. z. älteren Litteratur 2, 27—34; v. Quast u. Otte, ZS. f. christl. Archaeologie 2, 240; Lamprecht a. a. O.; Katal. der Düsseld. Kunsth. Ausst. No. 959.

42. **Cividale Dombibl.** (Trier), angebl. 973, sicher a. d. JJ. 970—981. Psalterium Egberti. 19 Miniaturen. Vgl. A, Arch. 5, 629; Eitelberger in den Jahrb. der Centralcomm. 2, 324; Lamprecht a. a. O. 58 u. 59.

43. **Trier Stadtbibl.** Einzelbl. u. Doppelbl. aus dem Registrum Gregorii I. 10. Jh. 2. H., einst ein Seitenstück zum Psalter von Cividale und dem Codex Epternacensis. Vgl. N. Archiv 2, 437.

44. **Paris Nat. bibl. Suppl. lat.** 9448 (Prüm). Kl. fol. 91 Bl. um 990. Graduale. Miniaturen. Vgl. A. Archiv 8, 309; Schnaase

G. der bild. Künste 4², 633; Labarte Hist. des arts industriels. II², 215*).

45. Aachen Münsterschatz. Kl. fol. 10. Jh. Evangeliar Ottos III. Bildercyclus zur neutestamentl. Geschichte. Otto III. im Kreise des Hofes.

46. Köln Dombibl. 143. Kl. fol. 158 Blt. 10. Jh. Lectionar. Miniaturen, Initialen. D°. Nr. 144.

47. Mainz Domschatz (S Stephan-Mainz) 4°. 10. Jh. Lectionar. Initialen.

48. Koblenz Goerres (wo jetzt? München?). 244 Blt. 10—11. Jh. Evangeliar. Concordantiae canonum in Säulenstellung. Nach Dronkes (?). Aufzeichnung im Katal. der Kobl. Gymnbibl.

49. Düsseldorf Landesbibl. A 1 (Gr. S Martin-Koeln. 133 Blt. 10—11. Jh. Die vier Bilder der Könige. Initialen. Dazu:

50. Düsseldorf Landesbibl. A 2 (Gr. S Martin-Koeln). 269 Blt. 10—11 Jh. Theile der Bibel. Initialen und Miniaturen.

51. Trier Stadtbibl. 7. Kl. 4°. 10—11 Jh. Psalter. Initialen. Vgl. Montfaucon Palaeogr. gr. 3, 237.

52. Berlin Bibl. theol. fol. 14 (a. d. Mosellande). 10—11. Jh. Lectionar. Theilweis noch nicht vollendete Miniaturen; vgl. A. Archiv 8, 937.

53. Koeln Dombibl. 141. Kl. fol. 188 Blt. ca. 1000. Liber pontificalis. Initialen.

54. Koblenz Staatsarch. (S Maria ad Martyres-Trier). 4°. um 1000. Evangeliar. Evangelistenbilder, Initialen.

---

*) Der Director der Nat.-Bibl., Hr. Delisle, hat auf meine Anfrage gütigst genauere Mittheilungen über diese merkwürdige Hs. gemacht. Danach besteht die Hs. aus 91 Pgtblt. 320 × 160 mm. Das Graduale reicht bis Bl. 48b, dann folgt: Codicem istum cantus modulamine plenum domni Hilderici venerabilis abbatis tempore eiusque licentia Vuickingi fidelis monachi inpensis atque precatu scribere coeptum domni vero Stephani successoris praefati abbatis tempore atque benedictione diligentissime, ut cernitur, consummatum sancti salvatoris domini nostri Jhesu Christi altari impositum huic sancto Prumiensi coenobio perhenni memoria novimus traditum ad laudem et gloriam nominis sui, quod est benedictum in secula seculorum. Bl. 78b beginnen Messgesänge, in sollempnitate sanctorum, quorum reliquie Prumiae recondite continentur. Die Hs. ist der Untersuchung werth, Delisle schreibt: Je crois, que ce volume est fort précieux; non seulement à cause des peintures, qu'il renferme, mais encore pour l'étude des tropes et des séquences (die sämmtlichen Texte haben Neumen).

55. Koeln S Maria-Lyskirchen (S Georg-Koeln). 4°. 11. Jh. 1 H. Evangeliar. Evangelistenbilder u. a. Miniaturen, Ornamente, Initialen. Vgl. Katal. der Kunsthist. Ausst. Koeln Nr. 400, Düsseldorf Nr. 959.

56. Bremen Stadtbibl. (Echternach), um 1040. Evangeliar Heinrichs III. Vgl. H. A. Müller, Mittheilgn. d. Centralcomm. 7 (1862), 57.

57. Trier Stadtbibl. 25 (S Simeon-Trier). gr. 8°. 11. Jh. Evangeliar. Evangelistenbilder, Initialen.

58. Trier Stadtbibl. 1384 (S Martin-Trier). gr. 8°. 11. Jh. Heiligenleben. Miniaturen. Initialen. Am Anfang Erzb. Cuno von Trier.

59. Trier Stadtbibl. 1736. kl. fol. 11 Jh. Hamelarii Fortunati liber officiorum. Im Beginn Zeichnung: Trier als secunda Roma. Vgl. A. Archiv 8, 605.

60. London Britt. Mus. Eg. 809 (S Matheis-Trier). 11. Jh. Evangeliar. Miniaturen.

61. Koeln Dombibl. 12. fol. 210 Blt. 11. Jh. Evangeliar des Canonichs Hillin. Miniaturen, die angebliche vom älteren Dom publ. Anz. f. Kde. d. d. Vorz. 19 (1872), 210. Vgl. auch Jaffé u. Wattenbach Eccl. metr. Colon. codd. mss. 5 u. 6.

62. Koeln Dombibl. 81. Kl. fol. 112 Blt. 11. Jh. A. Prudentius Psychomachie m. freigel. Stellen für die üblichen Bilder, von denen nur einige Anfänge vorhanden.

63. Mainz Domschatz (S Stephan-Mainz). Kl. fol. 11. Jh. 1 H. Evangeliar. Cod. purp.-aureus m. Initialen.

65. Paris einst Besitz des Hrn. Tilliard (Stablo). gr. fol. 11. Jh. Josephus de bello iud. und antiqq. Initialen.

66. Koeln Dombibl. ohne Nr. (Limburg). kl. fol. 11. Jh. Evangeliar. Evangelisten, Miniaturcyclus. Initialen.

67. Brüssel Burg. Bibl. 9219 (Aachener Münster). 11. Jh. Evangeliar. Ob Miniaturen? Vgl. A. Archiv 8, 507.

68. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 365. fol. 11. Jh. Priscian. Initialen, auch solche 14 Jhs.

69. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 103 (S Jacob-Lüttich). fol. 11. Jh. 2 H. Heiligenleben. Initialen.

70. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 174 (? S Jacob-Lüttich). fol. 12. Jh. V. Gregorii magni autore Johanne Diacono. Initialen.

71. Rom Vatic. Cod. Christ. 615. Bl. 98—144. (? Malmédy) 11. Jh.

2 H. Virtutes ac miracula s. Remacli. Initialen, für Miniaturen angelegt, die aber nicht ausgeführt sind.

72. Koeln Städt. Museum (S Aposteln-Koeln). 8°. 11. Jh. Ende. Liber comitis (Lectionar). Initialen.

73. Koeln Diöcesanmuseum (? Altenberge). 4°. 11. Jh. Ende. Evangeliar. Evangelistenbilder, Christus in der Mandorla, das Titelbl., Purpurtafel, leer. Einband zerstört.

74. Berlin Bibl. theol. fol. 358 (Werden). 11. Jh. Ende. Psalter. Miniaturen; alle Initialen und ersten Zeilen in Gold auf Purpur. Vgl. A. Archiv 8, 841.

75. Loewen Besitz des Hrn. David Fischbach (Stablo). Hs. von 1098. Miniaturen. Vgl. Bonner Jahrb. 46, 148.

76. Koblenz Gymnbibl. 1. fol. 319 Blt. 11—12. Jh. Bibel. Initialen, Federzeichnungen, eine Miniatur.

77. Düsseldorf Landesbibl. B. 67 (Gr. S Martin-Koeln). fol. 11—12. Jh. Heiligenleben. Miniaturen. Vgl. A. Archiv 11, 749.

78. Berlin Bibl. theol. fol. 313 (wohl Werden). 12. Jh. Anfg. Vita s. Liudgeri, Miniaturen; liegt in einer durch zwei grosse Konsulardiptychen gebildeten Kapsel.

79. Koeln Diöcesanmuseum. 8°. 12. Jh. 1 H. Evangeliar. Deckel in Elfenbein. Initialen.

80. Trier Stadtbibl. 475. 8°. 11. Jh. 1 H. Evangeliar. Initialen.

81. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 199 (? Knechtsteden). 8°. 12. Jh. Ivos von Chartres Decretum. Initialen.

82. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 232 (Gladbach). fol. 12. Jh. Cassian. Federzeichnungen.

83. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 238. fol. 12. Jh. Evangeliar. Miniaturen.

84. Koeln Dombibl. 215. fol. 279 Blt. 12. Jh. Breviar Computus Tonarius Psalter. Zwei Miniaturen.

85. Bonn Univ. bibl. 289 (Eberhardsklausen). fol. 241 Blt. 12. Jh. Haymo in epistolas Pauli. Initialen.

86. Luxemburg Athenaemusbibl. 29, alte Nr. 102 (Orval). 8°. 12. Jh. Regino de disciplina eccl. Eine Miniatur.

87. Paris Nat. Bibl. 11580 (? S Lorenz-Lüttich). 12. Jh. Ruberti monachi S. Laurentii in Leodio Lib. de div. officiis (?). Initialen.

88. Lüttich Univ. bibl. 368. kl. fol. 12. Jh. Genealogie. Initialen, Zeichnung. Vgl. A. Archiv 8, 480.

89. Wiesbaden Landesbibl. 1 (Rupertsberg). fol. 235 Blt. Ende

12. Jhs. Scrivias sancte Hildegardis. Initialen. 35 Miniaturen. Vgl. A. v. d. Linde, Die Hss. der Königl. Landesbibl. zu Wiesbaden 22 f.

90. Düsseldorf Landesbibl. A 10, B 16, B 17, B 51 (Altenberge). 12. Jh. Sämmtlich Hss. mit Initialen.

91. Düsseldorf Landesbibl. D 4 (Essen). 12. Jh. Missale. Initialen, Miniatur (Crucifixus).

92. Koeln Dombibl. 59. fol. 171 Blt. 12. Jh. Hieronymi epistole et opuscula. Miniatur mit Bildniss des Erzb. Friedrich I. (1099—1131). Vgl. Jaffé u. Wattenbach. Eccl. metr. Colon. codd. mss. 19—20.

93. Koeln Dombibl. 61. 8°. 209 Blt. 12. Jh. Augustin. Initial m. 2 Bildern.

94. Koeln Dombibl. 95. fol. 195 Blt. 12. Jh. Gregorii Registrum. Initialen.

95. Koeln Dombibl. 112. fol. 114 Blt. 12. Jh. Rupertus Tuiciensis de glorificatione trinitatis et process. spiritus sancti. Initialen.

96. Koeln Dombibl. 127. fol. 309 Blt. 12. Jh. Gratiani decretum. Miniatur: Investitur des Erzb. durch den Kaiser.

97. Koeln Dombibl. 162 u. 163. fol. 119 u. 224 Blt. 12. Jh. Josephus. Initialen.

98. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 183. 8°. 12. Jh. 2 H. Prosper de vita contemplativa. Initialen.

99. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 276 (? Andernach). kl. fol. 12. Jh. 2 H. Defect. Moralwerk für Nonnen. Miniaturen, Initialen.

100. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 328. fol. 12. Jh. 2 H. Institutionen. Copien u. Nachahmungen von Initialen 9. Jhs.

101. Gotha Bibl. (Echternach). kl. fol. 137 Blt. um 1190 u. um 1230. Das goldene Buch von Echternach (Copiar). Federzeichnungen. Vgl. A. Archiv 11, 338; Sickel Act. Karol. 2, 220; Beitr. z. Dipl. 5, 76.

102. Aschaffenburg Bibl. 3 (? Mainz). um 1200. Evangeliar. Vgl. Waagen Handb. d. d. u. niederl. Malerschulen 1, 20.

103. Hamburg Stadtbibl. 85. ca. 1200, nach Waagen Handb. d. d. u. niederl. Malerschulen 1, 20 vom Rhein.

104. Trier Stadtbibl. 1378 (Echternach). gr. 8°. 12. Jh. 2 H. u. 13. Jh. Vite s. Willibrordi metrice et prosaice, Liber florum epithaphiorum sanctorum aut. Thiofrido, Vita s. Martini aut.

Richero abb. s. Martini prope Mettim. Miniaturen, Federzeichnungen, Initialen.

105. Koeln Städt. Museum. 12. Jh. 2 H. u. 13. Jh. 1 H. Vereinzelte Pgtblt. m. Miniaturen, in Imitation von Emailarbeit.

106. Koblenz Gymnbibl. 4 (Münstermainfeld). fol. 230 Blt. 12—13. Jh. Heilgenleben. Initialen. Vgl. Dronke im Herbstprogr. d. Kobl. Gymn. von 1820.

107. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 278. gr. fol. 12—13. Jh. Josephi historia. Initialen.

108. Düsseldorf Staatsarch. A 18 (S Pantaleon-Koeln). 4°. 244 Blt. 12—13. Jh. Sammelbd., vgl. Lacombl. Arch. f. d. Niederrh. 7, 148—173. Miniaturen, Initialen.

109. Koblenz Staatsarch. HJC 2 (Prüm). 4°. 54 Blt. v. 1222. Registrum Prumiense des Cesarius von Prüm. Kalligraphische Initialen u. 3 Miniaturen. Soll theilw. publ. werden bei Crecelius u. Lamprecht, Rheinische Urbare I.

110. Düsseldorf Staatsarch. Urk. der S. Lupus-Bruderschaft von Koeln v. 1246, Zeichnung: d. h. Cunibert m. d. Koelner Domkapellar.

111. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 244 (S Aposteln-Koeln). 8°. 13. Jh. 1 H. Evangeliar. Miniaturen: Christus in der Mandorla, Peter u. Paul.

112. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 35 (Steinfeld). 13. Jh. 1 H. Ambrosius de bono mortis.

113. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 101 (S Maria indulgentiarum-Koeln). 8°. um 1230. Innocenz III., Expositio canonis misse. Initialen.

114. Lüttich Seminarbibl. fol. 1248. 2 Bde. Vulgata. Bilderinitialen. Vgl. Waagen Handb. d. d. u. niederl. Malerschulen 1, 38.

115. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 213 (Steinfeld). 8°. 13. Jh. 2 H. Philo in 5 libros Moysi. Initialen.

116. Koeln, einst Besitz von H. Garthe (S Georg-Koeln). 8°. 13. Jh. Astronomischer Tractat. Miniaturen und Illustrationen. Vgl. Katal. der kunsthist. Ausst. Koeln Nr. 432.

117. London Besitz des Hrn. Rodd (Stablo). 13. Jh. Homilien. Initialen. Vgl. A. Archiv 11, 516.

118. Brüssel Burg Bibl. 200 (Aachener Münster). fol. 13. Jh. Chronica regia Coloniensis. Miniaturen. Vgl. Waitz Chron. reg. Colon. S. VIII.

119. Wolfenbüttel Msc. August 74, 3 (S Pantaleon-Koeln). kl. fol. 13. Jh. Anf. Chronica regia Coloniensis. Miniaturen. Vgl. Waitz a. a. O. S. VII.
120. Trier Dombibl. 142. 13. Jh. Evangeliar. Miniaturen, Initialen.
121. Trier Stadtbibl. 419. 13. Jh. Breviar. Miniaturen, Initialen.
122. Trier Stadtbibl. 475. 13. Jh. Breviar. Initialen.
123. Trier Stadtbibl. 1375 (S Mathéis-Trier). 8°. 13. Jh. Lambertus de Legia, Varia de s. Mathia. Initialen.
124. Arnheim Rijksarchief (Bethlehem bei Doetinchem). 13. Jh. 2 H. Evangeliar. Miniaturen.
125. Luxemburg Athenaeumsbibl. 13. Jh. Evangeliar. Ornamente. Vgl. Namur Notices bibliographiques 1, 14.
126. Luxemburg Seminarbibl. (Orval). 4°. 451 Blt. 13. Jh. Bibel. Ornamente. Vgl. Namur a. a. O. 51.
127. Düsseldorf Landesbibl. C 58. 8°. 13. Jh. Breviar. Initialen. Miniaturen.
128. Düsseldorf Landesbibl. C 103. 122 Blt. 13. Jh. Breviar. Initialen. Miniaturen.
129. Düsseldorf Landesbibl. D 6 (Camp). 13. Jh. Graduale. 4 Initialen.
130. Bonn Univ. Bibl. 265. 399 Blt. 13. Jh. Altes Testament. Bd. 2 u. 3. Initialen.
131. Bonn Univ. Bibl. 208. 187 Blt. (? S Victor-Xanten). 13. Jh. Psalter und einige Kommentare und Miscellen. Initialen.
132. Bonn Univ. Bibl. 281. 123 Blt. 13. Jh. Augustin und Paschasius. Initialen.
133. Bonn Univ. Bibl. 382 (S Florin-Koblenz). 343 Blt. 13. Jh. Breviar. Initialen.
134. Düsseldorf Landesbibl. C 26. 4°. 252 Blt. 13. Jh. Mitte. Cesarius v. Heisterbach Homilien und Dialogus maior. Initialen, miniirte Standesleiter.
135. Frankfurt Völkers Antiquariat (Sommer 1881). 154 Blt. 13. Jh. Mitte. Breviar. Miniaturen, Initialen.
136. Luxemburg Athenaeumsbibl. 138 (Orval). gr. fol. um 1250. Plinius. Initialen. Vgl. Namur Bullet. de l'Acad. de Belgique 11 Nr. 4.
137. Koblenz Gymnbibl. 2 u. 3 (Mainz Domkapitel). fol. 1281. 2 Bde. Bibel. Initialen, noch jetzt 48 Miniaturen.
138. Köln Diöcesanmuseum (Minoriten-Koeln) gr. fol. 1299. Graduale

gemalt von Joh. v. Valkenburg. Miniaturen, Arabesken, Bilderinitialen, kalligraph. Initialen. Originalband.

139. Bonn Univ. Bibl. 384 (Minoriten-Koeln). gr. fol. v. 1299. Missale, gemalt von Joh. v. Valkenburg. Gegenstück zum vorigen.

140. Koblenz Gymnbibl. 7. fol. 13—14. Jh. Defect. Heiligenleben. Miniaturen, Initialen.

141. Koeln Stadtarch. Msc. theol. ohne Nr. (Corpus Christi-Koeln). 8°. 14. Jh. 1 H. Psalter und Kalender. Evangelisten- u. Apostelfiguren, Initialen.

142. Koblenz Görres 178 (? S Maximin). Pgt. 4°. 97 Blt. 13—14. Jh. Caeremoniale eines Benedictinerklosters. Bl. 7b Miniatur: Kreuzigung [1]).

143. Koblenz Staatsarch. Pgt. fol. 14. Jh. 1 H. Das Balduineum. Publication durch Irmer im Auftrage der Preuss. Archivverwaltung: D. Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. im Bildercyclus des Codex Balduini Trevirensis. M. erläuterndem Text. Berlin. kl. fol. 1881. Ueber eine Wappenmalerei in dem Handexemplar des Diplomatarium Balduineum vgl. A. Archiv 11, 770 [2]).

144. Cues Hospitalbibl. Pgt. gegen d. 14. Jh. Ordo septem ecclesiasticorum graduum. Vgl. Katal. der Düsseld. kunsthist. Ausst. Nr. 436.

145. Trier Stadtbibl. 991. Pgt. fol. max. 14. Jh. Magnum vocabularium iuris integrum. Sehr schöne Initialen.

146. Trier Stadtbibl. 124 (SMaria ad martyres-Trier). Pgt. fol. 14. Jh. Kalender, Martyrolog, Todtenbuch und Regel von SM. ad mart. Vor der Ordensregel ein vorzügl. Initial Mitte 14. Jhs.: ein Mönch vor S. Benedict knieend. Der Initial am Anfang der Hs. schon im Ma. weggeschnitten und durch ein neues Stück Pgt. ersetzt.

147. Trier Stadtbibl. 2039 (S. Maria-Andernach). Pgt. fol. 14. Jh. Kalender und Necrolog, letzteres in schönen Arkaden. Initialen.

148. Düsseldorf Landesbibl. C 10b. fol. 384 Blt. 14. Jh. Vitae sanctorum. Initialen u. Miniaturen.

---

1) Da über die rheinischen Bilderhss. des 14. u. 15. Jhs. anderweits eine genauere Beschreibung noch nicht vorliegt, so präcisire ich meine Notizen für diesen Zeitraum etwas mehr.

2) Ueber die Balduin. Urkundenbücher und ihren künstlerischen Schmuck überhaupt vgl. Irmer a. a. O. S. VII f.

149. Koeln einst H. Garthe (S Mainulf-Bodeke b. Paderborn). Pgt. u. Pp. 14. Jh. Theolog. ascet. Tractat. Einfarbige Miniaturen. Vgl. Katal. der kunsthist. Ausst. Koeln Nr. 435.

150. Trier Stadtbibl. 1708 (Prüm). kl. 4.° 14. Jh. Kopie des Registrum Prumiense von 1222. Initialen, 4 Miniaturen.

151. Koeln Dombibl. 183. Pgt. fol. 171 Blt. 14. Jh. Guilelmi Peralti summa de vitiis, vorn vorzügl. Initial T.

152. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 275. Pgt. gr. fol. 14. Jh. Liber decretorum Gregorii pape cum notis. Init. Miniaturen: Ueberreichung der Decrett. an den Clerus. D. Initialen enthalten neben ausgeprägtem Rosettentypus des 14. Jhs. die letzten Spuren romanischer Anschauung.

153. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 248. Pgt. fol. 14. Jh. Kirchenrecht. Initialen, welche von den gewöhnlichen weit abweichen. Ob deutsch?

154. Trier Stadtbibl. 839. Pgt. fol. 14. Jh. Digesten 1—24. Initialen. Bilder.

155. Koeln Dombibl. 149. Pgt. fol. 74 Blt. v. 1357. Canon seu ordo misse. Bl. 51b der Crucifixus, 52a der Priester m. d. Hostie, recht gute Miniaturen.

156. Pommersfelde 2773 (Mainz Karthause). Pgt. fol. max. ca. 1376. Biblia accurtata. Martinus Polonus. Die Bibl. acc. bis zu Christi Himmelfahrt, in der Mitte die wichtigsten Personen in Brustbildern stammbaumartig, an den Seiten der Text. Anfang der Bibl. paup.

157. Koeln Stadtarch. Msc. AXI 22, Pgt. fol. 1388 f. Manual der Kölner Universitätsprovisoren. Enthält eine sehr schöne Kreuzigung und 4 Miniaturen auf Goldgrund.

158. Koeln Besitz von H. Garthe (wo jetzt?). Pgt. gr. 8°. 1388. Matrikelbuch der Kölner theol. Facultät. Fünf Miniaturen u. Initialen, angebl. vom Rathsmaler Meister Wilhelm. Vgl. Kat. der Koeln. kunsthist. Ausst. Nr. 436.

159. Düsseldorf Landesbibl. C 27. Pgt. fol. 232 Blt. 14. Jh. 2 H. Cesarius von Heisterb. Dial. miraculorum maior. Initialen m. plattirtem Golde, 2 Bilderinitialen von grosser Schönheit.

Ritualhss. 14. Jhs.

160. Düsseldorf Landesbibl. A 5 (Gr. S Martin-Koeln). Pgt. fol.

136 Blt. 14. Jh. 1 H. Evangeliar. Initialen; die 7 Schöpfungstage in Medaillons.

161. Düsseldorf Landesbibl. D 7 (? Essen). Pgt. 14. Jh. 1 H. Antiphonar. Initialen, Miniaturen.
162. Trier Stadtbibl. 27. Pgt. kl. fol. 14. Jh. Evangeliar. Einige Initialen.
163. Trier Stadtbibl. 33 (S Matheis-Trier). Pgt. gr. 4°. 14. Jh. Epistolar. Miniatur Bl. 1 a.
164. Trier Stadtbibl. 396. 411. 412. Pgt. fol. 14. Jh. Antiphonare. Initialen.
165. Trier Stadtbibl. 354. Pgt. fol. 14. Jh. Kalender und Missale. Einige recht gute Initialen.
166. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 83. Pgt. 8°. 14. Jh. Psalter. I itialen. Aehnlich Msc. theol. 20. 16°, nur sind hier die Initialen unbedeutend.
167. Xanten Stiftsarch. Msc. 2. Pgt. fol. 14. Jh. Kalender und Psalter mit recht schönen Initialen und Ornamenten.
168. Trier Stadtbibl. 16. Pgt. 8°. 14. Jh. Psalter. Initialen; zwei eingeklebte Holzschnitte.
169. Düsseldorf Landesbibl. C57 (Altenberge). Pgt. 14. Jh. Pontificale. Initialen.
170. Düsseldorf Landesbibl. D 8—10. Pgt. Gradualien des 14. Jhs. Vgl. Katal. der Düsseld. kunsthist. Ausst. Nr. 418. Initialen.
171. Düsseldorf Landesbibl. D 11—14. Pgt. Antiphonarien des 14. Jhs. Initialen.
172. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 252. Pgt. gr. fol. 14. Jh. 2 H. Evangeliar. Vorzügl. Initialen u. Ornamente. Ob eins der älteren Werke des Weidenbacher Conventes?

Gebetbücher etc. 14. Jhs.

173. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 5. Pgt. 12°. 13—14. Jh. Unbedeutende Initialen.
174. Trier Stadtbibl. 492. Pgt. 4°. Hore S. Marie. Initialen u. 6 Miniaturen.
175. Ebda. 423. Pgt. 8°. Initialen mit Gold.
176. Ebda. 476. Pgt. kl. 4°. Initialen.
177. Koblenz Gymnbibl. A. Pgt. 4°. 518 Blt. 14. Jh. 1 H. Breviar Balduins von Luxemburg. Initialen und Arabesken, die sich oft zu Vollbildern erweitern, Bl. 12, 55, 105, 107, 150, 245,

270, 354, 394, 417, 438, 452 sehr zart und fein ausgeführt. Ausf. Beschreibung von Dronke im Catal. d. Kobl. Gymnbibl., s. Dominicus, Baldewin von Lützelburg 602 Anm., vgl. auch Irmer Balduineum S. VII.

178. Trier Stadtbibl. 822. Pgt. 8°. 98 Blt. Niederl. Gebetbuch. Bild: Krönung Mariae.

179. Ebda. 505. Pgt. 16°. Sehr schöne Initialen, theilw. Bilderinitialen.

180. Ebda. 487. Pgt. 12°. Burgund. Gebetbuch. Auf jeder Seite Initialen u. Bilder.

181. Ebda. 488. Pgt. kl. 4°. Ornamente, Initialen, 5 Miniaturen.

182. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 131. Pgt. 8°. Initialen, theilw. Bilderinitialen im fortgeschrittenen Sinne der Malerei Johanns von Valkenburg (s. oben die Nrn. 138. 139); wichtig.

183. Trier Domschatz. Gebetbuch Kunos von Falkenstein, Erzb. v. Trier 1360—1388; sehr reich und werthvoll. Vgl. Katal. der Düsseld. Kunsthist. Ausst. Nr. 437.

184. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 6. Pgt. kl. 8°. Text theilw. deutsch, theilw. lat. Initialen. Koelnisch, aber wenig werthvoll.

185. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 16. Pgt. 8°. Rubriken und Initialen, sehr unbedeutend, auf den innern Deckelflächen zwei Schrotblätter.

---

186. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 250 u. 251 (Blankenheim). Pp. gr. fol. 1427. Bibel deutsch. Geschrieben von Diepold von Dachstein, schwäbischer Character. Viele Bilder in der Illustrationstechnik der Richenthaler Schule [1]).

187. Koeln Stadtarch. A. X 89. Pgt. 4°. 1434. Van der Kirchen zo sent Laurentius. Eine Handzeichnung.

188. Trier Stadtbibl. 878. Pgt. fol. 15. Jh. Decretalen. Initialen, im Anfang eine Miniatur.

189. Trier Dombibl. 57. Pgt. 12°. 15. Jh. De expositione vestimentorum canonicorum regulae s. Augustini. Illustrationen.

190. Trier Dombibl. 71. Pgt. 4°. 15. Jh. Bibel. Initialen.

191. Koeln Stadtarch. A. II 43. Pgt. 8°. 34 Blt. 15. Jh. Necrolog des Kl. der weissen Frauen. 2 Handzeichnungen.

192. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 153 (Corpus Christi-Koeln). Pgt. fol. 15. Jh. Sammelband. Initialen im Rosettencharacter.

---

1) Ueber die Schule Ulrichs von Richenthal in Konstanz hoffe ich in der Zs. f. bild. Kunst bald Näheres mittheilen zu können.

193. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 356. Pp. fol. 15. Jh. Schachzabel deutsch nach der Uebersetzung von 1337. Illustrationen auf Bl. 7a, 36b, 43a, 54b, 84b, 101a, 109b, 114b, 132, 136a, 148a, 180b.

194. Koeln Dombibl. 151. Pgt. kl. fol. 821 Blt. 15. Jh. Canon misse mit Sequenzen. Bl. 10b Miniatur: Christus.

195. Bonn Univ. bibl. 500. Pp. 269 Blt. 15. Jh. Kaiser Karles Buch. „Hie hebet sich an des buches capitel, das do heiset keiser Karles buch und gemalet mit figuren". Aehnlich i. G. 712.

196. Trier Stadtbibl. 1594. Pgt. kl. fol. 15. Jh. Artikel und Punkte der Trierer Barbierzunft 1459. Statuten ders. 1664. Miniatur von 1455: Christus zwischen Cosmas und Damian.

197. Trier Stadtbibl. 1139. Pgt. fol. 97 Blt. 15. Jh. Vita et miracula S. Werneri Baccharacensis. Viele Initialen, Randbordüren. 2 Miniaturen: a) d. hh. Andreas Werner Cunibert, statuarisch, schwach; b) d. h. Werner für sich.

198. Paris Nat. bibl. 10157 (? S Paulin-Trier). Pgt. 15. Jh. u. a. Vita sancti Paulini. Bilder. Vgl. Waitz im N. Archiv 6, 483.

199. Xanten Stiftsarch. Nr. 10 der Extrav. (S Johann-Nymwegen). Pgt. kl. fol. 15. Jh. Evangeliar. Eidesformeln u. Statuten v. SJoh.-Nymw. Initialen.

200. Trier Stadtbibl. 852. Pp. fol. 356 beschr. Blt. 15. Jh. Sammelhs.; u. A. Kaiserrecht, zum Lehenrecht eine Illustration; der Welt Lauf und der Sünde Fluch: Verse, illustrirt. Arbeiten im Sinne der Illustrationstechnik des 14. u. 15. Jh.

201. Trier Stadtbibl. 259 (Niederwerth). Pgt. fol. v. J. 1455. Predigtsammlung aus verschiedenen Autoren. Initialen.

202. Trier Stadtbibl. 2045. Pp. 15. Jh. Holkotts Moralitates. Initialen.

203. Koeln Stadtarch. Hansisches Privilegienbuch mit flandrischer Arbeit. Schön namentlich ein Blatt: der Kaiser und die Kurfürsten.

204. Koeln Gymnbibl. 23. v. J. 1483. Otto v. Passau, wise lere. Miniaturen.

Ritualhss. 15. Jhs.

205. Berlin Geh. Staatsarch. (Altenberge). Pgt. 4°. Rituale abbatum Veteris Montis. Initialen. Vgl. A. Archiv 11, 772. Ob noch in Berlin? oder identisch mit Katal. der Düsseld. Kunsthistor. Ausst. Nr. 422?

206. Trier Stadtbibl. 356. Pgt. fol. Missale. 2 Miniaturen.
207. Düsseldorf Staatsarch. A 114—115 (Cleve). Missalien der Clever Hofcapelle. Sehr schöne Initialen, Randbordüren. Vgl. A. Archiv 11, 758.
208. Koblenz Gymbibl. C. Pgt. 153 Blt. Deutsches Officium BMV. vom Niederrhein. Sehr schöne Miniaturen Bl. 14, 24, 34, 38, 42, 47, 51, 58, 66, 91. Viele Arabesken. Eins der wenigen im Rheinland verbliebenen Meisterwerke.
209. Trier Stadtbibl. 419. Pgt. 4°. Grosses Breviar mit den Wappen der Pfalz, Baiern, Sponheims. Ornamente. 5 Miniaturen.
210. Düsseldorf Landesbibl. D 5 (Essen). Missale. Initialen.
211. Düsseldorf Landesbibl. D 15. Psalter von 1480. Initialen. Miniaturen.
212. Trier Stadtbibl. 364. Pgt. Pp. gr. 8°. 1497. Missale, Initialen, Bl. 1 u. 2 ornamentirt.

Gebetbücher etc. 15. Jhs.

213. Trier Stadtbibl. 820. Pgt. kl. 4°. 136 Blt. „Der rösekranz des levens und liden uns heren Jesu". Sehr reich mit 42 Bildern.
214. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 93. Pgt. 8°. Rheinisch; interessant, weil sich in den Initialen Renaissancemotive in die gothischen Rosetten mischen.
215. Trier Stadtbibl. 490. Pgt. 8°. 23 Miniaturen.
216. Ebda. 489. Pgt. 12°. Vgl. A. Archiv 8, 598. 12 Randbordüren: Blüthen und Thiermotive.
217. Ebda. 491. Pgt. 4°. Ist französisch; 21 sehr verderbte Bilder, Einband in Silber, Wappen Johanns von Schönburg, Erzb. v. Trier. War nachher im Kesselstadtschen Besitz.
218. Ebda. 830. Pgt. Pp. 8°. 15. Jh. Holzschnitte.
219. Ebda. 1979. Deutsches Gebetbuch. 12 Bilder.
220. Ebda. 1980. 3 schöne Initialen; ähnlich 15. 1981. 1982. 2050.
221. Ebda. 55. Pgt. 12°. Miniaturen.
222. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 77. Pgt. 12°. Initialen und Miniaturen, unbedeutend.
223. Aachen Museum. Pgt. kl. 4°. Niederdeutsch; Miniaturen.
224. Trier Stadtbibl. 475. Pgt. 8°. Burgundisch; Miniaturen.
225. Trier Stadtbibl. 447 (S Matheis). Pgt. kl. 4°. Kleine Bilder. Aehnlich Nr. 418. 421.

226. Ramersdorf Besitz der Frau v. Francq, (wo jetzt?). 15. Jh. Anfang. Miniaturen; vgl. Katal. d. Düsseld. Ausst. Nr. 423.
227. Trier Dombibl. ohne Nr. Deutsches Gebetbuch.
228. Düsseldorf Landesbibl. D 10. Pgt. 133 Blt. mit einem Bilde der Maria Magdalena 16. Jhs., s. Katal. d. Düsseld. Ausst. Nr. 426.
229. Düsseldorf Besitz der Frau Hasenclever. Ende 15. Jhs. Vgl. Katal. d. Düsseld. Ausst. Nr. 427.
230. Kempen Besitz des Hrn. Kaplan Hacks. Niederdeutsches Regelbuch. Initialen, Randeinfassungen, Miniaturen; vgl. Katal. der Düsseld. Kunstausst. Nr. 429.
231. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 12. Pgt. 8°. 15—16. Jh. Breviar. Miniaturen, Arabesken. Renaissanceeinfluss.

---

232. Koeln Stadtarch. Msc. theol. 261 (Mariengreden). Missale Coloniense. Miniaturen.
233. Koeln Stadtarch. A X 130. Pgt. 30 Blt. 1523. Statutenbuch d. ellendigen Seelen mit 2 Darstellungen, welche gut in den Character der späten Koeln. Miniaturmalerei einführen.
234. Koeln Kirche v. S. Cunibert. 2 Gradualien von 1500 u. 1512, 2 Antiphonare von 1531 u. 1533 geben in vorzüglicher Weise eine Uebersicht über die Leistungen der Miniatorenschule des Convents Weidenbach. Miniaturen, Arabesken, Initialen.
235. Koeln Kirche v. Gr. S. Martin. Ritualhss., ähnlich wie in S. Cunibert.
236. Trier Stadtbibl. 1994. Pp. kl. fol. 16. Jh. De origine sacerdotii et imperii. 15 Bilder.

---

237. Stammbücher in Trier Stadtbibl. 1942 u. 1943 16. Jhs., 1944 17. Jhs., 1945 u. 1964 18. Jhs., meist illustrirt.
238. Koeln Gymnbibl. 202. Pp. Illustrirtes Aufgabenbuch.
239. Trier Stadtbibl. 1972. Pp. 4°. Explicatio imaginum vitae Jhesu Christi et exercitiorum spiritualium S. Ignatii ex ss. scriptura et ss. patribus. 55 Bilder.
240. Trier Stadtbibl. 1121. Pp. fol. 26 Blt. Verse gemischten Inhalts, mit Figuren.
241. Trier Stadtbibl. Pp. 8°. Beschreibung der 29 Glasmalereien des Klosters Steinfeld, welche 1632 weggenommen wurden.

---

## 12. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn, Erwerbungen und Funde.

### Grünglasirte römische Töpferwaaren.

Hierzu Taf. VII.

Noch vor wenigen Jahren würden Kenner des römischen Alterthums den Kopf geschüttelt haben, wenn man ihnen zugemuthet hätte, hellgrün glasirte Gefässe von Thon, wie in solchem Material uns im späteren Mittelalter Kacheln und Töpfe vielfach entgegentreten, als römisches Fabrikat anzuerkennen. Heut zu Tage ist es unzweifelhaft, dass die römischen Töpferöfen am Rhein glasirte Thonwaaren, besonders gelbe und grüne fabricirten.

Auf der Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer zu Düsseldorf war zum ersten Male eine kleine Gruppe derartiger glasirter Geschirre aus Neuss, Bonn, Andernach und Trier zusammengestellt[1]): eine grünglasirte Trierer Lampe mit Reliefdarstellung der Victoria war das hervorragendste Stück. Dieselbe Farbe zeigten zwei kleine in Bonn gefundene Teller und eine Tasse von Neuss. Gelbglasirt waren zwei einhenkelige mit reliefirten Ornamenten verzierte kleinere Kannen.

Von den beiden Tellerchen ist das eine auf Taf. VII, 2 in halber Grösse abgebildet. Beide wurden im März 1873 mit anderen unzweifelhaft römischen Anticaglien vor dem Kölnthor, im Gebiet des römischen Castrums gefunden. Das andere ist ganz glatt und hat einen breiten etwas gewölbten, durch eine Rinne vom Mittelrund abprofilirten Rand und 11 cm Durchmesser. Das abgebildete Tellerchen hat nur $10^1/_2$ cm Durchmesser und ist am Rande beschädigt. Die Verzierungen desselben sind aufgelegt.

Im Jahre 1873 war dieser Fund noch so auffällig, dass der erste

---

1) S. 104, Nr. 374—80 des Ausst.-Catalogs. 2. Aufl.

Besitzer Dr. Bouvier, von welchem unser Verein die Stücke erwarb, auf meine Veranlassung an Mr. Augustus Franks schrieb und von diesem in unvergleichlicher Weise das Material der europäischen Sammlungen beherrschenden Kenner und Director am Britischen Museum folgende Antwort erhielt:

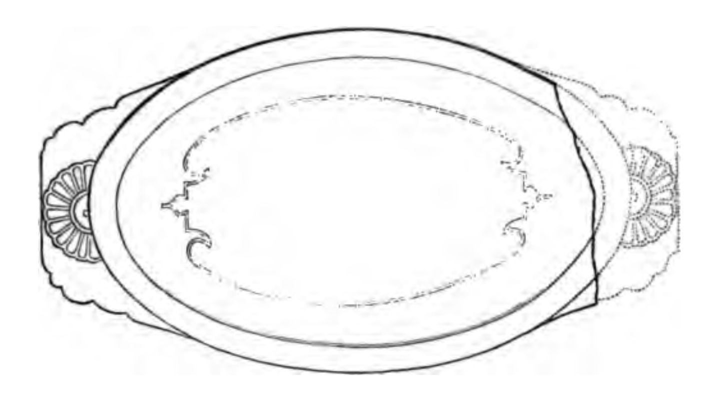
„If these objects were found with undoubted Roman remains I see no difficulty in believing them to be Roman. It used to be believed that the Ancients were unacquainted with the use of vitreous glaze, but this is now exploded. We have in the British Museum about 26 specimens from the continent, including some coarse, plain examples from Sardinia, a number of small elaborately ornamented specimens from Southern Italy, where there must have been a fabric, one fine example from Cyrene in Africa etc. We have likewise two specimens and some fragments found in England, one of these is a bottle with a yellow glaze found at Colchester, with ornaments in low relief; a similar bottle, but of which the glaze is nearly entirely destroyed, was found at Amiens. In the Museum at Wiesbaden are several vessels of this form, discovered at Heimersheim, and, judging from their imperfect fabric, I should guess that they must have been made on the spot.

The vitreous glaze of Roman pottery is more often yellowish than grass green like your specimens. The ware is generally white and fine. The lamp from Cologne which is in my private collection is of as light a green as your little saucers. Its form is quite Roman being that of a gladiators helmet. I propose to exhibit it shortly to our Society of Antiquaries and to have it engraved for their Proceedings.

I have a fragment coated with vitreous glaze, and much oxidised, which I picked up myself in the baths of Caracalla at Rome. It has on it in low relief a figure of Hercules. One reason of the rarity of vitreous glazed specimens is that the glaze is tender, and decomposes easily.“

Seit jener Zeit wurden nun in Neuss wie in Andernach ganz hervorragende Geschirre der besprochenen Gattung aufgefunden: an ersterem Orte auf einem Gräberfeld vor dem Niederthor, mit vielen anderen römischen Schüsseln und Töpfen auf dem Grundstück des Herrn Fabrikanten Bauer und von diesem dem Provinzial-Museum geschenkt, eine flache Schüssel von edler oblonger Form, die leider an beiden Enden lädirt und dadurch unvollständig ist.

Wie der nachstehende Holzschnitt zeigt, hat sie, ausser ihrer Bedeutung als glasirtes Stück, auch eine solche durch die Anleh-



nung ihrer Form und Ornamentation an metallische Vorbilder. Es wird sich eine grössere Zahl von Thongefässen als Nachahmungen älterer Bronze-Geschirre nachweisen lassen und das Bonner Provinzial-Museum besitzt auch für die Neusser Schüssel eine metallische Analogie aus seinen Funden von Belgica, auf welche ich demnächst zurückkommen werde.

In Neuss gefunden ist auch jene zierliche Tasse (Taf. VII, 3) mit gerippter Wandung und so auffällig ähnlich in demselben Randornament des abgebildeten Bonner Tellerchens (Taf. VII, 2), dass man glauben sollte, beide Stücke gehörten ursprünglich zusammen. Von der Fabrik mögen sie ja auch als zusammengehörig ausgegeben worden sein.

Von der Kölner Lampe in Form eines Gladiatorenhelmes, deren Mr. Franks in seinem obigen Briefe gedenkt, besitze ich leider keine Abbildung. Sie wurde in einem grossen römischen Sarg auf der Altenburg bei Köln gefunden und von dem Maurermeister Bock dem Landgerichtsrath Simon geschenkt, von dem sie dann Herr Eduard Herstatt erwarb und 1873 Mr. Franks überliess. Gymnasiallehrer Dr. Bone besitzt aus einem Kölner Funde eine einhenkelige, 14 cm hohe Kanne mit hohem röhrenförmigen Halse. Das hervorragendste Stück aber dieser Gattung ist die Taf. VII, 1 und im aufgerollten Mantel Taf. VII, 2 wiedergegebene Urne mit einer Gladiatorenscene in Barbotin-Auflage, welche im vorigen Jahre in der Lennéstrasse zu Bonn in einer Fundamentgrube gefunden und Eigenthum des Provinzial-Museums wurde.

Offenbar haben wir hier eine der späteren Kaiserzeit angehörende

Darstellung zweier Scenen vor uns, deren erste bereits beendigt ist und deren zweite beginnt. Beendet ist der Kampf zweier Gladiatoren untereinander, denn beide haben ihre Waffen bereits abgelegt: der eine, der schwerer Bewaffnete, wohl ein Secutor, älter und bärtig, mit schweren Schutzpolstern um den rechten Arm und das rechte Bein, das nackte linke Bein hingegen nur mit einem Schutzband versehen[1]), erhebt die rechte Hand zum Zeichen, dass er sich für besiegt erklärt und überlässt desshalb den Kampfplatz dem Sieger, eilt hinweg und verzichtet auf seinen Helm und sein kurzes Schwert, die hinter ihm am Boden liegen. Der andere, durch den neben seinem gleichen Schwert befindlichen Dreizack, welche bei den Waffen aber nicht liegen, sondern aufrecht stehen, als Retiarius gekennzeichnet und als solcher leichter gekleidet (mit einem Schutzpolster ist nur sein linker Arm versehen)[2]), eilt mit der hoch emporgehaltenen Siegespalme dem neuen Kampfe, einer Thierhetze, zu und verwandelt sich dadurch aus dem Gladiator gleichsam zum Bestiarius. Ein mit einem Schutzband um den Hals versehener grosser Hund hat eben gegen eine Hirschkuh den Angriff begonnen und ist im Begriffe letztere an der Kehle zu fassen. Geweihe sind nicht ersichtlich, sonst würden wir das grosse Thier für einen Hirsch halten. Als Landschaft wird der Hintergrund in derselben Weise durch aufgelegte Blattzweige charakterisirt, wie dies bei dem grossen Barbotin-Gefässe der Disch'schen Sammlung[3]) in ähnlicher Weise der Fall ist. Da es sich hier nicht um die Darstellungen des Gefässes, sondern lediglich um seine Hervorhebung als grünglasirte Waare handelt, so verzichte ich um so mehr auf eine weitere Besprechung der Details der Bewaffnung der Gladiatoren einzugehen, da deren neuester kenntnissreichster Bearbeiter, Dr. Paul Jonas Meier, jedenfalls darauf zurückzukommen Gelegenheit nehmen wird. Nur auf eine ähnliche Mischung von Gladiatoren und Bestiarien möchte ich durch den nebenstehenden Abdruck des mir von dem germanischen Museum freundlichst hergeliehenen Holzstocks aufmerksam machen. Die verwandte Gladiatorendarstellung findet sich auf einem gelben nicht

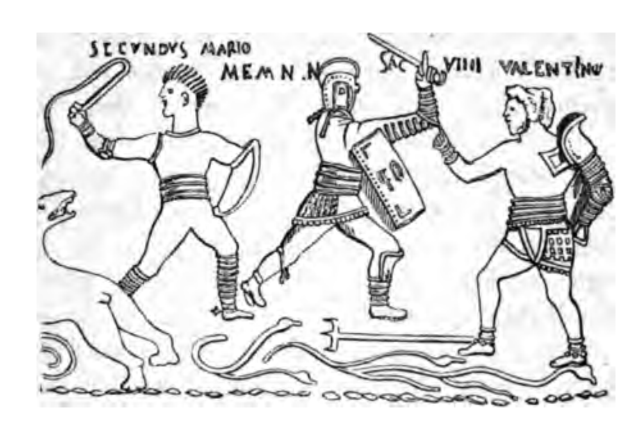
---

1) Ueber das Band, welches die Secutores um das sonst ungeschützte rechte Knie (hier ausnahmsweise linke) zu tragen pflegen, vergl. Meier in seiner Schrift: De gladiatura Romana quaestiones selectae. Bonn 1881. S. 17.

2) Das demselben ursprünglich zukommende Fangnetz, welches er dem Gegner überwarf, um ihn alsdann mit dem Dreizack niederzuwerfen, fehlt hier, wie auch sonst meistens.

3) Jahrb. LXXI, S. 110 ff.

glasirten Thongefäss mit Deckel, welches in Colchester 1853 in einem römischen Grabe gefunden wurde und aus dem seltenen Werke von Smith [1]) die nebenstehende Reproduktion im Anzeiger für Kunde der



deutschen Vorzeit, Jahrgang 1860, S. 127 gefunden hat [2]). Die erste Figur, überschrieben

SECVNDVS MARIO,

ist ein Bestiarius, der ähnlich wie auf dem Mosaikboden von Nennig über einen Bären die Peitsche schwingt. Der Kampf zwischen den beiden anderen, einem Secutor und Retiarius, überschrieben:

MEMN(O)N · SAC · VIIII und VALENTINV [3]),

scheint zu Ungunsten des Valentinus beendet zu sein, denn dieser hat seinen Dreizack, er ist also der Retiarius, zur Erde gelegt. Der Secutor trägt auch hier, aber am rechten Knie, ein Band.

---

1) Charles Roach Smith, Collectanea antiqua IV, S. 80, Taf. XXI, Fig. I.

2) Daraus ist es irrthümlich als Besitz des germanischen Museums in das Werk: Kunst- und kulturgeschichtliche Denkmale des germanischen National-Museums (1877), Taf. I, 10 übergegangen.

3) Der grossen Güte meines Freundes Charles Read in London verdanke ich eine 11 geschriebene Seiten umfassende Abschrift eines Berichtes hierüber aus dem Smith'schen Werke, welchen ich leider aus Raummangel an dieser Stelle nicht mehr zum Abdruck bringen kann, aber im nächstfolgenden Jahrbuch mitzutheilen gedenke. Ueber die Inschriften gibt das Corp. inscript. lat. VII, 1355, 3 Auskunft. Eine mir nicht zu Gesicht gekommene Beschreibung befindet sich auch in den Abhandlungen d. Berl. Akad. 1858, S. 88.

Die grüne Farbe der vorbeschriebenen rheinischen Stücke deutet auf Salz-Glasur. Dass eine ihrer Werkstätten in Bonn war, gab der Zufall an die Hand festzustellen. Bei Erdarbeiten nördlich von Bonn und nahe den Gebäuden der Dahm'schen Schneidemühle in der Gronau fanden sich die Reste eines Töpferofens und darunter Sandsteine mit hellgrüner Glasur. Offenbar war beim Einstreuen des Salzes in den Ofen die entstehende Glasur übergeflossen und hatte auch diese Steine überzogen.

Gelb und gelblich glasirt besitzt das hiesige Provinzial-Museum zwei grössere und eine ganz kleine einhenkelige Kanne, wie sich ähnliche im Brit. Museum, im Trierer Prov.-Museum und im Museum zu Wiesbaden befinden [1]). Eine grün-gelb glasirte Feldflasche nebst Tasse und 2 kleine Löwen, sämmtlich aus Andernach, von denen es jedoch zweifelhaft erscheint, ob die Glasur eine ursprünglich beabsichtigte oder bei Berührung der Gegenstände mit Feuersgluth zufällig entstandene ist, werden demnächst zur Veröffentlichung gelangen [2]).

E. aus'm Weerth.

---

1) Herr Oberst von Cohausen hatte die Güte, mir darüber Folgendes zu schreiben: „Das fragliche Krüglein ist schief gebacken, von weisser Erde, hell-olivengrün, wenig glänzend glasirt, auf den Erhabenheiten sehr dünn, in den Vertiefungen dick mit Glasur versehen. Darüber publizirt ist nichts, da dasselbe vor meiner Zeit mit etwas zweideutigen Augen angesehen wurde. Ich kann mit ziemlicher Bestimmtheit aus der Form der alten Nummern sagen, dass es um's Jahr 1830 zu Wiesbaden in den römischen Gräbern in der obern Rheinstrasse gefunden wurde. Neben diesem Krüglein steht ein sehr ähnliches mit dieser VVV Bauchverzierung aus Heimersheim (Rheinhessen) aus der Emele'schen Sammlung — aber nicht glasirt —, es würde aber, wenn glasirt, weniger überraschen."

2) In dem I. Bande der antiken Terracotten von Reinh. Kekulé, nämlich in II. v. Rohden's Terracotten von Pompeji (Stuttgart, Spemann 1880) führt der Verfasser S. 29 aus, dass die eigenartige Gattung von bunt, meist grün-gelblich glasirten Gefässen, Lampen und Figuren auch dort vertreten sei. Ich werde auf das wichtige Werk, welches der Verleger dem Verein zum Geschenke machte, zurückkommen. Ebenso auf den wichtigen Aufsatz von Mansard: Céramique (I de la conaissance par les anciens des glaçures plombières. II Relevé des terres cuites antiques revêtues de glaçures plombières, existant dans les divers Musées. (Musée archéologique. Paris 1879.)

## II. Litteratur.

1. Kunstdenkmale des Mittelalters. Aufgenommen und gezeichnet v. L. von Fisenne. Serie I. 6 Lief. Serie II. Lief. 1—5 u. 6. (Autograph. Tafeln mit deutschem und französischem Text.) Verlag von Rud. Barth. Aachen 1880, 81 u. 82. Kl. fol.

Es handelt sich hier nicht um ein elegantes Salonwerk, sondern um eine gründliche, auf Originalaufnahmen beruhende Veröffentlichung, die wesentlich für Fachleute von Interesse sein wird. Allgemeines oder Systematisches, wie man nach dem etwas weitgreifenden Titel voraussetzen könnte, wird man freilich nicht finden; denn, obgleich der Verf. (Architekt zu Meerssen in holländ. Limburg) nicht bloss Denkmale der Baukunst in vollständigen Aufnahmen, sondern auch Erzeugnisse verschiedener Kunsthandwerke detaillirt vorführt, so beschränken sich seine Gaben bis jetzt wenigstens geographisch doch nur auf die Grenzen seiner niederrheinischen, niederländischen Heimath, und er bringt aus derselben, was sich ihm daselbst gerade darbot, doch findet sich in den einzelnen Lieferungen seines Werkes (von jedesmal 20 oder je 10 Doppeltafeln mit mehr oder weniger ausführlichem historischen und artistischen Text) immer nur Gleichartiges bei einander, und auch wir folgen bei der nachstehenden speciellen Inhaltsangabe, von der Reihenfolge der Lieferungen absehend, demselben Grundsatz.

A. Baukunst. Ser. I, Lief. 1 u. 2. Ser. II, Lief. 1. u. 2.

I. 1. Taf. 1—10. Die Pfarrkirche S. Maria zu Aldeneyk bei Maeseyk. Der älteste Theil dieser Pfeilerbasilika ohne Querschiff, einer ursprünglichen Nonnenkirche des daselbst um 720 gegründeten Klosters, ist das frühromanische, in den Seitenschiffen später eingewölbte Langhaus, jünger der breite Westbau mit dem über seiner Mitte aufsteigenden quadratischen Thurm und am jüngsten der einschiffige, im halben Zehneck geschlossene, der Strebepfeiler entbehrende frühgothische Chor.

2. Taf. 1—13. Die Pfarrkirche S. Amalberga zu Süsteren, ehe-

mals Kirche der Abtei S. Salvator, die von dem h. Willibrord gestiftet und aus einem Doppelkloster später in ein Frauenstift umgewandelt wurde. Es ist ein in mehrfacher Beziehung kunstgeschichtlich wichtiges und bisher noch nicht beachtetes Bauwerk: eine frühromanische kreuzförmige Basilika, in welcher durch Wandbögen verbundene rechteckige Pfeiler mit dazwischen angeordneten Säulen wechseln; die Pfeiler haben Karnieskämpfer, die Säulen schlichte Würfelknäufe und eckblattlose attische Basen[1]). Der Thurmbau bildet eine sich dem Langhause westlich vorlegende breite Masse, über deren Flanken sich zwei quadratische Thürme entwickeln. Der kurze Chor von der Breite der Vierung öffnet sich durch je eine Säulenarkade gegen gerade geschlossene Nebenräume und endet mit einer Apsis, die äusserlich unter besonderer Bedachung von einer fünfschiffigen Pfeilerkrypta mit viereckigem Chörchen umfasst wird. — Im Fussboden des Chores hat sich die musivische Beplattung aus weissem und blauem Marmor erhalten und ist Tafel 13 abgebildet.

Taf. 14—21 ist die jetzt verwahrloste späthgothische basilikale Stephanskirche zu Cornelimünster dargestellt. Sie liegt auf einer befestigten Anhöhe, und ihr zugleich zu Kriegszwecken bestimmter mächtiger Westthurm steht durch eine befestigte Treppe mit der im Thale belegenen Abtei in Verbindung.

II. 1. Taf. 1—10. Die jetzt als Magazin dienende, ursprünglich 1294 geweihte, später veränderte basilikale Dominikanerkirche zu Maastricht, deren Inneres durch ein angeblendetes Triforium, das Aeussere wegen der an Mendicantenbauten selten vorkommenden Strebebögen bemerkenswerth ist.

Taf. 11—20. Die spätgothische (verzopfte) Lambertikirche zu Waldfeucht (südl. von Roermond), Backsteinbau mit Hausteindetails. Der einschiffige $^6/_{10}$ geschlossene Chor ist der älteste Theil, dann folgt der in der Axe des Gebäudes vorgelegte quadratische Westthurm und zuletzt das zwischen beiden liegende basilikale Schiff mit viereckigen Schaften.

2. Taf. 1—8. Das alte Rathhaus zu Maastricht, nur von geschichtlichem und technischem Interesse. — Taf. 9—16. Jagdhaus in

---

1) Das System ist dasselbe, wie es in Luxemburg zu Echternach, im südlichen Lothringen zu St. Dié und Champ-le-Duc, andrerseits aber auch in Sachsen zu Huyseburg, Drübeck und Heiningen vorkommt, ohne dass bis jetzt ein Zusammenhang zwischen diesen westlichen und östlichen Bauwerken nachgewiesen wäre. In Süsteren finden sich nicht bloss die Würfelknaufsäulen wie in den angeführten sächsischen Basiliken, sondern es stimmt auch die dreischiffige Anlage des Chores mit Heiningen überein.

Grivegnée (Lüttich), ein kleines einfaches gothisches Bauwerk vom Anfang des 16. Jahrh., zweckmässig und ansprechend in Anlage und Ausführung. — Taf. 17—20 enthalten Pläne zur Restauration eines spätgothischen Wohnhauses in Lüttich.

B. Sculptur. Ser. I, Lief. 5.

Taf. 2—16 Sacramentshäuschen, Taf. 17 Doppelpiscina, Taf. 18 Credenznische und Taf. 19 Weihwasserstein in der Kirche zu Meerssen, nebst orientirendem Grundriss der Ostpartie dieser Kirche auf Taf. 1. — Das ausführlich dargestellte Sacramentshäuschen von 12 m Höhe tritt in seiner unteren Hälfte im halben Sechseck aus der Mauer und steigt oben frei auf. Ueber dem vergitterten, nur aus einer anstossenden Seitenkapelle zugänglichen Schrein desselben sind drei Reliefs angebracht, welche die Einsetzung des h. Abendmahles, die Gen. 14 erzählte Geschichte von der Befreiung des gefangenen Lot durch Abraham (nicht, wie der Verf. zweifelnd anführt, die Opferung Isaaks) und von des letzteren Zusammentreffen mit Melchisedek, sowie das Einsammeln des Manna darstellen. Das Costüm der Figuren deutet auf den Anfang des 16. Jahrhunderts. — Auf Taf. 20 ist ein Weihwasserstein aus der Liebfrauenkirche zu Maastricht abgebildet.

C. Schreinerarbeiten. Ser. II, Lief. 3 und Ser. II, Lief. 5.

I. 3. Taf. 1—20. Das Gestühl auf dem jetzigen Orgelchor in der Abteikirche zu Cornelimünster aus dem Anfang des 14. Jahrh., in ausführlicher Darstellung, die Details in Originalgrösse.

II. 5. Taf. 1—8. Die balkonartige Loge an der Ostseite des nördlichen Seitenschiffes derselben Kirche mit ihrer spätgothischen Ausstattung. — Taf. 9 - 14. Anderes gothisches Mobilar derselben Kirche. — Taf. 14—20. Spätgothische Truhen und Kisten im Privatbesitz zu Gent.

D. Erzgusswerke. Ser. I, Lief. 3. 4.

Taf. 1—8 Adlerpult und Taf. 9—14 Osterleuchter in der Liebfrauenkirche zu Tongern, nach den daran befindlichen Majuskel-Inschriften Arbeiten des Meisters „Johannes dcs [*dictus*] Josez de Dyonanto [*Dinant*]" vom Jahre 1372. — Taf. 15—18. Vier kleine Sanctusleuchter desselben Meisters in derselben Kirche. — Taf. 19—24. Wandleuchter aus dieser Kirche. — Taf. 25. 26. Weihrauchfass daselbst. — Taf. 27—34. Wand- und Altarleuchter der Kirche zu Waldfeucht. — Taf. 35—39. Altarleuchter der Gangolfskirche zu

Heinsberg. — Taf. 40. Weihkessel aus der Kirche zu Waldfeucht. — Alle diese Gegenstände sind in sehr grossem Maassstabe, zum Theil in Originalgrösse dargestellt.

E. Goldschmiedearbeiten. Ser. I, Lief. 4.

Taf. 1—4. Romanische Silberreliefs (Einzelfiguren) aus dem 12. Jahrh. von einem modernen Holzschrein mit Reliquien der h. Amalberga zu Süsteren. — Taf. 5—10. Ein spätgothisches Ostensorium aus der Katharinenkirche zu Aldeneyk. — Taf. 11. 12. Der spätgothische Obertheil eines Ostensoriums mit modernem Fusse in derselben Kirche. — Taf. 13. Ein kleines, einfach gothisches Ostensorium mit Horncylinder und ein wächsernes, zwischen durchbrochenen Kupferblechen als Medaillon gefasstes Agnus Dei aus dem 13. Jahrh., ebendaselbst. — Taf. 14—20. Gravirte Kupferplatten vom Grabsteine des Abtes Heribert von Lülsdorf (gest. 1481) von Cornelimünster, in der dortigen Abteikirche.

F. Schlosserarbeiten. Ser. I, Lief. 6.

Taf. 1—20. Beschläge von Thüren und Fenstern, Kesselhaken etc. aus Lüttich, Gent, Pressaut, Soy, Audenarde und Cornelimünster, meist nach Zeichnungen des Architekten Jamar in Lüttich, und etwa mit Ausnahme eines zu Gent im Privatbesitz befindlichen eisernen Köfferchens fast ausschliesslich nur von technischem Interesse. —

In der zuletzt, in anderem Verlag (Aachen 1882, Cremer'sche Buchhandlung C. Cazin) erschienenen 6. Lief. der II. Serie hat der Verf. von der bis dahin beliebten Eintheilung seines Werkes nach den verschiedenen Kunstgattungen abgesehen und auf 22 Tafeln mit 21 Seiten Text eine vollständige Monographie der Kirche zu St. Odilienberg bei Roermond und ihrer Denkmäler gegeben. Diese Kirche reicht stiftungsmässig bis in den Anfang des 8. Jahrh. hinauf, und ihre schon heidnischem Cultus gewidmet gewesene Stätte war von Pipin von Herstal den drei britischen Missionaren Wiro, Plechelm und Olger zur Erbauung eines Münsters St. Petri überwiesen worden, in welchem sie ihre letzten Tage verlebten und ihr Grab fanden. Aus diesem Kloster, Berg geheissen, ging später ein mit dem Domcapitel zu Utrecht verbundenes Chorherrenstift hervor, welches indess wegen fortgesetzter räuberischer Ueberfälle und Kriegsläufte die schutzlose Einsamkeit zu verlassen genöthigt war und 1361 nach Roermond verlegt wurde. Das Kloster und die Kirche blieben dem Verfall preisgegeben und wurden erst, nachdem der „St. Odilienberg“ durch eine Schenkung des Kaisers Friedrich III. (1442) an den Orden vom h. Grabe gelangt war, bis etwa 1485 wiederhergestellt. Die neue Blüthezeit überdauerte indess nicht das

16. Jahrh., welches der alten Stiftung den gänzlichen Untergang brachte. Die Kirche, die über einige Nachbargemeinden Pfarrrechte ausübt, drohte im 17. Jahrh. den Einsturz, musste theilweise abgetragen werden und wurde nur in ihren Ueberresten 1680 restaurirt. Letztere erwiesen sich indess mit der Zeit als haltlos, und bei dem Anwachsen der eingepfarrten Dorfgemeinden entschloss man sich in neuester Zeit zu einem dem Architekten Kayser in Venlo übertragenen Herstellungsbau der ganzen Kirche, der zwar mit grossem Eifer begonnen wurde, aber zur Zeit aus Mangel an Geld leider wieder in Stocken gerathen ist. — Die Kirche ist eine flachgedeckte kreuzförmige romanische Pfeilerbasilika mit weit ausladendem Querschiff, an dessen Flügeln östlich in den Chorwinkeln zwei schlanke quadratische Thürme und neben diesen zwei rechteckige, mit runder Apsis schliessende Seitenkapellen angeordnet sind. Der Chor reicht weiter ostwärts als diese Kapellen und endet mit einer halbachteckigen Apsis. Die Vierung war von den Kreuzflügeln durch Steinwände abgeschlossen und ebenso gegen das Schiff durch eine Lettnerwand, deren interessante Ueberreste (glattes Steingetäfel mit mannigfach ornamentirtem Rahmenwerk) gelegentlich der letzten Restaurationsarbeiten aufgegraben worden sind. Diese romanische, aber später eingezogene Lettnerwand, die der Verf. als „Ambonen" bezeichnet, war in gewöhnlicher Weise mit 2 Thüren versehen, zwischen denen sich ein Altar befand. Dieser stand über einem sicher uralten, mit römischen Ziegeln gepflasterten und an den Wänden dick mit Mörtel überzogenen Grabe. Als ältester Theil des Baues ergibt sich das frühromanische aus je 5 Bogenstellungen bestehende Schiff, das um 1,5 m kürzer erscheint als das Querschiff und an den Bögen der beiden östlichen Joche einen regelmässigen Wechsel weisser und grauer Wölbsteine zeigt. Das Material des im Ganzen schlichten, nur an der Hauptapsis mit Wandsäulen und mit dem Rundbogenfriese geschmückten Gebäudes ist zwar wesentlich ein fester Mergelstein und am Chore wie an den Thürmen eisenhaltiger Bruchstein, mit Details aus weissem Sandstein, an dem nördlichen Kreuzarme indess ein buntes Gemenge von Kieseln, Tuff, römischen Ziegeln, Eisenstein und Sandstein. Die vier westlichsten Pfeiler des Schiffes stehen auf breiten Grundmauern aus römischen oder fränkischen Ziegeln. Auf zwei Bruchstücken eines Pfeilerkämpfers befindet sich an der Unterseite eine römische Inschrift, die bereits früher in den Schriften der Niederl. Akademie der Wissenschaften (Afd. Letterkunde 2. Reeks, T. XII, p. 31—35) besprochen worden ist. — Ausser den sich auf die Architektur der Kirche beziehenden Zeichnungen sind Abbildungen gegeben des den bekannten niederrheinischen Typus (vergl. aus'm Weerth, Denkm. der Bildnerei I, Taf. 6 u. 10; II, Taf. 22 u. 23) befolgenden Taufsteins, zweier romanischen Piscinen, zweier anscheinend von der Lettnerwand herrührenden Apostel-

figuren aus Sandstein, eines bemalten Schnitzbildes der thronenden Madonna (13. Jahrh.) von etwa 40 cm Höhe, eines Bronze-Crucifixus der viel verbreiteten Art (vergl. Denkm. des German. Museums, Taf. 10) von einem Vortragekreuz, einer Garnitur von Gefässen für die drei heiligen Oele (15. Jahrh.), endlich einiger Mosaikziegelplatten aus dem 15. Jahrhundert und eines neueren Siegels der Kirche.

Der Text des Werkes ist im ganzen correct gedruckt; der einzige uns aufgefallene sinnstörende Fehler ist Ser. II, Lief. 2, S. 4, Z. 19 v. u., Blaustein statt Haustein (pierre de taille); dagegen erscheint das öfter zur Bezeichnung der Seitenschiffe der Kirche vorkommende Wort Abhänge nicht als Druckfehler, sondern als ein ungewöhnlicher, durch das französische Wort indess erklärter eigenthümlicher Terminus.

Dr. theol. H. Otte.

2. Carl Christ, Die Civitas Aelia Hadriana am untern Main. Aus dem Correspondenzbl. des Gesammtvereins d. d. Gesch.- u. Alterthums-Vereine 1879, Nr. 5 u. 6.

In den Bonner Jahrb. LXIV, S. 65 hatte Carl Christ die Vermuthung ausgesprochen, dass Dieburg für ein römisches Verwaltungscentrum (eine Civitas) anzusehen sei, welches ursprünglich ein befestigtes stehendes Lager war. Die schon im 13. Jahrh. erwähnte Altenstadt ist der Sitz der Römer. Es ist ausser Seligenstadt nach Schenk die älteste deutsche Stadtanlage der dortigen Gegend. Hier wurde ein römisches Haus mit Hypocaustum und ein römischer Ziegelofen gefunden. Solche heizbaren Räume werden mit Unrecht immer auf ein Bad bezogen, was nur dann zulässig ist, wenn dabei auch gemauerte Alvei entdeckt werden. Auch ein römischer Brunnen und Grundmauern von Gebäuden wurden gefunden. Hier kreuzten sich verschiedene Strassenzüge. Dieburg, urkundlich Dieppurg, ist offenbar aus Dietburg, d. h. Heidenburg hervorgegangen, denn diet bedeutet Volk, Leute, besonders Heiden. Dietburg kann indessen auch so viel als civitas magna bedeuten. Man könnte auch die am unteren Main anzunehmende Civitas mit Rücksicht auf den Kleestädter Meilenstein in Aschaffenburg suchen, am Ausgang des aus dem Spessart heruntergehenden Aschaffthales. Diese Stadt war in fränkischer Zeit Hauptort des Maingaues. Aus dem Umfang des später hier befindlichen Archidiakonates kann vielleicht geschlossen werden, dass der fränkische Maingau dem Gebiete der römischen Civitas entspricht, deren Mittelpunkt Ascapa war. Aschaffenburg aber liegt auf dem rechten Mainufer und kann als Hauptort der südlich vom Main gelegenen Gegenden kaum aufgestellt werden. Nach Christ's Annahme war der Name der ganzen Civitas: Aelia Hadriana. Auf dem Kleestädter Meilensteine vom Jahre 235 ist nicht die Civität, sondern die

Entfernung vom Hauptorte mit vorgesetztem A angegeben. Durch Ansiedelung einer gewerb- und handeltreibenden Bevölkerung in der Nähe der römischen Kastelle gewannen die Militärkolonien nach und nach einen städtischen Charakter, der durch Niederlassung ausgedienter Veteranen als Grundbesitzer verstärkt wurde. So war es längs der Rhein- und Donaugrenze. Solche Orte bekamen dann später eine bürgerliche Municipalverfassung. Man kennt eine solche in der lex coloniae Iuliae genitivae, vgl. Mommsen und Hübner, Eph. epigr. vol. III und Giraud, Les nouveaux bronzes d'Ossuna c. XVI. Das dreifache A des Kleestädter Meilensteins deutet Christ als Ab Aelia Adriana, worunter noch eine Zeile die Entfernung in Leugen angegeben haben muss. Hadrian kann diese Civitas gegründet haben, zu deren Gebiet auch noch das am Ausgang des süddeutschen Limes gelegene Miltenberg gehörte, denn hier wurde auch das Bruchstück einer römischen Stassensäule vom Jahre 229 gefunden. An der Grenze des Gebietes gegen das freie Germanien stand der Toutonenstein, vgl. Pick's Monatsschr. 1879, S. 93 und Bonner Jahrb. LXIV, S. 46. Mainz war die Hauptstadt von Obergermanien. Hierher wurde der zukünftige Kaiser Hadrian bei Gelegenheit der Adoption Trajan's versetzt und zum Tribun ernannt. Bei Ertheilung des Bürgerrechtes an Provinziale nahmen diese den Vor- und Geschlechtsnamen der verleihenden Fürsten an. So werden es auch die Städte gethan haben. Manche Inschriften deuten auf die Wirksamkeit Hadrian's in unserer Gegend. Die Schriftform des Miltenberger Steines kann sowohl dem ersten Jahrhundert als der ersten Hälfte des zweiten zugezählt werden, vgl. über diesen Correspbl. 1879, Nr. 3 u. 4. Das altdeutsche Recht der Gemeinschaft an Grund und Boden bedingt zu Caesar's und Tacitus' Zeit nur ein sehr beschränktes Eigenthumsrecht des Einzelnen daran. Den römischen Eigenthumsbegriff kennt das deutsche Recht nicht. Die Toutonen des römischen Grenzsteins sind in rechtlicher Beziehung zunächst als Körperschaft aufzufassen, sie bildeten eine jener Markgenossenschaften, die sich in Süddeutschland bis heute als sogenannte Allmenden fortentwickelt haben. In den Toutoni des Grenzsteines sind, wie auch Müllenhoff glaubt, die Touroni des Ptolemaeus wiederzufinden und diese sind wohl ein Rest der niederdeutschen Teutones. Aus der Form des F in der Inschrift mit Mommsen zu schliessen, dass der Stein erst dem 3. Jahrhundert angehöre, scheint gewagt. Im 3. Jahrhundert sind schon die Einzelnamen der germanischen kleinen Völker am Main verschwunden und diese unter dem Namen der Alamannen vereint. Man wird den Grenzstein auch nicht erst kurz vor dem Ende der Römerherrschaft gegen die Germanen gesetzt haben, sondern zu Anfang, als der Limes gezogen ward. Die Markomannen, welche nach dem Abzug der keltischen Helvetier in den Decumatischen Ländereien wohnten,

hatten dieselben schon vor der römischen Invasion verlassen, um sich in Böhmen niederzulassen. Als die Römer hier im Laufe des 1. Jahrhunderts eindrangen, war das Land nur von gallischen Einwanderern bewohnt. Der limes transrhenanus schied bei Miltenberg die Germanen des östlichen Odenwaldes und jenseits des Maines im Spessart von dem Decumatenlande zwischen Main und Rhein.

3. Carl Christ, Trajanische Anlagen am Neckar und Main. Ebendas. Nr. 7 u. 8.

Man darf annehmen, dass die Errichtung des grossen Grenzwalles von der Donau zum Rhein von Domitian begonnen, von Trajan der Hauptsache nach fertig gezogen, aber erst von Hadrian, wie auch Hübner glaubt, ganz durchgeführt wurde. Trajan war Anfangs Kaiserlicher Statthalter Obergermanien's, verweilte dann als Kaiser, wie Brambach annimmt, mindestens 4 Jahre am Rhein, von 95—99 p. C. Er führte frische Legionen dahin, um die Disciplin wieder herzustellen und drängte die Sweben über den Grenzwall zurück. Als er nach Nerva's Tode Kaiser geworden, blieb er noch ein ganzes Jahr am Rhein, zumal am Niederrhein bei Köln, um die römischen Festungen wiederherzustellen. Der überrheinische Grenzwall entstand schon nach den Niederlagen des Drusus und Tiberius. Germanicus stellte das von dem ersten gegründete Kastell auf dem Taunus, die Saalburg wieder her. Die römischen Lager in Castel und Wiesbaden weisen vortrajanische Monumente auf. In dem zwischen Rhein, Main und Neckar gelegenen Dekumatenlande bekunden zahlreiche Inschriften die Niederlassung überrheinischer Gallier. Ueber die Saalburg sind zu vergleichen die Schriften von v. Cohausen, Otto und Hübner in den Bonner Jahrb. LXIII, S. 34. Am untern Neckar stiftete Trajan die civitas Ulpia, deren Haupt das alte keltische Lupodunum, Ladenburg war, vgl. Bonner Jahrb. LXI, S. 10. Auch auf dieses bezieht sich die Stelle des Eutropius: urbes trans Rhenum in Germania reparavit. Das munimentum, welches Trajan nach Ammianus Marcell. XVII im Lande der Alamannen gründete, hat man bald rechts, bald links vom Main bei Mainz gesucht. Christ führt eine umfassende Literatur an und sagt, diese Frage harre einer neuen Untersuchung.

4. Carl Christ, Das munimentum Trajani (Gustavsburg) und Julian's erster Rheinübergang im Jahre 357. Ebendas. 1880, Nr. 9.

Julian hatte die Alamannen bei Argentoratum völlig geschlagen und kehrte nach Tres-Tabernae zurück. Er schickte die Leute nach Mediomatrici und begab sich nach Mainz, das von den dort nahe wohnenden Stämmen der Alamannen bedroht war. Hier liess er eine Brücke

schlagen. Das soll eine Schiffbrücke gewesen sein. Als sie überschritten war, betrat er alamannischen Boden. Diese wohnten also auf beiden Seiten des Main. Die heutige alte Mainzer Strasse ist eine römische Strasse, die auf dem rechten Mainufer von Castel in gerader Richtung nach Heddernheim führt. Da das ganze rechte Rheinufer zu Trajan's Zeit von den Römern längst wieder preisgegeben war, so muss das munimentum Trajani in unmittelbarer Nähe von Mainz gelegen haben. Christ gibt nun eine Darstellung des Feldzuges nach dem Berichte Ammian's, die er selbst später nicht aufrecht hält, sondern berichtigt. Nachdem Julian die Verhandlungen mit den alamannischen Gesandten abgebrochen, liess er 800 Krieger mittelgrosse Schiffe besteigen, die Soldaten griffen nach etwa 10stündiger nächtiger Fahrt mainaufwärts die Feinde auf den Höhen an, die Christ auf den Vorbergen des Taunus sucht, während Julian auf der Heerstrasse mit seiner Reiterei vorrückt. Die vordringenden Römer fanden die Waldwege mit Steineichen, Eschen und Kiefern verrammelt. Beim Rückzug nach Mainz errichtet er das opus memorabile und schliesst mit 3 Alamannenfürsten einen Vertrag wegen Getreidelieferung für die Besatzung. Dies munimentum ist die Gustavsburg, die schon von Trajan erbaut, aber von den Alamannen zerstört worden war, sie war der Schutz für Mainz. Wenn auch die Römerherrschaft auf der rechten Rheinseite aufgehört hatte, so war es den Römern doch in ihrem Bundesverhältniss mit den Alamannen vergönnt, an einzelnen Punkten Befestigungen anzulegen. Mehrere der damaligen Flussveränderungen und Flussläufe waren andere wie heute. Der Neckar floss zur Römerzeit mit seinem Hauptwasser oberhalb, nicht wie jetzt unterhalb von Mannheim in den Rhein. Die allmähliche Verlegung der Mündung nach Norden fand auch beim Main statt. In noch früherer Zeit muss die Neckarmündung näher bei Heidelberg gewesen sein. Das Bett eines alten Rheinarmes folgt den Abhängen des Schwarzwaldes und des Odenwaldes. Dieser Arm hat vor Beginn der historischen Zeit aufgehört zu fliessen. Dieser sogenannte Ostrhein zog sich von Heidelberg aus nordwärts bis gegen Tribur und veranlasste die Sage vom angeblichen Neckar längs der Bergstrasse. Die Odenwaldbäche laufen in dieses alte Rheinbett und ihre Rinnsale waren im Mittelalter noch Ueberschwemmungsgebiet.

5. Carl Christ, Die Rheinübergänge der Römer bei Mainz und das Castellum Trajani. Ebendas. 1882, Nr. 2 u. 3.

Schon Brühl vermuthete 1829, dass die Brücke Carl's des Grossen bei Mainz auf römischen Pfeilerresten ruhe und hielt Trajan oder einen seiner Nachfolger für den Erbauer, weil die Pfeiler Steine der 22. Legion aufweisen. Neuerdings wurde der Stempel der 14. Legion ge-

funden, die im 1. Jahrh. zweimal in Mainz stand. Castel wurde mit Mainz im Jahre 14 a. Chr. von Drusus gegründet. Mattiacum war Wiesbaden, dessen heisse Quellen Plinius 31, 17 erwähnt. Das Römerkastell stand auf dem Heidenberge. Der Name Taunus soll auf den alten germanischen Ringwall, den Zaun auf dem Altkönig hinweisen, welcher vielleicht das Arktaunon des Ptolemaeus ist. Tacitus nennt die Saalburg: castellum in monte Tauno. Der Name Heddernheim, wo die civitas Taunensium ihren Verwaltungsbezirk hatte, soll nicht auf Hadrian weisen, sondern mit „Hadern, Zerstören" zusammenhängen, welches Wort an Stätten alter Ruinen häufig vorkomme. Früher leitete er denselben von Artaunum ab. Wenn Christ gegen die Ableitung von Hadrian geltend macht, dass das H nie ausgesprochen wurde, so mag das für die Römer gelten, die Aspiration ist aber im Deutschen sehr beliebt. Jedenfalls kann Heddernheim nicht, wie Einige wollen, mit „Heiden" zusammenhängen, denn das schwer anklingende r kann nicht als eingeschoben betrachtet werden, eher verschwindet es, wie in Heddesdorf bei Neuwied. Diese Ortsnamen erinnern an Hadrian, wie Transdorf bei Bonn an Trajan. Wenn nach Eumenius Kaiser Maximian das bereits verlorene Alamannien von der Rheinbrücke bei Mainz aus bis zum Donauübergang bei Guntia (Günzburg) verwüsten liess, so scheint das schützende Kastell Mainz gegenüber damals noch bestanden zu haben. Der Stempel der 14. Legion weist auf Trajan als den Erbauer der stehenden Brücke bei Mainz und dadurch wird es wahrscheinlich, dass Castel von ihm zu einer grösseren Festung erhoben wurde und dass dieses, aber nicht Gustavburg, das munimentum Trajani war. Christ schliesst sich jetzt auch der Ansicht von Becker an, dass die Schiffe Julian's nicht mainaufwärts fuhren, sondern rheinaufwärts die beiden Mainmündungen bei Kostheim und Gustavsburg passirten. Abweichend von seiner früheren Darstellung lässt er jetzt die Reiterei den Feind von Norden her verfolgen gegen das südliche Mainufer hin. Die Schiffstruppen stellten sich von der Südseite aus gegen das nördliche Ufer dem Feind entgegen, um später wieder zum Hauptheer auf dem nördlichen Ufer zu stossen. Dieses rückte auf der alten Römerstrasse gegen die Höhen bei Hochheim vor. Rauchwolken verriethen dem Feind den Brand seiner auf der linken Seite des Maines gelegenen Wohnungen, er eilt desshalb über den Main zurück. Die reichen Gehöfte nördlich vom Main wurden zerstört und die darin Zurückgebliebenen als Gefangene fortgeführt. Julian zog sich dann auf die rechte Seite des Maines zurück. Es ist diesen Vorgängen entsprechend, in Castel das munimentum Trajani anzunehmen. Der zweite Rheinübergang Trajan's fand im August 358 wieder bei Mainz auf einer Schiffbrücke statt, ohne dass hierbei das munimentum Trajani erwähnt

wird. Auch beim dritten Uebergang wollte Julian über eine bei Mainz aufzustellende Schiffbrücke setzen, aber die Alamannen verhinderten dieses von der anderen Seite des Rheines. Nun fand der Uebergang, wie es eine ergänzende Mittheilung des Libanius wahrscheinlich macht, oberhalb Mainz, etwa von Oppenheim aus, statt. Die Brücke, welche Valentinian im Jahre 371 über den Rhein schlug, um den Alamannenkönig Macrian, der in Mattiacum weilte, zu überfallen, kann nur bei Mainz gestanden haben. Auch bei seiner Unterredung mit diesem Fürsten, in einem Orte Mainz gegenüber, im Jahre 374 wird das munimentum Trajani nicht erwähnt. Valentinian setzte bei dieser Gelegenheit mit seinem Gefolge auf Kähnen über den Rhein. Später fand kein Uebergang der Römer über den Rhein mehr statt, von nun an begannen die Deutschen den Rhein dauernd zu überschreiten.

Schon J. Becker (Nass. Annal. X) hat aus den Zeugnissen der alten Schriftsteller nachgewiesen, dass die römischen Rheinbrücken Holzbrücken waren, die nach Erfüllung ihres Zweckes wieder abgebrochen wurden. Der friedliche Verkehr zwischen beiden Ufern zur Zeit Trajan's forderte indessen so gut wie bei Heidelberg einen ständigen Uebergang. Eutropius meldet, dass Trajan die Festungen des rechten Rheinufers wiederherstellte. Castel wird auch desshalb eher als Gustavsburg das munimentum Trajani gewesen sein, weil hier die römische Brücke auslief. Florus führt IV, 12, §. 26 die Anlage von 50 Rheinkastellen durch Drusus an, die an derselben Stelle erwähnten Werke zu Borma (Boulogne) beziehen sich aber auf die Ueberfahrt nach Britannien. Mit dem Beginn des 3. Jahrh., als der Alamannenbund am oberen Main sich gebildet hatte, mag die Fahrbahn der Brücke wegen Sicherstellung von Mainz durch die Römer selbst wieder abgetragen worden sein, ebenso wie schon Hadrian die Donaubrücke Trajan's theilweise wieder abtragen liess. Caracalla zog im Jahre 213 nicht von Mainz aus, sondern von der oberen Donau her gegen die Alamannen, vgl. Duncker, Nass. Annal. XV, 15. Damals hatten diese den Rhein überschritten und waren in Gallien eingedrungen. Alexander Severus schlug sie zurück und rückte an den Rhein, den er nach Herodian, Hist. VI, 7, 13, überbrücken wollte. Dies wurde durch seinen Tod verhindert, aber sein Nachfolger Maximinus Thrax baute die Schiffbrücke; nur die Vermuthung spricht dafür, dass sie in der Gegend von Mainz gestanden hat. Von Errichtung einer festen Brücke kann in dieser stürmischen Zeit keine Rede mehr sein. Zwanzig Jahre später, um 256 fiel der ganze römische Grenzwall mit seinen Kastellen in die Hände der Alamannen. So lange indess Castel in römischen Händen blieb, kann auch die Rheinbrücke zu Mainz fortbestanden haben, oder nach theilweiser Zerstörung etwa durch Probus wieder hergestellt worden sein.

Unter Maximianus um 287 wird von Eumenius ein pons Rheni erwähnt, der eine ständige Brücke gewesen sein kann.

Das vollständige Fehlen römischer Inschriften im Decumatenlande nach Gallienus (259—286) beweist das Aufhören bürgerlicher römischer Niederlassungen daselbst. Becker nimmt nach jener Stelle des Eumenius den Neubau einer Holzbrücke durch Maximian an, die Bleimedaille mit dem Bilde einer Brücke zwischen Mainz und Castel, vgl. Fröhner, Médailles de l'emp. Rom. Paris 1878, p. 259, auf die er sich ebenfalls beruft, hält Christ für ein Renaissance-Stück oder für eine moderne Fälschung. Die von Eumenius angeführte, angeblich steinerne Rheinbrücke Constantin's des Grossen war in Rücksicht der damaligen Zeitlage und der Grundsätze der Ufervertheidigung wohl nur eine Holzbrücke, die auf Steinpfeilern ruhte, wenn sie überhaupt zur Ausführung kam. Die Reste der Brücke zu Mainz weisen keine Steinpfeiler auf, sondern die Holzpfähle sind durch Quadern und mächtigen Steinwurf möglichst gesichert. Die Mitwirkung der 14. Legion weist auf Trajan, die Betheiligung der 22. Legion gibt keinen bestimmten Anhalt, weil dieselbe Jahrhunderte lang in Mainz lag. Man darf annehmen, dass die römischen Pfeilerfundamente später bei dem 10 Jahre lang dauernden Neubau einer festen Holzbrücke zu Mainz durch Carl den Grossen benutzt wurden.

In einem Anhange bemerkt Christ, dass er den Miltenberger Toutonenstein jetzt lese: Civitas Alisinensis Hic Finivit. Auch pflichtet er Zangemeister bei, der auf dem Kleestädter Meilenstein den auf die beiden A folgenden Buchstaben für ein M hält und Ab Aquis Mattiacis liest. Als Mittelpunkt der Civitas Alisinensis betrachtet er das bedeutendste Kastell des Odenwalder Limesgebietes: Neckarburken an der Elz. Gewöhnlich bezieht man diese Civitas auf Neckargemünd, aber dieses hat gar keine römischen Alterthümer. Castel gehörte zur Civitas Mattiacorum. Mommsen wies nach, dass die Vorstände einer römisch-germanischen Civität auch ausserhalb des Hauptortes amtiren konnten, da hier nicht wie in Italien ein Unterschied bestand zwischen Urbani, Oppidani, Intramurani und den Extramurani. Während in Italien die Stadt mit ihrem Mauerring das politische Gemeinwesen bildete, kamen nach der gallischen und germanischen Gemeindeverfassung allein der Volksbegriff und die Territorialgrenzen in Frage. Das Zusammenwohnen und die Ummauerung sind hier rechtlich ohne Bedeutung.

Schaaffhausen.

6. W. Froehner, La Verrerie antique. Description de la collection Charvet. Le Pecq, J. Charvet, Chateau du Donjon 1879.

Wenn man von der Töpferei absieht, existirt in keinem Zweige

der antiken Kleinkünste eine so reiche Literatur, eine solche Fülle trefflicher Studien, Aufsätze und Monographien, welche das ganze in den alten Autoren niedergelegte Quellenmaterial zusammengefasst und alle Arten der erhaltenen Denkmäler nebst den einschlägigen Fragen sowohl in technischer wie in archäologischer Beziehung beinahe erschöpfend behandelt haben, wie gerade auf dem Gebiete der Glasindustrie. Es ist mir daher ganz unbegreiflich, wie der Verfasser des genannten Werkes im Vorworte behaupten mag, dass ausser Marquardt's kurzem Abriss über diesen Gegenstand (Römische Privatalterthümer, Bd. II, S. 336—349) alles Andere, was bisher publicirt worden ist, einer wissenschaftlichen Basis ermangle, dass bisher noch Niemand auf die Quellen zurückgegangen und überhaupt das Studium der Glasindustrie nur als eine Art Zerstreuung, nicht aber als ernste Sache betrachtet worden sei, so dass erst er dasselbe zur Wissenschaft erheben und ihm seinen Rang in der Archäologie sichern müsse. Eine solche Sprache ist gegenüber der Menge von durchaus gediegenen Publikationen, namentlich in archäologischer Beziehung, von Publikationen, welche dem Verfasser fast in allen zu berührenden Punkten die Resultate mundgerecht gemacht haben, meines Erachtens ganz und gar nicht am Platze. Sie kann auch daurch nicht gerechtfertigt werden, dass sie etwa lediglich auf die Zusammenfassung des Materials zu einem Gesammtbilde der Glasindustrie bei den alten Völkern bezogen werden soll; denn auch hierin ist bereits Namhaftes geleistet worden. Ich will ganz schweigen von den älteren Werken, welche dem jeweiligen Stande der Wissenschaft vollauf Rechnung tragen; ich will auch von den englischen Arbeiten, z. B. Nesbytt's Einleitung zum Catalogue of the collection of glass formed by Felix Slade nicht reden und selbst Deville's Histoire de l'art de la verrerie beiseite lassen, obgleich dieselbe trotz aller Mängel, die dem Texte wie den Abbildungen anhaften, die geringschätzende Behandlung durchaus nicht verdient, die ihr Herr Fröhner an verschiedenen Stellen zu Theil werden lässt. Nur auf den geschichtlichen Theil in Lobmeyr's „Die Glasindustrie, ihre Geschichte, gegenwärtige Entwicklung und Statistik" (1874), welchen Dr. Albert Ilg verfasst hat, will ich verweisen. Hier ist ein so klares und fein durchgeführtes Bild von der Entwicklung der Glasindustrie bei den alten Völkern gegeben, dass bis jetzt nichts damit verglichen werden kann. Der Verfasser hat allerdings in Rücksicht auf den grösseren Leserkreis, für welchen das genannte Werk bestimmt war, den schwerfälligen Apparat der Citate weggelassen, wesshalb vielleicht Herr Fröhner Anstand nahm, es zu citiren; dafür aber gibt jeder Satz davon Zeugniss, dass der Inhalt auf einem tiefen Quellenstudium basirt, ja, es sind sogar Stellen benützt, so z. B. jene des Josephus Flavius über die Erfindung des Glases durch

die Juden, welche Herrn Fröhner gar nicht bekannt geworden sind; namentlich aber wirkt der Umstand wohlthuend, dass Herr Ilg sich die nöthige Einsicht in die Handgriffe des Gewerbes verschafft hat. Ferner kann ich nicht umhin, mehrere Aufsätze aus der Feder eines Chemikers, der meines Wissens langjähriger Leiter einer Glasfabrik ist und ausserdem reichlich Gelegenheit hatte, antike Gläser zu sehen und zu untersuchen, hier rühmlichst zu erwähnen. Dieselben erschienen im „Sprechsaal, Organ der Porzellan-, Thonwaaren- und Glasindustrie“ (Coburg) 1876, Nr. 27 ff. Der Verfasser, Dr. H. E. Benrath hat in diesen zugleich mit den nöthigen Quellennachweisen versehenen Artikeln ein für allemal den Grundriss gezogen, innerhalb dessen sich ein wissenschaftliches Gebäude der antiken Glasindustrie aufzubauen hat. Schade, dass Herr Fröhner sie so wenig wie Ilg's Abhandlung kennt. Und doch ist das Gebiet, welches sich Herr Fröhner abgesteckt hat, in der That so klein, dass man von einem, der sich Jahre lang damit beschäftigt, wohl verlangen kann, dass er von allem darauf Bezüglichen Einsicht genommen hat. An erster Stelle aber muss man von einem, der über einen kunstgewerblichen Gegenstand schreiben will, fordern, dass er die einspringenden technischen Zeitschriften und Werke zu Rathe zieht. Herr Fröhner würde darin manche seiner richtigen Ausführungen bereits fachmännischer erörtert gefunden, viele seiner vorgefassten Ideen aufgegeben und das Kartenhaus von geistreichen Hypothesen in Bezug auf die Gruppirung der Gläser nicht aufgebaut haben. Es ist nicht genug zu bedauern, dass er, der unstreitig über ein umfassendes archäologisches Wissen in Bezug auf das Alterthum verfügt, nicht in gleicher Weise auch durch technische Kenntnisse unterstützt wird; denn diese müssen für Werke, welche sich Gegenstände des gewerblichen Lebens zum Vorwurfe nehmen, wie gesagt, die Grundbedingung bilden, weil sonst nur zu leicht Monstrositäten zum Vorschein kommen, welche die Wissenschaft in den Augen der praktischen Fachleute discreditiren, und sie müssen namentlich die Grundbedingung bilden, wenn der Verfasser an die Entscheidung technischer Fragen heranzutreten sich erlaubt. Halb und halb scheint sich Herr Fröhner dessen auch bewusst gewesen zu sein; denn die ganze Stoffanordnung ist sichtlich nach technischen Gesichtspunkten gewählt; aber wie ist sie missglückt! Die heterogensten Dinge sind in der harmlosesten Weise von der Welt als gleichartig zusammengestellt und das Untrennbare ist weit von einander geschieden worden. Doch ich will mich nicht länger bei diesen allgemeinen Erörterungen aufhalten, sondern mich einzelnen Abschnitten des Werkes selbst zuwenden.

Was zunächst den Titel: „La verrerie antique“ anbelangt, so ist

derselbe in Hinsicht des Gebotenen zu weit gegriffen; denn der gleichsam als Einleitung figurirende I. Abschnitt behandelt die alte Glasindustrie nur insoweit, als sie die morgenländischen Völker, die Aegypter und Aethiopier, die Assyrer, die Phönizier und Juden, betrifft. Die römischen Glashütten, welche ohne Zweifel und nachweisbar die höchste Stufe der Entwicklung im Alterthume repräsentiren, hat der Verfasser in den sich anreihenden Aufsätzen über die verschiedenen „Familien" von Gläsern so zu sagen aus der Geschichte hinausdisputirt — Alles ist orientalisch. Ferner lässt er eine Reihe von Gläsern, Goldgläser, Blutampullen u. s. w., die, obwohl christlichen Zwecken dienend, doch von altrömischer Fabrikation sind, ganz und gar unberücksichtigt, während er andere im gleichen Dienste stehende ausführlich behandelt, ja spätgallische aufnimmt und die jüdische Glasfabrikation bis in's Mittelalter herein verfolgt. In Bezug auf die Goldgläser, deren er einige mit profaner Darstellung anführt, scheint er das grosse Sammelwerk von Garrucci nicht zu kennen, ebenso wenig was De Buck und Kraus über die Blutampullen schrieben. Es ist natürlich Sache des Verfassers, sich sein Gebiet so abzugrenzen, wie es ihm am besten passt; dann soll aber auch der Titel darnach gewählt werden.

Auch der zweite Titel: „Description de la collection Charvet" verspricht mehr, als in dem Werke gehalten wird. Der Verfasser beschreibt die Sammlung Charvet nicht etwa Stück für Stück, wie dies in der „Collection Slade" trefflich geschieht, sondern er benützt dieselbe nur insofern, als sie auch Beispiele für seine Eintheilung der alten Gläser enthält, und zwar benützt er dazu fast nur die 127 abbildlich gegebenen Stücke. Diese 127 Abbildungen, welche auf 34 Tafeln vertheilt und, wie es scheint, zum grössten Theile in natürlicher Grösse gehalten sind, bilden, um dies gleich hier hervorzuheben, den weitaus interessantesten Theil des Werkes. Sie sind so vorzüglich gelungen, geben die alte Patina in ihrem opalartigen Schimmer und selbst die Abschieferungen der Gläser mit solcher Genauigkeit und Delicatesse wieder, dass sie wahrhaft mustergiltig genannt zu werden verdienen. Um ihretwillen wird das Werk stets eine Zierde jeder Bibliothek bilden.

Ich kehre wieder zum Texte zurück und zwar zum I. Abschnitt desselben. Er besteht aus 5 Kapiteln, welche nach einander den Ursprung des Glases, die Glasfabrikation in Aegypten und Aethiopien, in Assyrien, bei den Phöniziern und Juden und endlich die Glasarbeiter, ihre Hütten und technischen Prozesse behandeln. Das reiche wissenschaftliche Material ist sorgfältig zusammengetragen worden; die Verarbeitung desselben aber, so geschickt sie genannt werden muss, ist nicht immer unbeeinflusst von vorgefassten Meinungen geblieben. Ich will nur die hauptsächlichsten Punkte hervorheben. Gleich da, wo Herr Fröhner

die Erzählung des Plinius über die Erfindung des Glases durch phönizische Kaufleute erörtert (p. 2 ff.), bringt er eine sehr geistreiche Vermuthung vor, die nur den einen Fehler hat, dass sie die Unmöglichkeit ihres Bestandes in sich selber trägt. Er behauptet nämlich, der Erzählung des römischen Polyhistors liege die Wahrheit zu Grunde, dass die Phönizier die ersten waren, welche den Salpeter als Flussmittel beim Schmelzen anwendeten und dadurch zuerst die Herstellung farblos durchsichtigen Glases ermöglichten. Diese Behauptung muss wenigstens in ihrem zweiten Theile in das Reich geistreicher Vermuthungen ohne inneren Werth verwiesen werden; denn sie ist die Ansicht eines Laien im Glasmachergewerbe und basirt auf einer ungenügenden Einsicht in die chemische Zusammensetzung des Glases. Es ist ganz und gar gleichgiltig, welches von den beiden Mineralien, die Potasche (Kali) oder den Salpeter (Natrium, Soda) man zur Schmelze verwendet, man kann so gut mit jener wie mit diesem ein reines, durchsichtiges weisses Glas erhalten. Kurz diese Vermuthung gehört zu jenen Irrthümern, in die der Verfasser öfter geräth, wenn er sich einer Glashütte nähert und sich über technische Dinge erkundigt. Damit fällt seine ganze Theorie, die er von Seite 21 an mit Aufwand grossen Scharfsinns durchführt und auf die er an verschiedenen Stellen zurückkommt, dass nämlich die farblosen Gläser phönizischer Fabrikation zuzuschreiben seien, von selbst weg.

Was die vergleichende Betrachtung der Bezeichnungen des Glases bei den verschiedenen Völkern anbelangt, will ich dabei nicht länger verweilen, da dieselbe sich mehr auf der Oberfläche hält und zu keinen ernsten Schlüssen kommt, es müsste denn jener auszunehmen sein, welcher, fussend auf zwei griechischen Schriftstellen, die Erfindung des Glases den Aegyptern zuschreibt und behauptet, dass diese das Glas anfangs „Stein“ oder genauer „gegossenen Stein“ genannt haben (p. 5). Ueber die Ableitung des Wortes ὕαλος von ἅλς, wobei das υ als altes Digamma zu nehmen und somit auf die Zusammensetzung des Glases aus dem „mineralischen Salze“ hingewiesen wäre, fühle ich mich nicht competent genug ein Urtheil abzugeben. Zu bedenken dürfte aber dabei doch sein, dass die Alten selbst sich gar nicht recht klar über die chemische Zusammensetzung des Glases waren und im Uebrigen bei der Taufe eines Dinges schwerlich so wissenschaftlich vorgingen.

Besser ist der Abschnitt über ägyptische und äthiopische Glasfabrikation (p. 9—14). Ich habe nur das Eine daran auszusetzen, dass der Verfasser den 40 Ellen hohen Obelisken, von welchem Theophrast bei Plinius spricht, und die Kolossalstatue des Serapis in einem der Säle des Labyrinthes nicht aus Glas, sondern in Uebereinstimmung mit den alten Autoren aus wirklichem Smaragde bestehen lassen will. Die

Grösse der beiden Denkmäler schliesst in der That jede Idee an letzteren Stoff aus; zudem wird uns von ähnlichen Monumenten aus Glas berichtet. Wenn sich die alten Schriftsteller über den Stoff täuschten, so darf uns das gar nicht Wunder nehmen, da noch gegenwärtig den Gelehrten Aehnliches zu passiren pflegt. So erzählt der Verfasser selbst gleich im Anschluss daran, dass die berühmte Collierperle, welche den Namen der Hatasu, der Schwester von Thutmes III., trägt, einen Gegenstand des Streites bildet, ob sie aus Obsidian oder aus Glas sei. Franks und Maskelyne, welche dieselbe untersuchten, konnten zu keinem festen Schlusse kommen. Zu solchen Untersuchungen sind nun allerdings die Archäologen nicht die geeigneten Männer. Dazu müsste man einen tüchtigen und praktisch geschulten Chemiker beiziehen, dann würde die Sache voraussichtlich bald entschieden sein.

Die Frage, ob die Aethiopier ihre einbalsamirten Leichname mit wirklichem Glase umgossen oder bloss in einen Sarg aus dem bekannten durchsichtigen Salzstein, der sich in Aethiopien so häufig findet, einlegten, ist vom Verfasser zwar ausführlich erörtert, aber nicht entschieden worden. Er neigt sich der ersteren Ansicht zu und setzt sich dadurch in einen Widerspruch mit sich selbst; denn wenn die Aethiopier bereits von Alters her durchsichtig weisses Glas und zwar in so gewaltigen Massen erzeugten, wozu dann der Aufwand, um diese Erfindung den Phöniziern zuzuschreiben? Im Uebrigen sind die Stellen, welche über jene äthiopische Sitte handeln, so voll innerer Widersprüche, sie sprechen in einem Zuge vom Umgiessen der Leichname mit Glas und vom Erzeugen des Stoffes durch die Natur, dass die Mehrzahl der Gelehrten sich der zweiten Ansicht angeschlossen hat.

Warum der Verfasser im folgenden Kapitel den Assyrern das Hinauskommen über die zweite Entwicklungsstufe des Glases, welche die Perlen und ähnliche compakte Schmuckgegenstände repräsentiren, abspricht, verstehe ich von seinem Standpunkte aus nicht, da er doch gerade zuvor einen wirksamen Einfluss seitens Aegyptens auf die assyrische Glasindustrie angenommen hat (p. 15). Dieser Einfluss geschah erst zu einer Zeit, als die ägyptische Glasfabrikation bereits auf voller Höhe stand, als die Pfeife längst erfunden und somit die dritte Periode des Glases eingeleitet war. Darf man daher behaupten, dass die Assyrer, was ihnen augenblicklich geboten wurde, nicht annahmen, sondern in der Geschichte um Jahrhunderte zurücksuchten und bloss die Anfangsgründe der Glasfabrikation erlernen mochten? — Das berühmte Flacon mit dem Namen des Königs Sargon (721—704) soll im Inneren wie die Alabasterflacons ausgehöhlt und äusserlich auf der Drehbank rund gedreht worden sein. Ich war leider bis jetzt nicht in der Lage, dieses Glas sehen zu können, und vermag den Angaben Fröhner's in tech-

nischen Details nicht ohne Misstrauen zu folgen. Die Drehbank war damals, wenn sie überhaupt existirte, von ganz primitiver Form, so wie man sie jetzt zuweilen noch in Aegypten und Indien findet[1]). Auf einer solchen Drehbank, bei welcher der Drehstahl mit den Zehen gehalten werden musste, liess sich ein so harter und spröder Stoff, wie das Glas, gewiss nicht abdrehen. Noch schwieriger dürfte aber das Aushöhlen gewesen sein. Ich glaube, der Beschreibung nach zu urtheilen, dass das betreffende Flacon bei dehnbarem Zustande des Glases geformt und das Innere durch Hineinstossen eines Instrumentes hergestellt worden ist. Die damalige Arbeitsmethode, welche ich in einem demnächst zu veröffentlichenden Aufsatz zu schildern gedenke, wird mehr Licht darüber verbreiten. Wie dem aber auch sei, jedenfalls darf man dieses einen assyrischen Königsnamen tragende Flacon nicht so mir nichts dir nichts einer phönizischen Fabrik zuschreiben; denn auf diese Weise entzieht man der Wissenschaft jede sichere Stütze, ohne auf der anderen Seite irgend etwas Greifbares zu gewinnen. Wenn aber der Verfasser etwa das betreffende Flacon der assyrischen Fabrikation bloss desswegen absprach, um zeigen zu können, dass ihm eine die Unterwerfung der sieben Könige Cypern's unter die Herrschaft Assyrien's betreffende Stelle in den Fasten des Sargon nicht entgangen ist, so geschieht leider darin des Glases gar keiner Erwähnung. Im Uebrigen muss man in Bezug auf Assyrien weitere Funde abwarten, welche vielleicht in Zukunft ein helleres Licht über die einschlägigen Fragen verbreiten werden. Die dialectische Methode des Verfassers, die zuvor das Flacon benutzt, um aus demselben verschiedene Schlüsse über die assyrische Glasfabrikation zu ziehen, und dann es einer phönizischen Fabrik zuschreibt und abermals seine Schlüsse daraus zieht — kann auf Zustimmung keinen Anspruch machen.

Im nächsten Kapitel bezeichnet der Verfasser die Frage, ob die Phönizier die Glasfabrikation von den Aegytern oder den Asiaten erlernt haben, als eine der brennendsten, wodurch er wiederum mit sich selbst in Widerspruch geräth. Denn eben zuvor hat er den Asiaten (Assyriern) nur eine auf primitiver Stufe stehen gebliebene Glasfabrikation zugestanden und selbst das Flacon Sargon's auf phönizischen Ursprung zurückgeführt. Darnach bleibt dem Verfasser gar nichts Anderes übrig, als zu behaupten, dass die Phönizier, wenn sie das Glas nicht selbst erfunden haben, bei den Aegyptern in die Schule gegangen sind. — Von der Hypothese, dass die Phönizier das farblos durchsichtige Glas erfunden hätten, habe ich bereits oben gesprochen. Aus dem Umstande,

1) Sieh meinen Aufsatz: Beitrag zur Geschichte der Drechslerei, in der Zeitschrift des Bayerischen Gewerbemuseums, „Kunst und Gewerbe“, 1881, Heft V, S. 137.

dass dieselben an der Mündung des Flusses Belus einen vorzüglichen Sand gewannen, lässt sich in dieser Hinsicht absolut nichts schliessen; denn Strabo spricht von der ägyptischen Erde noch mit viel grösserer Bewunderung. Ueberhaupt ward im frühen Alterthume nur das farbige, den kostbaren Steinen ähnliche Glas gesucht und angestrebt. Es hatte dies auch darin seinen Grund, dass man den Sand nicht gehörig von seinen färbenden Beimengungen zu reinigen verstand. Wenn ferner Lucian in seinen Amores (c. XXVI) von dem Teint eines jungen Mädchens sagt, er sei durchsichtiger als das Glas von Sidon, so kann dieser Vergleich ebenso gut vom farbigen wie vom farblosen Glase genommen sein; zudem wurde dieser Ausspruch erst gethan zur Zeit der Antonine, als man längst überall einen Ruhm in die Erzeugung krystallreinen Glases setzte. Ja, Plinius sagt es ausdrücklich (XXXVI, 67), dass man schon zu seiner Zeit krystallreines Glas anstrebte, und dabei denkt man selbstverständlich zunächst an die römischen und alexandrinischen Hütten, deren krystallreines Glas auch von Martial gerühmt wird; denn die sidonischen Hütten hatten damals ihren Glanzpunkt bereits hinter sich, oder waren wenigstens von den römischen und alexandrinischen längst überflügelt, wie dies aus den Worten des Plinius: Sidone quondam his officinis nobili unzweifelhaft hervorgeht. Also zu der Zeit, als die sidonischen Hütten besonders blühten, etwa bis zur Gründung Alexandrien's, war das farbige Glas das gesuchte und angestrebte, und als man anfing, Krystallglas herzustellen, standen die sidonischen Hütten nicht mehr an der Spitze der Industrie. Es ist daher absolut keine Berechtigung vorhanden, ihnen die Erfindung des farblosen Glases zuzuschreiben. Dass sie bei ihrem Schmelzen manchmal ein durchsichtiges grünliches Glas erzielten, ist selbstverständlich, indem ja das Resultat der Schmelze bei fehlender Chemie mehr oder minder vom Zufall abhing; anderswo kann es nicht anders gewesen sein. Wenn Herr Fröhner den Phöniziern dieses Glas zueignen will, so thut er ihnen damit einen schlechten Dienst; denn dieses Glas galt schon im Alterthume für ordinär, so dass man um eine Kupfermünze eine daraus gefertigte Schüssel nebst dazu gehöriger Kanne zu kaufen bekam.

Ich komme zum 5. Kapitel, in welchem der Verfasser von den Glasarbeitern, ihren Hütten und technischen Prozessen handelt. Eingeleitet wird dasselbe mit den Worten: „Die Alten hatten in der Glasbereitung eine Stufe der Vollendung erlangt, welche man seitdem nicht wieder erreicht hat; ihre technischen Prozesse mussten in vielen Beziehungen denen unserer zeitgenössischen Glasmacher überlegen gewesen sein.“ — Dieser Behauptung wird Niemand, der unsere heutige Glasfabrikation annähernd kennt, zustimmen können. Denn in technischer Beziehung steht ja unsere Glasindustrie himmelhoch über allen früheren

Zeiten da. Es gibt keine Farbennuance, nicht die zarteste, die man nicht mit beinahe absoluter Sicherheit, Dank den Fortschritten der Chemie, zu erzeugen vermöchte. Und wann und wo hat man jemals ein Krystallglas herzustellen vermocht wie das gegenwärtige? Wir giessen immense Spiegelgläser von 6 m Höhe und 4 m Breite, in denen nicht ein Fünkchen einer Blase oder eines Steinchens sich findet, von einer Reinheit der Masse, dass das durchschauende Auge gar kein Glas bemerkt, sondern das Fenster geöffnet glaubt. Von unseren optischen Gläsern, von den wunderbaren Glasgespinnsten, welche das geübteste Auge von der natürlichen Wolle kaum zu unterscheiden vermag, will ich gar nicht reden. Wann und wo hat man dergleichen gemacht? Die Alten sprechen von Riesenstatuen und Obelisken aus mehreren Stücken Glas: man besuche nur die Ausstellungen, dann wird man sich überzeugen, dass wir ähnliche Dinge geradeso und noch viel leichter herzustellen im Stande sind. Und erst unsere Werkzeuge und Formen zur Massenproduktion, unsere Gas- und Windöfen, die Schnelligkeit unserer Schmelze u. dgl.! Kurz, man lasse endlich einmal dieses verhimmelnde Gerede, wo es so wenig am Platze, wo es die reinste Ironie ist. Die Alten waren uns überlegen in der stilistischen Schönheit ihrer Gefässformen und, was Herr Fröhner allerdings nicht sagt, in der virtuosen Handhabung des Schleifrades; in allen anderen Dingen standen sie unendlich zurück.

Was die Zusammenstellung der Ausdrücke, die sich auf die Glasfabrikation beziehen, anbelangt, so leidet dieselbe namentlich an dem Fehler, dass der Verfasser ausser dem Glasmacher oder Glasblaser keine andere Hüttenperson kennt, obwohl in den alten Autoren Wörter für einzelne Verrichtungen existiren. Bei ihm besorgt der Glasmacher alle Schmelzarbeiten, ist Schürbube und Eintrager, kurz Alles und Jegliches. Dass der arme, vielgeplagte Mann auch einmal der Ruhe und des Schlafes bedürftig sei, daran dachte Herr Fröhner nicht. Es wäre eine lohnende Arbeit, das hierauf bezügliche Material mit Rücksicht auf die eben berührte Theilung der Arbeit zu sichten und zu vervollständigen; namentlich dürften dabei die Stellen der alten und jene der mittelalterlichen Autoren (Theophilus und Heraclius) nicht durch einander geworfen werden.

Auf die Sage von dem biegsamen und hämmerbaren Glase werde ich später zurückkommen; denn die Erklärung Fröhner's, dass der betreffende Künstler möglicherweise Glasmedaillen gefertigt und prahlerisch behauptet habe, dass man sie nach dem Prozesse, welchen man damals zum Prägen der Münzen angewandt habe, geschlagen habe, ist doch eine zu vage, als dass sie ernstliche Berücksichtigung verdiente. Ebenso will ich auf den Bau der alten Glashütten ein ander Mal näher eingehen, um nothwendige Berichtigungen festzustellen. Dagegen gestehe

ich gerne ein, dass **Fröhner** die auf die Fabrikation bezüglichen Ausdrücke sehr sorgfältig gesammelt hat, wenn er auch die genauere Angabe ihrer Herkunft häufig weglässt und hin und wieder eine falsche Erklärung gibt. So ist z. B. das Wort „hammonitrum“ bei Plinius nichts Anderes, als was wir mit **Fritte** bezeichnen, nicht das, was Herr **Fröhner** darunter versteht. Die Stelle bei Plinius ferner, dass die Inder den Bergkrystall zu Pulver schlugen und hiedurch ein sehr reines Krystallglas erzielten, beruht ohne Zweifel auf einer falsch verstandenen Nachricht oder einer absichtlich unrichtigen Angabe; denn so ungeschickt waren auch die alten Inder nicht, dass sie ein höchst kostbares Material zerstört und daraus einen viel weniger werthvollen Stoff erzeugt hätten. Berichtet uns doch eben dieser Plinius, dass der echte Krystall, je vollkommener man ihn in Glas nachahmte, desto höher im Preise stieg — unsere Antiquare können von ähnlichen Erfahrungen erzählen. Sicher war jener sog. Bergkrystall, den die Inder für ihr Krystallglas zerpocht haben sollen, nichts Anderes als ein sehr reiner Quarz, wie man ihn z. B. bei Zwiesel im bayerischen Walde hat, und merkwürdiger Weise nennt die dortige Bevölkerung diesen Quarz auch Krystall.

Den Schluss dieses Kapitels bildet eine Erörterung der Fabriksmarken und der Künstlernamen. In Bezug auf diese dürfte es doch fraglich sein, ob jene vier auf den vier Ecken des Bodens gallisch-römischer Flacons häufig vorkommenden Buchstaben wirklich die Anfangsbuchstaben von ebenso vielen Eigennamen sind. Sie sind fast immer um eine Relieffigur vertheilt, welche auf den Inhalt des Flacons Bezug zu haben scheint; daher halte ich die Erklärung **Deville's**, der die Buchstaben ebenfalls auf den Inhalt bezieht, keineswegs für so gänzlich verwerflich, wenn sie auch etwas willkürlich aussieht. Jedenfalls dürfen die betreffenden Marken, die Buchstaben sowohl wie die Figur in ihrer Mitte, eher für **Apothekermarken** als für solche einer Glashütte angesehen werden. Ferner vermisse ich bei **Fröhner**, der doch den grössten Theil der betreffenden Gläser mit eigenen Augen gesehen hat, eine Erörterung darüber, ob dieser oder jener Künstlername einen Glasmacher bezeichnet, also durch Blasen in eine Form erzeugt ist, oder ob er einen Glasschleifer, Glasschneider oder dgl. verewigt, d. h. ob er mit dem Rade eingeschliffen ist. Aus den Abbildungen allein lässt sich in dieser Beziehung nichts entscheiden; dazu muss man Gelegenheit haben, die Originale selbst zu untersuchen. Im Uebrigen will ich hier gleich bemerken, dass die Zusammenstellung sämmtlicher Gläser und Fragmente, welche Marken oder Namen enthalten, im letzten Abschnitte des Werkes (XVIII) durch Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit einen der werthvollsten Theile des Ganzen bildet.

Der sich anreihende II. Abschnitt ist den opaken Gläsern mit viel-

farbigem Schmucke gewidmet; bezeichnender würde man sagen: den Gläsern, an welchen der Faden zur Decoration verwendet ist. Dies ist ein nur der Glasfabrikation eigener Prozess; er hat weder in einem anderen Kunstzweige als höchstens in der Weberei für einzelne Ornamente ein Vorbild, noch kann er in einem anderen Stoffe nachgeahmt werden. Daher ist das Heranziehen der Thongefässe zu diesem Punkte ein verfehltes Verfahren, welches naturgemäss zu falschen Schlüssen führen muss. Es ist selbstverständlich, dass die alten Aegypter von dem Faden zum Schmuck ihrer Gläser den ausgiebigsten Gebrauch machten; das ist aber noch lange kein Grund, ihnen sämmtliche Produkte dieser Art zuzuschreiben. Denn nachdem der betreffende Herstellungsprozess einmal erfunden war — und er ergab sich wohl von selbst und wahrscheinlich an verschiedenen Orten — verlor er sich nicht so leicht wieder, sondern erbte sich ohne Zweifel Jahrhunderte lang fort und manche der erhaltenen Gläser dieser Art sind sicher aus etruskischen und den römischen Hütten der Kaiserzeit hervorgegangen. Dies gilt namentlich von den formschönen Gläsern dieses Genres. Es ist unnütze Mühe, dieselben lediglich auf alexandrinische Fabriken zurückführen zu wollen; denn die römischen Hütten etablirten sich nach alexandrinischem Muster in allen Provinzen und sicher waren es Arbeiter von dorther, welche sie anfangs leiteten und betrieben. Kurz, eine solche Abgrenzung lässt sich zwar in der Theorie gut aufstellen, in der Praxis aber wird sie hinfällig. Sie ist auch gar nicht die Aufgabe der Wissenschaft, sondern diese hat den Lauf des in Rede stehenden Ornamentationssystems von seinem Entstehen bis zu seinem Verschwinden aus der Geschichte zu verfolgen und festzustellen.

Der folgende III. Abschnitt behandelt die „Gläser, welche kostbare Steine nachahmen". Es besteht kein Zweifel, dass diese Gläser vor den eben besprochenen hätten eingereiht werden müssen, wenn der logischen Entwicklung Rechnung getragen werden sollte. In diesem Falle würde sich auch der IV. Abschnitt über die vielfarbigen Gläser, welche „die Textur des Holzes nachahmen", und der V. über die „verres à miniatures" (Mosaikgläser) besser anfügen; denn diese letzteren, ob sie nun die Textur des Holzes nachahmten oder nicht, zeigen jedenfalls den Faden als Grundelement ihres Schmuckes. Im Uebrigen ist sich Fröhner leider darüber nicht klar geworden, dass der Faden in doppelter Weise Verwendung fand, entweder indem man den Querabschnitt eines Stabbündels zum Motive nahm oder zusammengereihte Fäden der Länge nach verwerthete. So nehmen sich seine Ausführungen nicht wie die eines Fachmannes aus.

Im VI. Abschnitt behandelt er die „Gläser, welche mit künstlichen Steinen geschmückt sind". Hieran hätten sich überhaupt alle

Gläser mit angesetztem Schmucke aus Glas, also die „verres soudés", welche der Verfasser erst im XII. Abschnitt behandelt, schliessen müssen. Bei dem folgenden (VII.) Abschnitt, welcher von den „Gläsern in Form von Früchten und Figürchen" handelt, vermisst man die Kenntniss von Gottfried Semper's „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten". Hätte der Verfasser dieses einzig in der Kunstliteratur aller Nationen dastehende Werk studiert, dann würde er schwerlich jene ursprünglichen Gefässformen, welche im Ei, im Kürbiss und dgl. ihr Vorbild haben, mit den spätrömischen, eine Traube u. dgl. Dinge nachahmenden Gläsern in einen Topf geworfen haben, da jene den Anfang, diese den Verfall der Glas- und überhaupt Gefässkunst bilden.

Im VIII. Abschnitt werden „die mit Basreliefs geschmückten Gläser" erörtert. Der Verfasser stellt hier jene Gefässe zusammen, welche in eine gemusterte Form geblasen wurden. Selbstverständlich hätten diesen Gläsern die in Rundformen geblasenen und diesen wiederum die frei ohne Modell geblasenen vorausgehen müssen, statt erst im XI. Abschnitt nachzukommen. Geradezu komisch aber wirkt die vom Verfasser gegebene Erklärung der Worte des Plinius: „aliud argenti modo caelatur". Wenn man eine flüssige Glasmasse in eine gemusterte Form bläst, dann entsteht im Inneren des betreffenden Gefässes jedesmal eine kleine Vertiefung, wo am Aeusseren eine Erhöhung sich ergibt. Dies hat Herr Fröhner beobachtet und, weil es bei getriebenen Silbersachen sich ähnlich verhält, dem römischen Schriftsteller unterschieben zu dürfen geglaubt, dass er sich durch den äusseren Anschein hat täuschen lassen und oberflächlich genug war, die betreffenden Gläser für getrieben zu halten; als ob man sich damals der Sprödigkeit des Stoffes gar nicht bewusst gewesen wäre! Plinius erwähnt zudem an der angezogenen Stelle drei Behandlungsweisen des Glases. „Das eine", sagt er, „wird in Formen geblasen, das andere am Drehrad geschliffen und wieder ein anderes nach Art des Silbers ciselirt." Da von diesen drei Arten die erste Stelle alle in Formen geblasenen Gläser umfasst und ausdrücklich als eigene Gattung hinstellt, wie kann man da Plinius unterschieben, er hätte das erste Mal recht, das zweite Mal aber bei der nämlichen Sache falsch gesehen!

Das Bayerische Nationalmuseum in München besitzt ein römisches Glasfragment, welches ich in der Zeitschrift des Münchener Alterthumsvereins, der „Wartburg" (Jahrg. 1879, Nr. 3, p. 43 ff.), publicirt habe, wobei leider die Abbildung gänzlich missglückt ist. Dieses Fragment nun zeigt eine Technik, die Herrn Fröhner nicht bekannt geworden ist. Die Figuration besteht nämlich aus lauter kleinen, bald mehr bald minder tiefen Grübchen, welche der Schale ein perlenartiges Aussehen geben. Hergestellt scheinen diese Grübchen mittelst eines am Rade rasch ge-

drehten Stiftes zu sein, welcher immer wieder von Neuem angesetzt wurde. Dieser Umstand mag Plinius zu dem obigen Vergleiche veranlasst haben; denn auch das Ciseliren auf Silber geschieht in der Weise, dass der Punzen immer wieder angesetzt und durch einen Hammer hineingetrieben wird. Doch wie dem auch sei, jedenfalls ist die Erklärung Fröhner's nicht zulässig.

Der Abschnitt IX ist den „Gläsern mit geometrischem Schmucke" gewidmet. Für diese Gläser eine eigene Abtheilung auszuscheiden, erscheint etwas willkürlich; denn ist der betreffende Schmuck durch Einblasen in eine Form entstanden, dann reihen sich die Gläser in den vorigen Abschnitt ein; verdankt er aber dem Rade seine Entstehung, dann müssen die Produkte mit den gravirten und geschliffenen Gläsern, welche im XIV. Abschnitt behandelt werden, zusammengestellt werden.

Im Abschnitt X erörtert der Verfasser die „Gläser ohne Schmuck" und behandelt bei dieser Gelegenheit zugleich die verschiedenen Gefässformen. Bei dem Worte „lacrimatorium" verübelt er es den Alterthumsforschern, dass sie dasselbe noch immer gebrauchen. Es glaubt gegenwärtig kein Mensch mehr, dass die Lacrimatorien zum Aufbewahren der um einen Verstorbenen geweinten Thränen gedient haben; wenn die Bezeichnung sich aber trotzdem erhält, so liegt der Grund hievon darin, dass sie die Form der betreffenden Gläser, welche einer Thräne gleicht, in zutreffender Weise ausdrückt, und der Ausdruck einmal conventionell für diese bestimmte Gattung von Gläsern geworden ist.

Ueber den XI. Abschnitt, welcher den Ueberfanggläsern (verres doublés) gewidmet ist, will ich hinweggehen und mich gleich dem XII. Abschnitt zuwenden, welcher die Ueberschrift: „verres soudés" trägt. Es sind die sog. vasa diatreta, welche hier als „gelöthete Gläser" aufmarschieren. Es gibt in jedem Zweige des Wissens Wahrheiten, die sich nicht stricte beweisen lassen, die aber, sobald sie jemand äussert, sofort als solche anerkannt und eingesehen werden. Dahin gehört auch die Beziehung des Wortes diatretum auf die in Rede stehenden Gläser; denn seitdem Winckelmann diesen der griechischen Sprache entlehnten latinisirten Ausdruck auf sie bezog, hat Niemand an der Richtigkeit dieser Deutung gezweifelt, wodurch der Hypothese jedenfalls ein ziemlicher innerer Werth gesichert erscheint. Erhöht wird dieser Werth noch dadurch, dass durch die in Rede stehende Annahme die betreffenden Stellen der alten Autoren sofort einen realen Sinn bekommen. Herr Fröhner wirft nun diese Annahme über den Haufen, ohne aber etwas Besonderes an die Stelle zu setzen. Nach ihm sind unter Diatreta Gemmen oder wohl Gefässe aus kostbaren Steinen zu verstehen. Dass diese Behauptung sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, leuchtet auf den ersten Blick ein, ja sie ist, um es gleich zu sagen, unmöglich.

Denn für's Erste ist die Bearbeitung des Krystalls, des Onyx oder welche Steine Herr Fröhner sonst im Auge hat, durchaus nicht so gefährlich, dass um ihretwillen ein eigener Gesetzesparagraph nothwendig gewesen wäre, und wenn bei der Herstellung von Reliefs an der Aussenwand solcher Becher wirklich hin und wieder eine Kleinigkeit aussplittert, so wird desshalb ein solcher Becher noch lange nicht als gebrochen angesehen. Ausserdem sind fertige Krystall- oder Onyxgefässe durchaus nicht so zerbrechlich, als in der Stelle bei Martial die diatreta hingestellt werden; denn nur dann hat die angezogene Stelle einen Sinn, wenn sie besagen will, dass Aper keinen Durst mehr hatte, als er in Folge vielen Trinkens und durch Zerbrechen der dabei gebrauchten diatreta arm geworden war. Für's Zweite setzt es die Stelle bei Ulpian ausser allen Zweifel, dass diatretum „durchbrochen" und nicht blos „sculptirt" heisst. Denn nach Ulpian bekam der diatretarius einen in der allgemeinen Form schon fertigen Becher, den er zu einem diatretum zu machen hatte. Dies geschah dadurch, dass er tief in den Stoff hineinarbeitete; denn sonst wäre er nicht auf „innere Risse" gekommen. Solche Risse oder Sprünge nun wären an einem Steine, der mit Reliefs hätte geschmückt werden sollen, wie gesagt, ganz belanglos gewesen; denn sie würden niemals den Bruch des Ganzen nach sich gezogen haben. Das Letztere ist nur beim Glase denkbar. Es wäre im Uebrigen auch höchst auffällig, wenn Wunderwerke wie die durchbrochenen Gläser die Aufmersamkeit des Alterthums, das doch sonst gerade dem Glase ein so hohes Interesse zuwendete, nicht auf sich gezogen hätten. Man darf daher nach wie vor unter diatreta die bekannten Gläser verstehen. Ich will nicht unterlassen, eine von mir bereits früher ausgesprochene Vermuthung (Wartburg, Organ des Münchener Alterthumsvereins 1877/78, S. 151 ff.) hier zu wiederholen. Bei Plinius, lib. XXXVI, 66 ist nämlich von zwei mässig grossen Bechern die Rede, welche zur Zeit des Kaisers Nero gefertigt wurden und die man petrotos (calices) genannt haben soll. Dass petrotos fehlerhaft ist, hat man längst eingesehen und Wieseler hat darunter sogar schon eine Beziehung auf die diatreta vermuthet (Jahrbücher, Heft LX, S. 161); aber seine Correctur (pertusos oder perforatos) ist etwas gewaltsam. Ich habe daher eine viel einfachere vorgeschlagen, nämlich peritretos. Dass aus peritretos durch die klösterlichen Schreiber leicht petrotos entstehen konnte, leuchtet ein, zumal peri abgekürzt bloss als p mit darüber gesetztem r bezeichnet wurde, woraus ausserordentlich leicht pe entstehen konnte. Dass ferner das e in tretos sich unter der Hand eines Schreibers leicht in o verwandeln konnte, ist wiederum begreiflich. Ich halte daher diese meine Vermuthung noch immer für die einfachste und beste Correctur der corrupten Stelle. Würde sie den Beifall der Philologen von Fach be-

kommen, dann ergösse sich mit einem Schlage ein neues, unerwartetes Licht über die in Rede stehenden Gläser. Wir wüssten dann, dass die Verfertigung der ersten Gläser dieser Gattung unter der Regierung des Kaisers Nero erfolgte. Ein weiterer Grund, der meine Vermuthung zu stützen geeignet ist, liegt in dem Umstande, dass die zwei kleinen Becher, von denen Plinius spricht, 6000 Sesterzen, nach unserem Gelde etwa 900 Mark kosteten; sie müssen also von ganz exquisiter Arbeit gewesen sein; und auch das passt ausgezeichnet auf die erhaltenen diatreta, dass jene peritreti als Becher (calices) und nur als mässig gross (modici) bezeichnet werden.

Herr Fröhner hat die Beziehung des Wortes diatretum auf die bekannten durchbrochenen Gläser im Grunde genommen nur desswegen geleugnet, weil er sie für „gelöthete Gläser" ansieht und in Abrede stellt, dass ihr Netz und ihre Inschriften mit dem Rade ausgeschliffen sind [1]). Der einzige Grund, den er für seine Ansicht angibt, ist, dass man den alten Künstlern vernünftigerweise nicht zutrauen dürfe, dass sie sich einer so mühsamen Arbeit hingegeben haben. Als ob nicht gerade damals übervirtuose Leistungen an der Tagesordnung gewesen wären! Ferner kann nur ein Laie im Glasmachergewerbe behaupten, dass das Auflöthen, ein Ausdruck, der übrigens in Bezug auf die Glasfabrikation sinnlos ist, dass also das Auflöthen oder besser das Anlegen eines so subtilen Netzes leichter gewesen wäre. Ich glaube mir einige Einsicht in die Techniken der Glasindustrie zuschreiben zu dürfen; ich kann mich daher nur wundern, wie man immer wieder die alten Unrichtigkeiten behaupten mag. Es scheint in der That recht schwer zu sein, ein nicht fachmännisches Auge von der Anwendung irgend eines technischen Verfahrens überzeugen zu können, während alle Fachmänner, welche Gelegenheit haben, ein diatretum zu sehen, sofort über die Herstellungsart einig sind. Glasfabrikanten, Glasmacher und Glasschleifer, welche das diatretum im Antiquarium zu München sahen, waren auf den ersten Blick überzeugt, dass dasselbe mittelst des Schleifrades hergestellt worden ist. Die Arbeit soll zu langwierig und unmöglich sein! Ich habe einige Artikel über die diatreta in den „Sprechsaal" (a. a. O. 1881, Nr. 1—4) geschrieben. Diese sind einem Glashüttenverwalter im bayerischen Walde in die Hände gefallen. Gereizt dadurch, dass die Alten in irgend

1) Wenn Herr Fröhner S. 87 Anm. 2 behauptet, Ernst aus'm Weerth sei der Einzige, der gegen die Anwendung der Bezeichnung diatretum auf die bekannten Gläser protestirt hat, so ist das unrichtig. Was das Anlegen des Netzes anbelangt, so haben dies ausser Fröhner nur Schultz, d'Adda und De Rossi behauptet. Ernst aus'm Weerth und alle übrigen behaupteten stets das Ausschleifen.

einer Technik mehr als wir geleistet hätten, ging er nach München, um das betreffende diatretum in Augenschein zu nehmen, und dann liess er sofort das Unterschleifen und Durchschleifen von Glasstücken in seiner Hütte in Angriff nehmen. In kürzester Zeit wurden auf diese Weise einige glänzend gelungene, vollständig unter- und durchschliffene Stücke fertig, welche den altrömischen Leistungen in nichts nachstehen. Ein solches Stück, ein Bierkrugdeckel, befand sich auf der Bayerischen Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung in Nürnberg, wo ihn jedermann als virtuose Leistung bewundern konnte. Die betreffende Fabrik gedenkt demnächst ein altrömisches diatretum genau nachzuahmen und glaubt dies um einige Hundert Mark thun zu können, da hiezu kaum ein halbes Jahr nöthig ist. Also fort mit dem Gerede, dass ein ganzes Menschenleben zur Herstellung eines diatretum nothwendig wäre. Wenn schon bisher alle Fachmänner über die Herstellung der diatreta klar waren, so werden durch diese neueste Leistung hoffentlich auch Gelehrte wie Herr Fröhner sich von ihren Zweifeln abbringen lassen. [Näheres habe ich über das betreffende Glas in der „Ausstellungszeitung der Bayerischen Landesausstellung" (herausgegeben vom Institut des „Fränkischen Kurier") Nr. 71 und im „Sprechsaal" 1882, Nr. 27 berichtet[1].]

Ich will die Diatreta nicht verlassen, ohne noch eine Vermuthung daran zu knüpfen. Von Plinius und verschiedenen anderen alten Autoren wird uns nämlich berichtet, dass zur Zeit des Tiberius ein Glaskünstler biegsames oder hämmerbares Glas erfunden habe und dass er wegen dieser seiner Erfindung hingerichtet worden sei. Diese Erzählung muss in der angegebenen Fassung jedenfalls unter die Märchen verwiesen werden; aber ein historischer Kern liegt ihr ohne Zweifel zu Grunde. Es war die grosse Virtuosität der Alten in Bezug auf die Glasfabrikation, welche in der Phantasie des Volkes jenes Märchen erzeugte. In der That, wer ein diatretum auszuschleifen vermag, für den hat, namentlich mussten die Alten dies glauben, der Glasstoff seine Sprödigkeit verloren, er behandelt ihn so, als ob er biegsam wäre. Diese Erklärung ist jedenfalls einfacher als die oben angegebene des Herrn Fröhner. Herr Fröhner begeht auch einige Unrichtigkeiten bei der Aufzählung der diatreta. In dieser Beziehung brauche ich bloss auf meine Aufsätze in der „Wartburg" 1876, Nr. 1 und 2, 1877—78,

1) Der betreffende Schleifer befolgte bei der Herstellung genau das Verfahren, welches ich im „Sprechsaal" vermuthungsweise angegeben hatte. Er bohrte zunächst mit Stiften vor, welche Technik von den Römern auch gesondert angewendet wurde, so z. B. an dem S. 22 angeführten Glasfragment im Bayerischen Nationalmuseum, und dann schliff er mit dem Rade nach. Das glänzende Resultat bestätigte meine Vermuthung.

Nr. 8 und auf den des Herrn Ernst aus'm Weerth in den Jahrbüchern LIX, S. 69 zu verweisen. Endlich stimmt in Bezug auf das früher in der Sammlung des Herrn Disch zu Cöln befindliche, für ein diatretum gehaltene Glas Herr Ernst aus'm Weerth nicht mit Herrn Fröhner überein, sondern Ersterer war der erste, welcher die Unechtheit des betreffenden Glases erkannte, und dieses plumpe Glas stammt ganz gewiss nicht aus der Raphaelischen Zeit, sondern ist eine moderne Fälschung[1]).

Ueber die Abschnitte XIII—XVI, welche die „Gläser mit Silbermontirung" (vergl. darüber die Ausführungen des Herrn Ernst aus'm Weerth, Jahrbücher LXIII, S. 100 und LXXI, 121 ff.), „die gravirten und geschnittenen Gläser", „die bemalten oder vergoldeten Gläser" und „verschiedene Gegenstände aus Glasmasse" behandeln, kann ich füglich hinweggehen, da die Zusammenstellung der betreffenden Denkmäler eine sehr sorgfältige ist; nur hätte der grösste Theil derselben, wie schon oben gezeigt, in anderem Zusammenhange gebracht werden sollen. Mit unter die werthvollsten Abschnitte endlich gehört der XVII., in welchem der Versuch gemacht ist, eine statistische Uebersicht über die Fundstellen von Gläsern zu geben, und der XVIII., von welchem ich schon oben gesprochen habe.

Als Resumé ergibt sich demnach, dass für die Geschichte der antiken Glasindustrie zwar ein reiches, von Herrn Fröhner verdienstvoll vermehrtes Material vorliegt, dieselbe aber erst geschrieben werden muss.

Carl Friedrich.

---

1) Dieses Glas, wie viele andere hervorragende römische Gläser, hat der Director der Glasfabrik in Ehrenfeld bei Cöln, Herr Oskar Rauter, in ausgezeichneter Weise nachbilden lassen. (Vgl. den Preis-Courant der Rheinischen Glashütten-Actien-Gesellschaft in Ehrenfeld bei Cöln, Abtheilung für Kunsterzeugnisse, Nr. 1074.) Es verdient vielleicht bemerkt zu werden, dass das aus ziemlich dicken Fäden bestehende Netzwerk dieses Glases angelegt ist; von einem Schliffe kann hier selbstverständlich keine Rede sein.

Anm. der Redaktion: Leider ist der liebenswürdige Besitzer der besprochenen Sammlung, Herr Charvet, kürzlich in Paris gestorben und seine Sammlung, wie wir hören, nach Amerika verkauft worden.

## III. Miscellen.

1. Bei Basel-Augst hat im Frühjahr 1882 bei sehr niedrigem Wasserstande Herr Eberlin, Stadtpfarrer in Schopfheim, Gemäuer eines (römischen) Thurmes im Rheinbette gesehen und zwar zwischen der Rheininsel und dem Schweizer Ufer. Z.

2. Bregenz. Ein Zufall führte mich erst im vergangenen Jahre auf die Inschrift eines Bleitäfelchens, das ich bereits 1865 auf der römischen Begräbnisstätte zu Bregenz aufgefunden hatte. Dasselbe lag in einem Grabe, welches sich durch andere Beigaben (Metallspiegel und Armband) als das einer Frau kennzeichnete. Herr Oberbibliothekar Zangemeister, der sich gefälligst mit der Entzifferung bemühte, gibt darüber die nachfolgende Erklärung und Lesart[1]): Die ungefähr 1 mm dicke Bleiplatte (bis zu $16_9$ cm breit und $6_8$ cm hoch) war für eine Defixio bestimmt; solche ist aber nicht, wie sonst die Regel, mit Nägeln angeheftet (defixa), sondern so befestigt worden, dass sie nach erfolgter Beschreibung auf einen runden Gegenstand mit ebener Oberfläche aufgeschlagen wurde. Verloren gegangen ist an dem Plättchen nur wenig. Die Aufschrift der ersten Seite, welche nach dem Aufschlagen des Plättchens die äussere bildete, lautete:



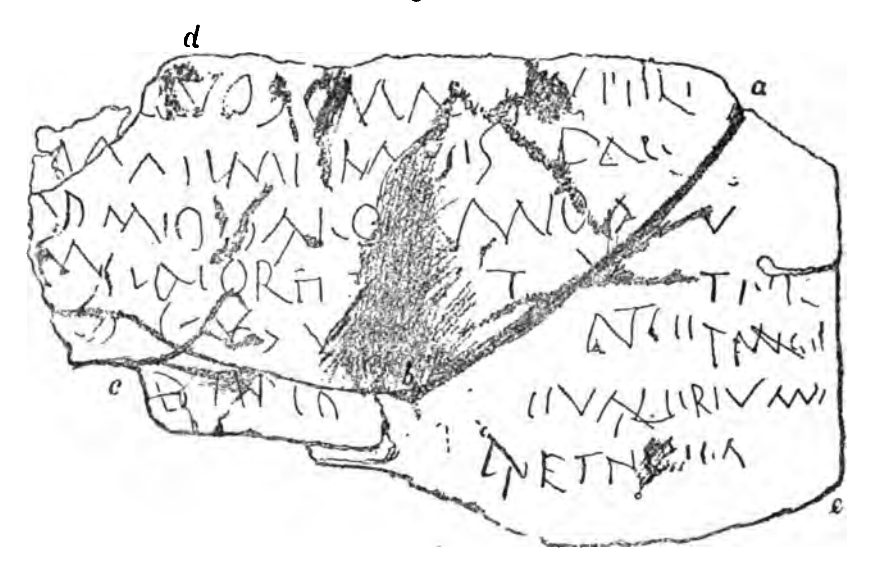

1) Vgl. Mittheil. d. k. k. Centralcommission. Neue Folge. VIII. Bd. S. 57, woselbst sich dasselbe Facsimile befindet, das uns der Verfasser gütigst zur Disposition stellte.

Domitius Niger et . [L]ollius et Iulius Severus . et Severus serus (servus), adve[rs]ari(i) Bruttae, et quisquis adve . rsus il(l)am loqut(us est):
omnes . perdes.

Die Defixionen sind an die unterirdischen Gottheiten gerichtet, eine directe Bezugnahme auf den Todten findet sich nicht. Die Bleitafeln werden in der Regel nur desshalb in ein **Grab** gelegt, weil dasselbe dem Reiche der Unterwelt angehört. Darnach wird auch im vorliegenden Falle angenommen werden müssen, dass mit perdes nicht die Todte, sondern eine unterirdische Gottheit angeredet wird. Dass deren Namen nicht genannt wird, dafür findet sich ein analoges Beispiel in der von Eustratiodes herausgegebenen Verwünschung. Die betreffende Gottheit soll also den Domitius Niger, Lollius, Julius Severus und einen anderen Severus, den Sclaven des Niger (offenbar des Obigen), die Gegner der Brutta und Alle, welche gegen Letztere gesprochen haben, verderben. Man hat hiebei wahrscheinlich an einen Rechtshandel zu denken; die Brutta hatte denselben verloren und suchte sich dafür an ihren Gegnern, bezw. wohl auch an deren Zeugen, auf diese Weise zu rächen.

Das Fehlen des Cognomens bei Lollius lässt annehmen, dass die Inschrift noch in das 1. Jahrh. der Kaiserzeit gehört, die Form der Buchstaben spricht eher dafür als dagegen, desgleichen die alterthümlichen Schreibungen serus und loqutus.

Von den 7 Zeilen der hier folgenden Rückseite




ist es Prof. Zangemeister nicht gelungen, etwas zu entziffern, ausser Zeile 6 VALIIRIVM und vielleicht Zeile 4 MINOR (oder MINORII). Die offenbar von anderer Hand herrührende, übrigens mit wenigen Ausnahmen

ebenfalls nicht cursive Schrift ist sehr fein eingeritzt und hat durch das Aufschlagen und Umbiegen des Täfelchens an vielen Stellen so gelitten, dass manche Buchstaben und deren Theile spurlos verloren gegangen sind. So lange die Entzifferung dieser Seite nicht gelungen ist, vermuthet Prof. Zangemeister, dass auch hierin eine (früher geschriebene) Defixio enthalten ist, wie denn seines Wissens alle bis jetzt gefundenen beschriebenen Bleitäfelchen für diesen Zweck bestimmt gewesen seien. Jenny.

3. Düsseldorf. Germanische Gräberfunde bei Düsseldorf. In den Privatbesitz des Herrn O. Rautert in Düsseldorf gingen zwei wohlerhaltene und eine fragmentirte germanische Urne über von 18 ½ —21,2 cm Höhe. Von jenen beiden zeigt die kleinere durch Einritzen hervorgerufene Zickzack-Verzierungen, während das Fragment einen Schmuck vorführt, der sich mit einer Nachahmung von Flechtwerk, etwa dem eines Tragkorbes vergleichen lässt, und zwar ist dieser Schmuck mehr in Relief ausgeführt und bedeckt die ganze äussere Gefässfläche. Der Inhalt der Urne bestand aus angebrannten Knochenresten und dem Fragmente eines Fingerringes aus dünnem Metalldraht. Die Fundstelle ist das Tannenwäldchen bei Düsseldorf, wo schon in früheren Jahren in der Nähe der Rheinstrasse ähnliche, von Prof. Schneider beschriebene Urnen gefunden wurden. Sowohl der Stil dieser zuletzt, als auch der früher gemachten Funde ist identisch mit dem der in den Jahrbüchern, Heft LII, Taf. IV und V abgebildeten germanischen Urnen von Duisburg, sowie derjenigen des von mir beschriebenen germanischen Hügelgräberfeldes bei Rheindahlen.

Constantin Koenen.

4. Düsseldorf. Gräber mittlerer Zeit der Römerherrschaft in der Gegend von Eller bei Düsseldorf. Schon mehrfach wurden in diesen Jahrbüchern verzierte Schalen aus terra sigillata erwähnt, welche in der Gegend von Klein - Eller bei Düsseldorf gelegentlich der Grundarbeiten zu der Fücker'schen Ziegelei zu Tage gefördert worden sind. Es zeichneten sich dieselben vielfach durch ungewöhnliche Grössenverhältnisse aus; sie bargen verbrannte Knochenreste und standen in quadratischen Gruben in gewissen Abständen von einander entfernt. In Eller, unweit des Eller - Kirchhofes, „auf dem Eickert" wurde in einer Tiefe von 2 Fuss die Sohle einer Brandstelle und etwas tiefer eine weitere jener hohen Sigillata-Schalen gefunden. Auch sie ist verziert und zwar durch Eierstab, Delphine und Weintraubenblätter. Auf der Mitte des Bauches befindet sich ein unleserlicher Formschneider- oder Töpferstempel. Im Gefässe lagen angebrannte Knochenreste, geschmolzene Bronzestücke, das Fragment eines Bronzegefässes, Gürtelbeschlagreste von Metall und endlich geschmolzene Glasstücke von gelber und bräunlicher

Farbe. Dann zeigte sich das Bruchstück eines Sigillata-Gefässes mit obscöner Reliefdarstellung. 2 m von diesem römischen Gefässe entfernt kam ein germanisches Gefäss zum Vorschein, das stilistisch identisch ist mit dem auf dem Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover gefundenen, von Ch. Hostmann Taf. VI, Fig. 55 abgebildet, dessen von den gewöhnlichen germanischen Urnen abweichende Gestalt mit Recht einer Umgestaltung der altgermanischen Töpferkunst durch Wirkung der fortgesetzten und im Laufe der Zeiten zu grösserer Intensität gesteigerten alten Handelsverbindung mit Etrurien zugeschrieben wird. In dem Gefässe lagen ebenfalls angebrannte Knochenreste und eine Metall-Fibel, ähnlich im Charakter den von Hostmann (Der Urnenfriedhof bei Darzau u. s. w.) Taf. IV, Fig. 18 und Taf. IX, Fig. 6 dargestellten.

Der Stil der Terra sigillata-Schalen ist identisch mit dem aller bis jetzt auf der rechten Seite des Niederrheins vorgefundenen Gefässe aus provinzial-römischen Töpferwerkstätten. Er stimmt überein mit dem der benachbarten linksrheinischen Römergefässe aus der Zeit des 2. und der ersten Hälfte des 3. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Dieser Zeit schreibt auch Hostmann die verwandten germanischen Urnen des Friedhofs von Darzau zu.

Damals stand der schmale Streifen rechtsrheinischen Landes unter halber römischer Botmässigkeit. Unter Gallienus (260—268) wurden in demselben befindliche römische Quartiere von den Barbaren occupirt. Da nun vor Trajan der Rhein die römische Grenzscheide dieser Gegend bildete, wie aus Tacitus, Germania cap. 31 bestimmt hervorgeht — wenn auch vor Claudius von Römern dortige Landstrecken den Germanen streitig gemacht wurden, so ist ebenfalls durch die rechtsrheinischen Römergefässe des Niederrheins ersichtlich, dass in der für diesen so friedlichen Zeit des 2. bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts die römische Bevölkerung auf der linken Rheinseite mit der rechtsrheinischen im Verkehr stand. Probus errichtete freilich noch civitates auf der rechten Rheinseite; allein Spuren von römischen Bauresten sind auf der rechten Seite des Niederrheins noch nicht nachgewiesen worden.

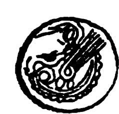
Constantin Koenen.

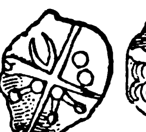
5. Gellep. Spätrömische Gräber in Gellep (Gelduba), Reg.-Bez. Düsseldorf. Südwestlich von Gellep, wo Sand gegraben wird, sind schon mehrfach Gräber mit Gefässen aus der letzten Zeit der Römerherrschaft gefunden worden, deren sich Herr Rentner Carl Guntrum mit bekannter Liebe und gewissenhafter Sorgfalt annahm. So auch kürzlich 4 Gefässe und 10 kleine Kupfermünzen von spätrömischen Kaisern, welche wieder einem spätrömischen und zwar, nach ihrer Lage zu schliessen, einem Skelettengrabe angehörten. Das eine von den Gefässen ist ein $11^{1}/_{2}$ cm grosses, rauhwandiges, graues

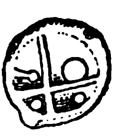
Henkeltöpfchen mit Zutte, wie solche in den spätrömischen Gräbern von Andernach mit Münzen von Valentinian gefunden wurden. Das zweite Gefässchen bildet ein 14 cm hoher, henkelloser Krug mit breiter Randfläche, kugeligem Bauche und langem, cylindrischem Halse. Derselbe hat gefurchte Wände von gelblicher Farbe und an einer Stelle einen Fleck brauner Glasur. Das dritte Gefäss ist eine unten kugelig abgerundete Schale von grünlichem Glase, deren Durchmesser 8,9 mm, deren Höhe 6,6 mm beträgt. Das vierte Gefässchen, ebenfalls aus 2 mm dickem, grünlichem Glase hergestellt, hat eine kugelige Bauchung und einen 6 cm langen, sich nach oben bis zu 6,6 cm Durchmesser erweiternden trichterförmigen Hals, sowie in der Mitte der Bauchung eine an das Bild eines Phallus erinnernde Saugröhre. Es ist ein Guttus, welcher, wie Herr Guntrum ermittelt hat, noch heute in Spanien gebraucht wird, um den schweren Wein tropfenweise geniessen zu können.

Constantin Koenen.

6. Lauterbach bei Bregenz. Der bemerkenswerthen Münzenfunde an diesem Orte ist bereits in Jahrb. LXIX, S. 106 durch Herrn Director F. Haug Erwähnung geschehen (nur hat sich durch einen Druckfehler der Name dieses Ortes in Butrach verwandelt). Nachzuholen bleibt, dass mit den 26 Silbermünzen aus der republikanischen Zeit und dem sie begleitenden Silberschmuck (1 Bracelet, 2 Fibulae, mit Kettchen verbunden und 1 Ring) auch die 3 gallischen Quinare nachfolgender Abbildung, deren Prägung den Eduern (oder Aeduern) zuzuschreiben ist, gefunden wurden.





Neuestens gelangte ich abermals in den Besitz dreier vorzüglich erhaltenen Bracteaten von dorther, wovon einer der Stadt Constanz etwa (Figur, in der Rechten ein Scepter, in der Linken ein Kreuz), die 2 anderen der Stadt Lindau zuzuweisen sind: innerhalb einer erhabenen Einfassung sieht man den Welfischen Löwen mit seinem geringelten Schweife und einem Menschengesicht an einem dreiblätterigen Lindenbaum sich kauern (abgebildet in Beyschlag's Münzgeschichte Augsburg's, Stuttgart und Tübingen 1835, Taf. VI, Fig. 36). Es scheinen mir diese vielen, auf verschiedene, aber ziemlich in gerader Linie liegende Orte sich vertheilenden Funde auf das Vorhandensein einer Strasse hinzuweisen, welche, in den ersten Zeiten der Romanisirung Rätien's gebaut, noch bis in's Mittelalter dem Verkehr zwischen Bregenz und dem schweizerischen Rheinthale gedient haben muss. Dieselbe ist wohl der Heerweg zwischen Brigantium und Arbor felix gewesen. Jenny.

7. Kreuznach. Auf einem Gräberfeld in der Nähe des Kreuznacher Castells ist neuerdings eine Menge von Bronze-Gegenständen durch den Maler Müller ausgegraben und zumeist an Mainzer Kunsthändler verkauft worden. Beachtenswerth war darunter ein etwas kleineres Exemplar des von mir Jahrb. LXXI, S. 117, Taf. 2, 2 veröffentlichten Metallspiegels mit dem Profilbildchen des Kaisers Nero. E. aus'm Weerth.

8. Lorsch. Von dem berühmten Kloster Lorsch zwischen Mannheim und Heidelberg, dessen erster Bau 753 auf einer Insel der Weschnitz errichtet wurde, der in Folge der Hinbringung des Leibes des h. Nazarius und des dadurch hervorgerufenen Zulaufes des Volkes den Bedürfnissen bald nicht mehr entsprechend, gegen einen Neubau zurücktrat, welcher im Beisein Carl's des Gr. geweiht wurde, war bisher nur die schmuckvolle, aber dem 11. Jahrh. angehörige Vorhalle und eine Apsis bekannt. Moller in Darmstadt war der erste, welcher die kunstgeschichtliche Bedeutung dieser Bauten erkannte. Wiederum geht von Darmstadt die Entdeckung des ältesten Baues aus. Dr. G. Frh. Schenk zu Schweinsberg, Grossh. Staats-Archivar, hat auf den Umstand hingewiesen, dass die erste Kirche „in insula" lag und auf diese urkundliche Bestimmung hin durch den Alterthumsverein in Darmstadt Ausgrabungen veranstaltet, welche von unerwartetem Erfolge waren. Die ganze erste ausgedehnte Anlage ist im Grundriss schon erkennbar und festgestellt. Leider fehlen inschriftliche Zeugnisse. Aus der Darmstädter Zeitung entnehmen wir Folgendes: Heute wurden die Ausgrabungen von Altenmünster beschlossen, da der Grundriss soweit als möglich festgelegt und das in Sprache kommende Terrain in jeder Hinsicht gründlich untersucht ist. Die Thätigkeit des Herrn Friedrich Kofler, welcher fünf Wochen lang auf der Stätte persönlich die Ausgrabungen leitete, ist durch entsprechende Resultate belohnt worden. Es ist zu erwarten, dass derselbe demnächst einen umfassenden Bericht über die Ausgrabungen erstatten und die bezüglichen Aufnahmen vorlegen wird. Wir verzichten daher an dieser Stelle auf eine weitergehende Beschreibung der Anlage. Wieweit im Einzelnen die gefundenen Spuren in die Anfänge der carolingischen Kunst gehören, in wiefern wir mit Resten eines nach dem Klosterbrand stattgehabten Restaurationsbaues zu thun haben, das hier zu erörtern, würde zu weit führen. Die Anlage der Kirche, die gemauerten Grabstätten und den Sarkophag in ihrer Westpartie dürfen wir wohl der Frühzeit zuschreiben, wie wir auch die Verwendung von vielfarbigem Marmor und anderen bunten Steinarten und von einfacher Wandbemalung als einer noch von antiken Reminiscenzen zehrenden Zeit eigenthümlich betrachten dürfen. Den Bauleuten auf der Weschnitzinsel im waldreichen Frankenland schwebte, wenn sie den einheimischen Marmor an den Bergen brachen,

deren Gipfel in ihre Niederung herübergrüssten, wenn sie dazu sich die weissen Marmorstücke, den Serpentin und den Porphyr, sei es von zerstörten antiken Bauten in der Nähe, sei es auf dem Handelsweg verschafften, doch die Antike noch als Ideal vor in ihrem heiteren Farbenreiz, in ihrer maassvollen Grazie. Und wie sie diese Antike verstanden, haben sie deren ewiger Grösse nachgestrebt, weit entfernt von jener späteren Zeit, welche auf sich gestellt die kraftvollen Dome in einem neuen Stile schuf, von welchem wenige Stunden westwärts von unserer Stätte ein solch leuchtendes Muster aufragt, der Dom von Worms. — Von Einzelfunden der letzten Zeit sind noch ausdrücklich zu erwähnen, ausser den Marmorstücken und sonstigen Steinfragmenten, weitere Knochengeräthe und zahlreiche Eisensachen (darunter Schlüssel, Sporn, Scheere und ein grösseres Messer). Bronzeklumpen deuten auf die stattgehabte Zerstörung wenigstens eines Theiles der Klosteranlage durch Brand. Ein kleines Stück von dem Rande eines Bronzegefässes zeigt gute Vergoldung. Ein dritter Stilus, von Blei, sehr einfach, wurde heute gefunden als neues Zeugniss, wie in dem Kloster des Schreibens Kunst geübt wurde. — Der Steinsarg, welcher s. Z. bei der Aushebung in Stücke zerbrach, ist jetzt in einer Hofraithe zu Lorsch in eine die Conservirung verbürgende Obhut gebracht. Die Einzelfunde werden den Sammlungen des historischen Vereins einverleibt werden. Die Bedeutung von Lorsch aber in der deutschen Culturgeschichte hat durch die stattgehabten Ausgrabungen eine neue Illustration gefunden.

E. aus'm Weerth.

9. Linz am Rhein. Gelegentlich der Reparatur des Fussbodens der sogenannten Paramentenkammer in der hiesigen katholischen Pfarrkirche ist im Sommer 1882 eine Anzahl alter Urkunden und sonstiger Litteralien gefunden worden. Noch in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts lagen in derselben, wie ich von alten Leuten gehört habe, die Pergamenturkunden fusshoch übereinander. Sie wurden aus dem nicht verschlossenen Raume von den Schulknaben annectirt, um nach Bedürfniss als Umschläge zu Schulheften zu dienen. Ein Theil der Urkunden ist offenbar durch die Lücken des schadhaften Fussbodens auf die Decke eines unter demselben befindlichen Gewölbes, welches mit dem Fussboden und den Seitenwänden zu beiden Seiten einem dreiseitigen Prisma ähnliche hohle Räume bildet, herabgefallen. Der Fussboden ist dann ausgebessert worden, und die Urkunden waren bis auf die Zerstörungen, welche die Zähne hungriger Mäuse an einem Theile derselben angerichtet haben, in ungestörter Ruhe wohlverwahrt, bis sie in diesem Sommer bei abermaliger Reparatur des Fussbodens aufgefunden und an's Tageslicht gefördert wurden. Es waren ihrer mehrere

Körbe voll. Sie gehören der Zeit vom 14. bis 18. Jahrh. an. Die meisten derselben sind nicht gerade von hervorragender Wichtigkeit, meistens Quittungen und Correspondenzen, auch ein Hexenprozess, ergänzen und vervollständigen aber, soweit ich bei der bis jetzt aus Mangel an Zeit nur summarisch vorgenommenen Durchmusterung derselben urtheilen kann, in erwünschter Weise das bereits anderweitig bekannte Material zur Geschichte der Stadt Linz und des kölnischen Erzstiftes. Die älteste der aufgefundenen Pergamenturkunden, datirend von „dem dunresdayge, na allir heyligen dayge, ind iar vnsis heren dusint drie hundert vnde seuen vnde drissig iar", bezieht sich auf die Ermordung der unter dem Schutze des Erzbischofs von Köln stehenden Juden durch einen Theil der „gemeynen burger van Andernache" und ist von mir in der am 30. October 1882 zu Andernach gehaltenen General-Versammlung des historischen Vereins für den Niederrhein zum Gegenstande einer erläuternden Besprechung gemacht worden.

Joseph Pohl.

10. Mainz, 25. Nov. 1882. Am 22. dieses Monats ward die Sammlung römischer Inschriften des hiesigen Alterthumsmuseums um einen in mehrfacher Hinsicht bedeutsamen Votivaltar bereichert, der bei den städtischen Kanalbauten auf der Mathildenterrasse in der Nähe des Kupferberg'schen Hauses zu Tage kam. Die Ara besteht aus weissem Kalkstein. Auf der oberen Fläche des erhaltenen Steines steht noch ein ca. 18 cm breiter und 10 cm hoher Stumpf, der Rest des Sockels einer Götterfigur, wahrscheinlich des Genius loci, der auf der Inschrift genannt ist. Diese verstümmelte Erhöhung abgerechnet, ist die Ara 58 cm hoch, 40 cm breit, 23 cm tief; der einfach profilirte Sockel steht ca. 3 cm vor. Er läuft um die ganze Ara herum; auf der rauh gelassenen Rückseite sind die Profile nicht durchgeführt, woraus sich ergibt, dass der Altar einer Wand oder Mauer zunächst, nicht aber unmittelbar daran stand. Wie das Legendenfeld, so sind auch die Schmalseiten von Randleisten umrahmt. Die obere rechte Ecke ist sammt der Leiste abgebrochen; auch fehlt rechts unten ein Stück des Sockels, links oben ein kleineres Stück und darunter längs der Kante ein längerer Streifen, jedoch ausserhalb der Leistenumrahmung.

Die Schrift ist klein und zierlich, aber höchst sorgfältig gehauen. Nur einmal ist eine Ligatur angewandt (PR in Z. 3, während PR Z. 7 nicht ligirt erscheint). Die Interpunktion ist durch scharfgemeisselte dreieckige Punkte bezeichnet. In einzelnen Buchstaben sind noch deutliche Spuren rother Mennigfärbung zu erkennen. In Zeile 9 ist durch Beschädigung des Steines eine Lücke entstanden; die genaue Betrachtung, zumal des Papierabdrucks, lässt ein Zeichen erkennen, das wie ein aufrecht stehendes Kreuz zwischen 2 Punkten aussieht, für das wir vorderhand noch keine Erklärung haben

(möglich auch, dass noch eine treffendere Ergänzung der Lücke gefunden wird). Ueber dem in Zeile 7 enthaltenen Zahlzeichen XXII steht das bekannte Numeralzeichen, der Querstrich mit den zwei schiefliegenden Schlussstrichen.

Die Legende lautet folgendermassen:

I · O · M
SVCAELO · ET
GEN · LOCI · PRO
SALVTE · C ·
CALPVRNI
SEPPIANI · P · P ·
LEG · XXII · PR · P
TROPHIMVS
ACTOR · + · CAN
ABARI · EX ·
VOTO

(Iovi optimo maximo Sucaelo et Genio loci pro salute Gai Calpurnii Seppiani primi pili legionis vicesimae secundae primigeniae piae Trophimus actor . . . Canabari(orum?) ex voto.)

**Deutsch:** Dem besten und grössten Jupiter Sucaelus und dem Schutzgeist des Ortes für die Wohlfahrt des Gaius Calpurnius Seppianus, des Centurio der ersten Centurie der ersten Cohorte der 22. Legion, der erstgeworbenen, der redlichen, (liess) Trophimus, Sachwalter. . . ., der Bewohner der Lagervorstadt, in Folge eines Gelübdes (diesen Altar errichten).

Für CAN | ABARI haben wir keine bessere Auflösung zu finden gewusst, als CANABARI(orum). Wir haben diese Ergänzung wagen zu müssen geglaubt, obgleich die Form Canabarius bis jetzt noch nicht anderweitig nachgewiesen ist (vgl. Mommsen, Hermes VII, S. 313 Anm. 1). Uebrigens weist auf canabensischen Ursprung der Inschrift, ausser dem Genius loci (vgl. Bergk, Westdeutsche Zeitschrift I, S. 509 Anm. 1), der Titel ACTOR hin, dessen Funktion Mommsen als eine der canabensischen Gemeindebeamtungen nachweist (Mommsen a. a. O. S. 317—319). Der Actor findet sich mehrfach auf Mainzer Inschriften (Becker, Inschriften von Mainz, n. 78 = Brambach, C. I. Rh. 1049; Becker, n. 95 = C. I. Rh. 984). Auf der erstgenannten Inschrift n. 78 kommt er neben dem C(urator) und dem Q(uaestor) vor. [In der Erklärung der Inschrift 78 ergänzt Becker C. V. = Curator viarum, dagegen im Index S. 124: „curator viarum oder veteranorum"; letztere Ergänzung ist nach Mommsen (a. a. O.) vorzuziehen; Bergk (a. a. O. S. 511 Anm. 2) ergänzt: curator vici.] Sehr merkwürdig ist der Name SVCAELO. In dieser Schreibung kommt derselbe bisher schriftlich unseres Wissens noch nicht vor. Es ist aber ohne Zweifel der nämliche gallisch-römische Göttername, der in der Dativform SVCELLO bis jetzt epigraphisch

zweimal nachgewiesen ist: einmal auf einer Inschrift aus Yverdun in der Schweiz, wo Mommsen aus dem anfangs unrichtig SVGEVLVS gelesenen Namen die Form Sucellus herstellte; ferner auf einer Inschrift zu Vienne an der Isère (vgl. J. Becker, Bonner Jahrb. XLII, 98). Wenn auf den erwähnten Texten aus Yverdun und Vienne der Name Sucellus als Einzelname vorkommt, so erscheint er auf unserer Inschrift als Beiname des Jupiter. Denn einerseits ist kein Grund vorhanden, eine Widmung an drei Götter anzunehmen; andrerseits sind viele Beispiele bekannt, wo einem Jupiter optimus maximus ein weiteres Cognomen, besonders aus nichtrömischen Götterkreisen, beigefügt ist (wie Addus, Agganaeus, Arubianus, Hammon, Dolichenus, Saranicus u. a.), lauter Zeugnisse für die so merkwürdige Verschmelzung römischen Kultes mit den Kulten unterworfener Völker des Ostens und Westens, die ein bedeutsames Kennzeichen des gewissermassen internationalen Charakters der römischen Weltmonarchie bildet.

Dr. Jakob Keller.

11. Mehrhoog (Kr. Rees, Reg.-Bez. Düsseldorf). Dem Bahnhofe Mehrhoog (an der Emmerich-Weseler Bahn) gegenüber wurden auf einem Sandhügel, welcher früher mit Wald bewachsen war, jetzt aber nach der Abholzung bedeutend an Höhe verloren hat, neben sonstigen Resten römischer Kultur, 104 römische Münzen und Theile von solchen, gefunden, bezw. in dem sandigen Boden lediglich durch den Wind offengeweht. Die Königliche Regierung zu Düsseldorf, welcher der Fund von Herrn Pfarrer Dr. Meckel in Mehrhoog mitgetheilt wurde, hat diesen in dankenswerther Weise dem Vereinsvorstande zur Prüfung übermittelt.

Es fanden sich vor:

Philippus Pater, 2 Silbermünzen,
Gallienus, 1 Billon m. 4 Kupferstücken,
Victoria, 1 Kupfermünze,
Tetricus pater, 14 Kupfermünzen,
Tetricus jun. 6 Kupfermünzen,
Claudius Goth. 7 Kupfermünzen.

Der Rest bestand aus den barbarischen Kleinkupfermünzen jener Zeit, welche meist dem Tetricus Vater oder Sohn zugeschrieben werden. Der Fund zeigt dieselbe Zusammensetzung wie die meisten am Rhein gefundenen Kupferschätze. Vergl. Jahrb. LVIII, S. 159 und 161.

Herr Pfarrer Meckel bemerkt in seinem Schreiben an die Königliche Regierung, dass dieser Fund grosse Aehnlichkeit mit Funden habe, welche vor etwa 6 Jahren bei Anlage des $^1/_2$ Stunde von Ringenberg entfernt liegenden Bahnhofes Dingden durch eine etwa 12 Fuss tief geführte Ausschachtung eines hochgelegenen Terrains gemacht wurden.

v. Vleuten.

12. **Metz**, 2. Nov. 1882. Die von Alterthumsfreunden häufig aufgesuchte römische Wasserleitung in dem 6 km von hier entfernten Dorfe Jouy wird gegenwärtig einer eingehenden Reparatur unterzogen. Es ist dies das grossartigste aus römischen Zeiten in Elsass-Lothringen erhalten gebliebene Baudenkmal. Dasselbe überbrückte ursprünglich das Moselthal als gewaltiger Aquädukt in einer Länge von über 2 km und hatte den Zweck, der Stadt Metz Wasser von den Quellen bei Gorze zuzuführen. Gegenwärtig stehen noch 17 Pfeiler mit den theilweise erhaltenen Bögen. Die meisten befinden sich auf dem rechten Moselufer, sind aber im Laufe der Zeit theilweise so baufällig geworden, dass die daran gebauten Häuser von Jouy ernstlich bedroht waren und desshalb entweder die schleunige Abtragung oder Reparatur beschlossen werden musste. Glücklicherweise hat sich die Regierung, welche schon im vorigen Jahre die dringendsten Arbeiten vornehmen liess, für das letztere entschieden, so dass die Erhaltung des äusserst interessanten Bauwerkes gesichert ist.

(Karlsr. Ztg. 5. Nov. 1882.)

13. Zur Kenntniss des Mithras. In diesen Jahrbüchern LXIV, S. 53 ff. habe ich den Versuch gemacht, einen keltischen oder germanischen Götternamen des Stammes MARÐ oder MERÐ festzustellen, der sich wieder mit dem persisch-römischen Mithras zu berühren schien, und zwar auf Grund einer Inschrift aus dem Elsass, welche die Widmung deo MEDRV und eine bildliche Darstellung des Mithras enthielt.

Inzwischen hat nun Herr Dr. Georg Wolff in seiner werthvollen Abhandlung über das Römercastell und Mithrasheiligthum von Gross-Krotzenburg, Beigabe der Festschrift der 31. General-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine zu Kassel (Kassel 1882), S. 33 seine Bedenken an der Stichhaltigkeit dieser Ansicht geäussert und mich aufgefordert, nochmals dieser Frage näher zu treten, was hier nur in Kürze geschehen kann.

Und allerdings wird man nur einen äusserlichen Einfluss des durch die Römer importirten, speciell arisch-persischen Mithras und seines Dienstes auf eine einheimische Gottheit annehmen dürfen, statt Urverwandtschaft dieser beiden. Der Name Mithras bedeutet nämlich, wie bereits auseinander gesetzt wurde, „Freund" oder „Vermittler", nämlich ursprünglich des Sonnenlichtes zur Erde, und so auch „Vermittler" zwischen Mensch und dem höchsten Himmelsgott der alten Perser, dem Ahura-Mazda oder Ormuzd (wörtlich: der sehr weise Herr). Dieser letztere als Weltschöpfer entspricht seinem Range nach dem altindischen Váruna, gleichfalls höchstem Himmelsgott, dem griechischen Uranos (doch wohl zu sanskr. vār, Wasser, Regen gehörig). Dagegen scheint die Bedeutung des Ormuzd und des in der Folge damit identificirten Mithras

als specielle Sonnengottheit erst durch semitischen Einfluss des babylonischen Bel auf die altpersische Lichtreligion entstanden zu sein. —

Die Widmung, worin das R in D eingeschlossen ist, wird nun zwar der epigraphischen Regel nach in Medru aufzulösen sein, woraus J. Becker einen keltischen Dativ eines aus Mithras keltisirten Nominativ Medros geschlossen hat; allein es ist doch auffallend, dass wir statt dem gewöhnlichen Dativ Mithrae (jetzt allerdings auch Mytrae zu Krotzenburg, bei Wolff S. 44) auf jener Elsässer Inschrift Medru gebraucht finden, welches durch seine fremde Declination anzeigt, dass es nicht blosse Romanisirung ist. Für die Annahme, dass es keltisch ist, spricht der Umstand, dass die Inschriftsetzerin Matutina eine Gallo-Romanin war als Tochter des Cobnertus, ein Name, der mit dem altkeltischen nert (Gewalt, Kraft, Mannheit) zusammengesetzt ist[1]).

Da aber der Fundort der Inschrift in der Gegend von Hagenau, damals dem Grenzgebiet zweier germanischen Völkerschaften, der Tribocher und Nemeter, liegt, welche die ehemaligen Bewohner, die keltischen (oder selbst germanischen) Mediomatriker, längst von hier nach Westen verdrängt hatten, so ist auch der Schluss gerechtfertigt, dass hier ein germanischer oder germanisirter Göttername vorliegt, um so mehr, wenn wir demselben auch sonst in etwas anderer Gestaltung begegnen.

Dies trifft aber zu auf jener holländischen Inschrift (Brambach Nr. 2028), welche dem römisch-germanischen Mars HALAMARÐ gewidmet ist, wahrscheinlich demselben, durch die in Zusammensetzungen vorkommende germanische Intensivpartikel ala „ganz, vollständig" (unter unorganischem, latinisirendem Vorschlag eines H) verstärkten Götternamen, etwa mit dem Sinn von ruhmvollem Kämpfer, Vollbringer höchst ruhmvoller Werke, und wie der römische Mars (der glanzbringende Gott) selbst zur Wurzel mar, glänzen gehörig, welche vorliegt im goth. Femin. mêritha, altsächsich mâritha, mârtha (Herrlichkeit, Ruf, Kunde). — Wenn nun die Elsässer Inschrift einen Dativ auf u bietet, wie sich ein solcher im Altsächsischen und Althochdeutschen findet, so wird man also einerseits durch Analogie zu der Auflösung Merdu gedrängt, bezw. zu einem gothischen Nominativ Merds (eigentlich Mêrthas, Mârithas?); andrerseits spricht die epigraphische Rücksicht wieder, wie gesagt, für Medru,

---

1) Vgl. S. 60 meines erwähnten Aufsatzes, wo der erste Theil des Wortes zu keltisch cob (klopfen) gestellt wurde, dessen Urform cov- ist, wiederkehrend im Altslavischen und verwandt mit deutsch „bauen" (altdeutsch hauwan, houwan). Wir finden desshalb auch auf Inschriften, besonders in Kärnten, die ursprüngliche Form Cov-nertus. Mit latein. cubare ist dieser Name hiernach nicht verwandt. Das keltische nert vergleicht man besser mit littauisch nerti (einfädeln) und lat. nervus, als mit lat. Nero = indogermanisch nar, Mann. — Das obige Medru zu altnord. madhr (statt mannr, Mann) zu stellen, geht nicht an.

bezw. für einen Nominativ Medrs, Methras, der einfache Germanisirung des arisch-römischen Fremdwortes Mithras wäre. Wie dem nun auch sei, so müssen wir bei Aufstellung dieses Götternamens eine andere Inschrift, aus Baden-Baden, welche wir früher gleichfalls in diesem Sinne gedeutet haben, jetzt ausser Acht lassen. Eine Neubesichtigung des seit Jahrhunderten auf dem Gipfel des Staufenberges im Freien aufgestellten (von einem gewissen Pruso gesetzten) Steines bestätigte mir nämlich den schon von Brambach (Nr. 1669) ausgesprochenen Verdacht, derselbe sei durch die Hand eines früheren Besuchers verunstaltet worden, welcher aus dem C im vermuthlichen Beinamen Merkur's durch Einhauung eines unmittelbar darauf folgenden senkrechten Striches ein anscheinendes retrogrades, mit I oder V ligirtes D machte. Statt also zu lesen: deo Mercur. Merdi oder Merdu, würde als ursprünglicher Text herzustellen sein „deo Mercur. Merc." oder MERC(a)T· = Mercatori, wie Merkur zu Wiesbaden die Beinamen Negotiator und Nundinator trägt. Hierfür spricht auch das Fehlen des betreffenden I auf den älteren Abschriften des Steines, sowie auf der jetzt im Karlsruher Sammlungsgebäude befindlichen Steincopie. Dieselbe stammt aus dem vorigen Jahrhundert, wo auch eine solche, jetzt gleichfalls zu Karlsruhe befindliche (Brambach Nr. 1668) von dem Ettlinger Neptunsteine angefertigt wurde (ib. Nr. 1678).

Carl Christ.

14. Neuss. Einige im Castellbereiche Nouaesium gemachte Gräberfunde und deren lokalgeschichtliche Bedeutung. Schon früher habe ich in diesen Jahrbüchern, sowohl gelegentlich der Besprechung von Gräberfunden nordwestlich vom Münsterplatz, als auch der lokalhistorischen Beobachtung bei den Grundarbeiten für die Wasserleitung römische Gräber bekannt gemacht, welche im Bereiche des römischen Castells Nouaesium gefunden worden sind. Ich hebe hier nochmals die von Corn. Reissdorf (mit Münzen von Constantin dem Grossen und schwarzen, mit weissen Inschriften versehenen Bechern) am Münsterplatz in Neuss zu Tage geförderten römischen Gräber, dann diejenigen hervor, welche bei den Silberstein'schen Neubauten in der Glockhammerstrasse (mit einer Münze von Maximinus) blosgelegt wurden. Die neuerdings gemachten Gräberfunde schliessen sich ihrer Lage nach an diejenigen an, welche in der Michael- und Neustrasse gefunden wurden. Zunächst wurde zwischen Neustrasse, dem sog. Rathhaus-Gässchen und der Büchelstrasse eine Fundamentgrube angelegt. Hierbei stiess man auf drei römische Gräber. Der Inhalt eines derselben von leidlicher Erhaltung ist in den Besitz des Herrn Amtsrichters Strauven in Neuss übergegangen. Es zeigt derselbe den Stil der Gefässe aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. uns. Zeitr. Ein

zweiter Fund wurde kürzlich in der Michaelstrasse, 5 m nördlich der nördlichen Ecke der Synagoge gemacht. Er ist seinem Stile nach nicht viel jünger als der ersterwähnte Grabfund.

Die Fundstellen in der Michaelstrasse liegen in nächster Nähe der via angularis des Römercastells, während die auf dem Büchel zwischen Rathhaus-Gässchen und Neustrasse gemachten Funde sich an die via praetoria des Castells anschliessen und dicht neben der via principalis, also fast im Mittelpunkte des Castells gemacht worden sind.

Da nun die Römer, wie mehrfach hervorgehoben, ein Gesetz hatten, wonach innerhalb der Mauern weder begraben noch verbrannt werden durfte, so muss nach den Gräberfunden in der Zeit von der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. bis mindestens zu Constantin dem Grossen das zuerst von Herrn Prof. Dr. Schneider im Bereiche des heutigen Neuss gesuchte und vom Verfasser näher bezeichnete römische Castell Nouaesium nicht mehr benutzt worden sein.

Indem ich auf einen Vergleich dieser Beobachtung mit der Stelle im Tacitus (Hist. lib. IV, 26) verweise, wonach im Jahre 69 uns. Zeitr. im Bereiche von Nouaesium sich die 16. Legion mit dem Heere Vocula's vereinigte und ein neues Lager aufschlug, hebe ich zugleich die Beachtung der Stelle a. a. O. V, 22 hervor, wonach im J. 70 anstatt des durch Civilis zerstörten Lagers Nouaesium von Cerialis ein neues Lager, mit dessen Herstellung man beschäftigt war, besichtigt wurde, behalte mir jedoch vor, über diese höchst interessante Beobachtung eine Schlussfolgerung erst in meiner unter der Feder befindlichen Abhandlung über castellum, castra und civitas Nouaesium allseitig zu fixiren.

Constantin Koenen.

15. Neuss. Nachtrag zu S. 81 ff. Mein Aufsatz über die alte Quirinuskirche in Neuss war bereits corrigirt, als mir auf meine S. 89 erwähnte Anfrage von dem Director des Trierer Provinzial-Museums, Herrn Dr. Hettner, folgende freundliche Mittheilung über die Taf. V, Fig. 2 abgebildete Amphora zuging. Auch Herrn Dr. H. sind directe Parallelen zu dieser Amphora nicht bekannt, ähnliche Formen kommen bei römischen Gläsern vor. Dass die Ornamente nicht eingeritzt, sondern, wie erwähnt, en barbotine hergestellt, d. h. aufgelegt sind, spräche auch eher für einen römischen Ursprung, da diese Technik für längere Zeit verloren gegangen sei. Der Eindruck, den die rundbogige Umspinnung des ganzen Gefässes in der Abbildung hinterlasse, sei der, es gehöre dem 10. oder 11. Jahrhundert an, doch sei die Entscheidung darüber jedenfalls keine leichte. Ich will noch beifügen, dass unten ovale Gefässe, welche in römischen und fränkischen Grabfunden nicht vorkommen, bei den alten Christen in Gebrauch gewesen sein müssen, da wir Abbildungen solcher in den Wandgemälden

des Callixtus-Coemeteriums in Rom begegnen (De Rossi, Roma Sott. II, tav. XVI[2], Kraus, Realencyclopädie I, 437, Fig. 143). Der schuppenförmigen oder dachziegelartigen Verzierung der Amphora begegnen wir an französischen Bauwerken der merowingischen und an Sarkophagen carolingischer Zeit. Aldenkirchen.

16. Odenkirchen. Bei der gegenwärtig in Ausführung begriffenen Abtragung des Müllforter Berges zwischen Odenkirchen und Müllfort wurden in der Nähe der Stelle, an welcher die von mir vor einigen Jahren in den Jahrbüchern (Heft LIX, S. 189 ff.) besprochenen Gläser, Thongefässe und Münzen gefunden worden waren, auch jüngst wieder zwei kleine, des Töpferstempels entbehrende Schalen in terra sigillata, Scherben einer Urne in terra nigra und ein 20 cm hohes Aschenkrüglein aus weissem Thon ausgegraben. Weitere Funde sind nicht gemacht worden, obgleich die Abtragung bis zu der s. Z. von mir festgestellten Kreuzung der Römerstrassen Neuss-Roermond und Jülich-Xanten sich erstreckt. Aldenkirchen.

17. Odilienberg bei Roermond. In den letzten Monaten sind hier, wie ich eben erfahre, recht erfreuliche und hochinteressante Funde gemacht worden. Ausser einigen römischen Inschriften, welche unser Vereinsmitglied Herr Habets in Maastricht demnächst veröffentlichen wird, entdeckte man bei der Restauration der Pfarrkirche Fundamente der alten Petruskirche aus dem 9. Jahrhundert und aus derselben Zeit mitten vor der Chorvierung das Grab des h. Wiro, darüber Reste eines Altars aus dem 12. Jahrhundert. Das Hauptobjekt jedoch besteht aus den Fundamenten zweier derselben Periode angehörigen Emporen, sowie einer Menge kostbarer Ornamenttheile, welche dem um die Kirche hochverdienten Pfarrer Herrn Willmsen in Verbindung mit Herrn C. F. Martin in Roermond die völlige Reconstruction der einzig schönen und seltenen Anlage ermöglichen. Herr Architekt L. von Fisenne, der Herausgeber des gediegenen Werkes: „Kunstdenkmale des Mittelalters", hat über den ganzen Fund eine sehr fleissige, reich illustrirte Monographie verfasst, welche demnächst erscheint und auf welche ich die Freunde mittelalterlicher Kunst schon jetzt aufmerksam machen möchte, eine nähere Würdigung derselben für's nächste Heft der Jahrbücher mir vorbehaltend.

Aldenkirchen.

18. Aus der Pfalz, 1. Mai 1882. Auf dem Atzelberg bei Wallstadt wurde kürzlich wieder ein römisches Grab entdeckt. Auf einer einige Quadratmeter grossen Brandfläche lagen mit zahlreichen Knochen, mit Asche, Kohlen und eisernen Nägeln untermischt die dunkelen Scherben der zur Auf-

bewahrung der menschlichen Ueberreste bestimmten Graburne mit Deckel. Dabei befand sich vollkommen wohl erhalten eine sehr schöne, im Durchmesser 25 cm breite Schale von terra sigillata mit hübschen Figuren und Ornamenten, desgleichen ein Schüsselchen mit dem Töpferstempel und ein Balsamfläschchen. Durch Vermittlung des Herrn Pfarrer Nüssle in Ilvesheim wurden diese Gegenstände von dem Entdecker des Grabes, Herrn Ziegeleibesitzer A. Bühler in Ilvesheim, dem Mannheimer Alterthumsverein zum Geschenk gemacht. (Karlsr. Ztg. 3. Mai 1882).

19. Schaan (Fürstenthum Lichtenstein). Ich erwarb dort kürzlich 2 römische Dachziegel — wie alle in Bregenz gefundenen ohne Legionsstempel —, ausserdem eine 8 mm dicke und $15^1/_2$ Pfd. schwere Bleiplatte von trapezförmiger Gestalt, die längste Seite misst 34, die drei anderen ca. 29 cm; Schriftzeichen sind auf derselben nicht wahrzunehmen. Diese Funde entstammen einem Grabe innerhalb des dortigen Römercastells (ohne Zweifel das Magia der Peutinger'schen Tafel), welches Dr. F. Keller in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich beschrieben und abgebildet hat. Das Skelett soll laut Beschreibung eines Augenzeugen in einer Steinmauerung gelegen haben und dachförmig mit jenen Ziegeln (etwa 6—8) überdeckt gewesen sein; die oben erwähnte Bleiplatte bedeckte den Schädel.

Jenny.

20. Uiberlingen (Bodensee). Der durch seine Pfahlbauforschungen am Uiberlingersee rühmlichst bekannte Herr Ullersperger hat in neuester Zeit seine Aufmerksamkeit auch römischen Ansiedelungen zugewendet und war so glücklich, in Bambergen, 1 Stunde nordöstlich von Uiberlingen, eine solche zu entdecken. Blosgelegt wurde ein Hypocaust von 9,60 m Länge und 5,20 m Breite mit 7 × 16 Pfeilerchen aus Sandstein und nicht fern davon ein isolirtes, kleines, kellerartiges Gemach (3,75 × 5,10) mit Estrichboden. Die auf 1 m Höhe erhaltenen Wände trugen noch die Stuccoverkleidung, theils als Marmor bemalt, theils in viereckigen farbigen Feldern. Ueber 2 Sandsteinstufen gelangt man in den noch um Vieles kleineren Vorraum und erst von da führte eine Thüre in's Freie. Im Innern des Kellers fand Herr Ullersperger noch intakt erhalten eine bauchige henkellose Urne mit enger Oeffnung, schmalem Fuss und eine grosse, am unteren Ende in eine Spitze verlaufende zweihenkelige Amphora von der niedrigen, stark gerundeten Form. Im Herbste d. J. gedenkt Herr Ullersperger seine Grabungen am gleichen Orte fortzusetzen. deren Ergebnisse wir mit Spannung entgegensehen dürfen. Jenny.

21. Weeze (Kr. Geldern). Münzfund. Ein Ackerknecht fand in der Umgegend von Weeze im Kreise Geldern im J. 1880 einige

Fuss unter der Ackerkrume ein Thongefäss, dessen Inhalt aus ca. 3000 Stück römischer Münzen bestand. Dem Alterthumsverein zu Xanten gelang es, den grösseren Theil davon zu erwerben. Es sind dies an 2000 Stück Kleinerze aus der Constantinischen Zeit, welche meist wohlerhalten und von schöner Oxydation sind. Sehr schlecht conservirt und dadurch nicht zu bestimmen sind überhaupt unter der ganzen Zahl nur 19 Exemplare.

Die Sammlung besteht aus folgenden verschiedenen Kleinerzen:

1) 49 Stück von Helena, der ersten Gemahlin des Constantius Chlorus.
A: Fl. Jul. Helenae Aug.
R: Pax publica.

Sie sind sämmtlich in Trier geprägt.

2) 45 Stück von Theodora, der zweiten Gemahlin desselben Kaisers.
A: Fl. Max. Theodorae Aug.
R: Pietas Romana.

Auch diese Münze ist in Trier geprägt.

3) 98 Exemplare von Constantinus max. aug., alle mit dem Revers: Gloria exercitus, mit Ausnahme von zweien, von denen das eine den Revers: Sarmatia devicta. Nach rechts schreitende Victoria, — das andere: Providentiae augg. Ein Lagerthor — zeigt. Von den Exemplaren mit dem Revers: Gloria exercitus haben 78 Stück zwei Soldaten, zwischen welchen 2 Feldzeichen stehen, und 18 Stück solche mit nur einem Feldzeichen. Alle zeigen kleine Stempelverschiedenheiten, so dass auch solche, welche von derselben Prägestätte stammen, kaum sich so gleichen, dass sie mit demselben Stempel geprägt sein können.

Die Abschnitte zeigen folgende Prägezeichen: T R P. 14 Exemplare, T R.P 4 Expl., T R S. 9 Expl., T R.S 3 Expl., S T R ◡ 1 Expl., P CONST 13 Expl., S CONST 5 Expl., P L G 10 Expl., S L G 1 Expl., S M H P 3 Expl., S I S 2 Expl.

Nicht mehr erkennbar sind die Prägevermerke von 17 Stück. Ein Exemplar mit dem Stempel P Const zeigt über dem Labarum das Monogramm Christi. Die 18 Münzen mit 1 Feldzeichen zwischen 2 Soldaten sind leichter, als die mit 2 Feldzeichen; dieselben sind alle in Trier geprägt.

4) Von Licinius finden sich nur 2 Münzen mit dem R Jovi Conservatori.

5) Die Münze mit der Umschrift: Constantinopolis ist in 233 Exemplaren vertreten. Der Avers zeigt eine behelmte weibliche Büste, nach links schauend, mit der Umschrift: Constantinopolis, der Revers eine nach links schreitende beflügelte Figur mit Schild und Speer. Auch hier sind im Ganzen dieselben Prägevermerke zu verzeichnen, wie bei den Münzen Constantin's.

6) Urbs Roma ist in 249 Exemplaren vorhanden. A: weibl. Büste mit Helm nach links, Umschrift: Urbs Roma. R: die Lupa mit den Zwillingen, darüber bei einigen 2 Sterne, bei anderen ausserdem ein Kranz mit Schleife. Die Abschnittslegende zeigt ähnliche Prägungsvermerke.

7) Die Münze des Constantinus II. ist am zahlreichsten. Es sind 282 Exemplare, die sämmtlich den Revers: Gloria exercitus haben, 172 mit 2 Feldzeichen zwischen den beiden Soldaten, 110 mit einem solchen. Die meisten Stücke sind wiederum in Trier geprägt.

8) Constantius II. ist mit 154 Stück vertreten.

A: Fl. Jul. Constantius Nob C.

R: Gloria exercitus

mit den beiden Soldaten in 77 Expl. mit einem und ebenfalls in 77 Expl. mit zwei Feldzeichen. Auch hier ist Trier die am meisten vertretene Prägestätte.

9) Constans ist nur in 5 Exemplaren vorhanden. A: Fl. Iul. Constans Nob C. Der Revers zeigt bei einem Exemplar Gloria exercitus mit einem Feldzeichen zwischen 2 Soldaten und Abschnitt TRS. Bei den anderen 4 finden sich 2 Feldzeichen, 2 Abschnitte sind unklar, einer zeigt T R S und einer * S L G.

Weitere Schlüsse aus diesem Funde zu ziehen, muss ich mir versagen, da ich mich bisheran mit der Münzkunde nicht befasst habe, mir auch keine literarischen Hülfsmittel zu Gebote stehen. Ich überlasse es daher Anderen, besonders den genauen Zeitpunkt der Vergrabung zu bestimmen, sowie etwaige sonstige Ergebnisse des Fundes darzulegen. Zu näherer Auskunft bin ich jederzeit gerne bereit.

Dr. Steiner.

Zusatz. Der Vergrabungszeitpunkt des Münzfundes von Weeze wird zwischen den Jahren 333—337 zu suchen sein, da der Titel Augustus sowohl bei Constantius II. als bei Constans noch fehlt. Die Vermuthung spricht ferner dafür, dass dieser Zeitpunkt vom Jahre 333 nicht weit entfernt sei, da die Münzen des Constans so selten vorkommen. Nehmen wir also 334 oder 335 an, so werden wir kaum irren. Recht interessant ist nun eine Vergleichung des hier besprochenen Fundes mit dem von mir in J. LXX, S. 14 beschriebenen Münzfunde von der Nahe. Dort wurde mit möglichster Sicherheit 332 oder 331 als Jahr der Vergrabung festgesetzt. Für diesen kurzen Zwischenraum von 3 oder 4 Jahren bieten diese Schätze doch recht auffallende Verschiedenheiten. Die Gloria exercitus-Münzen mit einem Feldzeichen sind bei den Söhnen Constantin's I. schon beinahe so häufig geworden als die mit zwei Feldzeichen; an die Stelle der grösseren Kleinerze der Helena sind

die kleineren mit der Averslegende im Dativ (s. J. XVII, S. 94) getreten; der Reversreichthum bei Constantin d. Gr. hat der grössten Eintönigkeit den Platz geräumt, wogegen die Beizeichen bei den Romamünzen (Kranz) nur bei dem späteren Funde auftreten.

v. Vleuten.

22. Wesseling. Wiederholt und meines Wissens zuerst habe ich Wesseling für Cäsar's ersten Brückenübergang vorgeschlagen (Jahrb. LVIII, S. 22 und LXVI, S. 89) und als in unmittelbarer Verbindung mit Belgica bezw. der Trierer Strasse stehend angenommen.

Jeder neue römische Fund an dieser Stelle hat desshalb seine Bedeutung. Herr Fabrikbesitzer Olligs, dem wir bereits das Geschenk eines Hercules-Reliefs verdanken (Jahrb. LVIII, S. 23), fand neuerdings im Terrain seiner Besitzung die folgenden beiden Inschriftsteine, welche derselbe in gewohnter gemeinnütziger Gebefreudigkeit dem Provinzial-Museum auf meinen Wunsch zum Geschenk machte:

1) Kleine Ara von rothem Sandstein, 56 cm hoch:

IVNONBVS
C · DOMITI
VS · QVIETVS
IMP · IP · L

An jeder der schmalen Seitenflächen befindet sich ein flach sculptirter Baum, oben auf eine liegende Traube.

2) Aehnliche, 64 cm hohe Ara von Jurakalk:

MATRONS
AFLIMS · M
IVLLONVS
/// AGILIS
V · S · L · M ·

Der erste und der dritte Buchstabe in der 3. Zeile sind beschädigt und zweifelhaft.

Oben auf liegt ein Kranz. Ein Baum befindet sich nur an der Schmalseite rechts vom Beschauer.

E. aus'm Weerth.

23. Wiesbaden, 4. Nov. 1882. Auf der Saalburg, dem alten Römercastell in der Nähe von Homburg, wurden seit mehreren Monaten wiederum ausgedehnte Ausgrabungen im Auftrage des nassauischen Alterthums-Vereins ausgeführt; dieselben sind nun in voriger Woche für dieses Jahr abgeschlossen worden. Das Hauptergebniss der diesmaligen Nach-

forschungen besteht in einer Anzahl römischer Ziegel, welche zwischen den Mauern vorgefunden wurden, und auf denen die Lohnlisten der griechischen Arbeiter, welche im Dienste der Römer dieselben begleiteten, eingebrannt sind. (Allg. Augsb. Ztg. Nr. 312.) [Dies soll wohl heissen: „vor dem Brand eingeschrieben sind". Uebrigens ist uns nur ein 1882 gefundener Ziegel mit 4 Zeilen in griechischer Cursivschrift kekannt, welche wahrscheinlich die Anfänge von Eigennamen enthalten. Alle Inschriften der Saalburg werden in demnächst erscheinenden grossen Werken von v. Cohausen und Jacobi selbstverständlich edirt werden. Der Ref.]

---

## IV. Jahresbericht für das Vereinsjahr 1881.

Die Vereinslage des Jahres 1881 wurde in der am 31. Juli 1882 im Kaiserhof zu Bonn abgehaltenen General-Versammlung durch folgenden vom Vereinspräsidenten vorgetragenen Jahresbericht kundgegeben.

„Indem Sie alljährlich sich versammeln, um von dem Vorstand Rechenschaft entgegen zu nehmen über das Vereinsleben des letzten Jahres und einem neu zu wählenden Vorstand das Mandat der Weiterführung der Geschäfte zu übertragen, sind wir dadurch mehr verpflichtet, Sie über die äusseren, unserer Verantwortung unterbreiteten Geschäfte zu unterrichten, als über das zu reden, was eigentlich die Seele des Vereinslebens bildet: die neuen der Erde enthobenen Funde von Alterthümern und die Vorkommnisse im Gebiete der Alterthumswissenschaft. In der vorigjährigen am 20. August hierselbst abgehaltenen General-Versammlung beschäftigten wir uns lebhaft mit den letzten für die Erlangung der Corporationsrechte noch erforderlichen Zusätzen und Verbesserungen des neuen Statuts. Seitdem hat dieses die Königl. Genehmigung erhalten und jedem unserer Mitglieder ist ein gedrucktes Exemplar desselben mit besonderer Zuschrift eingehändigt worden. Wir dürfen hoffen, dass dieses Ereigniss einen vortheilhaften Einfluss auf die Festigkeit der Unterlagen ausübt, welche den Verein bisher getragen haben und dass ganz besonders durch die Willfährigkeit reicherer Mitglieder, dem Verein gemäss dem ersten Absatz des §. 6 „ihre jährlichen Beitragszahlungen durch eine einmalige Leistung von 250 Mark abzulösen", für denselben ein Kapital-Vermögen sich bilden wird.

„Indem diese Betrachtung naturgemäss zu den Finanzen des Vereins führt, beehren wir uns, Ihnen die Jahresrechnung pro 1881, wie sie der Vereins-Rendant, Herr Rechnungsrath Fricke, übergeben und wie dieselbe laut Vermerk von den Herren Wilh. von Neufville und Hauptmann Wuerst revidirt ist, vorzulegen. Dieselbe schliesst ab mit einem Ueberschuss von 929 Mk. 60 Pfg. und einem Einnahme-Rest

von 189 Mk., also einem eventuellen Ueberschuss von 1118 Mk. — Weit entfernt günstiger Ausmalung der Verhältnisse uns hinzugeben, vermögen wir in Anbetracht des Umstandes, dass aus dem vorigen Jahre 1880 ein Ueberschuss von 2240 Mk. in das neue Jahr 1881 überging, dass ferner 565 Mk. freiwillige Beiträge, also 2800 Mk. extraordinäre Mittel zuflossen — den Vermögensstand nicht in steigender Bewegung zu erkennen.

„Mit dieser Thatsache müssen natürlich auch die Gründe dafür in Betracht gezogen werden. Sie beruhen

„1) darin, dass 20 Mitglieder im Jahre 1881 theils durch den Tod uns entrissen wurden, theils austraten, theils Zahlung bei genommenem Postvorschuss verweigerten.

„2) In den grossen Druckausgaben und Tafelherstellungskosten von nicht weniger als 6630 Mk. für die Anfertigung von 3 Jahrbüchern (70, 71, 72), also rund 2210 Mk. für ein Jahrbuch. Freilich befinden sich in diesen 3 Jahrbüchern nicht weniger als 27 Tafeln und 17 Holzschnitte.

„3) In einer vermehrten Ausgabe für die Bibliothek, welche in diesem Jahre 581 Mk. für Neuanschaffungen beanspruchte.

„Im Uebrigen befindet sich die Rechnung formell in derjenigen Ordnung, welche wir an unserem Rendanten zu rühmen haben und ist dieselbe auch, wie schon bemerkt, bei der Revision durch die Herren von Neufville und Wuerst ohne Beanstandung geblieben, wesshalb wir Sie bitten, mit uns dem Herrn Rendanten die Decharge auszusprechen.

„Die Zahl unserer Mitglieder, soweit sie von der Kasse als ordnungsmässig zahlend aufgeführt werden, betrug 628; incl. der Ehrenmitglieder und ausserordentlichen Mitglieder, wie der Mitglieder des Vorstandes aber 670.

„Eine erfreuliche Zunahme ist seitdem zu vermerken, indem folgende Personen und Behörden dem Verein beigetreten sind:

Commerzien-Rath Otto Andreae in Mülheim a. Rh.,
Badeverwaltung in Ems,
Badeverwaltung in Bertrich,
Rittergutsbesitzer Bemberg in Flammersheim,
Regierungs-Vicepräsident von Berlepsch in Coblenz,
Graf Beissel von Gymnich in Schmidtheim,
Kaufmann Emil Blank in Barmen,
Bürgermeisterei Remagen,

Kaufmann Gottfried Conze in Langenberg,
Assessor a. D. Courth in Düsseldorf,
Landtags-Abgeordneter Ernst von Eynern in Barmen,
Kaufmann Peter von Eynern in Barmen,
Commerzien-Rath Friederichs in Remscheid,
Geh. Rath Prof. Finkelnburg in Godesberg,
Freiherr Dr. von Heereman in Münster,
Literat Humann in Essen,
Kaufmann Keller in Bonn,
Gastwirth Klerings in Bertrich,
Rentner Carl Kreuser in Bonn,
B. Kühlen in M. Gladbach,
Emil vom Rath, Rentner in Köln,
Th. vom Rath, Rentner in Mehlem,
Pharmazeut Ridder in Neuss,
Rentner Roettgen in Bonn,
Baron von Sarter in Paris,
Post-Direktor Scheele in Bonn,
Landgerichts-Direktor Schneider in Bonn,
Sanitäts-Rath Dr. Schwann in Godesberg,
Landgerichts-Direktor Settegast in Coblenz,
Graf Spee, Canonikus in Aachen,
Rektor Schwoerbel in Deutz.

„Es ist durch diese Eintritte die alte Zahl von 700 Personen wieder erreicht bezw. überschritten worden.

„Es unterliegt kaum einer Frage, dass es bei der augenblicklichen Strömung der Zeit, überall Lokal-Vereine zu gründen, sehr erfreulich ist, dieser gegenüber keine Einbusse in unserem das ganze Rheingebiet umfassenden Vereine zu erleiden.

„Wenn jedes unserer Mitglieder ein neues Mitglied gewänne und anmeldete, würde der Verein auf einmal einen Sprung in seiner Entwicklung zu thun vermögen, der alles freudig belebte. Freilich werden auch andere Mittel angewendet werden müssen, um nicht nur von aussen, sondern auch von innen das Vereinsleben zu heben.

„Die Höhe der Herstellungskosten der Jahrbücher wird sich vermindern müssen; der Mangel eines hinreichend organisirten Verhältnisses der Vereine untereinander, wodurch alle gleichmässig Förderung finden, lässt sich nur durch gegenseitige Verständigung und Arbeitstheilung erlangen. Es wird das Bemühen der das Amt der auswär-

tigen Sekretäre bekleidenden Personen sein müssen, auch wirklich als Träger der Vereins-Interessen lebendig für diese zu wirken, und es wird die Pflicht des Vorstandes ebensowohl bleiben, durch auffordernde, belebende, zu Dank verpflichtende, stete Verbindung mit den Sekretären diese zu unausgesetzter Aufmerksamkeit in jener Hinsicht anzuregen. Dazu gehört eine nicht geringe Thätigkeit, sehr viel Zeit und eine ganz andere, energischere Art von Geschäftsführung, als man sie jemals von den Inhabern eigentlicher Ehrenämter auch nur annähernd wird verlangen können.

„Die Zukunft unseres Vereins hängt aber auch in hohem Grade von der Gewinnung einer auf dem Gebiete der rheinischen Heimat, ihrer Geschichte und Alterthümer tüchtigen Persönlichkeit für die Besetzung der einen der erledigten Sekretärstellen ab. In unserer vorigen General-Versammlung haben Sie den hiesigen Privatdocenten der Philologie, Herrn Dr. Jos. Klein, für diese Stelle gewählt. Leider hat derselbe nach langem Zögern die Wahl aus Gründen abgelehnt, welche aus dem Wege zu räumen ausserhalb unserer Macht lag. Auch Verhandlungen mit anderen uns geeignet scheinenden Persönlichkeiten führten zu keinem Resultate. Und so haben denn Herr van Vleuten und meine Person gemeinsam sich der Redaktion der erschienenen Jahrbücher 70, 71 und 72 unterzogen und ebenso sind zwei folgende Jahrbücher, 73 und 74, zur Herausgabe vorbereitet. Für länger genügt indessen diese aushelfende Thätigkeit nach dem Umfange und der Bedeutung der Vereinsgeschäfte nicht. Der Verein, der jetzt 41 Jahre besteht, ist so bekannt, sein Ruf so begründet, seine auszubeutenden Hülfsquellen so unerschöpflich, dass von allen Seiten das Verschiedenartigste an ihn herantritt und seine Bewältigung verlangen muss. Um das Mannigfachste zu beherrschen, zu behandeln und an seine richtige Stelle zu setzen, bedarf es einer Kraft, welche für die von ihr zu fordernde Mühewaltung entsprechend gestellt und honorirt wird. Sie zu finden, war bisher uns nicht beschieden."

Von besonderen Thatsachen aus dem Vereinsleben des letzten Jahres fand im Anschluss an S. 202, Jahrb. 72, das Winckelmanns-Fest von 1881 Erwähnung, an welchem wie immer sich eine kleine treue Gemeinde zusammenfand, die ihr dauerndes Interesse an unserer Vorzeit und ihren Denkmälern bekundete.

Besondere Einladungen ergingen vom Vorstand des Berliner Gewerbe-Museums und dem des Museums zu Worms zu deren Einweihung. An derjenigen zu Worms nahm der Präsident im Auftrage des Vor-

standes Theil; seine begrüssenden Worte gaben Veranlassung zu freundlichen Beziehungen beider Vereine. Dass der Vorstand in letzter Stunde für die Erhaltung der Kölner Thorburgen, nachdem er vergebliche Vorstellungen an die Stadtverordneten-Versammlung zu Köln gerichtet, den Schutz des Reichskanzlers Fürsten Bismarck anrief und zwar wohl nicht ganz vergeblich, wurde an der Hand der betr. Aktenstücke der General-Versammlung mitgetheilt. Ebenso die Sitzungsprotokolle des Jahres 1881.

Nachdem die Versammlung dem Rendanten die Decharge für die vorgelegte Rechnung ertheilt hatte, schritt sie zur Wahl des Vorstandes, wobei Prof. aus'm Weerth seinen mehrmals ausgesprochenen Wunsch, vom Präsidium entbunden zu werden, eindringlich wiederholte, indem er dem Verein gegenüber nicht seine volle Pflicht zu erfüllen vermöge und wiederum die diesem zu gewährende Kraft und Zeit seinen übrigen Pflichten nicht weiterhin entziehen dürfe. Der Vicepräsident Geh. Rath Schaaffhausen bat den Vorsitzenden in Anbetracht der schweren Schädigung, die sein Austritt dem Verein zufügen würde, seinen Entschluss mindestens bis zum nächsten Jahre ruhen zu lassen.

Auf den Zuspruch der Herren Oberbürgermeister Kaufmann und Doetsch erklärte darauf der Präsident, nochmals für ein Jahr die Wiederwahl annehmen zu wollen und wurde darauf der bisherige Vorstand einstimmig für seine bezüglichen Aemter wiedergewählt und ihm Dank für seine Thätigkeit ausgesprochen.

Bonn, im Dezember 1882.

**Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.**

## V. Das Winckelmanns-Fest in Bonn am 9. Dezember 1882.

Der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande, der seit 1845 alljährlich eine festliche Sitzung zur Feier des Geburtstages Winckelmann's abhält, hatte in diesem Jahre eine die Kreise der rheinischen Archäologen seit Jahresfrist erregende Frage in den Vordergrund gestellt, die Frage, ob die beim kleinen Wasserstande dieses Jahres in ihren Resten erneut sichtbar gewordene Mainzer Brücke römischen oder carolingischen Ursprungs sei.

Dr. Cathiau, Vorsteher der Gewerbeschule in Karlsruhe, als Fachmann und Mainzer zur Aeusserung über die Sache berufen, hielt mit Hülfe eines ausgestellten grösseren und vorzüglichen Modells, mannigfacher Zeichnungen und einer Anzahl von Metallschuhen der Brückenpfähle den ersten Vortrag, welchen wir in kurzen Umrissen wiedergeben:

Der Standpunkt des Vortragenden lässt sich mit wenig Worten als den des Fachmanns bezeichnen, der mit vorurtheilsfreiem Blick und durchaus objektiv aus den im Laufe fast eines Jahrhunderts zu verschiedenen Malen aus dem Rheinbett gehobenen Funden, aus den geschichtlichen Zuständen und den allerdings sehr spärlichen zeitgenössischen Berichten, sowie aus den strategischen und constructiven Erfordernissen nach Maassgabe der in den Heim'schen Aufnahmen gegebenen Anhaltspunkte sich ein vollkommen fertiges Bild der Brücke machen konnte, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen, wenn die Voraussetzung zutrifft, dass dieselbe im letzten Jahrzehnt des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. durch Trajan, der von 92 bis 98 am Rhein, grossentheils in Mainz, residirte und dann vielleicht sogar unter den Augen dieses baukundigen und baulustigen Imperators ausgeführt worden. Der Vortragende hat die jüngsten Arbeiten zur Entfernung der alten Brückenpfeiler aus dem Rheinbett mit grossem Interesse verfolgt und die Funde, soweit sie ihm zugänglich und für seine Absicht

von Interesse waren, eingehend studirt. So zerfiel der Vortrag in eine Darlegung des Standpunktes, in eine Schilderung der Genesis des alten Brückenstreites, ob Römer-, ob Carolingerwerk, in eine Aufzählung der wichtigsten Fundstücke älteren und jüngsten Datums und in den rationell geführten Beweis, dass, unter Beurtheilung der Zeitlage, der culturellen Zustände in Germania superior und insbesondere am Rhein am Schluss des ersten Jahrhunderts, die erste stehende Rheinbrücke in die erwähnte Entstehungszeit fallen müsse, wobei der Vortragende nicht in Abrede stellte, dass auf den Pfeilern bezw. Pfahlrosten dieser ersten Trajanischen Rheinbrücke im Laufe der Jahrhunderte wiederholt Reconstruktionen stattgefunden haben mögen. Die Existenz einer steinernen Bogenbrücke wurde entschieden in Abrede gestellt; dagegen sprächen die ganze Anlage, insbesondere die Abmessungen der Pfahlroste, sodann der Umstand, dass auch nicht ein einziges Werkstück gefunden worden, welches einem Wölbstein auch nur ähnlich gesehen, und die geringe Menge von Steinmaterial, dessen volles Quantum kaum für die Herstellung eines Sechstels der 34bogigen Steinbrücke hingereicht habe; doch sei nicht ausgeschlossen, dass die schon vor Generationen beseitigten Landpfeilerreste zur Erzielung der richtigen Höhenlage der Holzconstruktion über dem höchsten Wasserstande des Rheines mit der erforderlichen Steigung in Steingewölben hergestellt waren. Um übrigens seine Reconstruktion, welche in einem sorgfältig ausgeführten Modelle der Brücke und in Zeichnungen der Versammlung demonstrirt wurde, in Einklang zu bringen mit der bekannten Lyoner Bleimedaille, deren Echtheit er, gestützt auf die jüngste Publikation von Fröhner, rückhaltlos anerkennt, zeigt er, wie die Holzbogenbrücke nach dem auf der Trajanssäule dargestellten Relief der Donaubrücke zu Turn-Severin den Eindruck einer Steinbogenbrücke gemacht haben könne, wenn man sie sich in ähnlicher Weise mit Brettern gegen die Unbill der Witterung verschaalt denke, wie dies heute noch bei den zum Theil nach Wiebeking'schem System als Bogensprengwerk, zum Theil in gewöhnlicher Sprengwerkanordnung ausgeführten Holzbrücken in Bayern, Tyrol und der Schweiz der Fall sei. Der Vortragende hatte zur Ergänzung des Demonstrationsmaterials die Reconstruktionen des unermüdlichen Forschers Prof. Jul. Grimm aus dessen hochinteressantem Werke: „Das Römerkastell und die Römerbrücke bei Mainz" (Mainz 1882) und die des sehr verdienstvollen Verfechters der Römerbrücke in Mainz, Herrn Domprăbendaten Friedrich Schneider, sowie eine ganze Reihe von Pausen von zu der Brückenfrage im Allgemeinen ge-

hörigem Material, ebenso einige Proben von Holz- und Steinwerk von den Ausräumungsarbeiten und zahlreiche Abbildungen von Funden zur Vorlage gebracht, und veranlasst, dass fünf verschiedene Pfahlschuhe ausgestellt werden konnten, welche dem Bonner Provinzial-Museum vom Mainzer Alterthumsverein zum Geschenk überlassen worden. Die Absicht des Redners, weitere interessante Fundstücke aus dem Mainzer Museum der Versammlung vorzuzeigen, konnte nicht realisirt werden, weil das jüngste Hochwasser an den Ausstellungshallen zu Mainz ebenfalls starke Beschädigung verursacht, welche ein schleuniges Verstellen der Ausstellungsobjekte, insbesondere aber der Brückenfunde nothwendig gemacht haben soll.

Dombaumeister Tornow aus Metz sprach hierauf über eine Reiter-Statuette Carl's des Grossen, welche sich bis Ende des vorigen Jahrhunderts im Dome zu Metz befand, dann in den Besitz des bekannten Archäologen Albert Lenoir und von diesem an Madame Evans-Lombe gelangte. Letztere übergab das Kunstwerk der Pariser Ausstellung von 1867, aus welcher dasselbe von der Stadt Paris angekauft und im Rathhause aufgestellt wurde. Unter dessen Trümmern 1872 wieder aufgefunden, wurde es dem Museum Cernavalet einverleibt. Der Redner führte den Beweis, dass dieses Reiterbild früher im Besitze des Domes zu Metz gewesen sei, aus alten Schatzverzeichnissen und historischen Nachrichten, woraus sich ergibt, dass dasselbe jährlich am 28. Januar, dem Todestage Carl's, während des Anniversariums auf einem den Lettner krönenden Marmortische, von vier Lichtern umgeben, aufgestellt wurde. Durch glücklichen Zufall entdeckte Herr Dombaumeister Tornow vor einigen Jahren auf einem offenen Thürmchen des Metzer Domes einen alten Marmortisch, an dessen Rand sich noch Spuren eines Perlstabs zeigen. Die Reste von Buchstaben, welche den Namen Carl's des Grossen zu enthalten scheinen, die Austiefungen zur Einstellung der Statuette und der Lichter liessen keinen Zweifel übrig, dass dieser Tisch derjenige war, welcher einst auf dem Lettner gestanden, um als Träger des Reiterbildes Carl's des Grossen zu dienen. Die Auffindung dieses Tisches erzeugte auch wieder ein erneutes Interesse für die damit in Zusammenhang stehende Statuette und veranlasste den Statthalter von Elsass-Lothringen, Generalfeldmarschall von Manteuffel, durch die Meisterhand Barbadienne's eine Copie des Originals in Bronze anfertigen und dem Dome von Metz als Geschenk übergeben zu lassen. Diese Nachbildung war vor den Augen der Versammlung aufgestellt. Redner bedauert, dass er in Metz nicht zu dem

einschlägigen literarischen Material habe gelangen können, um in die historische Kritik der Statuette einzugehen, wesshalb er diesen Theil der Betrachtung Herrn Professor aus'm Weerth zu übernehmen gebeten habe.

Professor aus'm Weerth ging davon aus, dass Carl's des Grossen historische Erscheinung einer palmenreichen Oase in einer öden Sandwüste zu vergleichen sei, wesshalb man die Leistungen seiner Zeit im Allgemeinen mit den isolirten Leistungen der kaiserlichen Hofwerkstätten in Aachen nicht auf eine Linie stellen dürfe. Abgesehen von den Palastbauten in Aachen, Ingelheim und Nymwegen und den darin befindlichen Cyklen von Wandmalereien und Prachtgeräthen, seien vor Allem die Metallwerkstätten Aachen's von hervorragendster Bedeutung gewesen und das dortige Giesshaus urkundlich bezeugt und gerühmt. Werke desselben seien die Erzthüren und Gitter des Aachener Münsters. So gut, wie man kaiserliche Reiterfiguren in Elfenbein geschnitten, konnten Aachener Hofkünstler auch, angeregt durch die von Carl dem Grossen von Ravenna nach Aachen gebrachte Reiter-Statue Theodorich's, sich an einem kleinen Bronzebilde des Kaisers versucht haben. Die Beschreibungen, welche die Zeitgenossen von Carl's Erscheinung und Tracht gäben, stimmten mit dem dargestellten Bilde überein. Nur in der naturalistischen Bildung des Pferdes lägen Schwierigkeiten, denen man aber durch die Annahme begegnen könne, der Künstler habe ein antikes Vorbild direct copirt. Nachdem dann das wissenschaftliche Material der Vergleichsobjecte an Münzen, Siegeln, Mosaiken mit voller Uebersicht beigebracht und vorgezeigt worden, gelangte der Redner dahin, dass eine Entscheidung über das Kunstwerk sich nicht nach der im Saale ausgestellten Copie von Barbadienne, sondern lediglich durch Untersuchung des Originals herbeiführen lasse; die Betrachtung der Copie genüge dazu nicht.

Für die kleine Zahl der Theilnehmer bei dem nun folgenden Festmahl verdient die vom Vereinspräsidenten Prof. aus'm Weerth gesprochene Tischrede Erwähnung, in welcher er bei Gegenüberstellung von Gewinn und Verlust, welche Ebbe und Flut des Lebens auch der Wissenschaft bringen, unter den Verlusten des Heimganges Gottfried Kinkel's gedachte. Wenn irgendwo, so sei hier die Stelle, eines Mannes zu gedenken, dem das unbestreitbare Verdienst bleibe, der modernen Kunstwissenschaft ihren ersten akademischen Lehrstuhl durch seine Vorlesungen in Bonn zu einer Zeit gleichsam erobert zu haben, wo es noch des Kampfes darüber bedurfte, ob überhaupt das

Mittelalter in die Kunstwissenschaft aufgenommen werden könnte. Kinkel sei, bemerkte der Redner, durch und durch ein Kind rheinischer Erde und durch und durch eine ideale Natur gewesen. In diesen beiden Eigenschaften lägen seine Stärke und seine Schwächen. Mit geringerem Idealismus würde wahrscheinlich seine politische Laufbahn vor Irrungen bewahrt geblieben sein, deren Reinheit, so abweichend man auch zu ihr stehen möge, von Niemand bestritten werden könne.

# VI. Verzeichniss der Mitglieder[1]).

### Vorstand für das Vereinsjahr von Pfingsten 1882 bis 1883.

Prof. E. aus'm Woerth, Präsident,
Geh. Rath Prof. Schaaffhausen, Vicepräsident,
van Vleuten, Secretär,
Eberhard von Claer, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

### Ehren-Mitglieder.

S. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen in Berlin.
S. Königl. Hoheit Carl Anton Meinrad Fürst zu Hohenzollern in Sigmaringen.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Diergardt, Freiherr Friedrich von, in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor, 2. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Henzen, Dr., Professor, 1. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Lindenschmit, L., Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Otte, Dr. theol. in Merseburg.
Schöne, Dr., Geh. Reg.-Rath und General-Director der Königl. Museen in Berlin.
Urlichs, Dr. von, Hofrath und Professor in Würzburg.

### Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr., Exc., Staatsminister a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptm. in Clausthal.
Achenbach, Joh., Rentner in Hann.-Münden.
Adler, Geh. R., Baurath u. Prof. in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
Alberts, Buchhändler in Oberwesel.
**Aldenkirchen**, Rector, ausw. Secr. in Viersen.
Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Otto, Commerzienrath in Mülheim a. Rhein.
Antiken-Cabinet in Giessen.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Arndts, Max in Cöln.
Asbach, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Asschenfeldt, Hauptm. a. D. u. Rittergutsbesitzer zu Ohrfeld in Schleswig.
Ayx, Freiherr von, Landrath in Euskirchen.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.
Baedeker, J., Buchhändler in Essen.
Barbet de Jouy in Paris.
Bardeleben, Dr. von, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Oberpräsident in Coblenz.

1) Der Vorstand ersucht Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen, den Wohnorten etc. gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

**Bartels**, ausw. Secr., Pfarrer in Alterkülz.
Basilewsky, Alexandre in Paris.
Baunscheidt, Gutsbes. in Endenich.
Beck, Dr., Seminardirector in Linnich.
Becker, Dr., Oberbürgermeister in Cöln.
**Becker**, Dr., ausw. Secr., Professor in Frankfurt a. M.
Becker, Dr., Staatsarchivar in Coblenz.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg. Rittergutsbesitzer in Flamersheim.
Benrath, Dr., Professor in Bonn.
Bennert, J. E., Kaufmann in Cöln.
Bergau, Professor in Nürnberg.
Berlepsch, Frhr. von, Regierungs-Vice-Präsident in Coblenz.
Bernau, Arnold, Justizrath in Ruhrort.
Bernoulli, Dr., Prof. in Basel.
Bernuth, von, Reg.-Präsid. in Cöln.
Besselich, Kaufmann in Trier.
Bettingen, Landgerichtsrath in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek, Ständ. Landes- in Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Coblenz.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliotéca-Nazionale in Florenz.
Bibliothek d. Etrur. Mus. in Florenz.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universit. Freiburg in B.
Bibliothek, Stifts- in St. Gallen.
Bibliothek der Universität Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek d. Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek der Akademie Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Perugia.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Universität Strassburg.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek der Universität Utrecht.
Bibliothek, Gräfl. Stolberg'sche in Wernigerode.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr., Gym.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Professor in Bonn.
Blanchart-Surlet, Baron de, Schloss Lexhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blank, E., Kaufmann in Elberfeld.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
**Boch**, ausw. Secretär, Geh. Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. iur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boecking, Rud., Hüttenbesitzer zu Hallbergerhütte b. Saarbrücken.
Boeddicker, Dr., Sanit.-R. in Iserlohn.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boeker, H. H., Rentner in Bonn.
Bone, Dr., Gymnas.-Oberlehrer in Cöln.
Borggreve, Wegb.-Insp. in Kreuznach.
Borret. Dr. in Vogelensang.
Bossler, Dr., Carl, Gymnasiallehrer in Darmstadt.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakad. in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
Braselmann, Albert, Kaufmann in Beienburg b. Schwelm.
Brassert, Dr., Berghauptmann in Bonn.
Braun, Dr., Justizrath, Rechtsanwalt in Leipzig.
Brend'amour, R., Inhaber d. Xylogr. Instituts in Düsseldorf.
Broicher, Landgerichtsrath in Bonn.
Bruck, Emil vom, Com.-Rath in Crefeld.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-R., Prof. in Bonn.
Bücklers, Geh. Commerzienr. in Dülken.
Bürgermeisterei Remagen.
Bürgerschule, Höhere in Bonn.
Bürgerschule, Höhere in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
**Bursian**, Dr., ausw. Secr., Prof. in München.
Bylandt-Rheydt, Graf von, Major a. D. und Rittergutsbes. in Bonn.
Cahn, Albert, Bankier in Bonn.
Camphausen, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister a. D. in Cöln.
Camphausen, August, Geh. Commerzienrath in Cöln.
Cappell, Landgerichtsrath in Essen.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf von, in Godesberg.
Cauer, C., Bildhauer in Creuznach.
Cetto, Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
Christ, Carl, Gelehrter in Heidelberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.

Claer, Alex. von, Lieutenant a. D. und Steuerempfänger in Bonn.
Claer, Eberhard von, Referendar a. D. und Rentner in Bonn.
Clavé v. Bouhaben, Gutsbes. in Cöln.
**Conrads**, Dr., ausw. Secr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer in Essen.
Conrady, Kreisrichter a. D. in Miltenberg.
Conservatorium der Alterthümer, Grossherzogl. Badisches in Carlsruhe.
Conze, Dr., Prof. u. Abtheil.-Director am k. Museum in Berlin.
Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg.
Cornelius, Dr., Professor in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cremer, Pfarrer in Echtz b. Düren.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Trier.
Culemann, Senator in Hannover.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Curtius, Dr., Geh. R., Professor in Berlin.
Curtius, Julius, Commerzienrath in Duisburg.
Deichmann-Schaaffhausen, Frau, Geh. Comm.-Räthin in Vaduz.
Delhoven, Jac., Gutsbes. in Dormagen.
Delius, Dr., Professor in Bonn.
**Delius**, O., ausw. Secr., Bauinspector in Coblenz.
Delius, Landrath in Mayen.
Diderichs, Hypothek.-Bewahrer a. D. und Landgerichts-Assessor in Bonn.
Dieckhoff, Baurath in Aachen.
Dieffenbach, Dr. in Bonn.
Diergardt, Freih. von, in Morsbruch.
Dilthey, Dr., Professor in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeister in Bonn.
Dommerich, Frau Emma, geb. Weyhe in Poppelsdorf.
Drewke, Dr., Rechtsanwalt in Cöln.
**Dütschke**, Dr., ausw. Secr., Oberlehrer in Burg b. Magdeburg.
Duhr, Dr., Arzt in Coblenz.
Duncker, Dr., Bibliothekar der ständischen Bibl. in Cassel.
Eckstein, Dr., Rect. u. Prof. in Leipzig.
Eltz, Graf in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Endert, Dr. van, Caplan in Bonn.
Endrulat, Dr., Archivar in Wetzlar.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, Dr., Kreisschulinspector in Malmedy.
Essingh, H., Kaufmann in Cöln.
Evans, John zu Nash-Mills in England.
Eynern, Ernst von, Kaufm. in Barmen.
Eynern, Peter von, Kaufm. in Barmen.
Finkelnburg, Prof. Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Firmenich-Richarz, Frau Prof. Dr. in Bonn.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Flasch, Dr., Professor in Würzburg.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Florencourt, Chassot von, in Berlin.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Franssen, Pfarrer zu Ittervort b. Roermond, holl. Limburg.
Frenken, Dr., Domcapitular in Cöln.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor in Königsberg in Pr.
Friedrich, Carl, Gelehrter in Nürnberg.
Frings, Frau Commerzienrath Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Bayenthal b. Cöln.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fulda, Dr., Director des Gymnasiums in Sangerhausen.
Fuss, Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Bedburg.
Fussbahn, Fabrikbesitzer in Neuwied.
Gaedechens, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
**Galiffe**, Dr., ausw. Secr., Prof. in Genf.
Gatzen, Amtsrichter in Tholey.
Geiger, Poliz.-Präs. a. D. in Coblenz.
Georgi, C. H., Buchdruckereibesitzer in Aachen.
Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Gewerbeschule, Prov.- in Aachen.
Gewerbeschule, Städt. in Remscheid.
Geyr-Schweppenburg, Freih. von, Rittergutsbesitzer in Aachen.
Goebbels, Caplan an St. Maria im Capitol in Cöln.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, G., Reg.-u. Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Groote, von, Landrath in Ahrweiler

Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guichard, Kreisbaumeister in Prüm.
Guilleaume, Frz., Fabrikbes. in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Friedrich-Wilh.- in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Constanz.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Hersfeld.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.
Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten- in Wiesbaden.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, J., Präs. d. arch. Ges. d. Hrz. Limburg in Bergh b. Maastricht.
Hagemeister, von, Reg.-Präsident in Düsseldorf.
Hammers, Ober-Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Haniel, Paul, Landrath in Mülheim a. d. Ruhr.
Hanstein, Peter, Buchhändl. in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann und Fabrikbesitzer in Lennep.
Harless, Dr., Geh. Archivrath, Staatsarchivar in Düsseldorf.
Hasskarl, Dr. in Cleve.
Haubrich, Pastor in Nohn.
**Haug**, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Haugh, Dr., Senatspräsident in Cöln.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Freih. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Hegert, Dr., Archivrath und Staatsarchivar in Berlin.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Heinsberg, von, Landrath in Neuss.
Heister, von, Bruno, Rentner in Düsseldorf.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufm. in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andernach.
Hermann, G., Hauptm. a. D. in Bonn.
Hermeling, Pfarrer in Kirspenich bei Münstereifel.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herstatt, Friedr. Joh. Dav. in Cöln.
Hess, Notar in Ahrweiler.
Hettner, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Professor in Cöln.
Heydemann, Dr., Professor in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, Frh. v. d., Landrath in Malmedy.
Hilgers, Freih. von, Generalmajor in Braunschweig.
Hilgers, Dr., Dir. d. Realsch. in Aachen.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Hochgürtel, Buchhändler in Bonn.
Hoesch, Gustav, Kaufmann in Düren.
Hohenzollern, Se. Hoheit Erbprinz von, in Sigmaringen.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Höpfner, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Hövel, Freiherr von, Landrath in Essen.
Holzer, Dr., Domprobst in Trier.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Horn, Pfarrer in Cöln.
Hoyer, Lieutn. im 2. westfäl. Husaren-Regiment Nr. 11 in Düsseldorf.

Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Hünnekes, Dr., Progymn.-Rector in Prüm.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Humann, Georg in Essen.
Hupertz, General-Dir. in Mechernich.
Huyssen, Milit.-Oberpfarrer in Altona.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam. in Hard b. Bregenz.
Jentges, W., Kaufmann in Crefeld.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Jost, J. B. Dom. in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Junker, C. A., Bauinspector in Erfurt.
Junkerstorff, Carl, Kaufmann in Düsseldorf.
Kaentzeler, P., städt. Archivar in Aachen.
**Karcher**, ausw. Secr., Fabrikbesitzer in Saarbrücken.
Karthaus, C., Commerzienr. in Barmen.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Dr. Jakob, Reallehrer in Mainz.
Keller, Jul., Religionslehrer in Brühl.
Keller, O., Professor in Prag.
Keller, Fabrikbesitzer in Bonn.
Kempf, Premier-Lieutenant im Ingenieur-Corps und Lehrer der Kriegsschule in Anclam.
Kessel, Dr., Canonikus in Aachen.
Klein, Dr. Jos., Privatdocent in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knebel, Landrath in Beckingen a. d. Saar.
Koch, Heinr. Hub., Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constantin, Bildhauer in Neuss.
Koenig, Leop., Commerzienrath in Bonn.
Koenigs, Commerzienrath in Cöln.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kohl, Gymn.-Oberlehrer in Kreuznach.
Kolb, Fr., General-Director in Viersen.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramarczik, Gymn.-Direct. in Ratibor.
**Kraus**, Dr., Prof. und ausw. Secr. in Freiburg i. B.
Kreisbibliothek in Lennep.
Kreuser, Carl, Rentner in Bonn.
Krüger, Herm., Landschaftsmaler in Düsseldorf.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kühlwetter, von, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Oberpräsident in Münster.
Küppers, Dr., Sem.-Direct. in Siegburg.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Lamprecht, Dr., Privatdoc. in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Hugo, Landes-Director der Rheinprovinz in Düsseldorf.
Lange, Dr. L., Professor in Leipzig.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Lehfeldt, Dr. Paul, Privatdocent a. d. techn. Hochschule in Berlin.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lempertz, M., Rentner in Bonn.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdl. in Cöln.
Lennep, van in Zeist.
Leutsch, Dr. von, Geh. Hofrath u. Professor in Göttingen.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium in Cambridge.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Leyen, von der, Emil in Bonn.
Leykam, Freih. von, zu Schloss Elsum b. Wassenberg.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Linden, Anton in Düren.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Graf von, zu Schloss Wissen b. Geldern.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Loeschigk, Rentner in Bonn.
Lohaus, Regierungsrath in Trier.
Lübbert, Dr., Professor in Bonn.
**Lübke, von**, Dr., ausw. Secr., Professor in Stuttgart.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Martin, A. F., Maler in Roermond.
Mayer, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.
Meester, de, de Ravestein, Ministre plénip. zu Schloss Ravestein bei Mecheln.
Mehler, Dr., Gymnasial-Director in Sneek in Holland.
**Mehlis**, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
Merck, Pfarrer u. Rector in Meisenheim.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Mevissen, Geh. Commerzienr. in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.

Milani, Kaufmann in Frankfurt a. M.
Milz, Dr., Professor und erster Gymn.-Oberlehrer in Aachen.
Mirbach, W. Graf von, zu Schloss Harff.
Mirbach, Frhr. von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Mitscher, Landger.-Director in Cöln.
Möller, F., Oberlehrer am Lyceum in Metz.
Mörner v. Morlande, Graf in Roisdorf.
Mohr, Professor, Dombildhauer in Cöln.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
**Mooren**, Dr., ausw. Secr., Pfarrer, Ehren-Präsident des hist. Vereins f. d. Niederrhein in Wachtendonk.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenhoff, Dr. K., Prof., Mitglied der Akad. der Wissensch. in Berlin.
Müller, Dr. med. in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Bornhofen b. Camp am Rhein.
Münz- u. Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum in Nymwegen.
Musiel, Laurent von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn b. Saarburg.
Naeher, Ingenieur in Carlsruhe.
Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Nels, Dr., Kreisphysikus in Bittburg.
Neufville, W. von, Rentner in Bonn.
Nissen, Dr. H., Professor in Strassburg.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Nolte, Dr., Buchhändler in Bonn.
Nottberg, Reinh., Kaufm. in Elberfeld.
Obernier, Dr., Prof. in Bonn.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer in Carlsruhe.
Oeder, George, Landschaftsmaler in Düsseldorf.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Orth, Pfarrer in Wismannsdorf b. Bitburg.
**Overbeck**, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Cornelimünster.
**Paulus**, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Rector in Montjoie.
Peill, Rentner zu Haus Römlinghoven bei Obercassel.
Perthes, Dr., Geh. Hofrath u. Gymnas.-Dir. a. D. in Bonn.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Assessor in Bonn.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Director des Landarmen-Wesens zu Münster in Westfalen.
**Pleyte**, Dr., W., ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Plitt, Dr., Professor, Pfarrer in Dossenheim bei Heidelberg.
**Pohl**, Dr., ausw. Secr., Rector in Linz.
Polytechnicum in Aachen.
Pommer-Esche, von, Geh. Regierungsrath in Strassburg.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Prinzen, Handelsgerichts-Präsident in M.-Gladbach.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath z. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Bruchsal.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Euskirchen.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Siegburg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Raderschatt, Kaufmann in Cöln.
Radziwill, Durchlaucht Prinz Edmund, Vicar in Ostrowo, Prov. Posen.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Rath, von, Rittergutsbesitzer u. Präsid. d. landw. Vereins für Rheinpreussen in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Emil vom, in Cöln.
Rath, Th. vom, in Mehlem.
Rautenstrauch, Valentin, Commerzienrath in Trier.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rautert, Oskar in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Duisburg.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Elberfeld.

Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Gymnasium in Witten.
Real-Progymnsium in Bocholt.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Lennep.
Real-Progymnasium in Lüdenscheid.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Schwelm.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Essen.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Reitzenstein, Freih. von, Namens des Bez.-Präsidiums f. Lothringen in Metz.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reumont, Dr. von, Geh. Legationsrath in Aachen.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Rheinen, Hermann, Rentner zu Villa Herresberg b. Remagen.
Richarz, Dr., Geh. Sanitätsr. in Endenich.
Ridder, Victor, Pharmazeut in Neuss.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, Membre de l'Institut de France in Paris.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rohdewald, Gymnasial-Director in Burgsteinfurt.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rosen, Freiherr von, Oberst und Regiments-Commandeur in Mainz.
Rossbach, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Roth, Fr., Bergrath in Burbach bei Siegen.
Ruhr, Jacob, Kaufmann in Euskirchen.
Rumpel, Apotheker in Düren.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann, Graf von, in Bonn.
Salzenberg, Geh. O.-Baurath in Berlin.
Sandt, von, Landrath in Bonn.
Sarter, Baron von, zu Schloss Drachenburg b. Königswinter.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schaaffhausen, Theod., Rentn. in Bonn.
Schady, Dr., Bibliothekar an der Univ.-Bibl. in Heidelberg.
Schaefer, Dr., Professor in Bonn.
Schaefer, Ferd., Rentner in Bonn.
Schaffner, Dr., Medicinalrath in Meisenheim.
Scharfenberg, von, Lieutenant à la suite im Königshusaren-Reg., Gut Kalkhof b. Wanfried bei Cassel.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Scheele, Post-Director in Bonn.
Scheibler, Guido, Kaufm. in Crefeld.
Scheins, Dr., Gymn.-Oberl. in Cöln.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Scherer, Dr., Professor in Berlin.
Schickler, Ferd. in Berlin.
Schilling, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Cöln.
Schillings-Englerth, Bürgermeister in Gürzenich.
Schleicher, C., Commerzienr. in Düren.
Schlottmann, Dr., Prof. in Halle a. S.
Schlünkes, Dr., Propst an dem Collegiatstift in Aachen.
Schlumberger, Jean, Fabrikbesitz. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmelz, C. O., Kaufmann in Bonn.
Schmidt, Oberbaurath u. Prof. in Wien.
Schmithals, Rentner in Bonn.
**Schmitt**, Dr., ausw. Secr., Arzt in Münstermaifeld.
**Schneider**, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr., Domprábendat in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnütgen, Domvicar in Cöln.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schönfeld, Frederick, Baumeister in Grenzhausen.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster in Westf.
Schulz, Caplan in Aachen.
Schulz, Dr., Prof. in Prag.
Schwabe, Dr. L., Prof. in Tübingen.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Schwickerath, C. J., Kaufmann in Ehrenbreitstein.
Schwoerbel, Rector in Deutz.
Seidemann, Architect in Bonn.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Soest.
Senfft-Pilsach, Freiherr von, Kreisdirector in Hagenau im Elsass.
Settegast, Landgerichts-Director in Coblenz.

Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Seyssel d'Aix, Graf, Oberst in Düsseldorf.
Simon, Wilh., Lederfabrikant in Kirn.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissenschaften zu Amsterdam in Arnheim.
Snethlage, Consistorial-Präsident in Coblenz.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Spankeren, von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Spee, Graf, Canonikus in Aachen.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, Oberstlieutenant im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Stahlknecht, H., Rentner in Bonn.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrik. in Malmedy.
Stier, Hauptmann a. D. in Berlin.
Stier, Dr., Ober-Stabs- und Garnisons-Arzt in Breslau.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth b. Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
**Straub**, Dr., ausw. Secr., Canonikus in Strassburg.
Strauss, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Strubberg, von, Gen.-Lieut., General-Inspecteur des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Stumm, Carl, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Swertz, Albert, Kaufmann in Bonn.
Szczepanski, von, Hauptmann und Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Terwelp, Dr., Gymnasiallehrer in Andernach.
Thiele, Dr., Gymnas.-Director in Barmen.
Thoma, Architect in Bonn.
Török, Dr. Aurel von, Professor in Budapest.
Tornow, Bezirks- und Dombaumeister in Metz.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Uckermann, H., Kaufmann in Cöln.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Ungermann, Dr., Gymnas.-Director in Münstereifel.
Usener, Dr., Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Veith, von, General-Major z. D. in Bonn.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Geschichts- und Alterthumskunde in Düsseldorf.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voigtländer, Buchhdl. in Kreuznach.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wagner, Geh. Commerz.-R. in Aachen.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Dr., Gymn.-Dir. in Bonn.
Wandesleben, Friedr. zu Stromberger-Neuhütte.
Weber, Rechtsanwalt in Aachen.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weerth, Dr. aus'm, Prof. in Kessenich.
Weerth, aus'm, Bürgermeister in Bingerbrück.
Weerth, Aug. de, Rentn. in Elberfeld.
Wegeler, Dr., Geh. Medicinalrath in Coblenz.
Weise, von, Oberbürgermeister in Aachen.
Weiss, Professor, Director d. k. Kupferstichcabinets in Berlin.
Wende, Dr., Realschullehrer in Bonn.
Wendelstadt, Victor, Commerzienrath in Godesberg.
Werner, von, Cabinetsrath in Düsseldorf.
Werner, Lieut. u. Adjutant in Saarlouis.
Weyer, Stadtbaumeister in Cöln.
Weyermann, Franz, Gutsbesitzer in Hagerhof b. Honnef.
Weyhe, Dr. Ernst, Gymnasiallehrer in Seehausen i. d. Altmark.
Wiecker, Gymnasial-Oberlehrer in Hildesheim.
Wied, Durchlaucht Fürst in Neuwied.
**Wieseler**, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.
Winckler, H. G., Kaufm. in Hamburg.
Wings, Dr., Apotheker in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Witkop, Pet., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Woermann, Dr. C., Director der k. Gemälde-Gallerie in Dresden.
Wolf, General-Major z. D. in Berlin.
Wolff, Kaufmann in Cöln.
Woyna, Exc. von, Gouverneur in Mainz.

Wright, von, Exc., Gen.-Lieut. in Metz.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Steuereinnehmer in Bonn.
Wüsten, Frau, Gutsbesitzerin in Wüstenrode b. Stolberg.
Wulfert, Dr., Gymnasial-Director in Kreuznach.
**Zangemeister**, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.
Zehme, Walther Dr., Director der Gewerbeschule in Barmen.
Zengeler, Reg.-Baumeister in Bonn.
Zervas, Joseph, Kaufmann in Cöln.

## Ausserordentliche Mitglieder.

Aebi, Dr., Chorherr in Beromünster im Kanton Luzern.
Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Förster, Dr., Professor in Aachen.
Gamurrini, Director des Etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P. Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Mella, Graf Eduard in Vercelli.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbinderm. i. Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

---

# Verzeichniss

## sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Dieckhoff. Foerster. Georgi. von Geyr - Schweppenburg. Gymnasium. Hilgers. Kaentzeler. Kessel. Milz. Polytechnicum. Provinz.-Gewerbeschule. von Reumont. Schlünkes. Schulz. Schwan. Spee. Startz. Wagner. Weber. von Weise. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Ahrweiler: von Groote. Hess.
Alfter: Jörissen.
Alterkülz: Bartels.
Altona: Huyssen.
Amsterdam: van Hillegom.
Anclam: Kempf.
Andernach: Frau Herfeld. Progymnasium. Terwelp.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Attendorn: Gymnasium.
Barmen: Blank. E. von Eynern. P. von Eynern. Karthaus. Stadtbibliothek. Thiele. Zehme.
Basel: Bernoulli. Universitäts-Bibliothek.
Bayenthal b. Cöln: Fuchs.
Beckingen a. d. Saar: Knebel.
Bedburg: Fuss. Ritter-Akademie.
Beienburg: Braselmann.
Bergh: Habets.
Berlin: Adler. Aegidi. Bracht. Conze. v. Cuny. Curtius. Dobbert. v. Florencourt. Gen.-Verwalt. der k. Museen. Greiff. Hegert. Hübner. Jaehns. Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen. Lehfeldt. Liebenow. Müllenhoff. Piper. Prüfer. Salzenberg. Scherer. Schickler. Schoene. Spitz. Stier. von Strubberg. Vahlen. Weiss. Wolf.
Beromünster: Aebi.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Bielefeld: Nitzsch.
Bingerbrück: aus'm Weerth.
Bitburg: Nels.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bocholt: Real-Progymnasium.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Asbach. Benrath. Binz. H. H. Böker. Brassert. Broicher. Bücheler. Bürgerschule. Graf von Bylandt. Cahn. Al. von Claer. Eb. von Claer. v. Dechen. Delius. Diderichs. Dieffenbach. v. Diergardt. Doetsch. Eltzbacher. van Endert. Engelskirchen. Frl. Eskens. Frau Firmenich - Richarz. Fricke. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guilleaume. Gymnasium. Hanstein. Hauptmann. Henry. Hermann. Hochgürtel. Alex.

Hüffer. Herm. Hüffer. Kaufmann. R. Kekulé. Keller. Klein. Klingholz. Leop. König. Krafft. Kreuser. Lamprecht. Lempertz. von der Leyen. Leydel. Loersch. Loeschigk. Lübbert. Märtens. Marcus. von Mirbach. von Neufville. Nolte. Obernier. Perthes. Pick. Prieger. von Proff-Irnich. Reinkens. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Rossbach. Graf von Salm-Hoogstraeten. von Sandt. H. Schaaffhausen. Th. Schaaffhausen. A. Schaefer. F. Schaefer. Scheele. Schmelz. Schmithals. Schneider. Seidemann. Simrock. von Spankeren. Spee. Stahlknecht. Strauss. Swertz. Thoma. Usener. de la Valette St. George. Veit. von Veith. van Vleuten. Waldeyer. Wende. Wuerst. Zartmann. Zengeler.

Boppard: Scheppe. Schlad.

Bornhofen: Müller.

Braunfels: Prinz Solms.

Braunschweig: von Hilgers.

Breslau: Stier.

Bruchsal: Progymnasium.

Brühl: Alleker. Keller.

Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.

Budapest: von Török.

Burbach b. Siegen: Roth.

Burg: Dütschke.

Burgsteinfurt: Rohdewald.

**C**ambridge: Lewis.

Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. Naeher. Oberschulrath.

Cassel: Duncker. Gymnasium. Ständ. Landesbibliothek.

Charlottenburg: Mommsen.

Clausthal: Achenbach.

Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Hasskarl. Stadtbibliothek.

Coblenz: von Bardeleben. Becker. Berlepsch. Binsfeld. Civil-Casino. Delius. Duhr. Geiger. Gymnasium. Höpfner. Landau. Settegast. Snethlage. Stadtbibliothek. Wegeler.

Coeln: Altmann. Aposteln-Gymnasium. Arndts. Becker. Bennert. von Bernuth. Bone. Camphausen. Exc. Aug. Camphausen. Clavé von Bouhaben. Drewke. Düntzer. Essingh. Frenken. Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Goebbels. Gottgetreu. Grüneberg. Haugh. Ed. Herstatt. Frdr. Joh. Dav. Herstatt. Heuser. Horn. Frau Aug. Joest. Eduard Joest. Jost. Kaiser-Wilhelm-Gymnasium. Königs. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnasium. Mayer. Merkens. Merlo. Mevissen. Michels. Mitscher. Mohr. Movius. Albert Frhr. von Oppenheim. Dagobert Oppenheim. Eduard Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Raderschatt. vom Rath, Emil. Rennen. Scheins. Schilling. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Uckermann. Voigtel. Weyer. Wiethase. von Wittgenstein. Wolff. Zervas.

Constanz: Gymnasium.

Cornelimünster: Pauls.

Crefeld: Emil vom Bruck. Gymnasium. Heimendahl. Jentges. von Randow. Schauenburg. Scheibler. Stadtbiblioth.

**D**armstadt: Bossler.

Deutz: Schwoerbel.

Dielingen: Arendt.

Dillenburg: Gymnasium.

Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.

Dormagen: Delhoven.

Dorsten: Progymnasium.

Dortmund: Prinz Schönaich. Histor. Verein.

Dossenheim: Plitt.

Drachenburg (Schloss): von Sarter.

Drensteinfurt: Frhr. von Landsberg.

Dresden: Fleckeisen. Hultsch. Woermann.

Dülken: Bücklers.

Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Gust. Hoesch. Linden. Rumpel. Schleicher. Schöller. Voss.

Dürkheim: Mehlis.

Düsseldorf: Brend'amour. Courth. Gymnasium. von Hagemeister. Hammers. Harloss. von Heister. Hoyer. Junckerstorff. Krüger. Frhr. Hugo von Landsberg-Steinfurt. Lieber. Oeler. Provinzial-Verwaltung. Rautert. Real-Gymnasium. Schneider. Seyssel d'Aix. von Szczepanski. Trinkaus. Verein für Geschichts- und Alterthumskunde. von Werner.

Duisburg: Curtius. Gymnasium. Real-Gymnasium. Schneider.

**E**chtz: Cremer.

Ehrenbreitstein: Schwickerath.

Ehrenfeld b. Cöln: Rauter.

Elberfeld: Emil Blank. Boeddinghaus. von Carnap. von Eynern. Gymnasium. Nottberg. Realgymnasium. de Weerth.

Elsum (Schloss) b. Wassenberg: Frhr. von Leykam.

Eltville: Graf Eltz.

Emmerich: Gymnasium.

Ems (Bad): Kur-Commission.

Endenich: Baunscheidt. Richarz.

Erfurt: Junker.

Essen: Baedeker. Cappell. Conrads.

Gymnasium. von Hövel. Humann. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Real-Progymnasium.
Euskirchen: v. Ayx. A. Herder. E. Herder. Progymnasium. Ruhr.
Flammersheim: Bemberg.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Bibl. Nazionale. Bibliothek des Etrurischen Museums. Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Becker. Koch. Milani. Stadtbibliothek.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Fulda: Goebel.
St. Gallen: Stiftsbibliothek.
Gebweiler: Schlumberger.
Genf: Galiffe.
Giessen: Antiken-Cabinet.
Gladbach: Prinzen. Gymnasium. Kühlen. Quack.
Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Schwann. Wendelstadt.
Goettingen: Dilthey. von Leutsch. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Grenzhausen: Schönfeld.
Gürzenich: Schillings-Englerth.
Hadamar: Gymnasium.
Hagenau im Elsass: Frhr. von Senfft-Pilsach.
Hagerhof b. Honnef: Weyermann.
Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.
Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: Stumm.
Hallbergerhütte b. Saarbrücken: Boecking.
Halle: Heydemann. Schlottmann. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek. Winckler.
Hamm: Falk.
Hanau: Gymnasium.
Hannover: Culemann.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff (Schloss), Kreis Bergheim: von Mirbach. Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Christ. Schady. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herresberg b. Remagen: Rheinen.
Hersfeld: Gymnasium.
Hildesheim: Wieker.
Höxter: Gymnasium.
Ilsenburg: Weber.
Immenburg: Flinsch.
Iserlohn: Boeddicker.
Ittervort: Franssen.
Jena: Gaedechens.
Kalkhof (Gut): von Scharffenberg.
Kessenich: aus'm Weerth.
Kirn: Simon.
Kirspenich b. Münstereifel: Hermeling.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. Cauer. Kohl. Voigtländer. Wulfert.
Langenberg: Conze.
Lauersfort: von Rath.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. du Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Braun. Eckstein. Lange. Overbeck. Springer.
Lennep: Hardt. Kreisbibliothek. Real-Progymnasium.
Lexhy (Schloss): de Blanchart-Surlet.
Linnich: Beck.
Linz: Pohl.
Lippstadt: Witkop.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks.
Lüdenscheid: Real-Progymnasium.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Mainz: Städt. Bibliothek. Keller. von Rosen. Schneider. von Woyna.
Malmedy: Esser. v. d. Heydt. de Noüe. Progymnasium. Steinbach.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium. Haug.
Marburg: Gymnasium.
Marienfels b. Remagen: Frau Frings.
Mayen: Delius.
Mechernich: Hupertz.
Mehlem: vom Rath.
Meisenheim: Merck. Schaffner.
Merseburg: Otte.
Mettlach: Boch.
Metz: Abel. Möller. Frh. v. Reitzenstein. Tornow. Verein f. Erdkunde. v. Wright.
Miltenberg: Conrady.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbruch: von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andrae.
Mülheim a. d. R.: Haniel. Realgymnas.
München: Brunn. Cornelius.
Hann. Münden: Achenbach.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Heereman. von Kühlwetter. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium. Ungermann.
Münstermayfeld: Schmitt.
Nash-Mills: Evans.
Neuss: Gymnasium. von Heinsberg. Koenen. Ridder. Sels.

Neuwied: Fürst Wied. Fussbahn. Gymnasium. Reusch.
Niedermendig: Müller.
Nohn (Kreis Adenau): Haubrich.
Nürnberg: Bergau. Friederich.
Nymwegen: Museum.
Oberwesel: Alberts.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Ohrfeld in Schleswig: Asschenfeldt.
Ostrowo: Prinz Radziwill.
Paris: Barbet. Basilewsky. Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Perugia: Universitäts-Bibliothek.
Poppelsdorf: Frau Dommerich. A. Kekulé.
Potsdam: Achenbach.
Prag: Keller. Schulz. Universitäts-Bibliothek.
Prüm: Guichard. Hünnekes.
Ratibor: Kramarczik.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remagen: Bürgermeisterei.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friederichs. Gewerbeschule.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roermond: Martin.
Römlinghoven (Haus) b. Obercassel: Peill.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Fiorelli. Helbig. Henzen. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Koerte.
Rüdesheim: Fonk.
Ruhrort: Bernau.
Rurich (Schloss) b. Erkelenz: von Hompesch.
Saarbrücken: Gymnasium. Karcher. Historischer Verein.
Saarlouis: Real-Progymnas. Werner.
Sangerhausen: Fulda.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoonbeeck (Schloss): Graf Renesse.
Schwelm: Real-Progymnasium.
Seehausen (Altmark): Weyhe.
Siegburg: Küppers. Progymnasium.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern. Erbprinz von Hohenzollern.
Sneek: Mehler.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium. Seminar.
Solingen: Real-Progymnasium.
Strassburg: Michaelis. Nissen. von Pommer-Esche. Straub. Universitäts-Bibliothek.
Stromberger Neuhütte (b. Stromberg): Wandesleben.
Stuttgart: von Lübke. Paulus.
Tauberbischofsheim: Progymnas.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): von Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Besselich. Bettingen. Cüppers. Gymnasium. Hettner. Holzer. Lintz. Lohaus. Mosler. Rautenstrauch. Realgymnasium. Seyffarth. Stadtbibliothek.
Tübingen: Schwabe. Universitäts-Bibliothek.
Turin: Promis.
Utrecht: Universitäts-Bibliothek.
Vaduz: Frau Deichmann.
Vercelli: Mella.
Viersen: Aldenkirchen. Real-Progymnasium. Greef. Haas. Heckmann. Kolb.
Vogelensang: Borret.
Wachtendonk: Mooren.
Wallerfangen: von Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Cetto. Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wernigerode: Bibliothek.
Wesel: Frowein. Gymnasium.
Wetzlar: Endrulat. Gymnasium.
Wien: Helder. K. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck.
Wismannsdorf b. Bitburg: Orth.
Wissen: Graf Loë.
Witten: Real-Gymnasium.
Worms: Alterthumsverein.
Würzburg: Flasch. von Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zülpich: Nagelschmitt.
Zürich: Blümner.

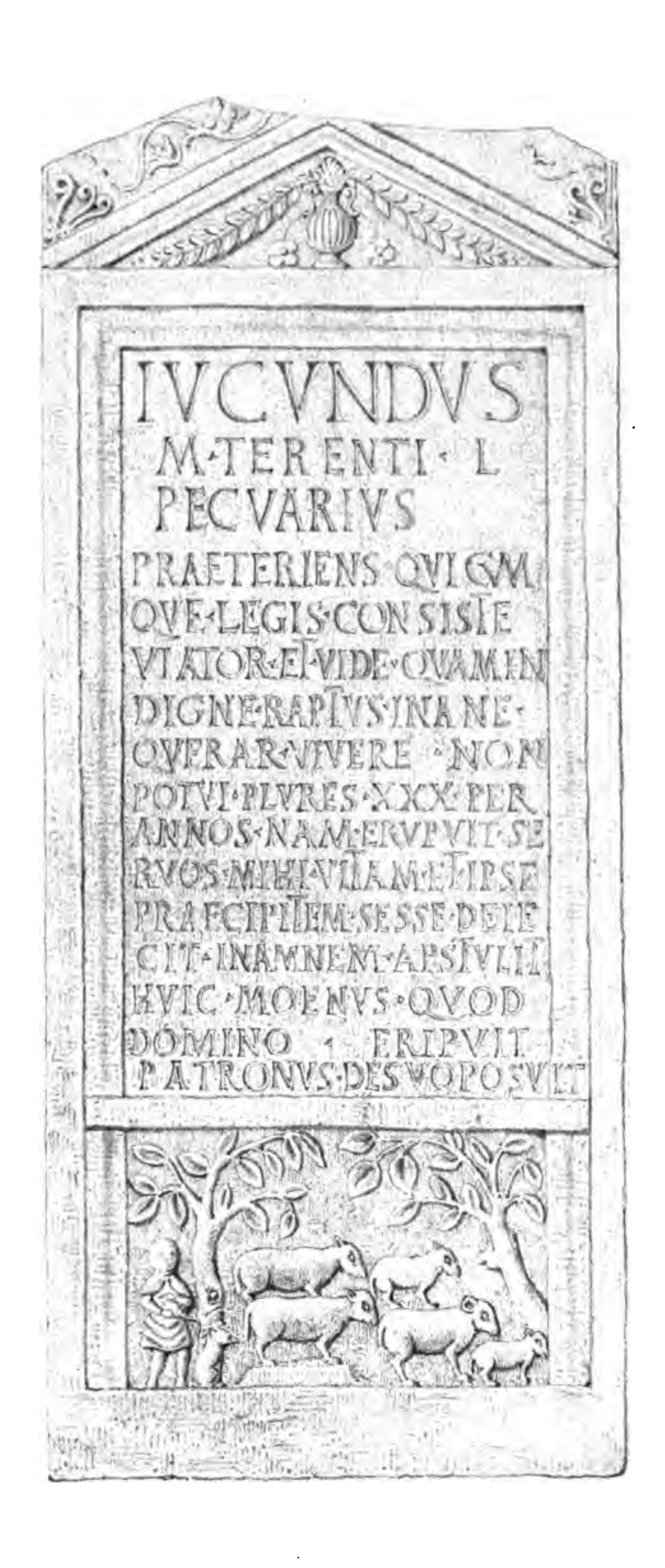
# Inhaltsverzeichniss.

---

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.








Lith. Jnst v A. Henry, Bonn.




2.



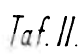

3.

1.



Lith. Jnst. v. A. Henry, Bonn.


Jahrb. d. Vereins v. Alterthums







2.




3.

1.

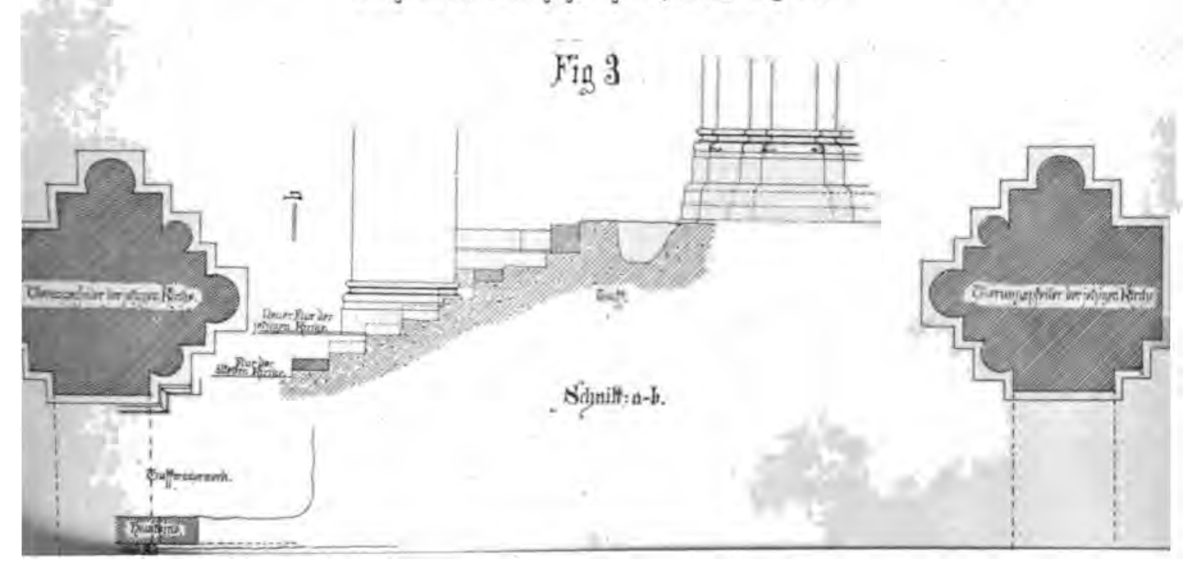


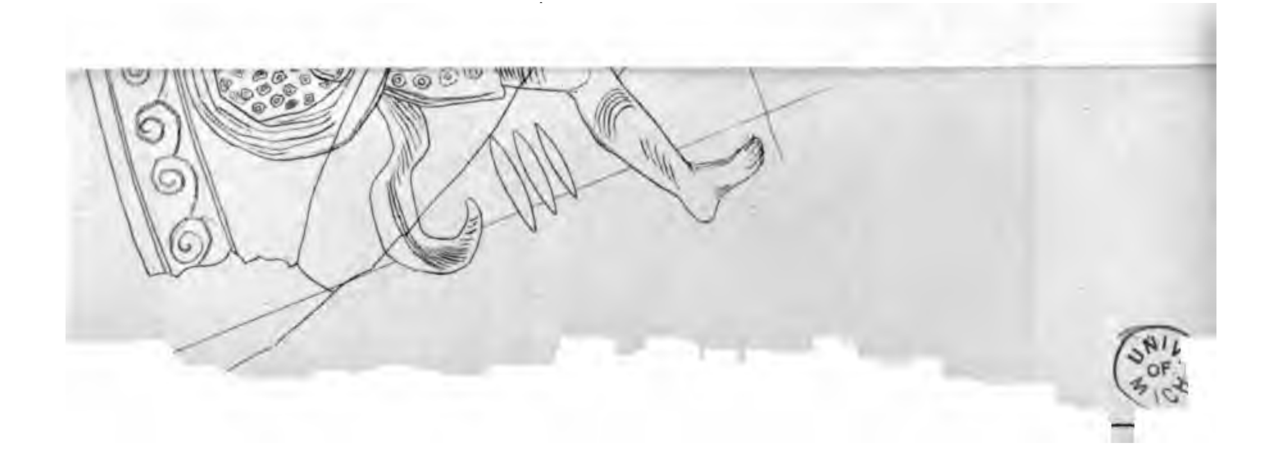
Lith. Jnst. v. A. Henry, Bonn

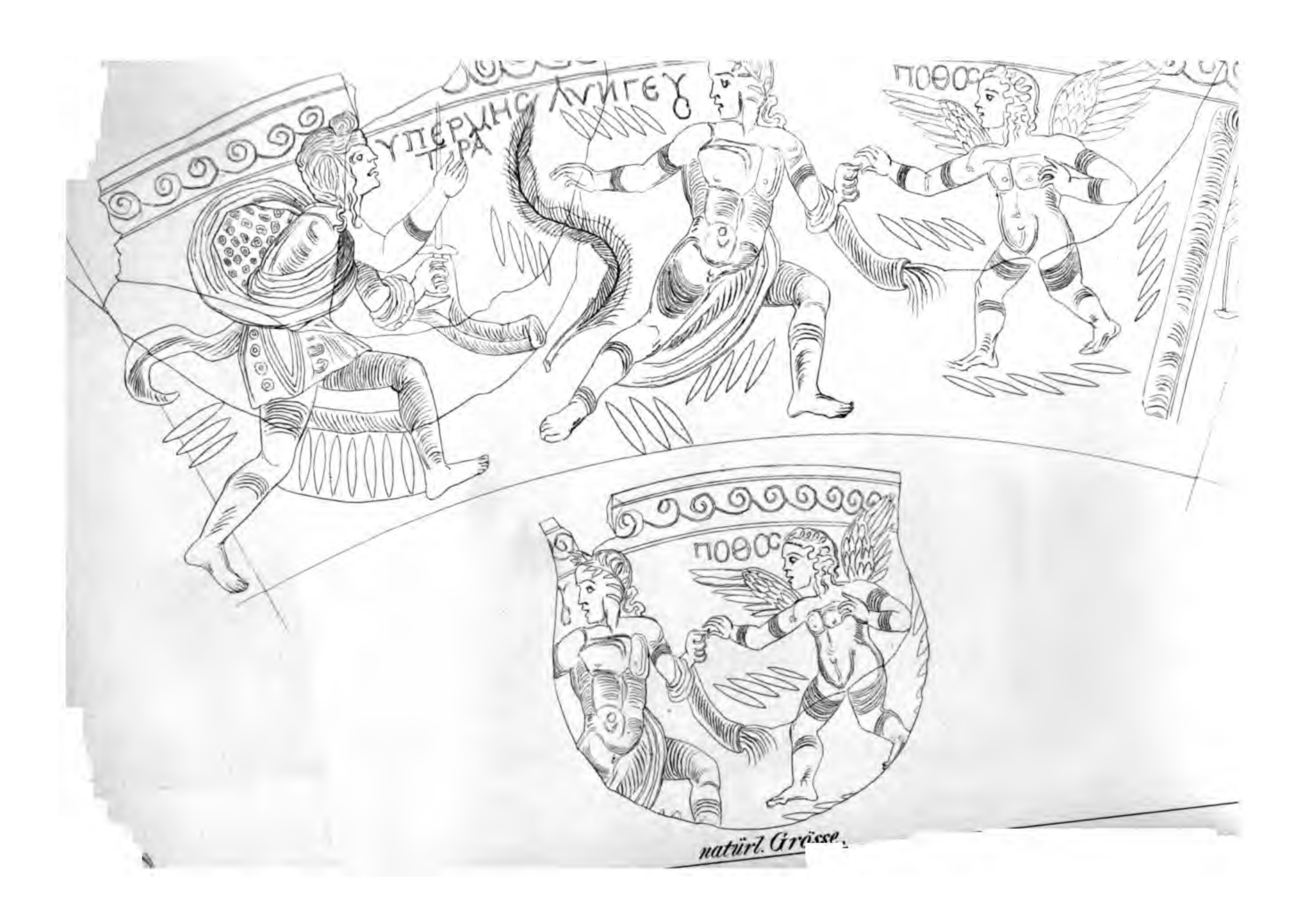




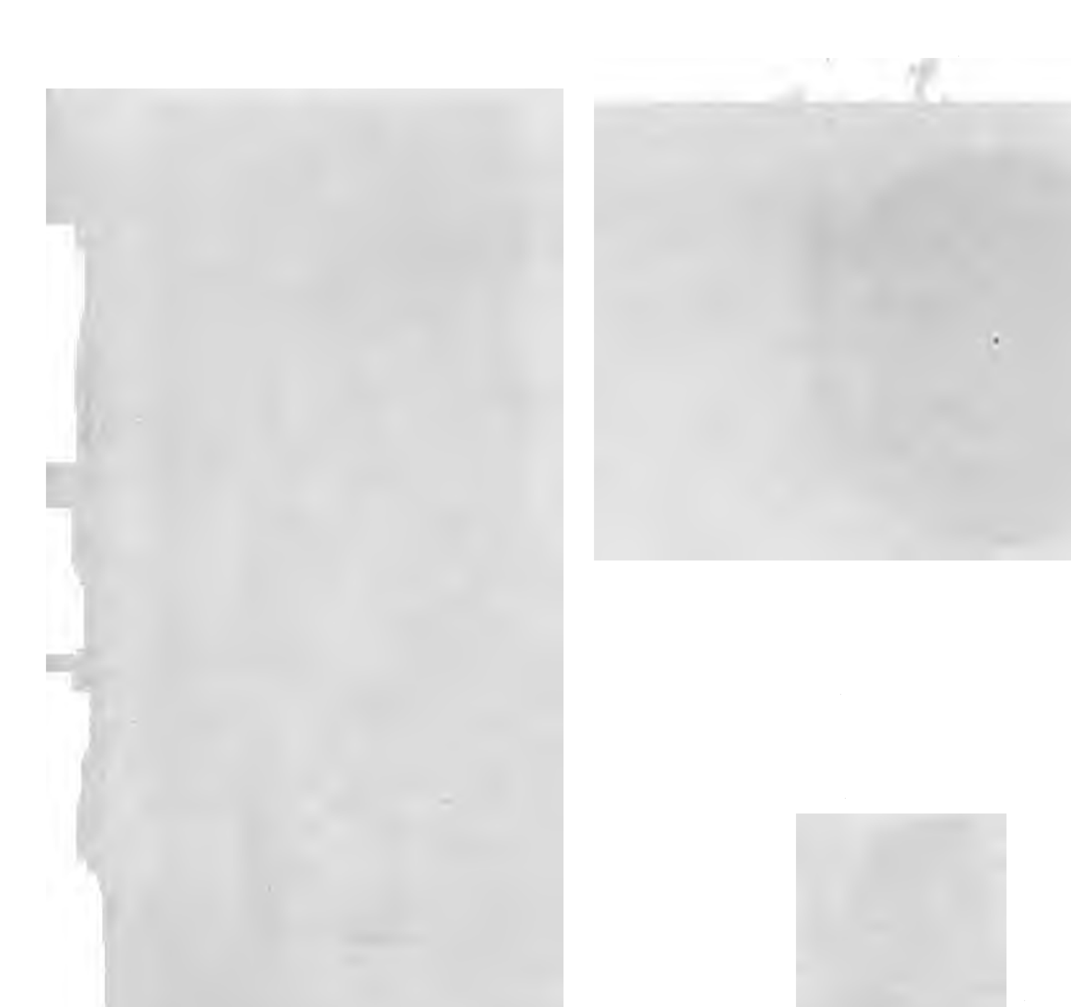
Fragment des muthmasslich ursprünglichen Flurbelags
nebst Chorstufen und Theilen des Krypta-Einganges der ältesten im 9. Jahrhundert
errichteten Stiftskirche zum heil. Quirinus in Neuss.





natürl. Grösse.



1. ½ n Gr.

2. ½ n. Gr.

3. ½ n Gr.

1a. ½ n Gr.

Grün Glasirte Thongefässe des Provinzial-Museums in Bonn.

Lith. Inst. v. A. Henry Bonn.

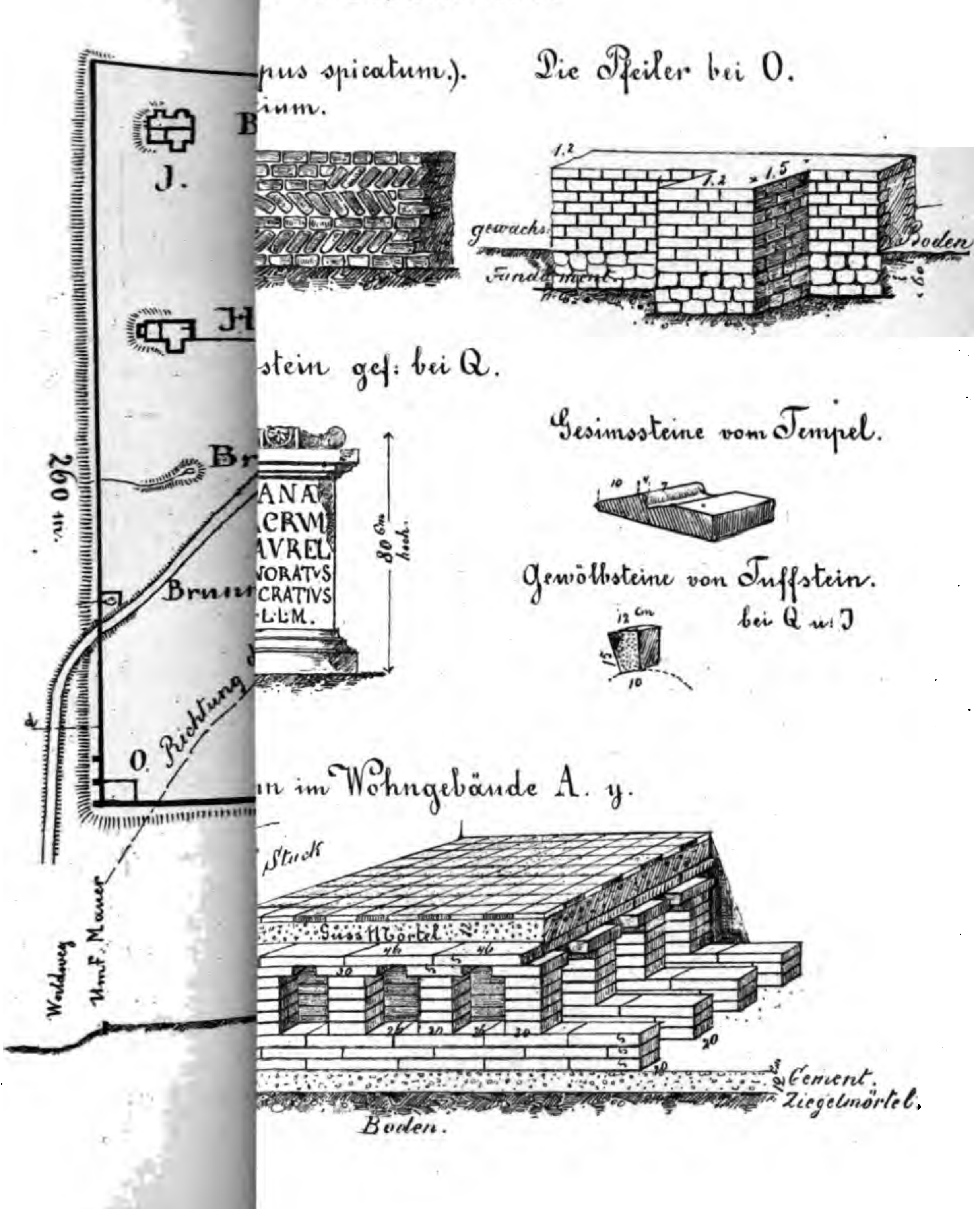


# Die Bertichildis-Inschrift zu Kempten bei Bingen



# Der Heiligenberg-Ringwall bei Heidelberg.

ei Messkirch.





# JAHRBÜCHER

DES

# VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

# RHEINLANDE.

---

HEFT LXXV.

MIT 5 TAFELN UND 1 HOLZSCHNITTE.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1883.

## Inhaltsverzeichniss.

### I. Geschichte und Denkmäler.



### II. Litteratur.



### III. Miscellen.

Inhaltsverzeichniss.

# I. Geschichte und Denkmäler.

## 1. Die Römerstrassen Cöln-Reims und Reims-Trier.

(Hierzu Tafel I.)

Strassenverbindungen von Reims mit Cöln und Trier hatten zur Zeit der römischen und fränkischen Herrschaft eine ganz andere Bedeutung als heutzutage, wo abgesehen von unsern Eisenbahnen, die jetzigen Chausseen jene drei Punkte nur noch auf Umwegen verbinden[1]). Der ehemalige Kultur-Austausch dieser drei Metropolen war einst durch grossartige Heerstrassen vermittelt, welche die römische Weltherrschaft als Mittel für ihre Zwecke anlegte, und manche wichtige historische Ereignisse jener fernen Zeit finden durch diese Römerstrassen ihren leitenden und erklärenden Faden (Attigny, Amel etc.). Meist sind die alten Römerdämme jetzt spurlos verschwunden. Ihre Reste erhielten sich oft nur in den dichten Wäldern und öden Haiden, und nur einzelne römische Meilensteine sprechen durch ihre Inschriften von den Zeiten der ersten Jahrhunderte n. Chr.

Jene wunderbaren Dämme durchzogen 30 Meilen weit den unwirthlichen Ardennerwald, der nach Cäsars Angabe B. G. VI, 29 vom Rhein bis zu den Nerviern und Remern reichte, verfolgten die Rücken der langgestreckten Höhenzüge, fanden die zweckmässigsten Uebergänge über tiefe Schluchten und breite Flüsse, als wären durch trigonometrische Netzlegung und durch gründlichste Terrainkenntniss die

1) Ich glaube es Herrn Professor Aus'm Weerth schuldig zu sein, wenn ich die Bemerkung hier anfüge, dass derselbe mir als eine Voraussetzung seiner Anschauungen des römischen Lebens am Rhein, schon vor zehn Jahren die Meinung aussprach, dass die Verbindungen der niederrheinischen Emporien mit Gallien direkt auf Reims hinweisen, mehr als auf Trier.

kürzesten, geraden und besten Linien in klaren Karten vorher niedergelegt. Diese Linien sind oft besser, aber auch rücksichtsloser gewählt als unsere jetzigen Chauseen, welche oft jene Strassen als Grundlage benutzten. Jedenfalls fanden die römischen Legionen schon zu Cäsars Zeit beim ersten Betreten des Landes ein reiches Strassennetz vor, da ihre Marschleistungen unsern heutigen Truppenmärschen entsprechen, gangbare Wege voraussetzen, um von der Seine und Rhone her so schnell den Rhein zu erreichen. Die später seit Kaiser Augustus erbauten römischen Heerstrassen charakterisiren sich als befestigte, organisirte Linien, sind schon deshalb in ihrer Zahl beschränkt, da die Römer nur für ihre militärischen Zwecke bauten, keine Zeit und Lust hatten, für die Landesbewohner Strassen anzulegen.

Wir unterscheiden deshalb für unsere Darstellung, welche bis über die französische Grenze auf persönlicher Anschauung durch Fussreisen seit dem Jahr 1874 beruht, hier und auf der beiliegenden Karte nur drei Arten von Strassen und Wegen:

> Römerstrassen für Truppenmärsche und Posten, auf Staatskosten erbaut und organisirt, ferner Landstrassen, „viae per pagos munitae“ (nach Siculus Flaccus) und Wege aus ältester Zeit, in verschiedenster Art und Breite, und endlich drittens unsre heutigen Chausseen.

Benutzt wurden:

1. Das Itinerar des Antonin und die Peutingersche Tafel nach Desjardin's Ausgabe, Paris 1869.
2. Die betreffenden Generalstabskarten.
3. Die Arbeiten des verstorbenen Oblt. Schmidt und des Prof. Schneider in den Bonner Jahrbüchern für Alterthumsfreunde im Rheinland.
4. Bergier histoire des grands chemins de l'empire Romain, Brüssel 1728.
5. Congrès archéologique de France, Jahrgang 1855 und 1861.
6. Vandermaelen carte archéologique de la Belgique, Brüssel 1862.
7. van Dessel topographie des voies Romaines de la Belgique, Brüssel 1877.
8. Publications de la société archéologique de Luxemburg etc.

## A. Römerstrasse Cöln-Reims.

Nur die Peutinger'sche Tafel giebt uns urkundliche Nachricht über diese Strasse durch folgende wenige Stations-Namen und Entfernungszahlen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Agrippina — | Munerica | VI | leugen |
| | Lindesina[1]) | XVI | » |
| | ........ | ........ | |
| Meduanto — | Mose | VIIII | » |
| | Noviomago | XXV | » |
| | Durocortoro | XII | » |

Vier von diesen Namen sind verschollen und bestritten, und ausser dem Anfang und Ende steht nur Mose fest, das heutige Mouzon, an der in die Karte eingezeichneten Maas. Als urkundliches Dokument bleibt uns dann noch der bei Zülpich gefundene Meilenstein, jetzt im Bonner Museum sub 129, so dass die übrige Feststellung der Strasse dem Terrainstudium mit Hülfe guter Specialkarten, und den Resultaten der archäologischen Forschungen in Belgien, Luxemburg, Frankreich überlassen bleibt.

### I. Cöln — Munerica VI leugen = 9 millien.

#### 1. Cöln-Efferer Bach bei Komar, 3 millien.

Die Römerstrasse nach Reims führte von der heutigen Hochstrasse in Cöln über den Neumarkt durch das Weyerthor. Hier lag bisher am Fuss des Glacis ein Stück Strassendamm 1 m hoch, oben 5,3 m breit, ein deutlicher Rest der alten Strasse, die vom Meterstein 0,4 unter der 8 m breiten, 1 bis 2 m hohen Luxemburger Chausee liegt, welche im Jahre 1853 erbaut wurde. Sie wird vom Duffesbach, später Efferer, dann Hürther Bach genannt, begleitet, welcher die Gräben des Weissen Hauses und des Klettenberg speist, deren Teiche und Dämme ehemaligen Mühlen angehören. Beim Meterstein 3,1 liegt in der Nähe des neuen Forts Komar, zwischen Chaussee und Efferenbach eine durchwühlte Höhe, 2 m hoch, von 70 m Durchmesser, davor eine muldenförmige Aushebung von 100 m Ausdehnung, 6 m Tiefe. Mag hier nun früher eine Ansiedelung oder eine Befestigung aus den Zeiten der Cölner

1) Nach Desjardins Peutinger'scher Tafel ist der Name Lindesina statt der früheren Lesart Indesina oder Undesina in der Wiener Originalkarte jetzt unzweifelhaft festgestellt.

Fehden gelegen haben, wir konstatiren vorläufig Lage und Entfernung dieses Punktes, 3 millien oder 4½ kilom. von der Hochstrasse in Cöln, um sub 2 darauf zurückzukommen.

In unmittelbarer Nähe dieses Punktes, 300 m westlich von der Römerstrasse liegt auf der Berrenrather Strasse nahe der neuen Ringstrasse, gleich anstehendem Fels, römisches Gusswerk, mit Unterbrechungen 45 m lang, 1½ m breit. Von demselben Material steht 600 m entfernt bei Neuenhof auf derselben Strasse ein 2½ m hoher Pfeiler, welcher früher ein Heiligenbild trug. Diese Steine sind Reste des Römerkanals, der von Hürth her in der Richtung über Fort V und in der Nähe des Weyerthors (Marsilstein) nach Cöln führte.

2. Komar-Kendenich, 3 millien.

Jener Kanal kam durch Efferen, bei dessen Kirche die Felder des Frohnhof zur mittelalterlichen Burg gehörten, in Urkunden vom Jahr 948 villa Everich genannt, vielleicht im Zusammenhange mit dem Namen der Eburonen. Auf der Erhebung des Frohnhof kamen seit langer Zeit römische Dachziegel zu Tage und die Sage spricht dort von einem Heidentempel auf dem Kirchhofe, wo früher die ältere Kirche stand.

Zwischen Efferen und der Hermülheimer Burg durchschneidet der Hürther Kanal zwei Mal den Bach, unter dessen Wasserspiegel der Kanal wie ein Wehr 200 m unterhalb der Burg sichtbar ist. Neben dem Burgweiher wurde der Kanal aufgedeckt, zeigt römisches Gusswerk, ist im Lichten ½ m breit, unten etwas schmaler. Auch oberhalb an der Scheilschen Villa ist er gefunden, doch ist sein Ursprung noch dunkel. Jedenfalls begleitet er unsre Römerstrasse, und bringt Prof. Nöggerath ihn mit den nahen Braunkohlenwerken bei Liblar in Verbindung, was allerdings noch nicht erwiesen ist.

Bei Hermülheim kreuzt jenen Kanal der grosse Eifel-Kanal in der Richtung auf Stotzheim, an der Römerstrasse 1 m unter der Oberfläche im Jahr 1880 aufgedeckt, 0,73 im Lichten breit, 1,46 m hoch. Ihn begleitet durch Hermülheim die alte Bonner Strasse, 4 bis 5 m breit, und ist zu hoffen, dass dieser Strasse auch weiter abwärts jener Kanal treu zur Seite bleiben wird, um die Auffindung seines weiteren Verlaufs zu erleichtern. Wir kommen bei der Trier-Cölner Strasse auf den merkwürdigen Eifel-Kanal zurück, der mit den Zügen der Römerstrassen im Zusammenhang steht, und verweisen hier auf den betreffenden Aufsatz des Pfarrer Maassen in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein vom Jahre 1882.

Von Hermülheim erhebt sich der Höhenzug der Ville allmälig, und die Römerstrasse ist dort eine Strecke weit als breiter Hohlweg in den nördlichen Abhang der Höhe eingeschnitten. Auf einem Bergvorsprunge dieser Erhebung, welcher 30 bis 40 m hoch das Rheinthal nach Cöln weithin überblickt, und wie ein vorgeschobenes Bastion den Zugang zur Ville deckt, liegt 300 m östlich vom Meterstein 7,6, also 3 millien von der ersten Station Komar, eine zweite Station bei Kendenich. Der Name Kendenich, im 10. Jahrhundert villa Cantenich, weist auf römischen Ursprung hin, und im Kataster heisst jene Höhe einfach der Steinacker, auf welchem noch im vorigen Jahrhundert Weinberge standen. Terrassen von 1 bis 4 m Höhe zeigen ein ehemaliges Viereck von 100 m Seitenlänge, von niedrigeren Parallelterrassen begleitet. Gerade geführte, stellenweise $^1/_2$ m erhöhte 3 m breite Wege führen von der Römerstrasse, von Kendenich und von Hermülheim her in die Mitte dieser ehemaligen Befestigung, an welche sich nach Hermülheim hin eine 6 m tiefe Grube von 80 m Durchmesser anschliesst, welche augenscheinlich einst als Cisterne diente. Von Menschenhänden gemacht, setzt diese Grube Anschüttungswälle voraus, die bei der exponirten Lage der Höhe im Lauf der Jahrhunderte verschwunden sind.

Da wir nun hier, früher bei Komar, und später am Villenhaus auf der Höhe der Ville drei solche Punkte finden, genau je 3 millien von einander und vom Ausgangspunkt Cöln entfernt, da eine grosse Zahl solcher regelmässig wechselnder Stationen später an unserer Strasse, an der Trier-Cölner und an der Rheinstrasse nachzuweisen ist, so erscheint es motivirt, in solchen Punkten befestigte Beobachtungs- und Signalstationen der Römerstrasse zu erkennen. Das Signalsystem reicht bekanntlich in die fernste Zeit, nach Aischylos Schilderung im Agamemnon sogar auf den Fall Troja's zurück, und Polybius giebt uns im 10. Buch seiner Geschichte Cap. 43—47 schon 2 Jahrhunderte v. Chr. eine Beschreibung der damaligen hohen Ausbildung dieses Systems, welches wohl unzweifelhaft zur Organisation der römischen Staatsstrassen gehörte. Für uns hat die Verfolgung solcher Stationen Bedeutung zur Feststellung dieser Strassen, sie ersetzen oft einigermassen die leider so seltenen Milliensteine. Aber es ist auch von Interesse die Punkte kennen zu lernen, vielleicht auch gelegentlich auf Grund jener Entfernungen, die freilich oft je nach der günstigen Lage der Punkte etwas schwanken, näher zu untersuchen, wo die Römer in grösseren oder kleineren Ansiedelungen Wacht hielten, wahrscheinlich auch die Strassen in Ordnung erhielten, Befehle und Nachrichten mit einer

Schnelligkeit beförderten, von der wir mehrfache glänzende Beispiele finden.

3. Kendenich-Munerica beim Villenhaus — 3 millien.

Die allmälig ansteigende Strasse hat im Allgemeinen die Richtung auf die Cölner Domthürme, zeigt bei den Metersteinen 9, 10,5 und 11,5 Reste der Römerstrasse, durch Gräben und Dämme 6 bis 8 m breit, links neben der Chaussee. Auf dem Höhenrücken der Ville, 200 m südlich von der Försterwohnung Villenhaus, beim Meterstein 12,8, liegt 15 m links neben der Chaussee im hochstämmigen Buchenwald mit seinem dichten Unterholz eine alte Befestigung mit ihren letzten Resten. Sie bildet ein Viereck mit stark abgerundeten Ecken, 60 m breit, 90 m lang, in welchem sich über einem noch 1 m tiefen 10 m breiten Graben Stücke eines 2 m hohen, oben 2 bis 3 m breiten Walles erheben. Von diesem Wall ist nur noch der nordöstliche Halbring erhalten. Im südlichen Theil des Vierecks liegt ein Teich oder Wasser-Reservoir 24 m lang 12 m breit, 4 m unter dem Niveau der Strasse, von einem abgerundeten Steilrand südlich eingefasst. Charakteristisch ist der Wall dadurch, dass er weniger als Brustwehr, mehr zum Auftritt diente, einst wahrscheinlich in römischer Art am äusseren Kronrande durch eine Pallisadirung verstärkt. Das Ganze trägt den Typus der kleinen Schanzen, die wir auf der Trajans-Säule und in schwachen Resten auf dem Hunsrück bei Waldesch, so wie bei Belgica in stärkeren Profilen finden. Als Unterkunftsraum trug die Schanze vielleicht einen Wartthurm, der in bekannter römischer Weise durch Stangengerüste leicht zu ersetzen war, um die Waldungen zu überblicken.

Die Bewohner nennen die Schanze Clause oder Klus im Sinne einer Sperrbefestigung auf der Höhe, während jede historische Ueberlieferung darüber schweigt. Beim Nachgraben und Aufsuchen schwarzer Erde in der Schanze, welche im Gegensatz zum dürren Boden der Umgebung auf eine Wohnstätte aus alter Zeit hinweist, wurden in ½ m Tiefe römische Dachziegel, Tuffsteine, Trachytplatten etc. gefunden. Der Förster war bei den Nachgrabungen vor etwa zehn Jahren wiederholt zugegen gewesen, doch sind damals die Steine unbeachtet geblieben, theilweise verschleppt, und nur einzelne derselben lagen noch in der Schanze umher.

Mit Rücksicht auf die Lage dieser Wallreste an wichtiger Stelle, genau VI leugen von Cöln, den Angaben der Peutingerschen Tafel entsprechend, ist man gewiss berechtigt, Munerica hier anzunehmen. Wohl mag diese Verschanzung im Lauf unsers Jahrtausend verschiedenen

andern Zwecken gedient haben, der Grundriss und alle übrigen Verhältnisse weisen auf ein denkwürdiges munimentum der Römerzeit hin, welches nähere Erforschung und Nachgraben mittelst einiger ca. 2 m tiefer Querschnitte unter sachkundiger Leitung verdienen würde.

II. Munerica — Zülpich X leugen = 15 millien.

1. Munerica-Erft-Uebergang bei Liblar, 3 millien.

Von Munerica senkt sich die waldige Ville allmälig um 40 m zur Erft-Niederung bei Liblar, wo ein wichtiger Strassenknoten der jetzt chaussirten Strasse nach Brühl und Wesseling, mit der Cölner- und Erft-Strasse lag, in Verbindung mit dem nahen Lechenich, durch welchen Ort der „Heerweg" von Düren und Jülich über die Ville durch Brenig nach Bonn ging; dieser Heerweg ist in einer Breite von 3 bis 4 m, meistentheils in der Art eines gewöhnlichen Feldweges, nur stellenweise in der Nähe des Römerkanals zwischen Hemmerich und Brenig regelmässig gebaut, 5—6 m breit mit Resten einer Kiesdecke.

Die Burg Gracht, ein stattlicher Hof von 75 m Seitenlänge mit 15 m breiten, 2 m tiefen Gräben, mag auf früheren Fundamenten aus alter Zeit ruhen, jedoch schweigt hier Alles aus der Römerzeit. Der Ort Liblar, gerade halbwegs zwischen Cöln und Zülpich, war vielleicht für eine mutatio geeigneter als Munerica auf der Höhe, indessen müssen wir uns auch damit bescheiden.

Am Erft-Uebergange verlässt die Luxemburger Chaussee die in bisheriger gerader Richtung weitergehende Römerstrasse, überschreitet die 4 m breite Erft auf einer 40 m langen Bogenbrücke, die 6 m über dem Wasserspiegel des Flusses liegt. Dies deutet auf die grossen Hochwasser der Erft, welche alle Dämme der Römerstrasse zerstörte, die nur noch durch einen 6 m breiten Weg in der Niederung kenntlich ist. Wahrscheinlich lagen die Hochwasser zur Römerzeit schon wegen der damals ausgedehnten Waldungen weit niedriger als jetzt, wo die Thalsohle sich wie beim Rhein durch Ablagerung von Sand und Kies um mehrere Meter im Lauf der Jahrhunderte füllte und erhöhte.

2. Liblar-Ahrem, 3 millien — Lechenich.

An jenem Umwege der Luxemburger Chaussee liegt in militärisch günstiger Lage am wasserreichen Rothbach Lechenich, im 12. Jahrhundert Legniche, von Eick, Bendermacher, Holler etc. für ein Römerlager gehalten. Die Stadtbefestigung stammt aus dem 14. Jahrhundert, ist seit 1860 geschleift, hatte doppelte jetzt noch erkennbare Gräben, und bildet ein Viereck von 375 und 450 m Seitenlänge. Das

Schloss in der Ecke des Vierecks stammt jedenfalls aus älterer Zeit, doch ist die Stadt ganz ähnlich gebaut wie die beiden nahen Schwesterstädte Zülpich und Düren, die beide als vicus bezeichnet werden, während Lechenich vor einem Jahrtausend nicht genannt wird.

Nach meiner Ueberzeugung, in Picks Monatsschrift VI S. 87 ausgesprochen und begründet, berührte Caesar bei seinen Rheinübergängen wiederholt die Gegend von Lechenich, lagerte mit 50,000 Mann vielleicht zwischen Rothbach und Erft, doch hätte die jetzige Grösse des Ortes von kaum 30 ha auch für ein vorübergehendes Marschlager nicht genügt. Ein aufgefundenes Stück römischer Gussmauer, so wie einzelne Römerreste bilden keinen ausreichenden Beweis für ein römisches Castrum, so dass sich Lechenich wohl mit dem Ruhm seiner heldenmüthigen Vertheidigung gegen die Franzosen im Jahre 1642 begnügen muss.

In der Niederung des Rothbach südlich von Ahrem ist auch der Weg, welcher bisher die Römerstrasse bezeichnete, überpflügt. Bei Ahrem erscheint letztere an der Lechenich-Friesheimer Kommunalstrasse von Neuem als ein 7 m breiter Grasweg.

3. Ahrem-Seeghaus 6 millien.

Wo die Strasse die Höhe von Höverhof erreicht, liegt sie in einem Hohlweg von 3 bis 4 m Tiefe, bei nur noch $4^1/_2$ m Sohlenbreite. Zwischen Hoverhof und Bergerhof deuten Teiche mit Dämmen und Gräben, sowie zahlreiche Wege auf eine frühere Dorfstätte, an welcher die stellenweise 12 bis 15 m breite Strasse, als Schafweide benutzt vorüberführt. Später ist sie 8 m breit und erreicht beim Meterstein 29,3 die Luxemburger Chaussee, welche von hier bis Zülpich auf der Römerstrasse ruht.

In der Nähe jenes Metersteins, im dortigen Marienholz wurde vor 20 Jahren der bereits erwähnte Zülpicher Meilenstein gefunden, dessen verwitterte Schrift auf die Zeit des Septimius Severus c. 200 n. Chr. hinweist. Er giebt Leugen von Cöln, deren Zahl nur noch eine I errathen, sachgemäss auf die Zahl XIII sich ergänzen lässt, also III leugen von Zülpich ergeben würde, wenn die Fundstelle des Steins seine ehemalige Aufstellung, wenigstens annähernd bezeichnet. Für die Bedeutung unserer Strasse ist es wichtig, dass jener Stein nach Leugen von Cöln abwärts zählt, während der Marmagener und die Nattenheimer Steine nach millien der Trier-Cölner Strasse in der Richtung von Trier auf Cöln zählen. Man schreibt dem Septimius Severus die Einführung des Leugen-Masses für diese Strassen zu, und bekanntlich

gestattet solcher Stein keinen Schluss auf das Alter, höchstens auf die Renovation der Strasse.

Die Chaussee senkt sich mit geringem Fall zum Seeghaus, wo eine alte Strasse unsere Römerstrasse kreuzt. Sie führt aus dem untern Ahrthal bei Sinzig, an Rheinbach vorbei über Euskirchen und Düren nach Aachen und Jülich und wird die Aachen-Frankfurter Heerstrasse genannt, bei Lacomblet wiederholt schon im 10. Jahrhundert erwähnt. Sie ist beim Seeghaus wie bei Rheinbach ein 6 m breiter, 1 m hoher Dammweg mit Seitengräben, von dem oft nur ein Grasweg, oft gar keine Spur mehr übrig blieb. Sie gehört vielleicht schon der Römerzeit an, ist nach römischer Art erbaut, und doch kann sie nicht als eigentliche Römerstrasse gelten. Wohl unzweifelhaft benutzte Kaiser Carl der Kahle diese Strasse, als er nach der Schlacht bei Andernach am 8. Oct. 876 entfloh, und für seine Person in kaum 36 Stunden Lüttich erreichte[1]), welches c. 20 deutsche Meilen vom Schlachtfelde entfernt ist. Die Wege müssen also schon damals dort ganz brauchbar gewesen sein.

Das Seeghaus (Siechenhaus) war früher Hospital, hat eine kleine Kapelle, ist eine Stiftung aus alter Zeit, und wegen früherer Wegelagerei etc. bei den Bewohnern der Umgegend in schlechtem Geruch.

Wir vermuthen beim Seeghaus die ehemalige letzte römische Signalstation diesseits Zülpich.

4. Seeghaus-Zülpich, 3 millien.

In einer fruchtbaren flachwelligen Ebene am Fuss der Eifler Vorberge liegt die Stadt Zülpich, das alte Tolbiacum, auf einem 10 m hoch ansteigenden Hügel. Die Niederung des vorbeifliessenden Neffelsbach ist mit Wiesen und Obstbäumen, das übrige Gelände mit reichen Kornfeldern besetzt. Die Stadt hat einen Ringwall, 5 m hoch, theilweise durch eine schwache Ziegelmauer mit Gewehrscharten ersetzt oder erhöht, davor ein 15 m breiter, meist noch 3 m tiefer Graben. Die hübschen vier Thore, mit vorspringenden Mauer-Abschlüssen versehen, sind vom Dombaumeister Zwirner im mittelalterlichen Styl renovirt. Die Befestigung bildet ein Viereck mit stark abgerundeten Ecken, bei einem ungefähren Durchmesser von 500 m.

In der südwestlichen Ecke der Stadtbefestigung, auf dem höchsten Punkt der Stadt liegt die Burg, auf deren Mitte sich die Römerstrasse richtete. Sie bildet ein Viereck von 50 m Seitenlänge, mit 10 m hohen

---

1) S. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. 36. Bd. S. 105.

Mauern, hübschen Eckthürmen von 20 m Höhe c. 10 m Durchmesser, durch Maschiculis gekrönt. Um die Burg zieht sich ein 12 m breiter, 5 m tiefer Graben und dienen die grossen Gebäude im Innern jetzt als Brauerei. Zwischen Burg und Stadt steht die alte Peterskirche, durch ihre Krypta und einige Bildwerke von Interesse.

Alle jene Befestigungen, zeigen keine Spur der Römerzeit, gehören dem Mittelalter und der Neuzeit an, und nur die Mauern der Burg und vielleicht die Peterskirche decken römische Fundamente eines früheren Castell. Das Itinerar Antonini bezeichnet Tolbiacum als vicus, und Tacitus erzählt hist. IV 79, dass dort beim Aufstande des Civilis im Jahr 70 n. Chr. die Agrippinenser, mit den Römern verbündet, eine tapfere germanische Cohorte des Civilis, aus Friesen und Chaukern bestehend, mit Wein berauschten, und nach Verschluss der Thore verbrannten. Dies setzt für c. 500 Mann Besatzung kein blosses Haus, sondern eine Befestigung mit Thoren, Mauern und Gräben voraus, die in späteren Jahrhunderten auch Castell genannt wird.

Südwestlich von Zülpich schliesst sich an die Stadt das Kloster Hoven, wo einst die Altarsteine der Aufanischen Matronen standen. Zwischen Hoven und Zülpich liegen römische Fundamente von Gebäuden, in deren Nähe römische Bildwerke, Bronzesachen, Münzen, Thongefässe gefunden sind, eben so in den Dörfern der Umgegend Wichterich, Elvenich, Roevenich, Enzen, Vlatten, Wollersheim, Embken, Gleich etc., so dass die fruchtbare Zülpicher Ebene eine Stätte der ältesten Kultur war, ein Tummelplatz der altgermanischen, römischen und fränkischen Kriegsvölker. In Zülpich kreuzt sich die Trier-Neusser mit der Reims-Cölner Römerstrasse, und Reste einer dritten Strasse führen von Belgica über Zülpich auf Düren und Aachen.

Die Zülpich-Cölner Römerstrasse setzt sich in der bisherigen geraden Richtung auf Reims fort, erscheint danach als ein ursprünglicher Theil dieser Strasse, nach dem Itinerar aber auch als ein Zweig der Cöln-Trierer Strasse durch eine Seitenrichtung über Marmagen auf Trier. Welche von diesen Strassen ist danach die älteste? Die Zülpich-Cölner Strasse ist jedenfalls älter als jener Zülpicher Leugenstein vom Jahr 200 n. Chr., da die Nattenheimer Steine auf das Jahr 121/139 n. Chr., der leider verlorene, viel bestrittene Marmagener Stein vielleicht auf Vipsanius Agrippa, also auf die Zeit v. Chr. hinweist. Berücksichtigt man aber, dass das Zülpicher Castell bereits dem Jahre 70 n. Chr. angehört, jene Römerstrasse nach Cöln durch dies Castell ging, dass in demselben Jahr 40,000 Mann des Vitellius hier über Trier auf Lyon

marschirten, dass Kaiser Augustus, Drusus und Tiberius über Trier an den Rhein kamen, dass Germanicus seine Familie von Cöln nach Trier schickte, so setzt dies Alles wohl eine gebaute Strasse zur Zeit des Augustus, und damit die älteste Römerstrasse unserer Rheinlande voraus. Dagegen bestand damals gewiss noch nicht die gerade Fortsetzung der Cöln-Zülpicher Strasse auf Reims, deutet aber den grossartigen Plan und Entwurf des Agrippa an, der diese Linie vielleicht vermessen und feststellen liess, die Ausführung einer späteren Zeit überlassend. Das Itinerar, dem dritten Jahrhundert angehörend, enthält nicht die Strasse Cöln-Reims, wohl aber die Strasse Cöln—Zülpich—Marmagen—Trier, während die Peutingersche Tafel des vierten Jahrhunderts die Strasse Cöln-Reims giebt, so dass man wohl einige Berechtigung hat, den Bau der weiteren Fortsetzung unserer Strasse von Zülpich über Lindesina, Meduantum, Mose nach Reims etwa dem 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. zu überweisen. Wir kommen später hierauf zurück.

Mit Sicherheit lässt sich annehmen, dass in Zülpich ausser der Signalstation eine mutatio und eine mansio war, dass an der Stelle der heutigen Burg Beamte und Magazine untergebracht waren. Für Truppenmärsche war Zülpich gewiss ein Lager- und Ruhepunkt, zwei kleine oder einen starken Marsch, 35,5 kilometer, beinahe 5 deutsche Meilen von Cöln, auf ebener und fester Strasse, ohne Ruhepausen in 6 bis 7 Stunden zurückzulegen.

## III. Zülpich — Lindesina bei Gemünd, VI leugen = 9millien.

### 1. Zülpich-Bürvenich, 3 millien.

Vom Zülpicher Castell führte die Römerstrasse durch Hoven, ist aber 1 kilom. weit nicht zu erkennen. Dann erscheint genau in der bisherigen Richtungslinie ein 6 m breiter 1 m hoher Dammweg, durch einen 3 m breiten Feldweg unterbrochen, bis die gerade Strasse auf Bürvenich erkennbar wird, von den Bewohnern ganz allgemein „Römerstrasse“, auch „alte Zülpicher Strasse“ genannt. Sie ist hier 6 m breit, ½ m dammartig erhöht, wird stellenweise 12 m breit, überschritt den Vlattener Bach einst in bisheriger gerader Richtung, während die jetzige Strasse den 2 m breiten Bach c. 150 m unterhalb auf einer 6 m breiten 8 m langen Steinbrücke passirt. Die 3 millien-Station fällt wahrscheinlich an die Stelle des ehemaligen Vogthofes von Bürvenich.

### 2. Bürvenich-Kuhberg bei Hergarten, 3 millien.

Durch das langgestreckte Dorf Bürvenich, welches sich an den ersten Höhen der Eifel hinaufzieht, dann südlich vom Dorf, führt die Strasse in einer Thalschlucht und durch breite Hohlwege auf das Haideplateau des Käferberg, von welchem man weithin die Zülpicher Ebene überblickt. Der unfruchtbare Boden ist hier mit Grauwackensteinen übersät, und zeigt stellenweise deutlich die 8 m breite Römerstrasse mit einer $4^1/_2$ m breiten, künstlich nach römischer Bauart gelegten Steinlage von grauweissem Quarz, von denen oft noch die grösseren margines und Querlagen erkennbar sind, während sich bisher in der Ebene nur Reste einer Kieslage auf der Dammkrone fanden. Auch hier wird die alte Strasse wiederholt ein 15 bis 20 m breiter von Geleisen durchfurchter, jetzt unbenuzter Weg, dann wieder ein 8 m breiter Grasweg, der sich hin und wieder auf 3 m Breite beschränkt. Zu beiden Seiten der Kuhberg's-Höhe liegen Wallreste, etwa 1 m hoch, 3 bis 4 m breit. Besonders auffallend ist unmittelbar hinter der Kuppe ein Wallviereck von 70 m Seitenlänge mit den Spuren einer Cisterne. Auf diesem günstig gelegenen Punkt ist eine ehemalige Signalstation anzunehmen, genau in der Mitte zwischen Bürvenich und Lindesina.

### 3. Kuhberg-Lindesina, 3 millien.

Von der steil abfallenden Höhe des Kuhberg führt ein $4^1/_2$ m breiter gebesserter Weg ins Thal, und ersetzte hier die Römerstrasse durch das Dorf Hergarten, welches freundlich wie in einem grünen Thalkessel liegt.

Hier mündet die Luxemburger Chaussee, die von Zülpich her mit einem Umwege über Wollersheim und Vlatten die Berge umgeht. Westlich von Hergarten macht die Chaussee dann wieder einen Umweg über Düttling, während die Römerstrasse in ihrer bisherigen Richtung die bewaldete Höhe am rechten Thalrande des Hergarter Bachs ersteigt. Sie zeigt an einigen Stellen dammartige Wälle mit starken Kieslagen, wird zuweilen zum Fusswege zwischen tiefeingeschnittenen Geleisen. Im dichten Unterholz ist es schwer, die Richtung der Strasse zu verfolgen, welche wie ein Abkürzungsweg die Chaussee beim Meterstein 16,7 erreicht. Von hier liegt die Chaussee bis zum Meterstein 17,5 auf der Römerstrasse, welche dann links direkt auf Gemünd (altdeutsch Gamundi, Zusammenfluss) führt, und die künstlichen, oft steilen Serpentinen der Chaussee abkürzt.

Wo die Römerstrasse auf der Höhe beim Meterstein 16,7 die Chaussee verlässt, liegt 100 m nördlich neben der Strasse eine von den Wiesenquellbächen des Hergarter Bachs umkränzte Waldhöhe, 800 m lang, 600 m breit. Die Kuppe erhebt sich etwa 30 m über die Wiesen-Umfassung, welche bis 100 m breit, und in der Nähe der Bäche sehr sumpfig ist. Es bildet sich so ein geschützter Lagerraum für ganze Legionen auf dem Marsch, in der Mitte ein c. 500 m hoch gelegener, weithin beherrschender Uebersichtspunkt im Sinne einer Signalstation, wenn der dichte Wald niedergeschlagen wird. Durchwandert man die Schneusen dieses Waldes, in den Forstkarten Breitenbusch genannt, in welchem Laubholz und Nadelholz mit Unterholz gemischt steht, und jetzt jeden Ueberblick erschwert, so könnte man eine bedeutungslose Terrainformation darin sehen, während das 2 kilom. im schönen Urft-Thal gelegene Gemünd weit eher zu einem Ruhepunkt auffordern müsste. Aber jene schon von der Natur gesicherte, durch geringe Nachhülfe vertheidigungsfähige Höhe hat eine hervorragend militärische Bedeutung an der Römerstrasse, genau in der Mitte der beiden je 3 millien entfernten Nebenstationen Kuhberg und Gieschen, genau 6 leugen von Zülpich, 16 leugen von Munerica, und schon dadurch das vielgesuchte Lindesina der Peutingerschen Tafel. Seine Lage wird um so wichtiger, als hier ein Kreuzpunkt alter Strassen liegt, welche über den breiten langgestreckten Höhenrücken zwischen den tiefeingeschnittenen Serpentinen der Urft und Roer einen grösseren vertheidigungsfähigen Terrainabschnitt durchziehen, in welchem Befestigungsreste an den Uebergangspunkten und einzelne aufgefundene Römerreste auf die althistorische Bedeutung dieser Gegend hinweisen. Lindesina liegt mitten zwischen zwei alten Wegen, die sich bei Hergarten und bei Gemünd vereinigen. Senkrecht zu diesen Wegen führt auf dem Höhenrücken ein Strassennetz von Call und Keldenich her, westlich an Lindesina vorbei auf Heimbach und Kesternich, verbindet so die Trier-Cölner Strasse mit der Aachen-Marmagener Strasse. Wir haben so ein reiches Wegenetz, in dessen Knotenpunkt unsere Waldinsel Lindesina liegt, die von gesicherter Höhe in die Zülpicher Niederung sah, an den tiefen Thaleinschnitten der Urft und Roer ein ähnliches System für Defensive und Offensive stützte, wie wir dies bei Darlegung der Trier-Cölner Strasse an der oberen Urft beim nahen Dalbenden sehen werden.

Historische Ueberlieferungen und Thatsachen fehlen allerdings für unser Lindesina, wo nur die Bodenreste verständlich sprechen, und wo die urkundliche Geschichte der nahen alten Ortschaften, Gemünd

und Heimbach, wie an so vielen anderen wichtigen Punkten, kaum über unser Jahrtausend zurückreicht.

### IV. Lindesina — St. Vith, XX leugen.

1. Lindesina-Gieschen bei Herhahn, 3 millien.

Die Römerstrasse überschritt die Urft unterhalb der jetzigen Gemündener Brücke, und ist an beiden hohen Thalrändern des Flusses zweckmässig, nur steiler als die jetzige Chaussee geführt. Sie ersteigt am Braubach den linken Thalrand der Urft, ist hier $4^1/_2$ m breit in den Fels gehauen, um geradeswegs die Höhe zu erreichen. Wo sich der Bergrücken auf 200 m verengt, mit Steilabfällen nach beiden Seiten hin, liegt der Gieschen, auch Kirschen von den Landbewohnern genannt, der durch zwei nebeneinander liegende Bergkuppen auffällt, die 90 m von einander entfernt, die Römerstrasse mitten zwischen sich nehmen. Die beiden Hügel erheben sich 3 bis 4 m, und sind ziemlich regelmässig abgerundet. 100 m westlich von beiden Hügeln liegt eine vierseitige wallartige Erhebung, 15 m breit, 45 m lang, deutlich eine ehemalige Ansiedlung mit einem Quell nahe dabei. Höhenlage und Entfernung von den Nebenpunkten deutet auf eine Signalstation.

Von Gieschen geht die Strasse in drei Parallelzügen auf Herhahn, deren südlicher, der Chaussee zunächst, etwas unterhalb des Höhenrückens, 3 bis 6 m breit, durch Urbarmachung des Haidebodens immer schmaler wird, sich in den Wiesen bei Herhahn verliert, und bei den Bewohnern vorzugsweise „Römerstrasse“ heisst.

2. Gieschen-Dreyborn, 3 millien.

Die Römerstrasse musste hier aus ihrer allgemeinen Richtung St. Vith-Zülpich etwas nördlich abweichen, um den schmalen Wasserscheiderücken zu verfolgen, der ganz nahe zu beiden Seiten der Strasse, tief und scharf eingeschnittene Schluchten zum Olef und zur Roer entsendet, die Festhaltung dieses Rückens daher auf eine bestimmte Linie beschränkt. Dadurch war auch die 8 m breite Chaussee auf die Römerstrasse als Grundlage angewiesen.

Halbwegs zwischen Herhahn und Dreyborn beim Meterstein 16,0 wird unsere Römerstrasse von einer schmalen Querstrasse durchschnitten, die durch ihre Bauart von Interesse ist, jetzt nur noch stückweise, oft nur als Fusspfad benutzt wird, stellenweise aber chaussirt ist. Im Volksmunde heisst es, diese Strasse, der sogenannte Reiterpad, sei eine von Napoleon angelegte Kourierstrasse zwischen Aachen und Coblenz

zur schnellen Ueberbringung wichtiger Depeschen, biete deshalb nur für zwei Reiter Platz, 2 bis 3 m breit, und wäre früher überall gepflastert gewesen. Die ungefähre Richtung lässt sich nordwärts bis Sittard zur Maas, südwärts über Kelberg bis zur Mosel bei Cochem verfolgen.

Von Kesternich her geht die Strasse über Einruhr an dem sehr alten Walberhof (Walburga) vorbei, und ist bei Erreichung der Herhahn-Dreyborner Chaussee ein kaum 4 m breiter Landweg. Von hier bis Scheuren ist der Reiterpad jetzt die 8 m breite Communal-Chaussee, führte bei Schleiden über den Olef, und geht südlich von der Schleiden-Schmidtheimer Chaussee auf die Höhe, schneidet die Chaussee beim Meterstein 4,0 unter dem Namen „Frohnrather Pad" und ist hier 3 m breit. In gerader Richtung geht derselbe als 3 m breite Schneuse, durch Holzabfuhr zerfahren, mehrfach mit 2 m breiter, sorgfältig gelegter Steinlage, durch den Wald, dann als 3 m breiter Wiesenstreifen durch die Haide auf Frohnrath. Jenseits als „Kirchweg" sich oft verlierend, durchschneidet er die Sistig-Caller Chaussee, heisst hier schon der Marmagener Pad, und ist theilweise bereits überpflügt. Er geht über den für die ganze Umgegend scharf markirten Höhenpunkt des Heistert, durch den Thalgrund bei Gillenberg als Wiesenpfad, und dann über Wahlen auf Marmagen. In Gillenberg wird er von der Römerstrasse durchschnitten, die über Steinfeld von Urft-Dalbenden kömmt, und bei der Cöln-Trierer Strasse wieder erwähnt wird.

Solche Strassen oder Wege gehören wohl schon der Römerzeit an, erinnern an die vielleicht noch älteren Wege von Limburg über Sourbrodt und Mürringen zum Kyll-Thal, die Caesar bereits vorfand, so wie an die Strassen im Luxemburgischen bei Alt-Trier, auf die wir später zurück kommen. Es sind letztere gleich jenem Reiterpad die viae (voies, Wege), nach römischer Art 8 Fuss, c. $2^1/_2$ m breit, im Gegensatz zu den öffentlichen resp. Militärstrassen, die mindestens 16 Fuss breit sein mussten.

Beim Meterstein 5,0, wo die Schleidener Chaussee mündet, geht die Römerstrasse an einer alten Kapelle vorbei, in der Nähe des Schlosses Dreyborn, welches im 17. Jahrhundert auf alten Grundlagen erbaut, ein Viereck von 200 m Seitenlänge mit 15 m breiten Gräben bildet. Wenn von Römerresten in dieser Gegend nichts verlautet, so ist doch auf jenem hochliegenden Engpass der Wasserscheide, nach den Entfernungen zu urtheilen, eine ehemalige Signalstation zu vermuthen.

3. Dreyborn-Walerscheid, 6 millien.

Auch bei Dreyborn liegt die Römerstrasse unter der jetzigen Chaussee. Halbwegs zwischen Dreyborn und Walerscheid zweigt sich oberhalb Schönseifen die Schleidener Chaussee ab, und deuten hier zahlreiche Wegereste auf eine ehemalige Ansiedlung. Ein wichtiger Kreuzpunkt auf der Wasserscheide liegt dann beim Forsthause Walerscheid. 1500 m südwestlich davon stand im Walde beim Meterstein 14,3 der sogenannte Dreiherrnstein, in dessen Nähe auf einer markirten Höhe vor 10 Jahren vom Förster Stein in $^1/_2$ bis 1 meter Tiefe eigenthümliches, altes Eisengeräth mit einigen 40 kleinen Hufeisen für Maulthiere gefunden wurde. Eiserne Doppelkeile von 30 cm Länge erinnern an die bei Saarbrücken gefundenen Eisenkeile, die jetzt im Bonner Provinzial-Museum sich befinden, zum Holzspalten gänzlich unbrauchbar, dabei eine Art ungewöhnlicher halbrunder sogenannter Spannriegel mit Oesen, 15 cm weit, $2^1/_2$ cm stark, mit Auskerbungen zum Anziehen eines Seils etc., als hätten diese Geräthe zu alten Kriegsmaschinen, Katapulten, gehört.

4. Walerscheid-Mürringer Berg, 6 millien.

Im Walde erkennt man westlich neben der Chaussee an mehreren Stellen den römischen Strassendamm, 5 m breit, $^1/_2$ m hoch. Südlich vom Walde wird die Chaussee beim Meterstein 8,4 am Rocherather Häuschen von einem alten Wege durchschnitten, der von Limburg her über Sourbrodt und Elsenborn, Neuhof, Neuhaus nach Dahlem und Hillesheim führt, und 3 bis 4 m breit, oft nur ein Fussweg im Walde, überall aber zweckmässig über die Höhen und Wasserscheiden gewählt. Ziemlich parellel damit geht ein ähnlicher Weg von Sourbrodt über Niederum, Mürringen, Losheim ebenfalls zur oberen Kyll. Es erinnern diese Wege an den Reiterpad sub IV 2 genannt, nur ohne Steinlage. Höchst wahrscheinlich benutzte schon Caesar diese Wege, als er im Jahr 53 v. Chr. von Aduatuca castellum (Limburg) zur Gelbis, d. h. zur Kyll, im Text durch Korruption Scaldis genannt, gegen die Eburonen drei Märsche weit vordrang, und am siebenten Tage bei dem von den Sygambern bedrohten Aduatuca wieder eintraf (Picks Monatsschrift IV S. 425).

Ueber Rocherath und Krinkelt führt unsere Römerstrasse zum Mürringer Berg, den die Chaussee westlich umgeht, während das Dorf Mürringen, Moeriga früher genannt, 1700 m östlich von der Römerstrasse liegen bleibt. Ausgefahrene Geleise ziehen in 30 m Breite über

das Haideland mit einem noch 4 m breiten, 1 bis 2 m hohen Damm. Auf dem nördlichen Abhange des Berges bezeichnet ein 40 m breites, 150 m langes Viereck von niedrigen Wällen zu beiden Seiten der Strasse ein Lager, eine Ansiedlung, wahrscheinlich die Signalstation, 1 millie östlich von Büllingen. Auf der Höhe wird die Strasse von jenem alten Sourbrodter Weg durchschnitten, welcher durch Mürringen zur Kyll führt, oft nur noch ein Fussweg im Haidelande ist.

Die militärische Wichtigkeit der Höhe bei Mürringen erhellt aus ihrer beherrschenden und gesicherten Lage, c. 50 m über den Thaleinschnitten der 3 m breiten Holzwarche und des Tiefenbach mit ihren nassen Wiesen und tiefen Querthälern bei Mürringen, um auf dieser Höhe grosse Truppenmassen in gesicherter Stellung zu lagern.

5. Mürringer Berg-$\frac{\text{Morscheck}}{\text{Möderscheid}}$, 3 millien.

Durch Büllingen, am Fuss des Mürringer Berges, führt die Römerstrasse unter der Chaussee an der Kirche vorbei. Diese steht auf einem 2 m erhöhten Viereck von 45 m Breite, 75 m Länge an der Stelle des fränkischen Königshof Bulinga, der schon hierdurch auf ehemals römischen Besitz hinweist. Im Jahr 851 schenkte Kaiser Lothar I den Zehnten von Bulinga dem Münsterstift zu Aachen.

Zwischen Büllingen und Morscheck ist die Römerstrasse als Wall westlich neben der Strasse erkennbar, und zeigen sich bei Morscheck senkrecht zur Strasse alte Dammreste, so dass wir in jener Gegend die Signalstation annehmen.

6. $\frac{\text{Morscheck}}{\text{Möderscheid}}$-Amel, 3 millien.

Ueber die Haide ging die alte Strasse auf Möderscheid und Amel. Oestlich damit parallel führt die Luxemburger Chaussee zur Engelbrücke bei Amel, zeigt aber neben ihrem Zuge ebenfalls Reste einer alten Strasse nördlich von Mirfeld. Ein dritter Parallelweg geht von Büllingen über Heppscheid, Walender, Medell auf St. Vith, ist in seinen Hohlwegen oft nur 3 m breit.

Im heutigen Amel lag an der jetzigen Kirche die villa Amblava, das fränkische palatium, auf die Römerstation hindeutend, und für die Schlacht Carl Martell's im Jahr 717 von Interesse.

König Chilperich war mit den Neustriern und heidnischen Friesen von Cöln her in drei Tagemärschen auf unsrer Römerstrasse vorgegangen, erreichte am ersten Tage Zülpich, am zweiten die Höhen bei

Schleiden, lagerte am dritten Tage auf den Höhen nördlich bei Amel, in der Front durch den sumpfigen Amelbach, in der Flanke durch den Möderscheider Bach gedeckt. Carl Martell kam aus der Gegend von Prüm über Manderfeld, durch die Wälder verborgen, überraschend zur Engelbrücke bei Amel, bemächtigte sich der villa Amblava, in welche sich nach den Metzer Annalen feindliche Flüchtlinge retteten. Chilperich, vollständig geschlagen, wurde von Carl wahrscheinlich in der Richtung auf Montjoie verfolgt, und nochmals bei Inchi besiegt, welcher Ort wohl bei Indensis ecclesia (Ines, Ynnes), dem heutigen Cornelimünster, zu suchen ist.

Bei Amel liegt am linken Ufer der Amel eine quadratische Schanze von 35 m Seitenlänge, der Burggraben genannt, ohne eine Spur von Mauerwerk. Sie wird im 72. Heft der Bonner Jahrbücher beschrieben, ist gewiss sehr alt, scheint aber nach ihrer Lage, 300 m unterhalb der Engelbrücke, und nach ihren starken Profilen, jener fernen Zeit nicht anzugehören. Dagegen sind weiter unterhalb bei Montenau Reste einer römischen Villa gefunden, in den Bonner Jahrbüchern und in der Pickschen Monatsschrift beschrieben. Räthselhaft sind in jener Gegend die vielen 1 bis 3 m hohen Hügel, 3 bis 15 m im Durchmesser, welche eine Meile weit in der Richtung auf St. Vith, Recht, Malmedy auf den Höhen wie in den sumpfigen Niederungen zerstreut liegen. Man fand beim Durchgraben derselben Sand und Kiesel, aber keine Begräbnissreste darin. Dagegen ist es wahrscheinlich, dass Kelten, Römer oder Franken bei diesen Hügeln Bergbau auf Erze trieben.

7. Amel-Hochkreuz, 3 millien.

Die Amel ist beim Schlachtfelde Carl Martells ein 3 m breiter Bach im Wiesenthal, durch welches der 3 bis 4 m hohe Chausseedamm mit der 15 m langen Engelbrücke führt. Diese soll noch im vorigen Jahrhundert einen Schutzengel als Erinnerung an die Schlacht getragen haben, durch welche das Land, wie die Chronik sagt, von den mit Heiden und Türken verbündeten Neustriern bewahrt wurde. Westlich neben der Chaussee sieht man die Reste der Römerstrasse, beim Meterstein 10 in einer Höhe von 2 m, oben 5 bis 6 m breit. Beim Meterstein 12, am Hochkreuz schneiden zahlreiche alte Wege und Wälle die Strasse, und lag hier wahrscheinlich die ehemalige Signalstation.

8. Hochkreuz-St. Vith, 3 millien.

Die Römerstrasse liegt unter der Chaussee, welche beim Meter-

stein 13,5 den geraden Abkürzungsweg aufnimmt, der von Büllingen her über Walender und Medell führt. Bei St. Vith kreuzen dann die alten jetzt chaussirten Wegeverbindungen über Malmedy zum Maasthal bei Lüttich, und nach Süden hin über Breitfeld, Prüm, Bitburg zur Mosel bei Trier.

Der Berg, auf welchem die Stadt St. Vith liegt, erhebt sich c. 30 m über die sumpfigen Wiesen der Umgebung. Die Stadt zeigt keine äusseren Spuren und Erinnerungen aus der Römerzeit, und nur Breitfeld südlich von St. Vith bewahrt die Reste einer römischen Villa. Indessen lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass die militärisch günstige geschützte Lage der Stadt zu einer römischen Lager- und Signalstation an der Strasse führte. Was römische Kunst und Energie an allen diesen Linien und Punkten geschaffen hatte, diese Strasse mit ihren Ansiedlungen und Befestigungen, wurde in der Mitte des 5. Jahrhunderts einer der leitenden Wege für die Verwüstungen der Hunnen, als diese ihrer Niederlage in den katalaunischen Feldern bei Reims entgegenzogen. Vielleicht wurde diese verwüstete Strasse dann auch ein Weg für die Verbreitung des Christenthums, welches in Malmedy, Stavelot und Prüm seine Stätten bereitete. Aber jedenfalls ein wichtiger Weg wurde die Römerstrasse für das Vordringen der Franken vom Rhein nach Westen hin mit den Etappen Cöln, Zülpich, Amel, Attigny, Reims. In die Zeit Carls des Grossen wird die Neugründung von St. Vith gesetzt, im 9. Jahrhundert „ein insigne castrum mit dem fanum St. Vithi" genannt. Im 14. Jahrhundert (1388) drang dann der mächtige Kriegszug der Franzosen unter Carl VI von 100,000 Mann, mit der Elite des französischen Adels und 12000 (?) Wagen auf der alten Römerstrasse aus der Gegend von Reims über Bastogne St. Vith auf Zülpich vor, erlitt aber bei ungünstiger Jahreszeit und Witterung enorme Verluste auf der schlechten Strasse, die nach gerade tausendjährigem Bestehen allerdings wohl schadhaft geworden sein konnte. (Picks Monatsschrift II S. 246.)

In jener Zeit gehörte St. Vith dem Hause Luxemburg, und die Reste seiner jetzigen Befestigung stammen auf alten Grundlagen aus dem 13. Jahrhundert, eine 2 m starke Mauer mit 7 Thürmen von 9 m Durchmesser, 12 m Höhe mit zwei innern Gewölben, zu deren oberen Theil eine Treppe an der Aussenfläche des Thurms führte, wie dies der gut erhaltene Büchelthurm noch zeigt. Diese Befestigung umschloss kreisförmig den natürlichen Umfang der Bergkuppe mit 250 m Durchmesser, und weist dies auf die ehemalige Grösse der alten castra hin,

welche einst auf der Höhe lagen, die bei c. 5 ha innerem Lagerraum vorübergehend eine römische Legion im Sinne eines Marschlagers gesichert aufnehmen konnten. Die alte Strasse machte in St. Vith nicht den weiten Umweg der heutigen Chaussee, sondern führte direkt in die Stadt, und beim Büchelthurm aus der Stadt.

V. St. Vith — Mande bei Bastogne, XX leugen.

1. St. Vith-Neubrück, 3 millien.

Südlich von St. Vith ist neben der Chaussee, die 1860 erbaut wurde, mehrfach der alte Strassendamm, namentlich bei Mailuft erkennbar. Die nächste Signalstation lag wahrscheinlich Neubrück gegenüber auf einer Kuppe des hohen linken Thalrandes des Moderbach.

2. Neubrück-Thommer Schlossberg, $3^1/_2$ millien.

Von Neubrück geht südwärts ein 5 m breiter alter Weg, stellenweise dammartig geführt, über Reuland, Lascheid auf Weiss-Wampach. Ausserdem begleiten von Neubrück zwei Parallelwege die Römerstrasse über Hochthumsknopf und zum Thommer Schlossberg. Die Römerstrasse selbst kreuzt zweimal die Chaussee, und ist deutlich sichtbar beim Meterstein 21,9. Dieselbe verlässt dann die Chaussee, welche in südlicher Richtung über Oudler, Ufflingen nach Luxemburg geht, während die Römerstrasse ihren geraden Weg über den Kreuzberg nach Thommen fortsetzt.

Tumba, der Hof zu Thommen und ecclesia de Tumbis werden in Urkunden des 9. Jahrhunderts genannt. Der Name deutet auf die weithin sichtbaren Höhen des Hochthumsknopf, des Schlossberges und des Steinemann. Der Hochthumsknopf ergab bei seiner Untersuchung Urnenscherben und Asche. Die Sage erzählt hier und beim Steinemann von Schlachten und von den Grabstätten grosser Heerführer aus der Römerzeit. Vielleicht gehörte der hochgelegene Kirchhof von Thommen, 75 m lang 40 m breit einer alten Befestigung unter den jetzigen Umfassungsmauern des Kirchhofes an, während die Hauptbefestigung auf einem durch seine Lage gesicherten Bergkegel, etwa 40 m über den Wiesen der Espeler Mühle zu suchen ist. Man nennt diese Bergkuppe die Schlause oder den Schlossgarten, findet dort Steinreste einer alten Ansiedlung, weithin das Land beherrschend, vielleicht aus sehr verschiedenen Zeiten. Die Römerstrasse umzieht mit einem Parallelwege den Fuss der Höhe, während ein nördlicher Parallelweg am Thommer Weiher vorbei, erst bei Besslingen sich mit der Hauptstrasse wieder

vereinigt. Diese drei Parallelwege werden bei Thommen von 2 Wegen durchschnitten die über Aldringen die Stavelot-Weisswampacher Strasse erreichen, südlich über Oudler zur Ulf gehen, sich hier vereinigen und auf Weiss-Wampach führen. Beim Chausseebau der Brücke über die Ulf sollen Sachverständige die Reste einer Römerbrücke erkannt haben, 5 m breit mit 2 Bögen, die alte Strasse mit 5 m breiter Steinpacklage. Dies reiche alte Strassennetz in ärmlicher Gegend deutet auf frühzeitig lebhaften Verkehr, als wäre der Ardennerwald hier wie bei Bastogne zuerst gelichtet worden.

3. Thommer Schlossberg-Steinemann, $2^1/_2$ millien.

Die Römerstrasse führt durch Espeler und zeigt westlich vom Dorf Reste einer 4 m breiten Steinlage mit starken Seitenborden, alle 4 m von grossen Querlagen durchsetzt. Die Breite von 6 bis 9 m verringert sich in einigen Hohlwegen auf 4 bis 5 m Sohlbreite. Sie hält die Richtung auf den Steinemann, führt auf der Haide in zahlreichen Geleisen, umgeht im flachen Bogen den Fuss des c. 40 m hohen Steinemann, eines Kegelberges, der bei seiner weiten Fernsicht wohl sicher einst als Direktionspunkt, als Signal- und Wachtstation gedient hat. Auch hier will man Reste einer Grabstätte gefunden haben.

4. Steinemann-Ober-Besslingen, 3 millien.

Nahe beim Steinemann an der sogenannten Schmiede liegt die Grenze des preussischen, belgischen und luxemburgischen Gebietes. Hier kreuzt, theilweise unter der jetzigen Chaussee, eine alte Strasse, allgemein Römerstrasse genannt, die von Lüttich her über Stavelot an der Grenze entlang über Weiss-Wampach, Ettelbrück, Alt-Trier zur Mosel und zur Arlon-Trierer Römerstrasse führte.

Von der Grenze geht unsere Strasse durch Wald und Haide auf der Wasserscheide zwischen Ourthe und Wolz, also zwischen Maas und Mosel auf Ober-Besslingen, und zeigt stellenweise die Reste eines 5 m breiten 1 m hohen Dammes. Nördlich von Ober-Besslingen schneidet ein 15 m tiefer Eisenbahn-Einschnitt senkrecht durch die Römerstrasse, welche jenseits desselben nur noch ein 2 bis 3 m breiter Grasweg ist, Römerweg genannt. Nach der Volkssage haben die Hunnen das Land verwüstet. Von Ober-Besslingen, dem alten Belsonancum sagt eine Urkunde Carlmanns vom Jahre 770: „Belslango infra vasta Ardennae“. Von Interesse ist die geschickte Benutzung der Wasserscheide zur Strasse, welche eigenthümlicher Weise beide mit einander die scharfe Scheidegrenze zwischen Wallonen und Flamändern bilden, erstere nördlich, letztere

südlich der Strasse. Ein sehr gut orientirter Flamand aus Besslingen, der mich eine Meile weit auf den oft spärlichen Resten der Römerstrasse begleitete, sprach seine Ueberzeugung aus, dass diese Strasse die wichtigste und beste „voie stratégique" bilde, wenn die Deutschen dereinst von Cöln her durch Belgien marschiren würden.

5. Ober-Besslingen — Mande St.-Etienne bei Bastogne, 18 millien.

Die Römerstrasse geht südlich von Limerlé und Steinbach vorbei über Tavigny, Longchamps, Champs nach Mande St. Etienne, 4 km nördlich von Bastogne. In der Umgebung dieser beiden letzten Punkte häufen sich meilenweit die Reste römischer Substruktionen, römischer Befestigungs-Wälle und römischer Gräber, so dass hier unzweifelhaft ein Mittelpunkt alter Kulturstätten, eine Hauptstation der Römerstrasse anzunehmen ist. Reste eines südlichen alten Parallelweges ziehen sich auch aus der Gegend von Steinbach über Buret (villa Burris), Bourcy, (villa Burcida) in der Richtung der Hauptlinie, verschwinden aber in der Nähe von Bastogne. Diese Stadt, im 7. Jahrhundert Bastoneco, im 9. Jahrhundert villa Bastonica genannt, deutet durch ihre regelmässige Umfassung mit alten Wegen auf ein Lager von 700 m Länge, 400 m Breite in günstigster Lage an einem wasserreichen Bach und auf beherrschender Höhe, indessen sieht man nicht hier, sondern in Mande die Hauptstation der Strasse. Wir fügen uns der Autorität der belgischen Archäologen, welche das Terrain und die Römerfunde seit vielen Jahrzehnten gründlich untersucht haben. Dagegen kann man nicht um des Namens „Mande" willen, der mit dem Peutinger'schen Meduantum (nicht Manduantum, wie belgische Schriftsteller schreiben) einige Aehnlichkeit hat, hier bei Mande St.-Etienne, seit Wiltheim's Vorgang, Meduantum annehmen. Man supponirt dabei ausdrücklich einen Irrthum der Peutinger'schen Tafel, für welchen gar kein Grund vorliegt. Diese Tafel giebt unzweifelhaft Meduantum 9 leugen von Mose (Mouzon) und diese Entfernung ergiebt sich genau auf der französischen Generalstabskarte, welche die Römerstrasse einzeichnet, für das wichtige Florenville an der Semois, wohin d'Anville, Steininger und Andere mit uns das alte Meduantum setzen.

VI. Mande bei Bastogne - $\frac{\text{Florenville}}{\text{Meduanto}}$, XX leugen.

1. Mande bei Bastogne-Chiny, XVIII leugen.

Nach van der Maelen's carte archéologique geht die römische Hauptstrasse von Mande St. Etienne über Massul, Suxy auf Chiny mit

alten Wallresten an mehreren Stellen, namentlich bei Suxy, und ist dies eine zweckmässig gewählte gerade Richtung der Strasse.

Nach van Dessel geht die Hauptstrasse von Mande St. Etienne über St. Marie und Tournay über Straimont auf Chiny, eine dritte mittlere Parallelstrasse über Longlier, Neufchâteau auf Straimont und Suxy. Alle diese Wege überschreiten die tiefeingeschnittenen Thäler der Semois und Vierre an den zweckmässigsten Stellen und konnte es für militärische Zwecke erwünscht sein, jene Hindernisse gerade auf verschiedenen Punkten zu überwinden. Deutliche Reste der alten Strasse liegen zwischen Longlier und Neufchâteau, so wie unterhalb Neufchâteau in der Richtung auf Grapfontaine. Für diese Linie spricht auch Longlier, nach Grandgagnages Urkunden- und Namenverzeichniss sehr wahrscheinlich das „palatium Longolare“ Kaiser Lothar I, unter zahlreichen Urkunden genannt, die von dort erlassen sind. Auch das feste novum castrum (Neufchâteau), in jener Gegend von hervorragender Bedeutung, wurde gewiss schon von den Römern benutzt. Der freundliche Ort liegt auf dem Kegelberg eines Höhenrückens ca. 50 m über den breiten Wiesen und Weihern eines Zuflusses der Vierre, der ihn auf drei Seiten umgiebt. Dort liegt auf der Höhe ein Hospital mit Kirche und mit mittelalterlichen Befestigungsresten, ein Viereck von 150 m, dessen Geschichte und frühere Umwallung gewiss in die älteste Zeit zurückreicht. Es spricht dafür ein reiches Strassennetz der nächsten Umgebung, mit zahlreichen alten Wegen. Ueberhaupt gehört diese Gegend einer alten Kulturgegend an, schon dadurch von Bedeutung, dass unsere Parallelstrassen zwischen Bastogne und St. Marie von ähnlichen Parallelstrassen senkrecht durchschnitten werden, die von Arlon her über Wisembach und Tintange nach Marche und Namur gehen.

Wichtige militärische Punkte unserer Römerstrasse waren Straimont und Suxy, dann besonders Chiny an der Semois. Hier führt eine 100 m lange, 8 m hohe Bogenbrücke mit 6 Pfeilern über die 40 m breite Semois. Einst stand gewiss auch hier eine Römerbrücke, von welcher sich der alte sehr kunstvoll angelegte Weg in schräger Aufsteigung durch ein Felsenthor nach Chiny windet, welches 70 m über der Thalsohle liegt. Die bewaldeten Thalränder bilden eine weite Flussschleife, eine Halbinsel, welche gleich einer mächtigen, von der Natur gesicherten Lagerfestung, sich nach Süden hin an den wichtigen Punkten Izel und Florenville öffnet.

Chiny.

Das langgestreckte Dorf Chiny bietet äusserlich keine Erinnerung an die Römerzeit. Den nördlichen Vorsprung einer Felsenzunge an jenem Eingangsthor nennt man zwar von jeher „le fort", indessen sind die angeblichen Spuren römischer Wälle dort sehr problematisch. Aus der breiten Dorfgasse führt die Römerstrasse nach Süden hin, ohne Dammreste, 7 m breit, soll aber früher doppelt so breit gewesen sein. Wo sich die Strasse nach Florenville und Izel gabelt, liegen auf der Höhe die Reste einer alten Befestigung. Seit Jahrhunderten benutzten die Einwohner von Chiny diese markirte Höhe als Kiesgrube, gelegentlich auch als „potence oder Galgenberg". Der Boden ist 1 bis 2 m unter dem Niveau der Strasse ausgefahren. Die äussere Randumfassung liegt 2 bis 4 m über der Strasse und zeigt die regelmässige Form einer vierseitigen Schanze mit vorspringenden Spitzen am Ausgang und Eingang der Strasse, die der Länge nach hindurchführt. Deutlich erkennbar ist der traversenartig übergreifende Thorausgang der westlichen porta sinistra mit einem Nebenweg zur Florenviller Strasse, und liegt an diesem Ausgange eine Art Cisterne, deren Wasser nie versiegen soll. Am Rande, der theilweise mit Gestrüpp bewachsen ist, sieht man die Reste einer Brustwehr, freilich ohne Graben, der im Lauf der Jahrhunderte verschwunden ist. In der Mitte der Semois-Schleife beherrscht die Höhe das vorliegende Terrain, allerdings nicht bis zum tiefeingeschnittenen Fluss. Der Lagerraum von 3 ha bei 700 m Umfang genügt für eine halbe Legion, ist durch eine Cohorte vertheidigungsfähig, bietet die günstigste Signalstation, 3 millien von Izel, 3 millien von Florenville und eben so weit von dem nördlich an der Strasse gelegenen Höhenpunkt „Notre dame", der bei abgeholzter Waldung weithin die ganze Umgegend überblickt.

Izel-Moyen.

Auf dem Höhenrücken der Semois-Schleife führt aus jener Schanze die Strasse nach Izel, an mehreren Stellen dammartig erhöht, oft eine ehemalige Breite von 9 m deutlich bezeichnend. Ueber den Griffaumont-Bach geht sie durch einen 7 m tiefen Hohlweg zu der rings von breiten, nassen Wiesen umschlossenen Höhe des Dorfes Izel. An dies Dorf schliesst sich auf dem rechten Ufer der Semois das Dorf Moyen, gleich einem Brückenkopf für das weithin beherrschende Izel, dessen militärische Bedeutung durch seine feste Lage bedingt ist. Die Umfassung weist auf ein Römerlager hin von 400 m Länge, 300 m

Breite. Brustwehren und Gräben sind hier im Lauf der Zeit verschwunden, aber zahlreiche Römerreste, Waffen, Münzen, Thongefässe wurden gefunden und die Ruine des Brunehaut-Thurmes deutet auf ein hohes Alter, wenn auch nicht auf Caesars Zeit. In der Pick'schen Monatsschrift V S. 145 habe ich Izel als das Lager des Labinus im Jahr 54 v. Chr. zu erweisen gesucht, am südlichen Rande des Ardenner-Waldes, im Gebiet der Remer, an der Grenze der Trevirer, wie Caesar sagt. Hier liegt die spätere Verbindung der Cöln-Reimser mit der Trier-Reimser Römerstrasse über Izel und Pin, während die Cöln-Reimser Strasse sich von der Höhe bei Chiny nach Florenville fortsetzte.

2. Chiny-$\frac{\text{Florenville}}{\text{Meduanto}}$, 3 millien.

Bis zur Semois hin trägt der Ardennerwald auch in seinen neueren Lichtungen den ärmlichen, düstern Charakter des Landes. Die Bewohner sind auf ihr geringes Vieh, auf spärliche und späte Erndten angewiesen. Erst zu Ende des Monat Mai entwickelt sich das Grün der Wälder, während gleichzeitig nur eine Meile südlicher, an den Windungen der Semois in Florenville, der Weinstock die Spaliere der Häuser bereits mit seinen Gescheinen schmückt. Hierher führt die Römerstrasse von Chiny, stellenweise in Hohlwege eingeschnitten, nimmt im Flussthal bei Lacuisine eine alte Parallelstrasse, jetzt chaussirt, von Straimont her auf, und ersteigt an alten Wallresten und Hohlwegen vorbei, die Höhe von Florenville. Dieser Name und das Aussere des Landstädtchens deutet auf modernen Ursprung, und doch ist der Ort gewiss uralt, denn der Kirchplatz am steilen 60 m hohen Thalrande der Semois bot wohl schon vor Jahrtausenden den überraschend schönen Blick auf die weiten Windungen des Wiesenthals drüben mit den waldumkränzten Höhen. Die Römer siedelten sich bekanntlich gern an solchen hübschen Punkten an, hier aber trat die militärische Bedeutung des Ortes hinzu. Nach allen Seiten hin abfallend, hat der so äusserst günstig gelegene Platz 400 m Seitenlänge, hinreichend gross für ein Legionslager, welches freilich keine Spuren mehr zeigt. Florenville entspricht dem gegenüberliegenden Izel zur Sperrung der Semoisschleife. Entscheidend bezeichnet aber die Lage des heutigen Florenville das alte Meduantum durch die zweifellose Angabe der Peutinger'schen Tafel: „Meduanto-Mose IX leugen" und jede Specialkarte giebt diese Entfernung genau zutreffend von Florenville bis Mouzon beim Verfolgen der Römerstrasse.

VII. $\frac{\text{Florenville}}{\text{Meduanto}}$ - $\frac{\text{Mouzon}}{\text{Mose}}$, IX leugen.

Durch die Führung der Cöln-Reimser Strasse über Florenville umgingen die Römer in geschickter Weise nördlich den tiefen Thaleinschnitt von 80 m Tiefe, 600 m oberer Breite, welcher mit dem Pallebach bei Villiers die belgisch-französische Grenze bildet. Hier bei Villiers überschreitet die Reims-Trierer Römerstrasse dies Hinderniss, welches ganz ähnliche Schwierigkeiten bietet, wie der bei Chiny erwähnte Uebergaug über das Semoisthal. Jede der beiden Strassen hat also in jener Gegend ein derartiges Felsenthal zu überschreiten. In der Terrainschwierigkeit bei Chiny lag wohl der Grund, dass der französische Kriegszug Carl VI im Jahre 1388, unter IV 8 erwähnt, beim Vormarsch aus der Gegend von Reims auf Zülpich, schon wegen der angeblichen 12000 Wagen, derartige Hindernisse zu umgehen suchte, deshalb von Carignan über Montmédy, Virton östlich ausbog und mit einem Umwege die Römerstrasse bei Bastogne wieder erreichte.

Die französische Generalstabskarte (Blatt Mézières) giebt diese Terrainverhältnisse und die Führung der Römerstrasse auf Reims in sehr klarer Weise. Sie nennt diese Strasse mit Recht „chemin des Romains de Reims à Trèves“, von der porte de Trèves, später porte de Cérès genannt, ausgehend. Französische Archäologen, namentlich Savy, scheinen aber die Fortsetzung dieser Linie auf Zülpich und Cöln, nach den Verhandlungen des Congrès archéologique de France in Reims vom Jahre 1868, nicht mehr zu kennen und suchen trotz jenes Feldzuges der Franzosen vom Jahre 1388, die Reims-Cölner Römerstrasse mehr nördlich über Château-Porcien (XV leugen), nach Charleville bei Mézières (XX leugen), im Ganzen XXXV leugen von Reims zur Maas bei Montey, wo ein römisches Castrum angenommen wird. van Dessel weist in seiner topographie de la Belgique S. 9 jene französische Ansicht als einen Irrthum nach, da keine Fortsetzung solcher Strasse durch Belgien nach Cöln vorhanden, die Reims-Cölner Strasse über Florenville, Mande, St. Vith aber unzweifelhaft festgestellt sei.

Auf dem Bergrücken zwischen Florenville und Carignan waren die markirten Höhen bei Tremblois (4 millien von Florenville), bei Les deux villes und bei Carignan (4 millien von Tremblois) vielleicht einst, so zu sagen, die trigonometrischen Punkte, um mittelst Feuer- und Rauchsignalen die Richtungslinien der Römerstrassen über Bastogne, St. Vith nach Cöln, über Arlon auf Trier, über Voncq auf Reims so korrekt zu ermitteln und festzulegen. Die kleinen Abweichungen von

diesen Richtungslinien durch sachgemässe Terrainbenutzung der Höhenrücken und der Wasserscheiden, ergaben sich dann bei der Ausführung der Strasse, wie wir dies beispielsweise bei Walerscheid und Dreyborn verfolgt haben.

Zwischen Tremblois und Carignan, etwa beim heutigen Les deux villes muss das verschollene Epoissus gelegen haben, XX leugen von Arlon, XXII leugen von Vungo vicus, und kommen wir bei der Römerstrasse Reims-Trier darauf zurück.

## VIII. Mouzon-Noviomagus, XXV leugen.

Von Mouzon bis Stonne 8 millien, bis le Chesne 9 millien, bis Voncq (Vungo Vicus des Itinerar) 6 millien, bis Noviomagus 15 millien. Diese Hauptpunkte würden im Terrain leicht die Zwischenpunkte der Signalstationen von etwa 3 zu 3 millien auffinden lassen.

Noviomagus ist wie Epoissus verschollen und wird von den französischen Archaeologen 2 kilom. südlich von Juniville, auf dem linken Thalrande der Retourne angenommen.

Fünf kilom. westlich von Voncq liegt im Thal der Aisne Attigny (Attiniacum), eine der ältesten Ansiedlungen aus der Römerzeit, wo im Jahre 647 Chlodwig seinen Pallast erbaute, Pippin residirte und die fränkischen Könige vier Jahrhunderte hindurch ihren Sitz hatten. Hier soll Carlmann eine Kirche errichtet haben, unser Sachsenherzog Wittekind und der Dänenkönig Albion getauft sein, jedenfalls eine Stätte von welthistorischer Bedeutung, ganz in der Nähe unserer Römerstrasse Cöln-Reims.

## IX. Noviomagus-$\frac{\text{Durocortoro}}{\text{Reims}}$, XII leugen.

Wo die Römerstrasse die breite Niederung des Suippethals halbwegs zwischen Noviomagus und Reims auf einem 6 m hohen Damm überschreitet, untersuchte der bekannte Archäologe Bergier vor drei Jahrhunderten durch sorgfältige Nachgrabungen die 1 m starken Steinlagen der Strasse. Die Resultate sind in Bergier's histoire des grands chemins de l'empire niedergelegt und kommen wir später bei der Bauart der Strassen darauf zurück.

Im Rückblick auf die durchlaufenen Wegestrecken, ergaben sich:

| | | |
|---|---|---|
| Von Cöln bis | Lindesina | XXII leugen |
| | St. Vith | XX „ |
| | Mande bei Bastogne | XX „ |
| | Florenville b. Meduanto | XX „ |
| | Mouzon | IX „ |
| | Novimagus | XXV „ |
| | Reims | XII „ |

i. S. CXXVIII leugen = 192 millien
= 284 km = 38 deutsche Meilen.

In westlicher Richtung über Reims setzt sich diese Strasse nach den Resten des Tongern'schen Meilensteins fort,

| | |
|---|---|
| von Reims über Soissons | |
| nach Samarobriva (Amiens) mit | LXVI leugen. |
| Und weiter nach dem Itinerar des Antonin | |
| von Samarobriva bis Gessoriacum (Boulogne) | L „ |

i. S. CXVI leugen = 174 millien
= $257^1/_2$ km = 34 deutsche Meilen.

Die oft geringen Spuren und Reste jener Römerstrasse führten uns von den Ufern des Rheinstroms, von der alten Colonia, zu den Catalaunischen Feldern, in die Ebenen der Champagne und zu der alten Hauptstadt der Belger, nach Durocortorum. Von diesen beiden Städten und von Treveris sehen wir strahlenförmig, gleich alten Erinnerungs- und Ehrenzeichen die Reste der Römerstrassen nach allen Richtungen hin ausgehen, und erkennen in solchen Städten eigentliche Mittelpunkte der frühesten Kulturentwicklung.

Die Römerstrassen gaben nicht überall ganz neue Wegerichtungen, sondern sie folgten im Allgemeinen den alten Richtungen der früheren Landwege, die noch jetzt in mehr oder weniger entfernten Parallelzügen, oder in zahlreichen ausgefahrenen Geleisen den Römerdamm begleiten, die freilich auch oft erst nach Erbauung der Römerstrasse entstanden sind, so lange letztere die Benutzung durch Landbewohner ausschlossen. Cäsar's Legionen, die ohne Römerstrassen nicht etwa rücksichtslos durch Wälder und Einöden, sondern auf alten Landeswegen von Amiens und Reims her über die Maas zur Mosel und zum Rhein, nach Trier, Cöln und Bonn in starken Tagemärschen vordrangen, waren ohne Zweifel auf solche Landeswege angewiesen, welche in natürlicher, zweckmässigster Art ihre Richtungen von Ort zu Ort wählten, wie wir dies noch jetzt im breiten Thal der Semois auf Arlon,

von Lüttich her auf Aachen, Düren, Cöln und Bonn verfolgen können. Cäsar's Feldzüge gegen die Germanen sind die ältesten, wichtigen aber blutigen Entdeckungsreisen durch unser Land, und die Strassen-Entwürfe Agrippa's beruhen augenscheinlich auf Cäsar's Erfahrungen in diesen Kriegen. Die hier gesammelten topographischen Kenntnisse bedingten die richtige Wahl der Hauptpunkte, die Messung und Festlegung der Hauptlinien dieser strategischen Strassen, welche im Lauf der nächsten vier Jahrhunderte so grossartig von den römischen Legionen ausgeführt wurden.

Jene alten Landeswege zogen allerdings oft die Thäler, wo sie sich darboten, den sie begleitenden Bergen vor, und verbanden die dortigen ältesten Ansiedlungen mit einander, während die späteren Römerstrassen grundsätzlich die langgestreckten Höhenrücken, womöglich die Wasserscheiden wählten, mit ihren hohen Dämmen nur den Kriegszweck im Auge behielten, keine Vicinalstrassen, sondern nur strategische Linien, oft 20 deutsche Meilen weit in gerader Richtung fortlaufend bauten und organisirten, stets im Hinblick auf die Behauptung der römischen Herrschaft durch Beherrschung der Verbindungen. Und daneben finden wir fast überall die alten Landeswege in der Gegend dieser Römerstrassen, deren korrekte Führung gerade durch solche Berücksichtigung der massgebenden Verhältnisse oft meisterhaft erscheint.

Als die Römerherrschaft allmählich zusammenbrach, wurden die Römerstrassen Mittel für andere und höhere Zwecke, zur Ausbreitung römischer und christlicher Kultur. Von Westen her, namentlich über die Maas kam damals das Christenthum zum Rheine, gründete seine Emporien in Cöln und Trier, dann in Prüm, Stavelot, Malmundurum. Und wieder von Ost nach West drangen auf jenen Römerstrassen vom Rhein her, allerdings verwüstend, die Hunnen vor, mit ihnen, jedoch segensreicher, das germanische Element der Franken, von Maestricht, Cöln und Trier auf Bavai und Reims. Hier in Reims taufte zu Ende des 5. Jahrhunderts der Bischof den Frankenkönig Chlodovech, wo ein Jahrtausend hindurch die Könige Frankreichs gekrönt wurden.

So zeigen die Römerstrassen schon in diesen Beziehungen ihre historische Bedeutung als Kulturwege, bestätigen aber auch die alte Erfahrung, dass gute Wegeverbindungen von jeher die Kraft erhöhten, dass die Beherrschung solcher Strassen ein wesentliches Moment der Weltherrschaft wurde, bis letztere nach dem Verfall altrömischer Sitte der frischen Kraft der Germanen und der Macht des Christenthums erlag.

Im nächsten Heft soll im Anschluss an die Römerstrasse Cöln-Reims die auf der beiliegenden Karte bereits dargestellte Reims-Trier (B) gegeben werden, mit Angaben über die Bauart und organisatorischen Einrichtungen dieser Strassen. Demnächst würde die Römerstrasse von Trier nach Cöln und Bonn etc. folgen, um der Aufforderung im 73. Heft S. 6 dieser Jahrbücher zu entsprechen.

von Veith.

---

## 2. Die römischen Militärstrassen des linken Rheinufers.

### h. Von Worms bis Basel.

Hierzu Tafel II.

Wir haben (Jahrb. LXXIII) gesehen, dass die römische Rheinstrasse sich in zwei Armen bis zur bairischen Pfalz fortsetzt, und zwar die Uferstrasse bis Worms, die Bergstrasse bis Monzheim. Erstere läuft von Worms in südlicher Richtung als „alte Landstrasse“ über Frankenthal fort bis in die Nähe von Oggersheim, von wo uns alle Spuren abhanden gekommen sind bis nach Schwegenheim; wir glauben aber, dass die Strasse auf dieser Strecke in der bisherigen Richtung weiter gegangen, und zwar über Schifferstadt. Auch geht aus der Nähe von Oggersheim eine Seitenstrasse über Maudach nach Speyer, und zwar von ersterem Orte als alter Fahrweg bis zum Bahnhof Mutterstadt und hierauf mit der Chaussee; von Maudach bis Frankenthal hat bereits Mehlis die Römerstrasse begangen. Von Schwegenheim geht die Rheinstrasse weiter mit dem Communalweg nach Westheim, und über das erhöhte Terrain durch den Wald nach Rheinzabern, schneidet dann am Bahnhof Jockgrim vorbei und man kann von hier die deutlichen Reste, die in der Gegend unter dem Namen „Römerstrasse“ bekannt sind, verfolgen bis zum Walde, wo man auch römische Ziegelstücke in den Feldern findet. In dem Walde erscheint die Strasse nur mehr als ein breiter zuweilen dammartiger Grasweg, und geht rechts an Wörth vorbei nach Lauterburg. Von da läuft sie meist mit der Chaussee über Selz und Drusenheim nach Strassburg;

sie ist von Worms bis Strassburg in der Näher'schen Karte (Jahrb. LXXI) gezeichnet.

Von Strassburg läuft die Römerstrasse theils mit, theils westlich der Chaussee und unter dem Namen „Herrenstrass“ und „Heidensträssle“ an Markolsheim und Neubreisach vorbei nach Basel; sie ist in der ganzen Strecke in der Näher'schen Karte, zum Theil auch in der Coste'schen Karte (l'Alsace romaine) gezeichnet.

Der westliche Arm zieht von Monzheim mit der Chaussee nach Grünstadt, und gleich hinter dem Orte an dem Waisenhause vorbei als alter Fahrweg mit Seitenböschungen bis zu 2 m, bis sie wieder in die Chaussee läuft. Sie geht dann links an Dürkheim und Neustadt vorbei über Landau bis in die Nähe von Weissenburg, und zwar stets am Fusse des Hardtgebirges, bald mit, bald abweichend von der Chaussee, über das wellenförmig erhöhte Vorland. Der fernere Lauf geht über Sulz und durch den Hagenauer Wald nach Brumath. Sie ist in dieser Strecke in der Näher'schen Karte gezeichnet. Ein anderer Arm geht von Weissenburg über Wörth und dem Fusse der Vogesen entlang, ist jedoch nicht weiter verfolgt worden. Die Fortsetzung der Rheinstrasse von Brumath geht in der Entfernung von 2000 Schritt rechts an Strassburg vorbei, und ist von hier bis Markolsheim in der Merlot'schen (notices sur les voies romaines) und Coste-schen Karte, sowie in der Näher'schen Karte bis zu der von Besançon kommenden Heerstrasse, gezeichnet. Nach unsern Untersuchungen geht die Strasse bei Bartenheim rechts von der Chaussee ab über Blotzheim und Hagenheim in die Schweiz.

Zwischen den beiden Rheinstrassenarmen liefen, wie wir dies rheinabwärts häufig gesehen, mehrere Seiten- und Verbindungsstrassen z. B. von Selz nach Surburg, von Grussenheim nach Bliesheim und von Speyer nach Oggersheim; auch ging von Speyer höchst wahrscheinlich eine Verbindungsstrasse bis Altenstadt, wovon die Reste von Speyer der Eisenbahn entlang bis zur Rheinkrümmung vorhanden, aber nicht weiter verfolgt worden. Ausserdem liefen von Speyer und Strassburg Strassen nach dem westlichen Arme, die sich weiter in's Gebirge fortsetzen.

Die Abweichungen, welche unsere Untersuchungen im Elsass von den Resultaten der französischen Alterthumsforscher, welche recht fleissig gearbeitet, ergeben haben, sind demnach folgende: 1) die Uferstrasse ging von Selz nicht in einem Bogen über Brumath nach Strassburg, sondern in der bisherigen Richtung gradeaus dem Rheinufer ent-

lang; 2) die Uferstrasse ging auch fernerhin ohne Unterbrechung bis Basel stets in geringer Entfernung dem Rheine entlang; 3) der westliche Arm lief von Weissenburg nicht über Wörth, sondern durch den Hagenauer Wald nach Brumath; 4) von Brumath lief dieser Arm nicht nach Strassburg, sondern in einiger Entfernung westlich an der Stadt vorbei. Wir halten diese Verbesserungen nicht bloss an und für sich, sondern auch für die richtige Erklärung der bezüglichen Strecken in den Itinerarien für beachtenswerth, wie wir sogleich sehen werden.

Was die weiteren Fortsetzungen beider Strassenzweige durch die Schweiz betrifft, so haben wir die Uferstrasse nur von Basel bis Augst dem Rhein entlang verfolgt; dagegen können wir aus Recognoscirungen auf einzelnen Strecken in der Schweiz. Italien und Frankreich über den Lauf des westlichen Armes einige Andeutungen geben. Hiernach setzt sich derselbe von Hagenheim nach Reinach in das Birsthal fort und folgt diesem breiten Thale über Laufen, Delsberg und durch das Münsterthal, steigt dann über das Gebirge nach Pery, läuft östlich an Biel und dem Murtensee vorbei über Peterlingen und in südlicher Richtung nach dem Genfer See bei Vevey. Von hier geht die Strasse dem See entlang an Montreux und Villeneuve vorbei über Aigle in's Rhonethal bei St. Maurice, dem sie nachfolgt bis Martigny, steigt dann über den grossen St. Bernhard nach Aosta und geht nach Turin und Cuneo. Hierauf ersteigt sie das Gebirge, geht über den Col di Tenda und kömmt zuletzt, unter dem Namen „alte Turiner Strasse“ durch das Thal des Paglione zur grossen Mittelmeerstrasse, in welche sie einige hundert Schritte südlich der jetzigen Eisenbahnbrücke, wo jene den Paglione überschreitet, einmündet.

Wir haben demzufolge bis jetzt zwei grosse Heerstrassen kennen gelernt, die an der Mittelmeerstrasse ihren Anfang genommen, nämlich 1) eine Strasse von Massilia (Marseille) aus nach Lyon, von wo einerseits die längst bekannte Heerstrasse über Besançon an den Rhein bei Gr. Kembs führt, während unsere Strasse anderseits gerade aus nach Norden über Metz und Neuwied bis zur Nordsee führt (die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken etc. I); 2) eine Strasse von Nicaea (Nizza) aus über Turin und Aosta nach Vevey, von wo gleichfalls der bekannte Strassenarm über Solothurn an den Rhein bei Augst führt, während der andere, wie angegeben, grade aus nach dem Rhein bei Basel und dann dem Strom entlang an die Nordsee bei Leyden geht.

Die Peutinger'sche Tafel nennt von Worms aus rheinaufwärts folgende Orte mit ihren Entfernungen:

Borgetomagi,
Noviomagi XIII,
Tabernis XII,
Saletione XI,
Brocomagus XVIII,
Argentorate VII,
Helellum XII,
Argentovaria XII,
Cambete XII.

Hiernach ging die Route der Tafel von Worms (Borgetomagus) aus auf der Uferstrasse, und dann auf der Verbindungsstrasse über Maudach nach Speyer (Noviomagus), womit die Entfernungsangabe der Tafel 13 g. M. = 39000 Schr. jedoch nicht stimmt, indem sie 3 bis 4 g. M. zu klein ist. Dagegen stimmt die folgende Angabe 12 g. M. = 36000 Schr. von Novimagus auf der Verbindungsstrasse und der Hauptstrasse bis Tabernae (Rheinzabern) mit der Wirklichkeit vollständig überein. Die folgende Entfernung von Tabernae bis Saletio (Selz) stimmt mit der Angabe der Tafel 11 g. M. = 33000 Schr. jedoch nur bis auf 2 g. M. überein. Von Saletio bis Brocomagus (Brumath) gibt die Tafel 18 g. M. = 54000 Schr., welche Entfernung für die direkte Strecke, die man bisher annahm, zu gross ist. Lässt man aber die Route von Selz auf der Verbindungsstrasse nach Surburg und dann auf dem westlichen Arme nach Brumath gehn, so stimmt die Entfernung mit der Tafel völlig überein. Die folgende Entfernung, von Brocomagus bis Argentorate (Strassburg), beträgt 7 g. M.; wir haben oben gesehen, dass der westliche Arm, auf welchem jetzt die Route der Tafel geht, in einiger Entfernung an Strassburg vorbeiführt, er schneidet hier eine von Zabern nach Strassburg ziehende Heerstrasse. Die Route der Tafel geht nun von Brumath auf dem westlichen Arm bis zu dem Durchschnittspunkt und dann auf der Zaberner Strasse bis Strassburg, und auf dieser Strecke beträgt die Entfernung 7 g. M., wie die Tafel angibt. Von Strassburg geht die Route wieder auf den westlichen Arm zurück, und auf demselben weiter bis Helellum, welches zu Ehl bei Benfeld lag; die Tafel gibt von Argentorate bis Helellum (Ehl), übereinstimmend mit der Wirklichkeit, 12 g. M. = 36000 Schr. Dann folgt Argentovaria, das nicht, wie man früher glaubte, Horburg sein kann, da dieses nicht einmal an der Strasse lag, sondern wie Coste nach-

weist, bei Grussenheim zu finden ist, womit die Angabe der Tafel 12 g. M. = 36000 Schr. genau stimmt. Von da geht die Route auf dem Verbindungswege wieder nach der Uferstrasse bis Cambes (Gr. Kembs); die Entfernung 12 g. M. stimmt nicht, da sie in der Wirklichkeit das Doppelte beträgt, und es scheint hier eine Station ausgefallen zu sein.

Das Ant. Itinerar gibt folgende Route:

Borbitomago,
Noviomago XIIII,
Tabernis XI,
Saletione XIII,
Argentorato VII,
Helvetum XII,
Argentovaria XVI,
Stabulis XVIII,
Cambete VI.

Diese Route bewegt sich, gleich derjenigen der Tafel, von Worms aus zuerst auf dem östlichen Arme über Speyer (Noviomagus), dessen Entfernung (14 g. M.) etwas genauer mit der Wirklichkeit stimmt, als die der Tafel (13 g. M.); dann geht sie weiter über Rheinzabern (Tabernae), dessen Entfernung (11 g. M.) mit der richtigen der Tafel (12g. M) fast übereinkömmt; hierauf nach Selz (Saletio), dessen Entfernung (13 g. M.) genau mit der Wirklichkeit stimmt. Dann folgt Strassburg (Argentoratum) mit 7 g. M., wo offenbar die Station Brocomagus, welche die Tafel hat, ausgefallen und nur die Entfernung von Broc. nach Arg., nämlich 7 g. M., stehen geblieben. Von Strassburg bis Ehl (Helvetus) gibt das Itinerar übereinstimmend mit der Tafel, die richtige Entfernung 12 g. M.; aber von Ehl bis Grussenheim (Argentovaria) ist statt 16 g. M. zu lesen 12 g. M., wie auch die Tafel hat. Dann geht die Route von Argentovaria auf der Verbindungsstrasse wieder auf den östlichen Arm zurück nach Stabula, das man bei Otmarsheim sucht, womit die Entfernung 18 g. M. = 54000 Schr. stimmt, ebenso wie die folgende, 6 g. M. = 18000 Schr. von Cambes, das zu Gr. Kembs lag. Hiernach betrug die Entfernung von Arg. bis Camb. 24 g. M., wodurch unsere obige Vermuthung, dass in der Tafel zwischen Arg. und Camb. eine Station ausgefallen, bestärkt wird.

Auf einer andern Route hat das Itinerar folgende Angaben:

Vingio,
Noviomago XXV,
Concordia XX,
Bracomago XVIII,
Argentorato XX,
Helveto XVIIII,
Monte Brisiaco XVIIII.

Die Route geht von Bingen (Vingio) auf der Verbindungsstrasse über Alzey auf den westlichen Arm und dann von diesem nach Speyer; aber die Entfernungsangabe ist viel zu klein, und passt nur für die Entfernung von Speyer nach Alzey, und es scheint wiederum eine Station ausgefallen zu sein. Von Speyer geht die Route auf den westlichen Arm zurück nach Concordia, das man mit Recht nach Altenstadt (b. Weissenburg) setzt. Die Entfernung auf der oben angezeigten Verbindungsstrasse von Speyer nach Altenstadt beträgt genau 20 g. M. = 60000 Schr., wie das Itin. angibt. Ebenso stimmt die Entfernung 18 g. M. = 54000 Schr. von Concordia bis Brocomagus (Brumath) mit der wirklichen überein. Aber unrichtig ist die Angabe von 20 g. M. zwischen Brumath und Strassburg, die sowohl in der Tafel wie in der erstgenannten Route des Itinerar 7 g. M. beträgt; ebenso die von Strassburg bis Helvetus (Ehl) zu 19 g. M., die, wie wir gesehen, nur 12 g. M. beträgt. Hiegegen stimmen die 19 g. M., die vorher nur ein Versehen des Abschreibers waren, mit der Entfernung der folgenden Station Mons Brisiacus (Altbreisach, früher auf dem linken Rheinufer) hinreichend überein.

Noch eine andere Route gibt die Entfernungen:

Borbitomago,
Noviomago XVIII,
Argentorato XVIII.

Hier haben wir zum ersten Male die richtige Entfernungsangabe zwischen Borbit. und Noviom., wenn man annimmt, dass die Route von Worms auf der Uferstrasse bis Dudenhofen und dann auf der Verbindungsstrasse nach Speyer ging. Die Entfernungsangabe von Speyer bis Strassburg scheint durch ein Versehen des Abschreibers, der die vorige Zahl wiederholt hat, entstanden zu sein. —

Wir haben nunmehr die rheinischen Militärstrassen, auf Grund unserer Localuntersuchungen, von Nymwegen rheinaufwärts bis Basel besprochen und gestatten uns noch die beiden Hauptpunkte, die in

mehrfacher Beziehung zu neuen Anschauungen zu führen geeignet erscheinen, zum Schlusse nochmals hervorzuheben, nämlich:

1) Die auf der linken Rheinseite dem Strome entlang ziehende römische Militärstrasse bildete nicht eine einzige fortlaufende Linie, sondern theilte sich meist in zwei oder mehrere Arme, die wiederum durch Verbindungsstrassen unter sich zusammenhingen. Schon dem Oberstlieutenant Schmidt war dieses an einzelnen Stellen nicht ganz entgangen, wie aus seinen Mittheilungen über die Römerstrasse zwischen Bingen und Mainz, sowie zwischen Köln und Neuss hervorgeht (Jahrb. XXXI).

Nach ihm hat Dr. Rein die Theilung der Rheinstrasse in zwei Arme bei Xanten nachgewiesen (Die röm. Stationsorte und Strassen etc. S. 55). Dr. Mehlis kennt die beiden Arme der Rheinstrasse in der Pfalz und bezeichnet zwischen beiden auch eine Verbindungsstrasse (Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlde. I S. 10 ff. Pick's Monatschrift III S. 381. cf. Die Pfalz unter den Römern 1842, 1847).

Im Elsass sind die beiden Arme der Rheinstrasse längst bekannt und in den betreffenden archäologischen Karten, wie wir schon gesehen, gezeichnet. Auch Parthey und Pinder haben in ihrer Karte zu dem Ant. Itin. den Strassenarm von Bingen über Alzey, wenn auch in dem südlichen Theile nicht ganz genau, gezeichnet.

Neuerdings haben v. Veith und Pick die Theilung der Rheinstrasse in Nebenarme aus ihren Lokaluntersuchungen am Niederrhein bestätigt (Vetera castra, Monatsschr. III, VI, und die Karten in der Monatsschr.).

2) Die römischen Reiseverzeichnisse, sowohl die Peutinger'sche Tafel wie das Antoninische Itinerar, enthalten meist nicht continuirlich fortlaufende, selbständige Strassen, sondern nur Reiserouten auf Strassen, und diese Routen laufen oft auf verschiedenen Strassen von einer zur andern, so dass also die Entfernungen der in den Reiseverzeichnissen namhaft gemachten Orte nicht immer auf ein und derselben, sondern auf verschiedenen Strassenlinien zu messen sind; manchmal geben uns die beiden Reiseverzeichnisse ganz verschiedene Routen zwischen zwei Punkten, woher es kömmt, dass sie dann auch verschiedene Stationen enthalten, und namentlich in dem einen Verzeichnisse Stationen gänzlich fehlen, die in dem andern enthalten sind. Bei dieser neuen Auffassung der römischen Itinerarien stellt sich heraus, dass gar manche Angaben derselben, die man bisher immer nur auf ein und

dieselbe Strassenlinie bezog und die daher mit der Wirklichkeit nicht in Uebereinstimmung zu bringen waren, sich als vollkommen richtig erweisen. Wir haben unsern Satz zunächst auf die römische Rheinstrasse anzuwenden gesucht, und wenn sich auch noch nicht überall völlig genaue Resultate ergeben haben, so wird dieses doch bei einer nochmaligen Revision und noch speziellerer Erforschung der einzelnen Strassenzweige, wozu uns bisher die Zeit gemangelt, zu erwarten sein. Es handelt sich auch vorläufig nicht sowohl um die Anwendung als um die Feststellung des Princips, und da sich dieses nicht bloss auf die Rheinstrasse, sondern auf das gesammte Strassensystem im ganzen römischen Reiche bezieht, so ist Gelegenheit genug geboten, um die Richtigkeit unseres oben aufgestellten Satzes nach den verschiedensten Seiten hin zu prüfen[1]).

Dem Oberbibliothekar der Kaiserlichen Landes- und Universitätsbibliothek zu Strassburg, Herrn Professor Dr. Barack, spreche ich für die Zuvorkommenheit, mit welcher mir alle literarischen Hülfsmittel gewährt wurden, sowie dem Herrn Kanonikus Straub in Strassburg für die Freundlichkeit, mit welcher er mich mit den dortigen Alterthumsfunden bekannt gemacht, auch bei dieser Gelegenheit meinen herzlichen Dank aus.

1) Weitere Ausführungen über die römischen Itinerarien wird das demnächst erscheinende 2. Heft der „alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche" enthalten.

J. Schneider.

## 3. Beiträge zur vergleichenden Mythologie

(vgl. Jahrb. LXVI, 44)

## Maja-Rosmerta, Nerthus, die Matronen und Nymphen.

Unter den Göttergestalten, welche die Römer bei uns adoptirt haben, ragt besonders die zunächst zu behandelnde hervor. Ihr Name Rosmerta wurde bisher zumeist irrig für keltisch gehalten, indem man eine Zusammensetzung mit der irischen Partikel ro darin suchte, die jedoch in ihrem Ursprunge dunkel ist. Früher mit lat. pro verglichen, was aber Windisch bezweifelt, könnte ro etwa entlehnt sein aus dem angelsächsischen Verbalpräfix or, welches im Gothischen us, dann ur lautet, wie noch im Deutschen neben dem geschwächten er- (vgl. Urlaub, erlauben). Hiermit hat aber Rosmerta nichts zu thun, wie überhaupt nichts mit dem Keltischen.

Dagegen finden sich im Moselgebiete und sonst in den Rheinlanden weibliche Figuren zu Pferde, die auf eine deutsche Rossgöttin weisen (altdeutsch hros aus älterem hors umgestellt, vgl. den Angelsachsen Horsa, aber im englischen horse erhalten, verwandt mit altdeutsch horsk, rasch). Allein es ist keine eigentliche, ursprüngliche Beziehung gerade der Rosmerta zu Pferdezucht oder Pferdehandel nachzuweisen. Es muss daher wohl eine andere, wenn auch ungewisse Etymologie gesucht werden.

Die naive urgermanische Volksreligion, welche nicht mit der späteren sog. nordischen Mythologie, d. h. der durchaus gekünstelten genealogischen und socialen Verbindung der einzelnen Gottheiten, wie sie in der Edda zu Tage tritt, verwechselt werden darf, kannte eine weibliche Gottheit, die später als Frouwa «Frau» (altnordisch Freyja, vermischt mit Frigg = Frija, Frîa, die freie, liebende, d. h. Venus) dem Göttervater Wodan zur Seite gestellt wurde, wie die Göttin Hera und Juno dem Zeus und Jupiter.

Diese indogermanische Göttin, um die es sich hier handelt, die phrygisch-kleinasiatische und griechische Göttermutter, die römische

dea mater oder Maja, identisch mit der indischen Weltmutter Maja, ist die germanische «Mutter Erde», welche nach Tacitus, Germania c. XL bei den suebisch-germanischen Völkern, speciell auf der Insel Rügen unter dem, wie es scheint unverdorben überlieferten Namen Nerthus unter feierlichen Umzügen verehrt wurde. Sie ist Gemeingut aller indogermanischen Völker, ist aber auch unabhängig davon, aus analogen psychologischen Ursachen bei andern Rassen entstanden, wie die ägyptische Gottesmutter Isis und die jüdisch-christliche Gottesgebärerin Maria beweist. Die allgemeine Vorstellungsform der personificirten Erde kehrt nun auch bei den belgischen Germanen, insbesondere bei den wahrscheinlich aus jenen ost- und norddeutschen Gegenden eingewanderten Treverern wieder[1]). Sie wird nämlich auf römisch-germanischen Denkmälern als Rosmerta identificirt mit der orientalisch-römischen Erdenmutter Maja, der Mutter Merkurs, welcher als Gott der Unterwelt, überhaupt als chthonischer Gott, selbst den germanischen Göttervater und Unterweltsgott Wodan repräsentirt.

Untersuchen wir nun das offenbar zusammengesetzte Wort Rosmerta, so liegen verschiedene Möglichkeiten der Zusammensetzung vor.

Erstens könnte man trennen Ro-smerta und so als Grundwort an das (anzusetzende) altsächsische smertan (schmerzen, beissen, wehe thun, verletzen) denken, welches in vielen angeblich keltischen, in Wahrheit aber germanischen Eigennamen inschriftlich auftritt. Im ersten Theil könnte etwa ein durch Assimilation abgeschliffenes althd. hrôd, hruod, rôd (Ruhm) stecken, das im Urgermanischen hrôtha (masc.) geheissen haben muss. Allein diese Zusammensetzung von Rosmerta ist nicht wahrscheinlich, da der Sinn einer ruhmreichen Schmerzenbereiterin nicht zu dem einer Erdmutter stimmt.

---

1) Unserer Annahme zu Folge (Picks Monatsschrift V, 35) sind die Treverer von der Trave benannt, wie die Sueben vom Suebus, der Swine, (untern Oder) und hatten beide Völkerstämme, wie auch die Nervier als ursprüngliche Nachbarn denselben Cult der Erdmutter. Die Treverer aber wanderten schon frühzeitig aus Holstein aus und überschritten etwa in der Gegend von Xanten den Rhein. Hier grenzten sie nämlich nach Strabo IV, p. 194 noch zu Beginn der Römerzeit an die rheinabwärts wohnenden Menapier, westlich aber nach Gallien hinein an die ihnen vorausgezogenen Nervier. Allmählich verbreiteten sich nun die Treverer weiter südlich den Rhein und die Mosel aufwärts bis in die Gegend von Worms und Trier. So erklärt sich auch die Wanderung des Cultus der Erdmutter. In Xanten-Birten wurden aber noch die matres Treverae verehrt (Brambach 149) und lag bei den Treveren die Germanicusbrücke.

Eher wird man daher den Namen in Ros-merta zerlegen und in diesem Falle in Merta eine beim Buchstaben R sehr häufig vorkommende Versetzung annehmen dürfen (— vgl. z. B. die Metathesis in Brunnen zu Born, brennen zu bernen —), so dass wir Metra als Grundform gewonnen hätten mit dem Begriffe Mutter, indogermanisch und so auch altgallisch mâtar (griechisch mêtêr). Dieser Erklärung steht nun aber freilich der Umstand im Wege, dass unser Wort im Germanischen zu môthra oder môthar geworden ist (altnordisch môdhir, altsächsisch môdar, angelsächsisch môdur, altdeutsch muoter), also andern Wurzelvokal enthält. Allein man darf wenigstens die Frage erheben, ob nicht etwa die unbekannte gothische Form unseres Wortes mêthra lautete, da das Gothische bekanntlich dem Jonismus in der Sprache zuneigt, d. h. an Stelle des gemeingermanischen â ein ê eintreten lässt, welches letztere nach neuerer Auffassung sogar ursprünglicher wäre als das erstere.

Halten wir nun hierzu das angelsächsische hruse und den altdeutschen Stamm rosan (hrusan), bezw. das Masc. roso und Fem. rosâ (= latein. crusta, gr. κρύσταλλος), das altniederdeutsche rusal, rosel im Sinne von Brocken, Stück Fett, Schollen Erde (von einer indogermanischen Wurzel KRUS zerstossen, gerinnen, gefrieren, hart sein), so würde in der That der latinisirte germanische Name Rosmerta wörtlich der römischen terra Mater entsprechen.

Die Bedeutung von terra könnte übrigens auch noch in einem andern vergleichbaren germanischen Worte enthalten sein, nämlich in gothisch raus »Riedgras, Röhricht« (Thema rausja), im Deutschen später rôr (Rohr), wenn Verwandtschaft mit lat. rûs (gen. rûsis, dann rûris), dem offenen Land, freien Ackerfeld bestünde, allein eher darf man dazu lat. rôs, sanskr. rasa 'Flüssigkeit, Nass' vergleichen. Dass sich zudem in diesem Worte schon dialektisch in ältester Zeit das s in r umwandelte, zeigt der Name der germanischen, nicht keltischen Raurici, die Anfangs Basel gegenüber, im Schwarzwalde sassen, und wörtlich »Bewohner des Röhrichts« sind.

Ebenso aber im Namen Germanen, d. h. Gêrmänner, Speerträger, der mit dem der angeblich keltischen, in Wahrheit aber deutschen Gäsaten, d. h. Lanzknechte identisch ist. Auch hier hat sich mittelst des Rhotacismus im Westgermanischen das r frühzeitig im Stammauslaut aus noch früherem weichem s entwickelt. Dasselbe sehen wir nun aber auch im Nordischen eintreten und so stehn wir nicht an den Namen des nordischen Niördhr aus einer Grundform Nisthu zu

erklären, abgeleitet mit Suffix thu (vorgermanisch tu), die von Wurzel nas, nes kommt = gothisch nasjan (erretten, d. h. genesen machen), altdeutsch nerjan, nähren, so dass jener Gott also einen Heilbringer, Ernährer bezeichnet.

Dieselbe Bedeutung von Ernährerin = terra mater, hat nun, wie gesagt, auch des Tacitus germanische Erdgöttin Nerthus, was einem gothischen Nesthô entspricht. — Freilich gelangt man auch zu einer 'Erdmutter', aber auf nicht rathsamem Wege, wenn man die von Alfred Holder befürwortete Textgestalt des nach ihm aus dem 8. Jahrhundert stammenden Archetypus der Germania zu Grunde legt.

Statt der durch die sonst besten Handschriften verbürgten Lesart: „in commune Nerthum, id est terram matrem colunt" verbessert jener „Mammun Ertham", was sich wieder der frühern Lesung „Hertham" nähert. Hier hätten wir also einfach die altsächsische ertha, die Erde, ohne den unorganischen Vorschlag eines H, wie er in Hertha und bei sonstigen Latinisirungen fremder Namen vorkommt. An das masculine Wort Herd (altsächsisch herth) ist nämlich nicht zu denken. Dasselbe ist mit Erde nicht verwandt und bedeutet den Boden nur insofern derselbe als Feuerstätte dient. Erscheint nun auch eine Verbesserung des Namens der Göttin annehmbar, so muss man doch in die ihr vorausgehende Form Mammun Misstrauen setzen, indem sich für die älteste Zeit eine solche im Deutschen nicht nachweisen lässt.

Das griechische und lateinische Lallwort mamma entspricht nämlich einem altdeutschen mômâ, muomâ (Muhme, Mutterschwester) mit derselben ursprünglichen Bedeutung von Mutter, dann auch von weiblichem Wassergeist[1]). Es wäre also ein germanischer Accusativ Mômun zu erwarten gewesen, wofür Mammun nur eine theilweise, durch die Copisten vorgenommene Latinisirung sein könnte. Von gothisch mammô 'Fleisch' kann selbstverständlich nicht die Rede sein.

Ein gewichiger Faktor für die Identität der taciteischen ausdrücklich als Mutter Erde bezeichneten Göttin mit der Rosmerta wäre dagegen gewonnen, wenn beide dasselbe Grundwort enthielten, und in letzterm Namen das m etwa als Suffix zum ersten, dem Bestimmungsworte

1) Von solchen 'Muhmen' ist der Mummelsee im badischen Schwarzwald genannt, wo die Sage von Wassernixen, wie auch im benachbarten würtembergischen Wildsee und in andern Schwarzwaldseen noch sehr lebendig ist.

Auch die französische Sage von der aus Wasserlilien hervorwachsenden schönen Seejungfer Melusine (mère des Lusignans) gehört hierher.

zu ziehen wäre, so dass als zweites Compositionsglied Erta (latinisirt aus Ertha) übrig bliebe: Rosam-erta.

Allein diese Annahme ist nicht wahrscheinlich und würden wir daher lieber bei der Trennung -Merta, bezw. bei einem freilich nicht mehr als selbständiges Wort zu erweisenden germanischen Mertha, verschoben aus indogermanischem Marta bleiben, selbst wenn hierin auch nicht geradezu der Begriff von Mutter läge, doch ein analoger dazu. Wir finden nämlich einerseits ein Sanskritwort márjas (junger Mann) und den griech. Stamm merjak = μεῖραξ (Mädchen, später auch Knabe). Andererseits verehrte man in Kreta die Nymphe oder Diana Britomartis, welches Solinus durch dulcis virgo übersetzt. Aber auch am Niederrhein lebt ein germanisch-römischer Mars Hala-marth (Brambach no. 2028, vgl. Bonner Jahrbücher 74, S. 192). Alle diese Worte gehören zur Sanskritwurzel smar, merken, gedenken, sich erinnern, mahnen, kennen, daher gr. μάρτυς der Gedenkende, Zeuge, im Zend mareti, die Lehre, maretan (Mensch), littauisch marti (Braut, Schwiegertochter, vgl. Diefenbach, Goth. Wörterb. II, S. 33 und 49). Allerdings könnte man in einzelnen Fällen als indogermanische Wurzel hierzu Mar «glänzen, flimmern», annehmen, welche im altdeutschen Adj. mâri, leuchtend, berühmt (= gothisch mêrs), vorliegt und wovon Rosmerta eine Ableitung sein könnte. In diesem Falle würde ihr erster Theil das oben genannte germanische hrôth (Ruhm) als Verstärkung ihres Begriffes enthalten, womit auch wieder gothisch hliuth (Gehör) und angelsächsisch hlosnjan, altdeutsch hlosen (horchen), d. h. der germanische Stamm hlu, hlus verwandt ist. Derselbe geht nämlich zurück auf den germanischen Stamm hru, indogermanisch kru, hören, hören lassen, berühmt sein (vgl. Jahrb. LXIII, 68). — Wir finden nämlich Spuren einer altsächsischen Göttin Hrôdsa, Rôsa, d. h. der sonst Holda genannten Gemahlin des Wodan, der selbst den Beinamen Hrôdso, Hruodso, Rôso (Schmeichelform eines mit hrôth gebildeten Eigennamens) führte, mit der Bedeutung Ruhmträger (vgl. Mannhard, Germanische Mythen S. 286 u. 294 f.). Dieser Name scheint nun wieder übereinzustimmen mit der angeblichen Göttin Hreda oder Hrêdh der Angelsachsen, da hrôth (Ruhm, Sieg) im Angelsächsischen zu hrêdh wird (hrêdhig, sich freuend = gothisch hrôtheigs siegreich). Allein der Name dieser Göttin dürfte doch eher eine Abstraktion sein aus dem angelsächsischen Namen des März, welcher Hrede = Hartmonat hiess, von angelsächs. hradh, hrad (velox, strenuus), wahrscheinlich einer Umstellung aus hard (hart, streng), wie auch griech.

κρατύς von Wurzel kart = krat. Mit dem Namen unserer Rosmerta hat dieselbe also wohl nichts zu thun, zumal in letzterer als Bestimmungswort kaum hrôth anzunehmen ist, worin etwa th vor folgendem Nasal des Suffixes im Munde der Römer zu s geworden wäre (welche nämlich das germanische, wie im Englischen auszusprechende th sogar im Anlaut oft durch s wiedergeben, vgl. die Göttin Thirona-Sirona).

Als Grundwort unseres zusammengesetzten Götter-Namens könnte man endlich auch Berta betrachten, worin sich b zu m erweichte, in Folge des vorausgehenden Suffixes n, welches sich zuerst dem folgenden b assimilirte, also m wurde: Rosn-berta = Rosm-berta = Rosmmerta = Rosmerta. Die Frau Berta oder in ursprünglicher Form Berchta (von gothisch baírhts, offenbar, hell, glänzend) ist ja im deutschen Volksglauben wohl bekannt, und bleiben wir bei unserm oben aufgestellten Etymon hrosan (terra) als Bestimmungswort, so würde hierdurch eine Eigenschaft derselben ausgedrückt, also etwa die Berchta als irdische Göttin bezeichnet. Sie ist die Gemahlin Wodans und als solche heisst sie analog auch Rinda, in der Edda Rindr (wie das Rind von germanisch hrindan, stossen) = crusta soli.

Gehen wir nun noch auf eine Kritik der üblichen Ableitungen der besprochenen Götternamen ein. Gewöhnlich vergleicht man zwar richtig Nerthus mit dem altnordischen Niördhr (Genitiv Niardhar), was nur insofern Bedenken erregt, als von ihm erzählt wird, er wohne in Nôatûn (Schiffstätte) und begünstige in Folge dessen die Schifffahrt und Fischerei durch guten Wind und schönes Wetter. Sein Name scheint aber vermengt worden zu sein mit dem des Nordwindes, d. h. des Nordens (altnordisch nordhr, altgermanisch north), welcher vielmehr zur indogermanischen Wurzel Sna, Snu, schwimmen, schwemmen gehört (wozu auch sanskr. nâra und nira, Wasser, Saft). Bezeichnend ist allerdings, dass im Altnordischen der wassersaugende Schwamm Niardhar-vöttr, Handschuh des Niördhr hiess, der also eher ein Wind-, Wasser- oder Meergott gewesen zu sein scheint, der nordische Νηρεύς. Besser fasst man ihn jedoch (so auch Schade, altdeutsches Wörterbuch) als einen Gott des Segens, Reichthums und der Fruchtbarkeit, wozu das Femininum als Göttin des Wachsthums u. s. w. eben die Nerthus des Tacitus ist, allein dann darf man diese Namen nicht zu indogermanisch nar = lat. Nero (Mensch, Mann) stellen. Man könnte eher denken an Wurzel sna, snar, nar (winden, flechten, knüpfen, schnüren), welche vorliegt in littauisch nérti, hineinziehen in etwas, einfädeln, einschlingen, eintauchen (in übertragener Bedeutung auch in's Wasser

tauchen) und in lit. nariti, eine Schlinge machen. Hierzu vergleicht sich nun zwar sanskrit. nartati (kreisen, tanzen, umgehen), woher nrtu (fem.), der sich windende Wurm, dann übertragen auch die bewegliche Erde, allein man darf nicht direkt die germanische Nerthus damit zusammenbringen, da diese Bedeutung der Wurzel im Germanischen nicht nachweisbar ist. Im Altnordischen kehrt dieselbe Wurzel nämlich wieder in niörva im Sinne von zusammenziehen.

Daher dürften die germanischen aus Deutschland nach Gallien unter Beibehaltung dieses Götterkultes gewanderten Nervier als Zusammenhaltende, eng Verbündete genannt sein, wenn man dieselben nicht, wie wir in Picks Monatsschr. V, 160 gethan haben, als Bewohner jener engen Landstreifen an der Ostseeküste auffassen will. Ihr Name gehört dann zu demselben Stamme, aber in der Bedeutung des altsächsischen Adj. naru (Thema narwa), eng, angelsächs. nearvjan, beengen, bzw. des germanischen Subst. narwa (Narbe), eigentlich Verengung und daher auch Landenge, schmales Land, welche im altpreussischen Worte Neria, der kurischen Nehrung vorliegt. Hierzu stimmt lautlich wieder latein. nervus, Band, Sehne und übertragen Stärke (wogegen der gallische Badgott Nerus zu Wurzel sna, fliessen).

Nun findet sich allerdings z. B. im Personennamen Nertomarus und vermuthlich in dem 1882 in Brugg in der Schweiz gefundenen inschriftlichen Gotte Nertus ein Stamm nert wieder, mit der Bedeutung von Kraft, Macht, Hülfe, der gewöhnlich für gallisch gehalten wird, d. h. urgermanisch ist, wie denn auch in der germanisch-lateinischen Nerthus dieselbe Bedeutung vorliegt, die von Triebkraft der Natur (vgl. auch Jahrb. LXXIV, S. 192)[1]. Nichts bestätigt, dass hier, wie man gewöhnlich annimmt, dieselbe Wurzel wie in lat. nervus läge, ebensowenig wie Nerthus eine Unterwelts- oder Todtengöttin war, als welche man sie mit dem altindischen nárakas (m.), dem Gott der Hölle verglichen hat. Vielmehr würde man, wenn man auch nicht bei unserer obigen Erklärung bleiben wollte, Verwandtschaft zunächst doch nur im Germanischen suchen dürfen und zwar mit den altnordischen Nornen, deren Namen wohl (wie altnordische Eigennamen vielfach entstellt sind) zu dem genannten altn. niörva (schlingen, flechten) gehört, also die webenden, spinnenden Göttinnen bedeutet (vgl. auch das urverwandte

1) Vgl. ebenda LXV, S. 109 die Töpfernamen Nirtus oder Nistus aus Rottenburg, die gleichfalls urgermanisch, nicht keltisch sind. — Ein deutsches Volk nennt Ptolemäus II, c. 11 § 22 Nertereanes oder Nerteanae.

latein. nêre, spinnen). Eine der Nornen heisst in ursprünglicher Form des Namens Nera, ihr Bruder oder Vater Neri, Nari oder besser Narfi, Narvi, zugleich ein mythischer Meerriese, wie denn die drei Nornen oder drei Schwestern ursprünglich überhaupt Wassergöttinnen sind, entstanden aus Brunnen und Seen und nach allgemeinem deutschen Volksglauben als die drei Meerweiber, Wasserfräulein oder Seejungfrauen in solchen wohnend, von wo sie mit Spinnrocken in einzelstehende Häuser vor den Dörfern kommen, um die Menschen das Spinnen und dergleichen zu lehren. Bezeichnend ist, dass dieselben von den Römern in den römisch-germanischen Grenzländern einerseits als Göttinnen der Gewässer, als drei sitzend und mit Baumzweigen in den Händen dargestellte Nymphen[1]), andererseits als drei in der Regel mit Kapuzen, Haarwülsten oder wulstförmigen Hauben bedeckte und neben einander sitzend dargestellte segnende Flurgöttinnen (campestres) oder gewöhnlich durch Beinamen lokalisirte Matronae oder Deae matres aufgefasst wurden, Muttergottheiten, zu Metz auf einer Inschrift geradezu Maijae (DIS MAIIABVS)[2]) d. h. Mütter genannt (vom griech. *μαῖα* = lat. Maja, Mütterchen, dann Mutter Erde). Da nun deren wesentlichstes Geschäft das Spinnen von Flachs war, so wurden dieselben auch Spinnerinnen oder Weberinnen der Fäden des Schicksals, gerade wie die wesensverwandten lateinischen Parcen soviel wie Flechterinnen bedeuten, wie auch *Κλωθώ* und vielleicht auch *Ἄτροπος*

1) Der Cult der in der heiligen Dreizahl erscheinenden Deae Nymphae, wohlthätigen Vorsteherinnen der Wasser und Wasserleitungen, überhaupt Schutzgottheiten der Quellen war zwar ein ächt römischer, dem aber der erwähnte einheimisch-germanische vorher und zur Seite ging. Die plastische Gestaltung der Lokalgottheiten wurde, wie sonst auch, den römischen Götterbildungen angepasst. Vgl. das Reliefbild aus Unterheimbach in Wirtembergisch Franken, abgebildet bei O. Keller, Vicus Aurelii, tab. 3 und darnach in der Monographie des Engländers Hodgkin über den „Pfahlgraben“ (1882). — Dann das den Ifles geweihte Nymphenheiligtum im Gohrerbruch bei Dormagen im untern Rheinland, bei der dortigen Odilienkapelle (Jahrb. LVIII, S. 207). St. Odilie setzt hier wie öfters, die Tradition an die alten Nymphen fort.

2) Man hat dafür irrig Matrabus oder Mairabus gelesen und einen Nominativ Matrae oder gar Mairae ersonnen, gleichsam drei heilige Marien, wie denn die Madonna, die gnadenreiche Himmelskönigin, so vielfach als Rechtsnachfolgerin römischer wie germanischer Göttinnen auftritt. Auch hierdurch zeigt sich dass die Matronen, obschon oft den römischen Nymphen gleichgestellt, doch als wirkliche Mütter aufgefasst wurden zum Unterschied der Nymphen, die als Götterjungfrauen gedacht wurden und daher auch leichter bekleidet erscheinen.

(die sonst als «unabwendbare» gedeutete) mit der Nebenform Ἀταρπώ (vgl. sanskr. tarpja, Gewand = lat. trabea). Ebenso heissen sie französ. les soeurs filandières, die spinnenden Schwestern und wurden in Folge dessen zu den drei, heilige Haine bewohnenden Schicksalsschwestern, den tria fata oder drei Feen der romanischen Völker überhaupt. Als Hauptspinnerin gilt nun aber im deutschen wie französischen Volksglauben auch die schon oben genannte spuk- und märchenhafte Frau Berchta oder Königin Berta (die glänzende bedeutend), zugleich die sagenhafte Mutter Karls des Grossen und als «weisse Frau» Ahnmutter fürstlicher Geschlechter, entsprechend der nordischen Freyja, wie der damit identificirten Frigg, der Gemahlin Odhins, deren Symbol ein Spinnrocken, das Zeichen der Hausfrau und deren Wappenthier bezeichnend die Spinne war[1]). Ueberhaupt tritt diese Göttin der Liebe in weitverbreiteter Volkssage einerseits als Alte gütig und hilfreich auf, andererseits gehüllt in einen durchsichtigen weissen Schleier, leuchtend und strahlend in überirdischem Glanze oder in einem weissen Schwanenhemde. Auch hierdurch charakterisirt sich dieselbe als Oberhaupt jener drei Schwanjungfrauen, d. h. der Nornen (auch der damit vermischten Walkyren) der nordischen Mythologie, welche als ursprüngliche Wassergöttinnen den Menschen selbst in Gestalt von Schwänen erscheinen. Sie wohnen in einem heiligen Brunnen, dem Urquell der Tiefe der mütterlichen Erde, der unter einer Wurzel des Götterbaumes, der heiligen Weltesche, entspringt und schwimmen darauf als Schwäne umher. Daher ist der Schwan, das Sinnbild des Wassers und mithin der daraus entstandenen Schicksalsschwestern, ein weissagender Schicksalsvogel. Sein altdeutscher Name albiz, elbiz bezeichnet ihn auch nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, als den Weissen, sondern als den Wasservogel, von germanisch alba, Fluss, mit latein. albus (eigentlich von stechender Farbe) zu vergleichen, aber kaum wegen der lichthellen Farbe des Wassers, sondern weil beide Worte auf die indogermanische Wurzel ARBH (sanskr. rabh), wild, ungestüm, reissend sein zurückgehen (eigentlich = fassen, packen, daher auch deutsch «arbeiten»). So stimmen die in einer Schwanhülle am Ufer der Ge-

1) Die mythologischen Beziehungen der Spinne sind ja noch allbekannt. Nach dem christlichen Volksglauben ist es unter Bezug auf das Kreuz besonders die Kreuzspinne. Vgl. darüber J. W. Wolf „Beiträge zur deutschen Mythologie". — Ueber die Sage von einer Spinnerin, die Rockenmagd genannt, im hessischen Odenwald, Gemarkung Unterschönmattenwag, wo noch ein hiernach benannter Bildstock steht, vgl. das „Hessische Archiv" XIV, S. 11.

wässer erscheinenden Wasserjungfrauen wieder mit den von derselben Flussnamenwurzel genannten bekannten geisterhaften Wesen, den Elbinnen überein, den weiblichen Pendants der Alben, Elben oder (englisch) Elfen, ursprünglicher Wassergötter, deren Repräsentant der Schwanritter der Dichtung ist (vgl. unsere Auseinandersetzungen in Picks Monatsschrift V, S. 633 ff. u. VII, S. 213[1]), wie auch in der Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie II, S. 101 u. 140.)

Aber auch die Freyja selbst, die Tochter des Meergottes Niördhr, die dreieinige Mutter Erde, die Einheit, aus welcher jene Triade weiblicher Wassergottheiten erst hervorgegangen ist, führt einen Beinamen, welcher sie als Wasser- oder Meerweib bezeichnet, nämlich Mardöll, Meernymphe, insofern man döll zu altdeutsch dala, tala (Larve), englisch doll (Puppe) stellt oder etwa auch zu altnordisch dul (Einbildung, Wahn, 'Tollheit') als Meer-Erfreute[2]). Mit Rosmerta hat dieser

1) Ebenda, VI S. 331 über die matronae Vataranehae u. S. 338 über die Matronen im Allgemeinen und deren Vermengung mit den Wassergeistern (vgl. auch Jabrb. LXVII, 67). Bei Mainz wurde neuerdings am Ursprung der römischen Wasserleitung zu Finden (im 11. Jahrh. bereits Findene, aus dem Mittellateinischen fontana) ein den Nymphen derselben gewidmeter römischer Denkstein gefunden (Jahrb. LXIX, S. 117). Dasselbe war der Fall bei Kastel (vgl. Becker, Mainzer Museum Nr. 86 u. 87).

Eine bisher noch nicht beschriebene interessante Darstellung einer einzelnen römisch-germanischen Quellnymphe, oder Badvorsteherin und als solche auch als Diana aufgefasst (vgl. Jahrb. XLII, S. 110), welche zu Baden-Baden bei Erbauung des Friedrichsbades beim Ursprung der heissen Quelle in unserer Gegenwart gefunden wurde, befindet sich im Karlsruher Sammlungsgebäude. Im Giebelfelde der allein noch vorhandenen kolossalen Krönung eines Altares sitzt eine halbnackte, unterwärts bekleidete Najade, welche in der Rechten eine grosse Urne hält, in der Linken einen Bogen, was dieselbe zugleich als Diana (Abnoba) charakterisirt. Desshalb sind auch auf den Altarwülsten zu ihren Seiten Hirsche abgebildet. (Vgl. J. Becker im Archiv f. Frankfurt III (1865) S. 24.)

2) Altdeutsch mari, meri und altnordisch marr (= lat. mare) bedeuten erst in übertragener Bedeutung Meer, ein eigentlicher Sumpf, stehendes, 'todtes' Wasser, wie das im Ablautverhältniss dazu stehende deutsche Wort 'Moor', denn die indogermanische Wurzel ist MAR, sterben. Eine andere Erklärung wäre die von Rossfrau, eigentlich «die Mährentolle» (toll, altsächsisch dol, englisch dull, gothisch dvals, betäubt, starr), von altnord. marr (Ross, Mähre = vorgermanisch marka), wie denn die Walkyren auf Rossen in den Kampf sprengen, die ja überhaupt das Nationalzeichen der alten Germanen, bes. der Sachsen waren. Dies zeigt, dass jene Personificationen des Wesens der Freyja sind, welcher, sowie ihrem Gemahl Wodan das Pferd geheiligt war.

Name aber nichts zu thun, deren oben versuchte Deutung als Erdenmutter die wahrscheinlichste ist.[1])

Werfen wir nun noch einen Blick auf die bis jetzt entdeckten inschriftlichen Erwähnungen und Abbildungen von Merkurs Gemahlin Rosmerta, so gehören alle ihrem engern Cultgebiete, dem linken Mittel-Rheinufer an, denn auch bei der betreffenden Inschrift aus Heidelberg hat sich jetzt als Fundort die Moselgegend herausgestellt (vgl. Haug, «Die römischen Denksteine in Mannheim» no. 15). Dagegen erscheint dieselbe Göttin auf den rechten Rheingegenden, wenn auch nicht mit Merkur in einer schriftlichen Widmung, doch plastisch mit ihm vereint und mit seinen Attributen, dem Beutel und Schlangenstab versehen. Sie kann aber desshalb hier ebenso gut als seine Mutter, die römische Maja, gedeutet werden; so auf dem inschriftlichen Denkmal aus Obrigheim am Neckar (Haug no. 10) und auf zwei Würtemberger Bildwerken des Stuttgarter Museums: einem aus Schorndorf (abgebildet bei Sattler, Geschichte des Herzogtums Würtemberg 1784, zu S. 19) und auf einem Siebengötteraltare aus der Gegend von Brackenheim (ebenda zu S. 25). Auch ein zu Wiesbaden befindlicher, leider arg zerstörter Stein aus Bierstadt, welcher inschriftlich allein dem Merkur in seiner gewöhnlichen Eigenschaft als Handels- und Marktgott gewidmet ist (Brambach 1508) zeigte ihn ausserdem sammt seiner

1) Darstellungen derselben darf man kaum in jenen antiken, bes. in Lothringen, aber auch in Baden gefundenen Bildwerken sogenannter Nehalennien oder reitender Matronen, Frauen auf langsam schreitenden Pferden erblicken (J. XLVI S. 172; LIII, 107; LV, 203 f., Hettner im Katalog des Bonner Museums Nr. 215 f.). Die letzteren reiht ihr ruhiges Wesen, sowie ihre matronale Tracht in die Klasse der segenverleihenden örtlichen Schutzgeister von Wald und Weide, Feld und Flur, sowie von den Produkten der Agricultur. Hierzu gehören nun aber auch Vieh und sonstige Hausthiere und insofern könnten dieselben unter dem Schutze dieser weiblichen Ortsgenien gestanden sein, ähnlich wie dies bei der gallischen Pferdegöttin Epona der Fall war. Aber diese selbst wird anders dargestellt; nämlich zwischen zwei oder mehreren Pferden, über welche sie die Hand schützend ausstreckt. So erscheint sie auch auf einer neugefundenen Statuette zu Rom in sitzender Gestalt und hierin, sowie in dem doppelten Gewand allerdings den drei auf Sesseln sitzenden Muttergottheiten ähnlich, allein das Hauptmerkmal der reitenden Matronen, das Reiten auf Pferden fehlt hier (vgl. Marucchi in den Annal. dell' instituto di corr. arch. 1881 p. 239 ff.). Dieses Berittensein deutet nun aber plastisch nicht an, dass den letzteren das Pferd in besondere Obhut gegeben sei; es dient ihnen vielmehr einfach als Vehikel, als Träger des Verkehrs, den diese göttlichen Frauen zu Wasser und Land vermitteln.

Genossin (zu seinen Rechten, nicht Linken) bildlich dargestellt[1]). (Vgl. auch die Elsässer Darstellung bei Brambach no. 1876.)

Bekannt ist ferner, dass Maia-Rosmerta überhaupt niemals allein, sondern nur in Verbindung mit Merkur vorkommt, dessen typische Symbole sie denn auch führt, einerseits den von Schlangen umwundenen geflügelten Heroldsstab als Begleiterin des Götterboten, andererseits dessen weiteres Zeichen, welches ihn als Spender des Gewinns und Reichthums charakterisirt, den vollen Beutel in der Hand. Dieser letztere ist aber gerade ihr ursprünglichstes Attribut, da sie ja an sich schon als Göttin der fruchtbaren Erde Reichthum verlieh (vgl. J. Becker in diesen Jahrbüchern LV—LVI, S. 201 ff. über die Schrift von Robert). Aber auch das Füllhorn ist ihr eigen, gerade wie den Matronen, den Genien und andern Gottheiten (vgl. Jahrb. LXVII, S. 69) als allgemeines Symbol des Glückes und Wohlstandes. Als solches ist es in beiden Fällen der eigentlich füllhorntragenden Göttin, der römischen Fortuna entnommen. Man glaubte daher statt dieser letzteren auf plastischen Darstellungen, wie die zu Wiesbaden aus Kastel (Brambach 1321) Maia annehmen zu müssen, während vielmehr Fortuna, wo sie mit Merkur gepaart ist, als anderseitige Ergänzung seines Wesens und seiner göttlichen Thätigkeit zu ihm passt, und während gerade das Vorhandensein des unterscheidenden Attributes der Glücksgöttin, des Steuerruders (zu Wiesbaden durch Herrn Professor Zangemeister constatirt) öfters übersehen sein mochte. In andern Fällen, beim wirklichen Fehlen dieses Hauptattributes mögen allerdings Synedrien des Merkurs mit Maia-Rosmerta vorliegen (welch letztere Götterfigur freilich mit der römischen Segenspenderin öfters plastisch vermengt wurde, vgl. J. Becker in den Nass. Annalen VII, S. 103 f.).

1) Wenn auf dem obigen Relief aus Bierstadt, worauf der inschriftlich allein erwähnte Vorsteher der Märkte und des Kleinhandels, Mercurius Nundinator sitzend, ganz in der römischen Auffassung und Ausstattung zur Linken einer gleichfalls sitzenden lang bekleideten Frauengestalt dargestellt ist, diese, wie er, einen römischen Schlangenstab in der Rechten hält, so ist derselbe bei ihr wohl ein sekundäres Attribut, das sie erst durch Uebertragung von ihrem Genossen Merkur annahm. Ein anderes Relief aus Wiesbaden, jetzt zu Bonn (vgl. Hettner, Katalog des Bonn. Museums S. 78 Nr. 214), zeigt die mit dem Doppelgewande bekleidete Göttin auf einem Throne, mit der Linken Aehren oder einen Zweig, mit der Rechten eine Schale vorhaltend, in welche der vor ihr stehende Merkur einen Sack Geld ausschüttet. Flügelknaben (Amoretten) halten Füllhorn und Schlangenstab, nebensächliche Beigaben gegen die typische Börse.

Diese Göttin nehmen wir nun aber nach unserer obigen Ausführung als Haupt der meist triadisch erscheinenden geheimnissvollen Matronen an, gestützt besonders auf solche Denkmale, worauf die mittelste derselben vor den beiden andern, hie und da mehr jugendlichen sich durch mütterlichere Bildung auszeichnet, wie dies z. B. auf einem Würtemberger Relief zu Stuttgart, aus Zazenhausen stammend, der Fall ist, oder wo die mittlere allein eine Schale und ein Füllhorn hat, während die zwei zur Seite sitzenden nach gewöhnlicher Art Fruchtkörbe mit Aepfeln auf den Knien halten, wie zu Lyon (vgl. Caumont, Abécédaire, ère Gallo-Romaine, ed. 2 p. 256 ff. [1]). Es gibt indessen auch Fälle, wo die mittlere der sitzenden Matronen kleiner und unausgeprägter gebildet ist, oder mit unbedecktem Haupte erscheint, was hier aber nicht einen Unterschied im Alter oder in der Person bedeuten sollte, sondern was aus perspectivischen Gründen geschah, um sie dadurch gegen die beiden äussern gleichsam in einer Nische zurücksitzend erscheinen zu lassen. Ebenso entbehrt sie öfters aus ornamentalen Gründen, so auf den Rödinger Steinen (Haug, Mannheimer Denksteine Nr. 24—26) des Hauptkennzeichens der germanischen Frauen, der starken wulstigen Haube, die sie durch langherabwallendes Haar ersetzt, während sie sonst dieselbe frauenhafte völlige Bekleidung trägt, wie diese mütterlich waltende, topisch-agrarische Götterfrauen der Germanen überhaupt, deren Haupt eben gerade die mittlere der drei ist, eine wirkliche Mutter, wie gesagt dea Rosmerta, die Mutter Erde.

Heidelberg. Karl Christ.

1) Sehr selten ist ein Bildwerk wie das aus Landunum in der Côte d'Or, wo alle drei Matronen Füllhörner tragen und dabei stehend abgebildet sind. Noch interessanter ist die Darstellung auf einem Altar aus Ladenburg (zu Karlsruhe), wo ein Genius, ein Füllhorn mit Aehren tragend, in Verbindung mit drei stehenden sceptertragenden Matronen (?) erscheint (Jahrbuch XLIV, S. 86). Auf einem Matronenstein aus Wettweis ist nur die mittlere stehend abgebildet, offenbar um sie dadurch auszuzeichnen. Auf einem andern Denkmale der Rheinlande hält sie allein ihre rechte Hand auf die Brust. Ausserdem gibt es nun aber auch in der Provinz Belgica zahlreiche Statuetten, die in den Kreis der Muttergottheiten gehören, aber eigentlich die Nehalennia und nicht als Trias, sondern einzeln dargestellt sind, besonders in Terracotten als hausbeschirmende Göttinnen. Ihr matronaler Charakter stimmt einerseits zu der, von einer Monas ausgegangenen Matronendreiheit, wie jene denn als Lebens- und Segensgöttin vielseitige und so auch maternale Beziehungen hat, anderseits aber die deutsche Beschützerin der Schifffahrt und des Handels ist (daher mit Neptun mitunter vereinigt, oder wie er öfters, beritten oder mit einem Schiff als Isis).

## 4. Ringsheimer Münzfund.

Etwa eine Stunde östlich von der Station Odendorf der Bonn-Euskirchener Bahn entfernt liegt das Rittergut Ringsheimer-Burg, welches Herrn Bemberg in dem benachbarten Flamersheim gehört. Herr Glöckner, der Pächter dieses Gutes, machte im Spätherbste 1881 einen grösseren Münzfund, dessen Untersuchung mir mit grösster Bereitwilligkeit gestattet wurde.

Die Gegend von Flamersheim ist als Fundort römischer Gegenstände bekannt und in dieser Beziehung auch in unsern Jahrbüchern mehrfach erwähnt, so auch J. XIV S. 170 und J. XXXIII S. 236.

Die Münzen wurden in einem flachen Erzgefässe neben einer römischen Mauer gefunden, welche durch die eingeführte Tiefkultur des Bodens aufgedeckt wurde. Spätere Aufdeckungen ergaben auf derselben Flur noch mehrere römische Baureste; wir wollen uns jedoch für jetzt nur mit den Münzen befassen und die weitere Besprechung bis zur genauen Feststellung der Resultate vertagen.

Der Fund umfasste mehrere hundert Stück. Folgende Kaiser, Kaiserinnen und Cäsaren waren vertreten (h. bedeutet häufig; z. h. = ziemlich häufig; v. = vertreten; St. = Stück):

Septimius Severus z. h.; Julia Domna v.; Geta 2 St.; Elagabal z. h.; Julia Paula 2 St.; Julia Aquilia Severa 1 St.; Julia Soaemias 2 St.; Julia Maesa v.; Severus Alexander h.; Julia Mamaea z. h.; Maximinus I z. h.; Gordianus Africanus fil. 1 St.; Balbinus 1 St.; Gordianus III h.; Philippus pat. h.; Otacilia Severa h.; Philippus jun. z. h.; Trajanus Decius h.; Herennius Etruscus v.; Trebonianus Gallus h.; Volusianus h.; Aemilianus v.; Valerianus pat. h.; Mariniana 2 St.; Gallienus sehr h.; Salonina h.; Saloninus v.; Valerianus jun. (?) z. h.

Es verdient bemerkt zu werden, dass in diesem Funde Antoniniane und Denare gemischt vorkamen, und nicht nach Sorten geschieden waren. (Vgl. Mommsen Gesch. d. röm. Münzwesens S. 809.) Die weissgesottenen Antoniniane der späteren Zeit des Gallien fehlten.

Da noch nicht alle Münzen geputzt waren, als ich die Notizen zu dieser Besprechung zusammenstellte, so konnte ich die Zahlen bei den einzelnen Regenten nicht genau feststellen; auch macht die folgende Notiz über die Reverse der letzten Regenten der Reihenfolge (und nur diese können für die Zeitbestimmung von Interesse sein) keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Valerianus pat.: Apollini propug.; concor. legg.: fides militum; jovi conservatori; provid. augg.; salus augg.; securitas perpet.; temporum felicitas; victoria augg.; victoria exercit.; virtus aug.

Gallienus: Concordia augg. 2 Hände; concordia exercit.; fides militum; fortuna redux; germanicus maxu. (oder V): jovi conservat.; jovi victori imp. c. e. s.; pax aug.; restit. galliar.; spes publica; vict. germanica mit und ohne Kugel; virtus augg. stehende Figur n. l. mit Schild, und stehende Figur n. r. mit Feldzeichen und Hasta.

Salonina: Juno regina; venus felix; venus victrix; vesta.

Jedem Münzverständigen wird die grosse Uebereinstimmung auffallen, welche zwischen dem heute besprochenen Münzfunde und dem von mir in Jahrb. LVIII S. 155 behandelten besteht. Wenn man von den zufällig vorhandenen[1]) älteren Stücken absieht, so unterscheidet sich der Poppelsdorfer Fund von dem heute vorliegenden nur durch die drei Münzen des Postumus aus seinen ersten Regierungsjahren. Wir glauben also nicht zu irren, wenn wir die kriegerischen Ereignisse, zu welchen die Thronbesteigung des Postumus reichliche Veranlassung gab, als den Grund betrachten, der im Jahre 258 den damaligen Bewohner von Ringsheim veranlasste, seinen Schatz der Erde anzuvertrauen. Bei den nun folgenden wirren Kriegszuständen unserer Heimat konnten dann leicht Umstände eintreten, welche es unmöglich machten, dieses Geld später wieder auszugraben. So blieb es also unberührt im Boden, um jetzt nach langen Jahrhunderten das Tageslicht wieder zu erblicken und den Numismatiker zu erfreuen.

Ich sage mit Recht: „zu erfreuen“, denn im Gegensatze zu manchen Funden aus jener Epoche zeichnet sich der Ringsheimer Fund durch einige recht beachtenswerthe Stücke aus, auch sind die gewöhnlicheren Münzen theilweise von ausgezeichneter Erhaltung.

Als Seltenheit ist besonders ein Denar von Gordian II (Africanus filius) zu erwähnen. Derselbe ist von vorzüglicher Erhaltung und hat den Rv. VICTORIA AVGG; Cohen 5.

1) Man vergleiche hierüber das a. a. O. Gesagte.

Dann verdient eine Münze von Gordian III besondere Beachtung. Av. IMP CAES M ANT GORDIANVS AVG; tief geschnittene Gewandbüste des Kaisers mit der Strahlenkrone nach links.

Rev. AEQVITAS AVG, Stehende Münzgöttin mit Füllhorn und Wage. Cohen beschreibt diese Münze unter Nr. 10 aus der Sammlung Charvet und gibt an, dass dieselbe in Syrien geprägt sei. Diese Münze wiegt, trotzdem dieselbe etwas abgegriffen ist und durch zu starkes Behandeln mit Säure etwas von ihrem ursprünglichen Gewichte verloren hat 5,63 gr. Die anderen grossen Silberstücke, Antoniniane, desselben Kaisers meiner Sammlung wiegen zwischen 4,20 und 5,38 gr.

Wäre der Gewichtsunterschied etwas grösser, so würde ich nicht anstehen dieses Stück für ein kleines Medaillon zu erklären, da die Kopfseite eine so aussergewöhnliche Behandlung zeigt und auch der Rv. aequitas aug. bei den Medaillon's besonders häufig vorkommt. Das Gewicht des Pariser Exemplars konnte ich nicht ermitteln, da Charvet leider mittlerweile gestorben ist. Ich muss also die Frage ob Medaillon oder nicht vorläufig dahin gestellt sein lassen,[1]) glaube aber doch bemerken zu müssen, dass Cohen's Taxe zu 20 Fr. mir in Anbetracht der grossen Seltenheit des Stückes zu gering erscheint. (Auch in der Berliner Sammlung fehlt dasselbe.)

Neben diesen hervorragenden Stücken[2]) waren noch manche recht gute Münzen vorhanden, und kann man Aquilia Severa, Balbin u. s. w. immerhin zu den seltener vorkommenden rechnen. Meine Ansicht über die Zutheilung der Münzen mit VALERIANVS P F AVG habe ich bei Besprechung des Poppelsdorfer Fundes ausgesprochen und kann hier auf das Gesagte verweisen.

Bonn. F. van Vleuten.

---

1) Rollin und Feuardent geben im Catalog d'une coll. d. med. rom. en vente à l'amiable, 1880 das Gewicht der grossen Silbermünzen Gordians bis zu 7,5 gr an und sprechen S. 464 die Ansicht aus, dass dies Stücke von $1^1/_2$ und 2 Antoninian wären.

2) Dieselben befinden sich jetzt in meiner Sammlung und spreche ich den Herren Bemberg und Glöckner meinen Dank für die Freundlichkeit aus, mit welcher sie mir diese schönen Münzen überlassen haben.

## 5. Drei liturgische Schüsseln des Mittelalters.

(Hierzu Tafel III—V.)

Die mit der Düsseldorfer Gewerbe-Ausstellung (1880) verbundene Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer vermittelte den Archäologen die Kenntniss einer eigenthümlich geformten, offenbar zu liturgischen Zwecken bestimmten Schüssel. Dieselbe war im Innern auf's reichste mit eingravirten figürlichen Darstellungen geschmückt und entstammte der schönen Sammlung des Herrn Dr. Wings in Aachen. Eine in Form, Anordnung des Bildschmuckes und Schriftcharakter ganz ähnliche Schüssel hatte ich kurz vorher in der Sakristei des Domes zu Xanten gefunden, aber vom Kirchenvorstande die Herleihung derselben zur Ausstellung in Düsseldorf nicht erwirken können. Hier machte Herr Direktor Dr. Hettner aus Trier auf eine im dortigen Provinzialmuseum aufbewahrte ähnliche Schüssel aufmerksam. Er ertheilte auf mein Ersuchen, gleich den Besitzern der beiden vorgenannten Schüsseln, in dankenswerther Weise bereitwilligst Erlaubniss zu deren Veröffentlichung.

* * *

Die drei liturgischen Schüsseln von Aachen, Xanten und Trier, welche den Gegenstand dieser Abhandlung bilden, zeigen bei fast gleicher Grösse dieselbe mässig vertiefte kreisrunde Form. Sie sind mit einem schmalen, umgebogenen flachen Rande versehen und aus Kupfer hergestellt, das ehedem, wie Spuren andeuten, vergoldet gewesen ist. Die sonstigen Aehnlichkeiten, welche auf eine feste Tradition für die Verzierung solcher Schüsseln schliessen lassen, werden wir bei der nachfolgenden Einzelbeschreibung besonders hervorheben.

Die Aachener Schüssel (Taf. III)[1]) zeichnet sich durch eine ganz vorzügliche Erhaltung aus. Sie misst 0,28 m im Durchmesser und 0,08 m in der Höhe. An der Innenseite der aufrecht gehenden con-

1) Katalog der Ausstellung kunstgewerbl. Alterth. in Düsseldorf. II. Aufl. S. 29 und 195 Nr. 755b.

caven Wandung läuft rings herum ein 8 Centimeter breiter Rand[1]). Dieser ist, ähnlich der Anordnung im Rande der zu Köln auf der römischen Grabstätte in der Ursulagartenstrasse gefundenen, jetzt im British Museum zu London befindlichen grossen Glaspatene[2]), durch reich verzierte romanische Säulen in gleich grosse Felder abgetheilt. In den so entstandenen sechs nach oben sich entsprechend erweiternden Abtheilungen enthält die Schüssel sechs ungemein zart ausgeführte bildliche Darstellungen, und auf dem mässig erhöhten Mittelfeld des Bodens noch eine siebente Gruppe in gleicher Technik. Die Deutung der geschilderten Vorgänge bietet in leoninischen Versen der schmale Inschriftenrand, welcher die Darstellungen in der Wandung nach oben abschliesst, diejenige des Mittelfeldes kreisförmig umgibt. In diesen Versen sind die Namen der handelnden Personen vom Künstler nicht mitgetheilt. Wir werden aber nachweisen, dass in dem Bilderschmuck der Aachener Schüssel die vom frühen Mittelalter her populäre, im Laufe der Zeit fortgesetzt durch poetische Zuthaten erweiterte Ursulalegende in einer genau bestimmbaren Fassung dargestellt ist.

Bekanntlich besagt das älteste auf uns gekommene Document zur Ursula-Legende, die an der Südseite des Chors der S. Ursula-Kirche in Köln eingemauerte Clematianische Inschrift[3]), lediglich Folgendes. Es hätten an jener Stelle fromme aus dem Orient stammende Jungfrauen unter grosser Standhaftigkeit den Tod um Christi willen erlitten; sie seien als Heilige verehrt worden; man habe ihrem Andenken eine Kirche errichtet, die aber zur Zeit, als Clematius die Inschrift verfasste, bereits zerstört war und von ihm wieder aufgebaut wurde u. s. w. Diese Inschrift weiss also noch nichts von einem Mar-

---

1) Unsere nach einer Zeichnung des Herrn Architekten A. Lambris in Aachen gefertigte Abbildung (Taf. III) gibt denselben zur besseren Veranschaulichung des Bildwerks in zwei Theilen.

2) Vgl. darüber A. Heuser in de Rossi's Bulletino di archeologia cristiana 1866 Nr. 3 S. 52 und in Kraus' Realencyclopädie der christl. Alterthümer I, 619, Fig. 224. — H. Düntzer in den Jahrb. d. V. v. A. Fr. XLII S. 168 ff. Tafel V.

3) Vgl. Düntzer in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande Heft 60/61 S. 136 ff. — Floss in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein Heft 25/26. — de Buck, de S. Ursula et millibus sociarum virginum. . . . Bruxeleis 1858. — Kessel, S. Ursula und ihre Gesellschaft, Köln, Dumont-Schauberg 1863. — Stein, die h. Ursula und ihre Gesellschaft. Köln, J. P. Bachem 1879.

tyrium zahlreicher Jungfrauen durch die Hunnen, und konnte auch davon nichts wissen, da dieses ja erst 451 beim Rückzug der Hunnen von Chalons nach dem Rheine stattfand, die Inschrift aber nach dem Urtheil der namhaftesten Autoritäten (Ritschl[1]), de Rossi[2]), L. Blant[3]) u. A.) ein höheres Alter als das fünfte Jahrhundert zu beanspruchen hat. Es ist das Verdienst des unlängst verstorbenen Pfarrers Stein in Köln, durch seine interessante Monographie dargethan zu haben[4]), dass die Clematianische Inschrift auf ein früheres, wahrscheinlich in der Diocletianischen Christenverfolgung stattgehabtes Martyrium weniger Jungfrauen sich beziehe.

Die erste uns erhaltene Aufzeichnung über das Martyrium von elftausend Jungfrauen (darunter aber auch einige Frauen, Wittwen und Männer), die aus Britannien stammten und in Köln durch die Barbaren hingemordet wurden, findet sich in einer „Lobrede am Gedächtnisstage der h. 11000 Jungfrauen"[5]). Stein macht aus inneren Gründen sehr wahrscheinlich, dass dieselbe zwischen 731 und 839 abgefasst sein müsse[6]). Auch in dem ältesten Officium der h. Jungfrauen, das wohl noch ins 10. Jahrhundert hinaufreicht, in dem Martyrologium des Wandelbert von Prüm (ca. 847) und in Martyrologien und Kalendarien des 8. und 9. Jahrhunderts begegnen wir ähnlichen Angaben ohne wesentliche Erweiterung der Legende.

Eine solche erhalten wir erst in der um die Mitte des 11. Jahrhunderts entstandenen „Martergeschichte der h. 11000 Jungfrauen"[7]), welche gewöhnlich nach ihren Anfangsworten „Regnante Domino" citirt wird. Wir werden auf den Inhalt dieser sehr interessanten Ausschmückung der Legende im Folgenden näher eingehen müssen, da wir zeigen wollen, dass eben die in dieser „Martergeschichte" ge-

1) Schreiben an Dr. Ennen abgedruckt in dessen Geschichte der Stadt Köln, I, 719, Anm.

2) Bulletino di archeologia christiana 1864 Nr. 2.

3) Inscriptions chrét. de la Gaule antérieure. Paris 1856. T. I. p. XLVI.; T II, p. 570.

4) Stein, a. a. O. S. 11 ff. und S. 20 ff.

5) Sermo in natali sanctarum virginum XI millium bei Crombach, S. Ursula vindicata S. 989 und dann unter Vergleich mit dem Viridarium Ursulanum des Carmeliten P. Paul Seger Lateinisch und Deutsch bei Kessel. a. a. O. und bei Stein a. a. O. S. 97 ff.

6) Stein, a. a. O. S. 22.

7) Passio sanctarum XI millium virginum bei Crombach a. a. O. S. 1 und bei Stein a. a. O. S. 107 ff. Vgl. über dieselben Stein a. a. O. S. 53 ff.

botene Form der Ursulalegende, keine frühere und keine der noch mehr erweiterten späteren Formen, dem Künstler vorgelegen hat, dem wir den Bildschmuck der Aachener Schüssel verdanken.

Der Bilder-Cyklus dieser Schüssel beginnt bei der in der Inschrift wie üblich durch ein Kreuz bezeichneten Stelle

+ VTENTES · VOTO · REDEVNT · DVM · FLVMINE · NOTO.

Das darunter befindliche Bild zeigt eine durch Mauern und Thürme gekennzeichnete Stadt, der sich auf den Wogen eines Flusses in drei eigenartig geformten Kähnen zahlreiche weibliche Personen nähern. Wer diese seien, darüber gibt uns die Inschrift auch in ihrem ferneren Verlauf keinen Aufschluss. Doch bleiben wir darüber nicht im Zweifel, wenn wir die Legende „Regnante Domino" zu Rathe ziehen. Diese berichtet im 2. Capitel von einer Wallfahrt nach Rom, welche in Folge visionären Antriebs Ursula, die Tochter eines britannischen Fürsten Deonotus, mit vielen Gefährtinnen unternommen habe, nachdem sie, vom Winde in ihren Schiffen übers Meer getrieben, stromaufwärts auf dem Rheine nach Köln gelangt waren. Die Fahrt von Köln bis Basel sei glücklich verlaufen. Unter Zurücklassung ihrer Schiffe seien sie von hier zu Fuss nach Rom gepilgert und dann, nach Erfüllung ihres Gelübdes (votis peractis = utentes voto unserer Inschrift) auf demselben Wege nach Basel und von dort auf dem Rheine nach Köln zurückgekehrt. Wenn noch ein Zweifel obwalten könnte, ob im ersten Bilde der Aachener Schüssel, wie wir annehmen, die Rückkehr der Ursulanischen Gesellschaft nach Köln dargestellt sei, so würde dieser vollständig beseitigt durch die Ueberschrift des folgenden Bildes, welche ausdrücklich Köln nennt und berichtet, in welchem Zustande diese Stadt damals sich befunden hat. Die Fortsetzung der Inschrift über diesem zweiten Bilde lautet nämlich:

INDOLE · DEFESSA · GEMIT · HOSTE · COLONIA · PRESSA ·

Darunter sehen wir die Belagerung der Stadt. Die bartlosen Krieger, welche auf dieselbe anstürmen, tragen weite, langärmelige Panzerhemden ohne Beinberge oder Rüsthosen, aber mit Kapuzen, über welchen der konische deutsche Helm, jedoch hier ohne Nasenschirm, den Kopf bedeckt; der lange mässig gebogene, unten spitz verlaufende Schild ist mit einem spitzen Nabel versehen; ihre Waffen sind das kurze Schwert und der Speer oder die Framea. Barhäuptige Vertheidiger in Panzerhemden senden von den Mauern der Stadt mit

ihren Bogen und Schleudern Pfeile und Steine auf die Angreifer, deren mehrere tödtlich getroffen am Boden liegen. Einige sind jedoch in die Stadt gedrungen und suchen das Werk der Zerstörung mit Schwert und Brandfackel zu vollenden. Aus der Legende Regnante Domino (cap. 3) erfahren wir, dass bei der Ankunft der Ursula und ihrer Genossinnen vor Köln die Stadt von dem barbarischen Hunnenvolk eine Belagerung zu erdulden hatte, welche offenbar durch das eben beschriebene zweite Bild der Schüssel dargestellt wird.

Die Jungfrauen, so berichtet unsere Legende weiter, seien ohne eine Ahnung von der Belagerung Kölns an's Land gestiegen. Die Hunnen aber, welche ihre Ankunft ausgekundschaftet, hätten sich rasch über die Schaar hergemacht und dieselbe in unmenschlicher Grausamkeit niedergemetzelt bis auf Ursula. Diese habe durch ihre wunderbare Schönheit den Blick der Krieger bezaubert, und deren Anführer sei eifrigst bemüht gewesen, sie durch Schmeicheleien seinen Lüsten dienstbar zu machen. Aber trotzdem er, „vor dem das römische Reich zittert", ihr seine Hand angeboten, habe sie im Hinblick auf ihren himmlischen Bräutigam ihn zurückgewiesen, dadurch aber seinen Zorn derart entflammt, dass er sofort das Todesurtheil über sie gesprochen. Von einem Pfeile sogleich durchbohrt, sei Ursula über die Schaar ihrer todten Genossinnen niedergestürzt. Genau die hier geschilderten Vorgänge sehen wir im dritten Bilde, das die Ueberschrift trägt:

SANCTIS · MACTATIS · XPO · CADIT · HOSTIA · PACIS·

Rechts sitzt mit einer eigenthümlichen Krone auf dem Haupte der Hunnenführer Attila. Zu seinen Füssen liegen viele Leichen weiblicher Personen, Krieger sind beschäftigt, mit gezücktem Schwerte andere niederzumetzeln. Mit erhobener Rechten verkündet Attila das Urtheil über Ursula, das ein Pfeilschütze vollzieht, indem er sein todbringendes Geschoss in den Hals der Jungfrau sendet, die ihre Hände flehend zum Himmel erhebt. Warum diese von der Inschrift als eine h o s t i a p a c i s bezeichnet wird, erfahren wir aus der Legende. Damit Köln wisse, so heisst es dort, zu wie grosser Verehrung es den Reliquien der Jungfrauen (sacratissimis virginum cineribus) stets verpflichtet sei, habe es in seiner unerwarteten Befreiung von den Hunnen erfahren, wie kostbar in den Augen Gottes der Tod der Heiligen [1]) erscheine und wie glücklich diese nunmehr in der Gesellschaft der

1) Psalm CXV, 15 (Vulg.).

übrigen Heiligen lebten, da ihr Tod Grosses bewirkt habe. Die Hunnen hätten nämlich, als sie in ihrer thierischen Wuth ausgetobt, sich plötzlich von so vielen Schaaren Bewaffneter verfolgt gesehen, als Jungfrauen von ihnen getödtet worden. In eiliger Flucht hätte sich die wilde und nach all ihren Triumphen solchen Thuns ungewohnte Horde dem Angriff entzogen, und dadurch sei der über ihren Abzug hocherfreuten Stadt Köln der Friede wieder geschenkt worden. Der Angriff, vor welchem die Hunnen fliehen, scheint aber nur ein visionärer, nicht ein realer gewesen zu sein. Die Legende sagt nämlich, Gott habe ihnen beim Mordgeschäfte gleichsam handgreiflich den Becher des Zornes mit dem des Schwindels und Wahnsinns (vertiginis et insaniae) gemischt, und so hätten sie sich verfolgt gesehen d. h. gewähnt. Auch der Bildercyklus unserer Schüssel fasst die Verfolgung der Hunnen als eine visionäre auf. Im vierten Bilde erscheinen links in mächtige Wolken gehüllt eine Zahl geflügelter, durch den Heiligenschein ausgezeichneter Engel, mit Schwert und Schild bewaffnet die Hunnen verfolgend, die auf ihren in ängstlichem Lauf davoneilenden, theilweise schon durch die folgende Säule verdeckten Pferden sich scheu nach dieser ungewohnten Erscheinung umschauen. Dass die Kölner den Preis zu würdigen wussten, um welchen sie des Friedens wieder froh zu werden vermochten, dass sie die göttliche Hilfe erkannten, der sie die Befreiung von den Hunnen verdankten, lässt die Inschrift über diesem und dem nächstfolgenden Bilde erkennen:

QVO PRECIO · FRETA · CELESTI · VINDICE · LAETA·
VRBS · STVDET · EXEQVIIS · TEMPLV̄ · IVVAT · ADVEM · VOTIS·

Unter letzterem Inschriftvers sehen wir in der linken Hälfte des fünften Bildes den an seiner Kleidung und der grossen Tonsur erkennbaren Klerus der Stadt der in offenen Särgen erfolgenden Bestattung der Jungfrauen beiwohnen. Die andere Hälfte zeigt uns mehrere Bauleute mit der Ausführung eines theilweise die Gräber der Martyrinnen überragenden Kirchenbaues beschäftigt.

Auch dieses Bild illustrirt den Bericht der Legende Regnante Domino. Nach ihr sind, nachdem die Hunnen geflohen, die Kölner vor die Thore hinausgezogen, wo sie die Leichen der Jungfrauen fanden, denen ihre Rettung zu verdanken sie sich wohl bewusst waren. Sie hätten desshalb die zerfleischten Gebeine sorgsam aufgelesen, in Sarcophage gelegt und keine Kosten gescheut, denselben eine würdige Bestattung zu Theil werden zu lassen. Nach Verlauf einiger Zeit sei

ein frommer Mann, Clematius, durch häufige Erscheinungen vom Himmel aufgefordert, aus dem Orient nach Köln gekommen und habe, seinem Gelübde gemäss, zu Ehren der h. Jungfrauen über den Gebeinen derselben einen Kirchenbau begonnen und vollendet. Beide hier berichteten Vorgänge, die Beerdigung und den Kirchenbau über den Gebeinen, illustrirt also das fünfte Bild unserer Schüssel, wie das folgende die im letzten Kapitel der Legende Regnante Domino erzählte wunderbare Erscheinung der h. Cordula im Frauenkloster zu Herse in Westfalen darstellt mit der Beischrift:

HEC · SE · CONSORTI · DOCET · ACCESSISSE · COHORTI·

Im Kloster zu Herse lebte eine fromme Nonne Helentrudis oder Hiltrudis[1]), die um das Jahr 1030 schon als Heilige in dem Martyrologium der Paderborner Domkirche eingetragen sich findet. Ihr soll gemäss dem Bericht der Legende, viele Jahre nach dem Ursulanischen Martyrium, in der Nacht eine den Namen Cordula an der Stirn tragende, vom Glanz himmlischen Lichtes umstrahlte Jungfrau erschienen sein und folgendes berichtet haben. Zur Gesellschaft der h. Ursula gehörend, hätte sie während der Nacht, wo jene das glorreiche Martyrium erduldete, sich im Schiffe verborgen gehalten, andern Tags aber aus freien Stücken den Mördern sich gestellt und ebenfalls den Martyrtod erlitten. Sie bat Helentrud, dies den in Köln bei den Gebeinen der Ursulanischen Gesellschaft die Hut haltenden Nonnen bekannt zu geben, damit auch sie eines Gedächtnisses werth gehalten werde. Auf Veranlassung der Helentrud sei dann der Sterbetag der Cordula in Köln, wie dies noch bis auf den heutigen Tag geschieht, am 22. Oktober, dem Tage nach dem Ursulafest gefeiert worden.

Das Mittelbild im Boden der Schüssel endlich zeigt eine Schaar weiblicher Gestalten vor einem prächtigen Thore. Die Umschrift:

+ VIRGINEI · COETVS · STVPVIT · TOT · MILIA · PETRVS·

gibt dem freudigen Erstaunen des h. Petrus über die Ankunft einer so viele Tausende zählenden jungfräulichen Schaar Ausdruck und lässt uns nicht im Zweifel, dass im Bilde die Aufnahme der h. Ursula und ihrer Gesellschaft in den Himmel dargestellt sein soll, über welche die mehrerwähnte Legende sagt[2]): „O welch eine Freude entstand an

1) Stein, a. a. O. S. 60.
2) Bei Stein, a. a. O. S. 119.

diesem Tage im Himmel! Wie kamen ihnen die himmlischen Bürger entgegen! Welch ein Jubel für die Apostel! Wie gloriirten die Martyrer und h. Jungfrauen gemeinsam über den Zuwachs ihres Chores."

Es dürfte durch die im Vorstehenden gegebene Zusammenstellung der Bilder der Aachener Schüssel mit dem Bericht der Legende Regnante Domino der Beweis für unsere Eingangs aufgestellte Ansicht über die Zusammengehörigkeit beider zur Genüge erbracht sein. Die vielen neuen Momente, welche im Gegensatz zu allen früheren Versionen gerade diese Form der Legende darbietet, sind sämmtlich in den Darstellungen der Schüssel markirt. Dagegen finden alle späteren Erweiterungen der Ursulalegende im Bildercyklus der Schüssel noch keine Berücksichtigung, so namentlich nicht die phantastischen Visionen der Benediktiner-Nonne Elisabeth von Schönau bei Oberwesel und des ungenannten Prämonstratenser Mönchs von Kloster Steinfeld in der Eifel, beide aus der Mitte resp. der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

Diese beiden Thatsachen zusammen lassen mit Sicherheit die Anfertigung unserer Schüssel in der Zeit zwischen dem Entstehen der Legende Regnante Domino und dem der Visionen der h. Elisabeth von Schönau, also zwischen 1050 und ca. 1170 annehmen, weil bei einer späteren Anfertigung der Künstler die letzteren nicht unbeachtet hätte lassen können, da sie rasch grosses Aufsehen erregten.

Die Behandlung des architektonischen Details, die Verzierung der Säulen, welche an die Knotenverschlingungen (colonnes nouées) des romanischen Stils erinnert, die Gewandung der Krieger und der Geistlichen, die Waffen und das sonstige Geräth, die Gestaltung der Wolken und die Auffassung der Scenen, dies Alles trägt unverkennbar die charakteristischen Merkmale der Miniaturmalerei vom Ende des 11. bis ins 12. Jahrhundert. Auf dieselbe Zeit verweisen uns auch die epigraphischen Eigenthümlichkeiten, die Verwendung der offenen Majuskel, die promiscue statthabende Anwendung von Є und E, C und C und die Art der Ligaturen. Kein Zweifel also, dass wir in der Aachener Schüssel eine dem zwölften Jahrhundert angehörende, somit älteste Darstellung der schönen Legende der h. Ursula und ihrer Genossinnen besitzen, die archäologisch und hagiographisch von höchstem Interesse ist. Ueber die muthmassliche Zweckbestimmung der Schüssel später. Woher dieselbe stamme, vermochte ich, da sie den Besitzer wiederholt gewechselt, nicht mehr festzustellen.

Nicht ganz so glücklich wie bei der Aachener Schüssel sind wir in Betreff der Deutung des bildlichen Schmuckes und der Inschriften auf der Schüssel des Domes zu Xanten (Taf. IV). Dieselbe misst 0,32 m in der Breite, bei einer Tiefe von 0,065 m. Auch bei ihr sind in der concaven Wandung sechs bildliche Darstellungen, und auf der Bodenfläche eine siebente bedeutend grössere angebracht. Aber hier sind es nicht wie auf der Aachener Schüssel Scenen, die wir erblicken, sondern symbolische, von Inschriftbändern umgebene und theilweise bedeckte Einzelfiguren. Diese sind sitzend dargestellt; links (vom Beschauer aus gesehen) befindet sich am Haupte derselben deren Name, rechts dagegen ein Vogelkopf. Dieser hält im Schnabel ein Spruchband mit der Abbreviatur SPS = spiritus und der Nennung je einer besonderen Gabe des heil. Geistes. Letztere folgen einander, wenn wir mit der oben in der Mitte befindlichen Figur beginnen, genau in der Reihenfolge, in welcher sie bei Isaias XI, 2 aufgezählt sind: et requiescet super eum spiritus Domini: spiritus sapientiae et intellectus, spiritus consilii et fortitudinis, spiritus scientiae et pietatis. Ueber den Knieen einer jeden Figur ist ein Spruchband mit einer Stelle aus der h. Schrift angebracht. Ausserdem wird jede Figur sammt dem erwähnten Beiwerk halbkreisförmig von je einem leoninischen Inschriftvers umrahmt und von der folgenden durch eine säulenartige Verzierung getrennt, auf deren Kapitäl ein Thier steht, das die beim vorhergehenden Bilde genannte Gabe des h. Geistes symbolisirt. Die Hauptinschrift läuft nicht oberhalb der Bilder in der Schüsselwandung hin, sondern ist auf dem umgebogenen flachen Rande von etwa 0,008 m Breite angebracht, der bei der Aachener Schüssel auf Taf. III nur mit einem halbkreisförmigen Ornament verziert ist. Was die genaue Deutung dieser Xantener Schüssel so schwierig macht, ist einerseits die schlechte, vielfach fehlerhafte und geradezu unverständliche Handhabung der lateinischen Sprache, die dem Künstler, welcher die Schüssel offenbar nach einer Vorlage schmückte, nicht geläufig war, und anderseits der Umstand, dass die Schüssel durch häufigen Gebrauch sehr abgenutzt erscheint. Beide Umstände zusammen tragen die Schuld, wenn wir einige Inschriften, besonders auf der am meisten abgeriebenen Bodenfläche nur zum Theil, einige gar nicht mehr entziffern können. Auf unserer Abbildung sind an letzteren Stellen diejenigen Buchstabentheile in schwächerem Druck angedeutet, welche wir bei wiederholter Besichtigung unter verschiedenster Beleuchtung glaubten feststellen zu können, ohne aus ihnen freilich die Möglichkeit einer genaueren Deutung zu gewinnen.

Die erste barhäuptig dargestellte Figur ist durch die Beischrift zu Häupten als ADAM bezeichnet; auf dem über die Kniee hingehenden, zu beiden Seiten herabhängenden Spruchband lesen wir die Stelle

ERVNT DVO IN CARNE VNA·[1])

und in der Umschrift den etwas hinkenden leoninischen Vers:

+ SPIRITVS EST MENTIS HISC AMARE DEVM SAPIENTIS·

wobei statt HISC wohl DISCE zu lesen ist. Auf dem Spruchband steht SPS · SAPIENTIE· Auf der Säule zur Rechten befindet sich eine verschlungene Schlange als Symbol der Weisheit mit der Beischrift SERPENS· Dass gerade Adam als Personification für den Geist der Weisheit gewählt wird, mag seinen Grund darin haben, dass es von ihm in der Schrift heisst[2]), er sei von der Weisheit beschützt und von seinem Falle gerettet worden, sie habe ihm die Kraft gegeben, seine Herrschergewalt über die Natur auszuüben.

Die folgende Figur mit einer kronenartigen Kopfbedeckung wird ebenfalls ADAM genannt, wohl irrthümlich für ABRAM. Die Schriftstelle des Spruchbandes lautet: SVP SENES INTELLEXI·[3]) Die confuse, nur im ersten Theil verständliche Umschrift lautet:

DANS · INTELLE(C)TVM COR SVSTOLLIT RVHRSETV (?)

Das Spruchband im Vogelschnabel weist auf den SPS · INTELLECTAS (!). Als Symbol erhält der Geist des Verstandes das Bild des krähenden Hahns, der mit der Beischrift GALLVS auf der Säule erscheint, vielleicht mit Beziehung auf die Schriftstelle: quis dedit gallo intelligentiam?[4])

Die dritte, ein Stirnband tragende Figur ist durch die Beischrift MOYSES gekennzeichnet. Beachtenswerth erscheint der überlange Zeigefinger der mahnend und warnend erhobenen Rechten. Diese Geste steht offenbar in Beziehung zu dem Inhalte der Inschrift, welche ebenso wie die untere Hälfte der Figur durch ein jetzt wieder vernietetes Loch stark beschädigt ist. Wir erkennen nur noch die Buchstaben SRAHEL MANDATA VITE·, was wir ergänzen in: (audi I)srael mandata vitae[5]). Die Umschrift lautet sinnig:

---

1) Genesis II, 24.
2) Sap. X, 1. 2.
3) Psalm CXVIII, 100.
4) Job XXXVIII, 36.
5) Baruch III, 9.

(CON)SILII · FLAMEN · DVBIIS CŌFERT MEDICAMEN·

Durch das Spruchband im Vogelschnabel werden wir auf den SPS · CONSILII hingewiesen. Als Symbol sind für den Geist des Rathes fünf anscheinend im Wasser sich bewegende kaulquappenartige Thiere mit der Beischrift FORMICA zur Rechten angebracht, während die Ameise doch sonst Sinnbild des Fleisses, oder auch, bei Geiler von Kaisersperg in seinem Buch von der Emeis, Sinnbild der Demuth, Dienstfertigkeit und Einigkeit ist.

Die Gestalt im folgenden Bilde, welche barhäuptig mit gezücktem Schwert dargestellt ist, wird als HELYAS bezeichnet. Sein Spruchband enthält die Worte des Elias:

VIVIT DNS IN CVIVS CONSPECTV STO[1]).

Das Spruchband im Vogelschnabel nennt uns den S̄P̄S · PORTITVDINIS (fortitudinis), und die Umschrift sagt von ihm:

HIC EST CONFORTANS HIC S̄P̄S OMNA PORTANA (omnia portans).

Ein langgeschweiftes Thier mit der Beischrift LEO wird auf dreifacher Säule als Symbol für den Geist der Stärke dargestellt, wie ja der Löwe auch sonst als Sinnbild der Tapferkeit und Kraft gilt.

Der gekrönte Mann des nächsten Bildes ist SALOMON, dessen Spruchband die aus Sap. 6, 16 und 7, 7 combinirten Worte zeigt:

DATVS E (= est) MICHI SENSVS CONSVMMATVS·

Das Vogelspruchband weist auf den S̄P̄S · SCIENTIE, den Geist der Wissenschaft, dem als Symbol auf der Säule zwischen diesem und dem folgenden Bilde der suchende Hund mit der Beischrift CANIS gegeben ist. Die Umschrift sagt:

QVOD SCIVS EST DONAT QVE SPIRITVS ISTE CORONAT·

Die letzte Figur in der Schüsselwandung ist durch die Beifügung SAMEL (für Samuel) näher bezeichnet, das vom Vogelkopf gehaltene Spruchband zeigt die Aufschrift S̄P̄S · PIETATIS· Die mit erhobenem Kopfe dargestellte Taube mit der Beischrift COLVMBA erscheint als Sinnbild für den Geist der Frömmigkeit, von welchem es in der Umschrift heisst:

ESSE PIVM GRATIS DAT SILIRTVS (= spiritus) MIC (= hic) PIETATIS·

1) III. Reg. XVII, 1.

Auf dem Spruchband im Schosse des Propheten Samuel ist die treffend gewählte Schriftstelle
ABSIS (= absit) A ME VT DESINA(m) ORARE PRO VOIS (= vobis) eine veränderte Wiedergabe der Worte Samuels: absit autem a me hoc peccatum in Dominum, ut cessem orare pro vobis[1]).

Somit hätten wir in der gebogenen Wandung der Xantener Schüssel bereits Typen, Symbole und Schriftstellen für sechs Gaben des h. Geistes nachgewiesen. Es fehlt nur noch der bei Isaias[2]) mit den Worten: „et replebit illum spiritus timoris Domini“ als siebente Gabe aufgeführte Geist der Furcht des Herrn, und wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir seine Darstellung in dem die ganze Bodenfläche der Schüssel bedeckenden Bilde vermuthen. Hier findet sich in bedeutend grösserem Maassstabe als die übrigen Bilder die Darstellung einer gekrönten weiblichen Figur, welche auf einem mit hoher Rücklehne versehenen Thronsessel sitzt, neben dem zu beiden Seiten zwei äusserst roh und ungeschickt gezeichnete, in den Beischriften IOHANNES und PAVLVS genannte Figuren stehen. Die sitzende Figur hat zu Häupten die erklärende Beischrift SAPIENTIA. An den spiritus sapientiae als Gabe des h. Geistes ist hier natürlich nicht zu denken, da dieser bereits im ersten Bilde des Cyklus dargestellt wurde. Sichere Anhaltspunkte für eine Deutung dieser Hauptfigur vermöchten uns nur die Schriften der auch hier angebrachten Spruchbänder zu geben. Diese sind aber durch vielen Gebrauch und häufiges Scheuern der Schüssel so abgenutzt, dass es uns nur mit grosser Mühe gelungen ist, die auf Tafel IV an den betreffenden Stellen wiedergegebenen Schriftzüge festzustellen, die wir im Folgenden zu ergänzen und zu deuten versuchen.

Auf den unter dem Thronsessel befindlichen, demselben gleichsam als Stufen dienenden zwei Bändern lesen wir:

SAPIE(ntia) SIBI DONVN (= domum)
EXCID(it) COLVMS̄ VII·

Hierzu dürften noch als Anfangswort die an den Knieen der Figur senkrecht herabgehenden, aber schwer erkennbaren Buchstabenreste AEDI auf der einen, und IICA (für FICAvit) auf der anderen Seite gehören. So erhalten wir den Ausspruch der h. Schrift: Sapientia aedificavit sibi domum, excidit columnas septem[3]). In einem folgenden

1) I. Reg. XII, 23.
2) Isaias XI, 3.
3) Proverb. IX, 1.

Verse der Proverbien, denen diese Stelle entlehnt ist, heisst es weiter: Principium sapientiae timor Domini[1]). Man wird daher annehmen dürfen, der Künstler habe die Personification der göttlichen Weisheit für die geeignetste Darstellung des **Geistes der Furcht des Herrn** gehalten, wie er die übrigen sechs Gaben des h. Geistes durch wirkliche Personen des A. T. dargestellt hatte.

Wird diese Deutung als zulässig anerkannt, so ergibt sich für die sieben Darstellungen der Xantener Schüssel das folgende interessante Schema:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Adam, | Geist der Weisheit. | Schlange. | Genesis II, 24. |
| Abraham, | Geist des Verstandes. | Hahn. | Psalm CXVIII, 100. |
| Moses, | Geist des Rathes. | Ameise. | Baruch III, 9. |
| Elias, | Geist der Stärke. | Löwe. | III. Regum XVII, 1. |
| Salomon, | Geist der Wissenschaft. | Hund. | Sap. VI, 16; VII, 7. |
| Samuel, | Geist der Frömmigkeit. | Taube. | I. Regum XII, 23. |

Personification der Sapientia, Geist der Frucht des Herrn. Proverb. IX, 1.

Soweit ich die ikonographische Literatur übersehe, hat die mittelalterliche Kunst, wo sie die sieben Gaben des Geistes und zwar die vom Menschen zu empfangenden Gaben[2]), nicht die Attribute der Gottheit[3]), in Miniaturen, Glas- oder sonstigen Malereien darstellte, dies stets unter Gestalt von Tauben[4]) gethan. So in einem Glasgemälde des Münsters in Freiburg i. B., wo sieben Tauben das Haupt der Maria umgeben, welche den Jesusknaben auf ihren Armen trägt[5]). Sieben durch Bandstreifen verbundene Scheiben mit je einer Taube, von denen die mittlere als Sapientia bezeichnet ist, hält auch die zur Rechten der Maiestas Domini stehende h. Maria in dem aus der 2. Hälfte des XII. Jahrh. stammenden Antependium-Gemälde der Walpurgis-Kirche zu Soest, jetzt im Museum zu Münster[6]). Eine ganz

1) Proverb. IX, 10.

2) Isaias XI, 2 und 3.

3) Apocalypsis V, 12.

4) Lucas III, 22; vgl. Menzel, Symbolik I, 324. — Didron, Iconographie chrét. n. 433, 488, 505.

5) Didron, Annales d'archéologie XVII, 481.

6) Vgl. dessen ganz vorzügliche Publication durch v. Heereman, die älteste Tafelmalerei Westfalens. Münster i. W. 1882, S. 23 ff. Taf. 1 und 2; sehr ungenügend abgebildet bereits bei de Caumont, Abécédaire d'archéologie, 5ième éd. p. 298 und bei Reusens, Eléments d'arch. I, 385.

besonders interessante Darstellung der Gaben des h. Geistes finden wir in einem Glasgemälde der Kathedrale zu Chartres (Fig. 1)[1]). Hier hält eine sitzende weibliche Figur, die allgemein auf Maria gedeutet wird, sieben durch Bandstreifen in Verbindung stehende Scheiben. In den sechs äusseren Scheiben sind Tauben angebracht, deren mit Nimben versehene Häupter auf die mittlere siebente Scheibe im Schosse der Jungfrau gerichtet sind, in welcher wir den segnenden Heiland mit der Weltkugel erblicken.



Fig. 1.

Unter allen bisher bekannt gewordenen Darstellungen der sieben Gaben des h. Geistes darf somit das Bildwerk der Xantener Schüssel schon wegen seiner Reichhaltigkeit eine hohe Bedeutung beanspruchen. Es steht in typologischer und symbolischer Beziehung wohl einzig da, insofern in ihm den sieben Gaben des h. Geistes unter Beifügung einer alttestamentlichen Schriftstelle hervorragende Personen (bezw. eine Personification) aus dem Alten Bunde als Typen gegenübergestellt und ausserdem noch die Gaben (mit Ausnahme der siebenten) durch ein charakteristisches Thier symbolisirt werden.

Mit der bisher gegebenen Deutung der Figur auf der Boden-

1) Didron, Annales d'arch. XVII, 180. — Müller und Mothes, Archaeologisches Wörterbuch S. 439, Fig. 537.

fläche des Bildwerks dürfen wir uns aber nicht begnügen. Der bei Ausführung dieser Figur gewählte grössere Maassstab, die Anbringung derselben in der Mitte des ganzen Cyklus, namentlich aber ikonographische Analogien und der Inhalt der wenn auch nur zum Theil erhaltenen Inschriften weisen auf eine weitergehende Absicht des Künstlers bezw. dessen hin, der zu seinem Werk die Idee gegeben hat.

Zunächst wird uns durch die bereits erwähnten Bildwerke aus dem Münster in Freiburg, der Cathedrale von Chartres und der Walpurgiskirche in Soest, wo die in Taubengestalt erscheinenden Gaben des h. Geistes immer in Verbindung mit Maria gebracht sind, nahegelegt, auch bei der Mittelfigur der Xantener Schüssel an eine Darstellung der Jungfrau Maria[1]) zu denken. Für eine solche Annahme würden noch folgende Gründe sprechen. Es ist bekannt, dass in der von altersher überkommenen Liturgie der katholischen Kirche mehrere von der Weisheit handelnde alttestamentliche Schriftstellen durch sog. Accommodation auf Maria bezogen werden. So ist an Marienfesten der Abschnitt der Sprüche Salomons, dem die Bibelstellen des Mittelbildes entnommen sind, zur biblischen Lesung vorgeschrieben. Papst Leo d. Gr. († 461) bezieht in seinem ebenfalls an Marienfesten zu liturgischer Verwendung kommenden 13. Briefe an Pulcheria Augusta die Worte unseres Bildes „Sapientia aedificavit sibi domum“[2]) auf Maria, in welcher der Logos Fleisch geworden ist, in welcher also die Weisheit Gottes sich ein Haus bereitet habe. Der h. Petrus Damiani[3]) deutet die Fortsetzung der eben erwähnten Stelle: „excidit columnas septem“, die wir ebenfalls unter unserem Bilde lesen, dahin, dass er sagt, das jungfräuliche Haus, in welchem der Heiland herabsteigend Wohnung genommen, habe auf sieben Säulen geruht, d. h. die jungfräuliche Mutter sei mit den sieben Gaben des h. Geistes ausgestattet. Albertus Magnus[4]) endlich bezeichnet Maria als das Haus, welches von der Weisheit erbaut, immer sicher stand auf sieben Säulen; diese

1) Aehnliche Darstellungen der sieben Gaben, welche die das Christkind tragende Maria umgeben, finden sich in einer Miniatur der Biblia aurea zu Paris und in einem Wandgemälde des Domes zu Gurk. Vgl. v. Heereman a. a. O. S. 35.

2) Prov. XI 1.

3) P. Damiani, Sermo XLV in nativit. b. v. Mariae Opp. II, 108 bei Migné, Patrolog. T. 144 p. 741 (224).

4) Albertus Magnus, de laudibus Mariae T. XXV, l. 10, c. 30 Nr. 5. Vgl. v. Heereman, a. a. O. S. 26.

sieben Säulen aber seien die sieben Gaben des h. Geistes, welche in Christus ruhten, der in Maria seine Wohnung genommen hat.

Noch mehr Werth aber dürfte die Annahme beanspruchen, dass wir in der so besonders ausgezeichneten Mittelfigur der Xantener Schüssel einen direkten Hinweis auf Christus selbst, nicht blos auf seine Mutter Maria zu erblicken haben. In der Schlosskirche zu Landshut[1]) befindet sich in der Wölbung der Chorapsis eine Darstellung Gottes des Vaters, mit dem Leichnam Christi im Schoosse, dem h. Geist in Taubengestalt, zu seinen Häupten, im Rande der kreisförmigen Aureole umgeben von sieben mit Nimben versehenen Tauben, welche mit den Köpfen nach aussen gewandt das Ausgehen der sieben Gaben des h. Geistes symbolisiren. Der Psalter Ludwigs des Heiligen in der Bibliothek des Arsenals zu Paris[2]) zeigt den Heiland von sieben zu ihm hingewandten Tauben umgeben, ähnliche Darstellungen finden sich in den Kathedralen von St. Denis, Amiens, Beauvais u. a. m., und in dem Glasgemälde aus der Kathedrale zu Chartres (oben Fig. 1) nimmt Christus mit Absicht[3]) die Stelle der siebenten Taube ein, so dass er nur durch die Darstellungen von sechs Gaben des heil. Geistes umgeben wird, genau wie die Mittelfigur der Xantener Schüssel. Bezüglich der letzteren ist aber noch besonders folgendes zu beachten. In dem auf dem Schoosse der Sapientia befindlichen Spruchband lesen wir:

EGO ⋀⋀LITSSI⋀⋀IS HABITO E . . . . . . . ⋀⋀TEN·

Der Anfang dieser Stelle ist offenbar dem Ecclesiasticus des Jesus Sirach entnommen: ego in altissimis habitavi et thronus meus in columna nubis[4]). Die zweite Hälfte des Spruchbandes ist leider gänzlich unleserlich und es erscheint eine Beziehung der wenigen deutlichen Buchstaben am Schluss auf eine Stelle der h. Schrift unthunlich. Auf dem rechts von der Sapientia herabgehenden Bande lesen wir trotz theilweiser starker Abnutzung der Buchstaben

O ALTITVDO D SAPE ET SCIENTIE D̄I

o altitudo divitiarum sapientiae et scientiae Dei[5]). In dem mit

NC ACCEPI⋀⋀VS

1) Gef. Mittheilung des P. Lucas Steiner, O. S. B. im Stift Emaus zu Prag.
2) Didron, Iconographie chrét. n. 464, 469 ff.
3) Ferd. Piper in A. v. Zahn's Jahrb. für Kunstwissenschaft V, 126 ff.
4) Eccl. XXIV, 7.
5) Rom. XI, 33.

endigenden, sonst gänzlich zerstörten Spruch des gegenüberstehenden Bandes erkennen wir den Schluss der Schriftstelle: gloriamur in Deo per Dominum nostrum Jesum Christum, per quem reconciliationem nunc accepimus[1]). Dazu berechtigt ausser den epigraphischen Anhaltspunkten auch der Inhalt der theils zerstörten, theils fehlerhaften äusseren Umschrift, welche die Darstellung der Sapientia auf der Bodenfläche gegen die aufrechtgehende Wandung hin abschliesst. Sie lautet in leoninischen Versen:

+ EDITA DORDE (= de ore) PATRIS SAPIENT (ia cun)CTA CREAVIT
NATAS (= natus) IN VA (= vulva) MARIS (= matris) HOMO IN CLASV (= in casu?) REPARAVIT·

Offenbar ist der Sinn dieser Verse: die Weisheit ist als der *λόγος* aus dem Munde Gottes hervorgegangen, sie hat bei der Erschaffung mitgewirkt (cuncta creavit); der aus dem Schoosse der Mutter (Maria) geborene Mensch (Christus) hat durch seinen Tod (in clasu statt in casu?) alles wiederhergestellt d. h. erlöst. Im gleichen Sinn sagt die Weisheit in dem Ecclesiasticus des Jesus Sirach von sich[2]): „Ich bin hervorgegangen aus dem Munde des Allerhöchsten als die Erstgeborene vor aller Creatur; ich bewirkte am Himmel die Schöpfung des immerwährenden Lichtes und bedeckte wie mit einem Nebel die ganze Erde; meine Wohnung ist in der Höhe und mein Thron auf den Säulen der Wolken.“ Und ebenso heisst es von der Weisheit in den Sprüchen Salomons[3]): „Der Herr besass mich von Anbeginn, ehe denn er irgend etwas geschaffen; ich bin eingesetzt von Ewigkeit her, ehe denn die Erde geworden, als er die Himmel bereitete, da war ich dabei; als er nach genauem Mass einen Kreis zog um die Tiefen, . . . . da war ich bei ihm und machte alles.“

Diese Stellen aus den Proverbien und dem Ecclesiasticus, welche in den beiden das Bild der Sapientia umgebenden Versen nicht blos dem Sinne nach, sondern wörtlich verwerthet werden, sind zusammen mit solchen aus dem Buch der Weisheit und Baruch[4]) gerade diejenigen, auf welche biblische Exegese und christliche Dogmatik von jeher sich berufen haben, wenn es galt, die neutestamentliche Trinitätslehre als im Alten Testamente vorbereitet nachzuweisen. Ja die Sapientia,

1) Rom. V, 11.
2) Eccli. XXIV, 5—7.
3) Proverb. VIII, 22—30. Vgl. Sap. IX, 9.
4) H. Reusch, Erklärung des Buches Baruch (Freiburg 1853) S. 174 ff.

welche von Gott ausgeht (de ore patris), das allmächtige Wort (λόγος παντοδύναμος[1]), welche Alles gemacht hat (cuncta creavit = cuncta componens[2]) oder, nach anderer Lesart, Jehova bei der Erschaffung der Welt als Künstlerin zur Seite war, diese Sapientia kann nimmermehr lediglich als eine Eigenschaft des göttlichen Verstandes gedacht werden. Vielmehr zwingt der Wortlaut der betreffenden Stellen geradezu uns die Annahme auf, dass mit der göttlichen Weisheit eine für sich bestehende, eine eigene göttliche Person[3]) oder Hypostase, und zwar die zweite Person der Trinität, gemeint sei[4]), wie ja auch Paulus ausdrücklich sagt: praedicamus Christum . . . Dei virtutem et Dei sapientiam[5]). Wenn aber dieses, so müssen wir auch in der Sapientia unserer Schüssel eben diese Hypostase, also Christus selbst dargestellt finden, auf welchen der zweite Vers der oben mitgetheilten Umschrift ja auch hinweist. In einer cyklischen Darstellung der sieben Gaben des h. Geistes darf uns, von den bereits erwähnten ikonographischen Analogien ganz abgesehen, das Bild Dessen nicht auffallend erscheinen, der nach biblischer Lehre den heil. Geist durch seine Bitten[6]) vom Vater den Menschen zum Beistand gesendet hat[7]).

Das Bildwerk der wohl dem Ende des XII. Jahrh. angehörenden Xantener Schüssel reiht sich somit in Betreff seiner Anordnung durchaus den bekannten Darstellungen der sieben Geistesgaben an. Aber es zeigt eine Bereicherung, Erweiterung und zielbewusste Entwickelung des bezüglichen Theiles der frühmittelalterlichen Ikonographie, welche in vielfacher Beziehung ein hohes Interesse beanspruchen darf. Anklänge an die von uns gegebene Deutung finden sich auch in der Inschrift des umgebogenen flachen Randes. Dieselbe ist aber durch den, wie wir schon oben hervorgehoben, des Lateinischen offenbar nicht kundigen Künstler so schrecklich entstellt, dass wir auf eine genaue

1) Sap. XVIII, 15.

2) Prov. VIII, 30.

3) Dan. Bonif. Haneberg, Geschichte der bibl. Offenbarung 3. Aufl. S. 477. — Heinr. Reusch, Lehrbuch der Einleitung in das Alte Testament. 2. Aufl. S. 146.

4) Joh. von Kuhn, die christliche Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit (Tübingen 1857) S. 28 ff. — F. X. Dieringer, Lehrbuch der kath. Dogmatik 4. Aufl. S. 160. — H. Zschokke, Theologie der Propheten des Alten Testaments, (Freiburg 1878) S. 74, 116.

5) I. Cor. I, 24.

6) Joh. XIV, 16 ff.

7) Joh. XIV, 26 ff.

Enträthselung verzichten müssen. Wir werden bei der Frage nach der Zweckbestimmung unserer Schüssel auf diese Inschrift noch zurückkommen und geben hier nur deren Wortlaut:

HEC TV NEVMA (πνεῦμα) DAH (= Dei?) SVPERO DE CARDIA ELATA · HIS · CARISMATIBVS · SANCTORVM · REGIA TRIBVS · VRAMTVR(?) FIRMATVR · GIORIFICATVR
(L)
ET DIVET D OVIDEM ......... A SED DATOR VNVS ET IDEM.

Die Trierer Schüssel[1]) hat einen Durchmesser von 0,28 m und eine Höhe von 0,05 m. Der Boden derselben ist ohne jede Spur von bildlichen Darstellungen, welche lediglich in der gebogenen Wandung sich befinden. Dort sind sie, entsprechend der Raumdisposition bei der Xantener Schüssel, in sechs durch Inschrift-Umrahmung gebildeten Medaillons angebracht, welche offenbar in traditioneller Weise auch hier wieder durch Säulen von einander getrennt werden, die mit Draperieen verziert sind. In Ansehung aller stilistischen Eigenthümlichkeiten der Figuren, der Architektur, des Baumwerks und des Schriftcharakters muss dieselbe ebenfalls dem XII. Jahrhundert und zwar dem Beginn desselben zugewiesen werden, da das runde E in den Inschriften noch nicht vorkommt und die Stilisirung der Bäume noch als eine sehr strenge erscheint. In ikonographischer Beziehung ist sie vom höchsten Belang. Cyklische Darstellungen der Gleichnisse Jesu, welche in den Katakombenbildern noch gar nicht vorkommen, gehören selbst in den bilderreichsten Evangeliarien des X. und XI. Jahrhunderts zu den grössten Seltenheiten. Namentlich aber das Gleichniss vom barmherzigen Samaritan (Luc. X, 30 ff.), welches hier in sechs Scenen dargestellt wird, findet sich sogar im Codex Egberti zu Trier und im Codex Epternacensis zu Gotha gar nicht, von denen der letztere andere Gleichnisse in mehreren Scenen enthält[2]). Der wahrscheinlich noch dem VI. Jahrh. angehörende Evangelien-Codex von Rossano in Calabrien[3]) hat das Gleichniss in zwei resp. vier zu zwei in einander fliessenden, Parabel und Erklärung höchst sinnig verbindenden Darstellungen: Jerusalem, Christus, von einem Engel bedient, giesst Wein

1) Vgl. über dieselbe Dr. F. Hettner in den Jahrbüchern des V. v. A. Fr. Heft LXIX, S. 28.

2) Lamprecht, der Bilderschmuck des Cod. Egberti zu Trier und des Cod. Epternacensis zu Gotha in den Jahrbüchern des Ver. v. A. Fr. Heft LXX S. 56 ff; H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchaeologie 4. Aufl. S. 917.

3) Herausgegeben von O. v. Gebhardt und A. Harnack (Leipzig 1880) Fol. VIIb, tab. XIII.

auf die Wunden des Beraubten, der Verwundete sitzt auf einem Maulthier, Christus reicht dem Wirth das Pflegegeld.[1]) Im Evangeliar Kaiser Heinrich's III., das für ihn im Kloster zu Echternach geschrieben wurde und jetzt in der Stadtbibliothek zu Bremen sich befindet, ist das Gleichniss vom barmherzigen Samaritan, aber blos in zwei Darstellungen (der zweiten und sechsten unseres Cyklus) Gegenstand bildlicher Wiedergabe geworden[2]).

Die Darstellung des Gleichnisses vom barmherzigen Samaritan beginnt auf der Schüssel des Provinzialmuseums zu Trier (Taf. V oben rechts) mit dem Auszug des Mannes von Jerusalem nach Jericho. Aus dem geöffneten Stadtthor tritt er heraus, barhaupt, in eng anschliessendem Gewande und einem auf der rechten Schulter geknoteten weiten Mantel, über dessen seitliche Oeffnung die Reisetasche herabhängt. Bewehrt ist er mit dem langen Tförmigen Wanderstab, auf den gestützt er wacker fürbass schreitet. Ueber die Bedeutung der Scene klärt uns die Umschrift auf in dem Verse:

VIR DE HIERVSALEM IERICHO · DESCENDIT (in) VRPĒ·

In sehr bewegter, effektvoll gezeichneter Scene sehen wir denselben im folgenden Bilde von zwei nur mit engärmeligem Rock bekleideten, mit Keulen bewaffneten Räubern überfallen. Mantel und Tasche haben diese dem Wanderer bereits abgenommen und an den Aesten eines nahen Baumes aufgehängt. Der eine Räuber greift denselben, der knieend mit vorgestreckten, die Hilflosigkeit charakterisirenden Armen um sein Leben fleht, beim Barte, während der andere mit erhobener Keule auf ihn eindringt:

(L)ATRONES · PASSVS · HOMO · PLAGATVR · SPOLIAT(ur).

Wie sehr der Künstler sich die Beraubung des Unglücklichen als eine gründliche gedacht hat, zeigt die folgende Scene, wo er ihn nackt in einer grosse Schmerzen bekundenden Haltung unter einem Baume sitzend darstellt. Desselben Weges von Jerusalem nach Jericho zieht kalt, hartherzig und ohne Notiz von dem Wehklagenden zu nehmen ein Mann vorüber. Derselbe wird durch die Albe und die vorne offene, mit einer Agraffe am Halse zusammengehaltene Planeta, sowie durch den Krummstab in der abgewandten Rechten als christlicher Priester oder gar als Bischof bezeichnet. „Presul“ statt des „sacerdos“ der Vulgata nennt ihn die Umschrift:

1) Vgl. dazu S. Bonaventura in Luc. X, 30, ed. Lugdunensis 1668 II, 132, seq.

2) H. A. Müller, das Evangelistarium Kaiser Heinrich III. in den Mittheilungen der k. k. Centralcomm. Wien, 1862, S. 57 ff.

TRANSIIT · HVNC PRESVL · SED · NON · SVPER · HŌ · MISERE(tur).

Während nun dieser Priester in stolzer Geste an dem Beraubten vorübergeht, tritt im folgenden Bilde ein Mann auf den ganz hilflos Dasitzenden zu, erhebt wie zum Segen die Rechte, ohne aber zu irgend welcher Hilfeleistung Anstalten zu treffen. Auch diesen Hartherzigen denkt sich der Künstler als christlichen Leviten: über der Albe lässt er ihn mit dem Levitenrock, der weitärmeligen Dalmatika bekleidet sein, die mit blumiger Verzierung versehen, unten und am Halse mit einer Borde besetzt ist, wie uns solche in Miniaturen des XI. und XII. Jahrhunderts häufig begegnen; in der Linken hält derselbe das Buch, mit welchem Diakonen häufig dargestellt werden. Die Umschrift sagt:

TALĪT · ECCE · VIĀ · TRANSIT · LEVITA · PER . ILLAM.

Ganz anders handelt der Samaritan, der von den Juden als halber Heide und Götzendiener angesehen und von der Theilnahme am Nationalgottesdienst ausgeschlossen war.

CVRAT VVLNVS (eius, quod unguit) SAMARITAN(us)

lehrt uns der Inschriftvers, der aber im Mittelgliede zerstört ist, ebenso wie das Bild des Samaritan in seiner oberen Hälfte. Dieser steht hinter dem Beraubten, offenbar beschäftigt, Oel und Wein, die gewöhnlichen Heilmittel, auf dessen Wunden zu giessen. Seine Kleidung, ein langschössiger Wams, ist im letzten Bilde besser erkennbar, dessen Umschrift lautet:

MISERV · PROPRI(o dein tra)NSVEXIT · ASEL(lo).

Der Samaritan hat den Verwundeten, an dessen Bein, Arm, Schulter der Verband erkennbar ist, auf sein Lastthier gesetzt, das er, daneben schreitend, antreibt, um rasch mit dem Armen in die Herberge zu gelangen.

Es würde von kunstgeschichtlichem Interesse sein, wenn im Anschluss an die Veröffentlichung des Bildwerks der Trierer Schüssel, die, zu Hof Mulbach bei Binsfeld im Kreise Wittlich 1879 gefunden, ihre Heimstätte ganz gewiss in Trier oder Echternach hat, nachgewiesen werden könnte, dass dieselbe unter dem Einfluss eines bislang nicht bekannt gewordenen Werkes der Miniaturmalerei entstanden sei. Wahrscheinlich ist uns dies gar sehr.

Wir glauben in der voraufgegangenen Detailbeschreibung dreier Schüsseln aus fast gleicher Zeit alle in ikonographischer und symbolischer Beziehung belangreichen Momente gebührend hervorgehoben zu

haben. Es erübrigt nun noch die Erörterung der nicht minder wichtigen Frage, welchem Zwecke dieselben gedient haben? Die absolut gleiche Form der Schüsseln bei nahezu gleicher Grösse legt natürlich die Vermuthung nahe, dass alle drei die nämliche Bestimmung hatten; die an der Schüssel aus dem Xantener Dome (Taf. IV) behufs Benutzung derselben als Giessgefäss angebrachte Ausbauchung des sonst flachen Randes ist späteren Ursprungs, wie die dadurch herbeigeführte Zerstörung der Randinschrift ergibt.

Aus den „Liber pontificalis" genannten, dem Anastasius Bibliothecarius irrthümlich zugeschriebenen Lebensbeschreibungen der ältesten Päpste wissen wir, dass es ein bis in die frühesten Zeiten des Christenthums hinaufreichender Gebrauch war, Patenen (auch Discus oder Gabata genannt) aus Silber oder Gold gefertigt und theilweise von bedeutender Grösse und Schwere[1]) in die Kirchen zu stiften, wo sie an hohen Festtagen zum Schmucke des Altars (patenae ad ornatum) verwendet wurden[2]). So wird z. B. gemeldet, dass Leo III. (795—816) für die S. Petersbasilica in Rom, „gabatam ex auro purissimo" habe anfertigen lassen. Unter demselben Papste werden „gabatae ex auro purissima XV pendentes in pergula ante altare" und „gabatae sex cum cruce, quae pendent ante arcum maiorem dextra laevaque" erwähnt[3]), wie er auch der Kirche der h. Susanna drei Gabatae stiftete und in der Vaticanischen Basilika zwei silberne Schilde aufhängen liess, welche das Glaubensbekenntniss in lateinischer und griechischer Sprache zeigten. Zahlreiche Zeugnisse aus der gleichen Zeit sprechen dafür[4]), dass bei diesen zum Schmuck des Altars dienenden grossen Patenen nicht die Kostbarkeit des Materials allein den Werth bestimmte, sondern dass dieselben auch mit kunstvollem Bildwerk geziert waren, mit Löwen,

---

1) J. Fontanini, Discus argenteus votivus veterum Christianorum Perusiae repertus. Romae 1727 beschreibt einen ehemals im Museum Albanum zu Perugia befindlichen, aus purem Silber gefertigten $5^5/_{12}$ Pfund schweren Discus von nahezu 2 römischen Palmen Durchmesser, mit einer Darstellung der Besiegung des Maxentius durch Constantin an der Milvischen Brücke und der Umschrift + DE DONIS DEI ET DOMNI PETRI VTERE FELIX CVM GAVDIO.

2) Martigny, Dictionnaire des antiquités chrét. II. ed. p. 587; Reusens, Eléments d'arch. chrét. I, 219 ff.

3) Fontanini a. a. O. S. 5 ff. Den Ausdruck „pergula" erklärt Jacobus Cuiacius, Observationum l. II, c. XIII dahin, dass darunter zu verstehen sei exedra ante altare, in qua exponebantur sacra donaria.

4) Fontanini a. a. O. S. 7.

Greifen, Engeln und selbst mit dem Zeichen Christi, d. h. wohl mit dem Monogramm oder, wie auf der bekannten von Graf Stroganoff publicirten Patene, mit der von Engeln umgebenen Crux gemmata [1]).

Solche Patenen zum Schmuck des Altars können wir in den uns beschäftigenden drei Schüsseln nicht erblicken. Denn einerseits ist das Material zu wenig kostbar und anderseits sind auch die darauf befindlichen, theilweise freilich mit entschiedenem Kunstgefühl hergestellten Bildwerke, weil nur eingravirt und nur in der Nähe erkennbar, nicht geeignet, in der Ferne zu wirken.

Für die grosse Patene von Perugia weist Fontanini [2]) aus der in der Umschrift vorkommenden Formel „utere felix cum gaudio" nach, dass sie nicht zum blossen Schmuck, sondern zum Gebrauch beim kirchlichen Dienst bestimmt gewesen sei. Nach seinen Auseinandersetzungen kann es nicht zweifelhaft sein, dass die Patene von Perugia zur Aufnahme der Eulogien [3]) bei der h. Messe gedient hat, d. h. jener von den Gläubigen geopferten, nur theilweise zur Consekration verwendeten Brode, deren Rest gesegnet und dem Klerus sowie den nicht sacramentaliter communicirenden Laien zum Zeichen der kirchlichen Gemeinschaft dargereicht wurde. Wir sind nicht abgeneigt, ähnlichen Schüsseln eine Bestimmung zur Aufnahme solcher Eulogien, ja selbst zur Aufnahme der für die Gläubigen bestimmten h. Communion (patenae ministeriales) zuzuerkennen. Dahin gehören unseres Erachtens die grosse Patene in S. Peter zu Salzburg mit den Figuren des Heilandes, der Apostel und des Gotteslammes, die durch Bischof Conrad 1203 aus Constantinopel mitgebrachte jetzt im Domschatz zu Halberstadt befindliche grosse silberne Patene mit der Kreuzigungsgruppe, den griechischen Worten der Einsetzung des Altarssacramentes, den Medaillon-Bildnissen von Kirchenvätern und Martyrern, sowie die grosse Patene im Domschatz zu Hildesheim, bei welchen in Rücksicht auf ihre Inschriften und ihren bildlichen Schmuck die Annahme einer solchen Bestimmung nahe liegt. Bei den von uns beschriebenen Schüsseln schliesst die stark vertiefte Gestalt wohl den Gedanken an eine Verwendung bei Vertheilung des h. Abendmahles oder der Eulogien direkt aus und macht es wahrscheinlicher, dass sie zur Aufnahme von Flüssigkeiten dienten.

1) Bulletin d'arch. chrét. 1871 pl. IX n. 1. — Martigny a. a. O. S. 588.

2) Fontanini a. a. O. S. 59 ff.

3) Vgl. über diese C. J. v. Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte, Archaeologie und Liturgik (Tübingen 1864) II, 287 ff. und Krüll in Kraus' Realencyclopädie der christl. Alterthümer I, 451.

Man könnte nun, den Bollandisten[1]) und Alteserra[2]) folgend, zu der Annahme gelangen, dass unsere vertieften Schüsseln (patellae cavae) als Oelgefässe zur Aufnahme des sog. ewigen Lichtes gedient und nach Art der Peristerien auf flachen, an Kettchen befestigten Tellern stehend vor dem Altar herabgehangen hätten. Aber abgesehen davon, dass, wenn sie zu einem solchen Zweck bestimmt gewesen, dann gewiss ihre Innenseite nicht mit Bildschmuck versehen worden wäre, hat bereits Fontanini[3]) darauf aufmerksam gemacht, dass die vorgenannten Autoren die patenae oder gabatae mit den phari verwechselt haben, und an solche ist bei unseren Schüsseln gewiss nicht zu denken.

Dagegen erscheint uns eine andere Bestimmung als die einzig mögliche, nämlich die zur Aufnahme des heil. Oels bei verschiedenen kirchlichen Salbungen.

Seit dem späteren Mittelalter sind die der Aufbewahrung der h. Oele dienenden Gefässe so eingerichtet, dass sie auch bei den kirchlichen Salbungen benutzt werden können. In früheren Zeiten aber wurde das h. Oel offenbar in besonderen Gefässen aufbewahrt, aus denen dann bei der Vornahme der Salbungen je nach Bedürfniss ein Theil in die bereitgehaltene Schüssel gegossen wurde. In dem Sacramentarium Gregors d. Gr. werden die der Aufbewahrung dienenden Gefässe ampullae genannt, Bischof Johann von Neapel (um d. J. 842) liess für das h. Chrisam eine vergoldete Ampulla anfertigen und den Gebrauch gläserner Ampullen für das h. Oel[4]) verbietet das Provincial-Concil zu Trier von 1227. Drei einander ganz gleiche dem Anfang des 14. Jahrhunderts angehörende, mit dünner Ausgussröhre versehene zinnerne Ampullen für die drei verschiedenen h. Oele besitzt das Museum in Basel[5]). Der Gebrauch von Schüsseln zur Aufnahme des in jenen aufbewahrten heiligen Oeles wird durch den Liber pontificalis für die altchristliche Zeit ausdrücklich bezeugt. Dort heisst es vom Papste Sylvester (314—335): patenam chrismalem ar-

1) Acta Sanctorum Maii d. XIV. Tom. III 895 col. 1: gabata est lampas pensilis.

2) Alteserra, Notae et observationes in Anastasium de Vitis Romanorum Pontificum Paris 1680 ad Gregorium III. „gabatae sunt patellae cavae ex auro vel argento vel aere, in quibus ardebat oleum."

3) Fontanini a. a. O. S. 8.

4) Jos. Hartzheim, Conc. Germ. Tom. III, 529. Conc. Trev. cen. VI. G. Jacob, die Kunst im Dienste der Kirche II. Aufl. S. 209. Vgl. Otte a. a. O. S. 194.

5) M. Heyne, Kunst im Hause II. Reihe S. 12, Taf. XXIV.

genteam obtulit. Solche Schüsseln, die bei ihrer ansehnlichen Tiefe eine Gefahr des Verschüttens ausschlossen, erleichterten die Vornahme der Salbungen wesentlich, und es wäre schon in Rücksicht darauf wahrscheinlich, dass sie auch während der romanischen Periode im Gebrauche blieben, zumal anders geformte Gefässe für die h. Oele aus jener Zeit unseres Wissens nicht vorkommen.

Somit dürfen wir, da eine andere Zweckbestimmung sich nicht ergibt, in den von uns veröffentlichten drei Patenen aus Aachen, Xanten und Trier gewiss auch solche patenae chrismales sehen, in welche bei der Vornahme kirchlicher Salbungen und namentlich bei feierlicher Ausspendung der Sacramente der Taufe, Firmung und Priesterweihe aus grösseren Ampullen das zur Verwendung kommende h. Oel gegossen wurde. Die im Innern der Schüsseln angebrachten bildlichen Darstellungen der Parabel vom barmherzigen Samaritan, der nach Luc. X, 34 Oel und Wein auf die Wunden seines Mitbruders goss, die so überaus sinnige, tief symbolische Veranschaulichung der sieben Gaben des h. Geistes und die Verse auf dem äussersten flachen Rande der Xantener Schüssel enthalten einen directen Hinweis auf die Benutzung der Schüsseln bei Spendung der Sakramente als Patenen für das h. Oel. Man könnte freilich die Anbringung dieses Bildschmucks im Innern der Schüsseln auffallend finden, da derselbe ja beim Gebrauch durch das h. Oel verdeckt wurde. Aber zunächst wird die Quantität des hineingegossenen Oeles eine minimale gewesen sein und nur die Bodenfläche, nicht die Biegung des erhöhten Randes bedeckt haben, auf welcher sich bei jeder der drei Schüsseln die Hauptdarstellung, ja bei der Trierer Schüssel ausschliesslich der Bildschmuck befindet. Uebrigens entspricht es durchaus dem von altersher überkommenen Gebrauch, kirchliche Geräthe auch auf der bei ihrer Benutzung völlig bedeckten und dem Anblick entzogenen Seite mit kunstvollem Schmuck zu versehen. Wir brauchen nur an die bereits erwähnten Patenen bezw. Eulogien-Schüsseln aus Perugia, Halberstadt und Hildesheim, an die in Köln gefundene, jetzt in der Sammlung des British Museums in London befindliche Glaspatene, an die reichen Vorderdeckel der Evangeliare zu erinnern.

Aus unserer Darlegung erhellt somit, dass die hier veröffentlichten Schüsseln aus Aachen, Xanten und Trier nicht blos, wie bereits hervorgehoben, in ikonographischer, sondern auch in liturgischer Beziehung die Beachtung der christlichen Kunstarchaeologie wohl verdienen.

Viersen. J. Aldenkirchen.

## 6. Meister Godefrit Hagene.

Nachträgliches.

---

Die Mittheilungen über Meister Godefrit Hagene, den Verfasser der Kölner Reimchronik aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche das LIX. Heft der Jahrbücher gebracht, haben nachgewiesen, dass derselbe in seiner späteren Lebensperiode Pfarrer zu Klein-St. Martin in Köln gewesen. Eine aus dem ehemaligen Pfarrarchiv von St. Brigiden herrührende, jetzt im Pfarrarchiv von Gross-St. Martin aufbewahrte Urkunde legt Zeugniss dafür ab, dass die Zeitgenossen den Pfarrer Godefrit ebenso wegen seiner hervorragenden Kenntnisse schätzten, wie sie auch seinem Gerechtigkeitssinne ein besonderes Vertrauen schenkten. Es bestand eine Streitfrage zwischen einerseits Theoderich de Pavone (vom Pfau), Canonicus des St. Castorsstiftes zu Coblenz und Pfarrer von St. Brigiden zu Köln, und anderseits den Kirchmeistern und Pfarrgenossen an letzterer Stelle. Diese verweigerten dem Herrn Theoderich die Anerkennung und hielten ihm die Kirche und das Pfarrhaus verschlossen. Zur gütlichen Beilegung des Zwistes wurden Schiedsrichter erwählt. Theoderich ernannte seinerseits den Dechanten Richolf von St. Cunibert, die Pfarrgenossen liessen sich durch den „magister Godefridus plebanus S. Martini minoris ecclesie coloniensis" vertreten, und als Dritter wurde der Dechant Wilhelm von St. Andreas beigesellt. Der Ausspruch dieser Vertrauensmänner erfolgte „1283 in vigilia Natiuitatis beati Johannis Baptiste in porticu ecclesie beati Andree Coloniensis" bei persönlicher Anwesenheit Theoderich's und der Repräsentanten der Pfarrgenossenschaft. In der Hauptfrage wurde zu Ungunsten der letzteren entschieden; sie mussten die Widersetzlichkeit aufgeben, dem Canonicus Theoderich de Pavone als ihrem rechtmässigen Pfarrer gehorsamen, ihm die Schlüssel der Kirche, des Pfarrhauses und der übrigen Zubehörungen aushändigen und eine Entschädigungssumme von 40 Mark, statt der vom Gegenpart geforderten 44 Mark, zahlen. Die Urkunde ist abgedruckt in Dr. J. H. Kessel's geschätztem Werke: Antiquitates monasterii S. Martini maioris Coloniensis, p. 275—277.

Eine Handschrift von Alfter: Series Pastorum Coloniensium, in der Bibliothek des Gymnasiums an Marzellen (Nr. 94 des Kat.), kennt den Meister Godefrit ebenfalls und überzeugt uns, dass er im Jahre 1297 noch lebte. Man liest daselbst: „Mgr. Godefridus Plebanus Sti. Martini legitur in charta coenob. S. Maximini Colon. de 1287. idem sigillat Chartam Arch(ivi) Sti. Georgii in vigilia bte. Agnetis virg. an. 1297. in sigillo etsi confracto legi tamen poterat S. magri Godefrid."

Auf einen zweiten Umstand komme ich zurück, der sich auf die Frage bezieht, ob Meister Godefrit zur Zeit seiner ungeregelten Verbindung mit der Petrissa, die ihm einen Sohn Gobelin gebar und nachmals seine Ehegattin wurde, ein clericus in der Mitbedeutung eines geistlichen, oder nur in der Bedeutung eines weltlichen Schreibers gewesen. Ich bin nunmehr im Stande ein Beispiel vorzuführen, wodurch die Annahme, dass das Amt der obersten Schreiber oder Protonotarien der Stadt Köln im Mittelalter stets von Geistlichen bekleidet worden sei, unhaltbar geworden ist. Ennen (Gesch. d. St. Köln, Bd. II, S. 518) kannte bereits den Meister Arnold (er nennt ihn Arnoltz), der als oberster Schreiber der Stadt 1326, im Verein mit mehreren andern Personen, städtische Briefe in das grosse Privilegienbuch einschrieb, 1328 als magister Arnoldus Nicolai protonotarius civitatis Coloniensis und 1336 als clericus et notarius civitatis Coloniensis erscheint. Ich habe denselben auch an mehreren Stellen in den Schreinsbüchern angetroffen. Im Schöffenschreine, Buch Laurentii, tritt 1336 „des vridais na Druzeinde dage" in einer ausnahmsweise in deutscher Sprache abgefassten Urkunde dieser „meyster Arnolde der Stede schriuer" auf; im zweitfolgenden Notum ist er „magister Arnoldus prothonotarius Ciuitatis Coloniensis" genannt. Von erheblichem Interesse für unsere Frage ist folgende im Buche Berlici des Columbaschreines schon früher vorkommende Eintragung:

„Notum sit quod magister Arnoldus notarius ciuitatis coloniensis et Nesa vxor eius acquisiuerunt sibi hereditarie erga prouisores domus sancti Spiritus in colonia tres domos que site sunt in berlico iuxta Wadenhem cum area contigua ipsis domibus versus renum. . ."

Sie ist undatirt, erhält aber ihre Zeitbestimmung durch ein Vornotum auf derselben Blattseite, welches mit „Datum Anno dni. m°. ccc°. xxx." (1330) schliesst.

Wir überzeugen uns hier, dass die Notarien und Protonotarien der Stadt nicht immer geistlichen Standes waren. Unter den vielen

bekannten Persönlichkeiten, welche diese Aemter im 13. und 14. Jahrhundert versehen haben, ist dieses bis jetzt freilich das einzige nachweisliche Beispiel eines verheiratheten Laien. Es wird sich nichts Entscheidendes in Bezug auf Meister Godefrit Hagene daraus folgern lassen, sondern es ist damit nur die Zulässigkeit der Annahme verstärkt, dass er als Kölner Stadtschreiber und Notar anfangs ein Laie gewesen sein könne und dann späterhin, unter Beibehaltung dieser amtlichen Stellung, in den geistlichen Stand getreten und Pfarrer von Klein-St. Martin geworden sei. J. J. Merlo.

---

## 7. Die Dombaumeister von Köln.

Nach den Urkunden.

### V. Meister Michael.

Während die vier ersten Meister, welche der Dombauhütte vorgestanden, in unmittelbarem chronologischen Anschlusse auftreten, stellt sich eine Lücke von zwanzig Jahren ein, ehe wir von einem fünften Dombaumeister, dem Nachfolger Meister Rutger's, Kunde erhalten. Darf diese Stockung auf den Baubetrieb selbst angewandt werden, so würde die Annahme statthaft sein, dass, nachdem mit dem vollendeten Chore der nächste gottesdienstliche Zweck erreicht war, ein Ruhepunkt, vielleicht eine Entmuthigung oder gar ein zeitweiliges gänzliches Fallenlassen in der Fortführung des grossartigen Unternehmens eingetreten sei. Dass es mit der Abschlussmauer, welche das 1320 vollendete Chor von dem damals noch erhaltenen (oder wiederhergestellten) Langschiffe des älteren Domes trennte, durchaus ernst und für eine unabsehbar lange Dauer gemeint war, ist, neben ihrer bis zur vollen Höhe hinaufreichenden massiven Beschaffenheit, in verstärkendem Masse auch aus dem Umstande zu erkennen, dass die Wandfläche an der Chorseite mit dem Schmucke von Malereien versehen war, die, ihrem stylistischen Charakter gemäss, unzweifelhaft im 14. Jahrhundert ausgeführt wurden. Aber es darf auch nicht übersehen werden, dass diese Mauer eine technische Nothwendigkeit für die Festigkeit des die erhaltenen Theile des alten Domes weit überragenden Chorbaues nach

Westen hin war, so lange nicht in gleicher Höhe Kreuz- und Langschiff sich stützend anschlossen. Wagte man es ja in unseren Tagen erst dann sie zu entfernen als der Fortbau bis zur Chorhöhe vorgeschritten war. Diese Abschlussmauer gewährte zugleich dem Domcapitel die Annehmlichkeit, dass es sich bei gottesdienstlichen Verrichtungen vor den Störungen geschützt fand, welche die voraussichtlich sehr lange Dauer des Weiterbaues am Kreuz- und Langschiffe unvermeidlich mit sich führen würde. Der Folgerung hingegen, dass diese starke, feste Mauer an und für sich mit zum Beweise dienen müsse, dass gleich anfangs nur ein neuer Chorbau, keineswegs aber ein Neubau der ganzen Domkirche beabsichtigt worden sei, versagen wir daher, als zu weit gehend, die Zustimmung.

Der fünfte Dombaumeister heisst Michael. Er ist zuerst in einer Schreinsurkunde vom Dienstag nach Lätare 1353 als magister fabrice Ecclesie Coloniensis genannt. Seine Frau hiess Druda. Die beiden Eheleute erwarben damals eins von dreien Häusern unter einem Dache auf der Nordseite der „Smyrstrayssen", nämlich das letzte zur Andreaskirche hin, das ehemals dem Schmiede Egidius von Ruremunde zugehört hatte und 1353 im Besitze des Johann von Bensbure war. Die Käufer übernahmen dasselbe für einen erblichen jährlichen Zins von 44 Solidi. Zehn Jahre später, am 11. April 1363, war Michael in der Lage, die Rente bei seinem Gläubiger einlösen zu können. Bei dieser Verhandlung stand seine Gattin ihm nicht mehr zur Seite Frau Druda hatte bereits das Zeitliche verlassen. (Urk. I u. II.)

Vergebens sucht man in den Schreinsbüchern Ab hospitali sancti Andreae des Niderich nach einer an Meister Michael anknüpfenden Mutationsurkunde. Von einer solchen hätte sich erwarten lassen, dass sie sowohl über die Amtsdauer als auch über die Kinder des Meisters aus der Ehe mit Druda Aufschlüsse würde gebracht haben. Mehrere seiner Kinder lernt man jedoch in Urkunden kennen, die durch andere Angelegenheiten veranlasst worden sind und seinen Namen nur zur genaueren Bezeichnung beisetzen.

1365 erscheint Peter, „filius magistri Michaelis magistri fabrice Ecclesie Coloniensis", ohne Standesangabe. Er war mit Gutginis, der Tochter Hermann's von Moirschosse, verheirathet, welche nach ihrer Eltern Tode am Tage vor Simon und Juda 1365 zwei Häuser erbte, die in der aus der Stolkgasse zur Maria-Ablass-Kirche führenden Enggasse (in arcta platea) lagen. Das eine hiess „zome Craynen" (Krahn), das andere war auf eine an die genannte Pfarr-

kirche stossende Grundfläche erbaut und hatte ehedem den Johann von Durwege zum Bewohner gehabt. (Urk. III.) Das Haus „zome Craynen“ verpfändeten Peter und Gutginis am 21. März 1367 dem Schneider Mirkelin für 100 Mark (Nid. Carta Vadimon.), und da sie zur rechtzeitigen Wiedereinlösung, die spätestens am Martinitage desselben Jahres hätte geschehen müssen, nicht die Mittel fanden, so sahen sie sich zum Verkaufe genöthigt, der mit Dytmar von Broeche[1]) abgeschlossen und am 17. Januar 1368 beurkundet wurde[2]). Bei jedem dieser Anlässe ist Peter in der obigen Weise als Meister Michael's Sohn vorgeführt.

Durch Ennen (Der Dom zu Köln, Festschrift, S. 87) erfährt man, dass „magister Michael lapicida magister operis ecclesiae Coloniensis“ im Jahre 1364 als Vater einer Tochter Lisa erscheine, welche von der Stadt Köln eine Erbrente von 20 Goldgulden kauft. Das betreffende Schuldbekenntniss seitens der Stadt ist in den Quellen zur Geschichte d. Stadt Köln, Bd. IV, S. 482, abgedruckt. Es spricht von einer Leibzuchtrente (ad vitam suam), nicht aber von einer Erbrente.

Von einer Tochter Drutginis bringt ein vom Mauritiustage 1387 datirter Brief Kunde, den der Magistrat der Stadt Brünn in Mähren an die Vorsteher der Stadt Köln richtete. Als Vorzeiger dieses Schreibens erschien Meister Heinrich von Gmünd, Steinmetz im Dienste des Markgrafen von Mähren, um die Angelegenheiten seiner Gattin, die als „Drutginis filia Magistri Michahelis lapicide Ecclesie Coloniensis opificis“ genannt ist, zu ordnen. Es handelte sich dabei um eine Leibzuchtrente von 20 Goldgulden, die sie jährlichs von der Kölner Rentkammer zu beziehen hatte, und um ein ihr zugehöriges Haus genannt „tzu der glocken.“ (Urk. V.)

Wenn auch nicht mit ganz gleicher Sicherheit wie bei Peter, Lisa und Drutginis, so doch mit hoher Wahrscheinlichkeit, ist zu den Kindern Meister Michael's ein Sohn Rutger zu zählen. Die Schöffen und der Rath der niederländischen Handelsstadt Campen (an der Yssel) schlossen im Jahre 1369 mit dem „meyster Rotgher van Colen“ einen

1) Ein „Johannes dictus Broche factor perarum“, der 1390 im Schreinsbuche Dilles vorkommt, war vielleicht des obigen Sohn. Auch die Dipl. Beitr. S. 37 lernten ihn kennen, machen aber aus dem Taschenmacher einen „Federfabricanten Johann Borche.“

2) Die Angabe Ennen's (Festschrift S. 89, sowie auch in seiner früheren Schrift: Baugeschichte des Domes S. 30), dass Meister Michael selbst 1368 als Eigenthümer dieses Hauses erscheine, ist unrichtig.

Vertrag ab, wodurch sie ihn zum Werkmeister zweier neu zu erbauenden Kirchen bestellten, wovon die eine, dem h. Bischof Nicolaus geweihte, in der „Bovenstad", die andere, nach der h. Jungfrau benannte, in der „Buitenstad" aufzuführen war. (Urk. IV.) Der verstorbene Dr. L. Tross in Hamm, genau vertraut mit dem reichen Campener Archiv, hatte die Güte mir eine diplomatisch-treue Abschrift des noch gegenwärtig an der ursprünglichen Stelle aufbewahrten Original-Contractes zu besorgen und dieselbe mit der für uns hier besonders interessanten Mittheilung zu begleiten, dass dieser von Köln stammende Baumeister schon im Jahre 1363 im Bürgerbuche von Campen vorkomme und zwar mit der Bezeichnung „Rotgher Micheelszoon van Colen." Neben dem chronologischen Zutreffen haben wir auf den Umstand hinzuweisen, dass es dem eingewanderten Künstler bedeutsam und werthvoll erscheinen durfte, auf einen solchen Vater Bezug nehmen zu können.

Da dem Namen des Meisters Michael in allen den Urkunden, worin derselbe zur näheren Bezeichnung seiner Kinder erscheint, niemals das bei der Erwähnung verstorbener Eltern, zwar nicht ausnahmslos, doch im Allgemeinen gebräuchliche „quondam" vorgesetzt ist, so wird man die Annahme nicht ausschliessen dürfen, dass er in den betreffenden Jahren gelebt, also noch 1387 an der Spitze der Dombauhütte gestanden habe. Erst acht Jahre später werden wir seinen Nachfolger kennen lernen.

Unter Meister Michael war Meister Wilhelm als Domzimmermann thätig: Airsb. Gener. 1341 „magister Wilhelmus carpentarius de Summo", 1351 „magister Wilhelmus carpentarius maioris Ecclesie". Ich kann die Ansicht der Dipl. Beitr. S. 38 nicht theilen, welche denselben mit einem magister Wilhelmus de Hoysteyden (al. dictus de Hoyfstedin, Hoystaden) carpentarius identificiren will, der in den Schreinen von St. Severin und Airsbach vielmal genannt ist, 1331, 32, 59, 60, 61, 62 und 1380, jedoch stets in Begleitung seiner Ehefrau Druda, während der als Domzimmermann bezeichnete Meister Wilhelm alleinstehend auftritt und den Beinamen de Hoysteyden mit jenem nicht theilt.

Das Buch Parationum des Schöffenschreins macht beim Jahre 1345 einen „Sybertus operarius apud fabricam maioris ecclesie Coloniensis" nebst seiner Frau Druda und einer verheiratheten Tochter Christina namhaft. 1368 ist Nid., A domo ad portam, eine „Druda de Andernach institrix maioris ecclesie Coloniensis" genannt.

Unter den Steinmetzen, welche die Kölner Bauhütte damals aufzuweisen hatte, erscheint ein Meister Bartholomäus von Hamm (Dorf bei Düsseldorf) als eine hervorzuhebende Persönlichkeit. Zuerst lernt man ihn 1335 (Col., Lat. plat.) kennen, als er mit seiner Gattin Beatrix ein Haus auf der Breitenstrasse, dem Hause „Denemarken" gegenüber, von Frau Yda, der Wittwe Gobelins Kleingedank, erwarb. Eine Maurerkelle ist an den Rand der Beurkundung gezeichnet. Im Jahre 1353 folgt eine neue Erwerbung. Johann vom Horne, Ritter, Schöffe und Rentmeister, nebst Emund Birckelyn übertragen dem „Meyster Meus vamme Hamme deme Steynmetzere ind Paitzen syme wyue ein huys dat geleigen is in der Burgerhuys straissen dat nu gnant is Michelberch . . . vmb eynen erflichen zyns as vmb nuyn gulden van florentzien guet van goilde ind swair van gewichte . . . vort dat huys dat geleigen is alreneeste by dem vurg. huys zu Michelberge zu der Burgerhuys wert dat nu heist Steinberch vmb eynen erflichen zyns as vmb Eylf gulden van florentzien guet van goilde ind swair van gewichte." Diese beiden Häuser gehörten zu denjenigen, über welche dasselbe Schreinsbuch (Scabin. Judeor.) vorher berichtet: „Id sy kunt dat der Eirber in Christo vader ind heirre, her Wilhelm Ertzbusschof zu Colne comen is in dat ghericht und hait sich doin erdinghen ind geweldigen an alsulche Erfnisse ind Erue, as die Jueden die wilne zu Colne gesessen waren, na irme dode gelaissen haint" — mit anderen Worten: nach der 1349 geschehenen Judenverbrennung. Der Erlös aus den ehemaligen Judenhäusern fiel zur einen Hälfte an den Erzbischof, zur anderen an die Stadt. Das Haus auf der Breitenstrasse hat Meister Bartholomäus nur wenige Jahre behalten. Die beiden in der Bürgerstrasse aber gehörten, nachdem sowohl er als Frau Beatrix verstorben waren, zu dem ihren vier Kindern anerfallenen Erbgute. Die Kinder heissen Bela, Johann, Hermann und Druda. Schon 1370 lässt die erstgenannte sich ihr Kindtheil anschreinen und verfügt darüber. Die drei anderen schreiten erst im Jahre 1373 zu dieser Verhandlung; ihnen wird „van doede meyster Mewys vam Hamme steynmetzers ind Paitzen syns wyffs" jedem ein Viertel zuerkannt, und im ferneren Verlaufe der Urkunde sieht man sich zu einer Begegnung von erheblichstem Interesse geführt. Man liest nämlich: „Also dat Johan mit Irmegarde synen wyue, Herman mit Greten synen wyue. Druda mit meister Peter irin manne. meister des doems zo praa. vns leiuen genedichin heirrin des keysers. iere ekelich syn. kintdeil an den zwen husin vurss mit reichte behaldin soelen." Druda

also, die jüngste Tochter unseres Steinmetzen, hatte sich die Liebe des grossen Prager Dombaumeisters gewonnen und war seine Gattin geworden. Und wir erfahren noch mehr. Meister Peter (Peter von Gmünd, Heinrich's des Parlirers Sohn) war im November 1373 persönlich in Köln, um die Erbschaftsangelegenheiten seiner Frau zu ordnen, was durch eine der obigen unmittelbar folgende Beurkundung bezeugt wird. Sie ist vom selben Tage (crastino sancti Martini), und es erscheint darin „de vurss meister Peter" und überträgt das Erbtheil seiner Frau dem „Herman syme swagere ind Greten synen wyue." Man wird folgern dürfen, dass Peter von Gmünd in seinen jungen Jahren einige Zeit der Kölner Dombauhütte angehört habe, um hier seine künstlerische Ausbildung zu fördern. Damit war denn auch die Gelegenheit zu dem Herzensbunde mit der Tochter des Meisters Bartholomäus gegeben.

Es ist hier an der Stelle, folgender auf den Dombau bezüglichen Erlasse, Schenkungen und Einrichtungen zu gedenken, wobei wir die Zwischenperiode von 1333 bis 1353 mit einschliessen.

1339 erschien ein Rundschreiben des Erzbischofs Walram, worin derselbe seinen Eifer für die Förderung des prachtvollen Bauwerkes der Kölner Domkirche ausspricht und die Einrichtungen der St. Peters-Bruderschaft zu regeln sucht, der die Aufgabe oblag, die merklich erlahmte Opferwilligkeit des Volkes neu zu beleben. Er stellte fest, dass fortan jedes neu eintretende Mitglied, um der diesem Vereine bewilligten kostbaren geistlichen Vorrechte theilhaftig zu werden, sich auf Lebenszeit verpflichten müsse, alljährlichs zum mindesten einen Summer Frucht (bladi) oder sechs Solidi beizutragen. Vollständig abgedruckt bei Crombach, Hist. tr. Reg. III, p. 822—823.

1341 stifteten der Markgraf Wilhelm von Jülich und seine Gemahlin Johanna den Hubertus-Altar in der Domkirche und dotirten ihn mit einer Erbrente zu Barenstein. Die Urkunde vom 31. Januar des genannten Jahres bei Lacomblet, Urkundenb. III, Nr. 359.

Von dem Erzbischof Wilhelm von Gennep, der von 1349 bis 1362 der Kölnischen Kirche vorstand, melden die Schriftsteller, dass er den Hochaltar errichtet und zu dessen Schmucke die silbernen Statuen von Christus, Maria und den Aposteln habe anfertigen lassen. Die Koelhof'sche Chronik berichtet Bl. 262a: „He dede machen dat hoiche altair in dem Doyme van swartzen marmelsteyn Ind dede dat selue ouch tzieren mit den sylueren bilden, die men noch nu tzer tzijt siet." Ferner liess er bei seiner Lebzeit ein marmornes Keno-

taph im Chore errichten, in welches späterhin seine Leiche gelegt wurde. Auch liess Wilhelm das in der Michaelscapelle befindliche Grabmal seines Vorgängers Walram von Jülich anfertigen. Die vorbezogene Chronik meldet Bl. 262b: „He wart tzo Coellen begrauen in sent Peters kyrche in dem doym in den choir in eyn hoych verhauen graff. dat he dede machen dae he noch starck ind gesunt was van wyssen ind swartzen marmelsteyn. Eyn sulche gelijch verhauen sarck ouch sere koestlich dede he machen vp dat graff syns vurfaren buschoff Walraue.“ Der Umstand aber, dass Wilhelm's hoch erhabenes Grabmal seine Stelle im untern Chore gleich vor der Abschlussmauer erhielt, lässt als unzweifelhaft erkennen, dass damals die Bestimmung dieser Mauer nicht als eine bloss vorübergehende angesehen wurde. Man wird sich nicht mit der Annahme befreunden können, dass bei Errichtung dieses Grabmals es auch nur für möglich gehalten worden sei, der Erzbischof könne jemals in seiner Todesruhe gestört werden. Als aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Mauer durchbrochen wurde, um daselbst ein grosses Eingangsthor in das Chor anzulegen, zeigte das Grabmal sich hinderlich und wurde deshalb entfernt. Die Bildnissfigur Wilhelm's, welche auf demselben ruhte, hat man 1843 auf das Grabmal des Erzbischofs Reinald in der Marien-Capelle gelegt[1]), dessen aus Erz gegossenes Bild nach der Emigration des Domcapitels im Jahre 1794 für den Metallwerth verkauft und vernichtet worden war.

Aus den unter Erzbischof Wilhelm verkündigten Statuten entnimmt man mannichfache Beweise eifriger Sorgfalt für den Fortgang des Dombauwerkes. Auf der einen Seite suchte er 1357 die groben

---

1) Die 1771, bald nach den um jene Zeit vorgenommenen neuen Einrichtungen im Domchore, erschienene Historische Beschreibung der stadtkölnischen Kollegiatstifter (von Max. Wilh. Schallenbach) berichtet S. 85—86: „Am Ende des Chors, unter der Orgel, war sonst ein von schwarzem Marmor aufgerichtetes und mit weissen Marmorbildern ausgeschmücktes Monument oder Denkmal, über welchem das aus Alabaster verfertigte Bildniss des kölnischen Erzbischofs Wilhelm von Gennep, der sich solches bei Lebzeiten selbst verfertigen lassen, auf dem Rücken liegend zu sehen war. Gegenwärtig aber ist dasselbe nicht mehr vorhanden, sondern man findet hier nur dessen von schwarzem Marmor zubereiteten Grabstein mit der Inschrift.“ Ferner S. 88—89: „Er war von einer besondern langen Statur und hatte das prächtigste Ansehen. Das obgemeldte Bildniss desselben sieht man heutiges Tages in dem an's Päsch (Maria in pasculo) anstossenden Kreuzkapellchen aufrecht stehen.“

Missbräuche, welche sich beim Sammeln der Geschenke eingestellt hatten, zu entfernen, auf der andern Seite ermunterte er durch Gnadenspendung das Volk zum Beitritt in die St. Peters-Bruderschaft. (M. s. Crombach, p. 823—825.)

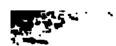
Der Priester Hilger Sterre[1]) machte 1354 am Mittwoch nach Petri-Kettenfeier sein Testament (Stadtarchiv), worin er sagt: „In primis do lego et ordino ad fabricam Ecclesie Coloniensis viginti marcas denariorum pagamenti Coloniensis“ . . . „Item lego ad vsus ac Structuram Ecclesie sancti laurencij Tres marcas.“ Als Testamentsvollzieher setzte er ein die „honesta domina Aledis domina de Stessa“ nebst den „prudentibus et honestis viris dominis Gobelino Jude militi, Constantino de Lysinkirchen comiti in orsburch et henrico de Boela (Bocla?) sacerdoti.“ Die Verschiedenheit in der Fassung der beiden Schenkungen kann Zweifel erwecken, ob die Zuwendung an den Dom nicht vielmehr dem bleibenden Kirchenfond als der Baukasse zufliessen sollte.

Ueber eine Schenkung, die der Ritter Friedrich von Hönnepel am 20. März 1356 dem Dombau zuwandte, theilt Lacomblet (Urkundenb. III, Nr. 553) die Urkunde mit. Dem Domstift wird der Zehnte zu Hanselaer überwiesen, von dessen Gefällen zwei Theile zur Haltung seiner, seiner Gattin und Eltern Memorie, und ein Theil zum Bau des Domes verwendet werden sollen. Die auf letztere Anordnung bezügliche Stelle lautet: „voluit quod . . . et tertia residua pars fructuum decime prefate cedat et cedere debeat in usum sollempnis fabrice ecclesie Coloniensis.“

Aus demselben Jahre wird noch über eine Schenkung von 60 Mark berichtet, welche drei Kölner Jungfrauen der Domfabrik machten, und 1359 über eine solche von dem Pfarrer zu Klein-St. Martin, Heinrich vom Hirtze, im Betrage von 50 Mark.

Auch ist einer am 25. Juni 1365 abgeschlossenen Einigung zu gedenken zwischen Erzbischof Engelbert III. (1364—1368) und dem Domcapitel über das seit den Zeiten des Erzbischofs Walram streitige Recht der Verwaltung des Dombaues, „de et super jure seu officio dispositionis et amministrationis fabrice ecclesie nostre Coloniensis.“ Sie lautet dahin, dass künftig von jeder Seite ein Domcanonich zu diesem Amte erwählt werden solle, welche beide Erwählte eidlich zu

1) Des Priesters Hilger Sterre ist auch in M. Clasen's Schrift: Das edele Cöllen, S. 80 gedacht





verpflichten seien, alle eingehenden Gaben, welcher Art sie auch seien, ausschliesslish für das Bauwerk zu verwenden: „quod nos unum canonicum de capitulo predicto, quemcunque voluerimus, ponemus et instituemus, et dictum capitulum unum canonicum de ipso capitulo, quemcunque voluerint, ponet et instituet ad officium dispositionis et amministrationis fabrice predicte, qui duo sic instituendi tam nobis quam dieto capitulo nostro fidem et juramentum facient, quod officium huiusmodi dispositionis et amministrationis fabrice fideliter et legaliter gerere et exercere debeant ad honorem et utilitatem ecclesie et fabrice predicte, ac omnes et singulas obuentiones, pecunias et alias res, cuiuscumque generis extiterint, de questibus, legatis aut alias quomodolibet ad dictam fabricam pertinentes et prouenientes, ad nullum alium usum, quam fabrice predicte totaliter conuertere tenebuntur." (Lacomblet, Urkundenb. III, Nr. 659).

Das Jahr 1370 führte den jungen Kölner Domherrn Grafen Friedrich von Sarwerden auf den erzbischöflichen Stuhl. Bald nach dem Antritte seines hohen Amtes sah er sich veranlasst, alle von seinen Vorgängern ausgegebenen Sammlerbriefe für den Dombau zurückzunehmen und ungültig zu erklären, um so den fortdauernd damit getriebenen Betrügereien und Unterschlagungen ein Ende zu machen. (Crombach, III, p. 825. Der erzbischöfliche Erlass datirt von 1371 penultima die mensis Septembris.)

Dass in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Wandmalereien im Domchore[1]) ausgeführt worden, nehmen wir mit Ennen (Festschrift S. 54—55) an. Ebenso theilen wir seine Ansicht, dass die Entstehung der polychromirten überlebensgrossen Statuen der Apostel nebst Christus und Maria[2]), welche an den Säulen daselbst aufgestellt sind, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu setzen

---

1) Ein Aufsatz von Ernst Weyden: Die alten Wandgemälde des Kölner Domchores, im Domblatt Nr. 12, 13, 15, 16 und 19 von 1845—1846 beschäftigt sich ausführlich mit denselben. Der Maler Georg Osterwald hat vortreffliche Copien angefertigt, wozu der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. den Auftrag gegeben.

2) Sie wurden 1842 von D. Levy-Elkan gezeichnet und in Chromolithographien, mit einem Texthefte von A. Reichensperger, herausgegeben. Eine gelungene Restauration der Statuen sowie ihrer Tragsteine und Baldachine verdankt man dem Decorateur und Vergolder Johann Stephan († 1855), der die alten Gewandmuster sorgfältig hervorsuchte und mit gewissenhafter Treue beibehielt.

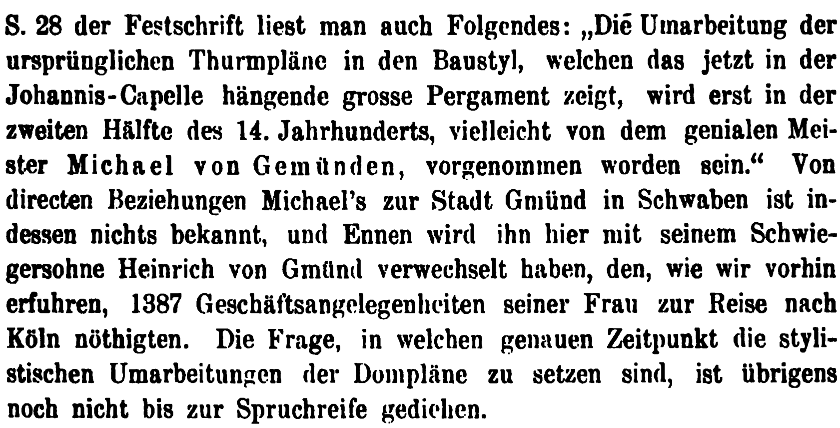
sei. Auch die schöne Statue der h. Jungfrau, die sogenannte Mailänder Madonna in der Marien-Capelle, gehört derselben Zeit an und darf als ein Werk desselben tüchtigen Kölner Künstlers, aus dessen Hand die Apostel-Statuen hervorgegangen, angesehen werden[1]). Ennen geht aber zu weit und tritt allzu kühn auf, wenn er es für wahrscheinlich hält, dass alle die vorgenannten Sculpturen, dazu noch der alte Hochaltar mit seinem bildnerischen Schmuck, für Werke von der Hand des Meisters Michael zu halten seien, „weil es feststehe, dass die Dombaumeister hervorragende Bildhauer waren.“ Nur von einem einzigen Dombaumeister, dem Meister Conrad Kuene von der Hallen, der uns erst ein volles Jahrhundert nach Meister Michael vorgeführt wird, ist es erweislich, dass er ein ausgezeichneter Bildhauer gewesen. Wollten wir uns auf das Gebiet der Hypothese begeben, so würden wir uns weit eher an den Magister Welterus belthouwer (al. incisor ymaginum in platea clippeorum) erinnert finden, den mehrere Schreinseintragungen von 1320 bis 1343, im letzteren Jahre als verstorben, nennen[2]) und von dem bereits Fahne (Dipl. Beitr. S. 39), indem er ihn fälschlich „Meister Waltelm“ heisst, bemerkte: „Aus seiner Werkstätte sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Apostel-Statuen im Chor der Domkirche hervorgegangen.“

Mit grosser Vorliebe behandelt Ennen diesen Dombaumeister. Nicht nur, dass er ihn zu einem vortrefflichen Bildhauer erheben will,

---

1) Eine entschieden unrichtige Tradition will dieses Marienbild für ein Geschenk ausgeben, welches Kaiser Friedrich I. nach der Erstürmung Mailand's dem Erzbischof Reinald gemacht habe, durch den es dann im Jahre 1164 dem Kölner Dome überbracht worden sei. Ein aus Kupferstich und Typentext bestehendes grosses fliegendes Blatt: Thesaurus S. S Reliquiarum Templi Metropolitani Coloniensis 1671, bemerkt zu der Abbildung des Bildes: „Ein auffrecht stehendes Mutter Gottes Bild . . ., dabei viele Mirackel und Wunderwerk geschehen, welches der Ertz-Bischoff zu Cöllen Reynoldus von Meyland mit den Cörpern der HH. drey Königen in die Mutter Gottes Capell der hohen Thumb-Kirchen in Cöllen übertragen hat.“

2) Im Buche Clericor. portae von St. Columba. Er war mit Sophia verehelicht und hinterliess eine Tochter Bela, die 1343 an ihr Kindtheil „in cubiculo sito in platea Clipeorum“ geschrieben wird. Ausser ihm ist kein Kölner Bildhauer aus dem 14. Jahrhundert in den Schreinsbüchern anzutreffen. Ennen (Gesch. d. St. Köln, III, S. 1031) nennt diesen Künstler, Fahne nachschreibend, „Meister Walthelm gegen 1322“ mit der Anmerkung, dass incisor imaginum nicht Bildhauer, sondern Schnitzler bedeute, während doch die Urkunden den Welterus abwechselnd „incisor ymaginum“ und „belthouwer“ nennen.



S. 28 der Festschrift liest man auch Folgendes: „Die Umarbeitung der ursprünglichen Thurmpläne in den Baustyl, welchen das jetzt in der Johannis-Capelle hängende grosse Pergament zeigt, wird erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, vielleicht von dem genialen Meister Michael von Gemünden, vorgenommen worden sein." Von directen Beziehungen Michael's zur Stadt Gmünd in Schwaben ist indessen nichts bekannt, und Ennen wird ihn hier mit seinem Schwiegersohne Heinrich von Gmünd verwechselt haben, den, wie wir vorhin erfuhren, 1387 Geschäftsangelegenheiten seiner Frau zur Reise nach Köln nöthigten. Die Frage, in welchen genauen Zeitpunkt die stylistischen Umarbeitungen der Dompläne zu setzen sind, ist übrigens noch nicht bis zur Spruchreife gediehen.

Ein an sich edler, aber bis zur Ueberspanntheit gesteigerter Enthusiasmus hat lange Zeit hartnäckig an dem Glauben festgehalten, dass der Kölner Dom in allen Einzelheiten als die getreulichst beibehaltene Vorschrift eines einzigen Riesengeistes, der den ersten Plan erdacht, zu betrachten sei. Diese Ueberschwänglichkeit ist überwunden. Lässt ja doch der Augenschein den Unbefangenen sogleich erkennen, dass die fortschreitende reichere Entwicklung des gothischen Baustyles an diesem Dome ihren Ausdruck findet, wie eine veränderte Gefühlsweise sich in der geschmückteren Ornamentik des Kreuz- und Langschiffes, besonders aber in den meist dem 15. Jahrhundert angehörigen Thurmtheilen, gegen den im 13. und den ersten Decennien des 14. Jahrhunderts ausgeführten Chorbau kundgibt. Haben die nachfolgenden Dombaumeister ein nicht zu überschreitendes Gesetz ihres ersten Vorgängers zu beachten gehabt, so beschränkte dieses sich sicherlich auf die Hauptconstruktion des Ganzen. In der Ornamentik hingegen handelten sie selbstständig und folgten der jedesmaligen Richtung ihrer Zeit. Im Chorbau erblicken wir im Wesentlichen eine Nachahmung des bei der Kölner Grundsteinlegung bereits im Bau begriffenen und schon weit vorgeschrittenen Chores der Kathedrale von Amiens, und man darf annehmen, dass auch der ebenfalls vorhergegangene Baubeginn des Chores der Kathedrale von Beauvais dem Meister Gerard von Nutzen gewesen. Dieser jedoch zeigt sich als ein grosser Meister, der sein Vorbild mit kritischem Sinne betrachtete und es zu übertreffen wusste, so „dass sein Werk neben jenem wie die reife, prachtvoll entwickelte Blume neben der nur halb geöffneten Knospe erscheint." Die westlichen Theile dagegen bilden zwar mit dem Chore ein sehr harmonisches Ganzes, aber, die französische Schule

verlassend, in ganz anderer Weise als in Amiens. Der erste unter den deutschen Kunstschriftstellern, Schnaase (Gesch. d. bild. Künste, 2. Aufl. V, S. 394 ff.) knüpft an diese Betrachtungen die gewiss sehr richtige und versöhnende Bemerkung, dass die Baumeister des Mittelalters überhaupt von der Prätension völliger Originalität sehr entfernt und unter der Herrschaft des gothischen Styles nach festen Principien und im engsten Schulzusammenhange zu arbeiten gewohnt waren. Diese Gemeinsamkeit ganzer künstlerischer Generationen sei aber, wenigstens für die Architektur, etwas sehr viel Grösseres und Schöneres als die Genialität eines vereinzelten, seine Zeitgenossen weit überragenden Künstlers, so dass wir auch in ästhetischer Beziehung diese neue Aufklärung des Sachverhältnisses nicht zu bedauern brauchten. Es sei hier noch bemerkt, dass Schnaase auf der Seite Lacomblet's steht und die ursprüngliche Absicht eines vollständigen Neubaues des Domes bestreitet — nur eine Erweiterung, ein neues Chor habe man bezweckt, wie ähnliches um diese Zeit an mehreren anderen Orten, z. B. in Mans und Tournay, geschah[1]). Dem Berichte des Pantaleonitermönchs über den Brand von 1248 versagt er den Glauben. In diesem letzteren Punkte stimmt Ennen mit ihm überein, nicht aber in der ersteren Annahme. Gegen Beide richtet sich ein jüngsthin erschienener Aufsatz von H. Cardauns: Die Anfänge des Kölner Domes, in den Historischen Jahrbüchern der Görres-Gesellschaft (1881, 2. Heft, S. 254—271), der in eingehender und scharfsinniger Erörterung sowohl die volle Glaubwürdigkeit der Pantaleons-Annalen wie die gleich anfangs bestandene Absicht des Domcapitels, den ganzen Dom neu zu erbauen, zur unbedingten Geltung zu bringen sucht.

1) Für diese Behauptung wird ein Hauptgewicht auf folgende ehemals über einer Thüre im Dome befindlich gewesene Inschrift, besonders auf das beschränkende Wort „ampliat" gelegt:

Anno milleno bis centeno quater decimo dabis octo
Dum colit assumptam clerus populusque mariam
Presul Conradus ex Hoesteden generosus
Ampliat hoc templum lapidem locat ipseque primum
Anno milleno ter centeno vigenaque iungo
Tunc novus iste chorus cepit iubilare canorus.

So gibt die Koelhof'sche Chronik vom Jahre 1499 (Bl. 198b) die Inschrift. Bei Gelen (De magnit. Col. p. 232) erscheint sie mit Varianten.

## Urkunden.

Niderich: Ab hospitali sancti Andreae. 1353.

I. Notum sit quod Johannes de Benzbure et Cristina eius uxor predicti prescriptam domum eorum (sitam in Smyrstrayssen), videlicet finalem versus sanctum Andream de tribus domibus sub vno tecto sitis que erant quondam Egidij de Ruremunde fabri, prout iacet cum sua area ante et retro subtus et superius, donauerunt et remiserunt magistro Michaeli magistro fabrice Ecclesie Coloniensis et Drude eius uxori, jure hereditario obtinendam, pro hereditario censu quadraginta quatuor solidorum denariorum tempore solutionis Colonie communiter vsualium et datiuorum, soluendo singulis annis ... Actum ut supra (anno domini m° ccc° l° tertio feria tertia post dominicam Letare).

Niderich: Ab hospitali sancti Andreae. 1363.

II. Notum sit quod Johannes dictus de Benzbur et Cristina eius uxor, quadraginta quatuor solidos hereditarij census denariorum Colonie tempore solutionis communiter vsualium et datiuorum, quos hactenus habent in domo que est finalis versus sanctum Andream, de tribus domibus sub vno tecto sitis, que fuerunt olim Egidij de Ruremonde fabri prout iacet cum sua area ante et retro subtus et superius, donauerunt et remiserunt magistro Michaeli magistro fabrice Ecclesie Coloniensis, Ita quod idem magister Michael prefatos quadraginta quatuor solidos hereditarij census in omni iure et captione quibus solui debentur jure obtinebit et diuertere poterit quocumque voluerit, saluo primario censui suo jure. Actum anno domini m°. ccc°. lxo. tertio, die xj. mensis Aprilis.

Niderich: A domo Hilden. 1365.

III. Notum sit quod Gutgini filie quondam Hermanni de Moirschosse et Katherine coniugum, ex obitu dictorum parentum eius cesserunt due domus subscripte, videlicet domus vocata zome Craynen sita in arcta platea prout iacet ante et retro subtus et superius, et domus sita in eadem platea edificata super aream attinentem Ecclesie sancte Marie ad Indulgentiam, et quam olim dictus Johannes de Durwege inhabitare consueuit prout iacet cum sua area ante et retro subtus et superius, Ita quod eadem Gutginis cum Petro filio magistri Michaelis magistri fabrice Ecclesie Coloniensis, eius marito, prefatas duas domos cum earum areis, jure obtinebit et diuertere poterit quocumque voluerit, Saluo hereditario censui suo jure. Actum anno quo supra | m°. ccc°. lxquinto | in vigilia beatorum Symonis et Jude apostolorum.

Urkunde von 1369, im Stadtarchiv zu Campen.

IV. Wi Scepen en raet in Campen doen kont allen luden in desen brieue, dat wi ontfanghen hebben meyster Rotgher van Colen tot eenen wercmeyster sante Niclaes kerke ende onser Vrouwen kerke onser stat, de the feysierne ende

to berichten in der meyster vorme en genoeghe in aldusdane vorworden. Int jerste soe sal hy elkes jaers hebben op paschen achtien pont cleyne alsulkes payments dat men broet en bier mede mach coepen in Campen, dar de kercmeyster van sante Nyclaes kerken de helfte van betalen zullen en dar tho zeuen ellen wandes, en die ander helfte de kercmeyster van onser Vrouwen kerken, en dar tho zes ellen wandes. De wile beyde de kerken voors. niet volbracht worde by synen lyue, soe solden hem de kercmeyster der kerken de niet volbracht en were, alle jare vten (auszahlen) de achtien pont ende zouen ellen wandes. Dartho sal hy hebben daghelix also vole loens als men eenighen eenen knapen gheuet, wanneer men open werck heft et sy dar bouen of dar buten (in der Bovenstadt oder Buitenstadt). Mer wert sake dat beyde de kerke vors. open werck hadden, soe wanneer dat gheuele, soe solde de eene kerke dat loen half vten en de ander kerke de ander helfte, doch eist also te verstane, dat hy mer (nur) eens knapen loen hebben sal. Vortmer sal hy hebben, oft hy wil, den thorn dar meyster herman vppe plach te wonen alse tot syns selues woninghe, mer met voit te verhuyrne (vermiethen), ende hy mach de hofstede by onser vrouwen kerke bruken, ten warc dat men de oerbern (benutzen) wolde ter kerken behoef, so soldene hem jarlix op paeschen dar vorre twe schill. gr. payments voers. Vortmer sal hy schotvry wesen en van allen andern dienste der stat en vor wake. En alle dese punten sullen duyren tot meyster Rotghers lyue. Sonder arghelist. In oerkonde des briefs beseghelt met onser stat Scaet (sic, nicht Secret). Gegheuen jnt jaer ons heren M. CCC. neghen en tsestich.

### Urkunde von 1387 im Kölner Stadtarchiv.

V. Honorabilibus et prudentibus viris dominis Iudicibus. Scabinis. Consulibus Ceterisque Ciuibus Vrbis Coloniensis super alueo Reni, dominis et promotoribus nostris dilectis. Iudex. Magister Ciuium. et Iurati Consules Ciuitatis Brvnnensis in terra Morauie Sinceram obsequij voluntatem Honorabiles famosi viri Constituta coram Nobis in pleno Nostro Consilio, Drutginis filia Magistri Michahelis lapicide Ecclesie vestre Coloniensis opificis, Vxor legittima honesti viri ostensoris presencium, Magistri Heinrici de gemunden lapicide et familiaris Illustris principis Domini Nostri Marchionis Morauie Sana corpore bonaque vtens ratione, non coacta sed sponte resingnauit (sic) et appropriauit atque pleno iure tradidit predicto Magistro Heinrico suo marito legittimo ostensori presencium Ac illi qui presentes litteras ab eo et suo nomine habuerit Illos viginti florenos aureos redditus annui, quos ipsa Drutginis pro sua parata pecunia emit ad suam vitam super vestra Ciuitate Coloniensi, Dans et concedens êidem suo marito plenam auctoritatem et posse eorundem florenorum redditus repetendi, accipiendi, obligandi, vendendi vel in alias personas transmutandi, quitandi et alia omnia faciendi que ipsa Drutginis metfacere posset si personaliter interesset Promisit quoque ratum et gratum tenere perpetuo quicquid idem Magister Heinricus maritus suus cum dicto censu viginti florenorum Et eciam cum domo sua que nominatur vulgariter tzu der glocken fecerit ordinauerit uel disposuerit quouismodo Supplicantes eciam honestati vestre vt eidem Magistro Heinrico la-

picide Conciui Nostro Brvnnensi in premissis bonam velitis ostendere voluntatem Ita vt cito posset ad Nos et suum dominium reuerti breui temporis internallo, In cuius rei testimonium atque fidem Sigillum Nostre Ciuitatis Brunnensis de certa Nostra sciencia presentibus est appensum Datum per manus honorabilis viri Iohannis de Geilnhusen moguntinensis diocesis publici auctoritate Apostolica et Imperiali ac nostre Ciuitatis Notarij. Anno dominj Millesimo. Trecentesimo. Octuagesimo Septimo ipso die beati Mauricij &c. (An der Original-Urkunde befindet sich noch das wohlerhaltene Siegel.)

---

## VI. Andreas von Everdingen.

Als sechster Dombaumeister ist Andreas von Everdingen einzureihen. Er kommt zuerst am 15. Mai 1395 in den Schreinsbüchern vor, als er von Goitghinis von Schechterhuesin das Eigenthum eines Hauses genannt „ad puellam“, „zu der Juncfern“, sonst auch „Hemerspach“, auf der breiten Strasse von St. Gereon[1]), jetzt Gereonsstrasse, erwarb. Engilbert vamme Turne, der die Leibzucht daran hatte, wurde bei derselben Gelegenheit zur Verzichtleistung vermocht. Die Kaufurkunde nennt den Meister Andreas in seiner amtlichen Eigenschaft

1) Drei Strassen in Köln wurden lata platea genannt. 1. Die noch heutiges Tages den Namen führende Strasse, welche, von Osten ausgehend, zur Ehrenstrasse führt. 2. Die von der Hochpforte nach St. Severin führende Strasse. 3. Die obige lata platea sancti Gereonis. Clasen (Materialien z. Statist. Jahrg. I, St. 12, S. 516) gibt diesen Namen auch der „von der Pfaffenpforte nach dem Eigelsteine hinführenden Gasse“ und beruft sich zum Beweise auf die Bezeichnung eines Hauses „que sita est ad latam plateam versus Ciderwalt“ — was jedoch, nach den gegenwärtigen Strassennamen, nur heissen kann: gelegen auf der Gereonsstrasse zur Sachsenhausenstrasse hin, wie denn Clasen selbst auch S. 537 hat: „curia que dicitur Ciderwalt versus S. Gereonem.“ Der Cederwalthof grenzte mit der einen Seite an die Schmierstrasse, mit der andern an die Strasse infra sedecim domos. Da Clasen der lata platea sancti Gereonis bei Aufzählung der sogenannten Breiten Strassen in Köln nicht gedenkt, so scheint eine Verwechslung bei dem sonst zuverlässigen Forscher stattgefunden zu haben. Dass die zur Südseite des Cederwalthofes führende jetzige Comödienstrasse zuerst platea oder vicus dictus Cederwalt, dann smirstraisse oder platea arvinatorum genannt wurde, haben wir bereits in der Abhandlung über den Dombaumeister Johann berührt.

als „magister operis ecclesie Coloniensis pro tempore" und führt uns in seiner Kaufgenossin Aleidis auch seine Gattin vor. (Urk. I.)

1398 fand ich des „meyster Andries zom doyme" im ersten Bande der Rathsprotokolle im hiesigen Stadtarchiv erwähnt. Er war nebst eilf andern Bürgern, unter welchen sich der Maler Hermann Wynrich von Wesel[1]) befindet, vor „unseren Herren" erschienen, um bei seinem Eide die Versicherung abzugeben, dass mehreren in Gefangenschaft gerathenen Personen keine Begnadigung zugesagt, sondern dass vielmehr auf deren Bitten erklärt worden sei, dass sie sich den Beschlüssen unserer Herren und der Gemeinde williglich und gerne würden zu fügen haben. Die Gefangenen gehörten zu den Gegnern der Revolution vom Jahre 1396, wodurch eine rein demokratische Verfassung, an die Stelle der bis dahin bestandenen vorwiegend aristokratischen, in Köln eingeführt wurde. Meister Andreas war zum Mitgliede einer Commission erwählt worden, die sich mit dem Verhör der Ueberwundenen zu beschäftigen hatte. (Urk. II.)

Nach Ennen's Angabe (Der Dom zu Köln, Festschrift, S. 89) erscheint in einem Aktenstücke im Stadtarchiv, durch welches 1398 „Bürgermeister, Rath und Bürger der Stadt Köln" vor das kaiserliche Hofgericht zu Rottweil geladen werden, unter den Vorgeladenen „Andres, Meister im Tum." Es ist dies abermals ein Zeichen, dass Meister Andreas auch als Repräsentant der Gemeinde im bürgerlichen Leben gewirkt habe.

Am 28. August 1400 liessen Meister Andreas und Frau Aleid ihre letztwillige Verfügung in das Vermächtnissbuch des Schöffen-

1) Mein Buch: Die Meister der altkölnischen Malerschule, enthält S. 65—78 ausführliche biographische Mittheilungen über ihn, nebst den dazu gehörigen Urkunden. Alle Anzeichen vereinigen sich, in ihm einen der hervorragendsten Kölner Maler seiner Zeit erkennen zu lassen. Er heirathete Jutta, die Wittwe des Malers Wilhelm von Herle, sass von 1398 bis 1414 fünfmal im Rathe und erwarb ein sehr beträchtliches Vermögen. Die lateinischen Urkunden nennen ihn Hermannus Winrici de Wesalia, die deutschen Hermann Wynrich von Wesel, zuweilen auch mit Weglassung der letzteren Anzeige seiner Herkunft. In auffallender Weise ist sein Name von anderen Schriftstellern entstellt worden. In den Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, Bd. VI, Nr. 225 ist eine Urkunde vom 16. Juli 1395 (mit unrichtiger Angabe des Schreinsbuches) abgedruckt, worin er „Hermannus Hinrici de Wesalia" genannt wird, und bei Schnaase (Gesch. d. Künste, 2. Ausg. VI, S. 392) führt er den Namen „Heinrich Wynrich von Wesel."

schreins eintragen, dahin lautend, dass, falls sie fortwährend ohne leibliche Nachkommenschaft bleiben würden, dem Letztlebenden von ihnen all ihr Gut, Erbe und fahrende Habe allein zugehören solle. (Urk. III.)

Das Haus „zu der Juncfern" übertrugen sie am 17. Juni 1402 an Herrn Gumprecht, Erbvogt zu Köln, und Frau Swenolde von Harve (Harf) seine Gemahlin. Dasselbe blieb jedoch, wie man aus einer am nämlichen Tage im „Liber vadimoniorum quod Wetschatz dicitur" geschehenen Beurkundung erfährt, den Verkäufern „zu Wetzschatze" (sic) versetzt und verbunden, und zwar für 75 rheinische Goldgulden, die Herr Gumprecht in drei Terminen zu entrichten übernommen hatte.

Eine neue Erwerbung machten Meister Andreas und Aleid am 20. August 1405. Meister Rabode von Tzirne stand ihnen sein Haus ab, gelegen der Klosterpforte von St. Andreas gegenüber, da, wo man zu den Predigern geht, also in der jetzigen Strasse An den Dominicanern. Es wurde dem Verkäufer das Rückkaufsrecht binnen einer kurzen Frist gegen Erlegung von 150 rheinischen Goldgulden „van genaiden" bewilligt. (Urk. IV—VI.)

Ausserdem ist Meister Andreas noch nach seinem Tode in den Schreinsbüchern genannt, nämlich am 4. März 1412, als seine Wittwe ihr Testament hinterlegte. Ein Jahr später aber erscheint sie von neuem vermählt mit dem Maler und Rathsherrn Johann Eckart, mit dem sie eine nur kurze Ehe durchlebte. Am 9. Februar 1417 war sie abermals verwittibt und setzte nunmehr den Maler Johann von Hachenberg zum Erben einiger Liegenschaften ein; das Uebrige erhielt Bela von Erpel. Die Urkunden sind den Abhandlungen über die genannten beiden Maler in meinem Buche: Die Meister der altkölnischen Malerschule (Nr. 282—288 u. Nr. 332) beigegeben.

Wie man aus den nachfolgend abgedruckten Urkunden ersieht, so sind es nicht weniger als fünf Schreinsbücher, welche von diesem Dombaumeister bei seiner Lebzeit Kunde geben. Dennoch konnte dies nicht verhindern, dass die Dipl. Beitr. S. 25 berichten: „Von ihm spricht nur eine einzige Stelle im Schrein. Am 4. März 1412, heisst es nämlich, habe Aleid, Wittwe von Meister Andries van Euerdinge, des Werkmeisters in deme doyme zo Coelne, ihr Testament hinterlegt."

Wohl mit Recht findet Ennen (Festschrift S. 65—66) eine Andeutung über eine der Stellen, mit welchen sich im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts (also unter Meister Andreas) die Bauleute des Domes beschäftigt hatten, in einem die Einweihung der 1388 gegründeten Kölner Universität betreffenden Berichte (Stadtarchiv, Mscr.

A. X, 48). Bei dieser feierlichen Gelegenheit wurde eine Messe im Dome gelesen, und der Weg aus dem hohen Chore nach dem Domhofe und der Hachtpforte führte durch den neuen Dom: „In exitu chori sancti Petri pulsatur cum magna campana et itur per novum summum, per hachtportz" u. s. w. Ennen bemerkt dazu: „Darum wird wohl nicht daran gezweifelt werden können, dass man unter demjenigen neuern Bautheile, der vom Volke neuer Dom genannt wurde, einen Theil des südlichen Seitenschiffes (besonders auch das Kreuzschiff) zu verstehen habe."

Unter Erzbischof Friedrich von Sarwerden erneuerte sich zwischen ihm und dem Domcapitel die Streitfrage, wer Bauherr des Domes sei? Mit dem Vergleiche von 1365 wollte sich das Capitel auf die Dauer nicht zufrieden geben und es kam nunmehr zu einer förmlichen Klageerhebung desselben beim Officialatsgerichte. Die darauf gefolgten Verhandlungen haben sich verloren; doch berichtet Lacomblet (Urkundenb. II, Einl. S. XXVI) von einem neuen Vergleiche aus dem Jahre 1390: „Friedrich gab nach, und der Vergleich schliesst dahin, dass ein Erzbischof einen Domcanonich wählen und durch diesen von der Verwaltung und Rechnung der Fabrik nur Einsicht nehmen lassen könne."

Gemäss einer von Fahne (Domblatt Nr. 66 von 1850) herrührenden Mittheilung, hat der Ritter Diederich von Swansbell vermittels Testamentes 3000 rheinische Gulden zu dem Bau des Kölner Domes hergegeben. Das Testament ist ohne Datum; die Handschrift soll nach der Schreibart und den in ihr benannten Personen um 1400 entstanden sein.

Eine der denkwürdigsten feierlichen Handlungen im Dome fand um diese Zeit statt. Pfalzgraf Ruprecht war 1401, nach der Absetzung Wenzel's, zum deutschen Könige erwählt worden. Die Stadt Aachen verweigerte ihm die daselbst übliche Krönung. Mit grossem Gefolge von Bischöfen, Fürsten und Herren kam der neue König zur Zeit des Drei-Königen-Festes nach Köln, und im hiesigen Dome, vor dem St. Peter's Altar, setzte ihm Erzbischof Friedrich die Krone auf. Die Koelhof'sche Chronik (Bl. 287) gibt eine anmuthige Erzählung der „grossen, unaussprechlichen Freude und Wollust des Volkes, das zu der Zeit nach Köln gekommen war aus vielen Landen, um die heiligen drei Könige zu besuchen; denn da ward gehalten ein Freihof, damit ein jeglicher sich theilhaftig machen möchte der königlichen Gütigkeit und Mildigkeit."

Ich habe an dieser Stelle dreier Pseudo-Dombaumeister zu ge-

denken, die Ennen in seiner Festschrift zur Vollendung des Domes im Jahre 1880 zuerst aufgestellt hat. S. 89 liest man daselbst: „Gegen Ende des 14. Jahrhunderts finden wir Johann von Kempen als (technischen) Werkmeister des Domes. Er war wahrscheinlich dem Jacob von Metz gefolgt, der 1410 nicht mehr unter den Lebenden war." Darauf gedenkt Ennen unseres Andreas von Everdingen, der ihm von 1398 bis 1412 als Werkmeister im Dome zu Köln bekannt wurde. Und dann heisst es weiter: „Nach ihm finden wir als Werkmeister zum Dome den Meister Alexander." In Nr. 105 der Kölnischen Zeitung vom 15. April 1881 (drittes Blatt) habe ich diese angeblichen technischen Dombaumeister in eingehender Erörterung zurückgewiesen. Auf Urkunden gestützt, ist dargethan, dass Johann von Kempen ein geistlicher provisor fabricae gewesen. Jacob von Metz ist eine in der Kölner Kunstgeschichte, und insbesondere auch an den von Ennen als Quelle für seine Behauptung citirten handschriftlichen und gedruckten Stellen, gänzlich unbekannte Persönlichkeit auf dem Gebiete der Baukunst. Und der Meister Alexander, der nach Andreas von Everdingen zu finden sei, ist wiederum ein geistlicher magister oder procurator fabricae gewesen, der schon im Jahre 1334 bei einer „domus que quondam fuit Alexandri magistri fabrice Ecclesie Coloniensis" im Buche a sancto Lupo des Schreins Niderich genannt ist, aber nur durch einen Irrthum, da in den vorhergehenden, dasselbe Haus betreffenden Urkunden, statt Alexander's, jedesmal Meister Gerard, der erste Dombaumeister, angegeben ist, um dessen, auf der ihm vom Domcapitel abgelassenen Grundfläche (Urk. vom Jahr 1257) erbautes Haus es sich eben handelt. Eine Menge Beurkundungen, vorwiegend solche, welche sich mit Schenkungen für den Dombau beschäftigen, erwähnen des Meisters Alexander, der ein Canonicat beim Domstifte besass und zugleich Verwalter der Baukasse war. 1307 ist er zuerst genannt und 1337 wird er nicht mehr am Leben gewesen sein. Er hiess Alexander de Linephe (von Lennep). Der damalige Schreinsschreiber hat ihn mit dem Meister Gerard verwechselt — ein Irrthum, der sich dann bei den nachfolgenden Mutationen fortgepflanzt hat.

---

## Urkunden.

Christophori: Antiquae fossae. 1395.

I. Notum sit quod Goitghinis de Schechterhuesin suam proprietatem, et Engilbertus dictus vamme Turne suum vsufructum (sic), in duabus medietatibus domus vocate ad puellam alias Hemerspach. cum area prout iacet. in lata platea sancti Gereonis. ante et retro subtus et superius. donauerunt et remiserunt magistro Andree de Euerdingen. magistro operis ecclesie Coloniensis pro tempore et Aleidi eius vxori. Ita quod ipsi coniuges magister Andreas et Aleidis, predictam domum prout iacet cum area sua totaliter iure obtinebunt et diuertere poterunt quocumque voluerint. Saluo cuilibet jure suo. Actum Anno domini mcccxcv$^{to}$. die xv mensis maij.

Urkunde aus dem ersten Bande der Rathsprotokolle im Stadtarchiv zu Köln, Blatt vij beim Jahre 1398.

Van den yersten gevancgen.

II. Id sy zo wissen. dat vur vnser heren geweyst synt her Johan Ecgelgyn van Stommel. Euert van Monheym. Herman Pyne. Mathys van Suchtlen. Herman van Wesel, meyster Andries zom doyme. Johan Schatzauel. Rolant van Assenheym. Henrich vam ryne. Johan Oeuerberg. Synart van der wyden ind Peter van Slych. ind hant sementligen by iren eyden begriffen dat Sy den yrsten geuangen vur noch na geyne dy punte noch gnade van onsse heren of gemeynde wegen. zogesacht enhauen. Sy enhauen vnsen heren ind der gemeynden dy macht behalden want sy yre gebede gedaen hetten. dat sulden sy vnse heren wissen laissen Ind wat sy vnse heren mit der gemeynden dan vort hiesschen doen dat sy dat willentlich ind gerne doen sulden Ind wat sy vurder oeuer sy schryuen of clagen. da myt doen sy yn zekurt, ind hant darvmb vnse heren gebeyden sy in desen sachen zoverantwerden. dat yn vnse heren ouch also zogesacht haint.

Scabinorum: Parationum. 1400.

III. Kunt sy dat meister Andres van Euerdingen Werckmeister in deme doyme zu Coelne ind Aleit syn elige wyff eyn Vermechenisse vnder enander gemachit ind vursichteclige verdragin haint. van alle yrem guede. erue. ind varendehaffte. Alsoe dat die leste leuendige hant van yn as verre as sie leuendige gebuerde van yn zusammen geschaffen neit enlaissent. alle dat vurss guet. erue. ind varende haffte. as sie nu haint ind nae der hant hauen off gewynnen mogent. alleyne mit rechte behalden mach zu keren ind zu wenden in wat hant dat sic wilt. Datum Anno domini mcccc die xxviij mensis Augusti.

Christophori: Latae plateae et antiquae fossae. 1402.

IV. Kunt sy dat meister Andres van Euerdingen werckmeister ym doyme zu Coelne. ind Aleit syn elige wyff yre huys genant zu der Juncfern, an-

ders Hemerspach, mit synre hoeffstat. as dat liegt vp sente Gereons straissen, vur achten vnden ind oeuen. gegeuen ind verlaissin hait. Heren Gumprechte erffvaide zu Coelne heren zu Alphem. ind vrouwe Swenolde van Harne syner eliger huysfrouwen. Alsoe dat die vurg. elude, here ind vrouwe, dat vurss huys, mit syner hoeffstat. as dat liegt. mit rechte behaldin moegin zu keren ind zu wenden in wat hant dat sie willent Behalden mallichem syns (rechts). Datum Anno domini mccccij°. die xvij mensis Junij.

Laurentii: Liber vadimoniorum quod Wetschatz dicitur. 1402.

V. Kunt sy dat Her Gumprecht Erffvait zu Coelne. here zu Alphem. ind vrouwe Swenolt van Harne. syne elige husfrouwe. yr huys genant zuder Juncfeyre anders Hemersbach. as dat liegt. mit syner hoeffstat. vur achten. vnden ind oeuen. zu wetzschatze versat ind verbunden haint meister Andres van Euerdingen Werckmeister zertzijt im doem zu Coelne. Ind Aleide synem eligen wyue, vur vunff ind sieuentzich rynsgher gulden guet van goulde ind swaere van gewichte zu betzaelin up drie termyne, nu neiste zukomen soelint. as mit namen nu vp sente Remeys dach des heilgen Busscoffs neiste zukomende. xxv. gulden, darnae oeuer eyn Jaer die ander. xxv. gulden, in dan darnae oeuer eyn Jaer dat is as nu zukomen sal oeuer tzwey Jaere die dirden. xxv. gulden, der vurss allinger summen. ind vmb. xiiij. daege nae eider der vurss termyne neiste volgende. vnbeuangin. mit vurwerden off die vurg. here ind vrouwe dat versumpden vp ennighen der vurss termyne, jae id wer an dem eirsten. off an dem anderen. off oich an deme dirden. eyn deil. off zu maele. dat asdan dat vurss erue as dat gelegen is. den vurg. eluden meister Andres ind Aleide, off behelderen irs brieffs, den sie haint, vander seluer summen gelds sprechende. darvur vry ind los veruallin syn sal. mit rechte zu behaldin, zu keren ind zu wendin in wat hant dat sie willent. Behalden mallichem syns rechten. Datum Anno dni. mccccij^do^. die xvij mensis Junij.

Niederich: A domo pistorea apud forficem. 1405.

VI. Kunt sy dat meister Rabode van Tzirne ind Stine syn elige wyff. yr huys gelegin entghain der Cloesterpoirtzen oeuer sente Andrees. dae man geit zuden pretgeren wert. neiste des Roubenhus zu sente Marcellinstraissen wert. as dat liegt. vur achten. vnden ind oeuen. mit synre hoeffstat. gegeuen ind verlaissin haint meister Andres van Euerdingen. werkmeister zume Doyme zu Coelne. Ind Aleide synem eligen wyue. Alsoe dat die elude meister Andres ind Aleit vurg. dat vurss erue as dat liegt. mit rechte behaldin mogin. zu keren ind zu wenden. in wat hant dat sie willent. Behaldin deme erffligen tzynse sins rechten. doch is gevurwert entusghin den vurg. partyen alsoe. dat meister Rabode ind Stine vurg. mit hundert ind vunffzich rynscher gulden guet van goulde ind swaer van gewichte. den vurg. meister Andres ind Aleide zu betzaelin. up tzwene termine nae geschrieuen. as dat halffschet up sente mertins dach neiste zukommende. ind dat ander halffschet dar nae up sente Johans dach Baptisten. off bynnen veir wechen nae eider der vurss termine neiste volgende

vnbeuangin dat vurss crue weder vmb gelden ind an sich vryen mogin. van genaiden. Ind doch off des neit engeschege dat asdan die vurss genaede vss ind doit syn sall. Datum Anno domini mccccvo. die xx mensis Augusti.

## VII. Nicolaus von Bueren.

Die Wirksamkeit dieses siebenten Dombaumeisters gehört der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an und fällt demnach in die Periode, wo der unfriedliche Theoderich II., Graf von Mörs, den Kurstuhl von Köln einnahm (1414—1463). Ich finde ihn zuerst im Jahre 1413, und zwar in dem Bürger-Aufnahmebuche der hiesigen Weinschule (Bd. I, Bl. 33a. Stadtarchiv), wo sein Name gleichzeitig mit den Namen einiger ebenfalls beachtenswerthen Persönlichkeiten eingetragen steht:

„Anno quadring^mo^. xiij.
Wilhem van erckereide lapicida [1])
meyster Clais van buren lapicida
hantz van Erlenbach byldeheuwer
Jacobus de lyns vitriator."

Wenn er hier nur als Steinmetz bezeichnet ist, so schliesst dies nicht aus, dass er zugleich auch Dombaumeister gewesen sei. Mit dem Titelwesen nahm man es damals nicht genau.

1424 gelang es dem „meister Clais dem werckmeister vamme doyme" durch Vermittlung des Rathes von Köln bei der Steinmetzenzunft die Begünstigung zu erlangen, dass seine Lehrgesellen beim Eintritt in den Zunftverband, sowie wenn sie sich selbstständig als Meister setzen würden, statt der üblichen zwei Goldgulden, jedesmal nur einen zu erlegen brauchten. Es wurde jedoch vorbehalten, dass diese Bevorzugung mit des Meisters Tode aufhören solle. (Urk. I.) Sie ist demnach als ein Zeichen besonderer Verehrung für denselben anzusehen [2]).

In den alten Schreinsbüchern erweitert sich die Kunde über ihn. Hier begegnet man dem „Meister Claiws van Buere werckmeister zerzijt zome doyme in Coelne" zuerst im Jahre 1433, als er am 6. Juli gemeinsam mit Aleid, seiner ehelichen Hausfrau, ein Haus in der Trankgasse von Godert von dem Wasservass ankaufte, das neben dem

1) Von 1416 bis 1412 wählte ihn die Zunft der Steinmetzen und Zimmerleute achtmal in den Rath der Stadt. 1447 trat er nochmals daselbst ein, um den entflohenen Mertyn van Tytze zu ersetzen.

2) Die Beurkundung geschah auf der Rückseite der Ausfertigung des Amtsbriefes der Steinmetzen von 1402, welche im Stadtarchiv aufbewahrt wird.

Hause Gross-Geldern zur St. Pauluskirche hin lag und vormals eine Küche gewesen[1]). Die beiden Ehegatten treffen in der Urkunde die Anordnung, dass dasselbe dem Letztlebenden von ihnen allein verbleiben solle. (Urk. III.) Dass sich Beide bereits in ziemlich vorgerücktem Alter befanden, scheint der Umstand anzudeuten, dass dieses Vermächtniss ohne Vorbehalt für möglicher Weise aus ihrer Ehe noch zu erzielende Kinder ausgedrückt wurde. Aleid war, als sie dem Meister Nicolaus ihre Hand reichte, schon zweimal vermählt gewesen, zuerst mit Bernhard von Arnsberg, dann mit Wetzolo von Berge. Am 8. März 1421 kaufte sie einseitig, jedoch ihrem zweiten Manne, dem vorgenannten Wetzolo, die Nutzniessung zusichernd, die beiden Häuser genannt „Pedernaiche“ (Pedernach) am Fischmarkte auf der Ecke der Lintgasse zur Mühlengasse hin. Ehedem führte diesen Namen ein einziges Haus, das durch Brandunglück zerstört[2]), dann aber durch

1) Diese Küche war ursprünglich mit dem Hause Geldern verbunden gewesen, wie man aus folgender Eintragung vom J. 1290 im Buche Nid. Generalis ersieht: „Notum sit tam presentibus quam futuris quod domina Lisabet filia quondam domini Ottonis comitis de Gelria. vxor domini Comitis de monte. comparuit in iudicio et optinuit per sentenciam scabinorum in Nederich quod cecisset ei de morte patris sui predicti. domus vocata domus comitis Gelrie cum coquina proxima adiacente versus domum vocatam Symonis comitis. . . Actum Anno dni. m°. cc°. lxxxx$^{mo}$. mense Aprili.“ Am 20. August 1637 kam „Gross Geller“ an „hern Dechanten vnd ein hoch- vnd Wol Erwürdiges Thumb Capitull alhie jn Coln.“ Das Haus zur Küche erfuhr am 8. October 1791 (Nid. A domo Hilden) den letzten Besitzeswechsel und wurde Eigenthum von Johann Michael Riegeler, den die Adressbücher von 1797 bis 1813 noch als Bewohner nennen. Seine Bezeichnung lautete: „Hauss das vormals die Küche was allernechst dem Hauss gross Gelre.“ Westwärts neben der Küche lag noch ein Haus Klein-Geldern, das am 5. August 1586 (Nid. A sto. Lupo) an „die heren Prouisoren des heiligen Geisthauss vf dem Domhof zubehof der Armen doselbst“ kommt. Es ist bezeichnet: „hauss gelegen jn der Dranckgassen genannt Clein Gelre zu Senct Pauls wart allernegst dem Hauss dat die Kueche was.“ Die alten Nummern dieser drei Häuser waren 2414, 2415 und 2416, die gegenwärtig in 19, 19 und 21 verwandelt sind. Nr. 19¯ ist die Stelle, wo der Dombaumeister wohnte. Durchaus irrig sind die Angaben der Dipl. Beitr. S. 83.

2) Bei der früheren Anschreinung liest man: „as dat gelegen ind verbrant was jnd darup nu van nuws zwey huyser vnder zwen daichen gebuwt synt genant pedernaiche.“ Es ist hier wohl auf den grossen Brand im J. 1389 verwiesen, worüber die Koelhof'sche Cronica Bl. 282b berichtet: „In dem seluen iair in dem Auyste so verbrant die Lyntgass, der Vischmart ind der Buttermart, ind die Capelle vpper Saltzgassen orde (Ecke) Dae was groyss arbeit jnd jamer ind schade.“

zwei Häuser unter zwei Dächern im Neubau ersetzt worden war. Der Frauenbruder (Carmelitermönch) Everhart Nuyndorp, der es als elterliches Erbgut besass, war der Verkäufer. Frau Aleid hat diese Besitzung bis zu ihrem Lebensende beibehalten. (Urk. II.)

Schon wenige Wochen nach dem Erwerbe, am 3. August 1433, belastete Meister „Claiws“ sein Haus in der Trankgasse mit einer Erbrente von jährlichs 12 Goldgulden, zahlbar in zwei Terminen, die eine Hälfte „up vnser lieuer vrouwen dage as man die kertzen wyet“, die andere „up vnser lieuer vrouwen daege as man die wusche wyet“, d. i. an den Festtagen Mariae Lichtmesse und Mariae Himmelfahrt. Goebel von Lynnich war der Herschiesser des betreffenden Capitals. (Urk. IV.)

In diesem Hause verlebte unser Meister den Rest seiner Tage und hatte, bevor sich sein Auge hienieden für immer schloss, am 11. Mai 1445 noch die Freude, dasselbe mittels Erlegung der für die Ablöse bestimmten Summe von 300 Goldgulden von jener Rentenlast zu befreien. (Urk. V.)

Eine jener glücklichen Fügungen, die dem Walten der Unwissenheit und Zerstörungssucht zuweilen hemmend entgegentreten, hat die Steinplatte, die einst an der Grabesstätte dieses Dombaumeisters sein Andenken zu erhalten bestimmt war, um 1845 unter meine Obhut, in meinen Besitz geführt. Sie gibt genaue Auskunft über sein Hinscheiden. Auf einer 11³/₄ Zoll (rheinisch) hohen und 15 Zoll breiten Fläche hat sie in zierlich schönen, gothischen Charakteren folgende Inschrift:

Anno dñj m cccc xlv die
xvj maij obiit venȇbil̄ vir
mḡr nicola' de burē mḡr
opis hui' Ec̄cc Cuius aīa
r͡q͡escat in pace amē

zu deutsch: Im Jahre des Herrn 1445 am 16. Tage des Mai starb der verehrungswürdige Mann Meister Nicolaus von Buren Werkmeister dieser Kirche, dessen Seele ruhe in Frieden. Amen.

In den unteren Ecken sind in ausgehöhlten Rundungen (jede von 2¼ Zoll Durchmesser) zwei Wappenschildchen beigefügt. Das eine, zur linken Seite des Beschauers, zeigt im oberen Felde einen Schlag- und einen Spitzhammer, schräg gegen einander gekehrt; das untere Feld, weniger vertieft und nach oben zugespitzt, enthält einen Zirkel. Das rechts befindliche Schildchen zeigt einen Haken, der sich oben wagerecht nach rechts, unten in aufsteigender Richtung nach links ausladet. Das erstbeschriebene Wappen hat die Bestimmung, den Stand des Heimgegangenen durch die Hauptwerkzeuge seiner Thätigkeit anzudeuten, wie denn ein ähnliches auch an dem Denkmale des nachfolgenden Dombaumeisters Conrad Kuene angebracht war; das andere wird seiner Familie als Marke eigenthümlich gewesen sein. Die Steinplatte entbehrt selbst der schlichtesten Randeinfassung, und ich folgere daraus, dass sie zu einem grössern Denkmale gehörte und in dessen Gehäuse eingefügt war.

Frau Aleid überlebte auch ihren dritten Mann. Im Jahre 1451 am 29. Tage des Hartmonats liess sie ihr Testament aufnehmen. Am 16. April, als dasselbe dem Schöffenschreine überbracht wurde, war sie nicht mehr am Leben. (Urk. VI. u. VII.) Die Hälfte des Hauses in der Trankgasse, das sie fortwährend bewohnt hatte, vermachte sie den Eheleuten Arnold upme Coele[1]) und Neisgin, die am 22. Mai daran geschrieben wurden. Die andere Hälfte fiel an zwei nahe Verwandten des Meisters Nicolaus, nämlich ein Viertel an Styngin, dessen Nichte, die Ehegattin Conrad Kuene's, seines Nachfolgers im Werkmeisteramte beim Dome, das andere Viertel an Meister Johann von Bueren, den Werkmeister der Stadt Köln und Erbauer des Hauses Gürzenich, der sein Neffe und Styngin's Bruder war. Auch das Haus Pedernach wurde den beiden Männern überwiesen, um dasselbe zu verkaufen und mit dem Ertrage besondere Anordnungen der Erblasserin zu vollführen. (Urk. VIII—X.)

Meister Nicolaus stammte wahrscheinlich aus dem Städtchen Bueren im Bisthum Paderborn. Doch findet sich auch ein gleichnamiger Ort zwischen Rhein und Waal im jetzigen Königreiche der Niederlande.

---

1) Im Bürger-Aufnahmebuche der Weinschule steht 1441 „Arnolt vp den koile van wassenberg“, auch hier ohne Standesangabe.

Ueber einen Theil des Domes, an welchem unter der Leitung des Nicolaus von Bueren gearbeitet worden, erhält man durch den Verfasser der 1499 gedruckten Chronik der Stadt Köln einiges Licht. Hier werden verschiedene, die Glocken betreffende Angaben vorgebracht, welche zu der Folgerung berechtigen, dass besonders an dem südlichen Thurme während seiner Amtsführung gebaut worden. „1437 im September, sagt der Chronist, liessen die Domherren ihre Glocke aus dem hölzernen Glockenthurme, der bei dem hohen Gerichte stand, wo nun Wohnhäuser sind, in des neuen Domes steinernen Thurm hängen" (Bl. 305a). „1438 in den letzten Tagen des Mai liessen die Domherren ihre schwerste neue Glocke in den neuen steinernen Glockenthurm hängen mit grosser Arbeit und Weisheit" (Bl. 306a). 1444 brachen beim Läuten zum Frohnleichnamsfeste zwei Ohren der schwersten Glocke, und erst 1448 und 1449 wurden die gegenwärtig noch vorhandenen beiden Glocken, welche, nach der in unseren Tagen neu hinzugekommenen Kaiserglocke, die grössten sind, gegossen, zuerst die schwerere durch Heinrich Broderman und Christian Cloit[1]) mit der zweireihigen Majuskel-Umschrift:

Insignis. Status. Ecclesie. Prouidusq'. Senatus.
Concilii. Sancte. Pariles. Uotis. Ciuitatis.
Huius. Cum. Reliquis. Gemini. Sexus. Deo. Notis.
Denuo. Conflari. Dant. Me. Simul. Et. Renouari.
Summe. Cristifere. Petri. Regum. Sub. Honore.
Cantum. Reddo. Choris. Uetitum. Pro. Singulis. Horis.
Terq'. Reformata. Quarto. Preciosa. Uocata.
Mille. Quadringentis. Quadragenis. Octo. Donatis.
Dum. Sono. Tristatur. Demon. Xps. Ueneratur.
Broderman. Heinrich. Cloit. Cristian. Hant. Gemachet. Mich.*.*.

dann ein Jahr später die andere, die Schwester der vorigen, wie sie selbst sich nennt, mit der Majuskel-Inschrift[2]):

1) Im Kölner Domblatt Nr. 154 von 1858 habe ich nähere Nachrichten über die beiden Glockengiesser mitgetheilt.

2) Ich habe die Inschriften der beiden Glocken zuerst im Kölner Domblatt Nr. 74 von 1851 mitgetheilt. Sie zerlegen sich in leoninische Hexameter. Die Belletristische Beilage zu den Kölnischen Blättern Nr. 169 von 1863 brachte folgende Uebersetzung:

I. Der erlauchte Clerus der Kirche, der weise Senat auch,
Mit den Wünschen des Raths dieser heiligen Stadt sich vereinend,
Jeden Geschlechtes die Uebrigen, welche Gott nur bekannt sind,
Liessen mich wiederum giessen, zugleich mich wieder erneuen,
Christusträgerin, Dir, den Königen, Petrus zur Ehre.

Sum. Grandis. Sonorose. Soror. Testis. Michi. Factor.*.
Cuius. Herus. Fani. Decor. Et. Resonancia. Toni.*.
Mouit. Quod. Fieri. Dant. Me. Sub. Honore. Patroni.
Ut. Sociem. Sociam. Reddendo. Tonis. Melodiam.*.
Pello. Nimbosa. Uocor. Idcirco. Speciosa.*.
Annis. Germane. Semel. J. Junctum. Michi. Plane.*.
Johannes. De. Uechel.

Die majestätischen Töne dieser Glocken, die stets zu den vortrefflichsten in ganz Deutschland gezählt wurden, klangen also nicht zu dem Ohre des Dombaumeisters, der dem Thurme die zu ihrer Aufnahme erforderliche Höhe gegeben hatte.

Auch den Zimmermeister, der den Glockenstuhl errichtete, habe ich in den Schreinsbüchern aufgefunden. Es ist „Johann van der Nuwerstat." Im Jahre 1400 erscheint er zuerst (Nid. A pistr. Maximini) mit Stine, seiner Frau; dann 1423 (Col. Berl.) und 1446 (Nid. Ab hosp. s. Andr.) mit Engele, seiner zweiten Frau. Als 1453 „Johan van der Nuwerstat zymmermau zoem doeme bynnen Coelne" gestorben war, ging sein „huys ind hofstat upder Burgmuyren orde in sente mariengardengassen zom doem wert" an seinen Fachgenossen, den Zimmermann Johann von Vriesendorp, über.

Ueber ein Unglück, das sich im J. 1434 am Dome ereignete, berichtet die Koelhof'sche Chronik Bl. 302:

„Van dem groissen winde. ind van dem steyn der vur den dry hilligen Konyngen in dem Doym neder veill.

In dem seluen jair (1434) des Seuenden dages in sent Remeys maent hadde man eynen Joeden hie gehangen. Des nachtz erhoiff sich eyn anxteliche vngesture wint . . . Item he warp dair neder van der

---

Wiederbring ich dem Chor den versagten Gesang für die Stunden,
Drei Mal umgeformt, zum vierten als köstlich gepriesen,
Als eintausend vierhundert und achtundvierzig gezählt ward.
Wenn ich töne, betrübt es den Teufel, bringt Christus die Ehre.
Brodermann Heinrich, Cloit Christian haben gemacht mich.

II. Schwester der grossen, klangreichen bin ich (so bezeuget der Künstler),
Deren die Kirche beherrschende Zier und Fülle des Tones
Grund war, warum man mich goss, dem heil'gen Patrone zur Ehre.
Dass der Gefährtin gesellt ich der Töne Wohlklang gewähre.
Weil ich vertreibe die stürmischen Wolken, die Schöne ich heisse.
Zu den Jahren der Schwester Eins vollends gefügt ist mein Alter.
Johannes de Vechel.

Doymkyrchen bynnen Coellen eyn sere groissen steyn vyss synen clameren durch dat dach ind gewoulfftz bouen den drij hilligen konyngen. ind der Cassien der hilligen sent Cassius. sent Felix. sent Nabor Ind der steyn viele so hart dat die Cassen alle vysser yrren groissen ijsseren Regelen me dan tzwene voesse tzo rugge waren gedreuen. dat nochtant nie perle an den Cassen noch tzeraten gequat enwart. Ind men sachte dat der steyn gelijch vp die hillige drij konynge geuallen soulde hain. ind die hilligen drij konynge schickten sich zo Rugge dat der steyn yn geynen schaden dede."

Noch gegenwärtig sieht man hoch am Gewölbe die Stelle durch eine auf das Ereigniss bezügliche Inschrift bezeichnet.

Dass es mit dem Gottesdienste im Dome um diese Zeit wenig erbaulich aussah, bezeugt eine Klageschrift, welche der Rath der Stadt Köln im Jahre 1419 den Bevollmächtigten des Erzbischofs Theoderich überreichte. Einer der Klagepunkte des umfangreichen Schriftstückes lautet bei Ennen (Festschrift S. 72): „Item beklagen wir uns, dass der Erzbischof die Domkirche, die unserer Stadt und des ganzen Stiftes Hauptkirche ist und für die er als ein Oberster zu sorgen verpflichtet ist, an Disciplin der Personen und an Gottesdienst und an alledem, was dazu gehört, binnen der Kirche vergänglich und verderblich hat lassen werden während jeder Zeit, wie das heutigen Tages augenscheinlich Tag für Tag gesehen werden kann; in keinem Stift unserer Stadt geschieht der Gottesdienst unordentlicher als im Dom. Auch erlaubt und gestattet der Erzbischof, dass in dem genannten Dome und in der Domfreiheit geistliche Plätze verhürt und vermiethet werden, so dass allda an Heiligen-Tagen und zu andern Zeiten allerlei Kaufmannschaft und Krämerei gekauft und verkauft wird, gleich als ob es ein öffentliches Kaufhaus wäre, was immer von Gottesfurcht wegen billig nicht geschehen sollte." (Actus et processus, Stadtarchiv, tom. IX, fol. 181, 6.)

Im Jahre 1431 verlieh Papst Martin den Kölnern eine geistliche Gnadenspende. Dieselbe betrifft die vom Dome ausgehende alte, berühmte Gottestracht und hat, bei dem damaligen Zeitgeiste, unter allen Ständen eine grosse Wirkung zur Hebung des Frommsinns gewiss nicht verfehlt. Wir lassen auch hierüber die Koelhof'sche Chronik berichten (Bl. 300b):

„Van dem afflais dat men verdient, als men dat hillige Sacrament vmb die Stadt iairlich tzo Coellen dreicht. In dem seluen iair (1431) gaff pays Mertijn der stat Coellen grois afflais vnd allen mynschen vam lande die syn, as . vij . iair afflais ind . vij . kareuen, die

mit vmb die Stat Coellen gyngen, as men dat hillige sacrament nae Payschen vmb die Stat dreyt."

Wallraf hat der früherhin in grossartigster Weise begangenen Feier der Gottestracht (Amburbalien-Procession) einen besondern Aufsatz in seiner Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln (S. 161—163) gewidmet, in der Absicht, zur erneuten, würdigen Begehung derselben anzuregen.

Dieselben Schreinsurkunden, welche nachfolgend abgedruckt sind, haben auch den Diplomatischen Beiträgen als Quelle gedient. Auf sie wird verwiesen (S. 25), indem folgende mit dem Inhalte eben dieser Urkunden in Widerspruch stehende Angaben gemacht werden:

1. dass Meister Claiws seine Frau Aleid im J. 1433 geheirathet habe.

2. dass ihre Ehe eine unglückliche war, was daraus zu folgern sei, dass sie ihren Mann in ihrem Testamente überging — (ihn, der seit sechs Jahren im Grabe ruhte).

3. dass Aleid im J. 1452 ihr Testament gemacht habe,

4. dass Meister Claiws gegen 1452 gestorben sei (trotzdem, dass Boisserée schon 1823 das richtig ermittelte Todesjahr 1445 bekannt gemacht hatte).

5. dass die Nichte desselben, welche mit Conrad Kuene vermählt war („Styngin elige wyff meisters Coynrait Kuene van der Hallen"), Sophia von Buere geheissen habe.

Zur Mehrzahl sind diese unrichtigen Angaben in meine Nachrichten von Kölnischen Künstlern (1850) übergegangen.

Wesshalb Ennen (Festschr. S. 89) unseren Dombaumeister als „Bildhauer Meister Nicolas von Bueren" aufstellen durfte, ist mir unerfindlich geblieben. Er lässt ihn 1424 (statt 1413) das Bürgerrecht erwerben und, mit den Dipl. Breitr., 1452 sterben. Ferner berichtet er, dass in den Acten des Amtleutegerichts der Jahre 1433 und 1436 „Allheit als uxor magistri fabricae ymme doem, des Meisters in summo" erscheine.

Die Stammtafel des Meisters ist am Schlusse der Urkunden beigegeben.

## Urkunden.

Notiz auf einer Zunftordnung der Steinmetzen im Stadtarchiv. 1424.

I. In den Jairen vnss heren dusent vierhundert ind vierindzwenzig Jair, wart oeuermitz vnse heren vamme Raide gedadingt in eynre vruntlicher vereynongen, tusschen den meisteren vnss amptz ind meister Clais dem werckmeister vamme doyme van synre lere gesellen weigen in dem werke zome doyme, dat die selue syne leregesellen meister Clais leyfdagelanck zo yrme ingange as sy an dat ampt koment gheuen soilen eynen gulden Ryntsch Ind as sy sich vur meistere seluer setzen woulden, So soilen sy dan noch eynen gulden gheuen wie wale in desem brieue geschreuen steit. dat man dit ampt-mit zwen Ryntschen gulden wynnen soulde. Mer so wanne dat meister Clais afleuich worden is So sal man it dan vort halden mit den gesellen vamme doyme. die achter der zyt an dit ampt koment, as mit den andern gesellen. so we dat dis brief vysswyst.

Per me Hubertum de Eilsich notarium Ciuitatis Colon. de mandato dominor. meor.

Brigidae: Granen. 1421.

II. Kunt sy dat broeder Euerhart Nuyndorp vrouwenbroeder vurss van macht syns besegelden vrloffsbriefs in desme schryne ligende. dat huys pedernaiche dat nu zwey huysor synt vnder tzwen daichen gelegen mit allen den anderen deylen ind zoebehoerungen So wie hee in deme neisten vur notum dae aen geschreuen steyt Gegeuen ind erlaissen hait Aleyd eliger huysfrouwen wilne Bernhartz van Arnsbergh oeuermitz die selue Aleit van nu vortan mit rechte zo behalden zo keren ind zo wenden in wat hant dat sy wilt Behalden deme erflichem tzinsse syns rechten. Datum ut supra. (Anno dni. millmo. ccccmo. vicesimo primo die octaua mensis martij.)

Item dicta Aleidis dedit Wetzoloni de berge nunc marito suo vsufructum prefate hereditatis per eundem Wetzolonem vsufructum dumtaxat illarum hereditatum diuertendo quo voluerit.

Niderich: A sancto Lupo. 1433.

III. Kunt sy dat Godert van deme Wasseruass ind Styngin syn elige wyfl vurss yere huyss dat vurmails die kuchen was asdat lygt mit deme ganeghe an die heymliche kamer alreneiste deme huyse groiss gelre vurss Gegeuen ind erlaissen haint Meister Claiws van Buere werckmeister zerzijt zome doyme in Coelne jnd Aleiden syme eligem wyue. . . Ind vort so haint dese selue elude sich van deme vurg. erue verdragen ind also vermaicht dat die leste leuendige hant van yn dat vurg. erue alleyne vur sich mit rechte behalden keren ind wenden mach in wat hant die selue leste leuendige hant wilt. Datum ut supra. (Anno domini mccccmo xxxiij die sexta mensis Julij.)

Ibidem. 1433. 1445.

IV. Kunt sy dat meister Claiws van Buere werckmeister zome doyme ind Aleit syn elige wyff an yrme huyse dat vurmails eyne kuchen was asdat lygt mit eyme gancge up die heymliche kamer jnd lygt alreneiste deme huyse genant groiss gelre zo sente pauwels wert in der drancgassen so wie dat sy in deme zweyden vur notum dae aen geschreuen steint Gegeuen ind erlaissen haint Goebel van Lynnich ind wilne Styngin syme eligem wyuo tzwelff gulden guet van goilde ind swaere van gewichte offdat wert dar vur zerzyt der betzalungen gemeynlichen loiffende dry marck vuinff schillinge Coelsch payments vur eder gulden gerechent erflichs zinss van nu vortan erflichen alle Jaire zo tzwen termynen zo betzalen as mit namen eyn halfscheit up vnser lieuer vrouwen dage as man die kertzen wyet Ind dat ander halfscheit up vnser lieuer vrouwen daege as man die wusche wyet off bynnen vyer wechen nae eder termyne vurss alreneiste volgende vnbeuancgen mit vurworden offdat versuympt wurde in eynchem Jaire up eynchem termyne vurss dat asdan den vurg. eluden Goebelen ind wilne Styngin dat vurg. erue dar vur oruallen sal syn Behalden deme vur erflichem tzinsse syns rechten wilchen vur erflichen zinss meister Claiws vurss jnd Aleyt syn wyff zo allen rechten termynen darup gesat also verrichten ind betzalen soelen dat die ander elude vurss des egeynen schaeden noch achterdeil en lyden vnder penen des eruellennisse vurss Vort is mit gedadingt ind gevurwert van genaeden dat besitzer des vurg. erffs die vurg. tzwelff gulden erflichs zinss affloesen moegen wanne dat sy willent mit drynhundert der vurg. gulden jnd mit eyme erschenen termyne in eynre alencger Summen. Datum Anno Domini millesimo cccc^mo^ xxx^mo^ tertio die tertia mensis Augusti.

Von anderer Hand folgt:

V. Item Anno domini mcccc^mo^ xl quinto die vndecima mensis maij haint die vurss elude meister Claiws ind Aleit die vurss xij gulden erflichs zinss affeloest mit iii^c^ der vurss gulden ind mit deme erschenen termyne der zo vnser lieuer vrouwen misse Assumptionis neiste zoekoemende eruallen sal dat zo samen in dit schryn gelacht is Also dat darvmb dit vurss erue danaff gevryet syn ind bliuen sal.

Scabinorum Parationum. 1451.

VI. Kunt sy dat zo gesynnen wilne Aleyden elige Wyffs wilne meister Clais werckmeisters zome doyme yre Testamente in dit Schryn gelacht worden is. Anno domini mcccc^mo^ quinquagesimoprimo die xvj mensis Aprilis.

Niderich A sancto Lupo. 1451.

VII. Kunt sy dat die Heren Rolant van Lyskirchen ind Rolant Schimelpennynck Scheffen zo Coelne vss yrme Schryne vander Burgerhuys vnss alher geurkent haint van Woirde zo Woirde zo Woirde (sic) alsus. kunt sy dat ymme Jaire vnss Heren Duysent iiij^c^ ind eynjndvuinfftzich des xxix^den^. Daigs in deme hardmaende die Ersame persone wilne Aleit elige wyff was wilne meister Claiws van Bueren werckmeisters zome doyme in Coelne van allen yren gueden bewegelich ind vnbewegelich yre Testamente ind lesten willen gemaicht ind ordyniert hait ligende ymme Schryne der Scheffen zo Coelne as gewoen-

lichen is In wilichem testamente also geschreuen steit Vort so hait die vurg. Aleit besat ind zoebetirmpt Arnolde upme Coele jnd Neisgin syme eligem wyue halfscheit des huyss dae ynne dat sy woent in der drancgass gelegen dae aen dat sy zo nederich ymme Schryne geschreuen steit ouermitz die selue elude Arnolt ind Neisgin van nu vortan mit rechte zo behalden zo keren ind zo wenden in wat haut dat sy willent. protestatum Anno domini Mcccc^mo^ L primo die xxij. mensis maij.

Brigidae: Granen. 1459.

VIII. Kunt sy dat die heren Johan van Aldenaire ind Herman van Ryle vyss yrme Schryne an der Burgerhuyss vns Amptluden alher gevrkundt haynt van worde (zo worde) alsus. kunt sy dat wilnre Ailheit elige huysfrauwe meister Nyclais van Buyren werckmeisters zom doeme jn Coelne jn deme jaire vnss heren duysent vierhondart jnd Eynjndvunfftzich up den nuynjndzwentzigsten dach jn deme hardemaynde van allen yren guden beweigelich ind vnbeweigelich yre Testament ind lesten willen ordiniert ind gemacht hait liggende jn vnser heren der Scheffen Schryne zu Coelne as gewoenlich is In wilchem Testamente eyne clausule begriffen is alsus jnnehaldende. Vort hait sy yre huysere geleigen up me orde der lyntgassen vntghayn deme vischmairte jn alle der maissen so wie dat sy jn deme Schryne der Amptlude zo sent Brigiden in Coelne dae an geschreuen steyt besatt ind zobetirmpt meister Johan vnser heren van Coelne werckmeister jnd Arnolt up me koile yren Truwehenderen her nae geschreuen ouermitz sy nae dode der seluer Ailheiden myt reichte zo behalden zu keren ind zo wenden jn wat hant sy willent... Protestatum Anno dni. mccc lix° die nona Augusti.

IX. Kunt sy dat van macht jnd nae luyde des Testamentz ind lestes willen wilnre Ailheiden eliger huysfrauwen wilnre Bernhartz van Arnsbergh ind nae eliger huysfrauwen wilnre meister Clais van Buyren werckmeisters zom doeme jn Coelne jnd der naevolgender Clausulen asdat jn deme neesten vurnotum geschreuen steyt wir zo nutze ind vrber des vurss Testamentz geschreuen hayn Lyssbeth elige huysfrauwe was wilnre meister Johans van Buyren werckmeisters der Steide Coelne An dat huys Pedernach dat nu zwey huysere synt vnder zwen dachen geleigen myt allen den anderen deylen ind zobehoeringen So wie dat hie vur Anno dni. mccccxxj° geschreuen steyt ouermitz die vurss Lyssbeth jn vrber des vurss Testamentz van nu vortan myt reichte zo behalden zo keren ind zo wenden jn wat hant sy wilt dat selue Testament dae myt vysszorichten Behalden deme erfflichen zynse syns reichten. Datum ut supra.

X. Kunt sy dat Lyssbeth elige wyff was wilnre meister Johans van Buyren werckmeisters der Stede Coelne dat huyss genant Pedernach dat nu zwey huysere synt vnder zwen dachen geleigen myt allen den anderen deylen ind zobehoeringen So wie dat jn deme neesten vurnotum geschreuen steyt Gegeuen ind erlaissen hait Herden Duden ind Styngyn syme eligen wyue ouermitz die seluen Herden ind Styngyn elude van nu vortan myt reichte zo behalden zo keren ind zo wenden jn wat hant sy willent Behalden deme erfflichen zynse syns reichten. Datum Anno Dni. mcccclix° die xxvj^a^ Septembris.

# Stammtafel.

**N. N. von Bueren**

- Meister Nicolaus v. B. Dombaumeister heir. Aleid, Wittwe von 1. Bernhard v. Arnsbergh 2. Wetzolo von Berge.
- N. N. v. B. heir. Hilgin von Vlysteden
  - 1. Meister Heinrich v B. Steinmetz, h. Bela, Wittwe v. Hermann Slebusch 1429 †
  - 2. Meister Johann v. B. (auch Joh. v. Vlysteden), Steinmetz und Stadtbaumeister, heir. Lysbeth
    - 1. Lysbetgin, 1452 †
    - 2. Johann, heir. Druytgin
    - 3. Conrad, 1466 †
    - 4. Cristgyn,
    - 5. Druytgin,
    - 6. Yeffgin.
  - 3. Aleit, heir. Everhard von Margarden
  - 4. Styngin, heir. Conrad Kuene, Dombaumeister
  - 5. Kirstian, heir. Druytgin

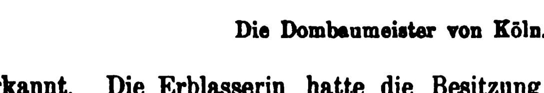
(Aus den Schreinsbüchern Brigidae: Granen, Columbae: Litis et lupi, Niderich: A sancto Lupo, A domo ad portam und Generalis, Scabinorum: Brigidae, Parationum und Sententiarum.)

## VIII. Conrad Kuene von der Hallen.

**Conrad Kuene** (Koene, Coene, Kuyn) ist der achte Dombaumeister von Köln. Er war ein Sohn Coyngin's (Conradin's) von Franckenhoeven aus dessen Ehe mit Haidwich und hatte sich mit Styngin, einer Tochter Hilgin's (Helenen's) von Vlysteden, vermählt, wodurch er mit Meister Johann von Bueren, dem „Steinmetz und Werkmann unserer Herren der Stadt Köln" verschwägert wurde.

Mit dem Jahre 1443 beginnt er in den Schreinsbüchern aufzutreten, als es sich am 20. Mai um die Auseinandersetzung einer Erbschaft handelte, bei welcher seine Frau betheiligt war. Frau Hilgin nämlich, deren Mutter, war gestorben und hatte ihren vier Kindern eine Besitzung in der Streitgasse hinterlassen, bestehend aus der Hälfte eines Hauses, gebaut auf eine Hofstätte, und ferner zweier Häuser, in Stein aufgeführt, die neben dem Hofe Berwyn Gryn's lagen. Sie hatte im Wittwenstande diese Liegenschaften von ihrem verstorbenen Sohne Heinrich von Bueren geerbt und sich am 12. Mai 1439 an dieselben schreiben lassen. Von diesem Heinrich erfährt man im Vornotum von 1424 (ipso die bti. Clementis), dass er mit Bela, der Wittwe eines Hermann Slebusch, verehelicht gewesen, und in dem Buche Scab. Jud. gibt sich in zwei Eintragungen von 1424 und 1429 (in letzterer nach seinem Ableben) sein Stand als Steinmetz zu erkennen. Das Viertel, welches den Eheleuten Kuene an diesem Erbe zu Theil wurde, überliessen dieselben dem Stadtwerkmeister Johann, ihrem Schwager und Bruder, der ein Gleiches auch bei seinen übrigen Geschwistern erlangte. (Urk. I—III.)

1445 sah sich Conrad's verwittwete Mutter zu einer Erbschaft berufen, als Aleyd von der Hallen, ihre Schwester, Gattin Herman's von der Hallen, kinderlos gestorben war. Von dem Schöffengerichte des Niderich wurde ihr ein Viertel des Eigenthums eines in der Tiefe der Trankgasse, rheinwärts bei dem „alten Tempel" gelegenen, damals in zwei Wohnungen abgetrennten Hauses, ferner eines Hauses genannt „zum Tempel" und des dazu gehörigen hölzernen Hauses in der Waldemans- (jetzt Kost-) Gasse gegenüber Roperts des Färbers Hause, welche Liegenschaften die neuere Gesammtbenennung „Mirwylre in der Dranckgassen" angenommen hatten, und endlich noch ein Viertel zweier von fünf nach dem Rheine hin gelegenen Häusern in derselben Strasse, die einen Ausgang zum Brunnen in der Waldemansgasse hatten, zu-





erkannt. Die Erblasserin hatte die Besitzung am 25. October 1435 gemeinsam mit ihrem Manne von Emmerich Brente von Vernich käuflich erworben, da ihre Ehe aber unfruchtbar geblieben, so fiel bei Aleyd's Tode die Hälfte ihrer Verwandtschaft zu. Frau Haidwich gab am 14. October 1445 die Erklärung ab, dass sie diese Erbschaft ihren beiden Söhnen Heinrich und Conrad abtrete, und diese waren alsbald eines Handels einig geworden, indem Heinrich sogleich am selben Tage sein Theil an Conrad Kuene übergehen liess. Herman von der Hallen, der Gatte der verstorbenen Aleyd, war indessen noch am Leben und besass das Leibzuchtrecht an dem Nachlasse seiner Frau. Ihm konnte es daher nicht schwer fallen, seinen Neffen Conrad zum Verkaufe zu bewegen, den er am 13. März 1447 mit ihm abschloss. (Urk. IV—VI.)

Im Jahre 1445 gelangten Conrad und Styngin nochmals zu einer Erbschaft, nämlich zu einem Viertel des in der Trankgasse neben dem Hause Gross-Geldern, der Treppe zum Kreuzschiffe des Domes gegenüber gelegenen, ehemals zu einer Küche bestimmt gewesenen Hauses, das aus dem Nachlasse des am 16. Mai hingeschiedenen Dombaumeisters Nicolaus von Bueren, Frau Styngin's Oheim, herrührte. Erst am 5. Juni 1452 liessen sie die Anschreinung vornehmen und gleichzeitig wurde ihre Wiederentäusserung an Meister Johann von Bueren, den Stadt-Baumeister, beurkundet. (Urk. VII—IX.) In diesen Eintragungen tritt Conrad als „werckmeister zerzijt zome Doyme in Coelne" auf, und bemerkenswerth ist ferner, dass er hier „meister Coynrait Kuene van der Hallen" genannt wird, was wohl aus einer näheren Beziehung zu der Person oder der Wohnung seines Oheims Herman von der Hallen, vielleicht auch nur von der Thätigkeit Beider in der Bauhalle (Loggia, Letsche) herzuleiten ist[1]).

Als letzte Geschäftshandlung des Meisters Conrad Kuene treffe ich am 25. Februar 1458 eine Beschlagnahme an, die er auf die 1447 verkauften Liegenschaften in der untern Trankgasse und der Waldemansgasse gegen Johann Kneichtgyn, den nunmehrigen Besitzer derselben, wegen einer Forderung von fünfhundert oberländischen rheinischen (Gold-)Gulden „vurfluchtiger scholt" erwirkte. Er übertrug seine Rechte an Conrad Rommell (Rummell), der im J. 1464 auf dem Wege gerichtlicher Strenge diese Angelegenheit gegen den schlimmen Schuldner zu Ende brachte. (Urk. X u. XI.)

1) Das Bürger-Aufnahmebuch der Kölner Weinschule (Stadt-Archiv) nennt beim Jahre 1458 „Henrich koene den man noempt van der Hallen."

Die Steinmetzenzunft zeichnete diesen Dombaumeister durch die Erhebung zur Rathsherrnwürde aus. „Conrait Coene“ erscheint in den Senatoren-Verzeichnissen unter den Männern, welche Nativitatis Christi 1445 ihr Amt antraten.

Durch Heideloff (D. Bauhütte d. Mittelalt. S. 41) erfährt man, dass auf den Tagsatzungen, welche die Steinmetzenbruderschaft in den Jahren 1459 und 1463 in Regensburg und Speier hielt, um ihre altherkömmliche Ordnung zu erneuern, dem „Meister Cunrad von Kölln, meister der Styfft doselbst und alle sine nachkumen glicher wise“ das Obermeisterthum über das Gebiet von Norddeutschland zuerkannt wurde. Eine Urkunde vom J. 1466, betreffend den grossen deutschen Bauhüttenbund (ebendas. S. 43) enthält die Stelle: „Johan von Köln, des Werkmeister Sun von Köln wart in die Ordenunge empfangen, vff Mittwuch vor sant Peter Tage, als er in den Banden lag (Petri Kettenfeier) im Jor 1466.“ Dieser Johann war also ein Sohn unseres Dombaumeisters Conrad Kuene.

Ein Auszug aus der „Kempener Kirchenchronik“, von dem 1849 verstorbenen Kunstfreunde und Forscher M. J. De Noël, der das Städtchen Kempen besucht hatte, in sein Notizbuch aufgezeichnet, lautet: „1461 reisen vier Kirchmeister nach Köln und lassen durch Conrad van der Hallen das Tabernakel machen.“ Damit stimmt eine Notiz überein, welche Ennen (Festschrift, S. 67) einer Handschrift entnahm, die sich im Besitze des Pariser Architekten Roulez befindet: „Meister Konrad Kuyn ist ein Bildhauer und Dombaumeister gewesen und anno 1445 gestorben“, und weiter wird von ihm angegeben, „dass er ansehnliche Bilder in Stein gehauen und dieselben sowohl innerhalb wie ausserhalb der Domkirche aufgerichtet habe.“ Das angegebene Todesjahr ist indessen grundfalsch. Es kann das Antrittsjahr Meister Conrad's gewesen sein, da 1445 sein Vorgänger Meister Nicolaus von Bueren, wie in der ihn betreffenden Abhandlung nachgewiesen worden, durch den Tod von seinem Amte abberufen wurde. S. 90 führt Ennen in derselben Schrift eine Stelle aus einer Streitschrift der Steinmetzen gegen die Maler aus dem Jahre 1616 an, worin es von dem Dombaumeister Conrad heisst: „Es stehen unter seinem Epitaphio im Dom der Steinmetzen-Gaffel Wappen, wie dasselbe bis dato (1616) noch von den Steinmetzen und Zimmerleuten geführt und gebraucht wird.“ Da sich diese Streitschrift im Privatbesitz befinden soll, so werden beide Notizen wohl aus derselben Quelle herrühren.

Boisserée's Meinung (Gesch. d. Doms, S. 23), dass unter ihm wohl

nur wenig an dem südlichen Thurme und einiges an dem Schiffe weiter gebaut worden sei, wird man dahin erweitern dürfen, dass der pracht- und kunstvolle Bildschmuck in der Eingangsnische jenes Thurmes von seinem Meissel herrühre. Dass zu seiner Zeit, nämlich in den Jahren 1448 und 1449 die beiden grossen Glocken gegossen worden, vernahmen wir bereits bei seinem Amtsvorgänger.

Meister Conrad starb am 28. Januar 1469 und erhielt im Dome ein Denkmal, das sich an einer Säule beim Eingange durch das Eisengitter in die nördliche Nebenhalle des Chores befand. Auf der halb verstümmelten Inschrifttafel las Boisserée (a. a. O. S. 23):

„Anno Dñi MCCCCLX... die XXVIII Januarii .... biit ......
vir mg̃r coñ Kuyn mg̃r op̃s hs̃ Ecc̃e ce aĩa rqscat ... pace am̃.“[1]).

Bei den 1843 im Dome vorgenommenen Ausräumungen ist das Denkmal entfernt worden und seitdem spurlos verschwunden, also wohl mit vielen anderen Trümmern verloren gegangen[2]). Der Kupferstichhändler Johann Bussemacher hat um das Jahr 1600 einen äusserst selten gewordenen Kupferstich danach anfertigen lassen, von dem sich das einzige bekannte Exemplar im Wallraf'schen Kunstnachlasse vorgefunden hat. Hier die genauere Beschreibung:

An dem dünnern Mittelstabe einer Bündelsäule ist in ziemlicher Erhöhung von dem Boden ein Marienbild mit dem Jesuskinde, beide mit Kronen und Perlenketten geschmückt, unter einem Baldachine aufgestellt. Die Fläche, worauf das Bild ruht, erhält durch die neben demselben befindlichen Blumenvasen und Leuchter mit brennenden Kerzen, wozwischen einige geopferte Gegenstände: Köpfchen, Hände und Füsse liegen, sowie durch den mit Blumen gestickten Vorhang ein altarartiges Ansehen. Eine bedeutendere Anzahl Opfergaben ist in der Höhe nebeneinander gereiht. Vor dem Bilde, an einer eigens dazu bestimmten Vorrichtung, brennen grössere und kleinere Kerzen, und etwas tiefer bemerkt man ein Weihwasserbecken, auf welchem ebenfalls einige Kerzchen befestigt sind. Zur Seite des Marienbildes und in gleicher Höhe mit demselben kniet links ein Mann mit gefalteten Händen, zur h. Jungfrau betend. Er ist in schlichter Kleidung,

1) Auch De Noël (Der Dom zu Köln, 2. Aufl. S. 121) hat die Inschrift gelesen, mit kleinen Abweichungen gegen Boisserée.

2) Ennen (Festschrift S. 90) sagt: „Im Jahre 1842 mussten Gedenkstein und Marienbild einem Baugerüste weichen und wurden an den fünften Pfeiler gerückt.“

trägt eine faltenreiche Schürze um die Hüften und ein Messer hängt an seiner Seite. Vor ihm bemerkt man ein leeres Wappenschildchen, hinter ihm steht der h. Andreas, das ihn charakterisirende schräge Kreuz haltend und mit seiner rechten Hand die Schulter des Knieenden berührend. Die im Verhältniss zu den Figuren kolossale Console belehrt uns durch ihre Inschrift, dass der Betende der Dombaumeister Conrad Kuyn ist; sie lautet:

Anno dni M° CCCC°
LXIX die XXVIII
Ianuarij o.
hnbilis vir mgr
Conrad, Kuyn
mgr. Opris hui,
Ecclesiae Cui, Ama
requiescat in pace
Amen.

oder mit Ergänzung der Abbreviaturen: Anno domini M°CCCC°LXIX die XXVIII Ianuarij obiit honorabilis vir magister Conradus Kuyn magister Operis huius Ecclesiae Cuius Anima requiescat in pace Amen.

Nun folgen zwei schräg gerichtete Wappenschildchen, wovon das linksseitige (des Beschauers) zwei Hämmer und einen Zirkel, das zur Rechten ein aus einem Herzen hervorgehendes Kreuz zeigt. Wie es scheint, so hat Meister Conrad bei seiner Lebzeit eine besondere Verehrung zu diesem Gnadenbilde gehegt, und auch zu des Kupferstechers Zeit wanderten zahlreiche Besucher zu demselben, denn die im Vordergrunde stehende grosse Kirchenbank ist ganz besetzt mit knieenden Andächtigen beiderlei Geschlechts, denen sich an jeder Seite eine Menge Kinder, welche auf dem Boden knieen, anschliessen, alle in eifrigem Gebete begriffen. Links ist ein Opferstock an der Säule angebracht und rechts eine Kerze von ungemeiner Höhe und Schwere aufgestellt. Zu beiden Seiten öffnet sich eine tiefere Aussicht in's Innere der Kirche, links bemerkt man ein einfaches Fenster, rechts eine zweite Bündelsäule, vor welcher ein schlafender Hund liegt. Der Stecher des Blattes hat sich nicht genannt, nur der Verleger gab unten rechts seinen Namen an: joannes Bussemacher exc. Es ist 10 Zoll rheinisch hoch, 8 Z. breit, doch ist die Angabe der Höhe nicht ganz genau, da

das mir vorliegende Wallraf'sche Exemplar um ein weniges verschnitten ist.

Zu Conrad's Zeit war Meister Tilmann Polier am Dome. Unter den Herrenbriefen im Stadtarchiv entdeckte Ennen ein Schreiben des Grafen Vincenz von Mörs vom October 1467 an den Kölner Rath, worin der Graf denselben für das erledigte Amt des städtischen Werkmeisters empfiehlt. „Uns ist zu wissen wurden, so wie meister Bruyn uwer werckmeister doitz halver affgegangen ist, ind as uwer eirsamheit dann in stat desselven eynen anderen zu stellen hait, biden wir uwer eirsamheit begerlichen, dat ir uch meister Tilmann polyer anme doeme durch unser bede willen gunstlich bevalen wilt lassen syn yn vur eynen werckmeister anzunemen want derselve uns zu Moerse oich gedyent hait, daerumb ind oich want he syne werck wail kan ind uns dienstlich bewant is yn sonderlinge gerne gevurdert segen, getruwen oich, dat he uch nutz syn sall, ind laist unsere beden genyessen." (Festschr. S. 91.)

Unter den Baumeistern des Ulmer Münsters wird ein Caspar Kuen genannt, der im J. 1446 sein Leben beschloss (Grüneisen und Mauch, Ulm's Kunstleben im Mittelalter, S. 19). Neuere Forschungen in den Hüttenbüchern haben festgestellt, dass dieser „Kaspar Kun" der Sohn und Nachfolger eines „Hans Kun" gewesen, dessen Name schon 1417 in der Eigenschaft des Kirchenmeisters (so nannte man die Baumeister des Münsters) zu Ulm erscheint und dessen Thätigkeit am Bau sich bis 1435 verfolgen lässt. Die Vermuthung muss sich aufdrängen, dass sie Anverwandte unseres Conrad gewesen.

An Schenkungen zum Dombau hat es während Conrad's Amtsführung nicht gefehlt. Heinrich Haich vermachte 1451 zehn Gulden, Nicolaus von Birkenheim bestimmte 1461 testamentarisch „für den würdigen Bau der Domkirche" eine Erbrente von 20 Gulden, 1464 schenkte Adolf von der Burg „zum Bau des Domes" 100 Gulden. (Ennen, Festschrift, S. 63.)

Auch diesmal habe ich der Diplomatischen Beiträge zu gedenken, aus welchen die unrichtige Angabe, dass Meister Conrad mit „Sophie von Buere" verheirathet gewesen, in meine Nachrichten von Kölnischen Künstlern S. 247 übergegangen ist. Auch die Aussage (S. 25), dass Conrad 1452 im Schreinsbuche A domo ad portam des Niderich vorkomme, will von dem bezogenen Buche nicht wahrgehalten werden, und bei Beschreibung des Wappens desselben nach dem Bussemacherschen Kupferstiche begeht das Büchlein den Irrthum, einen Zirkel für

„eine Zange" zu halten (S. 101 als dritter Zusatz). Eine wesentlich entstellte Nachbildung dieses Wappens brachte das Domblatt Nr. 64 von 1843, eine richtige die zweite Monogrammentafel (Nr. LXXXI) zu meinen Künstlernachrichten.

---

## Urkunden.

### Columbae: Litis et Lupi. 1448.

I. Kunt sy dat van doede wilne Hilgins van Vlysteden anerstoruen ind geuallen is meister Johanne Steynmetzer werckmanne vnser heren der Stede Coelne. vort Aleit Styngin jnd Kirstian yren eligen Kinderen as yeclich van yn eyn veirdeil eyns halfscheitz eyns huyss gebuwt up eyne hofstat vort zweyer Steynen huyser der eyn gelegen is in der Strytgassen by Berwyn gryns hoeue alreneiste zo Ryne wert Ind dat ander alreneiste dae by zo Ryne wert So wie dat erue vur Anno xxxix geschreuen steynt, Also dat meister Johan vurss mit Lysbeth syme eligem wyue eyn veirdeil vort Aleit vurss mit Euerhart van Margarden eyn veirdel yrme eligen manne vort Styngin vurss yre veirdeil mit Coynrait Kuene yrme eligem manne Ind Kirstiain vurss mit Druytgin syme eligem wyue syn veirdeil van halfscheit der vurss erue van nu vortan mit rechte behalden keren ind wenden moegen in wat hant dat sy willent Behalden deme erflichem zinsse syns rechten Datum Anno domini mill° cccc^mo^ xliij° die vicesima mensis maij.

II. Kunt sy dat Coynrait Kuene vurss mit Styngin syme eligem wyue yre veirdeil Ind Kirstiain vurss mit Druytgin syme eligem wyue yre veirdeil van halfschede der vurg. erue in deme vur notum erkleirt Gegeuen ind erlaissen haint meister Johanne yrme Swager ind broeder vurss Ind Lysbeth syme eligem wyue vurg. Also dat die selue elude meister Johan ind Lysbeth nu haint nae vergaderunge dis ind des neisten vurgeschrichts dry veirdeil van halfscheide der erue vurss van nu vortan mit rechte zo behalden zo keren ind wenden in wat hant dat sy willent Behalden deme erflichem zinsse syns rechten. Datum ut supra.

III. Kunt sy dat Euerhart van Margreden ind Aleit syn elige wyff vurss yre veirdeil van halfscheide der vurss eruen in deme zweiden vur notum geschreuen Gegeuen ind erlaissen haint meister Johanne werckmeister vnser heren ind Lysbeth syme eligem wyue vurss Also dat die selue elude nu haint nae vergaderoncge dis ind des neisten vurgeschrichts dat alencge halfscheit des vurss huyss gebuwt (up) eyne hofstat jnd dat halfscheit der zweyer Steynen huyser vurss van nu vortan mit rechte zo behalden zo keren ind zo wenden in wat hant dat sy willent Behalden deme errflichem zinsse syns rechten Datum ut supra.

Niderich A domo ad portam. 1445.

IV. Kunt sy dat want Haidwich elige wyff wilne Coyngins van Francken-hoeuen in gerichte erschenen is as Heren Mathys Walraue ind Otto Botschoe Scheffen zo nederich vnss alher geurkent haint Ind hait sich doin weldigen an halfscheit eyns halfscheitz van eygendom eyns huyss gelegen an der drancgassen by deme alden tempel zo Rynewert gelegen genant Mirwylre, dat nu tzwae wonyngen begryfft, vort des huyss genant zom tempel ind eyn heultzen huyss gelegen in der waldemansgassen intgain Roperts huyss des varwers as die ligent ind nu genant is Mirwylre in der dranckgassen, vort an eygendom eyns veir-deils der tzweyer der nederster huyser van vunff huyseren die zo Rynwert gelegen synt mit deme gancge up den putze in der waldmansgassen gelegen jnd vur anno domini mill° ccccmo xxxv geschreuen steit, As yr an erstoruen ind geuallen van doede wilne Aleyden vander hallen Hermans wyff vander hallen yre Suster wilche anweltgeit die vurss Haidwich vort upgedragen ind erlaissen hait Heynrich ind Coynrait yren eligen soenen van yre ind wilne Coynrait vurss geschaiffen in der seluer yre Soene name stede zo dingen ind nae zo volgen Ind want dan Heynrich ind Coynrait vurss nae gevolgt haint as sy zo rechte soil-den ind yn nyemant wederstant gedain en hait So wart in yre Anweltgeit ind updracht beyde samen stede gewyst Ind Scheffen vrdel hait gegeuen dat man sy schriuen sal Also dat Heynrich vurss mit Neysgin syme eligem wyue Ind Conrad mit Styngin syme eligem wyue dat halfscheit eyns halfscheits van eygen-dom der vurss erue van nu vortan mit Rechte behalden keren ind wenden moegen in wat hant dat sy willent Behalden deme erfflichem zinsse syns rechten Ind Hermanne vander hallen vurss dae aen synre lyfftzucht Datum Anno Domini millimo ccccmo xlquinto die xiiij mensis octobris.

V. Kunt sy dat Heynrich ind Neisgin elude van maicht Scheffen vrdels vurss yre eychtdeil van eygendom der vurss erffe So wie dat sy in deme neisten vur notum dae aen geschreuen steint Gegeuen ind erlaissen haint Conrait Kuene ind Styngin syme eligem wyue vurss Also dat die selue elude Conrait ind Styngin halfscheit eyns halfscheits van eygendom der vurss erue van nu vortan mit rechte behalden keren ind wenden moegen nae vergaderoncge in wat hant dat sy willent Behalden deme erfflichem zinsse syns Rechten Ind Hermanne vander Hallen vurss dae aen synre lyfftzucht Datum ut supra.

Ibidem. 1447.

VI. Kunt sy dat Coynrait Kuene jnd Styngin syn elige wyff yere veirdeil van eygendom des huyss gelegen in der drancgassen by deme alden tempel zo Rynewert, ind des huyss genant zome tempel dat nu tzwae wonyngen begryfft. ind eyns heultzen huyss gelegen in der waldemansgassen intgain Ro-prechtz huyss des varwers as die ligent ind nu genant synt Mirwylre in der drancgassen Asdat vur Anno domini millimo ccccmo xlquinto geschreuen steit-vort der eygendom eyns veirdendeils der tzweyer nederster huyser van vunff huyseren in der waldemansgassen mit eyme gancge up den putze zo Rynewert ge-legen as wie die in deme dirdem vurblade geschreuen steint, Gegeuen ind er-

laissen haint Herman vander Hallen oeuermitz den seluen Hermanne vander Hallen dat veirdeil van eygendom der vurss erue van nu vortan mit rechte zo behalden zo keren ind zo wenden in wat hant dat hee wilt Behalden deme erfflichem zinsse syns Rechten. Datum Anno Domini mill$^{imo}$ cccc$^{mo}$ xlseptimo die xiij mensis martij.

Niderich: A sancto Lupo. 1452.

VII. Kunt sy dat want Styngin elige wyff meisters Coynrait Kuenen van der Hallen werckmeister zerzijt zome Doyme in Coelne in gerichte erschenen is As Jacob vamme Dauwe ind Johan Wachendorp Scheffen zo nederich vnss Amptluden alher gevrkent haint Ind hait sich doin weldigen an eyn dirdeil van halfscheit vort an eyn halfscheit eyns dirdendeyls maichende eyn veirdendeil des huyss dat vurmails die kuchen was asdat lygt mit deme gancge an die heymliche kamer alreneiste deme huyse groiss gelre as vur Anno Domini mcccc$^{mo}$ xxxiij geschreuen steit yr an erstoruen ind geuallen van doede wilne meister Claiws van Bueren werckmeister was zome doyme yrss oemen Ind want Styngin vurss nae gevolgt hait as sy zo Rechte soilde ind yr nyemant wederstant gedain en hait So is yro Anweltgeit Stede gewyst jnd gaff Scheffen vrdel dat man Styngin vurss schryuen sal Also dat sy mit meister Coynrait yrme elige manne vurss dat veirdeil des huyss asdat lygt mit deme gancge up die heymliche kamer vurss van nu vortan mit Rechte behalden keren ind wenden moegen in wat hant dat sy willent Behalden deme erfflichem zinsse dae aen syns Rechten. Datum Anno Domini mcccc$^{mo}$ Lsecundo die quinta mensis Junij.

Ibidem. 1452.

VIII. Kunt sy dat meister Coynrait Kuene werckmeister zome doyme ind Styngin syn elige wyff vurss yre veirdeil des huyss mit deme gancge up die heymliche kaemer vurss gegeuen ind erlaissen haint meister Johanne van Buere werckmeister der Stede Coelne ind Lysbeth syme eligem wyue Also dat die selue elude meister Johan ind Lysbeth dat veirdeil des huyss ind der heymlicher kameren vurss van nu vortan mit Rechte behalden keren ind wenden moegen in wat hant dat sy willent Behalden deme erfflichem zinsse syns Rechten. Datum ut supra (Anno Domini mcccc$^{mo}$ Lsecundo die quinta mensis Junij).

Ibidem. 1452.

IX. Kunt sy dat want meister Johan van Bueren werckmeister der Stede Coelne in gerichte erschenen is As Jacob vamme Dauwe ind Johan Waichendorp Scheffen zo nederich vnss Amptluden geurkent haint Ind hait sich doin weldigen an eyn dirdeil van halfscheit vort an eyn halfscheit eyns dirdeils maichende eyn veirdeil des huyss dat vurmails die kuchen wass mit deme gancghe an die heymliche kamer alreneiste deme huyse groiss gelre Asdat in deme zweydem vur notum ouch geschreuen steit as yeme an erstoruen ind geuallen van doede wilne meister Claiws van Bueren werckmeisters zome doyme in Coelne syns oemen Ind want meister Johan vurss nae gevolgt hait as hee zo Rechte soilde ind yeme nyemant wederstant gedain en hait So wart

yeme syne Anweltgeit Stede gewyst Ind Scheffen vrdel hait gegeuen dat man Johan vurss schriuen sal also dat hee mit Lysbeth syme eligem wyue nu haint nae vergaderoncge dis ind des neisten vurgeschrichts dat halfscheit des alencgen huyss mit deme gancge up die heymliche kamer vurss van nu vortan mit Rechte zo behalden zo keren ind zo wenden in wat hant dat sy willent Behalden deme erfflichem zinsse syns Rechten. Datum ut supra.

Niderich: Generalis. 1458.

X. Kunt sy dat want jn gerichte erschenen is Conrait Koene Weirkmeister zom doeme in Coelne Ind hait sich van macht sulchs kombers as he gedayn hait up Johan Kneichtgyn doen weldigen an eyn halffscheit cyns vierdeyls deser naegeschreuen eruen As myt namen des huyss geleigen jn der dranckgassen by deme alden tempell zo Rynewert vort des huyss genant zo me alden tempel dat nu tzwae wonongen begryfft ind eyns heultzen huyss geleigen jn der waldmansgassen vntghayn Roprechtz huyse des varwers as die lygent ind nu genant synt mirwylre in der dranckgassen vort der tzweyer nederster huysere van vunff huysern jn der waldmansgassen ind des putzes so wie dat ad portam anno domini mccccljo geschreuen steyt as vur vunffhondart oeuerlentze rynsche gulden vurfluchtiger scholt Ind hait der vurss Conrait die seluen komber ind anweldicheit vort upgedragen Conrait Rommell jn desseluen Conraitz Rummell nutz ind vrber stede zo dyngen ind nae zo volgen Ind want dan der selue Conrait Rummel dar up naegevolght hait as he zo reichte solde die eerste viertziendage die andere die dirde jnd Jair ind dach behalden jnd jair ind dach vmb is jnd yem nyemant wederstant gedayn en hait So synt deme vurss Conrait der komber anweldicheit ind updracht vurss stede gewyst jnd Scheffen vrdell hait gegeuen dat man den seluen Conrait Rommell myt Neessgyn syme eligen wyue schryuen sall as vur die vurss vunffhondart gulden vurfluchtiger vysserdingder scholt sich der an deme halffscheide eyns vierdeils der eruen wie vur ercleirt is zo erhoilen ind zo erkoyueren Behalden mallich syns reichten. Datum Anno domini mccccelviijo die xxva februarij.

Ibidem. 1464.

XI. Kunt sy dat want Conrait Rummell jn gerichte erschenen is as dat Euerhart van Schyderich ind Johan Dass Scheffen zo Nederich vns Amptluden her gevrkundt haynt Ind hait bybracht myt vrkunde des Schryns as hey zo rechte soulde dat hey van macht sulchs kumbers vnd anweldicheit as yeme Koene werckmeister zome doeme jn Coelne vp Johan Knechtgyn geschiet. vpgedragen hait . . . . Datum anno domini mcccc lxiiij die xiiija mensis Nouembris.

## IX. Johann von Franckenberg.

Der letzte bekannte Dombaumeister, bevor das Werk für Jahrhunderte, bis zu unseren Tagen, in Stockung gerieth, ist Meister Johann von Franckenberg. Sein Name ward zuerst durch Crombach (Hist. tr. Reg. III, p. 834) aus der Vergessenheit hervorgezogen, der, mit Berufung auf einen alten Pergamentcodex aus dem 15. Jahrhundert, berichtet:

„Magistri fabricae quatuor recensentur M. Nicolaus Lampreida, M. Christianus Polleer, M. Conrardus, et M. Joannes von Franckenberg"

und gleichzeitig nennt er mehrere „Collectores fabricae Coloniensis" und „Prouisores fabricae." Dann ist in jüngerer Zeit von mehreren Seiten, und zwar mit mancherlei Abweichungen, ein „Registrum fraternitatis sancti Petri (in pasculo) Coloniensis anno M. CCCC. LXXXVIII" veröffentlicht worden, worin die obigen vier Namen der „Magistri operis fabrice Coloniensis" wie folgt lauten:

„Meister Niclais Lempreida. M. Kristianus Polerer. M. Conrait van Franckenbergh. M. Johan van Franckenbergh."

Auch im hiesigen Stadtarchiv wird, aus dem Wallraf'schen Nachlasse herrührend, ein „Registrum defunctorum fraternitatis sancti Petri in pasculo Coloniensi" in einer schönen Pergamenthandschrift aus dem 16. Jahrhundert aufbewahrt, worin ebenfalls jede der beiden zuletzt genannten Persönlichkeiten mit dem Beinamen „van Franckenberch" besonders versehen ist, während bei Crombach es scheinen muss, als ob dem Wörtchen „et" ein Beistrich oder Scheidezeichen gerade zu dem Zwecke vorgesetzt sei, um den beiden Meistern die Gemeinsamkeit der nachfolgenden Bezeichnung „von Franckenberg" zu entziehen.

Mit Boisserée (Gesch. d. D. S. 22) halte ich dafür, dass der „M. Nicolaus Lampreida" für Nicolaus von Bueren zu halten sei, wobei es in Frage gestellt werden kann, ob „Lampreida" sein Familienname gewesen, oder ob wir es nur mit einer irrigen Lesung von lapicida zu thun haben, welches letztere wohl das weit wahrscheinlichere ist. Meister Christian scheint unter ihm das Amt eines Poliers (Polleer) in der Bauhütte versehen zu haben. „M. Conrardus" ist Conrad Kuene, für den der Beiname „van Franckenbergh" weniger auffallend erscheint, wenn wir uns erinnern, dass sein Vater in einer Urkunde vom Jahre 1445 „Coyngin van Franckenhoeuen" genannt ist. Die abweichende

Endung mag einem Irrthum des Schreinsschreibers beizumessen sein. Dann aber wird es kaum noch zweifelhaft erscheinen können, dass Johann von Franckenberg der Sohn Conrad's gewesen, jener Johann „des Werkmeister Sun von Köln", dessen im Jahre 1466 erfolgte Aufnahme in die Steinmetzenbruderschaft wir in der vorhergehenden, den Vater betreffenden Abhandlung erfuhren. Gemäss der chronologischen Folge fänden sich die letzten Decennien des fünfzehnten Jahrhunderts für seine Thätigkeit als Vorsteher des Dombauwerkes angewiesen.

Er ist — das scheint unzweifelhaft — derselbe Meister Johann, dessen folgende Stellen in den von Scholten herausgegebenen schätzbaren Auszügen aus den Baurechnungen der S. Victorskirche zu Xanten S. 48—50 gedenken:

„1487. Item Dnus Scholasticus exposuit adducendo magistrum fabrice ecclesie Coloniensis et Adam lapicidam cum famulo inclusis naulo et expensis factis hincinde VIII. mr. VI. sol. monete coloniensis . . ."

„Item magister fabrice ecclesie coloniensis et magister Adam applicuerunt Xanctis accersiti precibus Capituli pro consiliis dandis ad utilitatem structure nove [1]) in ecclesia nostra inchoate, qui receperunt in propinis, videlicet principalis III. flor. ren. aureos, magister Adam duos flor. ren. aureos. famulus vero VI. alb. Item Entvogelken pro vectura in Nuyssiam eosdem reducendo I. flor. col. de XXIIII. stuf. Item pro expensis habitis in domo mea et pro vino XVIII. alb. facit simul IX. flor. ren. curr. et V. stuff. qui faciunt in moneta nostra capitulari XII. mr. VIII. sol."

„Item Theoderico Hansen iussu Capituli misso Coloniam ad Collectorem pro magistro Johanne Rectore fabrice inprimis ad opus nostrum afferendo XII. stuf. fac. VIII. sol."

Scholten hält diesen Meister Johann nicht für den technischen Dombaumeister, sondern „für den Geistlichen, welcher im Auftrage des Capitels dem Bau (d. h. der Verwaltung der Baukasse) vorstand." Ich kann aus allen Umständen nur das Gegentheil erkennen. Wen anders als eben den technischen Dombaumeister von Köln hatten die Xantener Stiftsherren Veranlassung herbeizurufen, wo es sich um rein technische Fragen handelte? Wäre der nach Xanten gereiste magister oder rector fabrice ecclesie Coloniensis ein Geistlicher gewesen, so hätte sicher der Rechnungsführer ihn nicht so schlechtweg magister

1) Es handelte sich, nach Scholten's Meinung, um die Erbauung des Mittelschiffs zwischen Thürmen und Chor.

Johannes genannt, während im Uebrigen dem Namen eines Geistlichen das ehrerbietige Wort dominus vorgesetzt zu werden pflegt. Auch spricht die ganze Behandlungsweise, welche in Betreff des von Köln Angekommenen aufgezeichnet ist, namentlich die ihm gereichten drei Goldgulden „in propinis", dagegen.

Der Steinmetz Adam, welcher den Dombaumeister nach Xanten begleitete (er erhielt zwei Goldgulden „in propinis"), war jedenfalls einer der tüchtigsten Arbeiter in der damaligen Dombauhütte. Seiner erwähnen die Xantener Rechnungen noch mehrmals, u. a. in den Jahren 1488 und 1489.

Mit der Ueberschrift: „Johann von Frankenberg, Dombaumeister zu Köln, und die Frankenberger Kapelle" brachte die 1824 zu Köln erschienene Zeitschrift „Agrippina" (Nr. 87 und 88) einen Aufsatz von B. Hundeshagen, den wir hier nicht ganz übersehen wollen. „Ist es nicht billig zu verwundern, sagt der Verfasser, warum aus dem Werk über die Frankenberger Kapelle (von Hundeshagen) in Boisserée's Werk über den Kölner Dom, bei Erwähnung des Johann von Frankenberg, die Nachricht nicht benutzt ward, dass zu dem mit dem Domstyl so übereinstimmenden Gebäude zu Frankenberg auch daselbst noch die Sage erhalten sei, ein junger Künstler habe daran sein Meisterstück verfertigt! Frankenberg war eine der ansehnlichsten Land- und Handelsstädte Deutschlands und die vorzüglichste Residenz der Landgrafen von Hessen. Von diesem fürstlichen Geschlechte sass zur Zeit Landgraf Hermann, unter dem Beinamen der Friedfertige, früher Propst zu Aachen und zu St. Gereon in Köln, welcher vom Jahr 1473 bis 1508 dem Erzbisthum Köln vorstand, auf unserm erzbischöflichen Stuhle. Das Jahr der Erbauung der schönen Kapelle zu Frankenberg ist zwar nicht genannt, doch das Uebereinstimmende im Styl der Bauart mit dem des Kölner Domes lässt rücksichtlich der Gleichzeitigkeit keinen Zweifel übrig. Eine auf die Aussenmauern ausgehauene Inschrift dieser der Kirche am Ort auf dem Begräbnissplatz angebauten Kapelle erwähnt das Todesjahr (1384) eines Johannes (von Cassel) nur zum Gedächtniss. Es bleibt demnach höchst wahrscheinlich, dass der oben bemerkte junge Künstler, vielleicht ein Anverwandter dieses Johannes, in Köln Baumeister ward und am Dom sein Talent und seine Kunst fortzuüben die günstigere Gelegenheit erhalten hatte. Liess doch der Erzbischof Hermann im Jahr 1473 selbst die grossen Geschützstücke und andere Geräthschaften aus seinem Lande hierher kommen, womit er die Kunst des Krieges übte,

welche mit der Baukunst Hand in Hand ging.“ So Hundeshagen, dessen Ideengange man hier wohl nicht leicht wird zustimmen können — unbeschadet der Stylähnlichkeit jener Kapelle mit unserm Dome.

In den Schreinsbüchern habe ich vergebens gehofft, auch diesen Dombaumeister anzutreffen.

Bei Ennen (Festschrift S. 91) findet sich „Meister Tilmann der Domzimmermann“ mit der Jahresangabe 1485 genannt. Den Nachweis für diese Mittheilung vermisst man.

Boisserée bemerkt, dass ihm „noch der Polier Heinrich bekannt geworden sei, welcher schon im J. 1478 bei der Steinmetzenzunft beeidigt gewesen sein soll und unter dem Jahr 1509 noch in einem ihrer Bücher vorkam.“ In ihm erblickt er den Leiter der Arbeiten, die im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts an dem Dome ausgeführt wurden. „Man wölbte die nördliche Nebenhalle, baute den sich mit ihr verbindenden Theil des nördlichen Thurmes so weit, als es zu diesem Zwecke nothwendig war und schmückte die Halle mit gemalten Fenstern.“ Es erscheint mir indessen nicht annehmbar, dass ein Polier als solcher mit der obersten Leitung der Bauhütte betraut gewesen. Warum sollte man dem, der für diesen letzteren Wirkenskreis ausersehen war, nicht auch den rechten und hergebrachten Titel zuerkannt haben? und kann denn nicht Meister Johann von Franckenberg, der 1466 vielleicht als etwa 20jähriger junger Mann in die Steinmetzenbruderschaft aufgenommen wurde, das erste Decennium des 16. Jahrhunderts noch ganz wohl als Dombaumeister durchlebt haben?

Ennen (Festschrift S. 91) führt ausser dem vorgenannten Polier Heinrich, den er als „Bildhauer“ bezeichnet, noch „einen gewissen Heinrich als Polierer im Dom im Jahre 1525“ an, mit Berufung auf eine Stelle vom 8. August in den städtischen Copienbüchern.

Dass beim Schlusse des 15. Jahrhunderts die Bauthätigkeit am Dome noch fortwährte, vernehmen wir von einem Augenzeugen, dem Verfasser der 1499 bei Johann Koelhof gedruckten Chronik der heiligen Stadt Köln, der Bl. 198b von dem Erzbischof Conrad von Hochstaden berichtet:

> „He dede begynnen den groissen kostlichen vnd ewigen buwe den Doym de nu zer tzijt Anno domini MCCCCxcix noch degelichs gebuwet wirt.“

Bald nach Meister Conrad Kuene's Tode begannen die Aemter der Steinmetzen und Zimmerleute einen Rechtsstreit gegen die Werkleute vom Dome, wahrscheinlich wegen der Vorrechte, welche denselben

eingeräumt waren. Am 14. Juni 1471 wurden die Kläger durch Rathsschluss aufgefordert, sich jeder Störung gegen die Verklagten zu enthalten, bis der Rath ihnen einen andern Beschluss kund mache. (Urk. am Schlusse.) Nach Ennen (Festschr. S. 90), wurde 1491 durch Schiedsspruch dem „Doymmeister“, in Folge seines Obermeisterthums der Steinmetzenverbrüderung in Norddeutschland, in Streitsachen zwischen den Steinmetzen und Malern ein gewichtiges Wort eingeräumt. (Urk. im Stadtarchiv.)

In den Jahren 1508 und 1509 erhielt der Dom den prächtigen Schmuck der Glasgemälde in den Fenstern des nördlichen Seitenschiffes. Eines derselben schenkte der Rath der Stadt Köln, wodurch ihm eine Ausgabe von 960 Mark erwuchs. Der Meister, aus dessen Hand sie hervorgingen, ist der Glasworter Meister Lewe von Kaiserswerth, wie ich in einem Aufsatze „Die Glasmalereien von 1508 und 1509 im Kölner Dome“ im LXI. Hefte dieser Jahrbücher nachgewiesen habe. Dabei ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass das städtischerseits geschenkte Fenster von den Stadt-Glaswortern, den Meistern Hermann Pentelinck, Vater und Sohn, herrühren könne.

Ein Kunstwerk ersten Ranges der Sculptur entstand bald nach 1508. Der am 20. November dieses Jahres verstorbene Kurfürst-Erzbischof Hermann, Landgraf von Hessen, hatte in seinem Testament die Geldmittel dafür angewiesen. Es ist dies das sogenannte Sacramentshäuschen, das zunächst die Bestimmung hatte, der Monstranz als Behälter zu dienen. An der Evangelienseite des Hochaltars im Chore, da wo jetzt der erzbischöfliche Thron seine Stelle hat, ragte es vom Boden bis in die Spitze des Gewölbebogens in pyramidaler Gestalt empor, aus unzähligen Bildgruppen und Statuetten in Blenden, Säulchen, Bogen, Thürmchen und vegetabilischen Ornamenten gebildet. Demselben gegenüber, vor dem nördlichen Seiteneingange zum Chore, hatte der Stifter seine Grabstelle gewählt. „Dieses weltberühmte Meisterwerk der architektonischen Sculptur, das Höchste, was der Meissel in dieser Art jemals hervorgebracht haben mag, musste im Jahre 1766, in einer Zeit wo man, den Rath und die Abmahnung der Kunstverständigen verachtend, das Unnachahmliche der Tagesmode opferte, unter den Hammerschlägen der Rohheit sein Haupt neigen. Die herabgeschlagenen Bruchstücke wurden als Schutt in den Rhein gefahren, gleichsam als hätte mit den letzten Spuren des Meisterwerkes auch die Schande seiner Zerstörer getilgt werden sollen.“ (De Noël, Der Dom, S. 47).

Von Schenkungen, welche in der letzten Periode des Dombaues gemacht wurden, sind mehrere bekannt geblieben. 1478 bestimmte Reinhart von Palant, Propst zu Aachen, in seinem Testamente eine Erbrente von 25 Gulden „zu dem löblichen Bau der Domkirche zu Köln.“ Der Orgelmacher Dietrich Perselmann, Kirchmeister zu St. Marien-Ablass, schenkte um 1480 der Domkirche $5^1/_2$ Morgen Ackerland, und 1487 überwies Gobel Wuscheit von Münstereifel, Canonicus des Marienstiftes ad gradus, eine Erbrente von 24 Goldgulden „dem heiligen Freunde Gottes St. Peter in Behuf des Baues oder der Fabrik der Domkirche zu Köln aus guter Andacht, willig und klaglos.“ (Ennen, Festschrift, S. 63—64).

Als denkwürdig können auch die Besuche Kaiser Friedrich's III. 1473 und König Maximilian's 1494 gelten. Ueber letzteren finden sich folgende Einzelheiten berichtet: „accessitantem suffraganeus Coloniensis in pontificalibus habens crucem auream, osculum dedit regi, et ceteri cum crucibus, candelis, vexillis, et praelati omnium ecclesiarum regem Romanorum ad tres reges perduxerunt, ubi locus paratus erat pro oratione. Qua completa inceperunt cantare Te Deum laudamus, et intraverunt chorum. Illo finito suffraganeus benedictionem dedit, et canonici regem in canonicum receperunt iuxta consuetudinem ecclesiae suae.“

Noch bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts setzte sich die Bauthätigkeit in lässiger Weise fort. Interessante Mittheilungen aus der letzten Periode verdankt man Harless (Lacombl. Archiv, Neue Folge Bd. I, Heft 1, S. 17). „Eine Fabrikrechnung von den Jahren 1513—14 beweist die andauernde Bauthätigkeit und den ununterbrochenen Betrieb des Steinbruchs. Die Rechnung schliesst in Einnahme mit 17,399 Mark 6 Schill. 6 Denaren, in Ausgabe (meist für Bauzwecke, Löhnung und Kleidung der Werkleute) mit 14,083 Mark 11 Schill. 11 Denaren ab. Die nächste nach der genannten noch erhaltene Rechnung von 1559—60, welche nur 4922 Mark 10 Schill. 2 Denare in Einnahme, dagegen 6457 Mark 5 Schill. 10 Denare in Ausgabe summirt, mithin ein Deficit von 1534 Mark 7 Schill. 8 Denaren hat, zeigt im Verein mit einer Urkunde von 1562 gleichsam den letzten Reflex der Bauarbeit, indem sie in besonderer Einnahmeposition Kramladen am „neuen Pfeiler“ des Domes aufführt, wovon jene Rechnung von 1513 noch nichts erwähnt, und es ist beachtenswerth, dass der neue Pfeiler (die gedemen uff dem newen pilar ahm Dhomb) zuletzt in der Rechnung von 1570—71 begegnet. Um das Jahr 1560

wird die völlige Stockung des Baues, nach den seit 1568 nur kleinere Reparaturen wie Verputz-, Zimmer- und Dachdeckerarbeiten verzeichnenden Rechnungen zu urtheilen, eingetreten sein."

Der auf dem südöstlichen Thurmtheile befindliche Krahn zum Aufziehen der Steine gerieth in Stillstand und diente fortan nur noch als Wahrzeichen der Stadt Köln. Der dabei gelegene Bauhof[1]) stand verödet und wurde theils zur Anlage eines breiten, von der Trankgasse, dem erzbischöflichen Absteigehofe gegenüber, zum Dome führenden Weges, grösstentheils aber zu Wohnung und Garten für den Pfarrer der dem Dome incorporirten Kirche zur h. Maria in pasculo (Peschkirche) verwendet[2]).

In den folgenden Jahrhunderten, namentlich unter den Kurfürst-Erzbischöfen aus dem bayerischen Stamme, tauchten wohl einigemal Absichten für die Wiederinangriffnahme des Weiterbaues auf, die sich jedoch nur als vergebliche fromme Wünsche bethätigten. Peter De Berges, ein biederer Kölner Bürger, und seine Hausfrau Elisabeth De Clercq liessen am 31. October des Jahres 1620 ihren letzten Willen beurkunden. Nicht nur fehlen dabei nicht die üblichen und vorgeschriebenen Geschenke von je einem „alten Turnisch" (Tournose) an den Erzbischof und zum Bau der hohen Domkirche, sondern es findet sich noch eine besondere Gabe von 10 Reichsthalern für die Domkirche hinzugefügt. Dann aber sagt das Testament: „Weyterss verordtnen wir dass unssere Erben sollen in ein sicher ohrt die Zeit von 20 Jahren die Summa von 400 Rthlr. at 52 alb. den Thlr. darstellen, dass dafern inwendig selbigen Terminss man würde endigen den baw so imperfect dess Thumbss vndt vollefuhren, sollen angewandt werden zum gebaw gerürte 400 Thlr., in mangel dessen zu endt von zwanzig Jahren die Erben davon frey vnd ledig sein sollen"[3]).

Einen Dombaumeister hat das Domcapitel zwar immerfort unter seinen Beamten beibehalten[4]); das Hauptaugenmerk desselben aber

1) In einem Berichte über den Aufenthalt Kaiser Friedrich's III. in Köln 1442 ist er als das „nisser dem doime" gelegene „werkhuis" bezeichnet. (Chroniken d. niederrhein. Städte, Bd. XII, S. 365.)

2) M. s. meinen Aufsatz: Die Litsch beim Kölner Dome, im LV.—LVI. Hefte (1875) der Jahrbücher d. Vereins v. Alterthumsfreunden, S. 74—80.

3) Näheres enthält meine Mittheilung: Die Dombau-Sache im 17. Jahrhundert, im Kölner Domblatt Nr. 151 von 1857.

4) Ennen (Festschrift S. 91) nennt im Jahre 1539 den Meister Lorenz Cronenberg als Werkmeister des Domes. In den Rathsprotokollen finde ich den-

war auf die Instandhaltung des Dachwerks gerichtet. Das Mitgliederverzeichniss einer in der Kirche des Antoniterklosters bestandenen Bruderschaft nennt: „Anno 1616 in Dominica Exaudi Inkommen Johan Lommessem Eins Hochwürdig Thöm Capittels In Cölln Bow Meister. obijt Ao. 1619“[1]). Die letzten waren Heinrich Krakamp, der 1772 in einer Handschrift als „Dohm Kapitlischer Bau- und Fabric-Rent-Meister“ genannt ist. Ihm folgte Heinrich Nicolaus Krakamp, ein tüchtiger Architekt, zu dessen Werken die v. Groote'sche Familienkirche (Zum Elend), das jetzige erzbischöfliche Palais auf der Gereonsstrasse, das ehemalige v. Monschaw'sche, später v. Mering'sche Haus auf der Severinsstrasse (Nr. 162) u. a. gezählt werden. Er ist am 10. April 1815 gestorben.

Nachdem Männer wie Georg Forster, Sulpiz Boisserée u. a. durch Schrift und Bild die Begeisterung für den schönsten Tempel der Christenheit, die höchste Leistung mittelalterlich-architektonischer Kunst in den weitesten Kreisen wiederum angefacht hatten, nachdem der Bau-Inspector Ahlert von 1824 bis zu seinem 1833 erfolgten Tode Reparaturarbeiten ausgeführt und den unvergesslichen Meister Ernst Zwirner zum Nachfolger erhalten hatte, trat im Jahre 1842, unter dem Protektorate eines edelsinnigen, allem Guten und Schönen zugethanen Königs, der Dombau-Verein in's Dasein, der sich die kühne, gewaltige Aufgabe stellte, in „Eintracht und Ausdauer“ die Geldmittel für die Weiterführung des Baues bis zur gänzlichen Vollendung zu beschaffen. Zwirner hat das Ziel seines langjährigen begeisterten Strebens nicht erreicht: er ist am 22. September 1861 aus dem Leben geschieden. Sein Nachfolger wurde Richard Voigtel, der schon seit sechs Jahren als Stellvertreter Zwirner's beim Dombau thätig gewesen, Ihm wurde das Glück zu Theil, das herrliche Werk zum gänzlichen Ausbau zu bringen und den Thürmen die Kreuzblumen aufzusetzen. Am 15. October 1881 fand die Vollendungsfeier statt.

---

selben jedoch im städtischen Dienste als Bau-Inspector: „Meister Laurentz Cronberg verblouff“, Bd. XI u. XIII bei den Jahren 1542 und 1547. Im erstgenannten Jahre bewilligt ihm der Rath ein Geschenk von 50 (Gold-) Gulden auf Veranlassung von Bauten am Rathhause vor der Rentkammer und vor dem Rathskeller. Auch erscheint bei Ennen „1585 Meister Heinrich Crumbach, Zimmermann der Domfabrik.“

1) M. s. Zur Künstlergeschichte Köln's im 16. und 17. Jahrhundert, im Kölner Domblatt Nr. 112 von 1844.

## Urkunde.

**Kölner Rathsprotokolle Bd. II (1440—1473) Bl. 174 beim Jahre 1471.**

**Steynmetzere ind tzymmerlude Ampten tgaen die wercklude ymme doyme.**

**Vnse heren vamme Raide haynt verdragen zo vrkunden an der Amptlude gerichte ind andere gerichte dair des noit were off wurde jn den sachen die meistere der Steynmetzere ind Tzymmerlude ampten tgaen die wercklude ymme doyme vurneyment nyet zo doyn dan die bestaen ind rusten zo laissen biss vnse heren yn anders laissen verstaen Concordatum anno dni mcccc lxxj° veneris xiiij Junij Referentibus domino petro de Campana et Iohanne duym magistris memoriarum.**

J. J. Merlo.

---

## 8. Horae Mettenses.

II. (S. Jahrb. LXIX 72.)

### Deutsche Beichte.

Herr Freiherr von Hardenberg, früher in Metz, jetzt in Posen, dessen schöne Sammlungen für die germanistische Litteratur bereits schätzenswerthe Beiträge geliefert haben, besitzt eine Pergamenthandschrift des 15. Jahrhunderts in kl. 8° von 79 Bl., aus welcher ich im Nachstehenden ein Confessionale mittheile.

Die Handschrift beginnt fol. 1 mit kalendarischen und astronomischen Tabellen, wie sie den Gebetbüchern der Zeit voranzugehen pflegen; die Rubrik Syllabe dierum in der Tabelle f. 1'—13 giebt einen Cisiojanus, der sich mit geringen Abweichungen in dem Heiligenkalender f. 32'—44 wiederholt und diejenige Form darstellt, welche in den bereits bekannten Cisiojani der Breslauer und Krakauer Diösesen wiederkehrt. Fol. 16—25 folgen die üblichen Gesundheits- und Haushaltungsregeln für die einzelnen Monate des Jahres (‚hy ist zu merken von den menet vnd wy man sich yn icz leichem lichte halden schol nach in leibsholdorft'), darauf f. 25 die ähnlichen Regeln für die Zeichen des Thierkreises (‚hic incipiunt canones signorum' —

hye habin die menet eyn ende vnd hebet sich an dornach von den czwelff czeichen').

Der Kalender f. 32'—44 ist in deutscher Sprache gefasst und enthält von seine Heimat charakterisirenden Heiligennamen und eigenthümlichen Festen: Jan. 10: Also cristus von egipten wart gefurt. März 4: wencyslay ein Koning. März 9: Sechczig ritter tag. März 27: Rendlerti eyn pischoff (!). April 8: Sebyn eyn Juncfrawen. April 24: Georgii (roth!). Mai 3: Stanislaii eyn mart. Juni (Prachman) 15: Sand Veytt eyn mart. (roth). 23: Czechen tausent ritter. 27: Die erhebung Sand ladislay (roth). Juli (hewman) 4: Procob eyn abt. 7: Vilvaldi eyn pischoff. 8: Kyliany ein mr. 19: Sebin pruder tag. 13: Margareth eyn Juncfr. (roth). 14: Kayser heynreichs tag. 19: als sand helena zu himel ist genōm. 30: Die nyderlegunge sand laslw. September (herbestmon) 28: Wenczeslay eyn ko(ning) (roth!). October (weynman) 5: also abraham sunder wart. 12: virhundert mr. 15: Hedwig eyn hausf(rawen; roth!). 31: der eynlest tausent Juncfrawen tag, roth, s. Ursulae etc. 30: Czwey hundert mr. November 5: Die irhebung des fursten Emericii (roth, d. i. Emerici, König Stephans von Ungarn Sohn).

Diese Feste weisen nicht weniger als die dialektischen und orthographischen Eigenthümlichkeiten der Hs. auf den äussersten Osten Deutschlands hin, wo wir in einer Ungarn und Polen benachbarten Diözese — ob Prag, ob Breslau kann ich bei den mir hier zu Gebote stehenden Mitteln nicht feststellen — den Schreiber unsers Andachtsbuches zu suchen haben.

Fol. 44—67' folgen die sieben Busspsalmen, und zwar lateinisch und deutsch (hye heben sich an die siben in lateyn vnd czu dewcze:), fol. 68—76 der Beichtspiegel, der interessanteste Theil der Hs., der übrigens unvollständig ist; die 7 auf f. 68 folgenden Seiten des Buches sind unbeschrieben; am Schluss der S. 68 v° hat eine Hand des 17. oder 18. Jh. hinzugefügt: Signatum per Annum 1240, ein Datum, welches ich nirgend in der Hs. finden kann, deren Schriftzüge, wie bemerkt, 14. u. 15. Jh. anzeigen. Die Anweisung f. 14' wie man den Sonntagbuchstaben finde, lässt auf J. 1422 schliessen. Ich vermuthe die Germanisten werden sprachlicherseits nichts dagegen einwenden.

Der Beichtspiegel, welcher hier veröffentlicht wird, kann an Alter nicht mit den Beichten verglichen werden, welche Massmann (Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom 8.—12. Jh., Quedlinb. 1839, p. 121 ff.) und Müllenhoff und Scherer (Denkm. no. LXXII—LXXVII, LXXXVII—XCVII) herausgegeben haben.

[illegible] unwillkommen [illegible] der bisher publi- [illegible] Anschauungen der Zeit [illegible] Zitaten. Dem Inhalte [illegible] übertrifft er das be- [illegible] das Zehn [illegible] Drucken erschien [illegible] Westreenen van [illegible] Museum Meermanno-Westreenianum [illegible] Haag [illegible] dieses Druckes von [illegible] ferner voll- [illegible] sprach- [illegible] Text.

[illegible]

[illegible] dem almechtigen got vnd der [illegible] Maria [illegible] heiligen vnd euch prister an gotz [illegible] z an den [illegible] Gesundigt hab ich mit meinē sundigē [illegible] Mit meynē sundigē werichñ vnd mit [illegible] an mein sel seic.hait vnd [illegible] meinen nechsten. Gesundigt hab ich mit meinē h'ezen [illegible] weltleichn̄ fleischleichn̄ tewrischen ge- [illegible] begerung Mit virchten willen Mit [illegible] Mit vnar lacht meins h'ezen [illegible] Mit verezagung an gotes genaden in meinē [illegible] meine grozze sunden Mit tarücht der menschen Mit [illegible] Mit verdoennuzz Mit neid Mit zorn mit hazz mit versmech- [illegible] armer menschen oder sundige mēschñ Mit aneenūg der pozzē mit [illegible] Mit vngeordenteym betreubsal in welchm̄ sachen Mit vnc- [illegible] Mit hochfartige gemute Mit geitikeit mit ere beger- [illegible] Mit verfluchung vnd verhartung meins h'ezen Mit vordrozzen- kait in gute werichen Mit trachait in dem diensts gotes vnd in mein' sel selichkait Mit vngeornter beheltikait der welt Mit schemicheit zu tun guter werich Mit peinlikait daz ich nicht mochte pozez tun mit eigen- synne Mit aigen willen Mit vberhebunge meiner guter der natur der [illegible] hande vnd der genad(en), mit schemikait armen || freude[1]) mit parm- herczigkait Mit vorsmachnuzz guter vormugen gocz vnd der menschen. Gesundigt hab ich mit meine sundige mund mit eitlem swerē Mit fal-

1) L. freunde.

schem ayde Mit lestrung gocz vnd der heiligē Den namē gocz vnwirdikleich genāt hab wider die warheit gestriten hab Got gestraft hab in seinē werken wider got gemormelt hab das ich unwirdichlich mein gepet gesprochē hab das ich meinē nechsten nach geredt hab czu dem pozē mit manigerley bechosung mit || schanden mit chrigeschait Mit F. 70
geschray mit diewūg mit vbernemug des gutes mit vnfrid(en) machn̄ Mit vorratnus Mit flascher [1]) vorratnus mit flascher betrigniczz Mit pozem ratte Mit widersprechvng der gehorsamkait Mit verwanūg das gut in das poze mit rayczung der menschen czu zorne mit straffung der andern Das ich selber getan hab Mit vil eytel thorhaftigē worten vnd vberflizzigē Mit verdachten worten mit enschuldigun̄g der sund(en) mit lachen mit flittern || Mit vntredleichen worten Mit vn- F. 70'
rayner redde Mit singen weldleicher lider vnd ich dorynne lust hab vnd oft das ich daz poze gelobt hab vnd das gūt geschendet hab Auch das ich gesundet han mit meinē sundigen wercken Mit vnmezzikeit der speizze vnd des tranches Mit vnraȳnikait meines leibs Mit vnwirdig' enphannūg des heiligen leichnomes cristi Mit vbertretūg des gelobe gocz vn der heiligē Vnd die heiligē tag nicht gefeirt hab vnd meinē nechsten geerget hab mit meinē pozem peyczaichn̄ Mit gewonheit zu sunden || Mit tanczen mit meinē vnczuchtigen F. 71
geper mit newn sunden vnd mich oft selbs geraicz zu sunden Auch das ich gesundigt hab mit maniger versamlichait Das ich an got nicht gedacht hab got meī h'ren nicht geforicht vnd nicht lib gehabt hab vnd seinē gutē werk nicht danchsam gvest pei meinem guten nicht ym zu geaygent hab vnd vmb meinen sunde nicht rewherczig gevest pin als ich schold(en) vn̄ ich pririch (??) nicht czu der genad(en) gocz berait hab gotleicher insprechūg widerstanden hab vnd gutē fur||saez nicht zu F. 71'
dūn werchen gepracht hab als ich wol mechte zu stunden meinē willen in den willen gocs nit gegeben hab meī gewizzē vnd ich mich selbs nicht der chant[2]) hab Die chiriche vnd die predigt' geflohē hab angefecht vnd hab ausgefacht.

Auch das ich gesunden hab mit den sechs sunden in den heiligē geist mit der verczogun̄g an der parmherczikait gots in meinē betrubsal mit torftikait czusunden mit unpuzze das ich nicht wolt puzzē meȳ sunde in Wechomerczeit Das ich meȳ || hercz vorstocht hab mit meinē grozzen sunden Das ich wider die warheit gerett hab vnd auch das ich vorgen̄t hab meinē nechsten leipleich oder geistlich guter die in

1) = falscher. 2) erkant.

got vorlichen hat Auch das ich gesundiget hab mit den vir ruffennden sunden Das ist rat gegebñ zu vergizzẽ das vnschuldig blut oder an ayner sach gewesen pin der vergyzzunge Auch das ich gelaidiget hab vnd vnderdruckt hab arme witiben vnd weisen vnd meỹ dienstpoten iren
F. 72 sold(en) nicht gegebñ hab vnd vorczogñ hab vnd oft wol || hett gegebn vnd nicht getan hab Auch das ich gesundigt hab wider die sechs werich der parmh'czikait das ich gar ein vnparmmigez hercz gehabt hab gegen armẽ menschen Vnd sunderleich den hungerin nicht gespeist Den durstigẽ nicht getrencht hab Den armẽ nicht gehawst hab Den chranchen nicht besucht habe weder mit meiner aygen pson[1]) wed' mit mein' vntertanigung Sunder ich yn vorsmecht hab vnd mir vor ym gegraust hat vnd
F. 73 ich yn nicht wolt sehen oder horen Das ich den || gevangen nicht getrost hab vnd nicht besucht hab vnd nicht gefret hab nach meinẽ vermugẽ Vnd den nachkthachten (sic!) armẽ menschñ nicht gechlait hab vnd meinẽ dinspoten iren gewonlaichñ lon zu recht' zeit gegen han Sunder dem dur'ch meynen willẽ der frorẽ sind Den toten vnd den ellenden menschen nicht begraben hab Auch das ich gesundiget hab wider die syben geistleich werich der parmherczigkait Das ich die vnweysen menschen nicht gelort hab vnd nicht aynẽ gutẽ rat in seinẽ
F. 73' sachẽ gegebñ han offt eỹ || sundigen den ich wol het mogen gestraffen vnd den nicht gestraft hab Den betrubten mẽschñ nicht getrost han in seinẽ betrubten leben Das auch dem menschñ der mich gelaidigt hat an eren Vnd an gut von ganczẽ h'czen nicht vergebñ han als ich scholt verrecht Auch das ich nicht hab helffen tragen die pruderleich oder geistleich in mitleidung der menschen vnd das ich auch nicht vleizzikleich hab gepeten fur meine freunt vnd auch fur die veint Auch das ich gesundigt hab wider die sybñ gab des heiligen geistes
F. 74 das ich got meinẽ h'ren nicht geforicht || Sunder oft mer ain menschñ gar aines ungutigen h'czen gewest pin sucht sterckleich der anfechtuñg widerstanden hab sucht an einẽ gutẽ rat genötigt hab Nicht vernemen wolt das gocz an gehort oder mein' sel selichkait oder gut werge welt meine nachsten vnd auch daz ich layder nach der weisheit der welt des fleisches vnd nach der tewflischñ mer gesent hab Auch das ich gesundiget hab wider die acht selikait daz ich nicht ains willigen armẽ geists pin gewesen Sunder aines vngutigen in dem h'czen in dem mũd
F. 74' vnd in allen meine werichen gewest pyn || vnd unparmherczig gegen meiner sel vnd gegen dem menschñ vnd sunderleich vnparmherczig gegen der martir ihũ χp̄i Das ich nye chayn warhafftig mitleidung

1) person.

gehabt han das ich mich auch nicht hab lazzen hungern vnd dursten in hyczunge pegerunge noch der gerechtikeit Das ich auch nach aym vntugentsamē leben laider mer hab lib gehabt wen zu einē tugentsamen Das ich auch gesundiget hab Das ich das ich gar ayn vnfridsam hercz gehabt hab mit meinen grozzē sunden vnd vnfrid gemacht hab vnd mich gefreit hab vnd || czwischen den menschen Das ich auch F. 75
mein hercz nicht gerainigt hab mit rew peichten vnd auch nit geduldig pin gewest mechtūg durch der gerechtikait willen Auch das ich gesundiget hab wider die czeliste farichte des heiligen geistes Das ich den nicht lib gehabet vnd mich v'saumpt hab an der lib gotes vnd des nechsten vñ nach dem frid des h'czen vnd nach der gewizzē vnd ich mich nicht der lust hab in guten geistleichen werichen vnd in gedulde gemutes der sel nicht bestanden pin vnd mildikait der gute nicht gehabt || hab vnd ich mich versawmt hab mit manigen andacht F. 75'
dur'ch weltleicher sache willen Vnd manigerlay vordrozzung in gutē dingen gehabt hab Nicht handelper gewelt pin in guten vnd ein lautern gelauben nicht gehabt hab vnd chaynn meizzichait weder in wortē noch in werich nicht gehabt hab vnd mich nicht enczogen von den vnczunleichn digen Auch das ich gesundiget hab wider den heilig sacramēt wider die heilig tauff in der ich abgesagt hab dem tewfel seiner hoffart vnd allen seinen posen werichten Vnd laider in den[1]) gevallē || F. 76
vnd das chlait der vnschuld verloren hab Auch wider den heilige firmug gesundiget hab das ich dem tewfel vnd aller sein' geselschaft nicht widerstanden heb vnd das sacromēt der heiligen puz nicht dymutikleich enphangen hab vnd den heiligenn leichnamē mit sechen in den hendē der prister nicht gewirdigt hab, vnd ny andachtichklich enphangen hab vnd ich mich nach meinē vermugen ny dar zuberait hab vnd laider in grozzen sunden enphangen hab, das sacramēt der heiligē ee nicht gehalten hab als mirs got gepoten hat pristerschaft gennert·:

Signatum per annum 1240 (Hand des 17/18. Jh.)

F. X. Kraus.

1) Sünden?

## II. Litteratur.

1. **Anleitung zum Lesen, Ergänzen und Datiren römischer Inschriften, mit besonderer Berücksichtigung der Kaiserzeit und der Rheinlande, von Carl Bone. Mit einer lithographirten Tafel. Trier, Fr. Lintz'sche Buchhandlung 1881. 94 S. kl. 8°.**

Diese Anleitung ist, wie das Vorwort bemerkt, nicht für Fachmänner bestimmt, sondern soll eine Vorschule für Anfänger sein und ein Hilfsmittel für alle Laien, welche „bei neuen Funden, in Museen und auf Reisen sich zum Verständniss von Inschriften die nöthigen Haltpunkte verschaffen wollen". Der Verfasser hat damit einem längst gefühlten Bedürfnisse entsprochen, denn ein solches Hilfsbuch existirte bisher nicht. Der vortreffliche „Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums" (Wien 1865) von Ed. von Sacken konnte seinem Programm gemäss den Inschriften nur einen kurzen Abschnitt widmen und berücksichtigt vorwiegend österreichische Funde, wenn er auch andererseits den Vorzug hat, dass er seine Leser über heidnische Alterthümer jeder Art orientirt.

Die Einleitung gibt kurze Anweisungen für genaue Bezeichnung des Fundortes, der Fundzeit und des entdeckten Gegenstandes. Es sind dies recht praktische Rathschläge, deren Befolgung gewiss gute Dienste leisten wird. Es sei aber bei dieser Gelegenheit der Wunsch ausgesprochen, dass bald auch noch eine populäre Belehrung und Instruction über das Vorgehen beim Ausgraben von Alterthümern im Allgemeinen und über deren Behandlung verbreitet werde, speciell für die Rheinlande und in ähnlicher Weise, wie dies für Oesterreich von Sacken gethan hat.

Der erste Abschnitt handelt vom Lesen der Inschriften (1. von der Schrift und 2. von den verschiedenen Arten der Inschriften), der zweite vom Ergänzen der Inschriften mit Beispielen und Aufgaben zur Uebung, der dritte vom Datiren der Inschriften (aus Consul-, Kaiser-Namen, Legionen, Cohorten, bekannten Ereignissen und sonstigen Anhaltspunkten).

Drei Anhänge enthalten 1) ein Verzeichniss der besonders gebräuchlichen Abkürzungen, 2) ein chronologisches und ein alphabetisches Verzeichniss der Kaiser bis auf Theodosius I., 3) ein Verzeichniss der Legionen. — Endlich gibt eine lithographirte Tafel Facsimiles von Ligaturen und von verschiedenen Inschriftenklassen, daneben auch von einer Münze.

Die Aufgabe, ein solches Werkchen zu verfassen, war gewiss eine schwierige, um so mehr als noch kein sachkundiges und brauchbares Handbuch der römischen Epigraphik existirt und die einzelnen epigraphischen Gesetze und Thatsachen durch eigene Arbeit aus einer sehr weitschichtigen Litteratur gesammelt werden mussten; dabei war eine Beschränkung auf Mittheilung des Allerwesentlichsten und zwar in knappster und doch gemeinverständlicher Fassung geboten.

Der Verf. hat diese Aufgabe mit Sachkunde gelöst, und speciell die von ihm getroffene Auswahl des Stoffes darf im Ganzen als eine zweckmässige bezeichnet werden. In letzterer Beziehung habe ich namentlich Folgendes vermisst, durch dessen Einfügung in eine neue Auflage das Schriftchen gewiss an Brauchbarkeit gewinnen würde.

1. Die nothwendigsten litterarischen Hilfsmittel. — Ausser der einen und andern Verweisung auf die Publikation einer Inschrift findet sich fast nur citirt (S. 36) Hübner's Aufsatz über Papierabdrücke in diesen Jahrbb. XLIX [nicht LIII][1]) und (S. 74) einige Arbeiten über Legionen, wo aber des hochverdienten Grotefend Name nicht hätte verschwiegen werden sollen. Wenigstens Brambach's Corpus I. Rh. und Wilmanns' Exempla wären zu nennen gewesen, etwa auch das immerhin sehr brauchbare Buch von Schuermans, Sigles figulines.

2. Verzeichniss der Consules ordinarii der ersten drei Jahrhunderte.

3. Angabe der Titulaturen der Kaiser.

4. Neben der Legionen-Liste auch ein Verzeichniss der in den Rheinlanden stationirten Cohorten.

5. Eine Belehrung über die verschiedenen Arten von den gerade hier so häufig sich findenden Töpferstempeln.

6. Ein Alphabet der gangbarsten Cursivschrift (nach den Tafeln im Corpus I. L. Band III und IV), mit einem Hinweise z. B. darauf, dass in später Zeit einzelne Buchstaben (bes. cursives F und L) auch in die Lapidarschrift eindringen, welche man hier und dort irrthümlich noch als „archaische“ Formen bezeichnet findet.

7. Mahnung zur Vorsicht gegen Fälschungen namentlich von kleinen Anticaglien mit Angabe der Hauptkriterien.

---

1) Derselbe ist jetzt in erweiterter Gestalt als selbständige Broschüre erschienen: Ueber mechanische Copien von Inschriften. Berlin 1881.

Zu einzelnen Stellen des Büchleins sei noch Nachstehendes bemerkt: S. 5 und sonst nennt der Verf. „Apices" die kleinen Ansätze an Buchstabenenden, z. B. des C. Diese Verwendung des Wortes widerspricht aber dem epigraphischen Brauche und kann leicht irre führen. Man bezeichnet damit vielmehr die über naturlange Vokale gesetzten dem Acutus gleichenden Striche. Diese erwähnt der Verf. nicht, obschon sie einen Anhalt zur Datirung der Inschriften bieten (vgl. Jahrb. LXIX, S. 35).

Als Specimen eines beschriebenen Schleuderbleis ist Fig. 10 (vgl. S. 30) unglücklicher Weise ein gefälschtes Stück ausgewählt: FERI POMPEIVM· Mit dieser Legende verhält es sich nämlich folgendermassen: Die echte Aufschrift echter Glandes lautet: Vorderseite FERI, Rückseite POMP d. h. feri Pomp(eium). Diese wurde von Gualtherus in seinem 1625 zu Messina erschienenen Werke: Siciliae tabulae, comm. p. 26 (im Thesaurus Sic. VI, 381) so edirt: FERI POMPEIVM, mit stillschweigender Auflösung des zweiten Wortes und ohne Unterscheidung von Vorder- und Rückseite. Aus ihm wurde sie dann (1844) von De Minicis, Ghiande missili als echte Inschrift wiederholt und sogar auf der Tafel n. 28 abgezeichnet, obschon sie bei Gualtherus nur in gewöhnlichen Typen steht. Nach dieser Publikation hat dann endlich der Askulaner Fabrikant von Glandes-Inschriften einen Stempel geschnitten und mit demselben unbeschriebene antike Glandes beprägt; eines dieser Exemplare ist ohne Zweifel das hier facsimilirte. — S. 30 wäre der Ring des Wiesbadener Museums [Bramb. 2004] mit i[r]am compesce patientia besser weggeblieben; ob er antiker Zeit angehört, ist mindestens sehr zweifelhaft. — In der S. 45 behandelten und Fig. 5 abgebildeten Inschrift aus der Nähe von Neuhof [genauer vom Zugmantel-Castell] desselben Museums [Br. 1549] wird mit Wahrscheinlichkeit Z. 8 EO in EQ(uitata) emendirt. Dagegen kann das andere dem Steinmetzen vom Verf. imputirte Versehen Z. 1 CÆES (statt CAES) nicht anerkannt werden. Die betr. Striche (welche obendrein höchstens einem ligirten F ähnlich sehen) sind nur zufällige Schrammen, auch nach von Cohausen's Ansicht. Der „nach Steiner" [vielmehr Kraus] ebendaselbst gefundene Ziegelstempel COH III TR, auf welchen sich der Verf. für die Ergänzung von Z. 5 beruft, bietet keine sichere Gewähr. Weder dieses Exemplar noch ein anderes ist seit Kraus (Hanauisches Magazin 1784, p. 14) von irgend Jemandem gesehen worden[1]) und ist wahrscheinlich verlesen für COH IIII Aind. (Bramb. p. 289) oder COH ICIVR[2]). — An manchen Stellen

---

1) Gercken IV, 269 schreibt gar COHORS . IV . TREVEROR. Er besuchte Kraus 1780 und 1786 und hat sich wohl verhört.

2) Ein solches V mit senkrechtem ersten Striche zeigt das Ex. des Wiesbadener Museums von Arzbach, welches ich copirt habe (vgl. Br. p. 287).

bezeichnet der Verf. epigraphische Erscheinungen zu allgemein als „häufige“, „seltene“ u. dgl., bei welchen eine engere Begrenzung sehr wohl möglich und auch von Wichtigkeit ist. So wird S. 6 gesagt, dass das Halbrund des P unten nicht ganz bis an den Vertikalstrich reiche und Ausnahmen selten seien. Geschlossene P finden sich vielmehr sehr häufig in späten Steininschriften; dasselbe gilt von den Worten auf S. 51: „Statt COS steht sehr selten auch COSS (CONS beruht wohl auf falscher Lesung).“ Hier war bestimmter zu constatiren, das COSS vereinzelt seit etwa der Mitte des 2. Jahrh. vorkommt (Borghesi III, p. 537, De Rossi, Inscr. I, p. XXI, Mommsen, Corp. III, p. 1185 und VIII, p. 1060); CONS aber beruht nicht auf falscher Lesung, es findet sich vom 4. Jahrh. an sogar häufig (vgl. Jahrb. LXIX, S. 39, Corp. VI, n. 1175, besonders Mommsen, Corp. V, p. 1162). — Das S. 7 ausgesprochene Gesetz: „Alle Zeilen einer Inschrift sind meist gleich lang“ gilt höchstens für Bronzetafeln und Steinplatten, nicht aber für Altäre und ähnlich geformte Monumente. — Die S. 64 adoptirte Erklärung der Ladenburger Inschrift (Bramb. 1713 = Wilmanns 2258) civit[as] Vlp(ia) s(ua) hat sich längst als unhaltbar erwiesen; siehe besonders Christ, Jahrb. LXI, S. 16 ff. — Zu der auf S. 65 angeführten Inschrift von Gross-Krotzenburg (Br. 1432), welche ich kürzlich in Fulda untersucht habe, will ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, dass in der letzten erhaltenen Zeile noch zu erkennen ist

\LEG · G · S · N/// D////

Demnach lautet die ganze Stelle: Q. Aiacius | [Mo]destus Crescentia|[nus] leg(atus) G(ermaniae) s(uperioris) und damit ist derselbe also sicher als Statthalter von Ober-Germanien erwiesen; das Folgende heisst vielleicht n(umini) d(evotus), aber zwischen N(umini) und D(evotus) scheint noch etwas zu stehen (ein kleines V und ligirtes M?). Ausserdem steht Z. 2 auf dem Steine IMPPP · CÆSSS · L (mit 3 P, von denen das erste vielleicht ausradiert ist, und 3 S); Z. 3 und 5 SEPTIMI (nicht -MII). Die übrigen Abweichungen Steiner's vom Original bestehen nur in einer falschen Zeilenabtheilung (PERTINA|CIS steht auf dem Steine) und in Vernachlässigung fast aller Ligaturen[1]). — S. 67 wird erwähnt, dass in der Inschrift

1) Die von Kellermann an Borghesi (Opp. 4, 185) mitgetheilte, seiner Erinnerung nach aus einer Zeitung entnommene Abschrift liegt bei den Scheden des Corpus. Auf Grund der aus derselben von mir entnommenen Indicien hat meiner Bitte gemäss Herr Ernst Woerner nachgesucht und die betr. Publikation gefunden in der Grossh. Hess. Zeitung vom 12. Mai 1835, S. 668. Diese editio princeps rührt von Steiner her, ist aber nicht minder fehlerhaft als seine übrigen.

Brambach 164 das Wort TIBERII auf Rasur NERONIS eingemeisselt sei, ohne dass der Verf. an der Echtheit jenes Namens zweifelt. Er beruht aber auf moderner Interpolation (s. Fulda, Jahrb. LIII, 251); auch müsste die Form wenigstens TIBERI lauten. — Die S. 68 angeführte Inschrift existirt nicht im Stuttgarter Museum, sondern ist schon längst verschollen. Und der vom Verf. mitgetheilte Text ist von den drei erhaltenen gerade der schlechteste, wie Brambach 1584 schon richtig nachgewiesen hat. — S. 72 hätte wohl noch auf die Wichtigkeit der Ziegelstempel für die Bestimmung der Stationsorte der betr. Truppentheile hingewiesen werden müssen. — Im Index S. 86 ist die Unterscheidung ⟩ und ⟩ = centurio, ∋ = centuria nicht zutreffend; alle drei Siglen stehen sowohl für centurio als für centuria. — In dem Verzeichniss der Kaiser steht S. 87 Julius Didianus statt Didius Julianus und S. 88 Opimius Macrinus statt Opellius Macrinus. — S. 93: der Beiname der 5. Legion lautet nicht alauda, sondern, wie Mommsen gezeigt hat, alaudae (siehe zu Borghesi, Opp. II, 334).

Zum Schlusse können wir nur noch wünschen, dass diese Anleitung von Denen, für welche sie bestimmt ist, recht fleissig benutzt werde. Wir zweifeln nicht, dass dieselbe dazu beitragen wird, das Interesse an den Inschriften und damit auch an deren Erhaltung in immer weiteren Kreisen wachzurufen.

Heidelberg. K. Zangemeister.

2. Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. im Bildercyclus des Codex Balduini Trevirensis. Herausgegeben von der Direction der K. Preussischen Staatsarchive. Erläuternder Text, bearbeitet (unter Benutzung des literarischen Nachlasses von L. v. Eltester) von Dr. Georg Irmer, Archivsecretär in Marburg. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1881. XII und 120 S. gr. Fol. 39 Tafeln.

In stetigem Wechsel folgen einander in der Geschichte der geistigen Entwickelung aller Völker Perioden erhöhten poetischen Schaffens und solche einer intensiven und extensiven Entfaltung der exact-positiven Wissenschaften. Ein Zusammentreffen beider ist in dem grossen Gange der Menschheitsgeschichte eine seltenere Erscheinung.

So ist auch in unserer nationalen Geschichte der neuern Zeit auf die klassische Zeit unserer poetischen Litteratur im vorigen Jahrhundert eine ganz eminente und rapide Entwickelung der positiven Wissenschaften gefolgt. Gleich reges Leben entfaltet sich auf allen Gebieten der Naturwissenschaften und der historischen Disciplinen: neue Anschauungen brechen sich Bahn, man rüttelt an der gesammten früher für

unerschütterlich geltenden Tradition, und neue kühnere Gebäude erheben sich auf den Trümmern der versinkenden.

Die Geschichtschreibung selbst übernimmt ihrem Wesen nach in diesem Conflict des Einst mit dem Jetzt die Vermittelung. Indem sie die durch Erfindungen und Fälschungen aller Art verdunkelte Vergangenheit in ihrer wahren Gestalt wiederherzustellen sucht, vermittelt sie den Uebergang von der Vergangenheit zu der Gegenwart: indem sie mit kritischer Sonde an die wahren und gefälschten Ueberreste der Vergangenheit herangeht, zerstört sie zugleich und baut auf.

Das war ihr Wesen und ihr Character überall und zu allen Zeiten. Fragen wir nun aber, wodurch die rapide Entwickelung derselben gerade in unserm Jahrhundert zunächst herbeigeführt worden ist, so ist es vor Allem die kritische Analysis der überkommenen Ueberlieferung, durch welche es ihr möglich wurde, von den abgeleiteten Quellen der historischen Erkenntniss zu deren ursprünglichen Grundlagen zurückzukehren und diese von den Zuthaten späterer Zeiten zu reinigen. So kommt es, dass Grundlage und Vorbedingung der ganzen grossen historiographischen Bewegung unserer Zeit in den mit bienenartigem Fleisse veranstalteten neuen Ausgaben der historischen Quellen zu suchen ist. Nachdem Niebuhr und Ranke mit genialem Blick der Forschung neue Bahnen eröffnet hatten, folgten die grossen Quellenausgaben der Monumenta Germaniae historica und die massenhaften Publikationen aus den bisher der Forschung grösstentheils verschlossenen Archiven und bewiesen der erstaunten Welt, wie wenig echte und unverfälschte Kunde der Vorzeit doch bisher verbreitet gewesen war.

Und je mehr man sich von der Unzulänglichkeit der bisherigen Quelleneditionen überzeugte und die systematische Veröffentlichung der Schätze der Archive als eine historische Nothwendigkeit erkannte, um so mehr musste das Bestreben hervortreten, nicht nur den Inhalt der einzelnen historischen Dokumente durch den Druck zu vervielfältigen, sondern die Originale selbst durch eine möglichst naturgetreue Vervielfältigung dem Staube der Archive zu entheben und der Forschung in ihrer vollen Gestalt zugänglich zu machen. Die neuen Grundsätze der historischen Kritik sollten nicht bloss in den Archiven selbst an den Originalen angewandt, sondern von jedem Forscher auf ihre Zuverlässigkeit und Richtigkeit geprüft werden: d. h. man wollte eben ein vollständig naturgetreues Bild der Originale selbst herstellen. Die ersten gelungenen Versuche dieser Art wurden von der Ecole des chartes in Paris angestellt, der dann die preussische Archivverwaltung mit ihren mustergiltigen Abbildungen alter Kaiserurkunden folgte. Je grösser die technischen Schwierigkeiten waren, die dadurch erwuchsen, dass die Abbildungen, um die Kriterien über Echtheit oder Unechtheit

klar erkennen zu lassen, jeden Punkt und Strich auf das genaueste wiedergeben mussten, um so mehr verdient dann die Archivverwaltung, welche alle diese Schwierigkeiten mit grösster Exactheit zu überwinden wusste, unbedingte Anerkennung. So vortrefflich ist die Nachbildung getroffen, dass schon ein einigermassen geübtes Auge dazu gehört, um sie von den Originalen zu unterscheiden. Selbst Ton und Farbe des Pergaments sind auf das genaueste wiedergegeben. So ist es jetzt auch dem Forscher, welcher nicht in der Lage ist, in den Archiven herumzureisen, um die Originale selbst zu vergleichen, möglich, sich eine genaue Vorstellung von denselben zu machen, die ihm in vieler Hinsicht die Originale selbst ersetzen kann. Noch grössere Bedeutung haben diese Publikationen natürlich für die Heranbildung der jungen Historiker auf den Hochschulen, die mit den Elementen des Urkundenlesens und mit den Grundlagen der urkundlichen Kritik an der Hand dieser Abbildungen auf sehr bequeme Weise vertraut gemacht werden können.

Dasselbe technische Verfahren, durch welches man dieses bedeutsame Resultat gewonnen hat, ist nun neuerdings auch auf eine Quelle anderer Art angewandt worden, deren hohe kunst- und kulturhistorische Bedeutung schon seit lange von den Fachleuten, die ihrer ansichtig geworden sind, hervorgehoben und deren Veröffentlichung daher schon vor Jahrzehnten von mehrern Autoritäten auf diesem Gebiete angestrebt worden ist, ohne doch bisher zur Ausführung kommen zu können. So sehr sich Männer wie der frühere Archivar in Coblenz, Dr. Beyer, der Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg, der Archivrath von Eltester u. A. dafür interessirten, das Unternehmen scheiterte immer und immer wieder an der bedeutenden Höhe der Kosten, welche es erforderte. Erst nachdem im Jahre 1876 der Archivverwaltung bezw. ihrem neuen Chef, dem Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Dr. von Sybel, grössere Mittel bewilligt worden waren, konnte das Unternehmen mit Nachdruck in die Hand genommen werden, so dass die epochemachende Publikation nunmehr in reichster und schönster Ausstattung abgeschlossen vorliegt.

Es handelte sich dabei um die naturgetreue Wiedergabe eines Cyclus von Aquarellen, welche in der Mitte des 14. Jahrhunderts der Erzbischof Balduin von Trier zum Gedächtniss der Romfahrt seines Bruders, des Kaisers Heinrich VII. anfertigen und einer der drei von ihm herrührenden, im Coblenzer Staatsarchive aufbewahrten Urkundensammlungen vorheften liess. Die Sammlung besteht im Ganzen aus 73 Bildern, von denen 71 Federzeichnungen und 2 in Gouache ausgeführt sind. Den Gegenstand derselben bilden die Wahl und Weihe Balduins zum Erzbischofe von Trier, die Wahl und Krönung seines

Bruders Heinrich zum deutschen Könige und die zur Erlangung der Kaiserkrone von ihm ausgeführte Romfahrt. Die Abdrücke wurden anfangs von der Firma W. Loeillot und nach deren Auflösung von der Kunstanstalt von C. Müller in Berlin hergestellt und sind in jeder Beziehung vortrefflich gelungen. Der Ton der Farben ist ebenso genau bis ins kleinste Detail wiedergegeben, wie die Contouren selbst; mit minutiösester Genauigkeit ist durch die sorgfältigen Correcturen des Geh. Archivraths Dr. Gollmert die grösste Uebereinstimmung mit dem Originale erreicht worden, so dass sie nicht nur für den Laien, sondern auch für den Fachmann das Original vollkommen zu ersetzen vermögen. Nur der Ton des Pergaments, auf den es indess bei derartigen bildlichen Darstellungen weniger ankam, ist ein wenig zu gleichmässig und zu wenig gelblich gehalten.

Fragen wir nun, worauf die eminente Bedeutung der Veröffentlichung dieser Bilder in erster Linie beruht, so glauben wir dieselbe vor Allem darin sehen zu müssen, dass die grosse Kluft, welche uns in unserer ganzen Weltanschauung und Vorstellungsweise von den historischen Gestalten des Mittelalters trennt und uns dieselben mehr oder weniger schemenhaft erscheinen lässt, durch das Bekanntwerden dieser Bilder in etwa überbrückt wird. Man wird im Allgemeinen sagen müssen, dass der grossen Mehrheit unseres Volkes das Leben und Wirken, das Schaffen und Walten unserer Vorfahren im Mittelalter, von dem wir nur durch wenige Jahrhunderte getrennt sind, weniger verständlich ist als das des Alterthums. Die einzelnen Daten unserer äussern Geschichte sind allgemein bekannt, aber die grossen Persönlichkeiten, welche die Träger der welthistorischen Entwickelung gewesen sind, muthen uns im Allgemeinen fremdartig genug an, und von dem eigentlichen Volksleben haben wir nur eine sehr unklare Vorstellung. Die Gestalten der alten Geschichte, die socialen und politischen Erscheinungen des Volkslebens im Alterthum dünken uns klarer und verständlicher als die unserer eigenen grossen Vergangenheit. Worauf beruht diese gewiss auffallende, aber darum nicht minder wichtige Thatsache? Doch vor Allem darauf, dass wir von den historischen Vorgängen des Mittelalters so wenig concrete Ueberreste und Darstellungen besitzen. Die plastischen Denkmale des Alterthums, seine Skulpturen und Malereien reden noch heute zu uns in sehr verständlicher Sprache und entrollen uns ein gegenständliches Bild der Vorgänge, die sie darstellen. Von dem Mittelalter sind uns derartige Ueberreste nur wenige erhalten; wir kennen und bewundern die Thaten eines Barbarossa, ein Bild seiner Persönlichkeit vermögen wir uns kaum zu machen. Erzählten uns nicht die grossen und gewaltigen Bauwerke des Mittelalters von der Idealität der Sinnesweise

unserer Vorfahren, wir vermöchten uns in ihr Dichten und Trachten kaum noch hineinzuversetzen. Wie ganz anders im Alterthum! Die Bildwerke eines Phidias, die zahlreichen Statuen der römischen Imperatoren u. dgl. entrollen uns hier ein anschauliches Bild von der Götter- und Menschenwelt, welche den Inhalt der antiken Geschichte bildet, während aus dem Mittelalter fast nur Denkmale der Gottesverehrung auf uns gekommen sind. Und die Erzählungen der Schriftsteller aus dem Mittelalter, auf die wir so in erster Linie angewiesen sind, entwerfen uns nur im Allgemeinen ein Bild der äussern Geschichte unseres Vaterlandes, und auch dieses oft in einseitig gefärbter und unzulänglicher Darstellung. Besser schon sind wir durch urkundliche Denkmäler über das Rechts- und Verfassungsleben unseres Volkes unterrichtet. Aber es fehlt das Concrete, das Greifbare und Dramatische des grossen Ganges der Kulturentwickelung! Und eben hierfür sind jene Bilder, welche in concreter Darstellung zu uns von Vorgängen reden, welche sich sonst unserer Kenntniss fast völlig entziehen, von unschätzbarer Bedeutung. Sie schildern uns Scenen aus dem mittelalterlichen Leben, die durch keine Angaben mittelalterlicher Schriftsteller ersetzt werden können. Und wenn die dargestellten Personen auf Porträtähnlichkeit schon darum keinen Anspruch machen können, weil die Malerei der Bilder noch eine sehr primitive ist, so erhalten wir doch über mancherlei Gebräuche bei Wahlen und Krönungen, über Costüme und Wappen, Geräthe und Waffen, Fahnen und sonstige Abzeichen klare und anschauliche Kunde. Und zu dieser kulturgeschichtlichen Bedeutung dieser Bilder kommt dann noch die kunsthistorische, welche uns den Standpunkt damaliger Malerei in einem hervorragenden Repräsentanten kennen lehrt. Man sieht, diese Bilder sind geeignet weit über die Kreise der Fachleute hinaus allgemeines Interesse zu erwecken. Und in richtiger Erkenntniss dieser Thatsache wendet sich auch der gleich näher zu characterisirende begleitende Text seiner Form und seinem Inhalte nach an weitere Kreise des gebildeten Publikums.

Sehen wir uns nun die auf diesen Bildern geschilderten Vorgänge ein wenig genauer an. Auf dem ersten derselben wird die von Papst Clemens V. vollzogene Consecration Balduins zum Erzbischof von Trier dargestellt. Es folgen: Balduins Zug nach Trier, der Einzug daselbst, die Darbringung des ersten Messopfers und das sich an den Einzug anschliessende festliche Gastmahl. In allen diesen Bildern erhalten wir concreten Aufschluss über Vieles, was wir bisher nur aus den canonischen Rechtsdeductionen von seiner rechtlichen Seite kannten, hier aber in concreter Gestalt mit allen Beigaben frischen Lebens kennen lernen. Wir sehen die Tracht der Geistlichen und Ritter, die bei den

heiligen Handlungen angewandten Geräthe, wir erkennen die Amtstracht eines vom Erzbischof von Mainz gesandten Boten, wir sehen Truchsess und Kämmerer ihres Amtes walten u. dgl. m. Und ebenso in den folgenden Bildern, in denen nunmehr die Wahl und Krönung des deutschen Kaisers den Mittelpunkt bildet: wir sehen zunächst die einzelnen Kurfürsten, kenntlich an den über ihren Häuptern angebrachten heraldisch genau ausgeführten Wappen, versammelt, um den neuen König zu küren, alsdann die einzelnen Scenen der Aachener Kaiserkrönung, den Zug nach Italien und alle die Vorgänge, welche sich bei diesem Unternehmen des romantischen Königs abspielten. Auf allen Bildern sind die einzelnen Personen, deren Gesichtszüge noch ziemlich typisch und wenig individuell erscheinen, doch an ihren Wappen und Bannern kenntlich, die der Verfasser des Textes uns im Einzelnen interpretirt. Wir erkennen genau Art und Form der Rüstungen und Schwerter, der Pferdedecken und des Helmschmuckes u. dgl. Auch die Fechtweise des ritterlichen Kampfes tritt uns anschaulich vor Augen, und so entfaltet sich vor uns ein lebendiges Stück mittelalterlichen Lebens und Treibens, wie es uns aus dieser frühen Zeit bisher nicht bekannt war. Unter jedem Bilde befindet sich, ebenfalls naturgetreu im Character der Zeit nachgebildet, eine gleichzeitige Unterschrift, welche die dargestellten Vorgänge in allgemeinen Umrissen bezeichnet.

Der diesen Bildercyclus begleitende Text ist von dem Kgl. Archiv-Secretär Dr. Georg Irmer in Marburg verfasst. Derselbe beschränkt sich nicht auf die Exegese der einzelnen Bilder, Blasonirung der Wappen etc., sondern er gibt uns an der Hand derselben eine vollständige Geschichte des Kaisers Heinrich VII.

Es ist ein glücklicher Zufall, der uns gerade die Gestalt dieses Kaisers in einem Cyclus von Bildern erhalten hat. War er doch noch einmal der Repräsentant der ganzen Ideenwelt des Mittelalters, ein echter und rechter Nachfolger der Hohenstaufenzeit mit ihren universalen Plänen von Weltherrschaft und Grösse. Staunend sah schon die Mitwelt auf den kühnen Mann, der noch einmal die schon halb verschollenen Ideen eines Friedrich Barbarossa und Friedrichs II. erstehen liess, der noch einmal mit glänzendem Gefolge über die Alpen zog, um das Symbol der Weltherrschaft, die römische Kaiserkrone, auf sein Haupt zu setzen. Wurde er doch auch in Italien von einer grossen Partei, die mit Begeisterung die Zeiten frühern Glanzes wieder erstehen sah, mit offenen Armen aufgenommen und von Dante in enthusiastischen Versen als der Heiland Italiens gefeiert.

Die kurze, aber ereignissreiche Regierung dieses Fürsten auf dem Standpunkte der modernen Wissenschaft und dabei mit stetiger Rück-

sicht auf die Bilder des Codex Balduineus zu schildern, ist die Aufgabe, welche sich der Verfasser des Textes gestellt hat. Aber, obwohl er seiner Darstellung ein gefälliges Gewand zu geben mit Erfolg bestrebt gewesen ist, hat er sich doch nicht damit begnügt, die Resultate der bisherigen Forschung in einheitlichem Bilde dem Leser vorzuführen, vielmehr hat er die Forschung, namentlich auf Grund des von Bonaini aus italienischen Archiven publicirten Materials, über ihren bisherigen Standpunkt hinausgeführt und manches neue Resultat gewonnen, welches auf allgemeine Anerkennung Anspruch hat. Neben den gedruckten Quellen hat Irmer auch noch mancherlei Material in verschiedenen preussischen Archiven und in dem des Trierischen Domcapitels zusammengebracht und für seine Darstellung verwerthet. Da der Verfasser, der ganzen Anlage seines Werkes entsprechend, auf eine Beigabe des kritischen Apparates völlig Verzicht geleistet hat, so muss man diese neuen kritischen Resultate, die er gewonnen hat, mehr aus einzelnen kurzen Andeutungen und aus der historisch-kritischen Einleitung herauszulösen suchen. Und da ergibt sich denn manches von der bisherigen Forschung abweichende Resultat. Von grossem Interesse ist zunächst der von Irmer erbrachte Nachweis, dass der Verfasser der Gesta Trevirorum in naher Beziehung zum Erzbischof Balduin gestanden und die vorliegenden Bilder gekannt und benutzt haben muss. Dadurch gewinnt diese in ihrem Werthe bisher oft unterschätzte Quelle erhöhte Bedeutung. Sehr ansprechend ist auch die auf viele Anzeichen gestützte Vermuthung, dass die vorliegenden Bilder ursprünglich als Vorbilder zu Freskogemälden hätten dienen sollen, mit denen Balduin seinen erzbischöflichen Palast hätte ausschmücken lassen wollen.

Es ist natürlich nicht möglich, an dieser Stelle auf den reichen Inhalt des Werkes im Einzelnen einzugehen; auch soll ja eine Recension die Lectüre des Werkes selbst nicht ersetzen. Und gerade dieses Werk will eingehend studirt werden, da sich von dem Character der Bilder durch eine Beschreibung derselben doch eine klare Vorstellung nicht gewinnen lässt. Text und Abbildungen gewähren jedenfalls dem Kunst- und Kulturhistoriker ebenso reiche Ausbeute, wie dem Heraldiker, Kriegshistoriker und dem Laien. Das kampfesfrohe Mittelalter Deutschlands und Italiens treten uns hier in farbenreicher Pracht und gediegener Darstellung vor Augen. Mit besonderer Sorgfalt hat Irmer auch die staatlichen Verhältnisse Italiens bei der Ankunft und während des Aufenthalts Heinrichs geschildert und hier auch in der Behandlung der italienischen Quellen im Ganzen mit feinem Takt das Richtige getroffen. In der bekannten Controverse über Dino Compagni ist Irmer den Resultaten Scheffer-Boichorst's gefolgt (vgl. dessen Florentiner

Studien und Sybel's Histor. Zeitschrift Bd. 37, S. 77 ff.); d. h. er hat denselben in seiner Darstellung nicht berücksichtigt.

Die Ausstattung des Werkes ist eine überaus prächtige und würdige: auch der Text nimmt sich in den schönen Schwabacher Lettern sehr stattlich aus. Ausser den Bildern weist das Werk noch 2 Photographieen, deren eine den Kopf, die andere das Grabdenkmal Heinrichs VII. im Campo Santo zu Pisa darstellt, und drei prachtvolle Initialen, welche einem zweiten Exemplar des Codex Balduini entnommen sind, auf. Die letztern zeigen die Miniaturmalerei jener Tage schon auf einem viel höhern Standpunkte als die Malerei der oben beschriebenen Bilder. Ihre Reproduction, welche gleichfalls auf photochromolithographischem Wege hergestellt ist, ist ebenso vortrefflich gelungen als die der Bilder selbst. Der Gebrauch des Werkes wird wesentlich erleichtert durch ein ebenfalls von Dr. Irmer zusammengestelltes Personen-Register. Das ganze Werk gereicht dem Eifer der Archivverwaltung und dem Verfasser des Textes in gleich hohem Masse zur Ehre.

Marburg. G. Winter.

3. Geschichte der Stadt Eschweiler und der benachbarten Ortschaften von Heinrich Hubert Koch, Divisionspfarrer der 21. Division in Frankfurt a. M. Eschweiler, Verlag des St. Peter- und Paul-Vereins 1882. XII und 368 S. 8⁰ nebst 3 Tafeln.

In dem ersten Theile, der allgemeinen Ortsgeschichte, behandelt der Verf. zuerst die Lage und den Namen von Eschweiler und bespricht dann die römischen Funde, welche, wenn auch nicht in Eschweiler selbst, so doch in der Umgebung zu Tage gefördert wurden; diese Mittheilungen sind mit fleissiger Beachtung der dahin gehörigen Litteratur zusammengestellt. Im dritten Abschnitt wird das Wissenswerthe über das fränkische Königsgut Ascvilare (Eschweiler) gebracht, und die Bedeutung und Einrichtung eines solchen Königsguts (fundus regius) klargestellt. Später wird Eschweiler als Lehen der Kölner Kirche und zum Schluss des ersten Theils die Umgebung von Eschweiler mit ihren Rittersitzen, Dörfern u. s. w. behandelt. In einem Anhange sind die wichtigsten Urkunden abgedruckt, auch werden Stammtafeln der Herren von Eschweiler und Stolberg, sowie deren Erbnachfolger beigegeben. Dergleichen Schriften sind für einen Leserkreis aus allen Schichten der Bevölkerung berechnet, populäre Darstellung ist also ein Erforderniss derselben. In dieser Hinsicht scheint uns die vorliegende Geschichte von Eschweiler den richtigen Ton getroffen zu haben, und ist auch von diesem Gesichtspunkte aus die „kurze Beschreibung derjenigen Pflanzen, welche nach der Wirthschaftsordnung Karls des Grossen in den Gärten der Königshöfe gezogen wurden" (S. 52), vollständig an ihrem Platze.

Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen, muss hier der Grundsatz sein, um anregend zu wirken und das Interesse für die geschichtliche und kunstgeschichtliche Vergangenheit der Heimat in immer weitere Kreise zu verpflanzen. Wie freudig unser Verein solche Schriften begrüsst, ist an dieser Stelle schon mehrfach dargethan. Für die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Buches ist durch die Urkunden und Noten genügend gesorgt.

Der zweite Theil, die Pfarrgeschichte, liegt theilweise den Zwecken unseres Vereins ferner; jedoch ist auch hier, da die Darstellung mit den ersten Anfängen des Christenthums in unserer Provinz beginnt, sehr viel Wissenswerthes und Interessantes gebracht. Wir möchten besonders auf den S. 284 beginnenden 6. Abschnitt, kirchliche Baugeschichte, hinweisen. Nachdem der Verf. gezeigt, dass die Eschweiler Pfarrkirche ziemlich sicher an der Stelle der frühern, wahrscheinlich aus Holz erbauten Hofeskapelle stehe, bezeichnet er den grössten, untern Theil des Thurmes als der romanischen Bauweise angehörig; auch bringt er Beispiele für den frühern und spätern Stil derselben Epoche, welcher sich an sonst in der Kirche vorgefundenen Profilen erkennen lasse. Ferner wird dargethan, dass die Kirche bis zu dem jetzt begonnenen Vergrösserungsbau meist auf romanischen Fundamenten ruhte. Dass die Restauration nach der Zerstörung von 1678 kein Werk geschaffen, dessen Niederlegung wir bedauern könnten, ist bei der trostlosen Lage des Landes in jener Zeit nicht zu verwundern.

Recht interessant ist auch das S. 309 mitgetheilte Inventar der Eschweiler Pfarrkirche v. J. 1594.

Bonn. F. van Vleuten.

4. Beitrag zur Feststellung der Lage und der jetzigen Beschaffenheit der Römermauer zu Köln. Von Oberlehrer Mich. Mertz. Gedruckt als Programm der Ober-Realschule zu Köln für das Schuljahr 1882—83. 28 S. 4° und 2 Pläne.

Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung geht der Verf. auf die Lokaluntersuchungen über und verfolgt, am Clarenthurm beginnend, von Haus zu Haus die mehr oder weniger deutlichen Spuren der Römermauer. Hauptsächlich derjenige, welcher sich ähnlichen Untersuchungen unterzogen hat, wird die Schwierigkeit der Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hatte, begreifen, und demselben die volle Anerkennung für die ebenso mühevolle wie erfolgreiche Arbeit zollen. Durch diese Untersuchungen wurde die Mauer bis auf geringe Unterbrechungen am Frankenplatz und in der Bürgerstrasse in ihrer Richtung und Stärke genau constatirt; frühere Forschungen wurden mit Angabe der Quellen benutzt,

und somit in die Sachlage soviel Klarheit gebracht, als bei dem jetzigen Stande der Dinge, wo die Neubauten der letzten Dezennien so manche Spuren des Alterthums verwischt haben, nur immer möglich war. Zum Schluss behandelt der Verf. die vielbesprochene Streitfrage über das Alter des Clarenthurms und kommt, auf technische und historische Gründe fussend, zu dem Resultat (S. 27), „dass dies die Ueberreste derselben Mauern und Thürme sind, deren Zerstörung die Tenkterer verlangten, aber nicht erreichten, dass also diese Reste das ehrwürdige Alter von über 1800 Jahren haben". Wie reich das wissenschaftliche Material ist, welches unsere Jahrbücher jedem rheinischen Lokalforscher an die Hand geben, wird durch diese Schrift auf's neue bewiesen.

Bonn. F. van Vleuten.

---

## III. Miscellen.

1. **Römisches Schwert im Museum zu Mainz.** Ein vor einiger Zeit in Mainz aufgefundenes antikes Schwert, welches Ende November v. J. das dortige Museum von dem bisherigen Besitzer erwarb, darf in der That als eine äusserst merkwürdige Bereicherung betrachtet werden, und es ist wohl kaum zuviel gesagt, wenn das Fundstück als ein hochinteressanter Beitrag der Kunstarchäologie überhaupt bezeichnet wird. Man hat es, um seine Bedeutung an einem bekannten Beispiel hervorzuheben, mit dem sog. Tiberius-Schwert verglichen, das einst ja gleichfalls in Mainz zu Tage gefördert wurde. Der Vergleich passt jedoch nur in soweit, als es sich in beiden Fällen um ein Schwert handelt, das aus der Reihe verwandter Gegenstände hervorragt: sonstige Beziehungen bestehen zwischen den beiden Stücken gar nicht. Während das Schwert des Tiberius mit plastischen Verzierungen im Sinne römischer Kunstweise geschmückt ist, trägt die Ausstattung des jetzt erworbenen Stückes einen so grundverschiedenen Character, dass selbst die gewiegtesten Kenner nicht unmittelbar an römischen Ursprung glauben mochten, weil eben die Zeichnung des Ornaments und die technische Ausführung wesentlich anders sind, als die Erzeugnisse römisch-klassischer Geschmacksrichtung durchweg zu sein pflegen.

Das Schwert ist verhältnissmässig sehr klein und muss namentlich bei seiner langen Spitze, die ihrerseits verstärkt ist, als vorwiegend auf den Stich berechnet angesehen werden. Die Klinge ist flach gerundet, von Eisen, im untern Drittel zerbrochen und von rückwärts noch mit den Resten der Holzverkleidung der Scheide bedeckt, so dass sich über etwa vorhandene Marken nichts sagen lässt. Die feine, dichte Textur der Holzreste lässt auf eine zarte, zähe Holzart, vielleicht Ahorn schliessen. Der Griff entbehrt seiner Verkleidung; der Eisenkern ist aber noch erhalten.

Die Scheide ist zunächst aus zwei starken Bronzerinnen gebildet, in welchen die Klinge läuft. Diese eigentlich constructiven Theile waren, wie bemerkt, rückwärts durch Holz verbunden, nach vorn aber durch einen Streifen von dünnem Silberblech, das durch Oxydation et-

was geschwärzt, aber sonst nicht angegriffen ist; irgend Ausstattung findet sich darauf nicht. Der eigentliche Schmuck ist vielmehr auf die Querspangen vertheilt, welche mit dem Ortband das Ganze zusammenhalten. Diese Theile sind aus Bronze gefertigt und tragen, wie die Längsrinnen, unverkennbare Spuren von Vergoldung. Es hoben sich somit diese Glieder und Ausstattungstheile golden vom silbernen Grunde ab.

Was nun die Ornamentirung dieser Theile betrifft, so besteht dieselbe im Wesentlichen in der kunstreichen Durchbrechung der über der silbernen Unterlage freiliegenden Flächen. Aus den mässig starken Bronzeblechen sind nämlich mit einer äusserst zierlichen Verzweigung von Linien, Spiralen, kleinen zurückgebogenen Bossen Blattmotive und der heraldischen Lilienform verwandte Ornamente ausgespart, sei es mittels Einschlagens oder durch Aussägen; unter allen Umständen ist die Behandlung ebenso sicher bezüglich der Zeichnung, als scharf und sorglich in der Ausführung, so dass sich daran in jeder Hinsicht eine Meisterhand offenbart. Die zarten Ornamentstücke sind mit den Rinnen, sowie mit den Bändern, an welchen das Schwert hing, durch sorgfältige Löthung verbunden.

Im Einzelnen betrachtet, zeigt das Mundstück der Scheide, soweit es erhalten ist, innerhalb der viereckigen Begrenzung zunächst feine, der Länge nach geordnete Linien, deren äusserste halbkreisförmig, deren innere im Winkel dachartig verbunden sind. Eine Fülle niedlicher Einzelheiten rankt sich zwischen dem Stabwerk durch. Die Querbänder mit den Ringen sind von vorzüglicher, meisterhaft ausgeführter Profilirung: tiefe Rinnen wechseln mit feinen Linien; ebenso sind die an beiden Seiten erhaltenen Ringe behandelt. Daran zeigt sich ein feinfühliger Arbeiter und ein durch und durch geschultes Handwerk, wie es sich nur unter hochentwickelten Verhältnissen findet. Die an den Querbändern anliegenden Ornamentstreifen haben pyramidal ansteigende Stäbe mit demselben Spiel von zusammengerollten Bogenlinien und kleinen Knospen. An mittlerer Stelle finden sich die eigenthümlichen Anklänge an das Lilienornament, welche von beiden Seiten wiederkehrend durch lyraförmige Linien mit einander verbunden sind. Der untere Abschluss endlich ist durch spitz zusammenlaufende Linien mit derselben Fülle von kleinen Verzierungen versehen. Ein Doppelknauf schliesst das Ortband.

Wenn nun unzweifelhaft der Character dieser Ornamentirung von der üblichen römischen Geschmacksweise abweicht, so fragt sich nur, wo der Ursprung einer solchen Behandlung zu suchen. Es möchte gleich hier die Bemerkung eingeschaltet sein, dass zwischen der vorliegenden Arbeit und der fränkischen und nordischen Ornamentik keinerlei Verwandtschaft besteht. Dagegen bietet die Kunst Kleinasiens,

wo die Einflüsse aus den alten Kulturstätten des Ostens mit griechisch-römischer Kunstweise in so nahe Beziehung treten, wohl die nächsten Anknüpfungspunkte.

Vor Allem tritt in der Ausstattung des fraglichen Schwertes das Princip der Flächenbehandlung uns vollbewusst entgegen. Es ist das Spiel von Linien in der Ebene, ohne jede Absicht einer plastischen Wirkung. Gerade diese Eigenthümlichkeit aber kennzeichnet die orientalische Kunstweise schon im höchsten Alterthum. Dass aber Einflüsse derart sich bis in die Grenzen des römischen Reiches hereingeschoben und mit klassischen Formen oft zu den merkwürdigsten Bildungen vereinigt haben, lehren z. B. die Kunstdenkmale auf syrischem Boden. Zunächst ist es nur das Architecturgebiet, welches noch Zeugniss dafür ablegt. Da aber, wie allgemein zugegeben werden muss, gerade aus den kunstgewerblichen Gebieten diese eigenartige Verzierungsweise erst auf die Architectur übertragen worden, so berechtigt das Vorkommen einer solchen Ausstattungsweise auf einem jener seltenen Fundstücke zum Rückschluss auf die Einflüsse, welche seine Durchbildung bestimmt haben. Was die kleinasiatische und speciell vielleicht die syrische Architectur der römischen Kaiserzeit an verwandten Motiven bietet, leitet mit Sicherheit auf die Umstände der Entstehung unseres Schwertes zurück. Wir möchten es als eine in jenen östlichen Provinzen des Römerreichs gefertigte Waffe ansehen, welche im Ganzen der üblichen Form des römischen Schwertes der Spätzeit sich anschliesst, im Einzelnen aber das Gepräge jener Verzierungsweise trägt, die durch den Ort seiner Anfertigung im Orient gegeben war. Wie leicht ein solches Stück an den Rhein und dann in die Tiefe des Stromes gerathen konnte, bedarf keiner Erläuterung.

Friedr. Schneider.

2. Zur ältesten Geschichte von Kempten bei Bingen. Die Beschreibung des am Thurme der Kirche zu Kempten neuerdings beobachteten christlichen Inschriftsteins (vgl. Jahrb. LXXIV, S. 32 ff.) lenkt von selbst die Aufmerksamkeit auf diesen Ort und seine Geschichte. Bietet der Stein an sich schon Interesse, so steigert sich dasselbe, wenn wir ihn mit der Geschichte des alten Ortes in Verbindung bringen.

Kempten gehört zu den Orten Rheinhessens, von denen wir schon aus dem 8. Jahrhundert Kenntniss haben, und wird nur von Wörrstadt, Saulheim und Armsheim bezüglich des Alters der Nachrichten überholt. Pipin, ein Sohn des Ansegis, der 688—714 regierte, schenkte nämlich Güter in diesen drei Orten an die St. Nicomedeskirche zu Mainz. Kempten kommt 741 (oder 742) vor; in diesem Jahre wird schon die dortige Kirche erwähnt, sie stand

also vor St. Bonifatius' Regierung. Der unmittelbare Vorgänger dieses Erzbischofs, Gewilib, trat freiwillig von seinem Amte zurück, das er in unwürdigster Weise verwaltet hatte. Gleichwohl überliess Gewilib dem Mainzer Dom seine ganze Errungenschaft, d. h. Alles, was er als Bischof aus den Einkünften seiner Stelle erspart hatte; die Ersparniss bestand in Geld und Hörigen, denn ein väterliches Erbe, das er hätte verschenken können, besass er im Bisthum nicht. Um nun dem Freiresignirten für den Rest des Lebens ein standesgemässes Auskommen zu sichern, gab man ihm von Seiten des fränkischen Hofes zur lebenslänglichen Nutzniessung das Dörfchen Sponsheim (nicht Sponheim) und die Kirche, welche genannt wird Bergeskopf, „caput montis", beides dicht bei Bingen. Gewilib lebte noch 14 Jahre in seiner Behausung und erwies sich recht gastfreundlich, doch kam er nie mehr nach Mainz zu den Kirchenversammlungen (Synoden), und selten zeigte er sich auf Gründonnerstag bei Gelegenheit der Fusswaschungs-Ceremonien Gebets halber in den Kirchen. So berichtet die Leidensgeschichte des h. Bonifatius (Passio), deren Verfasser sich nicht nennt, der aber um 1020 in Mainz lebte und niederschrieb, was er durch Erzählung von Andern in Erfahrung zu bringen wusste. Gewilibs Verzicht auf den bischöflichen Stuhl fällt ins Jahr 741, nach Einigen 742.

Sponsheim und Kempten (Kirche mit Zehnten) müssen kirchliche Domstiftsgüter gewesen sein. Kempten war später ein domkapitelscher Ort. Der h. Bonifaz schrieb an Papst Zacharias und fragte an, was mit jenen Geistlichen geschehen solle, welche, abgesetzt, nicht Busse thun, sondern an das königliche Hoflager gehen, daselbst wie Laien leben und die Einkünfte von Kirchen und Klöstern zum Verzehren erhalten. Diese Anfrage muss sich wohl auf Gewilib und die obengenannten Domstiftsgüter in Sponsheim u. s. w. beziehen. Der Papst antwortete, hierüber habe er bereits das Nöthige an die Fürsten der Franken geschrieben (Hefele, Conciliengesch. III, 542—543).

Der Mainzer Dom besass in der Binger Gegend ansehnliche Güter, die später ein eigenes domkapitelsches Amt bildeten. Das Amt Bingen umfasste Bingen mit Schloss Klopp und Rochusberg, Kempten, Trechtlingshausen, Ober- und Niederheimbach, Weiler, die Burgen Fautsberg, Reichenstein, Saneck, Heimburg, Hof Nenters und Clemenskirche. Einen Theil der Güter mag der Dom schon im 6. und 7. Jahrhundert erhalten haben, die eigentliche Territorialherrschaft fiel ihm in der Ottonischen Zeit (10. Jahrh.) zu. Hat nicht vielleicht eine oder die andere der auf den Schlössern in und um Bingen angesessenen und ohne Leibeserben gestorbenen erlauchten Familien das ganze oder theilweise Erbe in alter Zeit dem Dome überlassen? War ja doch damals St. Bilhildis, hoher Abkunft, mit gutem Beispiele in der Weltentsagung

und der Verschenkung von Erbgütern an Kirchen, Klöster und Arme vorangegangen! König Dagobert hatte in gleicher Zeit (630) den Dom zu Worms mit überrheinischen Gütern und Rechten reich ausgestattet, und da sein Name im Todtenbuch des Mainzer Domes steht (der einzige eines Frankenkönigs), so wird er auch diesen Dom bedacht haben. Wo sind die Güter der Rupert'schen Familie (St. Rupertus, St. Berta) hingekommen? Hundert Jahre früher sehen wir König Theodebert den Mainzer Bischof Sidonius im Bau von Kirchen unterstützen, und neben dem Könige dessen edelgesinnte Tochter Berthoara.

Mögen nicht vielleicht auch die auf dem Steine genannten frommen Frauen erlauchten Geschlechtes ihr Besitzthum zu kirchlichen Zwecken und damit zugleich als Gut für die Armen dem Mainzer Dome geschenkt haben? Armenstiftungen als solche wird es damals nicht gegeben haben, wohl aber kirchliche Stiftungen, die ja an und für sich zum vierten Theile den Armen zufielen. Das eleemosyna der Inschrift muss darnach in einem weitern Sinne zu fassen sein, als Stiftung überhaupt. In den Fulder Schenkungsurkunden der karolingischen Zeit kommt das Wort eleemosyna in einer von der heutigen abweichenden Bedeutung vor, z. B. ich N. N. schenke, vermache „zu einem Almosen für mich, für meine Seele“, d. i. zum Heile meiner Seele, pro remedio animae meae (Selgerede des spätern Mittelalters), wobei an Gebete und Messen für die Seele des Stiftenden, nicht gerade an Almosen für Arme zu denken ist. Die Besitzungen unserer alten Dome, soweit uns solche meist aus Urkunden des 8. und der folgenden Jahrhunderte bekannt sind, mögen wohl aus dem 6. bis 8. Jahrhundert herrühren, als die fränkische Herrschaft mehr und mehr am Rhein Bestand gewann. Als später die berühmten Klöster Fulda und Lorsch mit ihrem gewaltigen Einflusse auf die Kultur des Landes und ihrer Bewohner erstanden, wandte gerade ihnen die Opferwilligkeit der Fürsten und Gläubigen der Rheingegend Güter zu. So tritt in Urkunden der Jahre 755—765 ein Graf Leidrat auf, der in Mainz und Bingen begütert ist; 763 verkaufte er dem Kloster Fulda, was ihm seine Eltern sterbend hinterlassen und seine Schwester Irminswinda gegeben in und an der Burg zu Bingen, innerhalb und ausserhalb der Burgmauern, in castro Pinginse — intus murus castello pingense vel foris murum, und auch in der Gemarkung selbst, und schenkte zu dem verkauften Besitzthum noch Güter in Dromersheim. Die Burg wird noch näher bezeichnet als über Rhein und Nahe gelegen, also die Klopp.

Doch gehen wir in der Geschichte des Ortes Kempten weiter. Kempten ist im J. 858 zu einem sonderbaren Rufe gelangt, und zwar durch eine Gespenstergeschichte, welche in den Fulder Jahrbüchern, 3. Theil, ausführlich erzählt wird und also beginnt: „Es ist ein Dorf

nicht weit von Bingen gelegen und Caput-montis geheissen, weil daselbst die längs dem Rheinstrom hinziehende Bergkette ihren Anfang nimmt, welches Dorf die Leute in verderbter Aussprache Capmudi zu nennen pflegen." Der böse Geist warf nämlich Steine aus den Fenstern auf die Leute, schlug unter starkem Lärm Nachts an die Wände und Thüren, rief und schrie, belästigte die Schlafenden und stiftete allerlei Zwietracht. So ging es drei Jahre lang, dabei konnte der Dämon von Niemand gesehen werden. Auch Trithemius in den Jahrbüchern von Hirschau berichtet den Vorgang zum J. 860. Der eben erwähnte, uns nicht näher bekannte Fortsetzer der Jahrbücher des Klosters Fulda zeigt sich überhaupt mit den Oertlichkeiten und Ereignissen unserer Gegend wohl vertraut. So bringt er zum J. 878 die Nachricht: „In diesem Jahre wüthete eine Rinderpest, besonders am Rhein. Nicht weit von Ingelheim, in Walsheim liefen alle Bauernhunde aus der Nachbarschaft zusammen, um die Cadaver zu zerfleischen. Darauf zogen sie an einem Tage in einer Schaar zusammen weg, wohin weiss Niemand, und man hat auch keine Spur mehr von ihnen gesehen." Dieses Walsheim ist der ausgegangene Name für Heidenfahrt bei Heidesheim. Der Ort und sein Name kommen bereits im 8. Jahrhundert urkundlich vor. Eine nicht näher bekannte Wohlthäterin Imma (Emma) schenkte ein Gut zu Bingen an der Chamunder Mark (in Binga ad Chamunder marca) an das Kloster Lorsch. Die Urkunde hat kein Jahr, sie fällt aber in die Regierung Karls des Grossen, also in das Ende des 8. Jahrhunderts. In einer Urkunde des J. 1032 lautet der Name „Camutin" (Will, Regesten S. 167). Die Schreibweise ist während des Mittelalters eine recht veränderliche gewesen, so findet sich Kemede 1207 (Mittelrh. Urkdbuch II, 266), Kempden 1255, Kemmeden 1297, Kemedin 1338, Kempnaten 1378, Kempten 1462, daneben Kemd 12. Jahrhundert (Will, Mon. Blidenst. 39), Kemmedun und Kembde im 13. Jahrhundert; Trithemius schreibt den Namen Kemluda (Chron. Hirs. ad a. 1255). „Cherminbitzia" ist nicht auf Kempten zu beziehen, sondern so heisst ein Bach, welcher an Freilaubersheim vorbeifliesst; der alte Bachname hat sich in Bitzelbach und Bitzenbach daselbst noch erhalten.

Sehen wir uns noch einmal die Inschrift an. Es verdient beachtet zu werden, dass bereits vor hundert Jahren zwei Steine und Fundgegenstände von gleich hohem Alter in Kempten zu Tage kamen. Sie befinden sich jetzt im Museum zu Cassel. Der Binger Apotheker Weizel liess 1779 unweit Kempten an der „Fidels", später „am Galgen" genannt, in seinem Weingarten graben; dabei fand sich ausser einem römischen Altar ein Epitaph mit der Inschrift: In hoc sepulchro requiescit in pace puella nomine Alberga qui vixit annis XXXII et menses V et dies X, auf dem andern verstümmelten Steine liest man deutlich

Paulinus . . . . . . nobilis vitae . . . . . osculum etc., ein Sinn lässt sich kaum hineinbringen. Auf dem Alberga-Stein befindet sich unten in einen Kreis geschlossen das Monogramm Christi nebst Alpha und Omega. Der Character der Schrift weist die Steine gleichfalls ins 7. Jahrhundert. Weizel fand noch drei übereinander stehende Särge, drei Schwerter, ein Messer, zwei metallene Schnallen und Krappen, ein rundes metallenes Büchschen mit Charnier, vorn vernietet; im Innern war Asche, ein mit Gold gefasstes Angehänge (Fibula) mit blauen Steinen, das Gold daran wurde auf 7—8 Ducaten geschätzt. Die auf dem Steine vorkommende filia hat den Titel: inlustris, Erlaucht. Die Grafen trugen, den fränkischen Königen gleich, den Titel illustris, inlustris, was wir mit Erlaucht, Durchlaucht (von leuchten) übersetzen können. So wird der mit der Gründung des Klosters Lorsch enge verbundene Gaugraf Cancor der erlauchte Rheingaugraf genannt. Der Kemptener Stein spricht also von Personen eines rheinischen Grafengeschlechts. In der 7. Zeile wird ME in MEnses zu ergänzen sein. Der Name des Gatten ist, wie es scheint, doch genannt; von demselben haben sich nur die Endbuchstaben LO in der 9. Zeile erhalten, man braucht dieses LO nicht nothwendig als Rest von seculo zu betrachten. — Der Stein mit seiner untern geometrischen Figur muss fertig gekauft worden sein, weil die später aufgetragene Inschrift so unschön die Figur durchschneidet. — Die Figuralmetrik des h. Rabanus Maurus findet sich schon drei Jahrhunderte früher vertreten, nämlich in den Gedichten des Venantius Fortunatus, welcher 609 starb. Sie scheint in den Schulen als metrische Uebung traditionell gewesen zu sein. (Aus dem „Mainzer Journal" 1883, Nr. 95.)

3. Neue römische Gräberfunde zu Neuss und ihre Bedeutung. Seit einiger Zeit sind zu Neuss wieder mehrere Gräberfunde aus der Römerzeit gemacht worden, welche für die ältere Lokalgeschichte dieser Stadt eine nicht geringe Bedeutung haben. Zunächst kamen vor dem Niederthor in der Nähe des mittlern Arms der Rhein-Römerstrasse ca. 13 römische Gräber zum Vorschein, mit Beigaben aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Ein grösseres Interesse hatten unter den Fundstücken zwei Gegenstände: nämlich ein Becher mit en barbotine ausgeführten Reliefdarstellungen von fliehenden Hasen und eine etwas verzierte ovale Schüssel, welche grün glasirt ist. Ein Terra sigillata-Gefäss zeigt Lotusschmuck. Hat dieser Fund, auf den ich in einem spätern Aufsatz näher eingehen werde, an und für sich ein archäologisches Interesse, so ein anderer mehr wegen seiner Fundumstände. Als man nämlich auf dem Büchel

zu dem Cremer'schen Neubau das Fundament auswarf, kamen etwa 3 römische Gräber an das Licht, welche recht characteristische Beigaben aus der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung aufzuweisen hatten. Herr Amtsrichter Strauven in Neuss bewahrt von dem Gräberfunde 6 zumeist in Bruchstücken erhaltene Thongefässe, die Scherben eines Glasgefässes und 4 metallene Gegenstände auf. Vier der Thongefässe haben eine schmale Standfläche, erweitern sich nach der Mitte und sind oben weit geöffnet. Von diesen haben zwei von 15 cm Höhe rauhe, die übrigen, 8 cm hohen haben feine glatte Wände. Die Farbe eines der rauhwandigen Gefässe ist gelblich, die des andern blaugrau. Von den glatten Gefässen hat das eine eine blaue, zum Theil glänzend schwarz gedämpfte, das andere eine weisse, zum Theil gelbliche Farbe, welch' letztere durch Ueberzug aufgetragen worden ist. Dann sind die rauhwandigen unverziert; während eines der glatten einige senkrecht gestellte en barbotine ausgeführte Stäbe zeigt, führt das andere glatte, gelbfarbige Gefäss an seinem untern Theile Horizontalfurchen, an seinem obern keilförmige Eindrücke vor. Gefässe der Art, wie die grössern rauhwandigen, fand ich bei der archäologischen Gräberaufdeckung zu Andernach, gewöhnlich mit den angebrannten Knochenresten von Erwachsenen angefüllt, während kleinere der Art, wie die vorliegenden, fast regelmässig Ueberbleibsel von angebrannten Kinderknochen bargen. Dass wir es hier mit einem Kindergrabe und dem eines Erwachsenen zu thun haben, darauf deuten auch die übrigen Fundgegenstände hin, wenn auch nicht das fünfte Gefäss. Es ist dieses nämlich eine 22 cm im Durchmesser haltende Schale aus blauem, glänzend schwarz gedämpftem Thon, die in der Mitte ihrer obern Seite einen Kranz feiner, nebeneinander gestellter Linien und in der Mitte desselben unkenntliche Fabrikzeichen, auf der untern Seite die eingeritzten Buchstaben A HN vorführt. Wir haben einen Essteller vor uns, der, wie gewöhnlich, so auch hier als Deckel einer der Urnen benutzt worden ist, und daher in jedem Grabe vorkommen kann. Nicht so das sechste Gefässchen. Es ist dasselbe nur 7 cm hoch, becherartig gestaltet; unten am schmälsten, erweitert es sich in der Mitte, verjüngt sich oben und wird von einem hohen, mit einem dünnen Stäbchen abschliessenden Rande gekrönt. Seine weisse Grundmasse ist am obern Theile des Gefässchens braun überzogen. Das Characteristische dieses Töpfchens ist ein durchbohrtes Röhrchen, welches von dem mittlern Bauchtheile ausgeht. Solche Gefässchen fand ich mehrfach in Kindergräbern. Es ist ein Sauggefässchen, das der Nährflasche unserer Säuglinge entspricht. Auf ein Kindergrab deuten auch zwei metallene Armringe, welche nur 3,7 cm im Durchmesser halten, und deshalb nur von einem im zartesten Alter befindlichen Kinde getragen worden sein können. Auch ein kleines $2^1/_2$ cm

hohes Schellchen, das zu den Fundstücken gehört, darf offenbar nur als Kinderspielzeug betrachtet werden. Schwer zu deuten ist eine runde, 2 cm im Durchmesser haltende, 1 cm dicke Kapsel aus Metallblech. Diese besteht aus zwei Theilen. Der eine ist scheibenartig, zeigt feine Ornamente und oben eine kleine Oese, welche mit dem zweiten Theile durch ein Charnier verbunden gewesen sein mochte. Dieser zweite Theil ist concav gebogen, hat an dem Rande zwei kleine quadratische Einschnitte (Oeffnungen) und auf der Rückseite drei rundliche Löcher. Herr Guntrum in Düsseldorf glaubt es hier mit einer römischen Siegelkapsel zu thun zu haben, darauf scheinen in der That die Oeffnungen zu deuten; denn wollte man den Gegenstand etwa als Médaillonkapsel betrachten, so wären diese Oeffnungen nicht recht erklärlich. Sicherer ist die Bestimmung des letzten der Fundgegenstände. Es sind die Bruchstücke einer ausserordentlich dünnen, blau opalisirten Glaskugel, welche an einer Stelle eine nur 1 cm im Durchmesser haltende und von einem niedrigen senkrechten Rande umgebene Oeffnung zeigt. Solche Glaskugeln sind schon längst als Schminkapparate erkannt worden und haben sich mehrfach in den Gräbern römischer Damen gefunden. In solchen Gefässen traf man eine rothe Masse an, die dazu gedient, Wangen den Schein des Errötheten zu geben. An den Scherben des Strauven'schen Glasgefässchens haftet eine weisse Masse. Sie enthält, wie eine von Apotheker Better in Neuss vorgenommene chemische Untersuchung ergeben hat, „grösstentheils Sand, neben Kalk bezw. Gyps und Spuren Thonerde". Wenn nun auch einzelne Bestandtheile im Grabe durch die Oeffnung des Gefässes gelangt sein mögen, so deutet doch offenbar der Gyps auf den ursprünglichen Inhalt, nämlich auf creta; eine Masse, welche den Römerinnen willkommen war, um ihrem gelben Teint eine weisse Farbe zu geben, war wohl geradezu nothwendig in der Zeit, als sie sich durch das schöne blonde Haar unserer germanischen Frauen einen besondern Reiz zu geben suchten. Da von Allen, welche sich bisher mit der ältern Geschichte unserer Stadt befasst haben, in nächster Nähe der Fundstelle dieser erstgenannten römischen Gräber in übereinstimmender Weise der Mittelpunkt des Castells Novaesium gesucht wird und die Römer bekanntlich ein Gesetz hatten, wonach an solchen Stellen Leichen weder verbrannt noch begraben werden durften, so muss zu der Zeit, welcher jene Gräber angehören, das Castell bereits aufgegeben gewesen sein. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als sich ausser diesen Gräberfunden im Bereiche des alten Castells auch noch andere nachweisen lassen, welche bis zu Constantin dem Grossen reichen, dann weil auch nach einigen Stellen im Tacitus (Hist. IV, 26 und V, 22) im J. 69 das Castell Novaesium seine Bedeutung verloren zu haben scheint, indem der Schwerpunkt militä-

rischer Unternehmungen vom Lager (zu Grimlinghausen) ausging. Näheres darüber werde ich in einer Abhandlung über „Castra, castellum und civitas Novaesium" durch diese Jahrbücher in allernächster Zeit veröffentlichen. Aus den Einzelheiten dieses, besonders durch die Aufmerksamkeit des Herrn Amtsrichter Strauven besser beachteten Grabfundes ist der hohe Werth der unscheinbaren Bruchstücke so recht zu erkennen. Bekannt ist es ja, dass bei solchen Funden gewöhnlich die durch den Druck der Erde, auch wohl durch die Unvorsichtigkeit der Grundarbeiter zerstörten Gegenstände von den Findern oder von Denjenigen, welche die Alterthümer mehr als seltsame Raritäten schätzen, unbeachtet bei Seite geworfen werden. Ja diesem mit den geistigen Vorzügen unserer Zeit im Widerspruche stehenden Unverstand begegneten wir leider allzu oft bei Vorständen von Museen, die nur die bessern oder sonderbaren Stücke in ihre Schränke stellen, ohne sich besonders um die Fundumstände zu kümmern. Anstatt zu einer lehrreichen Quelle für die Kenntniss der Geschichte, wachsen die Alterthümer in den Sammlungen solcher Unverständigen wie die Verkaufsartikel in den Schaukasten der Läden, in Reih und Glied aufgestellt, zu Gruppen allerlei merkwürdiger Töpfchen und sonstiger Gegenstände heran, und zwar zum gerechtfertigten Kopfschütteln oder Lächeln ihrer Beschauer; denn den Ausdruck des ideal Schönen tragen die antiquarischen Fundstücke ja doch seltener, und ob wir wissen, dieses oder jenes Gefäss hat diese, das hat eine andere Form, diese Münze zeigt das Bild des Kaisers Augustus, jene das des Traian; ob wir wissen, die Umschrift dieser Münze lautet so, die Umschrift jener Münze anders: damit ist wenig gewonnen. Aber das Belehrende, welches die einzelnen Fundstücke, gleichviel ob sie dieses oder jenes Ansehen haben, besonders durch die Umstände ihrer Auffindung gewinnen, hat einen hohen Werth, da nur in äusserst seltenen Fällen einmal ein Gegenstand vorkommt, der an und für sich bisher Unbekanntes bietet.

Constantin Koenen.

4. Grabhügel bei Alster, Bürgermeisterei Reuland, Kreis Malmedy. In Heft XXXV, S. 65—77 dieser Jahrbücher veröffentlichte der verstorbene Prof. J. Freudenberg einen Aufsatz über „die Grabhügel zwischen Oudler und Alster bei St. Vith", welche kurz vorher (April 1863) auf Veranlassung der Kgl. Regierung zu Aachen unter der Leitung des Regierungs- und Bauraths Krafft aufgedeckt worden waren. Diesen Bericht hat neuerdings Herr Kreis-Schulinspector Dr. Esser zu Malmedy in dem „Kreisblatt für den Kreis Malmedy"

(1882, Nr. 12) durch einige Bemerkungen erläutert und ergänzt, die hier folgen mögen.

1. Durch die schon zur Römerzeit bei Seffern im Kr. Bitburg in Betrieb gewesenen Sandsteinbrüche hat sich höchst wahrscheinlich der in den Eifel- und Ardennendistrikten heute noch übliche Ausdruck „savel" für Sand und „savelstein" für Sandstein, der offenbar aus dem lat. sabulum oder sabulo entlehnt ist, erhalten, denn die Ausbeutung der reichen Sefferner Brüche hat wohl bis auf den heutigen Tag gar keine wesentliche Unterbrechung erfahren. Das Wort savel (oder sabel) begegnet auch in einem Weisthum von Linster aus dem Jahre 1552: „allerhandt materialien zum baw nöthig, als hawstein, mhaurstein, kalk, sabell, leym"; vgl. Hardt, Luxemburger Weisthümer S. 445. Im südlichen Theile des Kreises Malmedy nennt das Volk vorzugsweise den rothen Sandstein von Seffern „Savelstein". Hiernach ist auch der Lokalname Savelsberg (in Aachen als Familienname vorkommend), dessen mittleres s unorganisch ist, als Sandberg zu deuten. Bei dieser Gelegenheit glaube ich noch eine alte künstlich aus Sefferstein zusammengefügte Wendeltreppe erwähnen zu dürfen, die sich im sog. Müllen'schen Hause (Nr. 16) zu Breitfeld bei St. Vith befindet. Diese Treppe führt von der Küche bis auf den „obersten Söller" in einer senkrechten Säulenhöhe von ca. 5,30 m. Die einzelnen Stufen sind 40 cm lang und 18 cm hoch und zwar führen 16 Stufen aus der Küche in den ersten Stock („Söller" genannt) und von da 13 Stufen auf den Speicher („obersten Söller"). Die aus den abgerundeten Ansätzen der einzelnen Stufen gebildete Mittelpunktssäule hat einen Durchmesser von etwa 20 cm.

2. Die halbverwitterte Inschrift RIS.., die Freudenberg für eine Verstümmelung des Wortes Christus hält, möchte ich eher Priscus lesen, da das eigenthümlich geformte R auch für eine Ligatur von P und R angesehen werden kann; übrigens ist auch dieser Deutungsversuch ebenso unsicher, wie jeder noch weiter zu unternehmende.

3. Das Grab in dem Hügel Nr. 5, welches, wie auch das in Nr. 1, aus aufrecht stehenden Schieferplatten zusammengesetzt war, stimmt überein mit dem 1825 im benachbarten Maldingerknopf entdeckten Grabe. Bormann hat darüber in seinen Beiträgen zur Geschichte der Ardennen I, S. 82 mit folgenden Worten berichtet: „In der Mitte des Hügels wurden ein Achatstein, eine Urne nebst einigen Scherben einer gebrochenen Urne und die eiserne Spitze eines Spiesses ohne Schaft, in einem ungefähr von 3 Fuss Quadrat mit Stein eingefassten Behälter gefunden."

4. Die Bemerkung, dass auf dem Hügel Nr. 1 ein Galgen gestanden habe, an welchem die von dem gemeinschaftlichen Hochgerichte

von Thommen und Reuland Verurtheilten gerichtet wurden, veranlasst mich, einige hierauf bezügliche Bestimmungen aus den Weisthümern von Reuland und Thommen mitzutheilen. In einem Weisthum von Reuland aus dem J. 1586 (Hardt, Luxemburger Weisthümer S. 605 f.) heisst es unter 6: „Fort weist der Scheffen, wannehr sie in dem Hof von Thommen einen missthätigen Menschen haben, so sollen die drei Meier des Hofs (ihn) den Herren zu Reuland bringen in der Herren Haus, da soll er gehalten werden 6 Wochen und 3 Tage. Dann so sollen die 3 Meier kommen und sollen rechnen und die Kost bezahlen. Und dann so soll der Schultheiss mit sammt dem Burgherrn den Menschen holen und liefern zu Koller auf den Stein, und soll der Schultheiss denselbigen Missthätigen auch liefern den 3 Meiern in ihre Hand. Und dass sie hinziehen, dass sie Gott geleite und ihm Recht thun und nicht Unrecht." Der Hauptsache nach stimmt hiermit überein der Abschnitt 10 eines Weisthums der Schöffen des Hofs Thommen aus dem J. 1555 (Hardt a. a. O. S. 710 ff.), der folgendermassen lautet: „Der Scheffen weist auch, ob einig Missthäter in dem Hof Thommen wäre, es wäre Mann oder Weib, sollen die Meier auch holen lassen overmitz die Boten und sollen ihn nach Reuland führen gleichermassen wie vorgeschrieben. Da soll man ihn rechtfertigen, findt man ihn unschuldig, man soll ihn gehen lassen. Ist er recht schuldig, so sollen die 3 Meier aus dem Hof Thommen dahin ziehen und allda Rechenschaft thun der Kost halber, die da verzehrt ist; dann sollen die von Reuland ihnen den Missthäter heraus liefern bis an die Wentzelbach, da sollen die 3 Meier des Hofs von Thommen overmitz den Hofsmann ihn empfangen, tuschen die Wentzelbach und Kollerbach [1]), da ist ein Stoss [2]) des hochen Ge-

1) Die Kollerbach und die Wentzelbach fliessen beide, diese durch Reuland, jene ungefähr 15 Minuten östlich von Oudler in die linke Ulf. Die Ulf kommt von der Espeler Mühle her, nimmt bei Oudler den von Süden zuströmenden Waleser (d. i. Walhauser) Bach auf, fliesst an Reuland vorbei und geht bei Weweler in die Our.

2) Da „Stoss" im 15. Jahrhundert auch soviel als aufgeschichteter Haufen bedeutet, wie in Holzstoss, d. i. pile de bois, so haben wir hier unter dem „Stoss des hochen Gerichts" einen Erdhügel zu verstehen, auf dem das Hochgericht (= peinliches Gericht, dann Vollziehungsstätte der hohen Gerichtsbarkeit, Galgen) erbaut war. Nach den von Freudenberg gemachten Mittheilungen scheint nun dieser „Stoss" mit dem Grabhügel Nr. 1 identisch zu sein, was um so weniger Wunder nehmen kann, als „die Richtstätten an hohen und erhabenen Orten, ja wohl auf Bergen und Hügeln, item an den Heer- und Landstrassen gesetzt wurden, dass man sie von weitem sehen könne und sie die Reisenden warnen möchten, so zu leben, dass sie nicht auch dahin kämen"; vgl. den Aufsatz: „Aus der bösen alten Zeit" in der Deutschen Lesehalle 1881, S. 278. So bestand auch nach einer Urkunde bei Günther, Codex dipl. III, Nr. 524 (a. 1371) ein

richts, das lassen wir an unsere Herren, sie sollen des wohl zufrieden werden; fort soll man den Missthäter führen in dem Hof von Thommen, da sollen die Scheffen sitzen und sollen ihn weisen seiner Missthat nach, fort soll man ihn führen an unser dreier Herren Hochgericht und soll ihn mit Recht seiner Missthat nach zu Tod richten, es wäre dann Sach, dass unsere 3 Herren ihn begnadigen."

5. Die zweite von Freudenberg erwähnte und aus drei kleinern Gräbern bestehende Hügelgruppe, die am 16. April 1863 aufgegraben wurde, befindet sich auf dem Flurdistrikte „Hardt" oder „Kollerwinkel"; die Entfernung zwischen beiden Gruppen beträgt übrigens nicht 20, sondern bloss etwa 5 Minuten. Dicht an den Hügeln im Kollerwinkel führt ein alter Weg vorbei, der jetzt nicht mehr benutzt wird; derselbe mündet bei Neubrück in die Aachen-Luxemburger Chaussee und schneidet ungefähr in der Mitte zwischen Grüfflingen und Galhausen den Flurdistrikt „Wäffgen", wo früher ein Dorf gestanden haben soll und noch Ueberreste von Häusern zu sehen sind.

6. Ungefähr 6 km nordöstlich von den Hügeln auf der Mertesheide und im Kollerwinkel soll in frühern Zeiten ebenfalls eine aus 9 Hügeln bestehende Gruppe vorhanden gewesen sein. Die Stelle befindet sich bei der Wiesenbacher Kapelle, östlich von der St. Vith-Winterspelter Chaussee und von dem bei St. Vith unter dem Namen Prümerbach entspringenden und bei der Neidinger Mühle unter dem Namen Wiesenbach mit der Braunlauf sich vereinigenden Bache, im westlichen Abhange des sog. Vollmersberges. Bormann hat in seinen in mancher Beziehung sehr schätzenswerthen Beiträgen (II, S. 102) zuerst über diese Hügel bei der Wiesenbacher Kapelle berichtet: „Ist die Ur (bei Steinebrück) überschritten und ist man auf dem Wege nach St. Vith bis zur Wiesenbacher Kirche gelangt, so erblickt man der Kirche gegenüber auf einer trockenen Wiese fünf sich nahe liegende, ca. 10 Fuss hohe Hügel, 15 Fuss im Durchmesser enthaltend. Hierselbst versammelten sich nach alter unnachweislicher Sitte jährlichs auf Bartholomäustag (24. August) die hohen Gerichtsherren mit Meier und Schöffen des Gerichtshofes St. Vith unter einer über diesen Hügeln errichteten Laubhütte, wo sie durch ein Mittagsmahl das Fest beschlossen. Unter dem Gerichtsherrn Philipp von Baring 1793 wurde diese Feierlichkeit zuletzt begangen. Welchen Zweck diese Hügel ursprünglich gehabt, oder ob es Grabhügel sind, lässt sich nicht mit Sicherheit angeben. Die jährliche Versammlung der Schöffen hierselbst deutet aber

---

Gericht „auf den Tommen" (aus Tomben, von lat. tumba, Grabhügel) bei Lonnig, etwas südlich vom Kamillenberg, rechts an der Staatsstrasse von Polch nach Coblenz; vgl. Schmitz, Sitten, Sagen und Legenden des Eifler Volkes II, S. 69.

darauf hin, dass an diesem Orte an jenem Tage das Jahrgeding nach germanischem Brauche unter freiem Himmel abgehalten wurde." Die Hügel sind nach und nach geebnet worden, so dass augenblicklich auch die letzte Spur derselben verschwunden ist; vor 20 bis 25 Jahren waren, wie mir ältere Leute versicherten, noch die letzten drei vorhanden. Dass wir es auch hier mit Grabhügeln zu thun haben, kann mit Rücksicht auf die durch Angrabung als alte Begräbnissstätten erwiesenen Hügel im Kollerwinkel und auf der Mertesheide wohl kaum bezweifelt werden.

7. Die auf der Mertesheide ausgegrabenen Steinsärge sind s. Z. nach Reuland gebracht worden und haben dort lange beim Pfarrhause als herrenloses Gut umhergestanden, bis sie endlich bei der Fundamentirung eines Hauses Verwendung und so wieder ihre alte Ruhe gefunden haben.

5. Römische Verschanzung auf „Wendgesknepp" bei Wirtzfeld, Bürgermeisterei Bellevaux, Kreis Malmedy. Von Büllingen führt in nordwestl. Richtung ein Weg auf Elsenborn, der nach dem Zusammenfluss der Holzwarche mit der Warche dieses Flüsschen vermittelst eines Steges überschreitet: die Stelle führt den Namen „Ueberworken"[1]) d. i. Trans Varcam. Nachdem der bezeichnete Weg die Warche passirt hat, steigt er den sacht abdachenden nördl. Bergabhang hinan und führt etwa 300 Schritt vom rechten Flussufer entfernt mitten in eine aus umfangreichen Gräben und Wällen bestehende Verschanzung hinein, die in den Flurkarten unter den Namen „Wendgesknepp"[2]) und „Schmitzhöfe" figurirt. Das Terrain gehört zur Gemeinde Wirtzfeld und liegt zwischen diesem Orte und Bütgenbach, von ersterm 1, von letzterm 3 km entfernt, ziemlich dicht auf der Grenze der Bürgermeistereien Büllingen und Bütgenbach.

Die Verschanzung bildet ein fast regelmässiges Rechteck, dessen Seiten ziemlich genau nach den vier Himmelsgegenden zu liegen und dessen nordwestl. Ecke abgestumpft ist. Da die von S. nach N. sich er-

1) Die Warche, die hier genau von Osten nach Westen fliesst, heisst bei den deutschen Anwohnern Wark oder Work. Vielleicht wurde s. Z. von den Römern schon die Verschanzung auf „Wendgesknepp" Trans Varcam genannt, so dass der Name Ueberworken vielleicht auf dieser klassischen Bezeichnung beruhen dürfte.

2) Der Name „Wendgesknepp", verhochdeutscht Wintgensknipp, hat als Bestimmungswort den Familiennamen Wintgen oder Wintgens (vgl. die Familienn. Wintgens, Wingens, Winkens und Wingen); das Grundwort Knipp bezeichnet eine nicht besonders steile Anhöhe und kommt in dieser Bedeutung auch im Aachener Dialekt vor; vgl. Müller und Weitz, Die Aachener Mundart S. 115 f.

streckende Länge des Rechtecks annähernd 300 m, und die von W. nach O. sich erstreckende Breite ungefähr 150 m beträgt, so ergibt sich ein Flächeninhalt von ca. 45 000 □m oder $4^1/_2$ ha. Die nördl. Seite (n) hat, indem die nordwestl. Ecke, wie schon bemerkt, abgestumpft ist, die geringste Ausdehnung und misst nur ca. 120 m; sie besteht aus einem Walle, der auf der Krone eine Breite von 0,50 bis 1 m und am Fusse bis zu 4 m hat, während die Höhe 0,50 bis 0,75 m beträgt. Die östl. Seite (o) ist etwa 300 m lang und besteht zuvörderst da, wo sie an n ansetzt, aus einem 32 m langen Walle; dann folgt eine Lücke von 2 m und dann wieder ein Stück Wall von ebenfalls 32 m Länge; die übrige Strecke bis zum östlichen Punkte der Südseite zeigt keine Wallspuren mehr, jedoch darf man wohl annehmen, dass hier der Wall geebnet worden ist, wie denn überhaupt im südöstl. Theile der Verschanzung die Wälle am mangelhaftesten erhalten sind, während sie im nordwestl. Theile sich am besten conservirt zeigen. Durch die 2 m breite Lücke zwischen den beiden Wallresten der Ostseite fliesst eine Quelle, Dickeborn genannt, die nicht mehr wie 30 Schritt weiter östlich entspringt, in das Terrain der Verschanzung hinein.

Die Südseite (s) wird durch eine 150 m lange Böschung von ca. 1,50 m Höhe gebildet. Die Westseite (w) endlich besteht aus einem Graben von 400 bis 450 m Länge. Derselbe beginnt etwa 90 m oberhalb der abgestumpften Nordwestecke; sobald er diese erreicht hat, erweitert er sich fast plötzlich zu einer muldenartigen Vertiefung mit einer Sohle von 8 m und einer obern Breite von 11 bis 12 m. Allmählich nähern sich die beiden Ränder der Mulde, so dass sie unterhalb der Verschanzung nur mehr 1,50 bis 2 m von einander entfernt bleiben, und wir hier nur einen Graben von 1 m Tiefe vor uns haben, der bis in die unmittelbar an der Warche gelegene Wiese sich hinzieht. Hinzufügen will ich noch, dass mitten durch die erwähnte muldenartige Vertiefung eine kammförmige Erhöhung läuft, welche die Mulde in zwei parallele Längsgräben theilt. Wahrscheinlich haben wir es in diesem Graben mit einer alten ausgefahrenen Strasse zu thun, über deren Ursprung weiter unten die Rede sein wird.

Die abgestumpfte nordwestl. Ecke wird innerhalb des Grabens von einem 40 m langen, 1,50 bis 2 m hohen Erdwalle (nw) gebildet, an dessen südwestl. Ende sich in einem Winkel von 45° ein anderer bis zu 3 m hoher und ca. 30 m langer in östl. Richtung ziehender Erdwall (so) anschliesst. Uebrigens setzt sich jener 40 m lange Wall nw noch eine Strecke lang in südl. Richtung fort, zugleich zwei kleinere Wallreste nach Osten entsendend.

Betrachten wir das Innere der Verschanzung, so gewahren wir, dass dasselbe durch 2 mit den Seiten n und s parallel laufende Wälle

von 1,30 m Höhe in drei fast gleich grosse Rechtecke getheilt wird, von denen das nördl. mit a, das mittlere mit b und das südl. mit c bezeichnet werden mag; zu bemerken ist noch, dass sich der nördl. der beiden Parallelwälle in einem stumpfen Winkel an so anschliesst und bis in die Lücke zwischen den beiden Wallstücken der Ostseite sich erstreckt. Innerhalb des Rechtecks b befindet sich ein nicht ganz regelmässiges Viereck, dessen Seiten von Wällen gebildet sind, mit einer Höhe von 0,50 bis 0,60 m. Die nördl. Seite dieses Vierecks ist 13 m lang, die östl. 20, die südl. ebenfalls 20 und die westl. 26, so dass der Flächeninhalt nahe an 400 □m beträgt. Auf dieser Stelle scheint ein Gebäude gestanden zu haben, da man beim Nachgraben im Boden auf Grundmauern aus Bruchsteinen stösst; übrigens finden sich auch in dem Rechtecke c zwei viereckige Stellen, wo Gemäuer in der Erde steckt: die eine hat 27 m in der Länge und 13 m in der Breite, die andere ist kaum halb so gross. Noch an einer vierten Stelle, in der nordwestl. Ecke von b, scheint Mauerwerk gewesen zu sein, da vor 20 bis 30 Jahren Leute aus Wirtzfeld von dort viele Karren Steine weggefahren haben.

Was die über „Wendgesknepp“ existirenden Sagen betrifft, so soll hier ein „Tempelherren-Kloster“ gestanden haben und zwar wird speziell eine Stelle ausserhalb der Verschanzung (etwa 60 bis 70 Schritt über die südöstl. Ecke hinaus) als der Platz, auf dem das Klostergebäude sich befunden haben soll, bezeichnet; hier tritt nämlich der Berg etwas stärker vor und zudem sind bedeutende Unebenheiten, auch geradlaufende, wahrzunehmen, ohne dass jedoch weiter etwas Besonderes zu bemerken wäre, da die Stelle mit Heide und Ginster dicht überwachsen ist. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass sich bei den Bewohnern der nahe gelegenen Ortschaften eine an das alte ius primae noctis erinnernde Sage erhalten hat: es wird nämlich erzählt, die Bauern der Umgegend hätten sich im Kloster auf „Wendgesknepp“ müssen trauen lassen; nach der Ceremonie sei aber die junge Frau nicht mit ihrem Manne entlassen, sondern noch auf drei Wochen im Kloster zurückbehalten worden. Registrirt werden mag auch noch die allerdings ziemlich vereinzelt erscheinende Ansicht, auf „Wendgesknepp“ habe noch im 17. Jahrh. ein Dorf gestanden.

Ich komme nunmehr zu der Frage nach dem Ursprung und Zweck unserer Verschanzung. Aus dem, was Prof. Schneider in seinen „Lokalforschungen über die alten Heerstrassen und Schanzen auf der rechten Rheinseite“ (5. Folge) S. 32 ff. in Betreff der römischen Marschlager (mansiones) beigebracht hat, glaube ich dieselbe für ein solches Lager halten zu dürfen. Diese Mansiones lagen an den römischen Heerstrassen und bestanden aus einer grössern Lagerverschan-

zung, innerhalb welcher sich ein zweites kleineres Lager befand, das sowohl als Reduit, wie zur Aufnahme eines kleinern Truppenkörpers beim Marsche diente, oder auch als Prätorium des Lagers anzusehen ist; vgl. ib. S. 37. Die römische Heerstrasse, an welcher das verschanzte Lager auf „Wendgesknepp“ lag, war die Rheims-Kölner und ist der an der Westseite sich hinziehende „Graben“ als ein Ueberbleibsel derselben zu betrachten. Die genannte Strasse tritt beim „Steinemann“ in den Kreis Malmedy und durchschneidet ihn in nordöstl. Richtung, indem sie an Neundorf, St. Vith, Medell, Valender, Heppenbach, Morschheck vorbeizieht, bei „Ueberworken“ die Warche überschreitet und bei den „Drei-Herren-Steinen“ den Kreis Malmedy verlässt, um auf Dreiborn und Morsbach im Kr. Schleiden zu laufen. Auf die Nähe einer Römerstrasse deutet auch der Fund von römischen Alterthümern hin, der vor mehrern Jahren bei der Quelle der Hinterbach (sie enspringt ca. 1,5 km nördlich von Wirtzfeld, fliesst mitten durch dieses Dorf und jenseits desselben zuerst in den Wirtzbach und dann mit diesem in die Holzwark) gemacht worden ist; beim Graben kamen nämlich 3 nicht ganz $^1/_3$ m hohe Thongefässe (Krüge mit Henkeln) zu Tage, wovon 2 mit Stempeln und Figuren versehene von einem Händler aus Malmedy aufgekauft worden sind.

Vor Kurzem ist auf „Wendgesknepp“ an einigen Stellen nachgegraben worden und bei dieser Gelegenheit sind ziemlich zahlreiche Scherben von rohen mittelalterlichen Thongefässen zu Tage gekommen; es scheint hiernach, als wenn früher, wie auch der Name „Schmitzhöfe“ an die Hand gibt, bäuerliche Gebäude auf dem durch die Umwallung geschützten und mit Trinkwasser versehenen Terrain vorhanden gewesen seien. Der Verschanzung gegenüber, also auf der linken Seite der Warche, neben dem Wege nach Bütgenbach, sieht man alte Schiefersteinbrüche, aus denen offenbar das zu den Bauten auf „Wendgesknepp“ verwendete Bruchsteinmaterial s. Z. entnommen worden ist. Im Thale und zwar in dem Winkel zwischen der Warche und der Holzwark scheint eine Mühle gestanden zu haben, da nicht nur ein künstlich angelegter Mühlendeich vorhanden, sondern auch noch die mit schweren Bruchsteinen bedeckte Stelle zu sehen ist, wo das Wasserrad gehangen hat. Was endlich das Fehlen der eigentlichen Befestigungsgräben, sowie die starke Abflachung des grössten Theiles der Erdwälle angeht, so scheint mir hieran das wiederholte Schiffeln des ganzen Verschanzungsterrains die Hauptschuld zu tragen.

Dr. Esser.

6. Der „Burghügel“ bei Weywertz, Bürgermeisterei Bütgenbach, Kreis Malmedy. Ungefähr 1 km nordöstl. von Wey-

wertz erhebt sich ganz in der Nähe des von diesem Dorfe nach Nidrum führenden Fusspfads auf der rechten Seite der Warche[1]), die hier in einem nach Norden geöffneten Bogen fliesst, ein ca. 50 m hoher Bergrücken, der den Namen „Burghügel" führt. Er bildet einen halbkreisförmig in das Flussthal hineinragenden Vorsprung, indem er nach drei Seiten, nach Osten, Süden und Westen abdacht und nur nach Norden mit den auf der anstossenden Höhe gelegenen Fluren „Dreisbüchel" und „Grünenberg" in Verbindung steht. Die südliche und westliche Seite des Bergfusses wird unmittelbar von der Warche umflossen, während er im Osten, entfernt vom Wasser, in dem nach dieser Seite ziemlich breiten und grasreichen, mit dem Namen „Paradies" bezeichneten Wiesenthale steht. Das Terrain des „Burghügels" ist Eigenthum der Gemeinde Weywertz und mit Heide bewachsen. Nach dem Namen zu urtheilen, müssen darauf in längst vergangenen Zeiten burgartige Gebäude gestanden haben, indessen sind gegenwärtig weder Mauerreste noch Steinhaufen zu bemerken, die auf das einstige Vorhandensein von Gebäuden zu schliessen gestatten. Trotzdem zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter noch ganz deutliche Spuren von Befestigungsanlagen und selbst das oftmalige Schiffeln des Bodens hat dieselben bis jetzt nicht verwischen können. Im Norden ist nämlich der „Burghügel" durch einen Wall von dem anliegenden Terrain abgeschnitten; dieser hat eine Höhe von 1,5 bis 2 m und ist 40 m lang. Ziemlich in der Mitte befindet sich ein Einschnitt, den man als Eingang in die Verschanzung wird ansehen dürfen. Am westlichen Ende biegt der Wall im rechten Winkel nach Süden ab und erstreckt sich ungefähr 25 m weit am Westabhange des Berges entlang, während die östliche Fortsetzung, ebenfalls nach Süden abbiegend, einen etwa 40 m betragen-

1) Das Flüsschen Warche (von den Deutschen Wark oder Work genannt) gehört ganz dem Kreise Malmedy an; es entspringt beim Losheimer Graben, nimmt rechts bei Wirtzfeld die Holzwark, in der Nähe von Outrewarche die Bombach und bei „Schloss Reinhardstein" den Bayhonbach, links den ru de Gueuzaine und bei Malmedy die Warchenne auf und fliesst auf der belgisch-preussischen Grenze in die Amel. Da, wo die Holzwark mit der Warche sich vereinigt, auf der Grenze der Bürgermeistereien Büllingen und Bütgenbach, überschritt einst die Rheims-Kölner Heerstrasse das Flüsschen an einer Stelle, die „über Worken" genannt wird. Dicht dabei befinden sich auf dem Flurdistrikte „Wendgesknepp" Ueberreste von umfangreichen Verschanzungen (vgl. S. 164 ff.). Ueber zwei weitere dem Gebiete der Warche angehörige alte Befestigungen habe ich bereits früher berichtet (Kreisblatt f. d. Kreis Malmedy 1881, Nr. 42). Zu erwähnen bleibt noch, dass bei dem ebenfalls an der Warche gelegenen, 1689 von den Truppen Ludwigs XIV. zerstörten „Schloss Bütgenbach" die alte „Kupferstrasse" dieses Flüsschen überschritt.

den Bogen am Ostabhange vorbei bildet, so dass die Gesammtlänge der noch vorhandenen Wälle 105 m ausmacht. Eigenthümlicher Weise läuft innerhalb des Walles und zwar parallel mit dem bogenförmigen Theile desselben ein Graben von 2 m Breite und 0,5 bis 2,5 m Tiefe. Ungefähr 12 m südlich von dem auf 3 Seiten umwallten Terrain befindet sich eine 3 bis 4 m tiefer liegende, planirte rechteckige Stelle mit einem Flächeninhalt von mindestens 800 □m, die vermuthen lässt, dass hier früher Gebäude gestanden haben. Ebenso zeichnet sich nördlich, also ausserhalb der Umwallung, ein gleichfalls rechteckiger Platz von 30 m Länge und 15 m Breite von seiner Umgebung aus; hier soll, wie alte Leute erzählen, früher eine Schmiede gestanden haben, was jedoch mit Rücksicht auf die Abgelegenheit dieser Stelle sehr unwahrscheinlich klingt.

Die über den „Burghügel" existirenden Sagen wissen nur zweierlei zu berichten: einmal, dass dort ein Tempelherren-Schloss gestanden habe, und dann, dass vor vielen Jahren zwei Knaben auf dem genannten Terrain ein verschlossenes, topfartiges Gefäss mit zwei Henkeln gefunden hätten; dasselbe sei sehr schwer gewesen und die Knaben hätten es spielend den Berg hinabgerollt. Das Gefäss sei dann an einer seichten Stelle in den Fluss gefallen und verschwunden, so dass trotz der grössten Mühe keine Spur mehr davon zu entdecken gewesen. Nach anderer Version soll ein Arbeiter beim Steinbrechen ein eisernes Kästchen von bedeutender Schwere zu Tage gefördert haben: es sei aber sofort den Berg hinunter ins Wasser gerollt und spurlos verschwunden.

Was nun zum Schluss die Deutung der auf dem „Burghügel" bei Weywertz noch sichtbaren Befestigungsspuren anbelangt, so ist es zwar nicht unmöglich, dass sie von einer frühmittelalterlichen Burg herrühren, wahrscheinlicher jedoch, dass wir den „Burghügel" als einen Zufluchtsort zu betrachten haben für die in der Nähe wohnende Bevölkerung, an welchen diese sich in Zeiten der Gefahr, bei innern und äussern Kriegen, mit den Ihrigen und ihrer Habe zurückzogen und vertheidigten; vgl. Schmidt in den Bonner Jahrbüchern VII, S. 125 und Schneider, Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande, 5. Folge, S. 30 ff.

Dr. Esser.

7. Hügelgräber bei Neidingen, Bürgermeisterei Lommersweiler, Kreis Malmedy. Vor ungefähr 25 bis 30 Jahren stiess man östl. von Neidingen auf dem sog. „Kramiansberg"[1]) bei Anlage

1) Im Kataster heisst die Stelle „an der Ley".

einer Steingrube auf mehrere grosse, zweihenkelige Urnen mit weiter Oeffnung; dieselben standen nahe an der Oberfläche, so dass sie nur mit der Humusschicht bedeckt waren und enthielten ausser Asche und Knochenüberresten auch etliche Münzen; sodann fanden sich noch einige kleinere Urnen ohne Henkel nebst einer verrosteten Lanzenspitze, die auf einem der grössern Gefässe gelegen haben soll. Diese Gegenstände sind damals, wie es heisst, von dem inzwischen verstorbenen Kaufmann Jos. Buschmann aus St. Vith erworben und dem Verein von Alterthumsfreunden übermacht worden.

Neuerdings ist nun westl. von Neidingen auch eine grössere Zahl von Hügelgräbern constatirt worden; sie befinden sich auf dem zur Gemeinde Neidingen gehörigen Flurdistrikt „Zerherd", der zum grössten Theil aus sog. Schiffelland besteht, gegenwärtig aber mit Heide bewachsen ist. Den Mittelpunkt des ausgedehnten Distrikts bildet ein im Privatbesitz befindliches Tannenwäldchen; südöstl. von diesem Wäldchen liegen zwei Reihen Gräber, von denen die innere aus 4 und die äussere aus 8 Hügeln besteht, während im Nordwesten desselben nur deren 3 zu sehen sind. Von diesen 15 Hügelgräbern, die in Folge wiederholten Schiffelns stark abgeflacht[1]) erscheinen und in den einzelnen Reihen durchschnittlich 30 Schritt von einander entfernt sind, wurden in der letzten Zeit auf Veranlassung des Unterzeichneten im Ganzen 8 geöffnet. Leider war die Ausbeute sehr geringfügig, da die einzelnen Hügel nur je eine einfache, schmucklose, mit Asche gefüllte Urne enthielten, von denen zudem beim Ausgraben noch 3 vollständig zertrümmert wurden. Von den in meinem Besitz befindlichen 5 Urnen ist eine, die grösste, von rothem, die 4 kleinern sind von schwarzem Thon [2]).

Etwa 700 bis 800 m südwestl. von dem Flurdistrikt „Zerherd" ist der sog. „Bovenknopf", eine Höhe, die nach Westen ziemlich steil abfällt, während sie nach Osten zu eine ganz allmähliche Abdachung zeigt. Auf dem Plateau des „Bovenknopf" geniesst man eine herrliche Fernsicht: während man westl. weit ins belgische Gebiet hineinsieht, vermag man im Osten die Prümer Höhen zu unterscheiden. Dieses Plateau führt beim Volke den Namen „Kirchenplatz", und zwar wird

---

1) Durch das mit dem Schiffeln selbstverständlich verbundene allmähliche Ebenen des Terrains hat die Höhe der Hügel bedeutend abgenommen, während der Durchmesser stark vergrössert worden ist.

2) Die grösste Urne, aus rothem Thon, ist 20 cm hoch (a), der Durchmesser der Oeffnung (b) beträgt $15^1/_2$ cm, der des Bodens (c) $7^1/_2$ cm; von den 4 Urnen aus schwarzem Thon sind diese Verhältnisse folgende: 1) a—$19^1/_2$, b—$11^1/_2$, c—6; 2) a—12, b—12, c—5; 3) a—12, b—11, c—5; 4) a—$12^1/_2$, b—10, c—7.

erzählt, die jetzt zu Neundorf bei St. Vith befindliche Kirche habe ursprünglich auf dem genannten Platz erbaut werden sollen; in einer Nacht aber seien alle bereits angefahrenen Steine, Balken und sonstigen Baumaterialien auf wunderbare Weise verschwunden gewesen und an der Stelle, wo jetzt die Neundorfer Kirche steht, wiedergefunden worden.

Namen und Sage haben ohne Zweifel ihren Ausgang genommen von einem auf dem Plateau befindlichen Erdwerke; dasselbe besteht aus einem vollständig kreisförmigen Erdaufwurfe, der eine Höhe von ca. 2 Fuss hat und so breit ist, dass er auf der Krone gemächlich begangen werden kann. Der Umfang beträgt etwa 225 Schritt. Von ähnlichen Erdwerken hat Prof. Schneider (Der Kreis Rees unter den Römern S. 82) berichtet, der hauptsächlich zwei Arten von Einzelbefestigungen an den Landwehren und Römerstrassen unterscheidet: die einen waren auf natürlich erhöhtem Terrain angelegt und bestehen aus einem rund geschlossenen Walle und davorliegendem Graben [1]), während die andern aus einem kegelförmig aufgeworfenen Erdhügel bestehen, der an seinem Fusse mit Gräben und Wällen umgeben ist.

Hiernach dürfte der „Kirchenplatz" wohl als Warte [2]) aufzufassen sein an der wahrscheinlich von Metz kommenden Heerstrasse, die westl. an Diekirch vorbei über Merscheid, Hosingen und Heinerscheid, südl. von St. Vith in die Rheims-Kölner Strasse ging [3]).

Etwa 100 Schritt vom „Kirchenplatz" entfernt und zwar nach der Seite auf Grüfflingen zu liegen zwei weitere Grabhügel.

Westl. vom „Bovenknopf" im „Zerherder Venn" ist zu Anfang 1882 beim Auswerfen eines Grabens ein jetzt in meinem Besitz befindliches kurzes, verrostetes Schwert gefunden worden, dessen Klinge 34 cm lang und in der Nähe des Griffes 4½ cm breit ist; der Griff bildet mit der Klinge ein Stück, ist 13 cm lang und mit 6 Löchern versehen, durch welche kupferne, die Umhüllung desselben befestigende Nieten gingen, von denen eine noch vorhanden ist. Südl. schliesst sich an „Zerherd" der Distrikt „Roderhard" an. Hier sieht man auf einem dem Kaufmann Surges zu St. Vith gehörigen Grundstücke eine grosse Anzahl kleiner Hügelchen. Bei Anlage einer Tannenkultur hat sich daselbst vor Kurzem ein mit schöner Patina bedecktes Bronzemesser gefunden. Die Klinge, deren Rücken gewölbt ist, hat 16 cm Länge bei einer mittlern Breite von ca. 2 cm; der kurze Stiel, der offenbar

1) Ein Graben scheint auf dem „Kirchenplatz" nicht vorhanden gewesen zu sein.

2) Die Warten trugen innerhalb des umfestigten Raumes einen hölzernen Thurm oder blosse Signalstangen und waren mit geringer Wachmannschaft versehen; vgl. Schneider a. a. O. S. 83.

3) Vgl. Schneider in den Bonner Jahrbb. LXVII, S. 26.

ursprünglich in Holz oder dergl. gesteckt hat, ist 5 cm lang und nicht ganz 1 cm breit. Das Messer befindet sich als Geschenk der Frau Kaufmann Surges, in deren Gegenwart es ausgegraben wurde, in meinem Besitze.

An den „Bovenknopf" schliesst sich nordöstl., nur durch ein kleines Thal von diesem getrennt, ein unter dem Namen „Tömmel" bekannter Bergkopf an. Er hat eine halbkugelige Gestalt und es scheint, als wenn die regelmässige Form desselben unbedingt von Menschenhänden herstammen müsse. Da auch der Name „Tömmel" ohne Zweifel auf das lat. tumulus (Grabhügel) zurückzuführen ist[1]), so liegt die Vermuthung nahe, dass auf diesem hoch über dem umliegenden Gelände erhabenen Bergkopfe eine keltisch-germanische Begräbnissstätte bestanden habe. Diesbezügliche Nachforschungen sind bisher aus Mangel an den hierzu nöthigen Geldmitteln nicht möglich gewesen. Nach Norden zu hängt der „Tömmel" mit dem „Volzberge" zusammen, der sich in derselben Richtung bis nach Galhausen erstreckt. Am Fusse dieses Berges dicht bei Galhausen hat vor einigen Jahren ein dortiger Gutsbesitzer einen Steinbruch angelegt und hier zu Ende 1881 zwei schön behauene, ihrer Form und Farbe nach kleinen, plattovalen Broden täuschend ähnlich sehende römische (?) Gewichtsteine gefunden. Sie sind durch Vermittlung des Lehrers Schäfer zu Neidingen, der sich überhaupt um die Auffindung und Feststellung der Alterthümer in der dortigen Gegend sehr eifrig bemüht hat, in meinen Besitz gekommen.

Dr. Esser.

8. Der „Burgknopf" bei Lommersweiler und das „Hangelsteinchen" bei Neidingen, Kreis Malmedy. Ungefähr 500 m westsüdwl. von Lommersweiler erhebt sich ein fast 250 m lang gestreckter Bergrücken, der die von Neidingen in südl. Richtung fliessende Braunlauf[2]) zu einer plötzlichen Wendung nach Südwesten nöthigt. Bis zum westlichsten Punkte des Bergrückens windet sich der Bach ziemlich dicht an diesem entlang, der hier eine Höhe von etwa 16 m über der Thalsohle hat; nach Osten (also auf

1) In der östlichen Eifel werden die kleinern römischen Grabhügel noch Tümelcher genannt; vgl. Hecking, Gesch. der Stadt St. Vith S. 187 Anm.

2) Der Name Braunlauf ist durch volksetymologische Umnennung aus gallo-kelt. *Brûn-ava (vgl. rivulus Brunafa ca. a. 920 bei Grdg. Mém. S. 36 f.) entstanden. Das Grundwort ist dasselbe wie in Ambl-ava, Orn-ava, Occ-ava, Bon-ava u. s. w. und hat die Bedeutung von Bach, Fluss. Das Bestimmungswort brûno- (auch breuno- im Volksn. Breuni) entspricht dem germ. brûna (dunkel), nhd. braun und dem griech. frûno-, das als Namenelement erwiesen wird durch den auf einem Heliastentäfelchen erscheinenden Frûno-kleês; vgl. Bonner Jahrbb. LVIII, 75.

Lommersweiler zu) dacht der Rücken aber etwas ab und erhebt sich dann wieder bis zu einer Höhe von 40 m, so dass eine Einsattlung entsteht, die einen von dem höher gelegenen Dorfe Lommersweiler herkommenden Fahrweg ins Thal hinabführt und zugleich den ganzen Bergrücken in zwei Hälften scheidet: eine westliche, die „Verbrannterknopf" und eine östliche, die „Burgknopf" genannt wird.

Der „Burgknopf" erhebt sich vom Braunlaufthale aus ziemlich steil bis zu einer Höhe von 38 bis 40 m, wie schon vorhin bemerkt wurde, und bildet ein ovales Plateau, dessen grösster Durchmesser 60 und dessen kleinster 46 m beträgt. Dieses Plateau, welches hin und wieder Vertiefungen wie von eingestürzten Kellergewölben zeigt, ist auf der östlichen, mit dem Bergrücken zusammenhängenden Seite durch einen 6 m breiten und 6 m tiefen Graben abgeschnitten, der halbkreisförmig von einem Abhang bis zum andern verläuft und über 100 m lang ist. Auf der westlichen Seite ist der Graben verschüttet, mit Rasen bewachsen und wie der ganze „Burgknopf" seit einigen Jahren mit jungen Fichten bepflanzt. Von frühern Bauten finden sich auf dem „Burgknopf" ausser den schon erwähnten Vertiefungen keinerlei Spuren, obgleich ältere Leute behaupten, sie hätten in ihrer Jugend dort noch Mauerreste gesehen: hiermit stimmt allerdings, dass jüngst noch einzelne Bruchsteine gefunden worden sind, an denen sich deutliche Spuren von Kalkmörtel zeigten.

Dass auf dem „Burgknopf" in alten Zeiten eine Burg gestanden, ist in der Umgegend stets erzählt und geglaubt worden und in Uebereinstimmung hiermit hat sich die Sage erhalten, es sei vom Keller eines Hauses in Lommersweiler (Halfmanns genannt) ein unterirdischer Gang bis zur Burg angelegt gewesen, der für die Bewohner derselben als geheimer Ein- und Ausgang gedient habe[1]). Geschichtlich steht indessen nur das Eine fest, dass die ehemaligen Herren von Reuland das Patronatrecht zu Lommersweiler besassen und das Dorf früher zur Herrschaft und Gerichtsbarkeit Reuland gehörte[2]). Dazu kommt noch, dass im J. 1327 ein Dietrich von „Lummesweiler" Burgmann zu Reuland war und 1599 Julian von Schilz und Catharina von Schwarzenberg eine jährliche Messe zu „Lommesweiler" fundirten[3]). Hiernach könnte immerhin im Mittelalter auf dem „Burgknopf" ein Gebäude vorhanden gewesen sein, ähnlich der von Beyer in der Einleitung zum 2. Bande des Mittelrhein. Urkb. S. CVIII geschilderten Entersburg bei Lutzerath: „Die Gebäude der Burg", heisst es dort, „waren in sehr kleinen Dimensionen, auf steinernen Grundmauern einstöckig von Holz (Fachwerk) erbaut und mit Stroh oder Ginster gedeckt. Ein Thurm war nicht vorhanden und die Hauptbefestigung die lang hin-

1) Vgl. Franck in Pick's Monatsschrift VII, S. 228.
2) Vgl. Kaltenbach, Der Rgbz. Aachen S. 459.
3) Vgl. Dr. Hecking in dem „Kreisblatt für den Kreis Malmedy" 1868, Nr. 78.

gestreckte Lage auf einem schmalen Felsgrate, der in der einzigen Angriffsseite durch einen tiefen Graben durchschnitten war."

Zu erwähnen bleibt noch, dass die Sage aus den Bewohnern der Burg bei Lommersweiler wiederum Tempelherren gemacht hat, die hartherzig gewesen wären, von den zugehörigen Bauern den Zehnten bezogen und ausschweifend gelebt hätten; auch die Erzählung von den verkehrt aufgelegten Hufeisen fehlt hier nicht[1]).

Noch nicht 2 km nördl. vom „Burgknopf" findet sich auf der rechten Seite der Braunlauf unweit Neidingen eine zweite, ganz ähnliche Befestigung, die den Namen „Hangelsteinchen" oder „Möhlchen"[2]) führt. Hier wird eine im spitzen Winkel auf das Braunlaufthal stossende Bergrippe, die einerseits steil nach diesem Thale abfällt und andererseits durch ein kurzes tiefes Seitenthälchen isolirt ist, auf der dritten, allein zugänglichen Seite, wo sie mit der Höhe zusammenhängt, von dieser durch einen ca. 100 m langen, 5 m breiten, 4 bis 5 m tiefen und von einem Abhang zum andern reichenden Graben abgeschnitten, dem ein durchgängig 5 m hoher und ebenso breiter Erdwall vorgelagert ist. Ziemlich in der Mitte des Walles ist eine 4 m breite Lucke vorhanden, die als Eingang in die Verschanzung gedient haben mag. Das flache Terrain innerhalb der Befestigung ist nach der Spitze des Berggrats zu durch einen zweiten parallelen Graben, der ebenfalls von einem Abhang zum andern läuft, aber unbedeutender und nur höchstens 60 m lang ist, begrenzt; der Abstand der beiden Gräben von einander beträgt etwa 100 m.

In der Befestigung auf „Hangelsteinchen", über die weder geschichtliche Nachrichten noch auch Sagen existiren, glaube ich unbedingt einen Zufluchtsort sehen zu dürfen für die in der Nachbarschaft wohnende Bevölkerung (vgl. meinen Aufsatz über den „Burghügel" bei Weywertz S. 168). Diese als Zufluchtsorte in Zeiten der Gefahr dienenden Befestigungen liessen sich leicht durch eine geringe Mannschaft gegen einen nicht zu zahlreichen Feind erfolgreich vertheidigen, zumal der Angriff immer nur von einer Seite erfolgen konnte; die nicht verschanzten steilen Abhänge waren nämlich ganz dicht mit stachlichtem, undurchdringlichem Gestrüpp aus Weiss- und Schwarzdorn, wilden Rosen, Stechpalmen, Brombeerstauden und Hagebuchen besetzt[3]).

Eine solche Befestigung dürfte ursprünglich[4]) wohl auch auf dem

---

1) Vgl. meinen Bericht über den Walleinschluss bei Baugnez, in dem „Kreisblatt für den Kreis Malmedy" 1882, Nr. 54.

2) Das Wort hat wohl schwerlich mit dem lat. môles etwas zu schaffen?

3) Vgl. Christ in Pick's Monatsschrift VII, S. 86.

4) Diese Befestigungen mögen in den meisten Fällen in der vorrömischen keltischen Periode entstanden sein; vgl. Schmidt in den Bonner Jahrbb. VII, S. 135.

„Burgknopf" bei Lommersweiler bestanden haben, was jedoch nicht ausschliesst, dass sie im frühen Mittelalter zur Errichtung einer Burg benutzt worden sei.

Dr. Esser.

9. Der Godesberg und der Tomberg. Im vorigen Jahrbuch S. 1 spricht Nacher die Ansicht aus „dass Niemand mehr mit Mone, Krieg von Hochfelden und Vetter glaube, unsere Burgen auf den Berghöhen seien römischen Ursprungs, und es sei durchaus nöthig, sich von der Annahme loszusagen, als hätten die Germanen zu ihren Bauzwecken irgend etwas von den Römern übernommen". Dieser Ansicht habe ich als Redacteur des 74. Jahrbuchs mich nicht anzuschliessen vermocht und in einer Anmerkung auf diese Miscelle verwiesen.

Auf der Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine im Jahre 1867 zu Freiburg i. Br. und auf dem Internationalen Congress zu Bonn im Jahre 1868 wurde der Anspruch, dass die besonders in Süddeutschland befindlichen aus Buckelsteinen errichteten Wartthürme und Bergfriede römisch seien, besonders durch von Quast entschieden zurückgewiesen[1]).

Es würde aber das Kind mit dem Bade ausschütten heissen, wollte man darauf, wie auf die Wahrnehmung hin, dass allerdings die meisten unserer Burgen lediglich mittelalterliche Gründungen sind, die Behauptung ohne Einschränkung aufstellen, keine derselben sei römischen Ursprungs.

Ich habe vor Kurzem Veranlassung gehabt, die Ruinen auf dem Godesberg bei Bonn und auf dem Tomberg bei Rheinbach zu untersuchen und mich auf das Bestimmteste überzeugt, dass auf beiden Höhen römische Ansiedlungen den mittelalterlichen vorangingen.

Von den historischen Nachrichten will ich ganz absehen, obgleich diese für beide Berge auf ein sehr hohes bis in die vorrömische Zeit hinaufreichendes Alter verweisen, auch für den Godesberg nicht einmal an den Namen Wodansberg erinnern, den Urkunden von 947 (Lacomblet I, 97) und Cäsarius von Heisterbach (Hist. memorab. l. 8, c. 46) noch im 13. Jahrh. gebrauchten, sondern nur Funde sprechen lassen. Vor 300 Jahren wurde auf dem Godesberg eine römische den Fortunis salutaribus, dem Aesculap und der Hygea von dem Legaten der I. Legion Q. Venidius Rufus geweihte Inschrift gefunden und zwar eingebaut in den Thorpfeiler der Burg[2]). Der jetzt im Bonner Museum befindliche Stein misst 1,07 und 0,56 m, ein Umfang, der gewiss die Annahme nicht rechtfertigen würde, als habe man diesen Stein in späterer Zeit als Baustein auf den Berg gebracht. Im Gegentheil, natürlich ist nur die Annahme, dass man beim

1) Verhandlungen des Congresses S. 57 u. Correspondenzblatt 1868, S. 11 ff.

2) Lersch, Centralmuseum II, 18; Brambach 516; Jahrb. XXX, 95 u. s. w.

Bau der jetzigen Burg im 13. Jahrh. den dort vorgefundenen Stein in der bezeichneten Art verwandte. Die neuern Schriftsteller, welche den Stein erwähnen, gehen über die genaue Fundstelle leicht hinweg und sagen bald „zu Godesberg entdeckt" (Lersch), bald „gefunden bei Godesberg" (Overbeck), bald „in Godesberg fand sich" (Dorow I, S. 58), während der erste Veröffentlicher Campius in seinem Schreiben an Modius[1]) (1583) ausdrücklich sagt: „in arce Godesberg". Hundeshagen, dem seine reiche Sammlung lokalgeschichtlicher Nachrichten zur Seite stand, bemerkt S. 26 seiner kleinen Schrift über Godesberg[2]) ausdrücklich: der Stein sei in dem Pfeiler des Thores der Vorburg (durch welches man gegenüber dem jetzigen Kirchhof in den Burgbering eintritt) eingebaut gewesen.

Dass aber jener Weihestein nicht das einzige Ueberbleibsel der Ansiedlung auf dem Godesberg ist, sondern daselbst irgend ein römisches Gebäude gestanden haben muss, beweisen die im Schutt wiederholt von mir aufgelesenen Stücke römischer Ziegel, wie deren Vorkommen im Mauerwerk selber, besonders an der Südwestseite. Von einer angeblich auf dem Godesberg ausgegrabenen röm. Inschrift, wonach zur Zeit der Ubier ein dem Mercur und Wodan geheiligtes Fanum dort gestanden habe, rede ich nicht weiter, weil diese Nachricht gänzlich unbeglaubigt und eine derartige Inschrift unbekannt ist[3]). Von der Ara Ubiorum auf dem Godesberg schweige ich natürlich ebenso! Auch der Fund eines römischen Matronensteins am Fuss des Berges, nämlich beim Bau des frühern Barrière-Hauses[4]), und die Wahrscheinlichkeit, dass der Godesberger Mineralbrunnen[5]), wie fast alle übrigen rheinischen Heilquellen, den Römern bekannt war, müssen ohne Berücksichtigung bleiben, weil Funde ausserhalb der Berghöhe wohl für die römische Ansiedlung im Orte sprechen, nichts aber für eine solche auf ersterer besagen.

Dieselben Wahrnehmungen ergab der Tomberg. Bereits Katzfey berichtet[6]), dass auf dem Tomberg römische Münzen gefunden seien. Mir liegt eine Liste von Funden aus den Jahren 1852 und 60 vor, die ein Einwohner von Wormersdorf, Herr Gerhards, vom Tomberg gesammelt hat, unter denen sich zweifellos römische Gegenstände befinden. Nehme ich hierzu meine eigene Beobachtung, wonach ich im Mauerwerk des Tomberg's an verschiedenen Stellen römische Ziegelstücke eingelassen fand, so kann kein Zweifel darüber herrschen, dass auch hier eine römische Bebauung der spätern voranging.

1) Abgedruckt Jahrb. XXX, S. 96.

2) Der Heilbrunnen und Badeort Godesberg. Köln 1833.

3) Ich finde sie nur bei van Alpen, Gesch. des fränk. Rheinufers I, S. 134 ohne Quellenangabe.

4) Jahrb. XLIV, 82.

5) Jahrb. IV, 133.

6) Katzfey, Gesch. d. Stadt Münstereifel II, 224.

Ich habe wiederholt die gerade entgegengesetzte Ansicht von Nacher's Behauptung, „die Deutschen hätten in ihrer Bauthätigkeit nichts von den Römern übernommen“, ausgesprochen[1]). Kaum wird man am Rhein eine alte kirchliche Gründung, einen Königssitz finden, die sich nicht auf einer ältern römischen Anlage aufbauen. Für die Dome zu Trier, Aachen und Köln, die Kirchen von S. Gereon und Maria im Capitol daselbst und viele andere ist das durch Funde längst erwiesen. Ich behaupte kühn, es gibt am Rhein kaum bis zu den Ottonischen Kaisern einen kirchlichen oder staatlichen Bau, der sich nicht auf römischen Fundamenten erhebt. Der Grund liegt zunächst einfach in den Besitzverhältnissen. Das römische Staatseigenthum an Grund und Boden mit den aufstehenden Gebäuden ging als Dominium an die fränkischen Könige über und wurde von diesen zum grossen Theil an die vornehmsten geistlichen Stiftungen vergabt. So gelangt das römische Castrum in Bonn, so angeblich auch der Godesberg an die Kirche S. Maria im Capitol zu Köln. Pfalzgraf Ehrenfried, der Schwiegersohn Kaisers Otto II., ist im Besitz des Tomberg's, wohin Erzbischof Heribert, als er die Leiche Kaisers Otto III. über die Alpen führte, von den Reichskleinodien die h. Lanze in Bewahrsam schickte.

Um zu weitern Resultaten durch greifbare Funde zu gelangen, würde es sich empfehlen, sowohl auf dem Godesberg, wie auf dem Tomberg die verschütteten Brunnen auszuleeren. Sie sind häufig durch Zufall und oft durch Absicht die Bewahrnisse der Monumental-Zeugnisse alter Zeit.

Wann wird man überhaupt unsere Burgen, statt sie durch restaurirendes Flickwerk und romantische Anlagen zu verballhornisiren, durch Abräumung der sie verhüllenden Schuttmassen klar stellen? Erst die dadurch ermöglichte Sichtbarmachung der Grundrisse lässt zu einer baulichen Würdigung und zu der Möglichkeit sachverständiger Restauration gelangen. Aber auch den Touristen wird das Verständniss, welches die Uebersicht der zu einem vollständig zusammenhängenden Grundriss aufgedeckten Mauerlinien gewährt und zum Einblicke in die Eigenthümlichkeit des Burgenlebens auffordert, mehr Genuss gewähren als die poetische Wirkung epheuumrankten zerfallenen Gemäuers. Vergeblich habe ich derartige Schuttabräumungen unserer rheinischen Burgen zur Klarlegung ihrer Grundrisse bisher empfohlen. Hoffentlich wird der Verein für die Verschönerung des Siebengebirges sich endlich dazu entschliessen.

E. aus'm Weerth.

10. Stolberg, Landkreis Aachen. In den Jahren 1880 und 1881 wurden gegenüber dem Stationsgebäude der Rhein. Eisenbahn zu Stolberg im Probsteiwalde und zwar auf dem Eigenthum des Eschweiler Bergwerks-Vereins die Fundamente eines römischen Bauwerks durch den Aachener Museums-Verein aufgedeckt. Dieselben gehören einer römischen Villa an

1) Zuletzt Jahrb. LXVI, 108.

und zwar jener kleinen Gattung rheinischer Römervillen, wie sie zu Manderscheid, Stahl und Ravensbeuren von mir aufgedeckt und in diesen Jahrbüchern publicirt wurden. Im Gegensatz zu dem langgestreckten Grundriss der grössern Prachtvillen zu Nennig, Fliessem, Oberweis besteht das Schema dieser kleinern Villen-Gattung stets aus einem länglichen Viereck mit einem offenen Mittelhof und ausspringenden Risaliten an den vier Ecken.

Die Stolberger Villa hat eine Ausdehnung von ca. 35 m, eine ungefähre Breite von 18 m. Ihre Grundfläche ist ein von Süden nach Norden etwas aufsteigendes Terrain. Um den Mittelhof gruppiren sich nach Westen die Baderäume und heizbaren Schlafkammern, nach Osten Küche und Wirthschaftsgelasse, auch hier, ausser durch Knochen von Schlachtvieh, Topfscherben und einen Mühlstein, durch Austernschalen characterisirt. Im Süden, tief unterkellert, mit dem Blick in die offene Landschaft, befinden sich die Wohnräume: ein langgestreckter Saal mit je einem quadratischen Zimmer zu beiden Seiten. Auch an diesem Gebäude lassen sich, wie fast an allen rheinischen Römervillen, spätere Um- und Anbauten erkennen; hier an der Südwestseite. Glasfenster wurden durch zahlreiche Scherben von flachen Glasscheiben constatirt, indessen von kleinern Funden nichts von Belang zu Tage trat. Zwei Amphoren-Henkel tragen die Aufschriften HISPÆNQ (fficina) und {ΠIVN·MELISSI· / ET MELISSEI} . Der erstere Stempel ist mir unbekannt. der zweite findet sich bei Fröhner 1556—61 aus Augst, er ist gleichlautend in Bezug auf die Worte melissi et melissei, dagegen steht im Beginn M· N·

Das Fundament einer im Grundriss ganz ähnlichen Villa wurde auf der Feldflur der Burg Ringsheim (bei Flamersheim) von Herrn Glöckner im vorigen Jahre aufgedeckt und dabei jener Münzfund gemacht, den Herr van Vleuten in diesem Hefte S. 51 bespricht.

E. aus'm Weerth.

11. Cattenes a. d. Mosel (Reg.-Bez. Coblenz). Meines Wissens ist weder in diesen Jahrbüchern, noch sonstwo des bedeutenden Fundes römischer Kupfermünzen gedacht, der beim Bau der Moselbahn 1878 bei Cattenes gemacht wurde. Der Finder, Gustav Halle in Alken, theilt mir mit, dass die Münzen zusammen ein Gewicht von 84 Pfund hatten und in einem grossen Topf sich befanden, der wiederum in einem seiner Grösse entsprechenden gemauerten viereckigen Kasten stand. Letzterer war mit einer Schieferplatte bedeckt. Offenbar war die Kassette ein Grab und der Topf die Aschenurne, welche man zum Verschluss der Münzen benutzte.

Gemäss der bekannten und oft gerügten Ministerialverfügung, wonach alle fiskalische Alterthumsfunde zunächst dem Berliner Museum angeboten werden müssen, ist auch so mit dem Münzfunde von Cattenes verfahren

worden. Das Berliner Museum hat für seinen Bedarf 167 Stück zurückbehalten und den Rest an die Provinzial-Museen in Trier und Bonn zu gleichen Hälften vertheilen lassen. Nach Bonn kamen einige 1000 Stück, nämlich Kleinerze (Antoniniane) folgender Kaiser: Gallien mit 32 verschiedenen Reversen, Postumus, Laelianus, Solonina (Saloninus ist nach Trier, nicht nach Bonn gekommen; dagegen fehlt in Trier Marius), Valerianus, Marius, Victorinus mit 11 verschiedenen Reversen, Quintillus, Aurelian, Claudius mit 24 verschiedenen Reversen, Tetricus sen. mit 12 Reversen, Tetricus iun.

E. aus'm Weerth.

12. Altchristliche Inschrift in Remagen. Die nachfolgende Inschrift wurde vor einigen Jahren (1876) zu Remagen am Fusse des Apollinarisberges gefunden; sie ist gegenwärtig im Garten des Herrn Martinengo eingemauert. Der Stein (weisser Jurakalk) ist in zwei Stücke gebrochen und misst in der Höhe 1,56, in der Breite oben 0,58, unten 0,56 m. Die für die Inschrift verwendete innere Fläche hat oben 0,24, unten 0,26 m in der Breite. Die Dicke des Steines beträgt nach einer vor der Einmauerung gemachten Messung 0,12 oben, 0,09 m unten. Ein Theil der Schrift ist total zerstört, aber auch die noch vorhandenen Charaktere ergaben nur stellenweise eine sichere Lesung.

HIC REꟼV
I(e)SCIT PV
ELLO NV
MENE REV
DOLFV (s?)
ꟼV ÐOI
I TV///////////////////
C /////////////////////
I /////////////////////
TISꟼOD
ADVLT//
I V̂ MENSE(s)
Ϲ VNNDV

V. 2. Die Form **puello** ist meines Wissens noch nicht nachgewiesen. PVELLA DEI hat Le Blant Nr. 258.

V. 4. Das *u* hinter RE, welches Andere zu lesen glaubten, kann ich nicht mit Sicherheit bestätigen. Der Name REDOLFV(S), vielleicht mit abgeworfenem S, ist auf unsern christlichen Steinen bis jetzt ebenfalls nicht beobachtet worden; Le Blant Nr. 602 (nicht 612) hat einen RODVLFVS auf einer Toulouser Inschrift. — Alles Folgende ist unsicher und setzt der Erklärung grösste Schwierigkeit entgegen. In Z. 12 wollte man DII erkennen; ich sah nur I . . . . √\. Freilich erschwert die gegenwärtige Lage des Steins, namentlich bei ungünstiger Witterung, die Untersuchung nicht wenig.

F. X. Kraus.

Zusatz. Im Sommer 1881 wurde beim Auswerfen eines Fundamentes an der linken Seite der von Mainz nach Köln führenden Chaussee (Römerstrasse), nicht weit südlich von der obigen Fundstätte auf dem Grundstück des Herrn Weinhändlers Orth abermals ein fränkischer Steinsarg gefunden. Derselbe enthielt, ausser dem Gerippe des Verstorbenen, einen kleinen schwarzen Thonkrug, mehrere Eisenwaffen, Bronzeknöpfe von Lederzeug und den Rest eines Lederschuhes mit Beschlag von Bronzenägeln unter der Sohle. Letztere Stücke kamen als Geschenk in das Provinzial-Museum. (Nr. CLXXII des Mus.-Inv.)

Ebenso wurden fränkische Gräber im Garten der Besitzung des Herrn Rentners **Rheinen** (früher Pfarrius) am Unkelbach gefunden. Eine schöne tauschirte Scheibenfibel von dort kam als Geschenk des Hrn. Rheinen in das Provinzial-Museum. (Nr. LXXVIII des Mus.-Inv.)

Beim Bau der Caracciola'schen Kellerei wurde eine römische Bauanlage angetroffen. Ich vermerkte zwei Ziegelinschriften: EGERINE, vielleicht e Germania inf. und

////IC·XXII
////P I F

Bei Herrn Schwarz sah ich die Terra Sigillata-Stempel: CACVNIVS und OF· PASSENI.

Auch bei der Bahnhoferweiterung wurden mannigfache römische Spuren gefunden: Töpfe, Münzen und eine Canalanlage. Von vielen ältern Notizen über Remagen finde ich anderswo nicht erwähnt, dass im Jahre 1857 zwischen Unkelstein und Oberwinter 4 Schädel mit eingetriebenen Nägeln zum Vorschein kamen. Bekanntlich hat **Braun** in seiner Schrift über die Thebaische Legion in ähnlichen zu Köln gefundenen Schädeln Reliquien der Thebäer nachzuweisen gesucht, während Andere in dem Einschlagen von Nägeln in die Häupter der Todten nur eine symbolische Bedeutung sehen

(vgl. Kraus, Roma Sotterranea 2. Aufl. S. 504). Ueber ähnliche Kölner Funde berichtet Jahrb. XLI, 117 und die Kölnische Ztg. vom 2. Sept. 1863, Bl. II. Das Bahnwärterhaus Nr. 85 zwischen Remagen und Oberwinter ist auf den aus Tuffblöcken bestehenden Mauern eines römischen Grabes errichtet, das man beim Bahnbau fand. Ich verdanke diese Mittheilungen dem verstorbenen Geh. Rath Hartwich.

E. aus'm Weerth.

13. Nieder-Mendig. Bei der Genovefakirche sind umfangreiche römische Fundamente zu Tage getreten. Dieselben dürften für die Richtung der Römerstrasse Andernach-Mayen von Bedeutung sein.

E. aus'm Weerth.

14. Winterswick bei Rheinberg. Einer gefälligen Zuschrift der Königl. Regierung zu Düsseldorf entnehmen wir, dass man im Sommer 1882 in dem 20 Minuten südlich von Rheinberg gelegenen Dorfe Winterswick beim Graben von Löchern zum Anpflanzen von Chausseebäumen auf römische Ziegelfragmente und Mauerreste und bei fortgesetztem Nachgraben auf weitere Spuren ausgedehnter römischer Gebäude, sowie auf Flurplatten gestossen ist. Prof. Schneider in Düsseldorf bemerkt hierzu, dass diese Römerfunde sich an die vor längerer Zeit in Stromoers gemachten anschliessen und sich zusammen einem Verbindungswege entlang ziehen, der von der Römerstrasse bei Stromoers nach der römischen Uferstrasse bei Rheinberg hinlief.

15. Römische Alterthümer zu Winterswick und Stromoers. Es sei mir gestattet, der vorstehenden Notiz beizufügen, was mir über römische Funde in der Gegend von Winterswick und Stromoers während meines mehrjährigen Aufenthalts in Rheinberg bekannt geworden ist. Im Frühjahr 1876 oder 77 fand ich auf einem dem Oekonomen Wilhelm Pottjan zu Winterswick gehörigen Felde an der „alten Landstrasse" [1]) von Winterswick nach Rheinberg (sie biegt im Dorfe westlich von der jetzigen Köln-Nymweger Staatsstrasse ab und kommt vor Rheinberg wieder auf dieselbe) eine nicht unbeträchtliche Anzahl römischer Platten- und Hohlziegel-Fragmente nebst Mörtelresten, die durch den Pflug zu Tage gefördert worden waren. Mehrere Ziegelstücke zeigten die bekannte wellenförmige Linienverzierung, auch fand sich unter ihnen eines, worauf die Figur eines kleinen Paralleltrapezes ziemlich tief eingedrückt war. Die interessantern Fragmente kamen ins Museum des Rheinberger Geschichtsvereins. Nach der Mittheilung des Oekonomen Pottjan stösst man bei etwas tief eingesetztem Pflug überall auf dem betreffenden Felde auf Mauerwerk, so dass die An-

1) Ueber diese und andere alte Strassen in der Umgegend von Rheinberg habe ich in meiner Schrift: „Materialien zur Rheinischen Provinzialgeschichte" Bd. I, Heft 1 (Die Stadt und das ehemalige Amt Rheinberg) zahlreiche urkundliche Notizen beigebracht.

nahme, es habe hier einst ein römisches Gebäude gestanden, wohl nicht unbegründet ist. In wiefern diese Stelle, welche von der Staatsstrasse etwa 300 Schritt entfernt liegen mag, mit den im vorigen Jahre an der letztern gemachten Funden (s. oben) zusammenhängt, vermag ich nicht zu sagen. In den Jahrbüchern XXXIX und XL, 161 hat unter Nr. 28 Prof. Schneider „etwas südlich von Rheinberg in der Gegend der Römerstrasse" eine Fundstelle römischer Ziegelmauern verzeichnet, die wohl ebenfalls in der Nähe von Winterswick zu suchen ist; ebendaselbst werden auch „römische Mauern und Gräber" erwähnt, welche „vor einigen Jahren" (geschrieben ist es 1866) bei Stromoers zum Vorschein gekommen waren. Die letztern beiden Funde scheint Prof. Schneider bei seiner obigen Aeusserung im Sinne gehabt zu haben. Es ist schade, dass die Fundstellen nicht genauer angegeben sind, sie müssen aber in dem Gebiete nördlich von Stromoers bis Rheinberg liegen, da bei jenem Punkte, auf der heutigen Grenze der Bürgermeistereien Rheinberg und Repelen, der Verbindungsweg nach der römischen Uferstrasse sich von der über Annaberg, Drüpt u. s. w. nach Birten ziehenden Heerstrasse abzweigte. An diesem Verbindungswege findet sich eine weitere Fundstelle römischer Ziegelfragmente und von Mörtelstücken südsüdwestlich von Rheinberg, am Emaus, wie die Lokalität heisst. Hier lag vordem die Emauskapelle, welche schon 1683 verwüstet war. Möglicherweise waren die Ziegelstücke beim Bau der Kapelle verwandt worden, von der auch die Mörtelreste herzurühren scheinen. Ein paar hier aufgefundene Fragmente von Plattenziegeln sind in dem Rheinberger Museum niedergelegt. In Bezug auf den Verbindungsweg bleibt, weil nicht mehr innerhalb seines Gebiets liegend, ausser Betracht ein vor fast $^1/_2$ Jahrhundert oberhalb Stromoers gemachter interessanter Römerfund, dessen allerdings bereits Rein in seiner Schrift: „Die Römischen Stationsorte und Strassen zwischen Colonia Agrippina und Burginatium" S. 51 gedacht hat, jedoch in so ungenauer Weise, dass ich mir es nicht versagen kann, hier nochmals darauf zurückzukommen. Im Frühjahr 1834 fanden Arbeiter des Oekonomen Konrad Pötters auf Hausmannshof zu Kohlenhuck, dem ich diese Nachrichten verdanke, etwa 20 Minuten südlich von Stromoers beim Roden eines mit Eichenstrauchholz bepflanzten Grundstücks an der westlichen Seite der Köln-Nymweger Staatsstrasse (sie liegt hier auf dem Bett der Römerstrasse) in der Tiefe von 1 Fuss zwei Sarkophage aus grauem Sandstein. Der grössere von ihnen, ungefähr 5 Fuss lang, $2^1/_2$ Fuss breit und 1 Fuss hoch, war im Innern durch einen in der Mitte befindlichen Durchschlag in zwei Abtheilungen geschieden; er fand sich ohne Deckel und leer. Dagegen war der kleinere Sarg, der bei einer Länge von 3 Fuss etwa $2^1/_2$ Fuss in der Breite und 1 Fuss in der Höhe mass, mit einem schweren Steindeckel verschlossen und barg im Innern verschiedene Thongefässe, darunter eine Lampe in der Form eines Vogels, die von den Arbeitern beim Auffinden zerbrochen

und weggeworfen wurde, und ein einhenkeliges bauchiges Krügelchen von röthlich-gelbem Thon. Letzteres ist $7^1/_2$ Zoll hoch und misst 5 Zoll im Durchmesser; es ist jetzt in meinem Besitze. Dann soll sich in dem Sarkophag noch ein (wahrscheinlich gläsernes) „Diamanthündchen“ befunden haben, das von den Arbeitern an den bekannten Alterthümersammler Notar Houben in Xanten verkauft worden sei. Einer der beiden Särge hatte, wie der auf dem Hausmannshof zurückgebliebene Rest zeigt, gebrochene Ecken. Nach der Mittheilung des Oekonomen Pötters hatte man bereits mehrere Jahrzehnte früher einige Schritt südlich von der vorbezeichneten Fundstelle im Sandboden einen grossen Topf entdeckt, auf dessen Boden einige Knochenreste und eine Bronzemünze (Grosserz) lagen.

R. Pick.

16. Germanisches und Römisches aus Eschweiler und seiner Umgebung. Etwa 10 Minuten östlich von Eschweiler im Landkreise Aachen zweigt sich vor der letzten Wiese linkerhand in nördlicher Richtung ein Weg von der Strasse nach Weisweiler (Römerstrasse) ab. Da, wo dieser Weg aus den Wiesen heraus ins Feld kommt, stand vor Zeiten ein Heiligenhäuschen, Wardenslinde genannt, das wahrscheinlich in der französischen Zeit beseitigt wurde. Im Volke lebt die Erinnerung daran in der Flurbezeichnung „an Wardens-“ oder „Wadenslinde“ bis heute fort. Diesen Namen hat man neuerdings mit dem Baumkult unserer heidnischen Vorfahren in Verbindung gebracht und darin eine Entstellung aus Wodanslinde vermuthet, da die Linde dem Wodan geweiht gewesen sei. Aehnlich ist ein anderer in der Gegend von Eschweiler vorkommender Lokalname, „am Balbaum“, gedeutet worden. Es heisst so eine Oertlichkeit vor Feldenend, einem Theile des Dorfes Bergrath (Bürgermeisterei Eschweiler), wo früher ebenfalls ein Heiligenhäuschen stand. Auch der Balbaum soll eine germanische Kultstätte gewesen sein und seinen Namen, wenn er vormals nicht etwa Walbaum (von Wallen, Pilgern) lautete, möglicherweise von einem heidnischen Götzen erhalten haben[1]). Beide Deutungsversuche sind verfehlt. Was zunächst die Wardenslinde betrifft, so wird sie in Eschweiler Urkunden des 17. Jahrhunderts wiederholt „Warthauser Linde“ oder „des Warthauses Linde“ genannt. So heisst es in einem nicht datirten Schriftstück[2]): „Aussthaungh herrn Caspar Kirsch Vicarij altaris B. M. V. in hiesiger Eschweiler pfarkirchen“ aus der Zeit um 1680: „Item an der warthauser lynden neben Melchior Velden vnd Patteren hoff landt 2 morgen“ und in einem Verzeichniss der zur Eschweiler Pastorat gehörigen Ländereien vom 20. Juli 1694: „Item vnden dess wahrthausses Lynden neben hauss Eschweiler Erb vnd der Weissweiler wegh 2 Morgen 2 Fierdel“.

1) Vgl. Koch, Geschichte der Stadt Eschweiler I, S. 308.
2) Sämmtliche hier berührte Urkunden befinden sich in meinem Besitze.

Des Warthauses speziell gedenken auch andere Eschweiler Urkunden, z. B. ein Protokoll über die 1564 stattgehabte Vermessung der dortigen Kirchenländereien, worin es heisst: „Folgt an dem Warthauss vnd an den benden; dae der padt durchgehet von Eschweiler zu Noethberg. Noch dat stuck an dem Warthauss bey dem waien (?) ist gemessen xi fierdell vnd x roden"; dann eine dem 17. Jahrhundert angehörige „Specificatio aller der Pastorat Eschweiler im Eschweiler feldt anklebender länderey", die ebenfalls „vnden am Warthauss ein stuck in 3 poelen ad 11 fiertel" verzeichnet. Was unter dem Warthaus zu verstehen, ist mir unklar; die letzte Silbe weist auf ein bewohntes Gebäude (Haus mit einem Vertheidigungsthurm) hin, während die erstere mehr den Gedanken an ein altes Befestigungswerk (zum Schutze des Ortes oder der vorbeiziehenden Römerstrasse?) nahe legt. Die römischen Warten begleiteten in regelmässigen Abständen die Strasse, während die mittelalterlichen Wartthürme, gewöhnlich bloss „warte" oder „warth" genannt, stets ausserhalb des Ortes, jedoch im Umkreise seiner Gemarkung lagen [1]). Zu beiden passt die Lokalität. Doch sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls steht nach dem Angeführten fest, dass der Name „Wardenslinde" weder mit dem germanischen Baumkult, noch insbesondere mit dem Gotte Wodan etwas zu schaffen hat. In gleicher Weise mag es sich mit dem „Balbaum" verhalten. In einem Heberegister der Pfarrkirche zu Eschweiler vom Jahre 1756 findet sich unter Bergrath auch folgende Eintragung: „Michael Schlossmachers hatt bey der landtmas angegeben einen Bendt, so ligt im unterster Rauber (oder Räuber, dies volksetymologisch entstellt aus dem alten Flurnamen „Rower") neben Thoni Balm gross 40 rothen under (und der) Kirchen Jährlichs untergeldendt 13 Albus." Hier wird also ein Besitzer Balm in der Gegend genannt, wo das Heiligenhäuschen „am Balbaum" vormals stand. Sollte es da nicht natürlicher sein, bei der Deutung des urkundlich nicht belegten Namens an diesen Personennamen zu denken, statt auf den monströsen heidnischen Götzen zu fallen? Dass übrigens die Bezeichnung „Baum" dem niederrheinischen Volke auch für Schlagbaum geläufig ist, sei nur nebenbei erwähnt.

Mit mehr Fug als die Wardenslinde und den Balbaum kann man wohl eine andere Lokalität in der Gegend von Eschweiler als eine altgermanische Kultstätte betrachten, nämlich den Donnerberg (Donnersberg). Die zwischen dem Kottbroich, einem Theil des Eschweiler Waldes (vgl. dazu den Waldnamen „Kottenforst"), Duffenter und Stolberg gelegene Bergheide, deren Gipfel sich 60—70 m über der letztern Stadt erheben mag, war früher ganz Eigenthum der Gemeinde Eschwiler, die in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts 200 Morgen davon an Stolberg und 150 Morgen an die Mühle abtrat. Seitdem siedelte sich auch in der unwirthlichen Gegend

1) Vgl. Gengler, Deutsche Stadtrechts-Alterthümer S. 35.

eine Anzahl Arbeiterfamilien (1878 waren es 160 Seelen) an. In der Nähe von Stolberg, unfern des von Hastenrath über Duffenter dahin führenden Weges, steht auf dem Donnerberg ein Grenzstein, im Volke der Dreierdictionsstein (vgl. hierzu die Drei-Herren-Steine auf der Grenze der Kreise Malmedy und Montjoie) genannt, da hier die Grenzen dreier Jurisdictionsgebiete: der Aemter Eschweiler und Wilhelmstein, sowie der Herrschaft Stolberg aneinanderstiessen. Name[1]), Lage und ehemalige Bedeutung des Donnerberg's machen es in hohem Grade wahrscheinlich, dass hier vor Einführung des Christenthums eine dem Thôr (Donar) geweihte Stätte war. Beachtenswerth ist, dass der h. Petrus, der bei Verdrängung des Heidenthums an die Stelle Thôr's trat, auch als einer der beiden Pfarrpatrone von Eschweiler wiederkehrt. Spuren altgermanischen Heidenthums haben sich in Eschweiler bis in unsere Tage kaum noch erhalten; die Industrie hat alles „Altfränkische“ beim Volke dort aus Brauch und Anschauung längst verdrängt. Noch vor einem halben Jahrhundert sah es damit anders aus. Wie anderwärts wurden auch hier die Martinsfeuer angezündet und die Jugend zog unter Absingung des bekannten Martinsliedchens (Zin Märte, Zin Märte, die Verke han keen Steerte u. s. w.) am Abend mit brennenden Lichtern umher. Auch das Mailehen war hier und in der Umgegend bräuchlich. Das „Maispiel“ fand am Abend des 1. Mai statt. Vor dem Wirthshause, worin es abgehalten wurde, war der Maibaum aufgerichtet, der das ganze Jahr hindurch stehen blieb. Es war eine Tanne, oben auf der Spitze mit einem aus Reifen und Eierschalen gebildeten Kranze geschmückt. Abends vorher wurden die „Mailinge“ (Mailehen) ausgerufen. In Eschweiler selbst geschah es zur Nachtzeit. Der Hergang war dabei folgender. Einer der die Strassen des Ortes durchziehenden Bursche machte den Herold des Maikönigs; mit den Worten: „Tut, Tut, Tut, das Hörnchen! Hört, was der Maikönig befiehlt!“ kündete er seine Botschaft an, deren Zweck die Bildung der Paare für das Maispiel war. Diese wurden nun bezeichnet und so oft „zwei zusammengethan“, richtete der Ausrufer an die Umstehenden die Frage, ob es ihnen allen recht sei, was dann regelmässig durch ein einstimmiges lautes „Ja“ beantwortet wurde[2]). Andern Tags zogen die ausgerufenen Paare zum Maispiel. Osterfeuer waren in Eschweiler nicht Sitte, dagegen bestand hier noch ein anderes Frühlingsfest, „die Brunk“. Es

1) Ueber den Donnersberg bei Trier vgl. Jahrbücher XVIII, S. 206 f.

2) Ueber einen ähnlichen Brauch in der Eifel und anderwärts s. Schmitz, Sitten, Sagen und Legenden des Eifler Volkes I, S. 32 und 48; von Mering, Geschichte der Burgen etc. IV, S. 8 f.; Hocker, Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel S. 58 ff.; Köln. Zeitung 1883, Nr. 117. Bl. III. In St. Goar fand die Mädchenversteigerung am Ostermontag auf dem Rathhause statt; der Ertrag, jährlich 20—30 Thlr., floss hier in die Stadtkasse, während er sonst überall gemeinschaftlich verzehrt wurde (Grebel, Geschichte der Stadt St. Goar S. 202 f.).

wurde Sonntags nach Frohnleichnam von der Schützengesellschaft (St. Sebastianus-Schützen-Bruderschaft) veranstaltet, nachdem sie am Morgen des Tages mit der Prozession herumgezogen war. Der mit einem Federbesatz überzogene Hut („die Feder“) war das Abzeichen der Schützen; der Schützenkönig trug darauf noch besonders eine Federkrone. In welchem Lokal „die Brunk“ gehalten wurde, hatte der König zu bestimmen und die Uebernahme der Festlichkeiten war bei den Wirthen derart gesucht, dass einzelne anfangs der 40er Jahre ihm bis zu 500 Thlrn. boten, wenn er bei ihnen einkehre. Volle drei Tage dauerte das fröhliche Volksfest. An allen dreien zog der König mit den Schützen durch den Ort und liess vor den Häusern der Gönner, meist Wirthshäusern, das Fähnlein schwenken. Die Stange dieses Fähnleins hatte die respektable Länge von über 4 m und es gehörte eine ungewöhnliche Kraft und Geschicklichkeit dazu, jene Manipulation kunstgerecht auszuführen. Als in späterer Zeit die Abhaltung mehrerer Frühjahrskirmessen (als eine solche betrachtete man neben der bis heute in Eschweiler üblichen Peter- und Pauls-Kirmess auch „die Brunk“) polizeilicherseits untersagt wurde, ging diese ein. Doch genug davon. Es übrigt noch, des Römischen in Eschweiler und seiner Umgebung zu gedenken. Auch hier stehen mir nur vereinzelte Notizen zu Gebot: sie betreffen kleinere Funde aus römischer Zeit, die schon vor Jahren gemacht, bis jetzt unbekannt geblieben sind.

In Eschweiler lag an der Dürenerstrasse, einem Stück der alten Heerstrasse von Köln nach Aachen, ein sehr altes Hofgut, der Kirschenhof[1]), an dessen Stelle 1839 das jetzt dem Geh. Legationsrath Freiherrn Adolf von Steffens zugehörige Haus errichtet wurde. Diesen Hof kaufte um 1785 der damalige Pächter der Kinzweiler Burg, Namens Wültgens, von der gräflich Wolff-Metternich'schen Familie. Gegen 1787 erbaute derselbe auf der Westseite des Hofs zwischen dem Haupthause und der Scheune einen neuen Flügel. Beim Auswerfen der Fundamente kam nach zuverlässiger mündlicher Ueberlieferung eine Anzahl römischer Ziegel zu Tage. Da von Römerfunden innerhalb der Stadt Eschweiler bisher nichts verzeichnet ist, so hat diese Notiz ein besonderes Interesse. Die alte Heerstrasse lief allem Vermuthen nach von der Dürenerstrasse gerade aus an der frühern Post und den Schulen vorbei auf das Dorf Röhe und von da weiter auf Aachen zu; der Theil zwischen Eschweiler und Röhe, jetzt Feldweg, diente vormals dem letztern Dorfe, das bis zu Anfang dieses Jahrhunderts seine Todten in Eschweiler begrub, als Leichenweg und wurde auch so genannt[2]), während

1) Näheres darüber habe ich in den „Beiträgen zur Geschichte von Eschweiler und Umgegend“ S. 482 ff. mitgetheilt.

2) Koch (a. a. O. I, S. 250) verwechselt irrigerweise den Leichenweg mit der Lausgracht (plattd. Lousgracht). So heisst der Weg, welcher dem früher mit Nr. 1 bezeichneten Hause von Eschweiler gegenüber an der Landstrasse nach Röhe beginnt

die jetzige Landstrasse nach Aachen einen mehr südlichen Lauf innehält. Höchst wahrscheinlich wurde die Heerstrasse an der frühern Post von einer andern Römerstrasse gekreuzt, die von Jülich herkommend an der Eschweiler Burg vorbei und über die Pumpe in der Richtung nach Gressenich oder dem von da nach Aachen führenden Heerwege hinzog.

Ende der 20er oder anfangs der 30er Jahre dieses Jahrhunderts fand man auf der Pumpe (das Dorf hat seinen Namen von der sog. Herrenkunst, die 1661 als „das pompen Kunstwerk", 1732 als „Herrenpompe" erwähnt wird) bei der Fundamentirung des Hauses, worin jetzt der Obersteiger des Bergwerksvereins wohnt, eine Menge römischer Ziegel. Die Fundstelle liegt zur Seite der Eschweiler-Stolberger Landstrasse, neben dem Gebäude der alten Dampfmaschine. Auch die hier zahlreich vorkommenden „Römerschlacken" weisen auf die einstige Anwesenheit der Römer in dieser Gegend hin. Ueber den Bergbau derselben bei dem benachbarten Gressenich vgl. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins III, S. 147. Den römischen Ursprung der jetzigen Eschweiler-Stolberger Strasse hat man meines Wissens bisher nicht nachgewiesen (die alten Strassen bei Eschweiler sind ja überhaupt noch nicht genügend untersucht), vielleicht hat aber Prof. Schneider eine Strasse in ähnlicher Richtung im Sinne, wenn er in den Jahrbüchern LXXIII, S. 3 bemerkt, dass ein Heerweg von Müllfurth herkommend bei Jülich über die Roer und dann über Eschweiler nach Gressenich gegangen sei. Oberstlieutenant Schmidt lässt eine der vier Strassen, welche nach ihm von der römischen Niederlassung bei Gressenich ausgingen, über Weisweiler nach Jülich ziehen, während General von Veith, der nur drei dieser Strassen festhält, jene nach Jülich nicht erwähnt. Nach meiner Vermuthung ist die Strasse, welche in römischer Zeit Gressenich mit Jülich verband, oder eine der Verbindungsstrassen, wenn es deren, was nicht ganz unmöglich wäre, mehrere gegeben hat[1]), über die Pumpe,

und den Leichenweg durchschneidend nach dem Hehlrather Weg hingeht, den er ebenfalls durchschneidet, sich dann aber am Pferdskirchhof (hier stand vormals der Galgen) verläuft. Im Volke heisst es, die Lausgracht sei ein alter Weg, der früher bis Dürwiss gegangen sei; es ist dies aber unwahrscheinlich, da sie bis zu ihrem Ausbau in den 50er Jahren mit einem undurchdringlichen Gestrüpp von Dornen und Brombeersträuchern bewachsen war und noch jetzt wegen der Quellen, die darin zu Tage kommen, ein schlechter Fahrweg ist.

1) Eine genauere Untersuchung in Bezug auf seinen (römischen?) Ursprung verdiente wohl ein Weg, der von Gressenich in ziemlich gerader Richtung zwischen Kottenich und der Eremitage hindurch über Hamich und Heistern durch den ehemaligen Weisweiler Wald nach Weisweiler und von hier über Pützlohn in der Richtung nach Jülich geht. Auch geben die im Bergrather Felde und im Dorfe Bergrath selbst gemachten Römerfunde (vgl. Koch a. a. O. I, S. 25) zu der Vermuthung Anlass, dass ebenfalls durch diese Gegend ein alter Weg, vielleicht von Gressenich her auf die Aachener Heerstrasse bei Eschweiler, geführt hat.

Dürwiss u. s. w. gegangen und fällt in ihrem Laufe zum Theil mit der heutigen Eschweiler-Stolberger und Eschweiler-Jülicher Landstrasse zusammen. Ausser dem Funde der römischen Ziegel auf der Pumpe sprechen dafür folgende Momente. Eine jetzt Langwahn (im 17. Jahrhundert „Lanckwagen") genannte und mit einer Häusergruppe besetzte Lokalität unfern der Drahtfabrik zu Eschweiler hiess ehedem, bevor sie bebaut war, „der Steinweg" (1626 „vff dem Steinwegh"); diese Häuser liegen an der Eschweiler-Stolberger Landstrasse, da wo sie auf dem rechten Indeufer ihren Anfang nimmt. Ferner führt eine Strasse in Dürwiss, die freilich die Richtung nach Weisweiler zeigt, den Namen „Grünstrasse", welchen eine Volkssage mit der Pest in Verbindung bringt. Die Benennungen „Steinstrasse" oder „Steinweg" und „Grünstrasse" begegnen für Römerstrassen mehrfach am Rhein, so wird z. B. die von Köln abwärts ziehende römische Rheinstrasse zwischen Köln und Niehl „Grünstrasse", mehr unterhalb „Steinstrasse" genannt. Einen Steinweg gibt es in Köln, Düren, Aachen, Düsseldorf, Andernach u. s. w., so hiess auch in der Bauerschaft Poelick bei Vernum 1595 der jetzige Scholtenweg[1]); ein „grüner Weg" kommt in Bonn, bei Aachen, Rheinberg, Geldern u. s. w. vor. Auch urkundlich wird die Landstrasse zwischen Eschweiler und Dürwiss 1466 als „Heerstrasse" bezeichnet (Strange, Beiträge zur Genealogie der adligen Geschlechter VIII, S. 73). Hiernach dürfte es wohl kaum mehr zweifelhaft sein, dass wir wenigstens in dem Stück der heutigen beiden (Eschweiler-Stolberger und Eschweiler-Jülicher) Strassen von der Pumpe bis Dürwiss einen alten Heerweg vor uns haben. Ueber seinen weitern Lauf jenseits Dürwiss das Nähere festzustellen, muss örtlichen Untersuchungen überlassen bleiben. Bemerkt sei in dieser Hinsicht nur, dass zwischen Dürwiss und Fronhoven bei einem Kreuze sich westlich von der Jülicher Landstrasse ein alter Weg abzweigt, der über Langendorf und an dem Gute Hausen vorbei, dann weiter über den Merzbach und Pützdorf nach Aldenhoven und auf die Köln-Lütticher Strasse führt. Er stellt die kürzeste Verbindung zwischen Aldenhoven und Eschweiler her. Bei Pützdorf bildet derselbe da, wo er vom Merzbach durchschnitten wird, einen Hohlweg, dessen römischer Ursprung, abgesehen von dem Namen (er wird Kohlgracht, auch Heer- oder Römerstrasse genannt), durch Funde aus jener Zeit genügend constatirt ist.

Zum Schlusse noch eine Fundnotiz aus der weitern Umgebung Eschweiler's. Unfern Lamersdorf, da wo der Weg nach diesem Dorfe von der jetzt chaussirten Weisweiler-Indener Strasse, einem vormals schmalen Feldwege, sich abzweigt, liegt auf der von beiden Strassen gebildeten Ecke eine

1) Dass alle diese Steinwege Römerstrassen waren, sei keineswegs behauptet; die Anlage der meisten kann ebenso gut im Mittelalter erfolgt sein (vgl. Gengler a. a. O. S. 81). Zu beachten ist, dass der Steinweg in Eschweiler nicht im Orte, sondern ausserhalb desselben lag und die jetzt daran befindlichen Häuser erst in der neuern Zeit entstanden sind.

kleine Kapelle, St. Corneliuskapellchen geheissen. Es lag früher etwa 50 Schritt westlich von seiner jetzigen Stelle auf dem Wege nach Inden, in der Nähe eines Hohlwegs, der sich hier von der Weisweiler-Indener Strasse nach Norden (in der Richtung auf Lohn zu) abzweigt. Seitlich von diesem Hohlweg, etwa 150 Schritt von dem Corneliuskapellchen entfernt, befindet sich eine Lehmgrube, in welcher um 1865 in der Tiefe von ca. 1 m eine römische Wasserleitung entdeckt wurde. Sie war aus Thonröhren hergestellt, die eine lichte Weite von 13 bis 14 cm hatten und in einer viereckigen Umhüllung von Kleierde staken. Der Lauf der Wasserleitung ging, den Hohlweg durchschneidend, von Südwesten nach Nordosten.

R. Pick.

17. Brand der Pfarrkirche zu Neuss im Jahre 1741. Der im letzten Hefte der Jahrbücher (LXXIV, S. 81 ff.) veröffentlichte Aufsatz Aldenkirchen's über „die ältere St. Quirinuskirche in Neuss" gibt mir Anlass, hier eine auf die heutige (1209 an ihrer Stelle erbaute) Kirche dieses Namens bezügliche Urkunde mitzutheilen. Am 6. Februar 1741 Nachts um 1 Uhr hatte der Blitz den Glockenthurm der St. Quirinuskirche gezündet und der dadurch entstandene Brand einen nicht unbedeutenden Theil derselben sammt den vier Glocken zerstört [1]). Die Mittel zur Wiederherstellung der Kirche wurden theilweise im Wege der Kollekte aufgebracht. Am 29. August jenes Jahres ersuchte die Stadt Neuss auch den Kölner Rath, dort die Abhaltung einer solchen zu gestatten. Das betreffende Schreiben im Stadtarchiv zu Köln lautet (nach einer Abschrift des verstorbenen Archivars Ennen):

„Hochedelgebohrene, gestrenge, Hochgelehrte, Hochgünstige Herren Bürgermeister.

Leider landkundig ist es, was massen am 6ten des verflossenen Monaths Februarii nach Mitternacht umb ein Uhr bey einem entstandenen Ungewitter der Donner in hiesige Pfarrkirch also eingeschlagen habe, dass dardurch nit allein der grosse Kirchenthurn mit dem tachwerk vollig in Aschen gelegt worden, sondern annebens die theils ruinirte, theils auch zerschmolzene Glocken sammt denen schwären gebrändten Höltzern auss dem

1) Vgl. darüber Löhrer, Geschichte der Stadt Neuss S. 64 und 66. Im Besitze einer Neusser Familie befindet sich eine Abbildung der Kirche, wie sie vor dem Jahre 1741 aussah, mit folgender Notiz: „Im Jahr 1741 den 6ten Februarij brannte dieser Thurm" (gemeint ist der Glockenthurm), „sambt dem grössten Theil des Dachwerkes, bis auf das Mauerwerck ab, durch ein Wetterstrahl — seine Spitze ware hoch 140 Fuss, das Mauerwerck 167, macht zusammen 807 Fuss, hivon abgerechnet die Zinne 5 Fuss, bleibt also die gantze höhe 802 Fuss, das heisst, vom Grunde bis Ende des oben stehenden Kreutzes." (Mittheilung des Herrn Amtsrichter Strauven zu Neuss.)

Thurn in das Gewölb und mit diesem in die Kirch gefallen, wir aber nebens denen unvermögenden Bürgern und Eingesessenen bei diesen kundbahren betrubten Zeithen zumahlen nicht im Stand seynd, ohne Beyhülff geist- und weltlicher hoher und niederer Standespersonen die Wiederauffbauung des hohen Thurns der Kirchen, auch Herstellung neuer Glocken bewerkstelligen lassen zu können: als gelanget zu Ew. Ew. Hochedelgeborene und gestrengen Herrligkeiten unsere geziemende Bitt bey Dero hochlöblichem Magistrat Hochgünstig anzutragen, dass zu Aussführung eines so löblichen zu Ehren Gottes gereichenden Werck mit einer freywilliger Beysteuer nach hohem Belieben ex cassa uns beygesprungen und unseren Deputirten vom Rath die freye Collekt in Dero freyen Reichsstadt Cöllen gewilliget werden möge, welches der Allerhöchste nicht unbelohnt, sondern in andere Weege häuffig wiederumb ersetzen wird, in welcher Zuversicht wir verbleiben mit aller Veneration

Neuss den 29. August 1741.

Ew. Ew. Hochedelgebohrene gestrenge
Hochgünstige Herren Bürgermeisteren
dienstbereitwilligste
Bürgermeister, Scheffen und Rath der Stadt Neuss."

R. Pick.

18. Zur Geschichte des Klosters St. Pantaleon zu Köln. Im Stadtarchiv zu Köln findet sich ein auf das St. Pantaleonskloster daselbst bezügliches Schreiben des Kölner Rathes an den Erzbischof von Trier vom Jahre 1444, das wegen seines geschichtlichen Interesses (nach einer Abschrift des verstorbenen Archivars Ennen) hier eine Stelle finden mag.

„Wir begehren Euer Gnaden zu wissen, dass vor vielen Jahren Erzbischof Bruno ein sehr köstliches Closter von St. Benedikts-Orden vor unserer Stadt hat bauen lassen und mit geistlichen Brudern also besetzen lassen, dass alle guten Leute daran ein gutes Exempel mochten nehmen, welches Closter im Lauf der Zeit in unsere neue Stadtmauer eingeschlossen wurde. Später hat dieses Closter in geistlichen und weltlichen Dingen also abgenommen, dass sich nicht viel Leute daran gebessern konnten. Der Erzbischof Friedrich hat persönlich sowohl wie durch seine Freunde und Räthe viele Arbeit aufgewendet, so dass nun in diesem Closter ein Anfang eines geistlichen Wesens und einer Observanz ihres Ordens eingeführt ist. Als dieses eine kurze Zeit gewährt hatte, ist der Abt gestorben und eine neue Wahl wie wir hoffen zur Ehre Gottes von Personen des ehrwürdigen geistlichen Vaters des Abtes von St. Matthias vor Euer Gnaden Stadt Trier geschehen. Da der Abt von St. Matthias ein Visitator und Anheber der Reformation des Closters St. Pantaleon gewesen ist, und ihm alle Gelegenheit davon besser bekannt sind als Jemanden anders, so wollten wir

gerne, dass derselbe Abt sich dazu ergeben wollte, darum wir ihn haben thun bitten und doch noch bis jetzt keine Antwort von ihm nach unserm Begehren bekommen können. Wir bitten darum Euer Gnaden demselben Abt unterweisen zu wollen, dass er seinen Willen dazu gebe, und die Reformation, die er hat helfen beginnen, bestätige, damit getrauen wir, dass viel andere Clöster von Männern und Frauen desselben Ordens gebessert und reformirt und Gottesdienst in diesen Landen gemehrt soll werden und wollen sich Euer Gnaden hierin beweisen wie gänzlich getreuen Euer Ehrwürdigkeit etc."

Der in diesem Schreiben genannte Abt ist Johannes von Vorst, der 33. der ganzen Reihe; er starb 1452.

R. Pick.

19. Der Königshof und die Malmedyer Propstei zu Andernach. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts hatte die Herrschaft der Römer in unserer Gegend ihr Ende erreicht. Das aufgegebene Land nahmen die Franken in Besitz, welche fast 300 Jahre lang die Grenze in unaufhörlichen Kämpfen beunruhigt hatten. Die unbestrittene Herrschaft am Rhein und im östlichen Gallien gewann durch einen glänzenden Sieg über die Alemannen bei Zülpich (?) im J. 496 der Merovinger Klodwig, der vor seinem Tode († 511) sein Reich in Austrasien und Neustrien theilte. Zu ersterm gehörte Andernach, die Hauptstadt des Maiengaus. Die austrasischen Könige residirten der Regel nach in Metz, pflegten aber von Zeit zu Zeit die verschiedenen Provinzen zu bereisen, um die üblichen Märzversammlungen abzuhalten[1]), die Beamten zu beaufsichtigen und Recht zu sprechen. Zu diesem Ende hatten sie an verschiedenen Orten Mansionen, welche auch palatia oder villae regiae, Königshöfe, genannt wurden. Mit solchen Höfen wurden reichliche Besitzungen und Einkünfte verbunden, damit die königliche Familie zur Zeit ihres Aufenthaltes standesgemäss leben könnte. Im Maiengau befanden sich zwei fränkische Königshöfe, zu Ochtendung und Andernach. Letzterer wird erwähnt in einem Gedichte des Venantius Fortunatus, welcher ums Jahr 565 über die Alpen nach Deutschland an den Hof des austrasischen Königs Siegbert I. (561—575) kam und dann von Metz aus zu Schiffe eine Reise die Mosel herab bis Coblenz und von da rheinabwärts bis Andernach machte. In der unter dem Titel „Hodoporicon" verfassten poetischen Beschreibung dieser Reise, die der Mosella des Ausonius an die Seite gestellt zu werden verdient, preist Venantius an unserer Gegend auf der einen Seite die weiten Rebenhügel, auf der andern die fruchtbaren Ackerfelder und er schildert lebhaft, wie hier die Könige,

1) Eine solche hielt z. B. König Childebert am 1. März 595 bei Andernach (Antonaco) ab (Goerz, Mittelrh. Reg. I, n. 48).

wenn sie beim Mahle „in sedibus aulae“ sitzen, dem Fange der Salme zuschauen. Die betreffende Stelle lautet nach Böcking's Uebersetzung:

Rasch zu den Mauern hinab an die antonnachische Festung
Fahr' ich dann nahe hinan, weiter getragen vom Boot.
Steh'n auf Hügeln dahier in geräumigen Reihen die Reben,
Dehnt Blachfeld fruchtbar sich an dem andern Gestad.
Doch vorzüglicher scheint Reichthum dort prangender Landschaft,
Weil noch zweiten Ertrag erntet das Volk aus der Fluth.
Sitzen die Kön'ge nun da auf Sesseln im Königsgehöfte,
Ehrend das festliche Mahl durch das Begängniss des Tischs,
Schau'n nach den Netzen sie hin, wo der Salm in Reisig gehascht wird,
Und aufzählt er die Fisch', während er thront in der Burg.
Gütlich thut sich der König beim Mahl, da springet der Fisch hoch
Auf aus der Fluth und der Hof freut sich der nahenden Beut'.
Dort nun beschaut er den günstigen Fang und beglücket den Hofstaat
Hier; erst labt er das Aug', d'rauf dann geniesst er das Mahl.
Und nun erscheint alsbald der Bewohner des Rheines getragen
Und manch' anderer Fang, Gabe dem König am Tisch.
Lange gewähre doch Gott solch' Schauspiel unseren Herren!
Aber Ihr selber gewährt freudige Tage dem Volk!
Gnädigen Blickes vergönnt, dass jeglichem Freude zu Theil wird,
Und es beselige Freud' Eueres Haupts Diadem!

Wo lag denn nun der Königshof? Vogel bemerkt in seiner „Chorographie von Andernach“, der fränkische Palast habe unterhalb des Zolles und zwar auf dem Platze gestanden, wo nachher die Abtei von Malmedy ihren Hof hatte. Für diese Vermuthung spricht zunächst die Lage der Propstei in der Nähe des Rheines. Von hier aus konnten die fränkischen Könige sich recht wohl am Fischfange belustigen, zumal der Rhein vordem, wie noch aus dem sog. Lach am Schänzchen zu erkennen ist, um vieles näher zur Stadt hin als heute seine Richtung nahm. Sodann berichtet die Tradition, dass der Königshof wirklich der Malmedyer Abtei geschenkt und dann aus demselben die Propstei St. Genovefa entstanden sei. Herr von Mering irrt freilich mehrfach, wenn er in seiner Geschichte Andernach's S. 48 schreibt, König Siegbert II. von Austrasien habe der von ihm gestifteten Abtei auch dieses Gebäude überwiesen. Denn Stifter der genannten Benediktiner-Abtei war nicht Siegbert, sondern Grimoald von Landen, Majordomus des austrasischen Reiches. Derselbe legte den Grund zur Stiftung gegen das Jahr 650, also zur Zeit, wo Siegbert III. über Austrasien regierte. Letzterer war es auch, der dem Grimoald die zur Gründung erforderlichen Ländereien im Ardenner Wald verlieh und, wie Dr. Baersch angibt, dem Bischof Remaclus, Vorsteher der beiden vereinigten Klöster

Stablo und Malmedy, unsern Königshof geschenkt haben soll[1]). Wenn sich nun auch der Ursprung der Genovefa-Propstei urkundlich nicht mehr nachweisen lässt, so steht doch soviel historisch fest, dass unsere Propstei zu den ältesten Besitzungen des Klosters Malmedy gehörte. Bereits am 1. Oktober 814 bestätigte Kaiser Ludwig der Fromme der Abtei unter andern von seinen Vorfahren gemachten Schenkungen auch die der Kapellen und Zehnten in den Fiskalorten Klotten, Bonn, Sinzig, Andernach u. s. m. (Goerz, Mittelrh. Reg. I, n. 428). Des Klosterhofs zu Andernach geschieht Erwähnung in einer Urkunde vom J. 1132, laut welcher Abt Wibald von Stablo frühere Gütervertauschungen zu Andernach und Leutesdorf, welche zum Nachtheile des Klosters ohne seine und des Schirmvogtes Einwilligung stattgefunden, „in curte et domo nostra Andernaci", wie der Abt sich ausdrückt, für ungültig erklärte (Günther, Cod. dipl. I, 213). In den Besitz des Königshofes konnte die Propstei jedoch erst in oder nach dem Jahre 1167 gelangen, denn Kaiser Otto III. schenkte denselben 998 der Marienkapelle im Palaste zu Aachen (Görz, a. a. O. I. n. 1146) und Kaiser Rothbart überwies die wahrscheinlich von der Krönungskirche zurückgekaufte Schenkung 1167 dem Kölner Erzbischof Reinald von Dassel (Lac. Urk. I. 426). Dass die Malmedyer Abtei im Jahre 1187 den Zehnten von den kaiserlichen und erzbischöflichen Frohnländereien zu Andernach genoss, ist in der Geschichte des Klosters U. L. F. zum h. Thomas bei Andernach (II. Theil, S. 8) nachgewiesen [2]).

Die so ansprechende und, wie wir gezeigt, überaus wahrscheinliche Vermuthung Vogel's wird aber fast zur Gewissheit erhoben durch merkwürdige Funde, welche der spätere Eigenthümer der Propstei, Posthalter Hubert Armbruster, bei Anlage des Gartens am Hause gemacht hat. In ziemlich bedeutender Tiefe stiessen die Arbeiter auf mächtige Grundmauern, die auf ein geräumiges Gebäude schliessen liessen. Zudem wurde noch ein wohlerhaltenes Thor aus der Frankenzeit erhoben und auf dem Pommerhof bei Plaidt aufgestellt, wo leider durch neuere Anlagen jede Spur von dem vielleicht „einzig in seiner Art dastehenden Thore" verschwunden ist[3]). Auch wurden bei Anlage der Wasserleitung im Sommer 1882 auf dem sog. Postplatze, der unmittelbar vor der Malmedyer Propstei liegt, umfangreiche runde Blöcke Jurakalk mit tiefen Cannelüren, augenscheinlich Stücke einer mächtigen Säule, ausgegraben.

Zum Schlusse seien noch einige Notizen über die Malmedyer Propstei beigefügt. Heinrich von Molsberg cedirte 1190 dem Kloster Malmedy die von demselben zu Lehen gehabte, von ihm an Heinrich, Jutta's Sohn, wie-

1) Annalen des hist. Ver. für d. Niederrh VIII, 31.

2) Programm des Progymnasiums zu Andernach für das Schuljahr 1882—83.

3) Chr. v. Stramberg, Rhein. Antiquarius III, 4, S. 325.

der verliehene und von diesem auf ihn resignirte Vogtei über die St.-Genovefa-Güter zu Andernach mit dem Vorbehalt, dass wenn einer seiner Nachkommen dieses Vogtamt von dem Kloster wieder an sich lösen wolle, derselbe Malmedy 30 Mark zahlen und dem Abte den Lehnseid leisten solle.

Erzbischof Engelbert von Köln verlieh um 1220 der Abtei Freiheit von Steuern und bürgerlichen Lasten in seiner ganzen Diözese, sowie Jagd- und Fischereirecht im Banne von Andernach.

Am 7. März 1317 verglichen sich Magistrat und Bürger von Andernach mit Malmedy dahin, dass das Kapitel sich verpflichtete, zum Gottesdienste in seiner Kapelle einen ständigen Priester zu halten, die Stadt dagegen dem Kapitel erlaubte, zwei Thüren in die Stadtmauer zu brechen, welche bei Ueberschwemmungen geöffnet werden sollten. Noch versprach der Magistrat, das Haus auf des Kapitels Kirchhof, in welchem die Geschosse (machine) der Stadt aufbewahrt wurden, abtragen zu lassen.

Abt Winrich von Bongard vertauschte 1336 an den Trierer Erzbischof Balduin den Malmedy-Stablo gehörigen Hof Betzing bei Mayen für eine Rente von 25 Maltern Korn ex puris et potioribus fructibus aus dem Zehnten zu Andernach.

Die Besitzungen der Propstei waren bedeutend. In Andernach hatte sie ausser Hof, Kapelle, Scheune und Stallung 2 Gärten vor dem Kirchthore, Weingärten in den Fluren: Boden, Wolfskaul, Geiersbergpfadt, auf der Eichen, Strang, Felsterresten, Rechthellen, Kirchberg, Martinsberg, Miesenheimer Weg; Hecken (dumeta) in den Fluren Geirsberg, Holzberg, Felster, am Rennweg, Casparscreuz, Hauffen- und Mergenstetterthal, Kellerhol, am Kastanienbaum, am Mohlenweg, Eicherstümpen, Laurloch, Crufterweg, Botschaw oder Steinruss, Klingelwiese. Ferner bezog sie jährliche Renten aus 9 Häusern und dem Hofe vor St. Thomas, aus verschiedenen Gärten und Ländereien in genannten Fluren und auf der Beunen, Kirkel, am heiligen Baum.

In Namedy besass sie 2 Häuser, Weingärten im Kauler, Günter, Hauer, Wachen, Braudgesser, am Berg, Maurenstück, Pinterfeldt, Raumschüssel; Wald im Neunthal und auf Herberschüssen. Zinsen wurden ihr entrichtet aus Weingärten am Graben, Sandkaul, Munich, aus Land im Anwendt, im hiligen Rodt, am Neunthal, aus dem Coppelwald und 4 Häusern. Im Jahre 1255 verpachtete Malmedy dem Kloster Namedy den Wald Genovefa-gereuht für 6 Denare Jahreszins. Der ganze Novalzehnte, ein Theil des Wein- und Fruchtzehnten, ausserdem die Hälfte aller Baumfrüchte gehörten der Propstei.

In Plaidt hatte sie 2 Häuser, das Jagd- und Fischrecht, Gärten, Weingärten und Ländereien im Klotts aufm Antheldhal, Nonnenthal, Christhal, Insel Meyerich, Insel Frich, am Homrich, Kreuz, Schanssen, Nesselbuchs, Beulen, Hitzenborn, Hartengewan, Krommerfuhren, bei Jerusalem,

Esch, Steinrusch, Adenhellen, Pommer Anwendt, Crufter Anwendt, Mesenheimer Anwendt, achten Anwendt, Burgerberg, Flassensberg.

Die Plaidter „Vasallen“ schuldeten jährlich 5 Malter Korn.

In Leutesdorf hatte sie Haus und Hof in der kleinen Kirchstrasse, Weingärten im Wachen, Perrig, Rodt oder Oberperrig, Pelter, Gattenleyen, Freisthal, Rathgassen, unter Heimbach, Holbach, Uberrecht, Bitzen, Kehlen, Langenberg, Langenbergresten, am Floss, Pützgassen, Lindtgassen, am Koestück oder mons scolaris.

Zinsen flossen ihr zu aus einem Hause, einem Platze in Irstorff, Weingärten am Fronthal und in genannten Fluren. Die Schiffer erhielten jährlich für die Ueberfahrt 4 quartalia, ebenso die Weinhüter. Im Jahre 1494 verschrieb der Dechant Laurentius von der Schoirtzen dem Malmedyer Hofmann zu Leutesdorf dafür, dass er der Abtei den Hof, welchen er vom Kloster Laach für 6 Mark in Erbpacht gehabt, für dieselbe Pacht überlassen habe, auf Lebenszeit eine Jahrrente von 3 Maltern Korn und 3 Ohm Wein.

Endlich gehörten zur Propstei noch 2 Weingärten in Gönnersdorf, aus welchen dem Grafen zu Wied jährlich 2 petreoli entrichtet werden mussten, und Obstgärten zu Fornich in den Steinen und im Mahr. —

Weil der Propst ein Drittel des Pfarrzehnten zu Andernach oder den Korn- und Früchtezehnten von denjenigen Ländereien in Andernacher Gemarkung, welche die kölnischen Erzbischöfe von römischen Kaisern empfangen hatten, bezog, so musste er auch ein Drittel der Kosten für den Bau und die Restauration der Pfarrkirche tragen. Für den Novalzehnten derselben Aecker hatte er dem zeitigen Rektor der Kirche jährlich 2 Ohm Wein und 4 Malter Korn zu liefern. Wegen dieser Zehnten, ferner wegen Besteuerung und Einquartierung gerieth die Propstei mit dem Magistrat und den Kurfürstlichen Räthen wiederholt in heftigen Streit und langwierige Prozesse. Das Kammergericht zu Speier entschied am 30. Juni 1601, der Hofrath zu Bonn am 23. Mai 1699 und das Reichskammergericht zu Wetzlar am 28. April 1739 zu ihren Gunsten, nämlich „dass die Kaiserliche Propstei alle Freiheiten gaudiren und mit keinen Lasten, wie es auch Namen haben mag, beschwert werden solle.“ —

Einmal im Jahr hatte der Propst den Amtmann, den Marienstätter Propst, den Schultheiss und die Schöffen, die Mitglieder des Rathes und die Zollbeamten, welche alle je einen Gast mitzubringen berechtigt waren, endlich den Gerichtsschreiber und den Frohn zur Mahlzeit zu laden. Auf jedem der 2 Tische wurden dann aufgetragen 4 Schüssel durchgeschlagener Erbsen, 4 Schüssel Gemüse, 2 grosse Schüssel mit Rindfleisch, grünem Fleisch, Schinken und Brustkern (?). Den Braten und den Wein hatte der Schultheiss zu liefern. Nach der Mahlzeit sagte der Propst: Herr Schultheiss, wir haben nun unsere Schuldigkeit prästirt und bitten, Ihr wollet

uns namens des Landesfürsten bei unsern Immunitäten, Freiheiten und Privilegien handhaben. Darauf antwortete der Schultheiss: Dass Ihr das Eurige gebührend geleistet, das werde ich gehörigen Orts rühmen; dafür aber, dass der Kurfürst den Wein hergegeben, habt Ihr Euch in Unterthänigkeit zu bedanken. Dann wurde noch ein Gratiastrunk genommen und „also alles in Gottes Namen geendigt“.

Desgleichen musste jährlich und zwar am Sonntage nach Michaelis den sämmtlichen Schulkindern nach der h. Messe eine Erbsensuppe gereicht werden und als Nachtisch erhielt jedes Kind fünf Wallnüsse. Auch dem Hofmann auf dem Hofe zur Nette, der Frau desselben, dem Schäfer und dessen Hunde musste der Propst jährlich eine Mahlzeit geben. Dabei war die Frau des Hofmannes verpflichtet, entweder ein Lied zu singen oder dem Gastgeber ein fettes Kalb in die Küche zu liefern. Von Pröpsten sind mir bekannt geworden: 1. Rector Conrad 1321, 2. Nicolaus 1429, 3. Franz Mauhin 1585, 4. Joseph Parmentier 1688, 5. Laurentius Henrard 1698, 6. Paul Dumont † 1719, 7. Deodatus Drion 1723, 8. Henricus de Malaese 1730, 9. Isidor de Haar 1738, 10. Ernst de Wiltheim 1757.

Nach der 1757 erfolgten Aufhebung des Doppelklosters Stablo-Malmedy wurden die Besitzungen von der französischen Regierung eingezogen und verschleudert. Die zur Propstei gehörigen Weingärten und Ackerländereien zu Namedy wurden am 14. Juni 1804 für 2025 Franken, der Propsthof am 5. Juli desselben Jahres für 140, das Gut vor der Kirchpforte zu 110 und die übrigen Weingärten und Felder zu 1750 Franken verkauft. Das Propsteigebäude, vom Ankäufer in eine Posthalterei umgewandelt, ist gegenwärtig Eigenthum der Gebrüder Weissheimer und als Malzfabrik eingerichtet.

Dr. Terwelp.

20. Fünf Andernacher Siegel. 1. Das älteste Siegel der Stadt Andernach, wovon Günther im 2. Theile seines Codex dipl. Rheno-Mosellanus auf Tafel XII eine getreue Abbildung gibt, ist uns noch im Abdrucke an einer Urkunde vom J. 1249 erhalten. Es ist rund, misst 6—7 cm im Durchmesser und stellt die Muttergottes dar, welche auf einem höchst einfach konstruirten Sitze thront. Das Gesicht der keineswegs schönen, ja was den Mittelleib betrifft, gänzlich verfehlten Figur ist länglich, auffallend gross und von einem Tuche wie von einem Glorienscheine umgeben. Den Oberkörper bedeckt vollständig ein faltenreiches dichtes Gewand, während durch das dünnere Unterkleid die Kniee deutlich hervorschimmern. Die weit ausgebreiteten Arme ruhen auf plumpen, am Sitze angebrachten Stützen. In der rechten Hand hält die h. Jungfrau eine einschiffige Kirche mit offenem Dache und zwei Thürmen, welche dem alten, das Chor der jetzigen Pfarrkirche flankirenden Glockenthurme ziemlich ähnlich sind. Die Linke

trägt als Sinnbild der Stadt eine mit Spitzgiebel und Rundbogenfenstern versehene Burg, vor welcher eine Mauer mit drei Thoren sich hinzieht. Es leuchtet ein, dass durch diese Symbole Maria als Patronin sowohl der kirchlichen, als auch der bürgerlichen Gemeinde dargestellt werden soll. Die in gothischen Majuskeln ausgeführte Legende, soweit sie noch erhalten ist, lautet:

+ MAT· DE (Lücke) TNA· CIVIVM·
ANDERNACENSIVM.

(Zu deutsch: Mutter Gottes, Patronin der Bürger von Andernach.)

2. Das zweite, unseres Erachtens etwas jüngere Stadtsiegel ist gleichfalls rund und überhaupt dem eben beschriebenen im wesentlichen ähnlich, jedoch grösser und bei weitem kunstvoller ausgearbeitet. Der Durchmesser beträgt nahezu 8 cm. Unter einem gothischen Baldachin ruht Maria auf breitem, reichgeschmücktem Thronsessel. Die Lehnen desselben laufen in Lilien aus; auf den beiden über dem Sitze nach innen hin sich neigenden Zweigen erblickt man 2 Vögel, anscheinend Tauben, welche das Köpfchen traulich nach der Muttergottes hin umwenden. Das Haupt der h. Jungfrau ist mit einer sog. Lilienkrone und einem durch einen Sternenkranz ausgezeichneten Nimbus, die Brust mit einer Medaille geziert. Leider ist der Oberkörper der Figur unverhältnissmässig lang und das von zierlichen Locken umrahmte Gesicht zu wenig ausdrucksvoll, wenngleich keineswegs unfreundlich und finster. In den ungleich erhobenen Händen trägt Maria die nämlichen Symbole, wie sie das erste Siegel zeigt; beachtenswerth ist aber der Unterschied, dass hier Kirche und Burg drei Thürme aufweisen und dass vor letzterer das Mauerwerk fehlt. Die Zwischenräume des Feldes zwischen dem Rande und den schlanken Baldachinstangen sind durch schräge Linien in zahlreiche kleine Rhomben getheilt, die in der Mitte je eine vierblätterige Rosette enthalten. Die Umschrift ist mit der vorigen gleichlautend:

+ MAT :·: DEI ⁝ PATRONA :·: CIVIV .:. ANDERNACENSIVM :·:

In neuester Zeit hat Dr. B. Endrulat auf Tafel VII seiner „Niederrheinischen Städtesiegel" nach einem sehr beschädigten Abdruck (ein ungleich besserer wird im Andernacher Pfarrarchiv aufbewahrt) eine mangelhafte Abbildung des Siegels gebracht. In der Besprechung desselben (S. 23—24) wird bemerkt, die Kirche sei höchst wahrscheinlich ein Abbild der ältesten, 1198 abgebrannten Kirche von Andernach. Auch wir haben immer geglaubt, dass das Siegel uns die ehemalige Kirche zeige, müssen jedoch die Angabe, dieselbe sei 1198 durch Brand zerstört worden, als eine Hypothese ohne historische Unterlage bezeichnen.

Der Stempel dieses zweiten Siegels war angeblich von Silber und wurde wiederholt gestohlen, zunächst im dreissigjährigen Kriege durch einen schwedischen Fähnrich, von welchem der Stadtrath ihn für 20 Rthlr.

wieder einlöste. Später nochmals entwendet, ging er der Stadt für immer verloren. Er wurde um die Mitte dieses Jahrhunderts auf einer Versteigerung zu Andernach um einen Spottpreis von einem dortigen Goldschmied erstanden, der ihn dann nach Köln verkaufte, von wo er in ein Berliner Museum übergegangen sein soll[1]).

3. Ausser diesen zwei grossen Stadtsiegeln, welche den offenen Briefen und Urkunden angehängt wurden, besass der Magistrat noch ein Geheimsiegel, das für Briefe confidentieller und privater Natur gebraucht zu werden pflegte. Dieses von Endrulat a. a. O. ebenfalls mitgetheilte Sekretsiegel, rund, gegen 5 cm im Durchmesser, führt die mit Krone, Heiligenschein und weit ausgebreitetem Mantel geschmückte Muttergottes stehend vor Augen. Die auf ihrer linken Hand ruhende Burg zeigt wieder drei Thürme; die rechte hält aber keine Kirche, sondern das städtische Wappen, zwei sich kreuzende Schlüssel. Die Vierecke, in welche der Hintergrund getheilt ist, enthalten je einen kleinen Stern. Die Majuskelumschrift lautet:

S· SECRETVM OPIDI ANDERNAÇENSIS AD CAVSAS ✠

(Zu deutsch: Geheimsiegel der Stadt Andernach zu Rechtssprüchen.)

Es wird wohl auch, wie das vorige, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen.

4. Das älteste Kirchensiegel hat ovale Gestalt, eine Höhe von 4 und eine Breite von 3 cm. Unter einem gothischen Baldachin steht die Himmelskönigin, welche in der Rechten das Jesukind, in der Linken eine Lilie trägt. Ihr Haupt ist mit einer Krone geziert, entbehrt jedoch des Nimbus. Die Räume des Feldes neben den Baldachinstangen enthalten lange Lilienstäbe, an welchen selbst die Wurzel nicht fehlt. Zu Füssen der h. Jungfrau kniet eine kleine, nicht näher zu bestimmende Figur, vielleicht der Donator. Die Legende in lateinischer Schrift zu beiden Seiten lautet:

S: ECCLE: B· M· V· IN· ANDERN·

(Zu deutsch: Siegel der Kirche der seligen Jungfrau Maria in Andernach.)

5. Das Siegel des Almosenpflegers, rund, 3 cm im Durchmesser,

---

1) Dieser Siegelstempel befand sich bis jüngst in der Sammlung Charvet, die am 7. Mai d. J. in Paris zur Versteigerung gebracht wurde. In dem Katalog (Paris 1883), der auch eine freilich etwas unklare Abbildung des Siegels in Lichtdruck enthält, wird er unter Nr. 1423 mit folgender Beschreibung aufgeführt: „Bourgeois d'Andernach. MAT' · DEI · PATRONA · CIVIV̄ · ANDERNACENSIVM. La sainte Vierge assise, de face, sur un siège et tenant d'une main une église, de l'autre un château-fort. Les montants du siège sont ornés de lis, de pampres et d'oiseaux. Le dais gothique est couronné de deux tours. Fond quadrillé, semé de quintefeuilles. — Admirable sceau d'argent. D., 80 m.“ P.

zeigt das Andernacher Stadtwappen und darüber das Brustbild der Muttergottes mit dem Kinde. Zu der Legende:

S: elemo? 7. adc? in: antiq? foro:

(Zu deutsch: Almosensiegel in Andernach auf dem alten Markte)

sind hier lateinische Minuskeln verwandt.

Des alten Marktes geschieht bereits im 12. Jahrhundert öfters Erwähnung. Auch dieses Siegel, das neuerdings durch Herrn Prof. aus'm Weerth für's Bonner Provinzial-Museum erworben wurde, ist nach dem Anschein alt, doch wagen wir nicht, die Anfertigung des Stempels in eine bestimmt abgegrenzte Zeit zu setzen; dazu scheint uns wenigstens das Siegelbild genügende charakteristische Merkmale nicht zu bieten. Nur vermuthungsweise könnte man es dem Anfange des 15. Jahrhunderts zuweisen[1].

Dr. Terwelp.

21. Alte Wandmalereien in der evangelischen Kirche zu Hilden. Im Juli 1882 wurde das Innere der im romanischen Stil erbauten evangelischen Kirche zu Hilden mit einem neuen Leinfarben-Anstrich versehen. Bei dieser Gelegenheit kamen auf der angefeuchteten nördlichen Wandfläche des Chors sechs in Lebensgrösse gehaltene figürliche Silhouetten, anscheinend mit Nimben, zu Tage, unter denen sich kleinere Figuren, wohl Kindergestalten darstellend, zeigten. Sämmtliche Figuren waren indess so undeutlich und verschwommen, dass sich über die Zeit ihrer Anfertigung nichts Näheres feststellen liess. Bei einer am 22. Juli von Baurath Lieber vorgenommenen Besichtigung wurden die sechs grössern Gestalten nochmals constatirt; ein von ihm angestellter Versuch, durch Ablösung des neuen Anstrichs und der darunter befindlichen Kalktünche die Bildfläche an der Stelle, wo eine Figur an die Wandfolie stösst, blosszulegen, um hierdurch verschiedene Farben aufzudecken und die Art und Weise der Malerei kennen zu lernen, führte zu keinem positiven Ergebniss. Denn sowohl die von der Figur, als auch die von der Wandfolie eingenommene Fläche zeigten dieselbe hellröthliche Farbe und es war weder von verschiedenen Abstufungen des Tones, noch von Konturen etwas wahrzunehmen. Nach dieser Prüfung hatte es den Anschein, als ob die Farben verblichen wären und die Beschaffenheit des Mörtels nur insofern noch von der ehemaligen

---

1) Drei weitere Siegelstempel von Andernach, nämlich des „Couvent de St. Martin" (von Silber), des „Gardien des frères mineurs" und des „Couvent des frères mineurs" (letztere beide von Kupfer oder Bronze) befanden sich in der Renesse'schen Sammlung und wurden 1836 zu Antwerpen versteigert (vgl. Analyse critique de la collection des diplomes, sceaux, cachets et empreintes, formant une partie du cabinet de Mr. le Cte. C. W. de Renesse-Breidbach p. 344).

P.

Malerei beeinflusst sein könnte, als die von den Figuren bedeckten Stellen sich anders gegen die Aufnahme der Feuchtigkeit verhielten, als die übrigen Wandflächen. Bemerkenswerth ist, dass beim Anstrich der übrigen Wandflächen des Chors weder auf der gegenüber liegenden südlichen Wand, noch in der Apsis ähnliche Erscheinungen zu Tage traten. In Bezug auf das Alter der Wandmalereien sei noch beigefügt, dass seit der Reformationszeit, wie notorisch feststeht, keine Malereien mehr in der Kirche ausgeführt worden sind. (Nach einem Berichte des Herrn Regierungs- und Baurath Lieber an die Kgl. Regierung zu Düsseldorf.)

22. Mittelalterliche Wandgemälde in der katholischen Kirche zu Lohmar bei Siegburg. Im Sommer 1882 entdeckte Pfarrer Ley zu Lohmar im Chor der dortigen Pfarrkirche alte Wandgemälde. Die Kirche sollte damals im Innern einen neuen Anstrich erhalten. Herr Ley, der auf den Wänden des Chors alte Malereien vermuthete, klopfte hier an verschiedenen Stellen mit einem Stocke die Tünche ab. Dabei trat auf der südlichen Chorwand ein noch gut erhaltenes Bild zu Tage: ein Schifflein mit einer Person in halb liegender Stellung, die ein rothes Netz vor sich hält (vielleicht das Symbol der Kirche oder Petrus als Menschenfischer). Das Bild ist 2 bis $2^1/_2$ Fuss lang, die Gestalt etwa 1 Fuss gross. Daneben wurde, freilich weniger klar, noch ein zweites Bild von gleicher Grösse aufgedeckt, ebenfalls ein Schifflein darstellend, auf dessen Hintertheil eine Person sitzt. Ausserdem kamen auf dieser Wand noch mehrere farbige Konturen zum Vorschein, die aber nichts Bestimmtes mehr erkennen liessen. Auch an der Nordwand des Chors traten solche hervor. Durch die spätere Anbringung eines grossen Fensters sind die Bilder an dieser Seite wahrscheinlich vernichtet worden. In der Apsis zeigte sich auf der Mauer ein Blumenzweig. Ferner wurden über dem Kapitälchen einer der 4 Rundsäulen, welche die Ecken des Chors zieren, Farben blossgelegt. Hiernach dürfte wohl die Annahme gerechtfertigt sein, dass auch unter der Tünche des Chorgewölbes Malereien vorhanden sind. Die Pfarrkirche zu Lohmar war früher dem St. Cassiusstift zu Bonn incorporirt; ihm verdankt wahrscheinlich der im romanischen Stil (12. Jahrh.?) erbaute Chor seine Entstehung. Ueber das muthmassliche Alter der Wandmalereien bin ich Mangels eigener Anschauung ausser Stande, Näheres anzugeben. Eine weitere Untersuchung ist leider nicht ausführbar, da die Bilder neuordings wiederum übertüncht worden sind.

R. Pick.

23. Der Glockengiesser Peter von Trier zu Aachen. Ueber diesen zu der bekannten Aachener Glockengiesser-Familie gehörigen Meister enthält ein (in meinem Besitze befindliches) Rheinberger „Protocollum

contractuum de annis 1590—1596" Bl. 173 v. folgende vereinzelte Notiz: „Ahnn heudt dato vnderschreben hefft Joest Fluix (Flinx?) Commissarius von geschutt viss hebbende beuelch von Ire Gnaden Graue Herman van Berghe Stadthelder etc. ein accort vnd guettliche vergelichungh gemacht mit M. Peteren van Trier burgern van Aichen Buchsenmeister vonn wegen eines zerbrochen stucks, so etwan den Wollgebornen Graff Frederich von Bergh In Anno 83 hefft machen lassen, Welche ihme soll geleberth binnen Gellere mit noch 150 ℔ roet Koeper. Dairgegen vbgemelter Buxschenmeister gelobt zu leberen von denselben Twe koeperen stuck van gewicht haldende 800 vnd die lengde von 9. Voet vnd sall ein Koegel schieten wie ein Ider ein patron dairuan entfangen, Welche auch auf die proeue schuissfrei binnen Geller ein mondt vur S. Johan zu midtsommer allernebst nach dato disses, Dess soll der Meister wass vbrigh an gewichtt vur sinn verdeinst hebben vnd halten. Zu vhrkundt seindt hieruan zwei zettelen vfgericht vnd van ihre Gnaden ein vnd die andere durch M. Petern vnderschreben. Actum in Decembri Anno (15)95."

R. Pick.

24. Münzfund zu Scheidt bei Drabenderhöhe, Bürgermeisterei Much. Anfangs 1882 wurde zu Scheidt bei Drabenderhöhe eine nicht unbeträchtliche Anzahl meist der neuern Zeit (1448—1640) angehöriger Silbermünzen (es waren ihrer weit über 200) entdeckt. Der Fund bestand nach der gütigen Bestimmung des Herrn Hauptmann Wuerst aus Münzen der Stadt Köln (62), von Kurköln (86), Jülich-Berg und Cleve (53), den Niederlanden (15), von Aachen, Chur-Sachsen, Friedberg in der Wetterau, Lippe und Ostfriesland (je 1). Er gleicht in seiner Zusammensetzung sehr einem Münzfunde, der im Januar 1855 zu Walberberg bei Brühl gemacht wurde und damals grösstentheils Herrn Wuerst zukam. Da die jüngste Münze des Scheidter Fundes die Jahreszahl 1640 aufweist, so wird das Geld erst nach diesem Jahre vergraben worden sein. Wahrscheinlich ist es in den Jahren 1645 bis 1648 geschehen, wo bekanntlich die hessischen und schwedischen Regimenter wiederholt plündernd in das Erzstift Köln einbrachen.

25. Der Glockengiesser Dietrich Overrath aus Köln. Bei dem grossen Brande, welcher im Jahre 1567 das niederrheinische Städtchen Rheinberg heimsuchte[1]), wurde auch der Thurm der dortigen katholischen

1) Der Brand entstand in dem Kloster St. Barbaragarten zu Rheinberg; es musste deshalb „etwo 1000 thaler zu etwo setzung oder legungh Eines Tichel Offens vf der Newen Weyde alss deser Statt gemeind oder grundt dargeben. Welche stein folgentz vnder den burgeren distribuirt vnd aussgetheillet worden"

Pfarrkirche vom Feuer ergriffen. Die Gluth war so gross, dass die Glocken schmolzen. Im folgenden Jahre erhielt die Kirche neue Glocken, die aus dem Metall der geschmolzenen durch den Meister Dietrich Overrath, „Bürger und Stadtmeister zu Köln", gegossen wurden[1]). Auf seine Rechnung blieb ihm die Kirche 100 Dahler schuldig, für die ihm am 12. Juli 1568 der städtische Magistrat nebst den Kirchmeistern eine jährliche Erbrente von 5 Dahlern verschrieb. Die betreffende Urkunde, die ich hier mittheilen will, ist in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Abgesehen von den auf den Stadtbrand bezüglichen Notizen, worüber meines Wissens sonst nur die unten beigefügte Nachricht erhalten ist, ergibt sie, dass der Meister Dietrich der Kölner Familie von Overrath angehörte[2])

---

(Rathsprotokolle Fasc. 1628--1642, Bl. 244). Um den Wiederaufbau der zerstörten Gebäude machten sich der Bürgermeister Aldenhoven und sein Schwiegersohn, der Burggraf Bruno Plass daselbst besonders verdient. Am 26. Oktober 1567 vereinbarten „dess hoichwirdigsten vnserss gnedigsten heren Ertzbisschoff vnd Churfursten zu Collen Dienere, vort die verordnete einss ersamen Raidtz zu Berck mit den erbaren vnd frommen Meister Bernharthen vnd Johan van Kirberch seinen gesellen vnd Jacoben van Guilich, dass sie in der Berlage vur die verbrante Burgere vffrichtige gar vnzerbrochen vnd vnstreftliche pfannen vnd etzliche Esstrickstein machen backen vnd lieberen sullen vff die form vnd maess wie die pfannen zu Duissbergh gebacken werden, Ein Jedes thausent vur dry gulden. Dess salmen Innen den oeffen vnd dass hage huiss zum furderlichsten vffrichten, also dass sie mit den formen vnd backen vnd sunst an Irer arbeit nit vffgehalten werden, dairzu dass holtz bej den oeffen vorschaffen Inen zu liebniss einmaill dess Jairss geben Ein malder Roggen vnd Ein kleidung van den Doiche ader werde, so die von Berck Irer stat Dieneren geben." (Hs. in meinem Besitze.)

1) Eine der neu gegossenen Glocken trug (nach der Aufzeichnung des verstorbenen Dechanten Palm zu Rheinberg) die Inschrift: „O Her Jhesus Christus verlein uns ein selich Oer tho leiffen unde to sterven. Derich van Cöllen 1568. Peter Abel." Sie wurde 1840 verkauft. Wer ist mit Peter Abel gemeint? Beigefügt sei, dass zur Anschaffung einer neuen grossen Glocke („tot der meister neyher Klocken speysen ind to ghietten") die Kirchmeister zu Rheinberg Donnerstags nach dem Tage der Märtyrer St. Gereon und Viktor 1524 für 100 Goldgulden eine Jahrrente von 5 Goldgulden an die neu gestiftete St. Jakobs-Vikarie (Urkunde im Stadtarchiv zu Rheinberg) und eine andere Rente von jährlich $1^{1}/_{2}$ Goldgulden („die groete Kloeck to gyeten") an den Priester Heinrich von Moers und alle andern Vikarien in der Kirchspielskirche daselbst verkauften. Die Kaufsumme für diese letztere Rente wurde aus dem Fonds bestritten, den der Vikar des St. Nikolaus-Altars in der Pfarrkirche zu Rheinberg, Johann Winter, zu seinem Gedächtnisse gestiftet hatte (Urkunde im Pfarrarchiv zu Rheinberg). Damals war Pfarrer zu Rheinberg der Campener Cisterziensermönch Hermann Leyken von Kalkar und Regent oder Rektor der Mönch Hermann von Dursten.

2) In seiner jüngst erschienenen Schrift „Beiträge zur Glockenkunde" (S.61)

und mit Henriette vom Neuenhofe verheirathet war; sie zeigt auch, dass die Kosten für die neu beschafften Glocken in Rheinberg nicht aus dem

---

nennt Böckeler ihn nur „Derich (Dietrich) von Cöln". Nach ihm war er seit 1570 stadtkölnischer Büchsengiesser und vermehrte 1586 die Zahl der städtischen Geschütze um 2 Kanonen. Ueber eine 1552 von „Derich van Cöllen" gegossene Glocke in der luth. Kirche zu Leichlingen vgl. von Mering, Geschichte der Burgen etc. IX, S. 152 f. Dietrich scheint ein Sohn oder Enkel des 1494 bis 1538 erwähnten Heinrich von Overrath („Overroid", „Overode") gewesen zu sein, der 1494 und 1538 Glocken zu Ründeroth im Kreise Gummersbach (nicht Wipperfürth) goss. Ein Glockengiesser Johann von Overait wird 1719 genannt (Böckeler a. a. O. S. 67). Der Familien-Zusammenhang zwischen allen drei ist sehr zu vermuthen, ein Beweis dafür ist freilich bisher nicht erbracht worden. Die von Böckeler (a. a. O. S. 45—71) mitgetheilte „Chronologische Tabelle der bis jetzt bekannten Glockengiesser vom 6. bis zum 19. Jahrhundert", die durch ihre Unvollständigkeit überrascht, lässt sich u. a. aus Lotz-Schneider, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden erheblich ergänzen. Hier ist übrigens, was ich gleich berichtigen will, S. 275 und auch im „Künstler- und Meisterverzeichniss" (!) am Schlusse des Buchs (S. 560) der Kölner Glockengiesser Christian Duisterwalt irrig „Dnisterwalt" genannt. Er goss noch 1444 die grösste der drei Glocken in der Kirche zu Langenbach (Oberlahnkreis). Von ihm besitzt auch die Pfarrkirche zu Walberberg eine 1419 gegossene Glocke (Jahrb. XLVII, S. 136, Note 52). Dass der Sohn des Glockengiessers Peter Fuchs zu Köln Engelbert hiess (vgl. Böckeler S. 68), ergibt die Inschrift (Majuskeln) auf der kleinen Glocke in der Kapelle zu Lantershoven bei Ahrweiler: „Zv Ehre S. Nicolai vnd Vrsvlae Patroner in Lanterscheit M. Peter vnd sein Sohn M. Engelbert Fvchs haben mich in Collen gegossen 1724". Darunter steht zwischen Blattversierungen „A. H. Scholtes". Von Johann Schweys in Münster (nach Böckeler 1730—1778) findet sich im Rathhausthurm zu Rheinberg eine bereits 1727 gegossene Uhrglocke mit der Inschrift (Majuskeln): „Johan Schweys me fecyt Monasterii 1727". Diese Glocke heisst im Volksmunde die Butter-Agnes, wohl deshalb, weil in früherer Zeit damit geläutet wurde, wenn der Buttermarkt beginnen sollte. Unter den drei Glocken der (seit 1870 wieder zur Pfarrkirche erhobenen) Kapelle zu Dottendorf bei Bonn hat die älteste die Inschrift (gothische Majuskeln): „Anna Johannes Matheus Marcus Lucas MCCCCXLIIII Os" (was bedeuten die letzten zwei Buchstaben?), die mittlere mit der Inschrift: „Sancte Stephanus und S. Quirinus anno 1658 Claudi Lamiral me fecit" wurde aus dem Material einer ältern Glocke gegossen, die durch zu starkes Läuten bei Gelegenheit der Consecration der beiden Nebenaltäre durch den kölnischen Weihbischof Stravius (er kam in einer 6spännigen Kutsche) am 28. März 1650 gesprungen war. (Aufzeichnung im Dottendorfer Kirchen-Rechnungsbuch Nr. 2, S. 144). Die dritte Glocke ist neuern Datums (1826). Kulturgeschichtlich bemerkenswerth ist in der Inschrift der mittlern Glocke die Verbindung der hh. Stephan und Quirinus. In Dottendorf wurde der letztere Heilige (er gehörte bekanntlich zu den hh. vier Marschällen) besonders verehrt, dort befindet sich noch jetzt ein sog. Quirinusbrunnen, eine Art kleinen Taufsteins. (Höhe 1,08, Durchmesser des Beckens 0,6 m.) Auch in der Siegburger Propstei zu Zülpich gab es einen solchen Brunnen und am Feste der Uebertragung der Reliquien

Kirchenvermögen allein, sondern theilweise aus dem städtischen Säckel bestritten wurden. Die Urkunde lautet:

„Wyr Burgermeister Scheffen vnd Raedt in der Zeit der Stat Berck vnd wir kirckmeistere der kersspelss kirchen in der Stat vurss Bekennen hier mit vur•Jederen menlichen offentlich zuegende als nemblich Nachdem leider wir mit sambt dem mesten Deell vnser gemeinen mitburger in nehest verleden seuen vnnd sessichstem Jair so wunder groessen erbarmlichen schaeden geleden hauen durch so groessen schricklichen nit vss eigen versuemen entstanden fuer nit allein an vnsen eigenen behuisingen beigetzimmeren vnd ingeduemen derseluigen sunder auch an der gemeiner pfhar ader kersspelss kirchen vurschreuen vnd dererseluigen klocken etc. So hauen wir van wegen deser gantzer gemeiner Burgerschaft vnd kerspelsslueden vnd vnser aller nachkomlingen zu nutz derseluigen vnd zu lob godess almechtich von den verbranten und verschmoltzen klocken etzliche neuwe klocken giessen laessen durch dem erberen Meister Dierich Oeuerraedt klockengiesser Burger vnd Statmeister bynnen Collen, mit welchen wir auerkommen sein seiner beloenungh halffen vnd Ime dairvan so fern von wegen der Stat vnd kirchen (dweill die kirch nit sunderlichst rentber ist) beloenet hauen luedt die Rechenung, dass men Ime dairvan schuldich bleue Ein hundert Daler Ider Daler ad zwei vnd vunffzich currente alb. gerechent dairvan Ime vnd seiner huisfrawen Henrisgen vam Newenhaiffe verschriuongh in hernach beschreuen maessen zu thun Wie wir dan hiemit vur vnss vnd der gantzen gemeinten Burgerschafft vnd kerspelsslueden vnd vnsern allen nachkomlingen thuyn den bemelten meister Derichen vnd Henrisgen eheluețen vnd Iren Eruen vur die vurss ein hundert Daler recht vnd redelich einss steden vasten kouffz zo Jairlicher pension rechten verkouffen vnd mit gichtigen monden handen vnd halmen vpdragen vnd auergeuen in kraft diss Brieffz Jairlichst vnd alle einss Iden Jairss vff Sanct Martenss dach dess heiligen Bisschoffz nehestkommenden auer ein Jair off bynnen den nestenn virtzien dagen dair nachfolgenden onbefangen irstwerff vnd so vort alle Jairss dairnae waill zu betzalenn vunff sulcher vurss Dhaler off die rechte werde daer vur an gutten anderen harden silueren oder gulden payment in zit der bezalungen bynnen Berck ginge vnd geue Jairlicher renthen vss disser vurss Stat Berck vnd kirsspelss kirchen Renthen moellen weiden accisien vffkumpsten vnd verféllen sambt vnd besunder vnd gelauen denseluen eheleuten vnd iren Eruen dairvon rechte warschaft vnd Jairlix vff termyn vurss gude betzalungh zu thun alss sich dass mit recht geburt, Beheltlich

---

dieses Heiligen (30. April) kamen die Landleute aus der ganzen Umgegend mit ihren Pferden dorthin, um sie aus dem Quirinusbrunnen zu tränken. Die Beziehungen des h. Stephan zu den Pferden (Schenkung der „Stephansbrode", Aderlassen der Pferde u. s. w. am Stephanstage) sind bekannt.

doch einem Ideren anderen seinss gutten vurrechtenn. Mit ist hierin befor- wort zugelassen vnd gegunt, dass wir vnd vnse nakomlinge vurss moegen Jairlix vnd alle Jairst wannéer wir willen vnd vns euenkompt vff dem vurss Sanct martenss Dach oder bynnen den nehesten vertzehen dagen darnach folgenden onbefangen dese vurss vunff Dhaler Jairlicher Renthen von berur- ten meister Derichen vnd Henrisgen eheleuthen vnd Iren Ernen wederloissen mit Eyn hundert sulcher vurschreuen enckell Daleren off die rechte werde dairvur an guttem anderen harden silueren oder gulden payment In Zeit der loessen bynnen Berck ginge vnd geue mit den asdan verschenen vnd achterstendigen terminen Sunder alle argelist vnd diss zum wharen vrkundt hauen wir Burgermeister Scheffen Raidt vnd kirckmeistere vur vnss vnd den gantzen gemeinen Burgeren vnd kerspelsslueden vurss vnd vnser aller nachkomlingen disser Stat Berck Secreet segell hiervnden an desen Brieff wissentlich doen hangen. Gegeuen Im Jare vnserss heren thausent vunff- hundert Sessich acht, am zwolfften dach dess monatz Julij."

Aus dem Original im Stadtarchiv zu Rheinberg. Das Siegel ist abge- fallen.

R. Pick.

26. Zur Baugeschichte der Pfarrkirche zu Rheinberg. Einem Rheinberger Rathsprotokoll vom 24. Mai 1680 entnehme ich folgende Notiz: „Auff heut ist deliberirt, weilen der vmbgangh vmb Kirchtorn gantz bawfelligh vnnd ohne grossen vnnd schweren Kosten nit reparirt werden kan, Alss ist ghut gefunden vnnd resolvirt vmb solche vnnotige Kosten zu verhueten dass man demselben abnehmen solle" (Rathsprotokolle Fasc. 1666—1692, Bl. 157). Der in Tuffstein aufgeführte Thurm stammt nebst dem Mittelschiff aus der Zeit des rheinischen Uebergangsstils; der gothische Chor wurde um 1400 gebaut, während die beiden ebenfalls gothischen Seitenschiffe noch späterer Zeit angehören. An der Südseite der Kirche, da wo sich noch jetzt der Seiteneingang befindet, war vordem eine Halle mit einem Kreuzgewölbe im Innern vorgebaut, in welcher die öffentlichen Spenden an die Armen stattfanden (vgl. meine „Materialien zur Rheinischen Provinzialgeschichte" Bd. I, Heft 1, S. 68 f.).

R. Pick.

27. Worms. In der Nähe dieser Stadt ist kürzlich von Herrn Dr. Kroehl ein den deabus Parcis gewidmeter Stein gefunden worden, wie wir einer brieflichen Mittheilung unseres auswärtigen Sekretärs Herrn Prof. Dr. Zangemeister entnehmen. Der Stein hat in sofern ein besonderes Interesse, als bis jetzt unseres Wissens in den Inschriften des Rheingebietes eine Widmung an die Parzen noch nicht vorgekommen ist.

28. Lobenfeld unweit Heidelberg. An diesem Orte, dessen Boden bereits früher drei Inschriften (C. I. Rhen. 1719—1721) geliefert hat, sind neuerdings durch Herrn Karl Christ Fragmente zweier Inschriftsteine gefunden worden, welche nach meiner Ergänzung uns eine bisheran unbekannte römische Ortschaft, den vicus Nediensis, bezw. die vicani Nedienses kennen lehrt. Leider ist der Anfangsbuchstabe N unsicher. Ich werde diese Inschriften in den Jahrbüchern veröffentlichen.

Zangemeister.

29. Ems. Nach dem „Rhenus" v. J. 1883, S. 39 ist in Ems ein Stein gefunden worden mit der Inschrift:

FORTVNAE
CONSERVATRICI
C · IVL · MAIANVS
7 · LEG · VIII · AVG · V · S ·
Γ L Γ M Γ

Die drei Γ in Z. 5 sind offenbar nur Ornamente. Der Stein befindet sich in der Sammlung des Herrn Vogelsberger zu Ems.

Zangemeister.

30. Aeltere rheinische Siegelstempel in der Sammlung Charvet. In dieser Sammlung, welche anfangs Mai 1883 zu Paris versteigert wurde, befand sich auch eine Anzahl älterer deutscher Siegelstempel, darunter mehrere rheinische, die seither völlig unbekannt waren oder für verschollen galten. Eines von ihnen, des Andernacher Siegelstempels, ist bereits S. 196 gedacht, von den übrigen will ich die interessantern nach dem Katalog hier mittheilen. Von einzelnen Stempeln sind, wenigstens in der mit neun Tafeln ausgestatteten Ausgabe des Katalogs, Abbildungen in Lichtdruck oder Holzschnitt beigegeben; ich habe sie nachstehend mit Sternchen bezeichnet.

1 (1425). Chanoines de Saint-Sévère à Boppard. S' · CANONICORV̄ · ECC̄E · BOPARDIENSIS. Saint Sévère assis de face, tenant une crosse et un livre. Sur son nimbe, une colombe. Dans le champ, ✠ S' SEVERVS.

Curieux sceau ogival du XIV^e siècle. D., 55 m. sur 37.

2 (1427). Sainte-Brigitte de Cologne. S · SC̄E · BRIGIDE IN COL'. Au centre, sainte Brigitte, de face, nimbée, tenant une fleur de lis et un livre ouvert.

Au revers, le contre-scel suivant: S' · PA(ulus) · S · PE(trus) · SIGILLVM · SC̄E BRIGIDE · IN · COL'. Têtes de saint Pierre et de saint Paul; entre elles, le buste de sainte Brigitte, les mains levées au ciel.

Sceau ovoïde du XII[e] siècle. D., 44 m. sur 35. Belière au sommet.

Les têtes de saint Paul et de saint Pierre rappellent les bulles pontificales de cette époque. — Gravé dans la Collection Dongé, n° 569.

*3 (1428). Paroisse de Sainte-Brigitte de Cologne. + S PARROCHIE · SCE · BRIGIDE · COL'. Sainte Brigitte, nimbée et tenant une palme, est placée sous une arcade ogivale accostée de deux petites niches gothiques à clochetons.

XV[e] siècle. D., 55 m.

*4 (1429). Eglise de Sainte-Marie-au-Capitole, à Cologne. + S' · ECL' · S' · MARIE · IN CAPITOL' · COL' · AD CAVS'. Sur un fond quadrillé et semé de quintefeuilles, la Vierge-mère, à mi-corps, tenant une fleur.

Magnifique sceau du XIV[e] siècle. D., 52 m.

5 (1430). Prieur des frères de la Sainte-Croix, à Cologne. SIGILLVM : PRIORIS : FRATRVM : SANCTE : CRVCIS : IN : COLONIA, en minuscules se déroulant sur deux banderoles. Sur un quadrillé semé de croisettes, le Christ en croix; au-dessous, un écu à trois couronnes d'épines (armes de la ville de Cologne).

Sceau ogival. D., 59 m. sur 38. Appendice détruit. Ce joli sceau, du XVI[e] siècle, est d'un dessin sévère et d'un burin très pur.

6 (1431). Police de Cologne. S' AMPTS · DER SARWERTER · TZO COLEN, en minuscules. Dans un quadrilobe à pointes fleuronnées, écu chargé d'un heaume couronné.

XV[e] siècle. D., 35 m. Pièce d'une magnifique exécution.

La ville de Cologne possède une charte sur parchemin, à laquelle sont appendus trente-deux sceaux en cire, parmi lesquels se trouvent celui-ci et le suivant.

7 (1432). Corporation des drapiers de Cologne. * SEGEL AMPTS DER TUGEMECHER TZO COLEN, en minuscules. Dans un cartouche trilobé, les armes de Cologne.

XV[e] siècle. D., 35 m.

8 (1433). Echevins de Dahlen (Prusse rhénane). + SIGILLVM: SCABINORVM : DE : DALEN. Église et écusson.

XVI[e] siècle. D., 41 m. Appendice découpé.

9 (1435). Couvent des Cordeliers de Düren. SIGILLVM : CŌVENTVS : FRATRVM : MINORV̄ : IN : DVIREN, en lettres romaines d'une belle exécution. Sainte Marie-Madeleine sous une arcade et tenant un vase de ses deux mains. Au-dessous, un écusson. Fond semé de quintefeuilles.

Superbe sceau ogival du XVI[e] siècle. D., 63 m. sur 40.

*10 (1436). Eglise de Saint-Guy, à Elten (diocèse d'Utrecht). SIGILLVM : REGALIS : ECCLESIE : SANTTI UITI : ALTINENSIS. Sous

un dais gothique, saint Guy debout et de face, vêtu d'une tunique à ceinturon et d'un manteau, et tenant une palme à la main droite. A l'exergue, un lion couché.

Admirable sceau d'argent ogival, du XV[e] siècle. D., 99 m. sur 62. Appendice double, orné et trilobé.

*11 (1438). Maire et bourgeois de Gelnhausen (près Francfort-sur-le-Mein). ✠ SIGILLVM · SCULTETI · ET · CIVIUM · DE · GEILENHVSEN, en lettres romano-gothiques. Sous une double arcade, l'empereur d'Allemagne, Frédéric Barberousse, et l'impératrice, à mi-corps. L'empereur porte la couronne fermée, une dalmatique brodée, un sceptre terminé par une fleur de lis, et le globe crucifère. L'impératrice, voilée et couronnée, tient une fleur de lis. Dans le haut, un clocher de style roman; dans le bas, un édifice à coupole, flanqué de deux tours.

Magnifique sceau du XII[e] siècle, le fleuron de la collection. D., 78 m. Belière sur la tranche.

*12 (1442). Ville de Jülich. ✠ SIGILLVM · CIVITATIS · IVLIACENIS [1]). Vue de la ville avec son église, ses tours et son mur d'enceinte. Sous la porte d'entrée, un écusson en pointe.

Magnifique sceau de XIII[e] siècle. D., 67 m. Belière en saillie sur la tranche.

*13 (1443). Bourgeois de Limburg. ✠ SIGILLVM · CIVIVM · IN LIMPVRC B · IVSTE · IVDICATE. Trois tours d'enceinte; sur celle du milieu, un écu en pointe, aux armes de la ville.

Grand sceau du XIII[e] siècle. D., 76 m. Belière au sommet.

14 (1444). Commune de Lorch. S' · VNIVERSITATIS · VILLE · LORCHE. Saint Martin à cheval, partageant son manteau avec un pauvre. Dans le bas, une roue. Fond quadrillé.

Superbe sceau orbiculaire du XIII[e] siècle. D., 65 m.

*15 (1448). Prévôt de Saint-Nabor de Metz. S · PREPOSITI · IN · NOVACELLA · TREISMETE, en minuscules. Sous un dais gothique richement orné, saint Pierre et saint Paul; au-dessous, dans une niche, moine agenouillé tenant un tau.

Magnifique sceau ogival du XV[e] siècle. D., 73 m. sur 46.

*16 (1450). Commune de Montabaur. SIGILLVM · CONMVNE · OPIDANORVM · IN · MONTHABVR. Vue de la ville avec sa cathédrale, ses édifices publics, ses tours et son enceinte fortifiée. Sous la porte, saint Pierre assis de face, tenant une croix et une clef; à droite et à gauche, un écusson en pointe [2]).

---

1) So lautet das Wort auch auf der Abbildung.

2) Eine Abbildung dieses Siegels nach einem Abdruck vom J. 1456 gibt Meister in seiner „Geschichte der Stadt und Burg Montabaur".

Superbe sceau de XIV$^{e}$ siècle. D., 76 m.

17 (1451). Contre-scel de Montabaur. SECRETVM · OPIDANORVM · IN · MONTHABVR (rameau), en minuscules du XV$^{e}$ siècle, les mots séparés par des annelets. Saint Pierre, assis sous un dais, tient une clef et une croix. De chaque côté, l'écusson de la ville.

D., 40 m.

18 (1465). Chapitre de l'église Saint-Michel et Saint-Pierre de Strasbourg. S ⁝ CAPITVLI ⁝ ECCLESIE ⁝ S ⁝ MICHAELIS ⁝ ET ⁝ PETRI ⁝ ARGEN ⁝ 1491 ⁝ Saint Pierre tenant une grande clef et un livre fermé. A gauche, saint Michel cuirassé et armé d'une lance qu'il enfonce dans la gueule d'un dragon terrassé; au-dessous, en minuscules gothiques, les mots: OLIM HONAUW.

Beau sceau ogival. D., 72 m. sur 45. Appendice saillant.

Des moines écossais et irlandais s'étant établis dans une île du Rhin appelée Honau, y bâtirent une église sous l'invocation de saint Michel. Cette abbaye devint chapitre à la fin du XI$^{e}$ siècle. Mais, dans le courant du XIII$^{e}$, le Rhin emporta le village de Honau, et le chapitre se transporta à Rheinau, sur le bord du Rhin. Là encore les moines eurent à souffrir de l'envahissement des eaux du Rhin, et force leur fut de se réfugier à Strasbourg, où ils obtinrent, au mois d'août 1398, l'église de Saint-Pierre.

Gravé dans la Collection Dongé, n$^{o}$ 13.

19 (1466). Menuisiers de Strasbourg. S · EINES · HANDWERCK · ZV · STRASBVRG. Ecu échancré, chargé d'un niveau, d'une scie, de deux marteaux et d'un compas. Au-dessus, la Vierge-mère à mi-corps.

Charmant sceau d'argent du XVI$^{e}$ siècle. D., 29 m. Le revers et l'appendice à charnière sont ornés de fleurons gravés à la pointe.

20 (1469). Couvent des Capucins à Wesel. + SIGILLVM CONVENT WESAL F · F · CAPVCIN. Capucin à genoux devant la sainte Vierge à l'enfant.

Ogival. XVI$^{e}$ siècle. D., 31 m. sur 20.

R. Pick.

---

Zusatz zu Miscelle 12.

Zuerst wurde in der Schrift Braun's zur Geschichte der Thebaischen Legion Bonn 1855 über den Fund von mit Nägeln durchbohrten Schädeln berichtet. Im Jahre 1863 wurden solche in Köln an der-

selben Stelle gegenüber dem Waisenhause gefunden und von Schaaffhausen in der Sitzung der Niederrh. Gesellschaft vom 5. Aug. 1863 besprochen; vgl. Kölnische Zeitung 2. Sept. 1863, 2. Blatt. Kann nicht die Angabe eines solchen Fundes bei Remagen, über den nichts Näheres zu erfahren ist, vielleicht daher rühren, dass vor Jahren daselbst nach Mittheilung des Herrn Bergrath Schwarz Aschenurnen gefunden wurden, welche grosse Eisennägel enthielten?

Die in derselben Miscelle erwähnten grossen Tuffblöcke, aus denen das Haus neben dem Bahnwärterhäuschen der Rhein. Eisenbahn Nr. 85 errichtet ist, rühren nicht von einem römischen Grabe, auch wohl nicht, wie früher berichtet wurde, von einem Altare des Hercules her, der nach dem Bergrutsch von Oberwinter im Jahre 1846 blossgelegt wurde. Es sind vielmehr an der Stelle, wo jetzt das Wohnhaus des Bahnwärters steht, nach Angabe des Schachtmeisters Rosemann etwa zwanzig 5 Fuss Rh. lange, 4 Fuss breite und $1^1/_2$ Fuss dicke Quadern aus Brohler Tuff gefunden worden. Wiewohl sie nicht in regelmässiger Ordnung lagen, scheinen sie doch das Fundament eines römischen Gebäudes gewesen zu sein. Alle hatten in der Mitte ein Loch zum Eingreifen der Teufelsklaue. Ueber denselben fanden sich im Boden farbig bemalte Verputzstücke und einige römische Münzen. Aus dem Material derselben ist das ganze untere, 25 Fuss lange, 17 Fuss breite und 10 Fuss hohe Stockwerk des genannten Hauses erbaut. Sollte an dieser Stelle, wo noch heute die Steine auf Schiffe verladen werden, nicht ein römischer Krahnen gestanden haben? Im Jahre 1857 kamen hier die Reste einer römischen Wasserleitung zum Vorschein; vgl. Jahrb. LIII und LIV (1873), S. 141 sowie LX (1877), S. 153.

Sch.

---

## General-Versammlung des Vereins am 6. Mai 1883.

---

Dieselbe wurde um 11 Uhr Vormittags durch den stellvertretenden Präsidenten, Prof. Schaaffhausen mit folgenden Worten eröffnet:

„Da unser langjähriger Vereinspräsident, Herr Professor aus'm Weerth am 20. März 1883 sein Amt niedergelegt hat, so liegt es mir ob, Ihnen die Jahresrechnung für 1882 vorzulegen und wie es üblich ist, über die wichtigeren Ereignisse, welche seit der letzten Generalversammlung am 31. Juli 1882 den Verein betrafen, zu berichten.

Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug am 31. Dec. 1882: 597, dazu kamen 30 Schulanstalten, 13 Ehrenmitglieder, 3 Vorstandsmitglieder, der Rendant und 16 ausserordentliche Mitglieder, im Ganzen also 661, denen in diesem Jahre noch 4 beigetreten sind. Gestorben sind im Jahre 1882: 10 Mitglieder, die Herren Pfarrer Seeger, Ruhr, Dr. Schmitt, Excellenz von Kühlwetter, Frhr. von Geyr-Schweppenburg, Canonicus Graf Spee, H. Clave von Bouhaven, Dr. Drewke, Prof. Obernier, Commercienrath Königs und 2 im Jahre 1883: H. Raderschatt und Commercienrath Camphausen. Ausgetreten sind 26 Mitglieder. Neu eingetreten sind im Jahre 1882: 31 Mitglieder, deren Namen schon in der letzten Generalversammlung angegeben worden sind. Hinzuzuzählen ist noch Herr Generalmajor von Hilgers in Braunschweig. Im Jahre 1883 sind eingetreten die Herren Baumeister Hermann in Cleve, Maurermeister Stirtz in Bonn, Carl Christ in Heidelberg und die Museums-direction in Nymwegen. Gewonnen sind also 36 Mitglieder gegen einen Verlust von 38. Der Bestand ist also fast unverändert geblieben. Seit der letzten Generalversammlung hat der Vorstand, und zwar am 26. Nov. 1882 die Herren

Professor **Lindenschmit** in Mainz und Dr. **Otte** in Merseburg wegen ihrer hervorragenden Verdienste um die Alterthumsforschung zu Ehrenmitgliedern ernannt. Die gleiche Ernennung ist am 17. April dem Herrn Geheimen Legationsrath **von Reumont** in Aachen, der am 3. Mai sein 50jähriges Doctor-Jubiläum gefeiert hat, für seine Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte und Kunstgeschichte des Mittelalters zu Theil geworden. Da ein Verein, der seine Blüthe erhalten und stets Grösseres leisten will, nicht stillstehen darf, sondern wachsen muss, werden wir besondere Mittel in Thätigkeit setzen müssen, um neue Mitglieder zu werben und ist vom Vorstande schon eine an die geeigneten Personen zu richtende Einladung in Aussicht genommen. Die Mitglieder des Vereins mögen dem Vorstande in diesem Bemühen ihre Unterstützung gewähren.

Seit wir das Glück haben, ein wohlbegründetes rheinisches Provinzial-Museum hierselbst zu besitzen, werden die Mittel des Vereins fast ausschliesslich für die Publication literarischer Arbeiten verwendet. Es sind seit der letzten Generalversammlung die Hefte LXXIII und LXXIV unserer Jahrbücher mit zusammen 15 Tafeln herausgegeben worden, das Heft LXXV mit 5 Tafeln ist im Druck begriffen und wird im Juni erscheinen.

Aus der Rechnung für 1882 theile ich die wichtigeren Posten mit:

| | | |
|---|---|---|
| Die Einnahmen betrugen | M. | 7437,60 |
| die Ausgaben | „ | 6750,13 |
| es bleibt ein Bestand von | M. | 687,47 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Für Drucksachen wurden | | verausgabt | M. | 1934,32 |
| Für Zeichnungen | „ | „ | „ | 1979,63 |
| An Honoraren | „ | „ | „ | 816,80 |
| Für Buchbinderarbeiten | | „ | „ | 594,60 |
| Für die Bibliothek | „ | „ | „ | 651,08 |
| Für Cassenführung, Porto u. dgl. Ausgaben | | | „ | 605,96 |

Die Verausgabung von 1000 Mark, die für Herstellung der Photographieen von Kunstgegenständen der Ausstellung in Düsseldorf geschenkt waren, ist in besondere Rechnung gebracht, die erst im Juli abgeschlossen werden kann."

Der Vorstand hatte, um in dieser Generalversammlung dem Rendanten die Décharge ertheilen zu können, die im vorigen Jahre gewählten Revisoren, die Herren Baron von Neufville und Hauptmann a. D. Würst, um Revision der Rechnungen ersucht. Der Vorsitzende ersucht um nach-

trägliche Genehmigung dieser Wahl. Diese Genehmigung erfolgt und es wird dann, da die Revisoren die Rechnung richtig befunden, dem Herrn Rendanten mit bestem Danke für seine Mühewaltung die Décharge ertheilt. Hierauf wählte die Versammlung schon jetzt dieselben Herren als Revisoren für die Rechnung des laufenden Jahres 1883.

Hierauf berichtet der Vorsitzende, dass am 21. Januar 1882 das Ober-Präsidium dem Vorstande angezeigt hat, dass durch Allerhöchste Ordre vom 2. Dezember 1881 dem Verein die Rechte der juristischen Person verliehen worden sind. Es ist dem Vorstande nicht gelungen, die seit längerer Zeit in seiner Zusammensetzung bestehende Lücke auszufüllen. Die Stelle eines Secretärs ist unbesetzt geblieben und haben sich besonders die Herren aus'm Weerth und van Vleuten bestrebt, durch Uebernahme der betreffenden Arbeiten die Interessen des Vereins zu wahren. In der letzten Generalversammlung war schon beschlossen worden, dass dem Präsidenten für Secretariatsarbeiten und dem Bibliothekar ein Fond zur Bezahlung von Hülfsarbeiten zur Verfügung gestellt werden soll. Es erscheint dem Vorstande zweckmässig, diese Beträge zu normiren. Derselbe beantragt desshalb, sowohl dem Secretariat als dem Bibliothekar einen Fond bis zu 300 Mark jährlich zur Verfügung zu stellen. Dieser Antrag wird angenommen.

Als ein wichtiges Ereigniss für den Verein bezeichnet es der Vorsitzende, dass der Präsident, Professor Dr. aus'm Weerth, der bereits in der vorjährigen Generalversammlung auf das Bestimmteste erklärt hatte, nur noch ein Jahr das Präsidium führen zu wollen und am 30. Dezember 1882 beim Vorstande aus Gesundheitsrücksichten einen 3 monatlichen Urlaub nachsuchte, am 20. März durch ein Schreiben aus der Krankenanstalt Johannisberg sein Amt niedergelegt hat. Der Vorstand hat es nicht unterlassen, ihm bei dieser Gelegenheit für seine langjährige, erfolgreiche und aufopferungsvolle Thätigkeit auch im Namen des Vereins seinen Dank und seine Anerkennung auszusprechen. Ausserdem hat Herr von Claer auf das Bestimmteste den Wunsch kundgegeben, von dem Amte des Bibliothekars entbunden zu werden. Wir sind ihm ganz besondern Dank dafür schuldig, dass er die lange vernachlässigte Bibliothek in eine vortreffliche Ordnung gebracht hat. Der Vervollständigung derselben, die für unsere Landesgeschichte eine nicht zu unterschätzende Bedeutung hat, ist eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden. Es wurden dem Vereine 22 Bücher geschenkt, 49 wurden neu angeschafft, mit 102 Vereinen findet ein Austausch der Publicationen statt. Als werthvolle Geschenke

für dieselbe sind das von der General-Direction der Archive in Berlin zugesandte Balduineum sowie E. aus'm Weerth's Wandmalereien des Mittelalters in den Rheinlanden anzuführen.

„Innerhalb dieses Jahres", bemerkt der Vorsitzende weiter, „hat auch die Ueberführung des grössten Theiles unserer Alterthümersammlung in die Räume des Nasse'schen Hauses stattgefunden. Für die im Arndthause verbleibende Bibliothek und einige in der Remise daselbst aufbewahrten Steinmonumente hat die Stadtbehörde die Ueberlassung der dazu erforderlichen Räume des Arndthauses in dankenswerther Weise auf ein ferneres Jahr bewilligt. Wo unsere Vereinssammlung ihre endgültige Aufstellung finden wird, ist noch nicht mit Sicherheit vorauszusagen. Es droht uns zunächst eine nochmalige Ueberführung der Sammlung in ein der Provinzialverwaltung zugehöriges Haus auf der Baumschuler Allée, indem die letztere die für das Nassehaus zu zahlende Miethe zu hoch gefunden hat. Die Commission für die Provinzial-Museen hat nun zwar bei seiner Exc. dem Herrn Minister von Gossler Schritte gethan, eine solche die Sammlung immerhin gefährdende Uebersiedelung verhüten zu wollen. Es ist aber auf diese Eingabe noch keine Antwort erfolgt. Die Provinzial-Verwaltung hat bereits im Juni ein Grundstück an der Colmantstrasse für den Neubau eines Museums angekauft, dessen Vollendung wohl einige Jahre in Anspruch nehmen wird. Die Commission für die rheinischen Provinzial-Museen wie der Director des Bonner Museums und Ihr Vereinsvorstand hatten wiederholt das Nassehaus als ein sehr geeignetes Lokal für das Provinzialmuseum sowohl dem Ministerium als dem Provinzialausschuss gegenüber bezeichnet. Da ich selbst der letzten Sitzung der Commission, die sich mit dieser Frage beschäftigte, am 24. Mai in Bonn beizuwohnen verhindert war, erlaubte ich mir vor der Sitzung des Provinzialausschusses in Düsseldorf, in der über die Angelegenheit Beschluss gefasst wurde, in einem persönlichen Schreiben an Se. Durchlaucht, den Landtagsmarschall, Fürsten von Neuwied noch einmal alle die Erwägungen zusammenzustellen, von denen die Commission ausgegangen war, als sie das Nassehaus empfahl. Dieser Schritt blieb aber ohne Erfolg. Die Zukunft wird darüber entscheiden, ob die Wahl jener Baustelle für das Provinzialmuseum, die fern von der Mitte der Stadt und fern von der Universität liegt, eine glückliche gewesen ist."

Es wurde hierauf zur Vorstandswahl geschritten. Es waren 29 Mitglieder anwesend. Der Vorsitzende glaubte, wiewohl der Vorstand

in keiner Weise der nun zu treffenden Wahl vorgreifen wolle, der Versammlung doch die Mittheilung machen zu dürfen, dass Herr Prof. Klein sich nun bereit erklärt habe, in den Vorstand des Vereins einzutreten und dass der Custos der Universitäts-Bibliothek, Herr Dr. Becker die Freundlichkeit gehabt habe, zu versprechen, dass er eine auf ihn fallende Wahl als Bibliothekar annehmen werde.

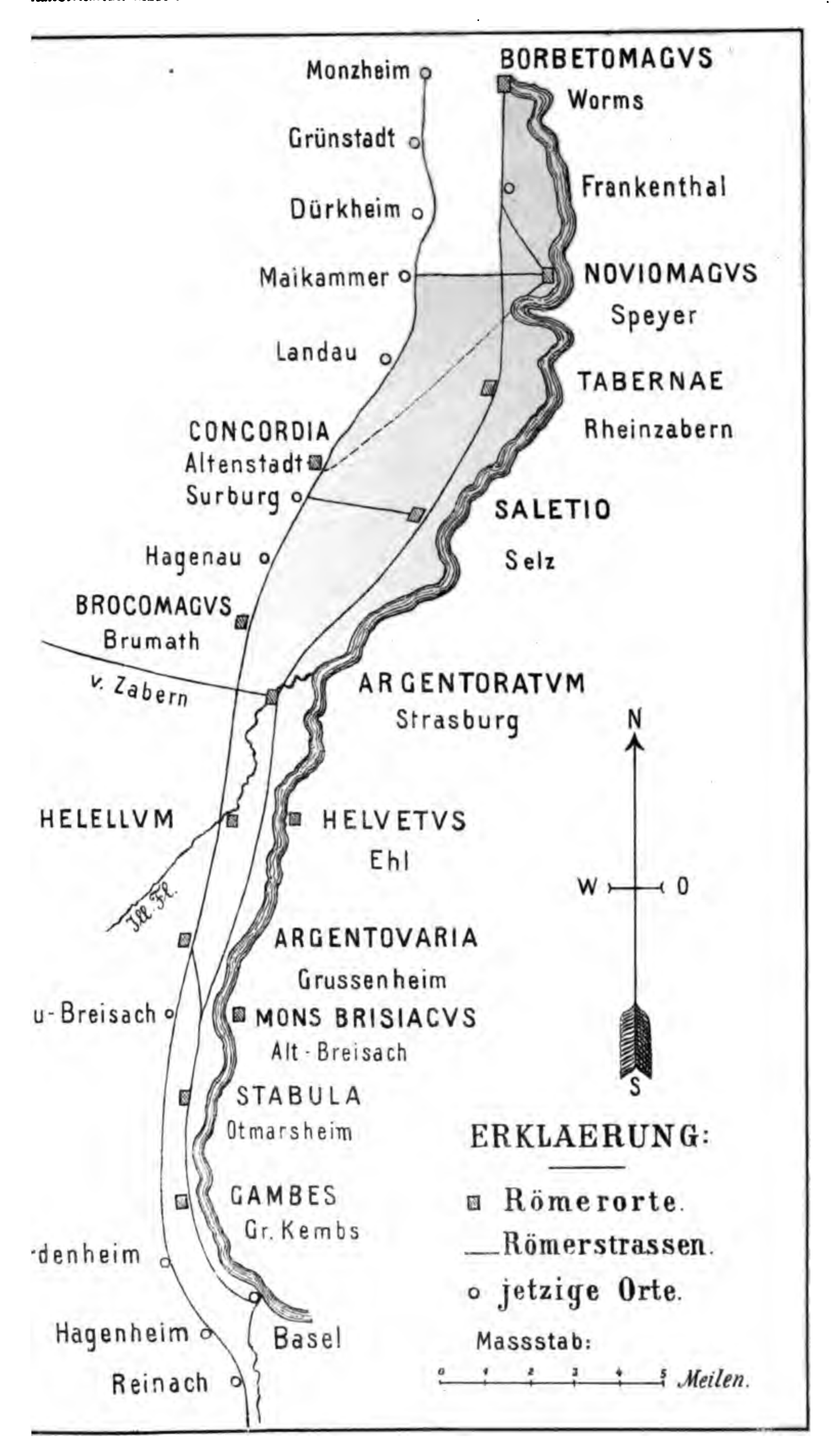
Zum Präsidenten wurde, da eine absolute Majorität der Stimmen sich nicht ergab, durch Acclamation Prof. Schaaffhausen, zum Vice-Präsidenten auf dieselbe Weise Prof. Klein gewählt. Als Sekretär wurde Herr van Vleuten durch Acclamation wiedergewählt, zum Bibliothekar Herr Dr. Becker einstimmig gewählt.

Der Vorstand.

---

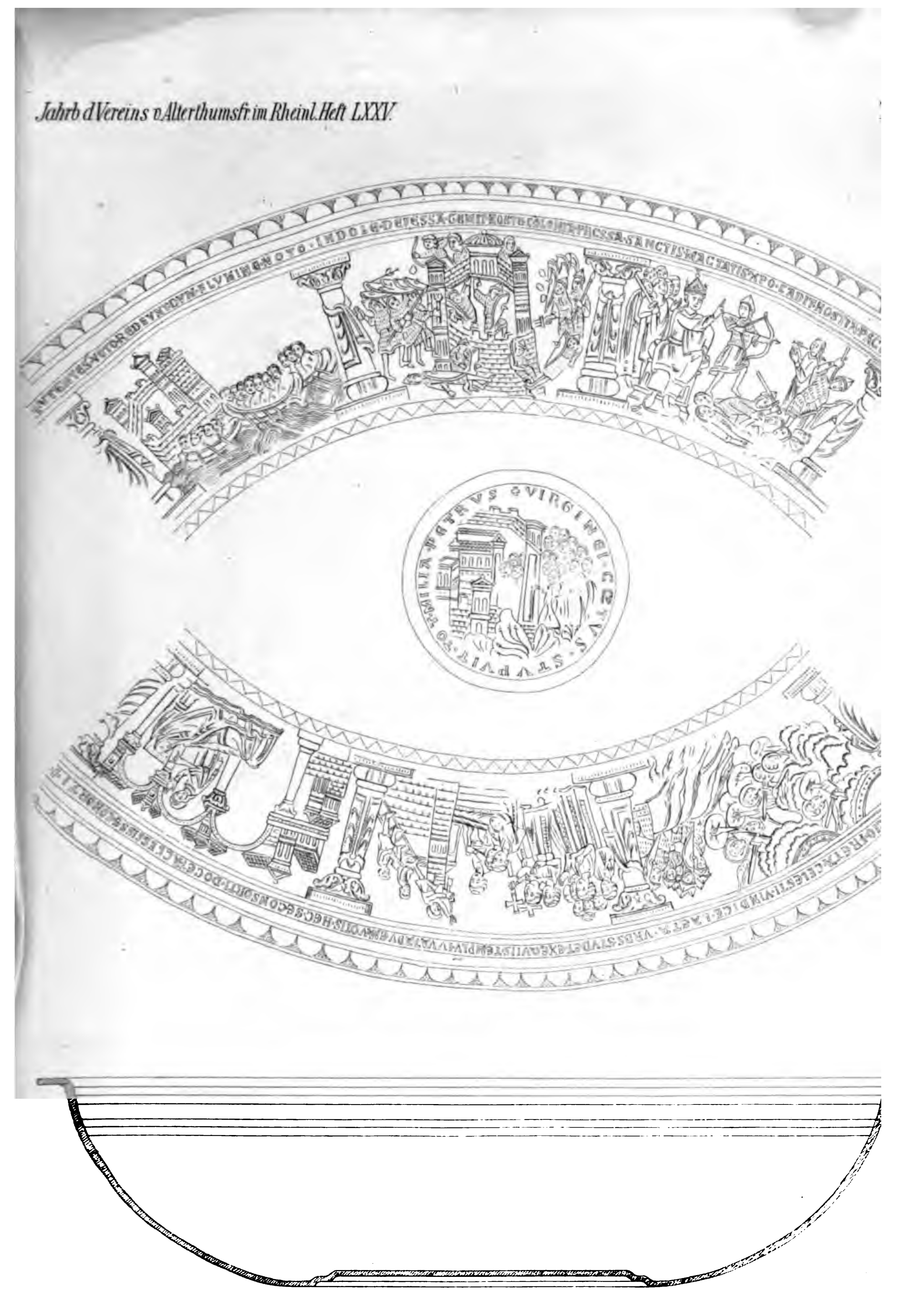
Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Jah
esternich
Roer
Mand
St Etien
Champ
Einruhr
Heimbach
Vlatten
Wollersheim
Zülpich
Tolbiacum
Aachner
Herhahn
Lindesina
Giesson
Hergarten
VI
Bürvenich
Bast
Gemünd
Kirchberg
Düttling
Hoven
Sieghaus
leiden
Call
von Trier
nach Belgica
Heerstrasse
Bouillon
nach Buval
Belgisch Französische Grenze
Semois
A r




Lith. Jnst. v. A. Henry, Bonn.

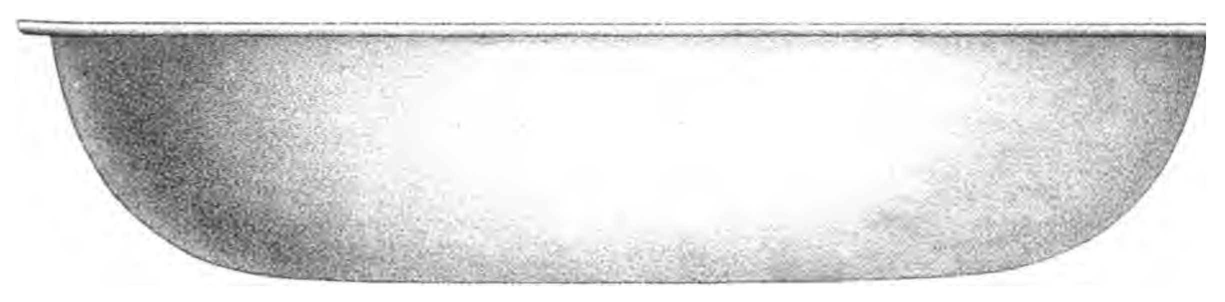





Gez. v. A. Lambris

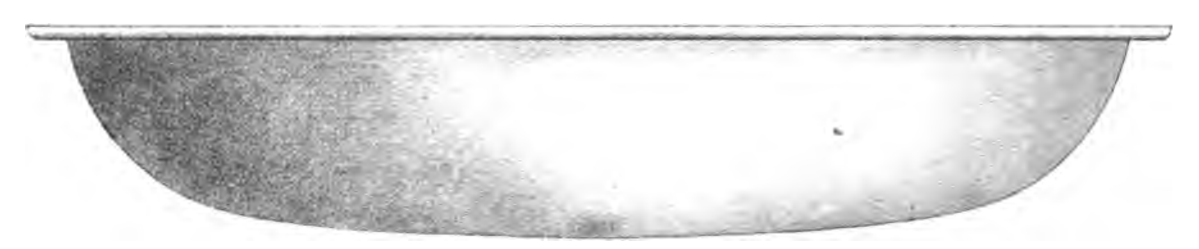
Lith Anst v A Henry in B

½ nat Gr

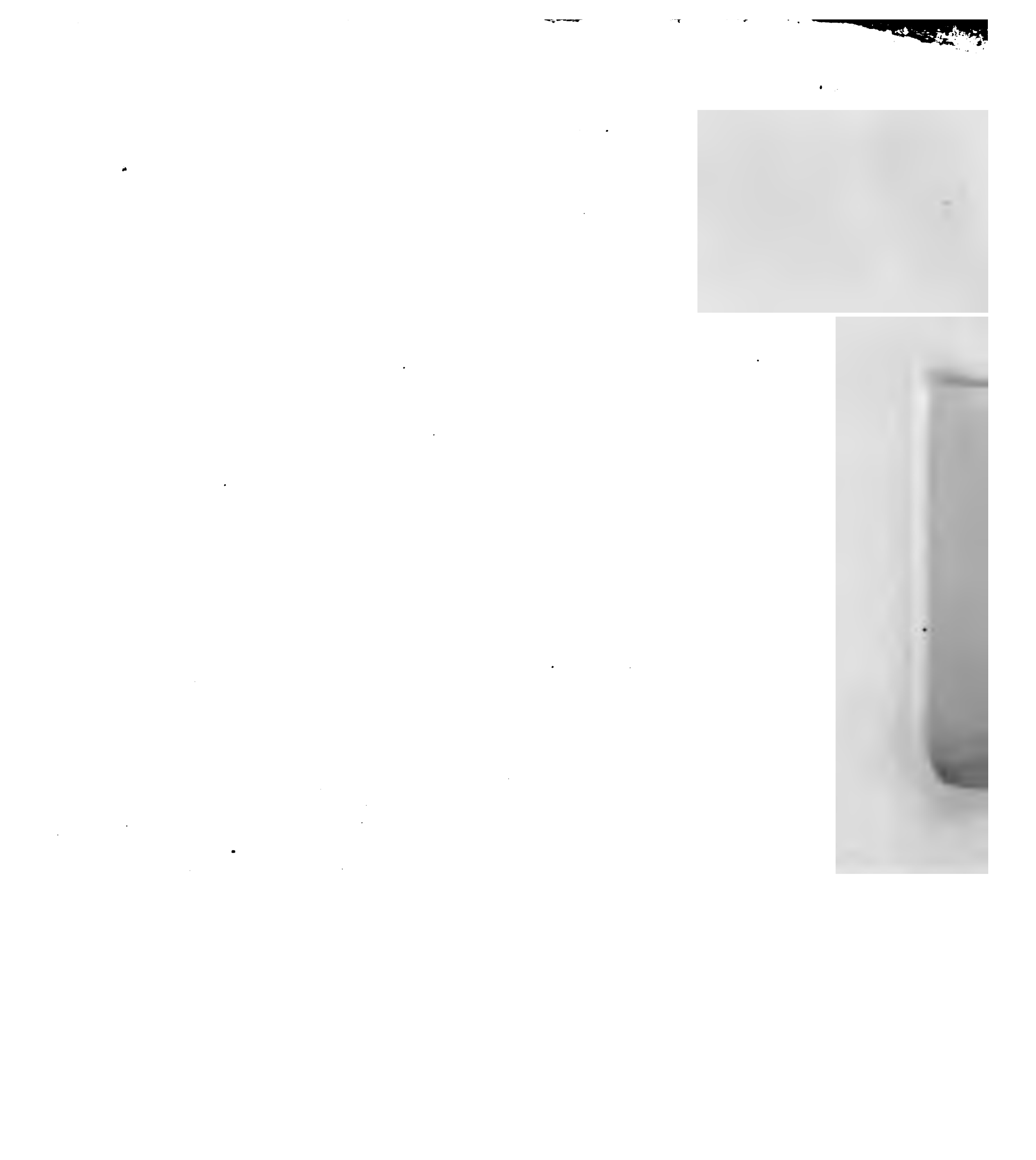


Lith. Anst. v. Henry B

½ nat. Gr.



Lith. Inst. v. A. Henry, Bonn.



# JAHRBÜCHER

DES

# VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

# RHEINLANDE.

HEFT LXXVI.

MIT 4 TAFELN UND 9 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1883.

## I. Geschichte und Denkmäler.

### 1. Die Römerstrassen Cöln-Reims und Reims-Trier.

#### B. Römerstrasse Reims-Trier.

(Siehe Tafel I, Heft LXXV.)

Aus dem Mittelpunkt des alten Reims geht die Römerstrasse nach Trier durch das Ceres-Thor, früher porte de Trèves genannt, nach dem Itinerar des Antonin 366:

| | | | |
|---|---|---|---|
| a Durocortoro — | Vungo vicus | XXII | leugen |
| | Epoisso vicus | XXII | „ |
| | Orolauno vicus | XX | „ |
| | Andethannale vicus | XX | „ |
| | • Treveros civitas | XV | „ |

i. S. XCVIIII leugen = 148 millien
= 220 km. = 29 deutsche Meilen.

Diese Strasse fällt von Reims bis Epoissus mit der im 75. Heft dieser Jahrbücher betrachteten Reims-Cölner Strasse zusammen, ergänzt sich nach der Peutinger'schen Tafel und durch einige Zwischenstationen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| a Durocortoro — | Noviomagus | XII | XXII leugen |
| | Vungo vicus | X | |
| | Mose (Mouzon) | XV | XXII „ |
| | Epoisso vicus | VII | |
| | Bellefontaine | IX | XX „ |
| | Orolauno vicus | XI | |
| | Luxemburg | XII | XX „ |
| | Andethannale vicus | VIII(VI) | |
| | Wasserbillig | X (IX) | XV „ |
| | Treveros civitas | V | |

i. S. XCVIIII leugen.

Statt jener grossen Stationen von c. XX leugen, die als doppelte Tagemärsche und als doppelte Postkurse anzusehen sind, erhalten wir hierdurch einfache Etappen und mutationen von 8 bis 12 leugen, wie diese sachgemäss den Etappen der römischen Rheinstrasse und wenigstens annähernd der Strasse von Bordeaux nach Jerusalem im Itinerar des Antonin S. 261 entsprechen.

### I. Reims — Voncq, XXII leugen.

Wir haben bei der Cöln-Reimser Strasse die Strecke Epoisso-Reims als einen Theil unsrer Reims-Trierer Römerstrasse bereits verfolgt, wie dieselbe Reims verlässt, das breite Suippe-Thal auf einem 6 m hohen Damm überschreitet, am verschollenen Noviomagus und an dem fränkischen Attigny vorüber, den römischen Vungo vicus erreicht. Der jetzige Flecken Voncq erhebt sich mit seinen Weinbergen 90 m über das Aisne-Thal, liegt $^1/_2$ km südlich von der Römerstrasse, mit dieser durch eine Zweigstrasse verbunden, deutet durch seine Lage und Umfassung auf eine ehemalige Befestigung hin, ein Viereck von 300—400 m Seitenlänge mit etwa 10 ha Lagerfläche für eine Besatzung von einigen Cohorten. Der römische Vicus bietet auch aus der Neuzeit Interesse, insofern er durch preussische Husaren, die in den Weinbergen zum Fussgefecht absassen, am 29. August 1870 erstürmt wurde, wobei den brennenden Ort Turco's und Zuaven vertheidigten.

### II. Voncq — Epoissus, XXII leugen.

Von Voncq erreicht die Römerstrasse über le Chesne und Mouzon das verschollene Epoissus, von Voncq XXII leugen und von Arlon XX leugen entfernt, danach in der Gegend des heutigen Les deux villes, östlich von Carignan zu suchen, wo die in der französischen Generalstabskarte genau gezeichnete Römerstrasse jeden grösseren Irrthum in der Ortslage ausschliessen müsste. In der notitia dignitatum Seite 120 und 1104 wird Epuso oder Epoisso mit einem praefectus laetorum in Belgica prima genannt, nach Gregor von Tours Eposium castrum, nach Bergier die Stadt Ivois, deutsch Ipsch, das heutige Carignan.

Oestlich davon überschreitet die Reims-Trierer Strasse bei Williers den tiefen Thalgrund des ruisseau de la Palle an der französisch-

belgischen Grenze. Aehnlich wie der früher erwähnte Thalgrund der Semois ist dieser Einschnitt 80 m tief bei 600 m oberer Breite, und auch hier deckte eine ehemalige Befestigung auf einer Felskuppe des rechten Thalrandes, den schwierigen Uebergang grosser Heeresmassen.

### III. Epoisso — Orolaunum, XX leugen.

In höchst zweckmässig gewählter Linie führt dann die Römerstrasse 800 m südlich von Pin und Valensart vorbei, am Nordrande des bewaldeten Abhangs, gleichmässig auf der Wasserscheide zwischen Chiers und Semois fortziehend, nach Bellefontaine, 9 millien von Williers, 17 millien von Arlon. Römische Mauerfundamente, römische Inschriftsteine, Gräber und Münzen (Publ. soc. d'Arlon V, 46; VI, 83) lassen hier eine wichtige römische Niederlassung, wahrscheinlich mit Signalstation und mutatio erkennen, mit Nebenstationen von drei zu drei millien nach Westen hin in der Gegend von Prouvy, Pin und Williers, nach Osten hin bei St. Marie, Etalle-Enclos, Sampont, Stockem, Arlon.

Bei Etalle (Stabulum) ist ein römischer Altar mit zahlreichen römischen Münzen gefunden. Hier und bei Sampont überschreitet die Römerstrasse als einfacher kaum 6 m breiter Feldweg die 3 m breite Semois, in einem übersichtlichen gangbaren Terrain, von zahlreichen Parallelwegen in der Richtung auf Arlon begleitet.

Die Stadt Arlon (Arel), das römische Orolaunum (Aralunae) liegt im ehemaligen Gebiet der Treverer, auf dem flachen Gipfel eines Kegelberges von gelbem Sandstein, mit 750 m oberem Durchmesser, und bildet den weithin sichtbaren Richtungs- und Signalpunkt für zahlreiche Strassen aus allen Himmelsgegenden. Die jetzige Citadelle liegt 418 m über dem Meeresspiegel, erhebt sich 20 m über die hochgelegene Stadt, und ist ein unregelmässiges Viereck von 90 m Seitenlänge, mit kleinen Bastionen in den Ecken, von 15 m Face, 5 m Flanke, ohne Gräben, steil mit Bruchsteinen bekleidet. Auf der Platform dieser Citadelle liegt eine Kirche mit Klostergebäuden und Gärten, von der belgischen Garnison als Hospital benutzt. Die Befestigung hat c. 3 ha Flächenraum, für etwa 500 Mann zur Vertheidigung. Die Bauart weist auf das Mittelalter und auf neuere Restaurationen hin.

Der bekannte belgische Archäologe M. Schürmanns sagt in seiner Vorrede zu „van Dessel topographie des voies Romaines en Belgique", dass nach neueren Untersuchungen die Fundamente der Ci-

tadelle auf römischen Bauresten des 3. Jahrhunderts n. Chr. ruhen. Nach „Prat histoire d'Arlon 1872", sind innerhalb der jetzt eingeebneten Stadtbefestigung, die wohl aus dem Mittelalter stammt, die Spuren einer zweiten römischen Enceinte nachgewiesen, welche kreisförmig die Citadelle umgab. Zahlreiche Funde aus der Römerzeit, Altäre, Inschriften, Skulpturen, Gräber, Münzen etc. erweisen dort eine sehr bedeutende römische Ansiedlung, und trug die Bergkuppe vielleicht schon vor der Römerzeit eine Befestigung durch Erdwälle. Wie eine mächtige Centralveste an den Quellen der Semois, in der Mitte der ältesten Wegeverbindungen zwischen Maas und Mosel, sieht Arlon beherrschend weit in das Land. Cäsar nennt keine Ortsnamen für die Feldzüge des Labienus in den Jahren 54 und 53 v. Chr. zur Eroberung von Trier, aber die Römerlager bei Izel und Arlon, die Entscheidungskämpfe bei Luxemburg sind auch ohne jene Namen ganz unzweifelhaft im Terrain zu lesen, da keine andre Oertlichkeiten auf Cäsars Beschreibungen passen würden. Gerade hierdurch bieten diese Punkte, von der etwa drei Jahrhundert später erbauten Römerstrasse durchzogen, ein ganz besondres Interesse (S. Picks Monatsschrift V, S. 152).

Zehn millien südlich von Arlon, 5 millien östlich von Longwy liegt der Titelberg, ein Kegelberg von ähnlicher Formation wie Arlon. Auch hier sind die Spuren eines Römerlagers und zahlreiche römische Alterthümer gefunden. Eine alte Strasse, Römerstrasse genannt, verbindet den Titelberg mit Arlon, geht schon von Tiercelet her in nördlicher Richtung über Ober- und Niederkorn am Titelberg vorbei, über Linger, Künzig, Ober-Elter nach Arlon, setzt sich dann über Thiaumont, Nobressart, bei Bastogne vorbei, auf Namur fort.

### IV. Orolauno — Andethannale, XX leugen.

Die Entfernung von Arlon bis Nieder-Anwen beträgt auf den besten Karten gemessen zwischen XVIII und XIX, statt der authentischen XX leugen. Der codex Scolariensis des Itinerar giebt freilich nur XV leugen, doch entspricht diese Entfernung höchstens einer Messung in der Luftlinie, während die Windungen und Schwierigkeiten im Alzette-Thal bei Luxemburg, diese Entfernung vergrössern, selbst wenn ein Abkürzungsweg die heutige Stadt nördlich umging. Die Römer verstanden es, ihre Strassen mit dem von Vitruv im 9. Buch beschriebenen sinnreich konstruirten Wagen durch die Zahl der Rad-Umdrehungen sehr richtig zu messen, brachten vielleicht grosse Schwierigkeiten

der Wege in Anrechnung, und gaben statt aller Bruchtheile abgerundete Zahlen für die Entfernungen. Wir müssen jene kleinen Differenzen auf sich beruhen lassen.

Die Römerstrasse folgt von Arlon nicht der heutigen Chaussee, sondern geht über Ober-Elter (Autel-haut), Hagen, Kapellen nach Mamer (von Wiltheim Mambra genannt), 8 leugen von Arlon, und über Strassen, 10 leugen von Arlon. An einem dieser beiden Punkte, wenn nicht bei Luxemburg, wird die mutatio gewesen sein, da auch jene Punkte wichtige Strassenknoten waren, und die doppelte Etappe besser halbiren. Von Mamer geht eine alte Strasse westlich über Künzig nach Virton, die sich nördlich von Mamer über Kehlen und Keispelt nach Mersch fortsetzt. Von Strassen führt östlich eine alte Strasse über Merl, Gasperich, Hesperingen, Hassel nach Dalheim und über die Mosel nach Trier. Endlich begleitet eine nördliche Parallelstrasse die Römerstrasse von Arlon über Eischen, Körich, Nospelt, Kehlen, Kopstal nach Walferdingen in das Alzette-Thal. Alle diese Strassen waren 3—4 m breite Wege, im Volksmunde kem oder kim genannt, im Anklang an chemin, jetzt meistentheils in gute Chausseen verwandelt, und kommen wir bei Alt-Trier, dem Knotenpunkt solcher Wege, darauf zurück.

1. Luxemburg.

3 millien von Strassen, XIII leugen von Arlon erreicht die Römerstrasse Luxemburg, dessen ältester Name Rama gewesen sein soll, von der Felsenzunge des heutigen Ram auf dem rechten Alzette-Ufer bewahrt, während das kleinere Schloss Lützelburg auf dem Bock, einer schmaleren Felsenzunge des linken Alzette-Ufers, lag. Die Umgebung von Luxemburg ist ein tief durchschnittenes Hügelland, welches auf seinem Felsboden nur eine dünne Ackerkrume für die Bodenkultur bietet.

Die Alzette, 10—12 m breit, im Allgemeinen 1 m tief, ist in ihrem steinigen Bett fast überall durchwatbar, und liegt das Hinderniss für ihre Ueberschreitung nur in dem scharf gewundenen 60—80 m tiefen, oben 200—300 m breiten Felsenthalspalt, in welchen zwischen Ram und Heiligengeist das ähnlich gestaltete Petrusthal mündet. Die älteste Landesstrasse zwischen Arlon und Trier überschreitet die Alzette von Strassen her quer durch die heutige Stadt Luxemburg, verbindet die natürlichen rampenartigen Felszungen des Ram und des Bock, und führte die Römerstrasse aus dem Alzettethal bei der heutigen Vauban-Kaserne in einer Schlucht zwischen Ober- und Nieder-Grunwald auf

die Höhe zwischen Kirchberg und Weimershof. Ein Nebenweg umging die Stadt nördlich und führte durch den Siechengrund auf Kirchberg, während die heutige Chaussee die Höhe über den Ram erreicht. Die Treverer sollen auf den Felszungen des Ram und des Bock Kastelle gehabt haben, die aber bedeutungslos gewesen sein müssen, als an der Stelle der heutigen Stadt Luxemburg, Cäsars Feldherr Labienus im Jahre 53 v. Chr. sein Lager aufschlug. Auf dem rechten Thalrande der Alzette stand damals das an Zahl weit überlegne Heer der Treverer, und liess sich verleiten, den tiefen Felsgrund unterhalb der jetzigen Stadt zu überschreiten, wurde aber auf der Höhe so vollständig von den Römern geschlagen, dass die Treverer dadurch die civitas Trier mit ihrer Freiheit verloren (Picks Monatsschrift V S. 155). In den acht Jahrhunderten der Römer- und Frankenherrschaft wird der Name des alten Luxemburg nicht genannt, und eine Urkunde sagt erst von Carl Martell, dass er Luciliburgum an die Abtei St. Maximin in Trier schenkte, welche Luciliburgum im Jahr 936 an Siegfried, den ersten Grafen von Luxemburg, vertauschte. Siegfried erweiterte das alte Schloss Lützelburg auf dem Bock, und legte die durch Mauern und Thürme befestigte Stadt an, welche durch Jahrhunderte ein Zankapfel aller Nationen Westeuropa's wurde, die an diesen Felsenmauern bauten und kämpften. Trotz der vertragsmässigen Schleifung der Festungswerke seit 1867, kann Luxemburg durch seine Lage und Umgebung die militärische Bedeutung nicht verleugnen, die es durch seine natürlichen Felsenmauern und Felsengräben schon in Cäsars Zeiten zur Geltung brachte.

Die römischen Alterthümer der Umgebungen von Luxemburg bis über Trier hinaus wurden im 16. Jahrhundert vom spanischen Statthalter Grafen Mansfeld in den sogenannten Mansfelder Gärten des Alzettelthals gesammelt, vom Alterthumsforscher Wiltheim im 17. Jahrhundert beschrieben, unter dem Titel Luciliburgensia von Neyen 1842 publicirt. Vom Mansfelder Garten wird nur noch die Stätte gezeigt, die Alterthümer sind theilweise in verschiedenen Sammlungen zerstreut, so dass Luxemburg selbst nur einen Theil dieser Denkmäler aus der Römerzeit bewahrt hat.

2. Dalheim.

Von Luxemburg geht eine alte Strasse, von Mersch her durch das Alzettethal kommend, über Gasperich, Hesperingen, Altzingen, Hassel, hier Römerstrasse genannt, nach dem selbst im Namen verschollenen Römerlager von Dalheim, 10 millien südöstlich von Luxem-

burg. Dalheim ist der Kreuzpunkt wichtiger Strassen auf Trier, Metz, Arlon, Palzem an der Mosel, einst ein Kultur-Mittelpunkt für die ganze Umgebung, ähnlich wie Arlon, Luxemburg, Alt-Trier. Man hat in den Feldern von Dalheim 2 m starke Fundamente römischer Mauern, werthvolle Alterthümer, Waffen, viele Tausende römischer Münzen gefunden, und glaubt, dass dort im 2. Jahrhundert n. Chr. ein Lager angelegt wurde, welches vielleicht schon im 4. Jahrhundert von den Franken zerstört, gründlicher im Jahr 407 von den Vandalen, Alanen, Sueven, dann 451 von den Hunnen verwüstet wurde. Als Andenken an die ferne kurze Blüthe der Umgebungen von Dalheim liess die Landesregierung dort vor einigen Jahren ein Denkmal setzen. Der namenlose Ort, im Itinerar des Antonin unter 240 durch einige Punkte bezeichnet, liegt an der Römerstrasse zwischen Trier und Metz auf dem linken Mosel-Ufer, 16 leugen von Trier, irrthümlich mit XII statt mit XXII leugen Entfernung von Metz angegeben. Die Bedeutung dieser Strasse kennzeichnet sich dadurch, dass sie südlich von Dalheim eine obere Dammbreite von 10 m zeigt, mit 8 m breiter, 1 m hoher Besteinung, 1 m Dammhöhe, mit 3 m breiten, 1 m tiefen Seitengräben. Sie zweigt sich westlich von Grevenmacher von der Arlon-Trierer Römerstrasse ab, geht zwischen Flachweiler und Spittelhaus westlich Beyern, östlich bei Mutfort vorbei über die Dalheimer Höhe, Filsdorf, Boust, westlich von Diedenhofen, über Bussingen, durch Metz, über Scarponna (bei Dieulouard), auf Toul, Langres, Lyon, also eine der wichtigsten Verbindungen zwischen Lyon, Trier und Cöln. Diese Dalheimer Römerstrasse hat auf dem rechten Mosel-Ufer zwischen Trier und Metz eine ebenso lange Parallelstrasse von 38 leugen über Conz, Merzkirchen und Ritzingen.

3. Andethannale.

Wir sahen bereits, dass die Römerstrasse Arlon-Trier aus dem Alzette-Thal bei Luxemburg auf die Höhe von Kirchberg führt. Hier ist der Römerdamm auf 4 km Länge wie ein Andenken aus alter Zeit vollständig erhalten, $1^1/_2$ hoch, oben 5—6 m breit, ein unbenutzter, mit Gras bewachsener Weg. Bei Hostert erreicht diese Römerstrasse eine steil nach drei Seiten hin abfallende Höhe zwischen den Quell- und Wiesenbächen der Sier, die durch Nieder-Anweiler, unser ehemaliges Andethannale, fliesst. Jene Höhe von 600 m Breite bietet schon von Natur eine sehr vertheidigungsfähige Position, die vielleicht einst durch Erdwälle verstärkt, ein Lager und eine geeignete Signalstation bildete, bei 6 millien Entfernung die zweite Station von Luxemburg, auf Trier hin mit den Stationen Roodt, Berg, Munschecker und der

Höhe bei Wasserbillig. Der Name Hostert findet sich sehr häufig an Römerstrassen, beispielsweise auch hier in Bonn an der hervorragenden Stelle des Oberbergamts. Eine millie von der Höhe bei Nieder-Anweiler überschreitet die Römerstrasse in diesem Dorf die Sier, und sind hier einige Römermünzen gefunden. Ein römischer Chronist des 4. Jahrhunderts, Sulpicius Severus, erwähnt in seinen Dialogen (III, 13, 3) dies alte Andethanna des Itinerar im Belgischen Gallien, und hebt die damalige Waldeinsamkeit seiner Umgebung hervor.

4. Alt-Trier.

Von jener Höhe am Hostert geht eine alte Strasse, östlich an Ernster vorüber, durch Beidweiler, Rippingen nach Alt-Trier, 8 millien von Hostert. Alt-Trier liegt auf der Wasserscheide zwischen Alzette und Sauer, bietet einen weiten Ueberblick über seine Umgebung, und hat als Knotenpunkt zahlreicher Strassen. sowie als Fundort vieler Alterthümer Bedeutung für die Zeit der Römerherrschaft seit Cäsars Feldzügen. Der Name von Alt-Trier „auf der Schanz“ bezieht sich auf Wallreste von Befestigungen, die hier, wie mehrfach in dieser Gegend, im vorigen Jahrhundert gegen die Franzosen angelegt wurden, während Fundamentreste unter der Erdoberfläche auf eine römische Befestigung und Ansiedlung schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung hinweisen, mit Tempelresten, Götterbildern, Altären, Waffen, Geräthen, Münzen und Urnen, welche die Publications de la société de Luxembourg beschreiben. Alt-Trier wurde mit den Nachbarorten im 5. Jahrhundert verwüstet, und erst im vorigen Jahrhundert erstand auf den Trümmern ein Weiler, der jetzt c. 200 Einwohner zählt. Gut gebaute, auffallend schmale Strassen gingen strahlenförmig von Alt-Trier über Mersch nach Arlon, nach Ettelbrück, Bollendorf, Echternach, nach Mertert zur Mosel, nach Hostert bei Andethanna. Im Sinne der früher bei Schleiden erwähnten „viae“ sind diese Strassen 3–4 m breit, dammartig $1/2$ m hoch, meistentheils mit starken Grundlagesteinen, darüber zerschlagene Steine mit Kalkmörtel befestigt, und dann Kies oder Wacken. Das hübsche Sauerthal war über Echternach und Berdorf mit Alt-Trier in Verbindung, und alte römische Ansiedlungen und Befestigungen bei Wintersdorf, Echternach, Weilerbach (Diana-Denkmal), Bollendorf, Wallendorf etc. erinnern an eine der ältesten Kulturepochen in dieser Gegend, welche wie Dalheim den Vandalen und Hunnen erlag, und wo jetzt seit 50 Jahren das reichste Strassennetz die uralten Verkehrswege überdeckt. Die Luxemburger Publications vom Jahr 1868 datiren auf Grund von Münzfunden die

Anlage dieses Wegenetzes und der zahlreichen Befestigungen in die zweite Hälfte des 3. und in das 4. Jahrhundert, so dass die Hauptbenutzung desselben erst dem 4. Jahrhundert angehören soll, bei dessen Ablauf die Franken erobernd in diese Gegend vorbrachen. Alt-Trier würde danach 3—4 Jahrhunderte bestanden haben, wird im Mittelalter gar nicht mehr genannt, und bezieht man das Wort „alt" bald auf altera bald auf ala. Nach jenen Publications wäre auch die Hauptstrasse Arlon-Trier erst im 4. Jahrhundert vollendet.

Es ist aber doch wahrscheinlicher, dass die römischen Kaiser, welche schon im 3. Jahrhundert in Trier residirten, diese wichtige Strasse anlegten, da nach dem Itinerar, welches von Diocletian auf alten Grundlagen zusammengestellt wurde, die Strasse damals schon genannt wird.

### V. Andethannale vicus — Treveros, XV leugen.

Unsre Specialkarten ergeben statt obiger Entfernung genau XIV leugen bis zum Kaiserpalast von Trier (41500 Schritt). Von Nieder-Anweiler bis Luxemburg rechneten wir VI leugen, im Ganzen XX leugen von Luxemburg bis Trier, diese oft sich wiederholende Zahl der Itinerare, ein Doppelmarsch von 6 deutschen Meilen, wie ihn unsere ehemalige Luxemburger Artillerie-Garnison jährlich mit Hülfe eines Nachtmarsches von 9 Uhr Abends bis 12 Uhr Mittag des folgenden Tages machte, wenn sie zu den Uebungen nach Trier marschirte. Die jetzige Eisenbahn Luxemburg-Trier zählt 51 km = XXIII leugen, allerdings mit c. III leugen weiten Umwegen.

1. Andethannale—Wasserbillig, IX leugen.

Bei Nieder-Anweiler liegt die Chaussee auf der Römerstrasse, welche dann bis in die Gegend von Berg südlich neben der Chaussee bisher stellenweise sichtbar war. Bei Berg liegt sie wieder unter der Chaussee, verschwindet in der Gegend von Wecker, wo einst die bei Dalheim erwähnte Römerstrasse Trier-Metz in südwestlicher Richtung sich abzweigte. Südlich von Munschecker war die Römerstrasse wieder sichtbar, überschritt die Sier bei Mertert, etwas oberhalb der jetzigen Chausseebrücke, und erreichte dann unter der Chaussee Wasserbillig.

2. Wasserbillig — Trier, V leugen.

Wasserbillig wird mit den vielen Billigs der Umgebung, von Wiltheim und Andern Biliacus genannt, entspricht aber wohl mehr dem Euskirchener Billig, welches unzweifelhaft Belgica ist. Wasserbillig

hat Reste römischen Mauerwerks und römische Alterthümer aufzuweisen, die Prof. Schneider im 3. Jahrgang der Bonner Jahrbücher S. 76 beschreibt. Die 100 m lange und 3 m breite Bogenbrücke über die 40 m breite Sauer ist vielleicht eine Nachbildung der ehemaligen Römerbrücke, erinnert in ihrer ähnlichen Bauart an die alte Brücke in Rom de quatro capi, welche schon im Jahre 62 v. Chr. vom curator viarum Fabricius erbaut wurde.

Jenseits der Brücke von Wasserbillig verlängert sich die Richtung unserer Römerstrasse über den Löberg zur Trier-Cölner Strasse auf Neuhaus (4 leugen), ebenfalls vom Prof. Schneider S. 56 beschrieben. Von Mesenig, wo eine römische Villa aufgedeckt ist, Langsur, Wasserbillig und von der Löwener Mühle führen aus dem Thal Anschlusswege auf die Höhe, und vereinigen sich vor dem Löberg. Die Strasse ist nicht in der Bauart unsrer Römerstrasse, sondern nur als Vicinalstrasse geführt, 4—5 m breit, stellenweise mit weissen Quarzsteinen gut gepflastert, doch ist die Steinlage vielfach bereits abgeräumt. Die Führung der Strasse ist höchst zweckmässig, und dabei umgeht sie Trier und den dort sehr schwierigen hohen Thalrand der Mosel in der Richtung auf Cöln.

Unsre Hauptstrasse geht von Wasserbillig im engen Moselthal unter der Chaussee bei den Löwener Mühlen vorbei, wo noch im Jahr 1876 und in neuester Zeit ebenso wie bei Wasserbillig römische Graburnen, durch römische Dachpfannen geschützt, und andere Alterthümer in grösserer Zahl gefunden wurden. Auf dem linken Thalrande der Mosel lagen die römischen Signalstationen, auch hier 3 millien von einander entfernt, bei Wasserbillig auf der Bergkuppe über den Löwener Mühlen, die zweite wahrscheinlich über der Jewener Mühle, die dritte, als Hauptstation Trier gegenüber, in der Nähe der Kapelle auf der Höhe des Marcus-Berges, wo römische Mauerreste ebenso wie die Reste einer Ansiedlung am Fuss dieses Berges gefunden sind (Bonner Jahrbücher III, S. 70, 71, 76). Als Fortsetzung dieser Stationen thalabwärts liegt auf dem Joster Bergrücken über Biewer ein wohlerhaltener 6 m hoher tumulus einer solchen Station von 10 m Durchmesser, im Anschluss an die interessanten römischen Baureste der sogenannten Landburg bis zum Felschen über Ehrang. Bei der Trier-Cölner und bei der Moselstrasse kommen wir hierauf zurück.

Am Igeler-Denkmal der Secundiner vorbei, verfolgt die Römerstrasse den Fuss des Thalrandes, wahrscheinlich durch Abschwemmungen von der Höhe überschüttet, und sind bei Igel, Zewen, Euren Funda-

mentreste römischer Gebäude, Bäder und Steinsärge seit mehreren Jahrzehnten aufgedeckt worden.

So erreicht die Römerstrasse die Moselbrücke bei Trier, von welcher wenigstens ein noch vorhandener Grundpfeiler dem ältesten Römerwerk unseres Landes angehört, jener Strasse, welche Agrippa (nach Strabo IV 6) von Lugdunum zum Rhein führte.

## C. Entwurf, Bauart und Organisation der Römerstrassen.

Cäsar hat Gallien und Germanien bis zum Rhein erobert, und erst dadurch für die Weltgeschichte erschlossen. Für seine Feldzüge waren die geographischen und topographischen Verhältnisse jener Länder wichtige Grundlagen, welche er nach seinen Commentaren mit allen Mitteln, die sich ihm boten, oft mühsam erforschte und wohl unzweifelhaft in Uebersichtskarten niederlegte, wenn diese auch nur im Sinne des Geographen Strabo die Hauptpunkte, die Entfernungen (vielleicht nach Tagemärschen), Flüsse, Berge, die Namen und die Wohnsitze der betreffenden Völker gaben. Die Wege, welche Cäsars Heere verfolgten, sind in ihren späteren geraden und besten Richtungen durch jene Römerstrassen als strategische Linien festgelegt, die oft erst nach Jahrhunderten ausgeführt wurden, und noch heute erkennen wir die schon zu Cäsars Zeiten wichtigsten Ortschaften in den Zielpunkten und im Verlauf solcher Strassen. Sie führten von Rom und Mailand über die Alpen zur Rhone, über Besançon und Belfort zum Oberrhein bei Breisach, — von Lyon über Langres nach Reims, Amiens und zum Meer nach Boulogne, — von Amiens und Bavai über Jülich, und über Aduatuca castellum zum Rhein nach Cöln und Bonn, — von Reims zur Semois nach Arlon, und von hier sowie von Langres her über Toul zur Mosel nach Metz Trier und Cöln.

1. Entwurf der Römerstrassen.

Agrippa folgte im Jahr 38 v. Chr. den Spuren Cäsars über den Rhein, entwarf als Feldherr und Ingenieur des Kaiser Augustus den Plan zum Ausbau dieser strategischen Linien, von denen er nach Strabos Angabe (IV 208) vier Hauptstrassen selbst ausführte. Von besondrer Wichtigkeit ist für uns die Strasse von der „Centralveste“ Lyon nach Langres, Reims, Boulogne. Strabo sagt, dass man Lyon von Italien her (östlich) umgehen konnte, um über den Penninus, die Rhone oder vom Genfer See über den Jura zu den Sequanern und Lingonen, das

ist, um nach Langres (Andemantunnum) zu kommen, von wo unsre älteste Römerstrasse über Toul, Metz, Trier zum Rhein nach Cöln führte. Das ist die Strasse, welche Kaiser Augustus mit seinen Stiefsöhnen Drusus und Tiberius wiederholt benutzte, als die Germanen namentlich von Vetera her bekriegt wurden, und an diese Strasse schloss sich zunächst der Ausbau der befestigten Rheinstrasse des Drusus, dann die Hunsrück-Strasse Trier-Mainz, endlich die von Reims und von Bavai zum Rhein und zur Mosel führenden Strassen.

Was Kaiser Augustus mit dem Bau dieser Militairstrassen begann, setzten vier Jahrhunderte hindurch seine Nachfolger fort, deren Namen uns in den verwitterten Inschriften römischer Meilensteine überliefert sind.

Wir sahen bei Verfolgung unsrer Römerstrasse Cöln-Reims, wie schwer es einst in den dortigen Waldgebirgen sein mochte, 40 deutsche Meilen weit, durch Rekognoscirungen und mittelst der damaligen Hülfsmittel, durch Feuer- und Rauchsignale die zweckmässigsten geraden Richtungen mit Rücksicht auf zahlreiche und grosse Terrainschwierigkeiten zu erkennen und festzulegen. Dann aber gehörte zur Ausführung solcher Wegedämme die eiserne Consequenz römischer Kraft, die in jenen Legionen lebte, die Ueberzeugung von der Wichtigkeit solcher Riesenarbeiten, um das eroberte Land mit einem derartigen festen Netz strategischer Linien zu überspannen, und an Rom, an den Mittelpunkt der Weltherrschaft zu fesseln.

2. Die Dämme (aggeres).

Die römischen Militärstrassen hatten nach den jetzt nur noch spärlich vorhandenen Resten grösstentheils eine Höhe von 1—2 m, stellenweise, wie wir im Suippethal bei Reims sahen, bis zu 6 m. Die obere Breite des Dammes, die sich im Lauf eines Jahrtausend natürlich viel verändert hat, wird ursprünglich 6 m betragen haben, wie einige Reste bei uns noch zeigen, und auch Bergier auf französichem Gebiet nachwies. Die untere Dammbreite betrug, je nach der Dammhöhe und Anlage der Seitenböschung, 8—12 m. Im Ackerlande ist der Damm für Kulturzwecke häufig abgetragen und seitwärts verbreitet, so dass man oft zu beiden Seiten des beibehaltenen Weges die flache Erhebung erkennt, die sich 10—15 m weit verläuft. Ist auch dieser Weg verschwunden, so lässt sich zuweilen im spärlicheren Gras- und Kornwuchs die Spur der alten Strasse verfolgen, die der Landmann sehr wohl daran kennt. Die Wegebreite der Römerstrasse in den Feldern zwischen Liblar und Zülpich betrug nachweisbar früher 12 m.

Vor 50 Jahren wurde den Adjacenten 2 $1/2$ m Breite davon verkauft, aber der Rest der Breite vermindert sich von Jahr zu Jahr hier sowohl wie anderwärts.

Die viae militares, auch consulares, praetorianae, publicae genannt, „quae publice muniuntur“ nach Siculus Flaccus, hatten eine gesetzliche Breite von mindestens 16 römischen, c. 15 rheinländischen Fuss, das ist die doppelte Breite der via vicinalis oder privata, agraria („quae per pagos muniuntur“) von 8 römischen Fuss für 2 Wagenbreiten. Via duos actus (à 4 Fuss) capit für einen Wagen, der iter 2 Fuss für einen Reiter oder Fussgänger, semi iter, das ist sentier als Fusspfad. Dass auch die schmäleren viae dammartig erhöht wurden, sahen wir an den Wegen bei Alt-Trier, und Tacitus sagt in den Annalen I 63 von solchen Dämmen, auch auf dem rechten Rheinufer beim Beginn unserer christlichen Zeitrechnung angelegt, „angustus is trames vastas inter paludes, et quondam a L. Domitio aggeratus“, dann Ann. II, 7 „limitibus aggeribusque permunita“.

Der römische agger war zwar Regel bei den Militärstrassen, ist aber jetzt grösstentheils verschwunden und bestand auch ursprünglich nicht überall, wo z. B. die Strasse Höhen erstieg, oder auf dominirenden Höhen gleichmässig fortlief. Felsige Thalränder und Höhen wurden hohlwegartig durchbrochen, oft nur mit 4—5 m Sohlbreite, wo die Niederschläge den Erddamm doch bald zerstört haben würden. Dagegen glich der Damm im welligen Terrain kleine Höhen-Unterschiede aus, um gleichmässigere Niveaus herzustellen. Schon die Besteinung oder die Kieslage ergab einen Damm bis zu 1 m Höhe, der den Weg trocken erhielt, während grössere Höhen den marschirenden Truppen Uebersicht und Beherrschung des Nebenterrains geben sollten.

In den Niederungen erhielt die Dammkrone eine Kieslage von $1/3$—$1/2$ m Stärke, in den Gebirgsgegenden, beispielsweise westlich von Zülpich, eine Besteinung, die heutzutage namentlich im Kulturlande bei Anlage von neuen Strassen und von Bauwerken meistentheils abgeräumt ist. Auf festgeschlagener Lehmschicht finden wir eine bis zwei Lagen grosser platter Bruchsteine, in ihrer untern Lage oft schräg gestellt, die grössten Steine als Bordsteine (margines) seitwärts, alle 4—5 m eine stärkere Querlage, die untere Schicht mit Kalk festgelegt. Auf diese Grundlage (statumen) 25—50 cm hoch, folgte die ruderatio, zerschlagene Steine oder faustgrosse Kiesel, mit Kalk festgelegt, 20—25 cm hoch, dann der nucleus, nussgrosse Kiesel mit Mörtel 25 cm, darüber eine Kies- und Sandlage (glarea, summa crusta). Diese

4. Brücken.

Die Römerstrassen überschritten Flüsse und Bäche auf gewöhnlichen Steinbrücken, neben welchen sich nach Caumonts „Archéologie von 1868“ oft gepflasterte Fuhrten im Flussbett finden, welche durch Pfähle befestigt waren.

5. Truppenmärsche.

Auf den römischen Militärstrassen marschirten die Legionen in dichtgeschlossener Kolonne. Josephus beschreibt in seinem Jüdischen Kriege III, 6 als sachkundiger Augenzeuge ausführlich diese römische Marschkolonne in ihrer festgegliederten Ordnung, 6 Mann hoch resp. breit, ähnlich der heutigen Sektionskolonne, und gerade unseren Römerstrassen von 6 m Breite entsprechend, da auch Vegetius III, 15 für den Soldaten in Reih und Glied 3 Fuss Frontbreite rechnet.

Solche Legion konnte bei grosser Kraftanstrengung auf derartigen festen Strassen in c. 7 Stunden (nach unserer Zeit) 20—25000 passus, das sind 40—50000 Schritt oder 4—5 deutsche Meilen zurücklegen, (Vegetius I, 9 und 27), im gewöhnlichen Marschtempo 50 passus pro Minute, im schnelleren Tempo 60 passus, wie auch wir heute noch rechnen.

Der mittlere Tagemarsch betrug dagegen nur 22 km, das sind X leugen oder c. 3 deutsche Meilen, so dass die auf unsrer Strasse gegebenen Etappen von XX bis XXII leugen Doppelmärsche bezeichnen.

Nach dem Itinerarium hierosolytanum liegen die mutationes für den Pferdewechsel der Posten V bis XII leugen oder $1\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ deutsche Meilen von einander entfernt, die mansiones für nächtliches Unterkommen, welches auch die civitates boten, folgen erst nach 2—5 mutationen. Die mansiones, welche nach dem codex Theodosianus „stationes“ sind, wurden von den Reisenden nicht willkührlich gewählt, sondern waren gesetzlich bestimmt und für die Zwecke der Unterkunft eingerichtet. Französische Archäologen beziehen nach dem „congrès archéol. de France à Senlis 1877“ das Wort mansio nicht bloss auf die Herbergen der Reisenden, sondern als „mansio militaris“ auch auf vorbereitete Marsch-Lagerplätze der Truppen, mit Verpflegung aus Magazinen. Ebenso bezeichnen die französischen Gelehrten, im Gegensatz zu unsrer Auffassung, die mutationen nicht bloss als Pferdewechsel der Posten, sondern ganz allgemein, ebenfalls im militärischen Sinn, als „mutationes loci“.

6. Die Post (evectio publica)

für den Transport von Personen und Sachen war an die römischen

Militärstrassen gebunden. Die Post war damals nicht wie heutzutage für das Publikum, sondern nur für den kaiserlichen Dienst bestimmt, während die Lieferungen zur Unterhaltung der Post den Unterthanen zur Last fielen. Auf den Poststationen (mutationes) standen mindestens 20 Pferde resp. Maulthiere mit den entsprechenden Wagen bereit, und nur ein kaiserlicher Postpass (diploma) berechtigte Offiziere und Beamte zur Benutzung dieser Post, und zwar des cursus velox mit zweispännigen vierrädrigen Wagen (rheda, carrus) für 300 kgr Last, mit der birota für zwei Pferde oder drei Maulthiere für 100 kgr. Der cursus clabularis (Leiterwagen) diente mehr für Transporte von Gegenständen, Hand in Hand mit den Truppenmärschen und deren Bedürfnissen.

Jede mansio und mutatio hatte einen manceps, das ist Posthalter, für den Postdienst des Personals, für Zugthiere, Wagen und für Verpflegung aus Magazinen. Die mancipes standen unter Aufsicht von Agenten, Praefecten und Curatoren, hatten ein zahlreiches dienendes Personal von Trainknechten, Handwerkern, Strassenwärtern und Arbeitern unter ihrem Befehl.

Nur auf einer solchen mit Post-Relais versehenen Römerstrasse konnte Tiberius im Jahr 9 v. Chr. von Ticinum her die letzten 200 millien (40 deutsche Meilen) binnen 24 Stunden zurücklegen (Plinius hist. nat. VII, 20 und Valerius), als er in Begleitung des Boten Antabagius, der ihm die Nachricht brachte, seinen sterbenden Bruder Drusus aufsuchte. Der Weg von Mainz, wo Tiberius den Rhein überschritt, bis zu den castra scelerata des römischen Sommerlagers am Eltenberg, beträgt auf dieser alten Strasse, deren Meilensteine schon Tacitus erwähnt, genau 200 millien. Beim Pferdewechsel auf nur drei mutationen gehörten allerdings ausgezeichnete Pferde dazu, um mit Ueberschlagung der übrigen mutationen, $1^3/_4$ deutsche Meilen pro Stunde zurückzulegen, das sind im starken Trabe 300 Schritte pro Minute. Auf den Landwegen jener Zeit und ohne bestellte Post-Relais wäre eine solche Leistung, die Plinius als eine hervorragende aufführt, wohl unmöglich gewesen, und weist auf das damalige Bestehen jener vorzüglich gebauten und ausgestatteten Römerstrasse hin, welche sachgemäss die von Florus erwähnten Befestigungen der Rheinlinie verband.

7. Etappenläger.

Im Verfolg der Beschreibung unsrer Römerstrasse Cöln-Reims berührten wir die Etappenläger derselben: Cöln, Munerica, Zülpich, Lindesina. Das von sumpfigen Bächen umgebene Lindesina konnte in vortheilhaftester Lage ein ganzes Heer gesichert aufnehmen, die fol-

gende Etappe war vielleicht der Mürringer Berg, dann die Bergveste St. Vith, die an Arlon erinnert. Das Etappenlager Bastogne-St. Mande ist scheinbar zweifelhaft, dagegen hat die Befestigung der Semois-Schleife schon durch das Standlager und die Gefechte des Labienus in der Gegend von Meduanto ihre historische Bedeutung. Auf französischem Boden sind bei Mouzon, Voncq und Reims ehemalige Etappenläger jedenfalls vorauszusetzen. In der Richtung auf Trier weisen die Läger römischer Legionen in Arlon und Luxemburg ebenfalls auf die Feldzüge des Labienus unter Cäsar hin, und bei Andethanna können wir ein solches Etappenlager auf der äusserst günstig gelegenen Höhe von Hostert annehmen. Das feste Trier schliesst die Linie solcher festen Läger, zwischen denen für den Sicherungs- und Nachrichtendienst

8. die befestigten Wacht- und Signalposten

liegen, deren Spuren wir als eine freilich lückenhafte, aber systematisch regelmässige Kette verfolgten, in Abständen von 3 zu 3 römischen Millien, das ist von 2 zu 2 gallischen leugen, das ist von altgermanischer rasta zu rasta. Noch deutlicher zeigen sich diese Posten an der Trier-Cölner und Bonner Strasse, an der Rhein- und Maas-Strasse, an der Cöln-Düren-Limburger Strasse. Bei Trier sahen wir auf dem Joster Berg über der Kapelle bei Biewer und am rechten Ufer der Kyll über Ehrang die wohlerhaltenen Reste ähnlicher Posten, wenigstens in ihren Grundlagen. Es sind solche Posten die speculae des Livius XXII, 19, die turres assiduae des Ammianus Marcellinus 28, 2, von denen Stephanus Pighius im 16. Jahrhundert schreibt, dass diese befestigten stativa praesidiaria in Lage und Abständen die Zwecke der Beobachtung erkennen lassen, und durch Feuersignale Nachrichten an die benachbarten Posten gaben. Prof. Schneider beschreibt in seiner sehr eingehenden Schrift, „der Monterberg bei Calcar“, im Jahre 1851 in Emmerich erschienen, solche Hochwarten, von denen freilich oft nur die Platformen der Hügel (tumuli) erhalten sind, mit 8—12 m oberem Durchmesser oder Seitenlänge, 2—6 m erhöht, durch Steilabfälle oder Gräben geschützt. Auf der Trajans-Säule findet sich ein Bild solcher Türme, die von Stein oder Holz erbaut wurden, mit einer Grundfläche von etwa 2—3 m Seitenlänge, 5—6 m hoch in zwei Stockwerken, oben mit einem Ziegeldach. Die obere Gallerie bot Fernblick nach allen Seiten und Vorrichtungen für die Signale. Eine Pallisadirung von 8—12 m Durchmesser umschloss den Thurm am Rande der Platform, und ein Graben am Fuss der Höhe erschwerte feindliche Annäherung.

Oft finden wir neben solcher Turmbefestigung einen zweiten ähnlichen Hügel für Vorräthe der Besatzung, eine Cisterne, das Ganze mit einem Pallisadenwall und Graben in einer Ausdehnung von 50—100 m Seitenlänge umgeben. Oberst von Cohausen giebt im 26. Heft der Bonner Jahrbücher solchen Posten bei Waldesch im Hunsrück, am sogenannten „todten Mann", und der Congrès archéologique de France beschreibt eine ähnliche Befestigung im Walde von Senlis an der dortigen Römerstrasse. Wir sahen die Reste solcher Posten im Montferland, 4 millien östlich von Eltenberg, und am römischen Yssel-Limes bei Schwinnshof. In ruhigen Zeiten waren diese Posten vielleicht von einigen Veteranen besetzt, welche die Befestigung und die anliegende Strasse distriktsweise in Ordnung hielten, in der Nähe Feldwirthschaft trieben und Anlass zur Ansiedlung boten. In Zeiten der Gefahr verstärkte man wohl die Besatzungen für gegenseitige Unterstützung, im Nothfall aus den nahen Lager-Etappen. Die Schanze von Munerica, im LXXV. Heft Seite 6 beschrieben, forderte nach ihrem Umfang etwa 50 Mann zur Vertheidigung, konnte aber 200—300 Mann gesichert aufnehmen. Sie zeigt in der äussern Umfassung ihrer Befestigung sehr grosse Uebereinstimmung mit den Gartroper Hügeln an der römischen Lippestrasse, deren schwache Reste mit solchen Wachtposten und Etappenlagern sich bis Aliso hin verfolgen lassen. Dio (Zonaras) spricht X, 57 von den drei Wachtposten westlich von Aliso, an denen die Flüchtlinge aus der Varusschlacht vorüberkamen. Oestlich von Aliso hört jede Spur der Römerstrassen auf, aber römische Befestigungsreste lassen sich sowohl in der Richtung Driburg, Brakel, Höxter, wie über Horn in der Richtung des Emmerthals und bis zur Weser hin nachweisen. Sie bilden die Wegweiser für den Zug der Römer zur Weser, und des Varus zum Untergange seiner Legionen.

Es soll dies für anderweitige Lokal-Forschungen die Nutzanwendung darlegen, dass die Etappenläger für die marschirenden Truppen durchschnittlich 15 millien, c. 22 km, die befestigten Wacht- und Signalposten 3 millien, c. $4^1/_2$ km, von einander entfernt lagen, um hiernach mit Hülfe guter Karten und durch örtliche Anschauung die spärlichen Reste unsrer Römerstrassen festzustellen, wie dies die demnächst folgende Trier-Cölner und Trier-Bonner Römerstrasse zeigen und bestätigen soll.

Solche wahrhaft strategische Linien, entworfen mit einem Feldherrnblick, welcher in klarer Erkenntniss den Terrain-Verhältnissen sowohl wie den militärischen Zwecken und Mitteln Rechnung trug,

sachkundig erbaut mit den Kräften vieler Tausende von Soldaten, ausgerüstet und organisirt mit allen Anforderungen der damaligen Befestigungskunst, des Transport- und Nachrichten-Wesens, waren mächtige Hülfsmittel für die Ausdehnung und Behauptung der römischen Weltherrschaft. Denn die Beherrschung der Verbindungen erhöhte von jeher die militärische Kraft, und hatte schon zur Römerzeit eine ähnliche Bedeutung, wie heutzutage das einheitlich organisirte Staatssystem der wichtigsten Eisenbahnlinien. Weit über das lokale Interesse hinausgehend, waren die alten Wege und speciell die Römerstrassen die leitenden Fäden für die Geschichte der damaligen Kriegsereignisse, und nachweisbar knüpfte sich an diese Wege oft der Gang der späteren Kulturentwicklung.

Es ist daher gerechtfertigt, den Römerstrassen unseres Landes ein ähnliches Interesse zu schenken, wie unsere Nachbarstaaten denselben seit mehreren Jahrzehnten zuwenden. Vorliegende Studie sollte sich den bisherigen Bestrebungen dieser Jahrbücher anschliessen, um durch Forschungen an Ort und Stelle, auf Grund der römischen Itinerarien und anderer Urkunden Klarheit für ein Gebiet zu erweitern, in welchem die letzten Spuren jener einst so wichtigen Wege von Jahr zu Jahr immer mehr verschwinden.

von Veith.

---

## 2. Neue Forschungen über die Römerstrassen zwischen Maas und Rhein.

### II.

In den folgenden Darlegungen der römischen Strassenzüge zwischen Maas und Rhein werden wir auch die bereits untersuchten oder in ihrem Endverlaufe nur muthmasslich erkannten Fortsetzungen dieser Strassen jenseits des Rheines nach dem Innern Deutschlands und den Niederlanden nachweisen; sobald die Untersuchungen auf der

rechten Rheinseite die erforderliche Ausdehnung erlangt, soll auch die Zeichnung des Laufes dieser Strassen hinzugefügt werden.

21. Die römische Rheinstrasse mit ihren Verzweigungen ist bereits Jahrbb. LX, LXI, LXII, LXXII, LXXIII, LXXV beschrieben und gezeichnet. Wir haben derselben noch drei Arme hinzuzufügen, die erst in der letzten Zeit genauer ermittelt worden sind. Bei Ossenberg, unweit Rheinberg, wich der römische Rhein von dem heutigen ab, und ging über Borth und Riel nach Xanten, während der jetzige nur einen schmalen Arm bildete. Die Kiepert'sche Karte gibt das Umgekehrte, indem sie den heutigen Rheinlauf im Allgemeinen als den römischen, und den andern nur als Rheinarm aufführt. Beide Angaben werden je nach den Zeitverhältnissen richtig sein: dass es unter der Römerherrschaft am Rheine eine Periode gab, wo der Hauptstrom die von uns angegebene Richtung hatte, beweist schon der Lauf der Uferstrasse in dieser Strecke; es muss aber schon zur Römerzeit der Rhein seinen Lauf geändert und den jetzigen über Wesel genommen haben, da sich bei Perrich, Geest, Büderich und Menzeln römische Alterthümer gefunden haben, und dem entsprechend lief auch diesem Stromarme entlang ein römischer Strassenarm. Derselbe ging zwischen Rheinberg und Ossenberg von der Uferstrasse ab und führte über Wallach, Büderich, Perrich und Werrich wieder zurück. In dem Keller eines Hauses in letzterem Orte wurde die Römerstrasse im Boden aufgedeckt und bestand aus einer Lage von faust- bis kopfgrossen Steinen. Eine ähnliche Bewandtniss hat es mit dem Rheinlauf zwischen Calcar und Rynderen; während wir den Strom zur Römerzeit dem Höhenzuge entlang an Hasselt, Qualburg, Cleve und Rynderen vorbei gehen lassen, verlegt ihn die Kiepert'sche Karte weiter nördlich. Dass der Hauptstrom schon zur Römerzeit seinen älteren Lauf geändert, und den neueren über Till und Griethausen genommen, bezeugen die bei dem Hause Jansen gefundenen römischen Alterthümer, und demgemäss lief auch in dieser Richtung eine Römerstrasse, die kurz vor Calcar von der Hauptstrasse abbog, den Ort südlich umging, und dann über Till und Kellen nach Ryndern führte, in welcher Strecke sie noch als „alte Strasse“ erhalten ist. Endlich ist nachzutragen ein kleines Stück der Uferstrasse, welches bereits von General v. Veith gezeichnet ist; dasselbe geht in der Gegend von Moyland von der Hauptstrasse ab, dann dem Fusse des Hügelzuges entlang bis in die Nähe von Cleve, wo es sich mit der Hauptstrasse vereinigt.

22. Gen. v. Veith hat auf dem rechten Maasufer eine Römerstrasse mit einigen Unterbrechungen von Lüttich bis Grave gezeichnet; wir haben die Strasse von Lüttich an Wyk (Mastricht), Roermonde und Venloo vorbei bis jenseits Gennep verfolgt. Zwischen Lüttich und Visé, wo die Thalberge nahe an den Fluss treten, verlässt die Strasse zuweilen die Thalsohle und geht über die unteren Abhänge; in dem ferneren Laufe, wo sich das Thal immer mehr erweitert, entfernt sie sich mehr oder weniger vom Flusse, dessen Krümmungen sie nicht nachfolgt. Nördlich von Gennep theilt sich die Strasse in zwei Arme, von denen der eine über Mook an Malden vorbei nach Nymwegen geht, der andere über Schwarteweg und Grafwege nach Groesbeek. Der erstere Arm zieht von Nymwegen unter dem Namen „Griftdyk“ über Elst nach Arnheim, dann wahrscheinlich über Apeldorn und Kampen nach der Zuydersee. Der andere theilt sich bei Groesbeek ebenfalls in zwei Arme, von denen der westliche sich über Beek bis in die Nähe von Perzingen verfolgen lässt; bei Beek wurden römische Alterthümer gefunden, und 1000 Schr. südlich davon liegt ein wohlerhaltener Warthügel, wiederum 1000 Schr. südlich der Rest eines zweiten Warthügels, und an beiden wurden römische Alterthümer entdeckt; auch befindet sich östlich an diesem Strassenarm die römische Ansiedlung Cevelum (Holedoorn). Die weitere Fortsetzung von Beek ging wahrscheinlich über Flieren, an Angern vorbei nach Velp, und von da bei Terlet in die vorige. Der andere Arm geht von Groesbeek über Wyler und Zyfflich, an welchen beiden Orten römische Alterthümer zum Vorschein kamen, wahrscheinlich an Doornenburg (Castra Herculis) vorbei, um sich bei t'Loo mit dem vorigen wieder zu vereinigen. Wir haben hiernach eine grosse von Süden nach Norden ziehende Heerstrasse vor uns, welche sich beim Ueberschreiten von Waal und Rhein in Arme spaltet, die sich später wieder mit der Hauptstrasse vereinigen; wie weit und in welcher Richtung diese von ihrem südlichen Ende bei Lüttich sich weiter fortsetzt, wird den belgischen Alterthumsforschern zur Ermittelung angelegentlich empfohlen.

23. Von der von Nymwegen über Kessel und Goch nach Süden führenden Römerstrasse geht im Reichswalde am Heidenkirchhof, wo eine römische Mutation lag, ein Arm nach Norden ab über Frasselt, wo römische Gräber zum Vorschein kamen, und mit Unterbrechungen über Kreuzfurth und Millingen, an welchen beiden Orten römische Alterthümer gefunden wurden, auf die batavische Insel, und dann

wahrscheinlich über Zevenaer, Dieren, Sören und Lohnen in die Hauptstrasse.

24. Die von Goch nordwärts über Hau nach dem alten Rhein führende Strasse zeigt jenseits desselben noch Spuren des mittleren breiten Walles, nebst den beiden Seitenwällen, und geht dann über Kellen nach Griethausen; jenseits des letzteren Ortes war vor mehreren Jahren der Strassendamm, der jetzt durch die Eisenbahnanlagen verschwunden, noch wohlerhalten. Die Strasse führt dann an dem Castell des Eltenberges vorbei durch Elten, wo römische Silbermünzen gefunden wurden, auf die hohe Elten'sche Heide, wo ein grosser germanischer Begräbnissplatz liegt, hierauf östlich an Beek vorbei über Wehl, Laagkeppel nach Zütphen, und dann wahrscheinlich der Yssel entlang nach der Zuydersee bei Kampen.

Es ist bemerkenswerth, dass alle vorgenannten den Rhein überschreitenden Strassen in ihren Richtungen einen und denselben Punkt an der Zuydersee, nämlich die Ysselmündung, verfolgen. Ebendasselbe thut eine andere Strasse, die wir bereits theilweise in den Bonner Jahrbüchern LXIX besprochen haben; dieselbe kömmt von der Weser bei Minden und läuft über Lübbeke, Osnabrück und Ibbenbüren nach Rheine; von hier setzt sie sich weiter fort über Bentheim, Oldenzaal und Almelo, und von da wahrscheinlich über Zwolle ebenfalls bis zur Ysselmündung. Noch eine andere Strasse, welche wir ebenfalls theilweise beschrieben (Pick's Monatschr. VII) und welche die gleiche Richtung hat, kömmt wahrscheinlich von der Weser bei Nienborg, geht dann über Suhlingen, Kornau, Lohne und Meppen nach Fullen, von da wahrscheinlich nach Coevorden, und zuletzt gleichfalls nach der Ysselmündung. Es kann wohl kein Zweifel sein, dass wir hier, wo so viele grosse Strassen hinzielen, einen Punkt von militärischer Wichtigkeit zu suchen haben (Castell Flevum? j. v. d. See verschlungen)[1]).

25. Die von Goch nordwärts über Hervorst und den Asperberg, wo germanische Gräber gefunden wurden, durch den Reichswald nach Cleve führende Strasse setzt sich südlich über Oberdorf und die Localität „die Schanz" nach der Maas hin fort, die sie bei Heukelon erreicht.

26. Von Gennep läuft eine Römerstrasse über Materborn durch den Reichswald, wo sie als „Steinstrasse" bekannt und ihre Reste im

1) S. die alten Heer- und Handelswege etc. II.

Boden gefunden wurden, nach Cleve, dann über Emmerich, s'Heerenberg, am Monferland vorbei, nach Dötinchem und Lochem bis zur Vechte; fernerer Lauf unbekannt.

27. Von der Maas bei Bergen zieht eine Römerstrasse über Goch, Calcar und Rees: ihre Fortsetzung über Bocholt und Borken bis Dülmen ist bereits beschrieben in Pick's Monatsschr. V. An dieser Strasse liegt ein römisches Marschlager bei Bocholt[1]).

28. Von der Maas bei Well geht eine Römerstrasse über Weeze, wo germanische Gräber gefunden wurden, nach Uedem, dann an der römischen Ansiedlung Burginatium vorbei nach Rees, von wo die Fortsetzung über Bocholt, Vreden, Ahaus bis Rheine bereits in Pick's Monatsschr. V. beschrieben ist[2]).

29. Die in den Jahrbb. LXIV beschriebene Strasse von Gennep nach Vynen setzt sich jenseits des Rheines über Haffen, wo germanische, römische und fränkische Alterthümer gefunden wurden, dann an Mehrhoog über ein grosses germanisches Gräberfeld fort bis zum Schwienumshofe, wo sie in den westlichen Arm von Nr. 30 einmündet.

30. Von den sechs Armen, in welche sich die Sonsbeker Römerstrasse in der Nähe des Rheines bei Xanten theilt, hat jeder seine Fortsetzung auf dem rechten Ufer des Flusses; die beiden westlichen gehn vom Schwienumshofe zusammen an Bocholt vorbei und sind in Pick's Monatschr. V beschrieben; der darauffolgende geht über Bislich dem rechten Lippeufer entlang, und ist mit den darangelegenen römischen Verschanzungen in den neuen Beiträgen etc. XI ausführlich beschrieben; der vierte geht nach kurzem Laufe in den sechsten; der fünfte läuft über Beek, Ginderich, Geest und Büderich, dann über die Lippe nach Borken und Koesfeld, und mündet bei Telgte in die grosse Emsstrasse; der sechste endlich zieht von Schürmannshof über Lippmannshof, in welcher Strecke er an zwei Stellen im Boden gefunden worden, und vereinigt sich mit den beiden ersten beim Schwienumshofe.

31. Die bei Kessel abgehende und über Sonsbeck und Menzeln führende Römerstrasse läuft dem linken Lippeufer entlang und ist mit ihren Verschanzungen beschrieben in den neuen Beiträgen XI.

---

1) Mündlicher Mittheilung des Herrn Prof. Nordhoff in Münster zufolge setzt sich diese Strasse nach weiter nach Osten fort, was späterer Untersuchung vorbehalten bleibt.

2) Ueber die weitere Fortsetzung s. die alten Heer- und Handelswege etc. II.

32. Die von Arcen über Geldern, Alpen und Büderich ziehende Strasse setzt sich über Wesel bis Hamminkeln fort, wo sie sich mit dem sechsten Arm von Nr. 30 verbindet.

33. Die bei Alpen von der vorigen abgehende Strasse führt über Drüptstein (Trepitia) und Borth nach Spellen, wo germanische Alterthümer gefunden wurden, von da nach Welmen, in welcher letztern Strecke germanische und fränkische Gräber sowie ein Warthügel an derselben liegen, und geht in der Bauerschaft Nordbrock in die Borken-Coesfelder Strasse.

34. Bei Issum geht von der vorigen ein Arm über Hörstgen und Kloster Kamp, wo sich römische Ziegel finden, dann über Budberg nach Eversael, wo römische Alterthümer zum Vorschein kamen, und über Dinslaken, bis sie sich bei Mariendahl mit der vorigen wieder vereinigt.

35. Die von Venloo über Aldekerk und Rheurdt laufende Strasse setzt sich jenseits des Rheines bis Dinslaken fort, wo sie in die vorige einläuft.

36. Die von der vorigen bei Aldekerk abgehende, über Mörs und Ruhrort führende Strasse setzt sich über Oberhausen, Mülheim, Essen, Bochum, Dortmund und Unna bis Soest fort, wo sie sich mit der grossen, von Hauberg am alten Rhein nach Paderborn führenden Strasse vereinigt [1]).

37. Die von Xanten südwärts an Neuss vorbei nach Ramershoven führende Strasse setzt sich östlich von Rheinbach über die waldigen Höhen fort bis zum Todtenfeld, wo sie in die Trier-Bonner Strasse einmündet; sie ist in den Jahrbb. LXXIII beschrieben.

38. Die über Jülich nach Eschweiler und Gressenich führende Strasse setzt sich nach Süden durch die Waldungen fort und scheint zwischen Hürtgen und Simmerath in die Köln-Montjoier Strasse gemündet zu haben [2]).

39. Die Fortsetzung der Köln-Mastrichter Strasse von Rimburg aus nach Westen geht nicht wie man früher angenommen, zuerst der Wurm entlang und dann rechts durch das Thal, sondern mit Unterbrechungen direkt nach Grünstraat und Neuenhagen, dann als Feldweg mit Seitenböschungen in der Mitte zwischen Lichtenberg und Scheydt

---

1) S. die alten Heer- und Handelswege etc. II.

2) Ueber die Römerstrassen bei Eschweiler Pick in d. „Beiträgen zur Geschichte v. Eschweiler" etc.

durch auf die Chaussee bis Heerlen. Von da läuft sie stets mit der Chaussee bis Heek und biegt dann am Ende des Ortes links ab. um über das freie Terrain nach Valkenburg zu führen, während die Chaussee am Fusse des Abhanges geht. Bei Valkenburg setzt die Strasse über die Geul und geht auf der linken Seite derselben mit der Chaussee nach Wyk resp. Mastricht.

40. Die von Xanten über Sonsbeck bis Tüdderen ziehende Strasse geht von letzterem Orte an Sittard vorbei über Hunnekum, dann an Arensgenhout vorbei, wo römische Alterthümer gefunden wurden, ungefähr in der Mitte zwischen Heek und Valkenburg, in die Köln-Mastrichter Strasse. Ueber die Lage des in dem Ant. Itinerar genannten Römerortes „Coriovallum" sind wir zu demselben Resultate gelangt, wie Gen. v. Veith. Der Ort lag bei Heerlen, und zwar an der Burg Schaesberg, wo auch verschiedene römische Alterthümer zum Vorschein kamen. Das Itinerar gibt nämlich die Route von Col. Trojana (bei Xanten) über Mediolanum (b. Pont), Sablones (b. Leuth), Mederiacum (b. Melich), bis Teudurum (b. Tüdderen) an, welche Orte sämmtlich an der Xantener Strasse liegen; bei Sittard aber verlässt das Itinerar diese Strasse und die Route geht über ein Stück der von Aachen nach der Maas führenden Strasse, und zwar bis Heerlen, und von hier geht die Route auf der Köln-Mastrichter Strasse über Jülich nach Köln, womit die Entfernungsangaben des Itinerar's sehr genau übereinstimmen. —

Indem wir hiermit unsre Untersuchungen über die Römerstrassen zwischen Maas und Rhein vorläufig abschliessen, um demnächst zu denen auf der linken Rhein- und Moselseite überzugehen, wollen wir noch einen kurzen Rückblick auf den Lauf dieser Strassen werfen. Es lassen sich in dieser Hinsicht unsre Strassen in zwei Gruppen theilen, nämlich solche, die über die Maas kommend nach dem Rheine hin laufen, und solche, welche in grösserer und geringerer Entfernung der Maas und dem Rheine entlang ziehen (sog. Parallelstrassen). Bei den ersteren ist bemerkenswerth die Theilung in Arme, sobald sie sich dem Rheine nähern, bei den andern die Aussendung von Armen, die nach dem Rheine zu laufen. Ueberhaupt aber ist die vollkommene Planmässigkeit in der Anlage sämmtlicher Strassen sehr beachtenswerth, namentlich der Umstand, dass sie ihrem Laufe gemäss überhaupt nicht dazu angelegt sein können, um eine Ortschaft mit der andern zu verbinden: wenn auch mehrere nach den am Rheine gelegenen Römerorten hinführen, so geht doch eine weit grössere Anzahl nach Punkten am

Rheine, wo keine Spuren der Römerzeit sich vorfinden, und alle zum Rheine hinführenden Strassen haben ihre Fortsetzungen auf der andern Seite, um nach dem Innern von Deutschland zu ziehen. Der ganze Strassenverlauf bildet ein geschlossenes System, das nur weite Ziele im Auge hatte, was sich um so entschiedener herausstellen wird, je weiter der Verlauf dieser Strassen dies- und jenseits des Rheines erforscht sein wird[1]).

J. Schneider.

---

## 3. Zu den Ausgrabungen bei Xanten.

Es ist zu wiederholten Malen die vielverbreitete Meinung zu berichtigen gesucht worden, dass der vulkanische Tuff in den Gegenden des untern Rheines zur Römerzeit das gewöhnliche Baumaterial gewesen, und demnach der Tuff als ein Kennzeichen für den römischen Ursprung eines Gebäudes aufzufassen sei[2]). Als hinreichend bekannt ist vorausgesetzt, dass der Tuff von den Römern auch am untern Rheine zu Sarkophagen, Denksteinen und besonders zu Werksteinen an Gebäuden, seiner leichten Bearbeitung wegen, häufig verwandt worden, daher auch ausdrücklich darauf hingewiesen worden, dass der Beweis für die Verwendung des Tuffs als Mauerstein bei Gebäuden nur aus dem Vorhandensein römischen Mauerwerks aus Tuff geführt werden könne und das Vorkommen von Tuffsteinstücken in römischen Ruinen aus dem angeführten Grunde keineswegs ausreichen kann. Thatsache ist nun, dass in den am Niederrhein aufgedeckten römischen Ruinen sich nirgends ein aus Tuff aufgeführtes Mauerstück eines Gebäudes bis jetzt vorgefunden hat; nur Tuffbrocken und grössere oder kleinere Blöcke von Tuff kommen vor, und alle vorhandenen Reste wirklicher Tuffmauern sind mittelalterlichen Ursprungs. Die schon so

1) Die einzelnen Strassenrichtungen, die sämmtlich in die Generalstabskarten eingetragen sind, werden vorläufig auf einer Spezialkarte zu verfolgen sein, bis beim Abschluss der ganze Strassenkomplex durch eine Uebersichtskarte zur Anschauung gebracht werden kann. (In der Karte des vor. Heftes hat der Zeichner zwischen „Helellum" und „Helvetus" ein Ortszeichen gesetzt, das in s. zu verbessern ist).

2) Jahrbb. XXXIIII. Pick's Monatsschrift I.

bedeuten. Isis sucht klagend ihren Gemahl auf. Sie findet endlich die Truhe bei der Königin von Byblos, wohin sie in 7 Tagen getrieben war. Sie bringt den Leichnam zurück, den Typhon zerstückelt und zerstört, Isis aber sammelt und in Philae bestattet. Später wird sie selbst von ihrem Gatten in die Unterwelt entführt. Dies ist der Raub der Persephone in der griechischen Mythologie. Die Verehrung einer Gottheit, in der man die Mutter alles Lebendigen, die Allnährerin sich vorstellte, lag dem menschlichen Gefühle näher wie jede andere und man kann es wohl begreifen, wenn Diodor sagt, dass die Isis mehr verehrt wurde als selbst Osiris.

Ueber die Einführung des ägyptischen Isisdienstes bei den Römern wird das Folgende berichtet: Aus einer Mittheilung des Cicero[1]) erfahren wir, dass zu seiner Zeit der Gottesdienst der Isis in Rom noch nicht zugelassen war. Nach Dio Cassius[2]) nahm Jul. Cäsar den ägyptischen Gottesdienst nicht in die Stadt Rom auf, unterwarf aber die Tempel desselben seiner Aufsicht. Er berichtet ferner, XL, 47, dass unter Pompejus die auf Kosten Einzelner erbauten Tempel des Serapis und der Isis auf Befehl des Senates niedergerissen werden mussten, dass man sich überhaupt wenig aus denselben gemacht habe, und dass auch, als die öffentliche Verehrung dieser Götter endlich durchgesetzt war, ihre Tempel doch nur ausserhalb der Stadtmauer errichtet werden durften. Er erzählt, XLII, 26, dass, als einmal ein Bienenschwarm auf dem Capitol an das Standbild des Hercules sich gesetzt habe und gerade der Isis geopfert wurde, man auf den Antrag der Auguren beschlossen habe, ihren und des Serapis Tempel wieder niederzureissen. Auch führt er eine Rede des Sextus an, L, 25, worin dieser von Antonius sagt, dass er alle vaterländische Sitte verleugne und fremder Barbarensitte huldige, dass er die Gesetze und die vaterländischen Götter für nichts mehr achte und die Cleopatra als Isis, als Luna verehre, dass er ihre Kinder Sol und Luna heisse und endlich sich selbst Osiris und Bacchus nenne. Derselbe Schriftsteller erwähnt, LXXIX, 10, einer Bildsäule der Isis, die auf einem Hunde reitend, auf den Zinnen ihres Tempels stand. Auch sagt er, LXVI, 24, dass unter Titus in Rom ein Tempel des Serapis und einer der Isis bei einem grossen Brande zerstört worden sei, diesen hatten die Triumvirn, XLVII, 15, gebaut. Von Antoninus Caracalla endlich bemerkt er, LXXVII, 15, dass er zu Apollo

1) De natura Deorum III, 19.
2) Röm. Gesch. LIII, 2.

Grannus, zu Aesculap und Serapis inbrünstig gebetet habe und im Serapis-Tempel zu Alexandrien wohnte, während er gegen die Bewohner der Stadt grausam wüthete. Die wechselnden Schicksale des ägyptischen Cultus in Rom hat Fea in einer Note zu Winkelmann's Geschichte der Kunst in folgender Weise zusammengestellt[1]). Tertullian, Apolog. c. 6 und Arnobius, Advers. gentes I, 2, p. 95, erwähnen Verbote dieses Gottesdienstes unter dem Consulate des Piso und Gabinius im J. d. St. 696. Wiederholt wurden sie unter dem Consulate des Cn. Domitius Calvinus und M. Valerius Messala im J. d. St. 701[2]), unter dem Consulate des L. Aemilius Paulus im J. d. St. 703[3]), und endlich unter dem des Jul. Cäsar und des P. Servilius Vatia Isauricus im J. d. St. 705. Das erste öffentliche Zeichen der Anerkennung der ägyptischen Gottheiten gab Augustus durch Errichtung eines Tempels des Serapis und der Isis nach der Eroberung Aegyptens. Unter Tiberius ward indessen der Tempel der Isis zerstört und ihre Statue in die Tiber geworfen. Unter Otho ward dieser Gottesdienst wieder begünstigt, unter Titus von Neuem untersagt, aber unter dem Schutze der Kaiser Hadrianus, Commodus, Caracalla und Septimius Severus wiederhergestellt. Für die Verbreitung des Isisdienstes zu Anfang des 2. Jahrh. n. Chr., kann man auf Juvenal's Satire XII, v. 28 verweisen, worin er sagt, alle Maler in Rom hätten von der Isis gelebt. Dass ihr Tempel im Marsfeld stand, sagt er Satire VI, v. 528. Das strenge Vorgehen gegen den Isisdienst mag aber wohl durch die Ausschweifungen veranlasst worden sein, zu denen er Gelegenheit gab, wie Juvenal, Satire VI, v. 489, und Josephus, Antiq. Iud. XVIII, 3 u. 4 berichten[4]). Man darf, um das Alter des römischen Isisdienstes zu erweisen, nicht auf den unter Titus im Jahre 79 verschütteten Isistempel in Pompeji hinweisen, den nach der erhaltenen Inschrift ein Römer, Numerius Popidius Celsinus wieder hergestellt hat, nachdem er durch ein Erdbeben, wahrscheinlich im J. 63, zerstört worden war, denn Pompeji war mehr eine griechische, als eine römische Stadt. Hier finden wir den Isisdienst mitten in der Stadt, während, wie H. Nissen[5]) hervor-

---

1) Joh. Winckelmann's sämmtl. Werke, III Donaueschingen 1825. S. 215.

2) Vgl. oben Dio Cassius, XL, 47.

3) Valer. Max. I, 3.

4) Vgl Urlichs in E. Platner u. s. w. Beschreib. der Stadt Rom. Stuttg. u. Tüb. 1842, III, 3. S. 117.

5) H. Nissen, Pompejanische Studien. Leipzig 1877. S. 175.

hebt, erst zwei bis dritthalb Jahrhunderte später in Rom die hellenistischen Culte des Ostens zugelassen wurden. Doch dichtete schon Lucanus[1]), der Günstling Nero's, der im Jahre 65 nach Christus starb:

Nos in templa tua Romana accepimus Isin
Semideosque canes et sistra iubentia luctus
Et quem tu plangens hominem sectaris Osirin.

Winckelmann hat den zahlreichen und werthvollen römischen Kunstwerken, die sich auf den ägyptischen Cultus beziehen, eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Er sagt[2]), die Isisfiguren der verschütteten Stadt Pompeji sind älter als die Statuen dieser Art, die in der Villa des Hadrian bei Tivoli gefunden sind. Unter Hadrian scheint die Verehrung ägyptischer Gottheiten sich mehr als vorher ausgebreitet zu haben. Er liess ihr in der tibertinischen Villa einen eigenen Tempel bauen, den er Kanopus nannte und mit Statuen ägyptischer Gottheiten besetzte; es sind, wenn nicht alle, so doch die meisten solcher ägyptischer Nachahmungen von dort hergeholt worden. An einigen liess er die ältesten ägyptischen Figuren genau nachahmen, an andern vereinigte er die ägyptische Kunst mit der griechischen. Jene stehen völlig gerade und ohne Handlung mit senkrecht hängenden und an der Seite und den Hüften fest anliegenden Armen; ihre Füsse gehen parallel und sie stehen wie die ägyptischen an einer viereckigen Säule. Andere haben zwar eben denselben Stand aber die Arme frei, mit welchen sie etwas tragen oder zeigen. Er führt zwei jetzt im Museum Pio-Clementinum stehende Statuen aus röthlichem Granit an, noch einmal so gross als die Natur, sie haben nicht allein den Stand der ältesten ägyptischen Figuren, sondern stehen auch wie diese an einer eckigen Säule, sind aber ohne Hieroglyphen. Hüften und Unterleib sind mit einem Schurze bedeckt und der Kopf hat eine Haube mit zwei vorwärts herunterhängenden glatten Streifen; auf dem Kopfe tragen sie einen Korb nach Art der Karyatiden, welcher aus einem Stücke mit der Figur gearbeitet ist. Winckelmann zeigt nun, dass die Behandlung des Körpers, zumal die Ausarbeitung der Muskeln die griechische Arbeit erkennen lasse, die grösste Verschiedenheit liege in dem Gesichte, denn das Auge liege nicht wie oft in der Natur und wie an den ältesten ägyptischen Köpfen fast in gleicher Fläche mit den Augenknochen, sondern sie seien nach dem System der griechischen

1) Lucanus, Pharsal. VIII, 833.
2) a. a. O. III, 211.

Kunst tief gesenkt, um den Augenknochen zu erheben und Licht und Schatten zu erhalten. Er sieht darin eine dem Gesichte des Antinous völlig ähnliche Bildung. An einer andern Stelle[1]) hatte er bemerkt, dass Hadrian dem Bilde seines Lieblings Antinous, um es den Aegyptern verehrungswerth zu machen, eine ihnen beliebte Form geben liess. Visconti behauptete indessen im Gegentheil, dass jene Statuen, von denen er eine im Mus. Pio-Clem. II, tav. 18 abbildet, nicht die Züge des Antinous hätten, sondern ursprünglich eine architektonische Verzierung am Kanopustempel der Villa des Hadrian, vielleicht als Nachahmung jener 12 Ellen hohen Kolosse am Eingang des Tempels des Apis[2]), gewesen seien, was nach Meyer eine Art Basis auf ihrem Haupte wahrscheinlich macht. In Bezug auf die Bekleidung ägyptischer Figuren bemerkt Winckelmann, dass die männlichen nackt seien bis auf einen Schurz, welcher über die Hüfte gelegt ist und den Unterleib bedeckt. Die weiblichen trugen einen Rock, Kalasiris genannt, der bis auf die Füsse geht. Derselbe ist oft nur durch einen feinen vorspringenden Rand am Halse und an den Beinen angedeutet, an einigen hängt vom Unterleibe eine einzige Falte zwischen den Beinen herunter, an dem Leibe muss die Bekleidung nur gedacht werden. Ueber eine solche Bekleidung haben andere einen Mantel, welcher von den Schultern herunter vorn auf der Brust zusammengebunden ist. Er beschreibt einen künstlichen Haarputz, wobei die Haare in unzählige Locken gelegt sind.

Funde römisch-ägyptischer oder auch ägyptischer Alterthümer finden sich seit langer Zeit vereinzelt in den rheinischen Sammlungen und wie sollten sie fehlen, da gerade die Kaiser, welche dem ägyptischen Cultus huldigten, auf ihren Feldzügen wiederholt am Rheine weilten. Solche Funde wurden nicht selten mit Misstrauen aufgenommen, man hielt es für möglich, dass einige kölnische Funde der Art in den Boden eingeschmuggelt seien und zwar wahrscheinlich desshalb, um der Legende von den Märtyrern der Thebaischen Legion eine archäologische Unterlage zu geben. Bekanntlich hat man mehrmals in Köln gefundene, mit einem Nagel durchbohrte Schädel als von Soldaten der Thebaischen Legion herkommend angesehen und hat an ihnen die ägyptische Schädelbildung sogar erkennen wollen. So berichtet Braun[3]), dass Prof. Mayer

1) a. a. III, 157.

2) Diod. Sic. I, 1. § 66.

3) A. Braun, Zur Geschichte der Thebaischen Legion, Winckelm.-Programm, Bonn 1855.

einen der im Jahre 1845 bei der Pantaleonskirche in Köln gefundenen Schädel für einen weiblichen ägyptischen Schädel erklärt habe. Dieses Urtheil aus einer Zeit, wo die Kraniologie noch nicht zu einem solchen Ausspruch berechtigt war, kann kaum auf Beachtung Anspruch machen. Ich selbst berichtete in der Sitzung der Niederrh. Gesellschaft am 5. Aug. 1863 [1]) über die Auffindung ähnlicher Schädel an derselben Stelle und hob hervor, dass einige derselben durch ihren Prognathismus äthiopische Bildung erkennen liessen; die meisten wurden gleich nach der Auffindung von dem Küster der Kirche bei Seite geschafft, einen bewahre ich noch, den ich jetzt lieber für einen prognathen weiblichen Germanenschädel als für einen ägyptischen erkläre. Ein kraniologischer Beweis für den Aufenthalt von Aegyptern am Rhein ist noch nicht erbracht. Unzweifelhaft geht der letztere für einzelne Personen freilich aus der im Wallraf'schen Museum in Köln befindlichen Grabschrift des Horus, des Sohnes Pabec's hervor, der in der römischen Flotte gedient hat. Mögen auch von Händlern zuweilen ägyptische Sachen, die in neuerer Zeit von Reisenden dorther gebracht waren, in rheinischen Städten als römische Funde ausgegeben worden seien, so sprechen doch auch Gründe dafür, dass viele dieser Funde ächt sind, zumal aber der Umstand, dass ein kürzlich in Köln gefundener Altar der Isis über die Verehrung dieser Göttin daselbst gar keinen Zweifel zulässt. Von älteren Funden sei der von H. Düntzer[2]) unter Nr. 26 aufgeführte Weihestein des Sol Serapis genannt, der von einer Kölnerin gesetzt ist. Er wurde schon 1598 in einer Mauer des Hauses Domkloster 2 gefunden. Nr. 177 ist der schon erwähnte Grabstein des Horus Pabeci filius[3]). Pa Bec heisst nach Leemans der Habicht, der dem Horus heilig war. In der Sammlung der Frau Sib. Mertens-Schaaffhausen[4]) befand sich eine Elfenbeinfigur, gefunden 1850 bei Mainz (Nr. 1843), ferner eine Bronzestatue mit Hieroglyphen, (Nr. 2056) jene irrig als Priester des Osiris bezeichnet und die eines knieenden Priesters der Isis, (Nr. 2065), der ein Kästchen in beiden Händen hält, in dem, wie es scheint, ein Osirisbild befestigt war. Auf der Basis und auf der Rückseite befinden sich Hieroglyphen. Beide Figuren sind angeblich in Transdorf bei Bonn

---

1) Kölnische Zeit. 2. Sept. 1863, 2. Bl.

2) Verzeichniss der römischen Alterthümer des Museums Wallraf-Richartz, Köln 1873. S. 35.

3) Vgl. Jahrb. VII. S. 79.

4) Catalogue II, Cologne, 1859.

gefunden. Die letztere nur mit einem Schurz bekleidete Figur ist im Katalog fälschlich als Priesterin bezeichnet, welche immer bekleidet dargestellt sind. Eine starke Bildung der Brüste ist auch den männlichen Figuren der Aegypter eigen, es kann aber hier auch ein Fehler des römischen Künstlers sein, dass er eine weibliche Gestalt nackt dargestellt hat. Im Antiquarium von Ph. Houben[1]) zu Xanten befanden sich zwei kleine Isisbilder aus Thon, von denen Fiedler sagt, dass solche am Rheine häufig vorkommen. Auf Tafel 35 bildet er drei Matronenfiguren ab, von denen eine ein Kind in der Hand hält, auf Taf. 33. 3 auch einen Apis. Vor einigen Jahren kaufte Herr Dr. Obst von Herrn Wolff in Köln für das Leipziger Museum mehrere ägyptische Gegenstände, über deren Aechtheit, als rheinische Funde, mir H. Georg Ebers in einem Briefe vom 16. Februar dieses Jahres erhebliche Zweifel äusserte. Es waren die folgenden: 1) ein Halsband von ägyptischen Fayence-Cylindern in blauer Farbe. Diese waren an Byssusfäden, wie alle Schmucksachen dieser Art, welche man am Nil findet, aufgereiht. Die Fäden waren trefflich erhalten. Ja, fügt Ebers hinzu, wenn der rheinische Boden heisser und trockner afrikanischer Sand wäre! 2) fand sich darunter eine sogenannte Uschebti- oder Schebti-Figur, welche, seltsamer Zufall, zu einer ganzen Anzahl dieser Figuren gehört hat, welche in einem Grabe bei Memphis 1869 gefunden worden ist. Er besitzt selbst eine derselben, welche, wie die Inschrift lehrt, ganz demselben Todten mit in's Grab gegeben worden ist, wie die bei Köln gefundene. Diese Figurine muss 1869 in Kairo gekauft worden sein, denn es hatten sich über 100 gleiche Stücke in der erwähnten Gruft gefunden; 3) sind es einige Bronzefigürchen, deren Fussende mit einem modernen Messingstifte versehen ist, welche also früher gewiss auf Holzstückchen schon in einer Sammlung gestanden haben; 4) gehören zwei Scarabäen zu diesen Alterthümern, welche sicher gefälscht sind, das Andere ist ächt. Niemand wird das Gewicht dieser Einwendungen verkennen. Herr Wolff hatte diese Sachen theils von Arbeitern, theils von den Herren Garthe und Osterwald erworben, welche dieselben als Kölnische Funde betrachteten. Die Uschebtifigur war bei dem Ausschachten des Fiévet'schen Hauses in der Spiessergasse gefunden.

Ein neuer Fund in Köln verbreitet ein unerwartetes Licht

---

1) Jahrb. III, 171 und Houben, Römisches Antiquarium, Xanten 1839. S. 55. Taf. 33, 7.

über den Isis-Cult in dieser Stadt zur Römerzeit. Als man im August 1882 an der Nordseite des Hauptschiffes der St. Ursula Kirche die dort angebrachten Strebebogen als überflüssig entfernte, entdeckte Herr Bildhauer H. Bong, dass ein von einem solchen Mauerbogen bedecktes Säulenkapitäl tiefer als die andern in der Mauer steckte, und als man es herausnahm, erkannte man, dass ein römisches Bildwerk mit der Inschrift Isidi invicte mit seiner Basis in ein romanisches Kapitäl umgewandelt war und zwar so, dass die Vorderseite des letzteren der Unterfläche des Sockels der Bildsäule entspricht, deren Figur ganz in die Mauer eingelassen war, vgl. Taf. I. Das für die Wissenschaft durch die Aufmerksamkeit des Herrn Bong gerettete Alterthum wurde durch ein neues Kapitäl ersetzt. Der Stein ist Jurakalk, und es fanden sich an dieser Seite der Kirche noch 4 Kapitäle aus diesem Stein gearbeitet, während die andern aus Trachyt bestehen. Der beschädigte Säulenschaft zu diesem Kapitäl war, wie es an manchen romanischen Kirchen am Rheine der Fall ist[1]), Kalksinter aus dem Römerkanal. Diese ganz erneuerte Säule ist die 8. des Hochschiffs, von der Façade an gerechnet. Während das stehende Isisbild des Tempels von Pompeji[2]) noch die steife Haltung ägyptischer Figuren zeigt, ist diese sitzende Isis fast wie eine römische Frauengestalt behandelt. Jene ist nur mit einer Tunica bekleidet, die ein Schlangengürtel zusammenhält. Das Haar ist gescheitelt und mit Blumen geschmückt, rückwärts fallen Flechten auf den Nacken, der linke Arm hängt hinab und hält in der Hand den Schlüssel. Der rechte Vorderarm ist nach vorn gehoben. Die Füsse sind zusammengestellt. Doch zeigen sich auch an unserm Bildwerke manche für diese Göttin überlieferte Formen der Darstellung. Dieselbe ist mit einem bis zu den Füssen reichenden Untergewand, dem Peplos, bekleidet, über das von der rechten Schulter herab ein faltenreicher Mantel fällt. Dieser ist unter der linken Brust gegen den Arm hin mit seinem Ende in einen leichten Knoten geschürzt, indem der linke Endzipfel hier um den rechten Theil des Mantels herumgeschlagen ist. An der rechten Seite der Figur kommt das Untergewand 9 cm hoch zum Vorschein, an der linken Seite nur 3,5 cm hoch, hier ist es in regelmässige Falten abgetheilt. Der Mantel fällt von der rechten Schulter auch auf den Rücken hinab. Der Kopf und beide Vorderarme der Figur fehlen; die letzteren sind

1) Jahrb. XLIII, S. 191.

2) J. Overbeck, Pompeji, 3. Aufl. Leipz. 1875. S. 478. Fig. 277a.

vor den Ellenbogen abgeschlagen. Die Oberarme sind mit weiten Aermeln des Unterkleides bedeckt. Der rechte Fuss steht höher als der linke und ist etwas zurückgestellt. Auch der rechte Vorderarm war höher gehoben als der linke. Auf der rechten Schulter ist ein Vorsprung sichtbar, der das Ende einer Haarlocke zu sein scheint, die bis dahin herabhing. Ob das Obergewand mit einer Franse besetzt war, lässt sich, da sein Saum vielfach beschädigt ist, nicht mit Sicherheit erkennen. Der Sessel, auf dem die Göttin sitzt, ein Zeichen ihrer Hoheit, hat beiderseits eine gerade Lehne, sein vorderes Bein ist mit zwei Querleisten verziert, von der Seite gesehen ist er zwischen den Pfosten mit einem faltigen Tuche behangen. Die Rückenlehne des Sessels endigt nach oben in ein gleichschenkeliges Dreieck. Die Göttin lehnt sich indessen nicht daran, sondern zwischen ihr und der Rückenwand des Sessels springt ein Pfeiler vor, sei es nun um das übliche Anlehnen ägyptischer Figuren an einen solchen anzudeuten, oder um dem oberen Theile der freisitzenden Figur mehr Festigkeit zu geben.

Sitzende Isisfiguren sind aus dem Alterthum bekannt. Winckelmann erwähnt eine solche auf einer Camee der Stoschischen Sammlung[1]). Eine sitzende weibliche Gestalt in einem gemalten Zimmer des Isistempels von Pompeji, um deren Arm sich eine Schlange windet, während sie dem Mercur die Hand giebt, hält Winckelmann nicht für eine Proserpina, sondern für eine Isis[2]). In Bezug auf die Bekleidung dieser Göttin sagt er[3]): „Mehrere griechische Bilder dieser Gottheit sind mit einem Mantel bekleidet, der mittelst der zwei vorn auf der Brust zugebundenen Zipfel über beide Achseln gezogen ist.“ Er hält diesen unter den Brüsten zugeknöpften Mantel für das beständige Merkmal der Isis, das sich an den schönsten Statuen dieser Göttin finde, wie an den kleinsten Figuren derselben. Auch in seiner Geschichte der Kunst[4]) bemerkt er, dass das obere Gewand der Isis mehrentheils Fransen hat und allzeit über beide Achseln herübergenommen und an zwei Zipfeln unter den Brüsten zusammengeknüpft ist. Er setzt hinzu: Man kann also nicht leicht fehlen, eine Figur mit einem Gewande, welches angegebener Massen zusammengebunden ist, eine Isis zu benennen, wenn an derselben alle andern Kennzeichen

1) Winckelmann's Werke VII, 74.
2) a. a. O. XI, 212.
3) a. a. O. VII, 67.
4) a. a. O. IV, 356.

verstümmelt oder abgebrochen sein sollten. Noch einmal schildert er[1]) das Gewand der Isis als fast immer mit Fransen besetzt. Griechen und Römer hätten sie jederzeit so abgebildet. Auch Flechten mit fliegendem oder blos gekräuseltem Haar seien ein Merkmal derselben. An einer andern Stelle[2]) sagt er, nur die Isis im griechischen Stil habe das Kopfhaar über die Achsel hängen und hinten zusammengebunden. Er erwähnt[3]) gemalte Köpfe der Isis auf Mumien, wo die Haare in Furchen gekämmt sind. An der kölnischen Isis geht nun freilich das Obergewand von der rechten Schulter nur über die rechte Brust und ist unter der linken mit den Enden zusammengeschlungen. Wie oben bemerkt, fiel das Haupthaar wahrscheinlich mit seinen Locken bis auf die Schulter. Von den bekannten Attributen der Göttin lässt dieses Bild keines erkennen. Doch scheint sie in jeder Hand der gehobenen Arme etwas gehalten zu haben, vielleicht das Sistrum oder das Füllhorn oder den Horus, ein Scepter oder ein Aehrenbündel. Vielleicht war der Kopf mit der Scheibe des Vollmonds oder der Lotosblume geziert. In den Wandgemälden Pompeji's ist sie meist mit Kuhhörnern an der Stirne dargestellt[4]). Ueber die Bildwerke dieser Göttin mit vielen Brüsten und Händen sagt Macrobius[5]): quae est vel terra vel natura rerum subiacens soli; hinc est, quod continuatio uberibus corpus Deae omne densetur, quia terrae vel rerum naturae altu nutritur universitas. In späteren Darstellungen wird Isis als Göttin des Meeres aufgefasst und die pharische oder auch die pelagische genannt. In ihrer rechten Hand trägt sie das ihr heilige Schiff. Lersch glaubt, dass diese Auffassung sich erst entwickelt habe, seit Alexandrien eine Weltstadt für den Seehandel geworden war. Navigium Isidis hiess ein zu Ehren der Isis in Rom veranstalteter Aufzug, den Apulejus[6]) beschreibt. Auch auf Münzen von Alexandrien stellt die Isis die Schifffahrt dar, sie hält mit beiden Händen ein aufgeblasenes Segel. Man rief sie um Schutz und Beistand bei jeder Schifffahrt an[7]). Bilderreich ist das Elfenbeinrelief der Isis mit ihrem heiligen Schiff

1) a. a. O. VII, 524.
2) a. a. O. IX, 102.
3) a. a. O. IX, 301.
4) W. Helbig, Wandgemälde Campaniens. Leipz. 1868. Nr. 131—39.
5) Saturnal. I. c. 20.
6) Metamorph. XI, 1.
7) Winckelmann, IX, 136.

am Evangelienstuhl im Aachener Münster, welches Lersch[1]) für eine geschickte mittelalterliche Nachbildung einer Isisdarstellung der römischen Kaiserzeit erklärt. Sie ist mit dem Chiton und dem Hemidiploidion bekleidet und hat den Modius auf dem Kopfe. Aus dem Füllhorn, welches sie in der Linken hält, erhebt sich ein Tempel mit dem Horos. Mit der Rechten hält sie das Schiff, zu ihren Füssen ist Hund und Schlange. Der Hund war das Symbol des Hermes, den Osiris als Freund und Rathgeber der Isis zurückliess. Er war das glänzende Gestirn, aus dessen Aufgang die Aegypter das Sonnenjahr auszumessen gelernt hatten.

Von allen diesen Symbolen der Göttin ist an dem Kölner Bildwerke nichts erhalten und ohne die Inschrift würde seine Deutung zweifelhaft bleiben. Die vortreffliche Zeichnung der anmuthig bewegten weiblichen Gestalt, der edle Faltenwurf der Gewänder, die gute Form der Buchstaben, die in der ersten Zeile 38, in der zweiten 24 mm lang sind, lassen vermuthen, dass die Statue noch dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehört und nicht jünger ist als Hadrian. Auch die Einfachheit der Darstellung spricht dafür. Die Form invicte sowie dies Beiwort selbst, welches sich so häufig als Soli invicto an Mithrasdenkmalen findet, lassen vielleicht an eine etwas spätere Zeit denken. Wie Bücheler mir mittheilt, ist invicte die volksthümliche, von jedem Nichtgebildeten und nach Hadrian selbst von Gebildeten am Rhein zu erwartende Deklinationsform für invictae. Es möchte kaum in einem andern Falle die Thatsache so deutlich vor Augen liegen, wie man der neuen christlichen Lehre die alten heidnischen Götter zum Opfer gebracht und ihre verstümmelten Bilder absichtlich in die christlichen Kirchen eingemauert hat.

Besonders merkwürdig ist bei der Auffindung des römischen Götterbildes an dieser Stelle noch der Umstand, dass man aus den Zügen der mittelalterlichen Ursulasage stets Beziehungen zu dem alterthümlichen Mythus der Isis nachzuweisen gesucht hat. Die Vorstellungen der alten Welt wurden bei Einführung des Christenthums nicht plötzlich abgeschnitten, sondern vermischten und verwebten sich auf die mannigfaltigste Weise mit den Legenden des neuen Glaubens.

Es wird sich kaum ein Einwand erheben lassen gegen die Annahme, dass an der Stelle der St. Ursulakirche ein Tempel der Isis gestanden hat und die aufgefundene Statue das Götterbild desselben

1) Jahrb. IX, S. 101 u. Taf. VII.

war. Die zahlreichen, in der Umgebung der Kirche, in der Salzmagazinstrasse, der Ursulagartenstrasse und auf dem Eigelstein gefundenen römischen Gräber weisen schon darauf hin, dass diese Gegend nicht im Bereiche der römischen Stadt, sondern ausserhalb der Mauern der Colonia Agrippinensis lag. Aus den noch vorhandenen und zu verschiedenen Zeiten entdeckten Resten der Römermauer und ihrer Fundamente hat der Verlauf dieser 2,50 m dicken Ringmauer fast vollständig erkannt werden können und ist kürzlich von Herrn Oberlehrer und Architekten Mertz [1]) in einen Plan der Stadt eingezeichnet worden. Schon Tacitus [2]) erwähnt dieselbe bei Schilderung des batavischen Krieges. Das im 12. Jahrhundert als ager Ursulinus bezeichnete Feld lag ausserhalb der nördlichen Ringmauer. Auch in Rom lag der Isistempel auf dem Marsfelde ausserhalb der Stadt und man weiss, mit welcher Strenge das römische Volk den fremden Gottesdienst abwehrte und lange Zeit im Innern der Stadt nicht duldete. Wegen dieses Umstandes darf man vielleicht die erste Anlage eines solchen Tempels zu Köln in eine noch frühere Zeit setzen, als sie für das Bildwerk selbst wahrscheinlich ist. Es werden wohl die den Gottesdienst betreffenden Gesetze in den römischen Städten am Rheine nicht strenger gehandhabt worden sein als in der Hauptstadt des Reiches, wo schon Augustus der Isis einen Tempel errichtete. Es ist möglich, dass man den Isistempel in eine christliche Kirche geradezu umwandelte, oder man fand beim Bau der letzteren die Trümmer desselben in der Erde und verwendete sie dazu. Herr Bong versichert, dass sich in der Kirche auch noch mehrere andere ornamentirte römische Friesstücke eingemauert gefunden hätten. Die erste christliche Ansiedelung an dieser Stelle scheint sehr früh entstanden zu sein. Floss [3]) setzt die von Ritschl und de Rossi für ächt erklärte, auf die Marterstätte der h. Ursula sich beziehende, im Innern der Kirche eingemauerte Lapidarinschrift in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts. In ihr heisst es: „Wenn Jemand trotz der Majestät dieser Basilica, wo die h. Jungfrauen für den Namen Christi ihr Blut vergossen haben, hier den Körper irgend einer Person, die Jungfrauen ausgenommen, beisetzen sollte, so möge er wissen, dass er mit dem

1) Programm der Ober-Realschule zu Köln, 1883.

2) Hist. IV, 64.

3) Annalen des hist. Ver. f. d. Niederrhein, 26. und 27. Heft, 1874. S. 177 und A. G. Stein, Das Kloster und spätere adelige Damenstift an der Kirche der h. 11000 Jungfrauen zu Köln, Annalen des hist. Ver. 31. Hft. 1877. S. 45.

ewigen Feuer der Hölle bestraft werden soll". Wahrscheinlich bestand zuerst hier eine Genossenschaft von Jungfrauen. Um die Mitte des 7. Jahrhunderts las hier Cunibertus die Messe. Ein Diplom von Lothar II. von 867 erwähnt eine Congregation von Priestern. Im Jahre 881 fand ein Einfall der Normannen statt, die das auch damals noch ausserhalb der Stadt liegende Kloster verwüsteten. Als 992 die Ungarn das Kloster Gerreshein verbrannten, flüchtete die Abtissin mit den Schwestern nach Köln. Erzbischof Heriman wies ihnen das Kloster zu den 11 000 Jungfrauen zum bleibenden Wohnsitz an. Die heutige Kirche mag aus dem 11. oder 12. Jahrhundert herrühren. Das kräftig ausgearbeitete Kapitäl von schöner Zeichnung kann älter sein und ein Umstand spricht dafür, dass es wahrscheinlich schon in einer frühern Kirche verwendet war; es ist nämlich nur an 2 Seiten verziert, die dritte ist glatt und lag vielleicht in der Ecke einer Fensternische der Mauer an. Jetzt stand auch diese Seite frei. Alle übrigen Kapitäle haben 3 ausgearbeitete Seiten. Auch Herr Bong hält die Kapitäle aus Jurakalk für altes Material von einem römischen Bauwerk und weist die romanischen Ornamente der Karolingischen Zeit zu. Dieselben dürften im 11. Jahrhundert ihre zweite Verwendung an einer christlichen Kirche gefunden haben. Auch die Kapitälchen in der Tribüne des Mittelschiffs der Kirche sind zweimal gebraucht. Die erste Form war ein Würfelkapitäl. Diese Seite ist nun eingemauert, die andere wurde vorgekehrt und im 11. oder 12. Jahrhundert mit zierlichen Ornamenten geschmückt. Am Mittelschiff der Andreaskirche in Köln fanden sich im J. 1878 Kapitäle, die an der Rückseite ein römisches Profil mit Eierstab hatten. Eine ähnliche Verwendung eines römischen Inschriftsteines entdeckte man im Juli 1872 bei der Restauration des Frankfurter Domes [1]). Der in dem Gesims der nördlichen Mauer des ältesten Theils der Kirche eingemauerte Votivstein aus der Zeit des Commodus war nach A. Dunckers Lesung der Inschrift dem Hercules geweiht und stammt wahrscheinlich aus den Sandsteinbrüchen von Miltenberg. Es darf um so eher an der Stelle der heutigen St. Ursulakirche ein römischer Isistempel vermuthet werden, als noch zwei andere hier gemachte Funde doch wohl mit dem ägyptischen Culte in Beziehung stehen. Der von Düntzer in seinem Kataloge des Wallraf'schen Museums unter

1) Mittheil. des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. IV, S. 513 und 571, vgl. Philologus XXXIII, 369.

No. 177 aufgeführte Grabstein des Horus, Sohn des Pabek [1]), der in der römischen Flotte gedient hatte, ist neben der Ursulakirche beim Fundamentiren der Salzmagazinstrasse am Kopfende eines Sarges gefunden. Man wird die Aegypter in der Nähe des Isistempels bestattet haben. Auf Seite 27 des Katalogs erwähnt Düntzer einen jetzt verkommenen Weihestein mit einer Inschrift aus dem 2. Jahrhundert u. Z., der den matres paternae etc. gewidmet ist und bereits 1643 in der goldnen Kammer der Ursulakirche ausgegraben wurde. Die Verehrung der „Mütter" ist aber sicherlich dem Isisculte verwandt. Als Tempelbild ist unsere Statue, die mit der Basis nur 51,8 cm oder $19^1/_2$ Zoll hoch ist, während die Basis selbst 27,5 cm oder $10^1/_2$ Zoll breit und tief und 18,2 cm oder 7 Zoll hoch ist, nicht zu klein, wenn man erwägt, dass der ägyptische Gottesdienst mit Umzügen verbunden war, wobei das Bild der Gottheit umher getragen wurde. Herodot [2]) erzählt, dass bei solchen Festen das Bild, welches in einem kleinen hölzernen vergoldeten Gotteshause stand, auf einem vierrädrigen Wagen von Menschen gezogen wurde.

Zwei Mittheilungen des Tacitus sprechen dafür, dass sich der Isisdienst auch bei germanischen Stämmen verbreitet hatte. Am längsten scheint er in Aegypten selbst bestanden zu haben. In Philae wurde, wie Sepp [3]) angiebt, zu Anfang des 4. Jahrtausends v. Chr. ein Tempel der Isis errichtet. Nach einer griechischen Inschrift daselbst hatte die Göttin im J. 453 n. Chr. noch ein Priestercollegium, 60 Jahre nach dem Edikt des Theodosius, welches alle heidnischen Tempel schloss. Der Dienst erhielt sich bis auf Justinian. Im Jahre 577 weihte Bischof Theodor das Heiligthum dem heil. Stephan, so dass also der ägyptische Isisdienst eine Dauer von vier und ein halb Jahrtausenden aufweist. „Die feierlichen Prozessionen des Isiscultus mit ihrer Statue und den das Schiffchen tragenden Leviten giengen in den Madonnendienst des christlichen Cultus auf". Wenn indessen Sepp [4]) behauptet: „die Madonnenverehrung ist so alt wie die Welt- und Religionsgeschichte. Das älteste und kolossalste Madonnenbild der Welt, die thronende Isis mit dem Sohne Horus auf dem Schoosse erhob sich dem Sphinx gegenüber

1) Brambach, Corp. Inscript. Rhen. 321 u. Düntzer, Jahrb. LV u. LVI S. 136.

2) Herodot II, 63.

3) Sepp, Jerusalem und das hl. Land nebst Syrien und Aegypten, 2. Aufl. Regensb. 1876. II, S. 861.

4) a. a. S. 691.

auf dem Pyramiden-Grabhof zu Memphis bis zum Jahre der Zerstörung 1333, wo der Sultan ibn Kalaun aus dem Material die kleine Moschee baute" und auf die merkwürdige Stelle des Augustinus [1]) hinweist, worin dieser sagt: „Das, was man jetzt christliche Religion nennt, bestand schon bei den Alten und fehlte nie seit Anfang des Menschengeschlechtes, bis Christus im Fleische erscheinen sollte, von wo man die wahre Religion, die schon da war, anfing, die christliche zu heissen", so darf doch nicht übersehen werden, dass der religiöse Begriff der christlichen Gottesgebärerin Maria von dem ursprünglichen der ägyptischen Isis, der Göttin des Mondes und der Fruchtbarkeit, ein durch aus verschiedener ist. Aber man muss zugeben, dass die grosse Ausdehnung des Mariendienstes im Christenthum gleichsam ihr Vorbild in der gerade vor Einführung des Christenthums sehr verbreiteten Verehrung der Isis als einer Schutzheiligen der Menschheit und einiger anderer, ihr ähnlicher weiblicher Gottheiten gehabt hat, und dass die Vorstellungen des Volkes wegen einer gewissen Aehnlichkeit der künstlerischen Darstellung beider Gottheiten leicht aus der Verehrung der einen in die der andern hinübergeführt wurden. Schon in den Katakomben giebt es Marienbilder, sowohl in den Fresken als in den Reliefs der Sarkophage. De Rossi weist eine solche Darstellung der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts zu. Von einer Vermischung götzendienerischen Unfugs mit der Verehrung Maria's spricht der Kirchenvater Epiphanius [2]). Man vermuthet, die Sekte der Kollyridianerinnen in Arabien habe vielleicht den Dienst der grossen Göttin der Syrer oder einer ähnlichen weiblichen Gottheit auf Maria übertragen. Mehr noch als in dem Isisdienste waren in der Mithras-Religion [3]) Anschauungen vorhanden, die in die Einrichtungen der christlichen Kirche und in deren Gebräuche aufgenommen und weiter entwickelt zu sein scheinen. Wie sehr man zu Anfang des Christenthums an die heidnischen Vorstellungen anzuknüpfen suchte, zeigt sich auch in der Bestimmung der Festtage. Das Christfest am 25. Dezember fällt auf den Tag des dies natalis Solis invicti, auf das Fest des Mithras in Persien. Ostern hat den Namen von der Lichtgöttin Ostara, deren Fest zu Anfang des Mai gefeiert wurde. Früher wurde am Charsamstag in den Kirchen das neue Feuer gesegnet, nachdem das alte gelöscht worden war.

1) Retract. I, 13.

2) J. A. von Lehner, Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten, Stuttgart 1981, S. 284 u. 199.

3) Vgl. hierüber Jahrb. LIII u. LIV, 1873. S. 123.

Ueber die Verehrung der Isis oder einer ihr verwandten Göttin bei germanischen Völkern des Alterthums ist das Folgende bekannt. Tacitus erzählt [1]) von den Sueben, dass ein Theil derselben der Isis opfere und man verehre sie unter der Gestalt eines Schiffes. Woher der fremde Dienst seinen Ursprung habe, konnte er nicht erfahren, das Symbol nur zeige, dass es eine eingeführte Religion sei. Diese Mittheilung steht im Zusammenhange mit einer andern [2]), wo er mehrere Stämme nennt, die er auch zu den Sueben rechnet, und von ihnen berichtet, dass sie gemeinsam die Nerthus, das ist die Mutter Erde, verehren und glauben, dass diese in die Angelegenheiten der Menschen eingreife und zu den Völkern komme. „Es ist auf einer Insel des Oceans ein heiliger Hain und in ihm ein ihr geweihter, mit Gewändern bedeckter Wagen. Den zu berühren, ist nur dem Priester gestattet. Dieser merkt, wenn die Göttin im Heiligthum anwesend ist, er lässt sie mit weiblichen Rindern fahren und geleitet sie mit vieler Verehrung. Dann sind fröhliche Tage und festlich die Orte, welche sie ihres Besuches und ihres Weilens würdigt. Sie gehen nicht in die Kriege und nehmen keine Waffen, verschlossen ist alles Eisen. Friede und Ruhe sind dann allein bekannt, dann allein geliebt, bis die Göttin des Verkehrs mit Menschen satt geworden ist und der nämliche Priester sie dem Tempel zurückgiebt. Alsbald wird der Wagen und die Gewänder und wer es glauben will, die Gottheit selbst in einem geheimen See gewaschen. Den Dienst verrichten Sklaven, welche alsbald derselbe See verschlingt. Daher ein geheimnissvolles Grauen und ein heiliges Dunkel, was das sei, welches nur dem Untergang Geweihte sehen" [3]). Holtzmann sagt [4]), die genannten Völker wohnten wahrscheinlich an der Küste der Ostsee in Holstein und Mecklenburg. Dass sie am Meere wohnten, zeige die Insel, auf der ihr Heiligthum sich befand. Warum sollen sie sich nicht auch westlich von der Elbe längs der norddeutschen Küste ausgedehnt haben? Auch von den Aestiern sagt Tacitus [5]), dass sie am rechten Ufer des suebischen Meeres wohnen, Sitte und Tracht der Sueben haben und die Mutter der Götter verehren. Holtzmann hält diese für die slavische Göttin Ziwa. Damals wohnten aber

1) Germ. c. 9.

2) Germ. c. 40.

3) A. Holtzmann, Germanische Alterthümer mit Text, Uebersetzung und Erklärung von Tacitus Germania. Leipzig 1873. S. 69.

4) a. a. O. S. 254.

5) Germ. c. 45.

hier Germanen. Er bemerkt in Bezug auf den Namen der Göttin Erda, dass in der nordischen Mythologie die erste Gemahlin des Odin Jördh heisse, dass in altsächsischen Zauber- oder Gebetsformeln die Erde als Mutter angerufen wurde, und dass auch der Gott Freyr auf einem verhüllten Wagen durch das Land gefahren worden sei. Auch die Gothen fuhren das Bild eines Gottes auf einem Wagen. So geschah es bei den Galliern mit der Berecynthia. Holtzmann glaubt, dass nicht Rügen der Sitz des Nerthusdienstes gewesen sein könne, sondern ein viel westlicheres Land. Als im Jahre 1647 bei einer Sturmfluth an der äussersten Küste von Zeeland auf der Insel Walchern, unfern Domburg römische Alterthümer blosgelegt wurden, erkannte man auf den meisten der gefundenen Opferaltäre den Namen einer bis dahin nicht bekannten germanischen Göttin, der Dea Nehalennia [1]. Es wurden nicht nur zahlreiche Votivsteine mit dem Bilde der Göttin, sondern auch ein kleiner Tempel gefunden, dessen Grundriss Dresselhuis [2] mittheilt. Keysler und Janssen beschrieben den Fund. Im Jahre 1870 wurde noch einmal eine Ara derselben Göttin hier gefunden und von Leemans und Klein [3] besprochen. Die meist sitzende Göttin trägt eine Flügelhaube und ist mit einem untern und obern Gewande bekleidet, links steht ein zu ihr aufgerichteter Hund, auf dem Schoosse hat sie ein Körbchen mit Früchten, ihr linker Fuss steht auf einem Schiffskiel, auf den Seiten der Votivsteine finden sich zuweilen die Bilder des Neptun oder Hercules oder das Füllhorn. Bemerkenswerth ist es, wenn Wolf mittheilt, dass eine Zeitung in Brügge bald nach der Auffindung der Altäre die Nachricht brachte, dass man in Walchern eine Menge von Bildern der Mutter Gottes gefunden habe, dieselben seien aber von den protestantischen Geistlichen sogleich zerstört oder versteckt worden. Unverkennbar sind an diesen Bildwerken die Attribute der ägyptischen Isis. Das Heidenthum dauerte in diesen Gegenden bis zum Ende des 7. Jahrhunderts. Alcuin berichtet in seinem Leben des h. Willibrord, dass dieser Bekehrer der Friesen den Tempel des Merkur zu Westkapellen auf Walchern erst 695 zerstörte [4]. Man hält allgemein die Nehalennia für

---

1) J. Ab Utrecht Dresselhuis, De Godsdienstleer der Aloude Zeelanders, Middelburg 1845, und J. W. Wolf in den Jahrb. XII, S. 21.

2) a. a. O. p. 56 u. 61.

3) Jahrb. LVII, S. 195.

4) F. Fiedler, Die Gripswalder Matronen- und Mercuriussteine, Winckelmanns-Progr. 1863, S. 20. Vgl. De Wal, Die Muttergottheiten, Jahrb. XI, S. 142.

eine germanische oder keltische Gottheit, wiewohl die Erklärung ihres Namens, der z. B. neue Helle oder Neumond bedeuten soll, grosse Schwierigkeiten macht. Wolf hält die Darstellung des Bildes für ächt deutsch, nur durch die grössere Vollkommenheit römischer Kunst veredelt. Auch die Römer hätten Vertrauen zu dieser Gottheit gehabt, weil sie in ihr die Isis unter anderm Namen sahen. Grimm [1]) meint, es sei diese germanische Gottesverehrung nur ein dem Isisdienst ähnlicher Cultus, nicht derselbe gewesen. Simrock [2]) sagt, wo er von dem Umfahren mit Schiffwagen spricht: „Wenn aber Tacitus von den Sueven meldet, sie hätten die Isis in Gestalt eines Nachens verehrt, so gebrauchte er wohl nur einen ihm geläufigen Namen zur Bezeichnung einer deutschen Gottheit. Mit einem Schiffe wird auch die batavische Nehalennia dargestellt. Merkwürdig trifft es aber mit der erwähnten Sitte zusammen, dass gerade im Aachener Münster den Evangelienstuhl eine Elfenbeintafel schmückt, welche die Isis und ihr heiliges Schiff darstellt". Man hat die Insel im Ozean, von der Tacitus spricht, bald in Rügen gesucht, bald in Fünen oder mit Maack in Fehmarn oder in der der Insel Fehmarn gegenüberliegenden Spitze von Holstein [3]), wo noch jetzt ein Ort „Heiligenhafen" heisst. Die Funde auf Walchern legten aber die Annahme nahe, dass hierher der Isisdienst und die Verehrung der Mutter Erde, deren Tacitus gedenkt, zu verlegen sei. Tacitus bekleidete unter Vespasian, Titus und Domitian öffentliche Aemter, wurde unter Nerva Consul und starb wahrscheinlich unter Hadrians Regierung. Die römischen Kaisermünzen, die mit Urnen und Fibeln neben den Votivsteinen am Strande von Domburg gefunden wurden, gehören dem Vitellius, Vespasianus, Domitianus, Trajanus, Hadrianus, Antoninus Pius, der Faustina, dem Marcus Aurelius, der Faustina junior, dem Commodus, Septimius Severus, der Julia Domna, dem Antoninus Caracalla, Elagabalus, Alexander Severus, Maximinus, Postumus, Victorinus und Tetricus an. Fast alle diese Kaiser sind als solche bekannt, die den ägyptischen Isisdienst begünstigten. Die Bemerkung des Tacitus lässt aber darauf schliessen, dass, wiewohl jene Votivsteine der Zeit der genannten Kaiser angehören, die Römer bei ihrer Ankunft daselbst eine dem Isiscult ähnliche Gottesverehrung bereits vorfanden. Da er diese an

1) Mythol. 236.
2) Rheinland, 2. Aufl. S. 349.
3) Holtzmann a. a. O. S. 256.

eine Küste des Meeres verlegt, welches die Phönizier befuhren, so kann man kaum zweifeln, dass diese, als sie im Norden das Zinn und den Bernstein holten, auch hier Keime der Cultur ausstreuten, wie sie es im alten Griechenland gethan. Wenn sie den Osirisdienst, den sie in Aegypten kennen gelernt hatten, nach Byblos und nach Cypern brachten, wo jener den Namen Adonis erhielt, den Plutarch [1]) als dem Dionysos gleichbedeutend erklärt, warum sollen sie in ältester Zeit nicht auch die Vorstellungen dieser Religion nach dem Norden gebracht haben? Nach Sepp ist die ägyptische Neith ein in der alten irischen Poesie nicht ungewöhnlicher Name. Wenn Tacitus auch die Aestier nennt, welche die Mutter der Götter verehren, so ist der Umstand wohl nicht ohne Interesse, dass der Ostgothe Theodorich den Haesti für ein Geschenk von Bernstein dankt [2]). Die Phönizier konnten also wohl mit ihnen in Beziehung getreten sein. Da nach Herodot [3]) die Aegypter der Mondgöttin das Schwein opferten und die Aestier nach Tacitus zu Ehren [4]) der Mutter der Götter das Bild des Schweines trugen, so schliesst auch Nilsson: „Es gab also noch zur Zeit des Tacitus eine ägyptische Göttin, die von den Aestiern verehrt wurde." Soll man nicht auch jene Stelle des Plutarch [5]), in der er erzählt, dass die Cimbern bei der Capitulation der Besatzung eines römischen Lagers an der Etsch bei einem ehernen Stiere schwuren, auf den ägyptischen Apis beziehen dürfen, den sie schon in ihren nordischen Sitzen auf der cimbrischen Halbinsel verehrten oder haben sie diesen Cultus, wie Wankel glaubt, von der taurischen Halbinsel und dem kymmrischen Bosporus mitgebracht? Wankel [6]) hat bei Beschreibung des merkwürdigen Bronzestieres aus der Byciskálahöhle, der mit einem weissen Fleck auf der Stirne, auf beiden Seiten und auf dem Rücken dargestellt ist, die grosse Verbreitung des Stiercultus bei den alten Völkern, zumal bei den slavischen hervorgehoben, dessen Ursprung aber wohl in Aegypten zu suchen ist.

Wolf [7]) hat als auf einen Rest altüberlieferter Gebräuche auf den

1) Sympos. L. IV, quaest. V, 3.
2) Cassiodor, Var. L. V, 2.
3) Herodot II, 47.
4) Die Ureinwohner des skandin. Nordens, Hamburg 1863, I, S. 56.
5) Marius, c. 23.
6) Mitth. der Anthrop. Gesellsch. in Wien, VII, 1877. Nr. 6.
7) Jahrb. XII, S. 30.

Umzug von Marienbildern auf Schiffen, der in Belgien im Mittelalter noch stattfand, hingewiesen. Lersch [1]) führt an, dass im J. 1133 ein heiliges Schiff, auf Rädern ruhend von Corneli-Münster nach Aachen und Mastricht von Menschen gezogen worden sei und darauf habe man nach Rodulf's Chronikon [2]) die Idole von Bacchus, Venus, Neptun und Mars aufgestellt. Ein Ulmer Rathsprotokoll vom Niklasabend des Jahres 1530 verbot noch das Herumfahren des Pfluges mit den Schiffen [3]). Auch die in den Fastnachtszügen am Niederrhein aufgeführten Wagen möchte er damit in Verbindung bringen und weist auf Hermann Müller's [4]) Erklärung des Wortes Carneval hin, der dasselbe nicht aus carne vale, sondern aus car naval ableitet. Das Schifffest der Isis in Rom, wobei es nach Apulejus auch Vermummungen gab, sei am 5. März gefeiert worden, während die Saturnalien, von denen man gewöhnlich den Carneval herleite, in den December fielen. Simrock hat sich dieser Erklärung angeschlossen. Doch will er die Nachricht des Aventinus von der Frau Eisen nicht auf die deutsche Isis des Tacitus bezogen wissen und hält auch den in den zwei deutschen Gedichten Orendel und St. Oswald's Leben vorkommenden Schiffer Eise für eine verdunkelte Erinnerung an eine deutsche Gottheit der Schifffahrt. Den Namen der Isis bei den Sueben hält er wie den des Hercules und Mars in demselben Capitel nur für eine römische Interpretation des Tacitus [5]).

Die Verehrung der Mütter oder Matronen [6]) in der spätrömischen Zeit muss als der der Nehalennia nahe verwandt betrachtet werden und weist wegen der gleichen Attribute ebenso wie diese auf die alte Isisverehrung. Bei den Müttern finden wir neben einer eigenthümlichen Haarperrücke das Füllhorn mit den Aehren, auch die Körbe mit Früchten und den Pflug. Nach Lersch fehlt hier das Schiff als Symbol und der Hund, der in den Bildern der Isis und Nehalennia vorkommt. Schon Dorow [7]) hielt eine bekleidete Matrone mit dem Kinde auf dem Schoosse für die Isis mit dem Horus und Düntzer macht bei einem Steine mit drei Matronen, No. 37 des Katalogs, auf

1) Jahrb. IX, S. 115.
2) Grimm, Myth. S. 239. — Simrock, Deutsche Myth. S. 388.
3) Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Oberschwaben II, 374.
4) Das Nordische Griechenthum, Mainz 1844, S. 334 u. 338.
5) Mythol. S. 390 und Jahrb. X, S. 86.
6) Vgl. Lersch, Jahrb. XII, S. 42 und Freudenberg Jahrb. XVIII, S. 97.
7) Jahrb. XVIII, S. 114.

den unter der Brust mit einem Knoten zusammengehaltenen Mantel aufmerksam. Dass man gerade in den Gegenden Deutschlands, mit denen die alten Culturvölker, Phönizier, Griechen und Römer Beziehungen hatten, auch Anklänge an den Gottesdienst dieser Völker findet, kann gar nicht auffallen, es würde unerklärlich sein, wenn sie fehlten. Aber die religiösen Vorstellungen bleiben bei einer solchen Uebertragung nicht unverändert. Ein Volk wird bei der Aufnahme fremder Gottheiten, die mit der Culturverbreitung nothwendig gegeben ist, die neuen Begriffe an alte Vorstellungen, soweit dies möglich ist, anknüpfen. Daraus erklärt sich die mannigfache Abänderung in Name und Darstellung der alten Götter bei den verschiedenen Völkern.

Ob man eine Beziehung darin finden darf, dass das Kölnische Isisbild gerade in der St. Ursulakirche eingemauert war, ist, obgleich man zur Erklärung der mittelalterlichen Ursulasage die Isisverehrung herangezogen hat, doch sehr fraglich. Weder Schade [1]) noch Sepp [2]) haben irgend einen innern Zusammenhang der deutschen Schicksalsgöttin Ursel mit der heiligen Ursula oder gar der Isis nachweisen können. Dass die Ursula mit ihren Begleiterinnen eine grosse Meerfahrt macht, und dass Isis umherirrt, um ihren Gatten zu suchen und das Schiff ihr Symbol ist, kann doch nur als eine sehr entfernte Aehnlichkeit beider Legenden betrachtet werden. Dass man aus 11 christlichen Jungfrauen, die bei einem Einfalle der Hunnen mögen hingeschlachtet worden sein, 11 000 Märtyrinnen des Glaubens gemacht und deren Gebeine erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts auf einem alten römischen Grabfelde auf wunderbare Weise entdeckt hat, das ist eine so deutlich im Geiste des Mittelalters erfundene Sage, dass man den Mythus der Isis auch in der Form, den er in den letzten Zeiten des Heidenthums angenommen hatte, nicht wohl in eine Verbindung damit bringen kann, es sei denn, dass allein die Irrfahrten beider den Zusammenhang bildeten.

Bei der frühen Gründung christlicher Gemeinden im Rheinland [3]) ist es wohl denkbar, dass man zuerst den Isistempel selbst in eine christliche Kapelle verwandelt hat, nach dem Verfahren, welches Gregor der Grosse[4]), der von 590 bis 604 regierte, befahl, wenn er

---

1) Oscar Schade, Die Sage von der h. Ursula, Hannover 1854.

2) Sepp, Altbayerischer Sagenschatz, München 1876. S. 101 u. 269.

3) Jahrb. XLIV u. XLV, S. 112 und 146.

4) Gregor Magn. Op. IX, Ep. 76 ad Mellitem.

anordnete, dass man bei der Umwandlung des heidnischen Gottesdienstes in den christlichen die Idole zerstören soll, nicht aber die Tempel. Eine noch grössere Duldung spricht sich in den Worten des h. Augustinus[1]) aus, wenn er sagt: man vernichtet nicht die Heiden, man bekehrt sie, man zerstört nicht ihre Tempel, man zerbricht nicht ihre Idole, man zerschneidet nicht die heiligen Hölzer, man thut etwas Besseres, man weiht sie Jesus Christus. Herr de Meester de Ravestein[2]) berichtet, dass man lange Zeit in der Kirche von Saint-Germain-des-Prés eine Statue der Isis sah und in einer Kapelle des Münsters zu Strassburg einen Hercules, der bis 1825 dort stand. Die in ein romanisches Kapitäl umgewandelte Basis der Statue von Köln beweist deutlich, dass in der Zeit, welche jenem Ornament entspricht, ein Neubau einer Kirche stattgefunden hat, bei dem man das vielleicht damals in der Erde gefundene oder auch noch dort bewahrte Götterbild gewiss nicht absichtslos, sondern mit frommem Glaubenseifer in die Kirche vermauert hat.

Wenn nun auch durch den Fund an der Ursulakirche die Isisverehrung in dem römischen Köln unzweifelhaft feststeht, so ist doch dieser Gottesdienst gewiss kein allgemein verbreiteter, sondern nur ein vereinzelter gewesen, wie man aus der Seltenheit römisch-ägyptischer Funde schliessen muss. Vielleicht gab es in Köln nur einen Verein von Isisverehrern, eine sogenannte Bruderschaft der Isiaci, wie eine solche in Pompeji durch Inschriften bezeugt ist.

Die hier beschriebene Isisstatue ist, abgesehen von kleinen Bronzen- und Thonfiguren, die erste, welche im Rheinland gefunden worden ist. Brambach[3]) giebt in seinem Inschriftenwerke keine der Isis gewidmete und nur eine, No. 1541, dem Serapis caelestis, zugleich aber dem Jupiter, der Fortuna und dem Genius loci geweihte an. Schon Lersch[4]) erwähnte diese ursprünglich im Kreuzgang der Kirche zu Marienhausen im Rheingau eingemauerte, jetzt verschwundene Ara. Einer dem Sol Serapis gewidmeten des Wallraf'schen Museums in Köln, No. 26, ist oben gedacht. Eine angeblich der Isis gewidmete Inschrift auf einem Steine von Dormagen, den Fiedler[5]) anführt, ist zweifel-

1) Epistol. ad Publicol. t. II, p. 226. Ed. Theol. Lovan.

2) Catal. descriptif du Musée de Ravestein, T. III Supplém. Bruxelles 1882. p. 485.

3) Corpus Inscript Rhenan. p. 287.

4) Jahrb. IX, S. 56.

5) Jahrb. XXI, S. 52.

haft geblieben. Der Stein ist verschwunden. Gruter theilt 28 der Isis geweihte Inschriften mit, von denen die meisten Italien angehören; eine lautet Isidi invictae et Serapi [1]). Zu Jagsthausen bei Oehringen wurde eine Inschrift gefunden, die nach Haug an den Jupiter, die Juno und die Isis sedata gerichtet war [2]). Für die späte Verbreitung des Isisdienstes am Oberrhein spricht der Umstand, dass der Alemannenkönig Chnodomar sich zur Zeit der Schlacht von Strassburg in die Isismysterien einweihen liess und seinen Sohn Serapis nannte [3]). Nach Braun [4]) ist auf der bekannten Heddernheimer Bronze-Pyramide die Juno mit dem Sistrum der Isis dargestellt. Derselbe um die rheinischen Alterthümer sehr verdiente Forscher hat es versucht, die Bilder des räthselhaften Portals von Remagen zu deuten [5]). Er sieht darin eine Darstellung der Ueberwindung des Heidenthums, zumal des Isis- und Mithrasdienstes durch das Christenthum, etwa aus der Zeit des Constans, der sich die Ausrottung des Heidenthums ganz besonders angelegen sein liess. Er lässt die gefesselten Greife den Sonnenwagen mit Mithras ziehen und bezieht die zwei Hunde auf den Anubis. Wir lassen diese Erklärung auf sich beruhen. Braun bemerkt weiter, dass nahe dem Portale die Apollinariskirche steht. Von diesem Heiligen wird erzählt, dass auf sein Gebet sich das Bild des Apollo in Stücke aufgelöst habe und sein Tempel eingestürzt sei. Auch Apollo als Sonnengott erinnert an den Mithras. In Rom wurden die ludi Apollinares im Juli gefeiert. In diesen Monat fällt auch das Fest des h. Apollinaris! Viel volksthümlicher als die Isisverehrung muss die der Nehalennia und anderer Göttinnen, die der Matres und Matronen am Niederrhein gewesen sein, denn die auf diese sich beziehenden Denkmale sind weit zahlreicher. Bei Brambach kommen 22 Inschriften der Nehalennia vor, die meisten sind aus Holland, zwei, 441 und 442 aus Deutz. Den Matres und Matronae sind in demselben Werke 111 Inschriften gewidmet, eine aus Baden, 1667, der matri Deum. Freudenberg [6]) glaubt, dass der Cultus der Mütter nicht spurlos ver-

1) J. Gruteri Corpus Inscript. Amstelod. 1707, p. 1065, 11.

2) O. Keller, Vicus Aurelii oder Oehringen zur Zeit der Römer. Winckelm.-Programm 1871. S. 45.

3) Ammian. Marcell. XVI, 12.

4) Jupiter Dolichenus. Winckelm.-Programm 1852. S. 15.

5) Das Portal zu Remagen, Welcker's Programm 1859.

6) Darstellungen der matres oder matronae in Thonfiguren aus Uelmen. Jahrb. XVIII, S. 127.

schwunden sei, wie Wodan dem heiligen Michael den Platz habe räumen müssen, so verwandelten sich die drei Mütter oder Matronen in die drei heiligen Jungfrauen oder Schwestern: Spes, Fides und Caritas. Mehrere wenig bekannte, auf den Isisdienst in Gallien bezügliche Funde hat Herr E. de Meester de Ravestein zusammengestellt[1]). Bei Germigny wurden Formen gefunden, um sitzende Isisbilder zu machen. Es sind wohl solche aus gebranntem Thon zu verstehen. Bei Tournai wurde eine Statue der Isis ausgegraben, über die Cannegieter geschrieben hat[2]). Eine andere aus Granit wurde bei Antwerpen gefunden und ist jetzt im Museum der Stadt. Auf dem archäologischen Congresse in Antwerpen im Jahre 1867 sprach Bigarne über einen Tempel der Isis in Dijon und stellte die Behauptung auf, dass die Wallfahrten zur Notre Dame de Liesse aus denen zum Isistempel entstanden seien.

Häufiger als grosse Bildwerke und Inschriften, die sich auf ägyptischen Cultus oder verwandte Gottesverehrung beziehen, sind kleine Bronzen und Figuren aus gebranntem Thon, welche Götter der Aegypter darstellen, oder auf deren Todtenbestattung Bezug haben. Die aus gebranntem Thon oder gypsähnlicher Masse gefertigten, meist mit grünlicher oder blauer Glasur überzogenen Uschebtifiguren mit oder ohne Hieroglyphen sind ihrer eigenthümlichen und fremdartigen Technik wegen, wenn sie nicht in auffallender Weise gefälscht sind, gewiss ägyptischen Ursprungs, die Bronzen erscheinen nur zum geringeren Theil als ägyptische Arbeit, sie sind meist römisches Machwerk aus der Zeit, wo man zum ägyptischen Cultus hinneigte, was unter mehreren römischen Kaisern der Fall war. Es ist auffallend, wieviel häufiger solche Funde in Köln und Umgegend sind als anderswo, wo es doch auch lange dauernde römische Niederlassungen gab. Solche Dinge kamen immer in den rheinischen Sammlungen vor und werden auch jetzt noch mit römischen Funden den Sammlern hier und da zugebracht. Leider ist für die ältern Bestände der Museen und Privatsammlungen die Herkunft meist nicht mehr nachweisbar. Dass sich Fälschungen einschleichen konnten, zumal früher, kann nicht in Abrede gestellt werden. Hat man doch die zahlreichsten, schon im vorigen Jahrhundert geübten Fälschungen ägyptischer Alterthümer in dem Museum Kircherianum in Rom entdeckt. Heute giebt es keinen an-

1) Catalogue descriptif. T. I. Liège 1881. p. 42.

2) De Iside ad Turnacum inventa. Traj. ad Rhenum 1764.

nehmbaren Grund dafür, dass man ägyptische Sachen zu Köln in die Erde graben soll, die neben den kostbaren römischen Funden daselbst fast werthlos erscheinen. Auch die Geschichte der Thebaischen Legion, die früher lebhaft besprochen wurde, kann jetzt dafür kein Beweggrund sein. Deshalb ist es mehr als wahrscheinlich, dass die an verschiedenen Orten auftretenden ächt ägyptischen Uschebtifiguren, sowie die ägyptischen und römisch-ägyptischen Bronzen wirklich aus Gräbern römischer Zeit herrühren, auch wenn ihr Fundort nicht sicher beglaubigt ist. Herr Dr. Wiedemann hat die Gefälligkeit gehabt, die im Provinzial-Museum zu Bonn sowie im Wallraf'schen Museum und in der Herstatt'schen Sammlung in Köln aufbewahrten ägyptischen Gegenstände auf ihre Aechtheit zu prüfen. Seine Angaben sind in dieser Beziehung die folgenden: Im Provinzial-Museum sind die fünf Scarabäen aus der Mertens'schen Sammlung, von unbekannter Herkunft, No. 400—404, (M. K. 1902—3 u. 1906—8) ächt bis auf den letzten, dessen Käfer von dem gewöhnlichen Typus abweicht. Nur der erste hat eine Hieroglyphenschrift aus dem 28. Cap. des Todtenbuchs. Die Uschebtifigur aus Elfenbein, No. 407 (M. K. 1843), angeblich in Mainz gefunden, ist wegen der Fehler der Inschrift für gefälscht zu halten. Ebenso ist die knieende Bronzefigur, No. 391 (M. K. 2065), die in Transdorf bei Bonn gefunden sein soll, nach Wiedemann falsch. Die Inschrift verräth Unkenntniss der Hieroglyphenschrift. Aber können die römischen Nachahmer nicht schon die Fehler in dieser Schrift gemacht haben? Wie gleichgültig und unbekannt sie ihnen war, geht aus einer im Isistempel zu Pompeji gefundenen Hieroglyphen-Inschrift hervor, von der Overbeck[1]) sagt, dass sie mit dem Isistempel nichts zu thun haben soll, also ein ächtes Scheinstück und Blendwerk sei. Dies ist wahrscheinlich dieselbe Stele, welche Brugsch mitgetheilt[2]) und übersetzt hat[3]). Sie enthält die Biographie des Aegypters Sam-ta-ui-Tef-necht und ist ohne Zweifel aus Aegypten dahingebracht. Auch eine in dem Tempel gewiss bei Gelegenheit seiner Restauration nach dem Erdbeben vermauerte Granitplatte mit Hieroglyphen wurde gefunden, die den Namen des Königs Psammetich enthält und aus Heliopolis stammt[4]). Wie mir Herr Wiedemann mittheilt, finden sich auch an dem von Hadrian zu

1) Pompeji, 4. Auflage, S. 108.

2) Geograph. Inschriften 1. B. Leipzig 1857. Taf. 58.

3) Geschichte Aegyptens. Leipzig 1877. S. 762.

4) A. Wiedemann, Geschichte Aegyptens. Leipzig 1880. S. 160.

Ehren des Antinous in Rom errichteten Obelisken Fehler der Hieroglyphenschrift. Auch ist es erwiesen, dass die Römer schon ägyptische Gräber öffneten und ihres Inhaltes beraubten. In Pompeji fand sich ein Uschebti des Königs Nectanebus II von Aegypten; er ist jetzt im National Museum zu Neapel[1]). Ein zweiter Uschebti desselben Königs fand sich in den Ruinen von Memphis und ist jetzt im Museum von Bulaq[2]). So können Figuren, die den Namen desselben Todten tragen, an verschiedene Orte verschleppt sein. Es ist der Fall denkbar, dass dieselben, welche in römischer Zeit an den Rhein kamen, auch noch heute in Aegypten gefunden werden.

Der Mertens'sche Katalog führt noch eine ägyptische Bronze-Figur, No. 2056, als in Transdorf gefunden an. Der Fund beider an diesem Ort spricht mehr für eine römische Nachahmung als für eine neuere Fälschung. Die Uschebtifigur mit Hieroglyphen No. 398 (M. K. 1920) aus gebranntem Thon mit hellgrüner Glasur ist ächt und aus der Zeit von 5—300 v. Chr. Die kleine Isisstatuette No. 140 mit dreizipflichem Kopfaufsatz, die in einer Hand den Schiffschnabel, in der andern den Pflug hält, ist nicht ägyptisch, aber vielleicht römische Arbeit, so erscheint auch die aus der Herstatt'schen Sammlung angekaufte weibliche Bronze-Figur, No. 1394, mit herabhängenden Armen, nur mit dem Peplos bekleidet; Herr Herstatt erklärt von dieser mit Bestimmtheit, dass sie bei St. Gereon in Köln gefunden sei. Ein bronzener Apis in schreitender Stellung, No. 1685, die Sonnenscheibe mit der Uraeusschlange auf dem Kopfe, ist ächt ägyptisch, er stammt aus der Herstatt'schen Sammlung und ist von jenen dicken aber lockeren Krusten eines lebhaft grünen Oxyds bedeckt, die den ägyptischen Bronzen eigenthümlich sind. Auch eine 22 cm lange und $5^1/_2$ cm breite Balsamflasche, No. 406 aus der Mertens'schen Sammlung (No. 1972) von ägyptischem Alabaster ist ächt. In der Sammlung des Herrn E. de Meester de Ravestein[3]) befindet sich ein ganz gleicher Lekythus, No. 120, von dem gesagt ist, dass er in Köln unter der Ursulagartenstrasse gefunden sei. Dass die Alabasterflasche der Mertens'schen Sammlung ebendaher stammt, ist überaus wahrscheinlich. Herr de Meester, der die Flasche aus der Garthe'schen Sammlung erworben hat, wohin sie allem Anschein nach aus der Mertens'schen[4]) gekommen ist, sagt, dass sie nichts von der alten

1) Wiedemann, a. a. O. S. 295.
2) Mariette, Not. des monum. de Boulacq, Nr. 561.
3) Catalogue descriptif, T. III. Supplém, p. 8.
4) Vgl. Catal. Mertens, 1972 u. ff.

ägyptischen Kunst an sich habe, sie scheine griechisch-römischen Ursprungs zu sein. Er macht auf die Stelle des Tacitus, Hist. V, 1 aufmerksam, worin berichtet ist, dass Titus die XII. aus Syrien gezogene Legion mit der XXII. und der III., die er aus Aegypten gezogen hatte, vereinigte, diese XXII. habe ihre Spuren zwischen Strassburg, Mainz, Wiesbaden und abwärts hinterlassen[1]), man dürfe sich also nicht wundern, ägyptische Gräber an den Ufern des Rheins zu finden. Im Wallraf'schen Museum zu Köln stehen 12 ächte Uschebtifiguren mit Hacke und Korb aus hellem Thon, die meisten grünlich, eine blau glasirt, sie stammen aus dem 6. bis 3. Jahrh. v. Chr. Zwei darunter zeigen den älteren Stil. Alle sind angeblich in Köln gefunden. Wären sie von Reisenden aus Aegypten mitgebracht, so würden wohl auch andere Gegenstände dabei erworben worden sein. Die Herstatt'sche Sammlung in Köln besitzt eine 15 cm hohe Bronzestatuette des Osiris mit Geissel und Krummstab, er trägt die oberägyptische Krone mit der Uraeusschlange, es ist noch eine zweite vorhanden mit etwas abweichender Darstellung, beide sind ächt und stammen wohl aus Sakkara. Auch sind zwei kleine Thonbilder ächt, ein Osiris mit einer Oese am Fussende und einer solchen am Rücken, also zum Aufhängen bestimmt, und ein Bild des Gottes Chnuphis mit Widderkopf und Widderhörnern. Es ist am Kopf mit einem Loche durchbohrt. Solche Götterbilder wurden als Amulette dem Todten um den Hals gehängt. Ferner ist ein ächtes Uschebtifigürchen aus gebranntem Thon vorhanden, welches den ältern Stil der Thebaischen Dynastie zeigt und aus dem 21.—18. Jahrh. v. Chr. herrührt. Herr Herstatt hat diese Sachen von dem verstorbenen Maler Osterwald erworben, nach dessen Versicherung dieselben in Köln und namentlich bei der Anlage der Benesisstrasse gefunden worden sind. Daher soll auch der Apis und die kleine römische Isisfigur der Bonner Sammlung stammen. Ein Scarabäus aus weicher gypsähnlicher Masse mit falschen Hieroglyphen ist sicherlich eine neuere Fälschung. Schon in römischer Zeit hat man ägyptische Gräber geöffnet und die ihnen entnommenen Uschebtifiguren als Hausgöttter verwendet, auch scheint man sie andern Todten ins Grab gelegt zu haben. Es tragen indessen nicht alle Figuren den Namen eines bestimmten Todten. Unter den römischen Terracotten dieser Sammlung ist eine Matrone zu erwähnen, die das Kind mit der linken Brust nährt. Der rechte Fuss steht auf einer höhern Stufe und ist zurückgestellt, wie an der Isis von St. Ursula.

---

1) Schuermans, Bullet. des comm. roy. d'art et d'archéol. XVI, p. 486.

Attribute fehlen. Am Rücken hat das Thonbild wie gewöhnlich ein Loch zum Aufhängen. Sie ist in der Allerheiligenstrasse zu Köln mit römischen Fragmenten vor 10 Jahren ausgegraben. Diese Figur hat die auffallendste Aehnlichkeit mit der Darstellung einer christlichen Madonna. Man hat diese Darstellung für eine Göttin der Ehe gehalten oder wegen der Spur eines Diadems für die Juno, welche den Hercules säugt, wie es eine grosse Statue in Rom zeigt[1]). Dieselbe hat indessen mit den Bildern der Mütter oder der Nehalennia grössere Aehnlichkeit. Auch finden sich auf Gemmen römische Isispriesterinnen mit nacktem Busen dargestellt[2]). Herr Herstatt hat auch noch ein kleineres Thonbild mit zwei Kindern an der Brust. Es ist 1874 auf dem Kästrich in Mainz gefunden. Auch in dem Rheinichen Museum vaterländischer Alterthümer[3]) sind neun Terracotten der Isis, No. 6 ist in Castel bei Mainz gefunden, 7 aus dem Grossherzogthum Luxemburg, 10 ebendaher, 12 aus Rödingen bei Jülich. Zwei Stierbilder in Bronze daselbst sind von unbekannter Herkunft. Das Bonner Provinzialmuseum besitzt seit Kurzem das Bruchstück einer die Isis darstellenden Terracotte, die aus dem Massenfund zerbrochener Thonfiguren dicht beim Hahnenthor in Köln herrührt. Sie hat eine entblösste Brust und hält den Horus auf dem linken Arm. Die Häufigkeit solcher Darstellungen in spätrömischen Terracotten ist den zahlreichen Inschriften für die Mütter und Matronen entsprechend und beweist die grösste Verbreitung dieser Gottesverehrung in der genannten Zeit. Bei Berkum fanden sich nicht weniger als 18—20 solcher Matronensteine, die nach J. Klein[4]) einem Heiligthume dieser Muttergöttinen, einer Aedicula angehört zu haben scheinen. Warum die im Alterthum so allgemein verehrte Göttermutter bei Kelten und Germanen später in eine Dreiheit von Personen zerfällt, die drei Matronen oder drei Schwestern, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Darauf wird die griechische Vorstellung von den drei Horen, die ursprünglich den drei Jahreszeiten entsprechen und die der drei Parzen von Einfluss gewesen sein. Im Wormser Dom sind sie auf einem

---

1) Winckelmann, a. a. O. IV, S. 87 und VII, S. 300.

2) O. Müller, Handbuch der Archaeol. der Kunst, 3. Aufl. 1848, S. 671.

3) vgl. J. Overbeck, Katalog des K. Rh. Mus. vaterl. Alterth. Bonn 1851. S. 134 u. 119.

4) Matronensteine von Berkum in der Festschrift zur XXXIV. Philolog.-Versamml. in Trier. Bonn 1879 und Jahrb. LXVII, S. 49.

Steine abgebildet und als Embede, Warbede und Willebede bezeichnet. Dr. Köhl hat einen römischen Inschriftstein wieder aufgefunden, der an der romanischen Kirche in Wies-Oppenheim eingemauert war und den Deabus Parcis gewidmet ist. Aus Britannien ist nach Zangemeister[1]) eine Inschrift bekannt, welche die Matres geradezu als Parcae bezeichnet. Rieger wies auf der diesjährigen Versammlung der Alterthums- und Geschichtsvereine in Worms nach, dass hier die drei Schwestern noch im 11. Jahrh. verehrt wurden, wie aus dem Bussbüchlein des Burchard von Worms († 1025) hervorgeht.

Aegyptische Bronzen und Uschebtifiguren, die römischen Gräbern enthoben wurden, fehlen in andern rheinischen Sammlungen fast vollständig. Nichts der Art ist nach den von mir eingezogenen Erkundigungen in den Museen von Trier, Mainz, Wiesbaden, Worms, Stuttgart, Frankfurt a. M. vorhanden. Doch giebt es Nachrichten über Einzelfunde in verschiedenen Gegenden Deutschlands. Herr Soherr in Bingen bewahrt zwei Sistra aus Bronze, die in einem der römischen Gräber bei Kempten gefunden sind und der Sammlung des Herrn K. Rath daselbst angehörten. Prof. Birlinger in Bonn besitzt eine ächte glasirte Uschebtifigur, die nach Dr. Wiedemann der 26. Dynastie aus dem 6.—5. Jahrh. v. Chr. angehört, welche in Würtemberg schon vor 20 Jahren in den sogenannten Steinäckern bei Güglingen gefunden ist, wo die Reste einer ausgedehnten römischen Niederlassung vorhanden sind. Ein in den Grundmauern der Kirche daselbst früher eingemauerter römischer Altar mit den Götterbildern des Hercules, der Minerva, der Vesta und des Mercurs befindet sich jetzt im K. Lapidarium in Stuttgart[2]). Ch. Walz[3]) theilt mit, dass in einem römischen Grabe zu Pfullingen in Würtemberg sich ein kleines, 1 Zoll hohes Isisbildchen mit dem Horus auf dem Arme gefunden habe, das der Finder in der Meinung, es sei eine heilige Jungfrau mit dem Kinde, in Silber fassen liess. Herr J. Dahlem theilt mir mit, dass in den zahlreichen römischen Gräbern von Regensburg sich ägyptische Bronze-Figuren oder glasirte Thonbilder nicht gefunden hatten. Doch erhob er aus einem römischen Brandgrabe des 3. Jahrh. eine weibliche Figur, die auf halbrundem Sessel mit hoher Lehne sitzend, das an ihrer Brust liegende Kind nährt.

---

1) Correspondenzbl. der Westdeutsch. Zeitschr. 1883, Nr. 7, 128.

2) Paulus, Beschreibung des Oberamts Brackenheim, 1873 und die Alterthümer in Würtemberg, Stuttgart 1878.

3) Jahrb. X, S. 79.

Während die ganze Haltung derselben an die Isis erinnert, entspricht Gewandung und Haarfrisur der späteren Kaiserzeit. Einige ganz ähnliche Figuren hat Dr. Emele, Alterthümer Rheinhessens, Mainz 1825, auf Taf. 27 abgebildet. Höchst auffallend ist der Fund einer kleinen, 15 cm hohen, ägyptisch gekleideten weiblichen Figur in Eisenguss, welche im Garten der Villa des Herrn A. Cahn in Plittersdorf in der Nähe eines römischen Grabes gefunden wurde. Sollte sich dieselbe, wie es allen Anschein hat, als antik erweisen, so kann sie nur eine römische Arbeit sein. Wenn es in den römischen Legionen ägyptische Soldaten gab, so sind auch wohl Bestattungen mit Symbolen des ägyptischen Glaubens vorgekommen. Es ist gar nicht zweifelhaft, dass im römischen Heere und zumal in der XXII. Legion Aegypter gestanden haben können. Zum Heere des Maximianus Herculius, das den Aufstand der Bagauden unterdrücken sollte, gehörte die Thebaische Legion[1]), die nach einer Landschaft Ober-Aegyptens den Namen hatte und nach Eucherius schon vorher im Abendlande stand. Es ist aber nicht wahrscheinlich, dass in derselben noch altgläubige Aegypter waren, weil in der Thebais das Christenthum früh verbreitet war, und nach dem Bericht der Kirchenväter diese Thebäer am Rhein sich weigerten, gegen Christen zu kämpfen und daher decimirt wurden. Es berichten aber auch Julius Capitolinus und Herodian[2]), dass Mauretanier im römischen Heere gegen die Germanen fochten. In Xanten kommt der Stempel der Cohors Mauretanorum auf Ziegeln vor. Eine Inschrift von Cleve nennt einen Präfekten der 2. Cohorte, der in Mauretanien geboren war. Also standen auch afrikanische Truppen am Rhein.

Während uns die römischen Kaisermünzen späterer Zeit so häufig Beziehungen zur Mithras-Religion erkennen lassen, der auch Constantinus Magnus huldigte, ehe er Christ wurde, sind solche, welche auf die Isis oder den Serapis deuten, am Rheine sehr selten; sie finden sich nach O. Müller besonders auf Münzen aus der Zeit des Commodus und Caracalla. Auf denen des letzteren kommen die Figuren des Osiris[3]) und der Isis[4]) vor. Die Isis ist auf alexandrinischen Münzen neben dem Pharus wandelnd und ein Segel ausbreitend dargestellt.

---

1) Braun, Zur Geschichte der Thebaischen Legion. Winckelm.-Progr. Bonn 1855, S. 12.

2) Hist. VI, 7.

3) Cohen, Description hist. des Monnaies etc. Paris III, p. 379 u. 382.

4) Cohen, III, p. 428 u. VII, p. 221.

Ihr Kopfaufsatz kommt nach O. Müller[1]) schon auf Münzen der Seleuciden, so von Antiochos Sidetes vor. Auf Münzen des Hadrian hat sie auf dem Haupte die Mondsichel oder in der Hand das Sistrum. Von Commodus giebt es Münzen mit dem Revers Serapi Comiti Aug. und mit Serapidi Conserv. Aug.[2]) von Postumus solche mit Serapi oder Serapidi Comiti Aug.[3]). Der letztere kommt auch bei Gallien[4]) vor. Nach Senckler[5]) reichen in Aegypten geschlagene Votivmünzen mit ägyptischen Gottheiten bis zu Theodosius hinab und es sind Münzen des Julian II mit dem Bilde des Stieres Apis aus allen Münzstätten vorhanden. Dieser Kaiser liess aber in Trier keine Münzen schlagen[6]). Auf seinen Münzen und denen seiner Gattin Helena kommen die Figuren der Isis, des Anubis mit dem Sistrum, des Harpocrates vor, es sind die Legenden Deo Sarapidi und Isis Faria sehr häufig. Wo diese Götterbilder dargestellt sind, tragen sie die Züge des Kaisers und der Kaiserin.

Der Fund der mit Inschrift versehenen Isisstatue an der Ursulakirche in Köln hat es unzweifelhaft festgestellt, dass dort in römischer Zeit eine Isisverehrung vorhanden war. Es ist selbst wahrscheinlich, dass daselbst ein Tempel der Isis gestanden hat. Doch deutet die Seltenheit ähnlicher Funde darauf, dass diese Religion am Rhein keine ausgebreitete gewesen ist. Die in Gräbern gefundenen ägyptischen, oder römisch-ägyptischen Gegenstände werden von Aegyptern, die mit den römischen Heeren an den Rhein gekommen sind oder auch vielleicht von Römern herrühren, die sich zum Isiscult bekannten, wie es von dem Wiederhersteller des Isistempels in Pompeji angenommen werden muss. Die Verehrung weiblicher Gottheiten in gewissen Theilen Deutschlands, von der Tacitus Nachricht gibt, und auf welche zahlreiche Denkmale einer spätern Zeit zumal am Niederrhein hinweisen, hat wegen der Aehnlichkeit der künstlerischen Darstellung derselben und ihrer Attribute mit dem alten Isisdienste eine viel nähere Beziehung, als man bis jetzt zuzugeben geneigt war.

Ueberhaupt kann es als ein Ergebniss der neueren, alle Länder

1) a. a. O. S. 671.
2) Cohen, III, S. 86.
3) Cohen, V, p. 38.
4) Cohen, IV, p. 452.
5) Jahrb. XVII, S. 100.
6) Cohen, VI p. 356, 371 u. ff.

umfassenden Alterthumsforschung bezeichnet werden, dass es viel richtiger ist, eine Uebertragung der Cultur von Volk zu Volk anzunehmen und die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes als ein zusammenhängendes Ganze aufzufassen, als die Ansicht festzuhalten, dass die einzelnen Völker ihre Cultur und ihre Religionsbegriffe ganz selbstständig und unabhängig von einander entwickelt hätten.

Bonn, im November 1883. H. Schaaffhausen.

---

## Erklärung der Tafel.

1. Das romanische Kapitäl von der linken Seite, in ohngefähr 1/3 der natürlichen Grösse. Dasselbe findet sich unter den zahlreichen Bildern romanischer Kapitäle, welche Förster und Otte veröffentlicht haben, nicht angegeben. Das Ornament keines andern Baustils zeichnet sich aber auch durch eine so grosse Mannigfaltigkeit der Formen aus.

2. Die Isisstatue von vorn, in derselben Verkleinerung. Die untere Fläche des Sockels ist die Vorderfläche des Kapitäls.

Beide Figuren sind nach photographischen Aufnahmen gezeichnet.

## 5. Römische Gläser.

### D.

### Römische Gläser mit aufgegossenem Fadennetz.

Hierzu Taf. II.

Im 74. Jahrbuch ist S. 89 und S. 194 die Frage aufgeworfen worden, ob die daselbst Taf. V, 2 abgebildete, in der Münsterkirche zu Neuss gefundene Amphora eine Arbeit römischer oder fränkischer Zeit sei. Veranlassung zu dieser Frage gab die eigenthümliche Verzierung des Thongefässes, welche aus einem Netz breiter, in Barbotin-Technik aufgelegter Bänder besteht, die vermittelst einer Holzform mit kleinen, eingedrückten und nebeneinander gestellten Quadraten gemustert sind.

Rector Aldenkirchen, der die Neusser Amphora veröffentlichte, stellt dieselbe, ebenso wie Const. Koenen[1]), in die karolingische Zeit; offenbar deshalb, weil die fremdartige Verzierungsweise innerhalb des Vorrathes bekannter römischer Potterien keine Analogien darbot. F. Hett-

1) Derselbe hat in der Neusser Zeitung vom 6. Dec. 1882 sich darüber ausgelassen und theilt mir mit, dass er deshalb die dortige Amphora für ein Erzeugniss frühkarolingischer Technik halte, weil er Scherben ähnlich verzierter Gefässe in Gohr (Jahrb. LXIII, S. 170), in Meckenheim und in Gerresheim unter Umständen gefunden habe, die auf das 8. bezw. den Anfang des 9. Jahrhunderts hindeuteten. Zudem sei der Brand zu hart für die spätrömische Zeit. Vorausgesetzt, die für eine frühkarolingische Datirung geltend zu machenden Gründe seien zutreffend, so würde für meine Ueberzeugung daraus nur folgen, dass die spätrömische Tradition der Barbotin-Technik bis in die karolingische Zeit andauerte, denn dieser wird man sie doch gewiss nicht als eine ihr eigenthümliche zusprechen wollen.

ner in Trier neigt zwar zu der Annahme römischen Ursprungs, sagt aber: der Eindruck, den die rundbogige Umspinnung des ganzen Gefässes in der Abbildung hinterlassen, sei der, es gehöre dem 10. oder 11. Jahrhundert an. — Meine eigene Ansicht hatte ich auf die Bemerkung beschränkt, Scherben eines ähnlichen Gefässes seien bei den Ausgrabungen des Bonner Castrums gefunden worden. — Dieselben lagen in einem unstreitig römischen Kanal, der im Jahre 1878 im südlichen Abhang des Schänzchens aufgedeckt wurde. Da alle übrigen Fundstücke der damaligen Ausgrabung römisch waren und Gegenstände fränkischer Zeit sich nicht beigemischt fanden, so lässt sich von vorn herein der römische Ursprung jener Scherben nicht bezweifeln. Zufälliger Weise sind nun im Januar dieses Jahres, bei Aufdeckung des Ausflusses des grossen südlichen Entwässerungs-Kanals im Bonner Castrum, und zwar an der Stelle, wo dieser Kanal die Ostmauer der Umwallung passirte, in demselben wiederum 6 Scherben gleicher Art gefunden worden. Der gelbe Thon, die in Barbotine aufgelegten Bänder und die Art ihrer Verzierungen zeigen in allen drei Fällen keine wesentlichen Unterschiede.

Die Thatsache, dass die Scherben der beiden Bonner Funde in Kanälen lagen, lässt jedenfalls zunächst die Vermuthung berechtigt erscheinen, dass die fraglichen grossen Gefässe zum Einfüllen oder Ausgiessen von Wasser dienten. Am römischen Ursprung zu zweifeln, liegt nach dem Fundort, der Thonart wie der Technik vorab kein Grund vor; aber man wird die Datirung dieser Gefässe allerdings in die spätrömische Zeit an die Grenze fränkischer Formbildungen setzen müssen, da gerade jenes aus kleinen Quadraten verschiedenster Art zusammengesetzte Bandornament besonders auf Gefässen merovingischer Zeit erst geläufig wird, wenn es auch schon in spätrömischer Zeit nachweisbar, ja in seinen Motiven schon in den Verzierungen Andernacher Urnen der ersten Kaiserzeit (Martinsberg) vorkommt.

Unser Verein besitzt eine der Neusser verwandte 64 cm hohe kugelförmige ungehenkelte Amphora von grauem rohen Thon, auf deren Mantel als Verzierung umlaufende Ringe aus ähnlichen Quadraten zusammengesetzt sind. Sie wurde vor etwa 25 Jahren in Meckenheim gefunden und von dem verstorbenen Rentner E. Rapp der Vereinssammlung geschenkt, ist aber von roherer und späterer Arbeit wie die Gefässe von Bonn und Neuss[1]).

1) Als Gefässe mit diesen quadratischen Ringverzierungen (allerdings reicherer

Die Frage nach der Zeitstellung der eigenartigen Barbotin-Amphoren gewinnt eine sichere Unterlage durch den Vergleich mit einer Anzahl von spätrömischen Gläsern ähnlichen Schmuckes. Drei derselben finden wir in natürlicher Grösse auf der beigegebenen Tafel abgebildet.

Das interessanteste Stück unter denselben ist das Fragment, welches den Hals einer hellgrünen Flasche bildet und mit einem Netz, das 4 bis 7 cm von den Wandungen absteht, umgeben ist (Taf. II, 2). Dieses Fragment befindet sich im Museum zu Aachen.

Für den Streit, ob das Netzwerk der diatretischen Gläser aus der Glasmasse herausgeschliffen oder aufgeschmolzen sei, findet man in diesem Stück ein lehrreiches klares Beispiel für die letztere Technik. Ihre rohere plumpe Hantierung lässt gar keinen Vergleich mit der Feinheit der im 59. Jahrbuch von mir publicirten und zusammengestellten diatretischen Gläser zu, für deren Ausschleifung ich mich ebenso entschieden als wiederholt ausgesprochen habe.

An dem Aachener Glasfragment sieht man deutlich, wie der Glasbläser zunächst ein lang gezogenes Glasband unterhalb wie oberhalb um den Gefässhals legte und dann aus diesen beiden Bändern, als sie sich noch in der Glühhitze befanden, in gleichen Abständen runde Nuppen oder Nasen herauszog und platt drückte, die dann als Vorsprünge zur Anlehnung des Fadennetzes dienten. An diese kleinen Flügel ist nun eine dicke runde Glasschnur in Wellenform angelehnt, und zwar legen sich die Senkungen der obern Schnur auf die Hebungen der untern und bilden dadurch in der Mitte ein rautenförmiges Ornament, freilich in sehr unvollkommner Gestalt, weil die ganze Arbeit nicht mit Geschick und Sorgfalt hergestellt ist.

Links neben dem Aachener Fragment bringt unsere Tafel II, 1 einen mittelgrossen Trinkbecher von feinem weissen Glase zur Anschauung, dessen oberster Rand leider ausgebrochen ist. Derselbe überragte die jetzigen Bruchflächen indessen nur um wenige cm, wie der Vergleich eines ähnlichen, ganz erhaltenen Glases im Museum zu Worms erkennen lässt[1]. Das Wormser Glas stammt aus einem römischen

---

Art, da innerhalb der Quadrate sich noch Ornamentationen befanden) noch wenig bekannt waren und im Jahre 1855 in Bertzdorf bei Brühl durch Frau Mertens-Schaaffhausen gefunden wurden, hielt man diese Verzierungen noch für orientalische Schriftzüge, mit deren Lesung man sich freilich vergeblich abmühte. Jahrb. XXIII, S. 193. Vgl. Lindenschmit, Alterth. I, H. IV, Taf. V, 6.

1) Abgebildet in der Westdeutschen Zeitschrift 1883, H. I, Taf. III, 1 und 3.

Grabfunde; ebenso das Glas unserer Abbildung, welches in dem römischen Gräberfelde des Martinsberges zu Andernach gefunden und daselbst für das Bonner Prov.-Museum von Jacob Schmitz käuflich erworben wurde. Die Umstände des Fundes bekunden nach den Mittheilungen des Finders ein Kinder-Skelettengrab der spätern Kaiserzeit[1]).

Der Glasbläser hat, wie bei dem Aachener Glase so auch hier, zuerst einen dicken kordelartigen Faden ausgezogen und diesen in rautenförmiger Musterung der Wandung des fertigen Glases aufgelegt, nur mit dem Unterschiede, dass bei dem Aachener Fragment das Netz von der Gefässwand weit absteht und dasselbe hier darauf fest anliegt. Das Ende des Fadens, der zur Weiterführung nicht mehr reichte, sieht man ohne Zusammenhang oben auslaufen. Durchaus ungenau, wie auf dem Aachener, ist auch auf dem Glase von Andernach die Wiedergabe der Rauten, wodurch eine wenig geübte, wahrscheinlich provincielle Kunsttechnik sich charakterisirt.

Späterer Zeit angehörig und aus viel schlechterm Material hergestellt, dient dann als drittes Beispiel aufgeschmolzener Fadenverzierung eine flache Urne von schmutzig gelb-grünem Glase, gleicher Verzierungsart, welche das Bonner Prov.-Museum von Dr. Bone in Köln erwarb und die bei Jülich gefunden sein soll (Taf. II, 3).

Hier ist die wellenförmig auf die Gefässwand angelegte Schnur so wenig gleichmässig und so ungeschickt ausgezogen, dass sie bald unförmlich verdickt, bald fadendünn erscheint. Während wir den Anfang derselben (in der Mitte des Gefässes unten) als unförmlichen Knollen bezeichnen können, läuft daneben ihr Ende immer dünner werdend in die Höhe und legt sich schliesslich auf dem obern Bogen der Wellenlinie spitz an.

Als Beispiele der Barbotin-Technik überhaupt würden diese Gefässe mit ihren ungeschickten Verzierungen gar keine Bedeutung haben, da wir innerhalb dieser die zierlichsten und schönsten Ornamentirungen besitzen und neuerdings auch in diesen Jahrbüchern solche aus der Disch'schen Sammlung (Jahrbuch LXXI, S. 126) besonders noch her-

---

Dieses Glas war es wohl, welches Hettner im Auge hatte, wenn er an der angeführten Stelle Jahrb. LXXIV hinzufügt: Aehnliche Formen kommen bei römischen Gläsern vor.

1) Ein ganz gleiches Glas befindet sich auch im Museum zu St. Germain en Laye.

vorhoben; wohl aber haben sie eine solche Bedeutung als Nachklänge und Nachbildungen der einer vorhergehenden Zeitepoche angehörenden ausgeschliffenen diatretischen Glaskunstwerke.

Bei dem Jülicher Glas ist als besondere Merkwürdigkeit noch sein Deckel zu erwähnen. Er besteht aus einem Schieferstein, der, auf die Grösse und Rundung der Gefässöffnung geschnitten, diese bedeckt und mit einer vierzeiligen eingekratzten Inschrift versehen ist, welche wohl einige Zahlzeichen erkennen lässt, jedoch einer vollständigen Lesung bis dahin widerstrebt. Berufenen Epigraphikern überlasse ich es, darauf zurückzukommen.

## E.

## Römische Gläser mit aufgemaltem Figurenschmuck.

Hierzu 5 Holzschnitte.

---

Im 64. Jahrbuch habe ich bereits die Nothwendigkeit einer Untersuchung darüber hingestellt, ob der den Goldgläsern der Katakomben eigenthümliche schützende Glasüberfang niemals fehle und nicht überhaupt eine Voraussetzung und charakteristische Bedingung der ältern römischen Goldgläser-Industrie gegenüber den spätern Glasdekorationen in Gold und Farben sei[1]. Noch weniger habe ich bestritten, dass es römische bemalte Gläser ohne Glasüberfang gäbe, wofür ja besonders der Herstatt'sche Teller von St. Ursula in Betracht kam[2]. Indessen waren mir doch bestimmte Beispiele bemalter römischer Gläser, die von vorn herein ohne Glasüberfang blieben und ihn nicht etwa durch Bruch verloren hatten, bis dahin nicht zu Gesicht gekommen. Kürzlich habe ich mich jedoch durch die Betrachtung eines bemalten römischen Glasbechers im Louvre zu Paris überzeugt, dass in späterer Zeit, etwa vom Ende des 4. Jahrhunderts an die römische Glasfabrikation zu einer Dekorationsweise überging, welche die Gefässwände mit dick aufgetragenen Malereien schmückte, ohne dieselbe dann mit

---

1) Jahrb. LXIV, S. 119.
2) LXXI, S. 122.

einem Glasüberfang zu schützen. Die Festigung der Farben geschah vor oder nach dem Auftrag eines leuchtenden Firnissüberzuges oder einer Glasur durch abermaliges Brennen.

Das im Museum des Louvre befindliche Glas ist ein kleiner, runder, kugelförmiger Trinkbecher ohne Fuss, von grüner Farbe, welcher 1858 in Nîmes gefunden wurde und sich durch die gemalte Dekoration einer niedlichen Genrescene auszeichnet. Augenscheinlich war dieser malerische Auftrag niemals durch einen Glasüberfang geschützt. Wir erblicken in einem Gestrüpp, welches eine Menge aus dem Boden hervorwachsender Sträucher etwa als Sumpf andeutet, einen Kampf zwischen 4 Kranichen und 2 Pygmäen, eine Scenerie, welche uns in der alten Kunst häufig entgegentritt; die nackten Gestalten der beiden Zwerge sind mit Speeren, Helm und Schild bewaffnet, ihrem Angriffe begegnen die hochbeinigen Vögel mit aufschlagenden Flügeln und geöffneten Schnäbeln.

Ein ähnliches bemaltes Glas ohne Ueberfang bewahrt das Museum zu Algier. Es ist ebenfalls ein runder Trinkbecher auf niedrigem Fuss, von weissem Milchglas, der 1852 in der Stadt selbst gefunden wurde. Die Darstellung besteht aus zwei Gruppen eines Gladiatorenkampfes. Ein mit Helm und Schurz bekleideter Gladiator steht vor seinem darnieder geworfenen, auf dem Rücken liegenden Gegner. In der zweiten fast gleichen Gruppe liegt der Besiegte, dessen Schild auf der Erde ruht, auf den Knieen und erhebt seine Hände, um Gnade zu erbitten.

Beide Glasbecher bewahren nur geringe Reste ihrer ehemaligen Bemalung; auf demjenigen von Algier erkennt man noch die Anwendung der blauen und der rothen Farbe: roth und gelb hat sich zumeist auf dem Trinkglas des Louvre erhalten. Aber gerade durch die bedauernswerthe Zerstörung der Bemalung ist es ermöglicht, die Art der Herstellung genauer festzustellen. Man sieht deutlich an den von der Farbe entblössten Stellen, wie der Künstler vor dem Auftrag derselben die Darstellung mit einem Stift in den Glasmantel einritzte und sich auch in seiner Zeichnung corrigirte. Auf diese letztere sind die Farben dann ziemlich dick, fast reliefartig aufgetragen, nach dem Trocknen mit einer Art Firniss-Glasur überzogen und schliesslich das so bemalte Glas einem erneuten Brennen ausgesetzt worden.

Herr Ant. Héron de Villefosse[1]), dem man die Besprechung

1) Revue archéologique 1874, Planche VIII, S. 281. Auch erwähnt bei Lobmeyr, Glasindustrie S. 38 u. Slade S. XV.

dieser beiden Gläser und eine Abbildung des Pariser Exemplars verdankt, fügt noch diejenige eines Glases im Privatbesitz bei, welches in Khamissa (Thubursicum Numidarum) gefunden wurde [1]. Es ist blau, von derselben Becherform, wie das Pariser Exemplar, mit Weinlaub, Trauben und zwei darin hüpfenden Vögeln[2]) in bunten und ganz wohl erhaltenen Farben geschmückt. Herr de Villefosse knüpft an die Besprechung dieser Glasbecher zwei für die weitere Forschung nach dem Verfahren der römischen Glasindustrie höchst wichtige Fragen, nämlich nach den Fabrikorten, indem er die Thatsache, dass die 3 Gläser ganz gleicher Art sich in Nîmes, Algier und Khamissa fanden, als abermaligen Hinweis auf die Uferstädte des Mittelmeeres ansieht; dann durch die Beobachtung aufgefordert, dass jene 3 Glasbecher in ihrer für die Aufmalung bestimmten Vorzeichnung gravirt sind — ob nicht alle gravirten Gläser ursprünglich bemalt oder vielmehr für die Bemalung bestimmt gewesen seien.

Herr de Villefosse drückt sein Erstaunen darüber aus, dass man den gravirten Gläsern bisher gar keine Aufmerksamkeit zugewendet und man in dem Werke von Deville[3]) nur ein Beispiel derselben aufgeführt finde. Zahlreich sind dieselben auch nicht in den später erschienenen verdienstvollen Werken von Nesbytt und Fröhner, welche mir allerdings zum nähern Eingehen augenblicklich nicht zu Gebote standen.

Die vielen gravirten Gläser, denen ich meine Aufmerksamkeit zuwendete, und die ich zum grossen Theile selbst publicirte[4]), unterstützen die Hypothese des Herrn de Villefosse nicht.

Während die als Unterzeichnungen anzusehenden Einritzungen auf jenen bemalten Bechern nur aus leichten, zarten Linien bestehen und für sich ungenügend erscheinen, um ein Bild abzugeben, des Farben-

1) Ebendaselbst Planche IX. C. Engelhardt hatte schon in den Mémoires de la société des Antiquaires du Nord (Copenhagen 1872) das Pariser Glas als Gegenstück zu drei ähnlich bemalten Gläsern veröffentlicht, welche sich im Museum zu Copenhagen befinden und in Seeland in einem Skelettengrab des 5. Jahrhunderts gefunden wurden. Ueber die Einzelheiten der Technik spricht sich Engelhardt nicht näher aus. Selbstverständlich sind diese Fundstücke im hohen Norden als römische Handelswaare zu betrachten.

2) Der Darstellung nach gehört dieses Glas zu der Gruppe der von mir im Jahrbuch LXIV, S. 63 ff. behandelten.

3) Deville, Histoire de l'art de la verrerie dans l'antiquité. Paris 1873.

4) Jahrb. LXIII, Taf. V; LXIX, 49; LXXIV, Taf. III und VI.

auftrags zur Erreichung eines solchen somit bedürfen, sind die meinerseits publicirten meist mit dem Rade hergestellten gravirten Glasdarstellungen von kräftigem, breitem und tiefem Schnitt, für den keine solche farbige Nachhülfe zur Hervorbringung des Bildes erforderlich war.

Herr de Villefosse bezieht sich für seine Vermuthung auf drei von Prof. H. Jordan in Königsberg zu einer Gruppe zusammengestellte gravirte Gläser mit Städteansichten[1]), welche sich zu Piombino, in Rom und in Portugal gefunden haben und wahrscheinlich die Ufer von Puteoli und Bajae darstellen, indem er ein viertes nur durch Abbildung bekanntes und von Bellori als Vignette veröffentlichtes[2]) ähnliches Bild hinzuzieht, das die Beischrift »ex antiqua pictura« trägt.

Die ganze Herleitung um diese Beischrift auf Bemalung eines Glases zu beziehen, ist, von allen übrigen berechtigten Einwürfen abgesehen, deshalb von vorn herein hinfällig, weil es eine bis dahin ganz unbegründete Annahme bleibt, jenes von Bellori veröffentlichte Panorama für ein Glasbild zu halten. Da es als solches gar nicht bezeichnet wird, hat man es lediglich für ein Gemälde anzusehen, gleichviel ob es überhaupt antik oder nur eine moderne Spielerei sei[3]). Der Herausgeber Bellori gibt zu seiner Vignette keinerlei Aufklärung.

Es ist indessen nicht meine Absicht, der Vermuthung, die gravirten Gläser seien für die Bemalung bestimmt gewesen, eingehender entgegenzutreten, als vielmehr die Anzahl der auf Glasgefässen dargestellten Städteansichten um eine neue durch diese Bekanntmachung zu vermehren. Leider umfasst sie nur die Fragmente eines grössern werthvollen Bildes: dass dieselben einem flachen tellerartigen Gefässe angehörten, unterliegt keinem Zweifel. Die Darstellung ist in aufgelegtem Golde in der Technik der Katakomben-Gläser ausgeführt. Nach zwei Seiten sind diese Fragmente von grossem Interesse. Einmal weil auch dieses Bild ohne Glasüberfang ist, dann weil es wiederum in Köln,

---

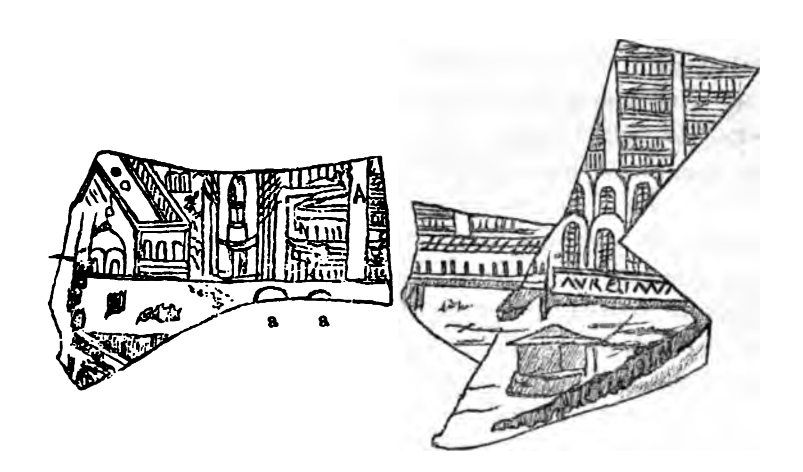
1) Archäologische Zeitung 1868, Taf. 11, S. 91 ff.

2) Bellori, Fragmenta vestigii vet. Rom. bei Grävius, Thesaurus rom. t. IV.

3) Jordan hat das Alter des Bildes mit Recht bezweifelt. Ich vermag nicht zu ersehen, wie Herr de Villefosse zu dem Irrthume gelangt ist, die Bellori'sche Vignette für eine Abbildung des im Museum der Propaganda zu Rom befindlichen Glases zu halten. Revue archéol. 1874, p. 286, Anm. 3. Offenbar liegt hier ein Irrthum des verdienstvollen französischen Gelehrten vor.

im Gebiete der altchristlichen Grabstätten von St. Severin und zwar im Jahre 1857 im Garten der Fabrik des Herrn Bredt am Catharinengraben aufgefunden wurde. Herr Bredt schenkte die Scherben Herrn Bankier Jacob Seligmann, der sie auf meinen Wunsch im Februar 1879 dem Provincial-Museum in Bonn übergab, woselbst sie sich (im Inventar der Geschenke unter Nr. LXVIII eingetragen) befinden.

Die uns in den noch vorhandenen vier Scherben von dünnem, weissem, mattem Glase erhaltene Darstellung vergegenwärtigt in gleicher Grösse, allerdings in ungenügender Wiedergabe der anstehende Holzschnitt. Ebenso wie die drei angeführten Glasdarstellungen von Piombino, Rom und Portugal besteht diese Darstellung aus dem Panorama des mit monumentalen Gebäuden besetzten Ufers eines breiten Wassers. Es ist offenbar eine Stadtansicht aus der Vogelperspective, die wir vor uns haben, denn man sieht rechts ganze Reihen von Häusern, durch Strassen getrennt, hintereinander liegend; ebenso blickt man von oben in das




Innere eines grossen lang gestreckten viereckigen Baues. Den Uferrand selbst schmücken nur monumentale Bauten: zuäusserst links ein gekuppelter Rundbau, an diesen schliesst sich ein grosser, an der Schmalseite mit einer Freitreppe und drei Portalen versehener Tempel, in dessen mittlerm Raume man zwei Brunnen oder Altäre erkennt. Darauf folgt zwischen hohen Mauern, vielleicht in einem Palasthof, eine Fontaine, ferner ein grosses Gebäude mit einer halbrunden Apsis, dann ein einstöckiges Magazin und endlich vor den durch zwei Strassen getrennten Stadtvierteln des Hintergrundes ein Monumentalbau, von dem

zwei Reihen grosser Rundfenster hintereinander liegen, untenwärts mit dem Namen AVRELIANA[1]) bezeichnet. Auch in einer Strasse sieht man den Buchstaben A. Weitere Buchstaben scheinen an dieser Stelle nicht gewesen zu sein.

Dass das Wasser, dessen reichbebautes Ufer wir vor uns sehen, von Bedeutung und wahrscheinlich ein Hafen sein soll, lässt der rechts vom Beschauer die Wasserfläche quer durchschneidende Damm errathen, an dem sich ein bedachter Pavillon befindet, welcher entweder als schwimmendes Schiff oder als auf der Insel liegend gedacht ist. Am jenseitigen Ufer erblicken wir ausserdem zwei in das Wasser hineinreichende Landungsbrücken. Das merkwürdigste Stück der Wasser-Staffage ist indessen zerstört und nur noch in zu errathenden Spuren vorhanden, nämlich auf der grössern Scherbe links vom Beschauer und zwar am äussersten Ende derselben, da wo unser Holzschnitt nur noch in ihrer Wesenheit nicht mehr zu bezeichnende Spuren wiedergibt, scheint das mitten im Wasser zumeist nach rechts zu ersehende Fragment eine auf einem Seepferd reitende Figur dargestellt zu haben. An ein Landpferd zu denken, lässt die Oertlichkeit der Wasserfläche nicht zu. Vor diesem Figurenreste zeigt der Holzschnitt zwei Kreisabschnitte (bei aa) die nach näherer Betrachtung die obern Hälften von drei grossen Buchstaben CVI (cui) zu sein scheinen. Ebenso will es scheinen, als ob sich im Gesimse des Pavillons unter seinem Dache Buchstaben befänden und zwar IVH. Mein scharfsichtiger Zeichner Wilhelm Rose glaubte sogar im obern Theile der grössern Apsis, die wir als viertes Gebäude aufzählten (demjenigen links in der Strasse mit dem Buchstaben A), die Buchstaben NIHI zu lesen. Ich erkenne in diesen Zeichen nur Verzierungen. Diese Wahrnehmungen sind indessen zu unsicherer, zu zweifelhafter Art, um sie berücksichtigen zu können; mithin bleibt für die Bestimmung der dargestellten Lokalität nur die deutlich erkennbare Bezeichnung Aureliana übrig, welche an die Bauthätigkeit des Kaisers Aurelianus [270—275 n. Chr.] erinnert, dem die Stadt Rom die noch in mannigfaltigen Resten erhaltenen mächtigen Stadtmauern, ebenso Tempel und Thermen[2]) verdankte. Obgleich die erstern eines monumentalen Charakters nicht entbehren, mit

1) Der letzte Buchstabe A von AVRELIANA ist nur noch theilweise vorhanden, indessen deutlich erkennbar. Ob dahinter noch ein weiteres Wort, etwa urbs, stand, muss dahingestellt bleiben.

2) Salmasius zu Vopiscus.

Thürmen, Thoren und einem offenen Bogengang ausgestattet waren, so sind doch auf unserm Bilde keinerlei architektonische Motive vorhanden, die sich als Umwallung einer Stadt ansehen lassen. Wir schauen offenbar in eine grosse Stadtanlage hinein, und ihr Name muss entweder AVRE-LIANA sein, oder diese inschriftliche Bezeichnung lediglich dem grossen Gebäude zukommen, das sie trägt und das dann zunächst liegende, wäre als jene Thermen-Anlage anzusehen, die Aurelian am rechten Tiberufer, in Trastevere zu Rom aufführen liess[1]. Indessen neige ich einer andern Ortsbestimmung mehr zu.

Der Kaiser Aurelian vernichtete bei Châlons-sur-Marne die Legionen des Tetricus und tritt nach dessen Ueberwindung als Ordner Galliens auf. Der wichtige Uebergang über die Loire, der ihm Aquitanien sicherte, das alte Genabum, nunmehr Orleans[2], welches für den damaligen Handel im Mittelmeere das bedeutendste Emporium war, verdankt Aurelian ein erneutes Aufblühen. Der Name Genabum verschwindet allmählich und dafür tritt an die Stelle die aurelianensis civitas, aureliana urbs, bei dem Anon. Ravennas und Gregor v. Tours schlechtweg Aurelianis (Ablativ von Aureliani) = Orleans[3].

Die Auffindung und Bestimmung römischer Gebäude in Orleans ist meines Wissens nicht soweit fortgeschritten, um zu einem Vergleich mit unserm Bilde auffordern zu können. Will man der Phantasie aber einen Augenblick die Zügel schiessen lassen, so könnte man eine in der Quelle l'Etuvée gefundene Inschrift, wonach Capillus, der Sohn des Illiomar, der Quellgöttin Augusta Acionna eine Säulenhalle, einen Brunnentempel gründete, mit jenen zwei Gebäuden links in Zusammenhang bringen, in welchem wir zwei Brunnen erblicken.

Bezüglich der technischen Herstellung sei noch besonders hervorgehoben, dass die an den beschädigten Stellen, wo die Goldauflagen

---

1) Vopiscus l. c.: Thermas in Transtiberiana regione Aurelianus paravit hyemales, quod aquae frigidioris copia illic deesset, forum nominis sui in Hostiensi ad mare fundare coepit. In quo postea praetorium publicum constitutum est.

2) Sidon. Apoll. ep. VIII, 15. Not. Galliar. 4, 7; cf. Böcking zur Not. imp. Comm. p. 922*. Geogr. Rav. IV, 26. Gregor v. Tours V, 34; VII, 45; VIII, 1; IX, 33.

3) Das litterarische Material findet sich in Stark's Städte, Kunst und Alterthum in Frankreich S. 286. ff. u. 612. Vgl. Forbiger, Geogr. III ed. 1, p. 223 und Desjardins, Zur Tab Peut. p. 26, welcher aber die Inschrift Corp. V, Nr. 7782 nur nach Muratori's falscher Lesung citirt.

zerstört sind, deutlich ersichtlichen Unterzeichnungen nicht eingeritzt, sondern in sicher geführten Linien aufgeätzt sind. Der Künstler hat sich auch mit dem Gold nicht begnügt, sondern für die Wasserfläche sich der blauen Farbe bedient, die links zerstört, rechts an einer Stelle dick aufgetragen und mit Weiss aufgesetzt ist. An dem Holzwerk des Pavillons gewahrt man braune Tinten; auch scheint eine Abwechslung von matten und glänzenden Goldtönen stattgefunden zu haben.

Wenn ich im Eingange der Besprechung dieses Glasgemäldes vorab seine Bedeutung im Fundorte und in der technischen Herstellung eines Goldbildes ohne Glasüberfang sah, so wird man im Falle der Annahme meiner Auffassung über die Lokalität keinen anderweitigen Bedenken begegnen, die grössere Bedeutung doch darin liegen, dass diese Glasfragmente uns ein — allerdings leider zerstücktes — Bild der römischen Stadt des heutigen Orleans gewähren[1]).

Dem Beispiel eines römischen Goldbildes ohne Glasüberfang kann ich noch ein weiteres, das aus der Stadt Rom selbst stammt, beifügen.

Vor etwa zehn Jahren war ich nämlich so glücklich, für die Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden ein kleines, zum Tragen am Halse bestimmtes Amulet zu erwerben, welches im Jahre 1849 mein verstorbener Freund Prof. Albrecht Wolters, der damals preuss. Gesandtschafts-Geistlicher in Rom war, erlangte. Es stammt aus den Katakomben von St. Agnese.

Dasselbe war auf der Düsseldorfer Ausstellung zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergeben, wurde indessen wegen seiner Kleinheit — es misst nur 1,5 cm im Durchschnitt — meist übersehen[2]). Unser Holzschnitt gibt deshalb ein Bild in doppelter Grösse.

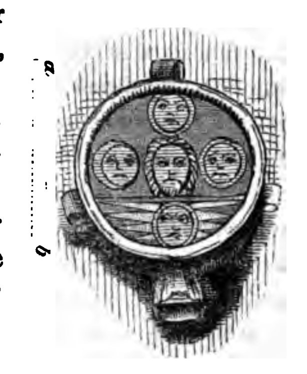
Das Amulet, ein rundes Medaillon, besteht aus einem breiten ehemals vergoldeten Bronzeringe, an dem sich seitwärts und oben drei Oesen zur Aufnahme der um den Hals zu legenden Tragschnur befinden. Unten ist in einer Fassung, welche einer kleinen Büchse gleichkommt, ein smaragd-grüner Edelstein oder Glasfluss angebracht, der vielleicht eine kleine Reliquie hinter sich verbirgt. Zur Auf-

---

1) De Rossi veröffentlichte in seinem Bulletino IV, Ser. I, 4 ein Glasbild mit einer Darstellung des Tempels zu Jerusalem.

2) Catalog der Ausstellung kunstgewerbl. Alterthümer 2. Aufl. S. 98, Nr. 308.

nahme des hauptsächlichsten Reliquieninhaltes aber, der dieses kleine Medaillon zum schützenden Talisman seines einstigen Trägers machte, dient indessen hauptsächlich ein kleiner Raum zwischen zwei flachen Glasscheibchen, die der Metallring umschliesst[1]). Das Vordere dieser beiden Gläser ist geschmückt mit vier menschlichen Köpfen, die in der Goldmalerei der Katakomben ausgeführt sind.



Ich sehe die Zusammenstellung dieser vier menschlichen Antlitze für eine symbolische Darstellung des Universums an. Der Kopf seitwärts, links vom Beschauer, charakterisirt sich durch die Sichellinie deutlich als der Mond; der gegenüberstehende Kopf, rechts vom Beschauer, kann seiner Gegenüberstellung halber nur als die Sonne angesehen werden. Das Antlitz in der Tiefe wird durch eine breite Linie, welche den Horizont darstellen soll, von dem obern Luftraume abgetrennt, und innerhalb desselben gehen von beiden Seiten Strahlen von ihm aus, welche jedenfalls Wellen andeuten; denn in diesem Kopfe glaube ich wegen der strengen räumlichen Horizontabtheilung die symbolische Darstellung des Meeres sehen zu sollen. Wie die Sonne dem Monde gegenübersteht, so wird dann der oberste mit dem Meere correspondirende Kopf die Erde andeuten. Als Beherrscher des Universums erblicken wir in der Mitte jener vier Personificationen von Sonne und Mond (Himmel), Erde und Meer den gelockten bärtigen Kopf des Heilandes! Die Darstellung der Person Christi, umgeben von Himmel, Erde und Meer, ist nicht ungewöhnlich, die h. Schrift versteht unter dem Universum Himmel und Erde[2]): „Gott hat Himmel und Erde gemacht", sagt der Psalmist [Ps. 121, 2; 124, 3; 134, 3]. Aber bei der Erde unterscheidet die Bibel das Wasser und das Land und bezeichnet somit das Universum als Himmel, Erde und Meer um-

---

1) Als ich das Medaillon erwarb, befand sich zwischen den Gläsern etwas Sand oder Erde.

2) Piper, Mythol. und Symb. der christl. K. II, S. 43 ff. Man vgl. die Nachweisungen über Erde, Himmel und Meer im XXVIII. Bande von Didron's Annales archéologiques. Die interessanteste Analogie der Darstellung der Himmelskörper durch Köpfe gewähren die Zeichnungen einer vatikanischen Handschrift (Nr. 645 lat.), welche ich demnächst zu veröffentlichen gedenke.

fassend [Coelum, infernum, terra, mare, Hiob 11, 8—9. 2 Mos. 20. 11; Ps. 14, 6; Jonas 1, 4][1]).

Da es indessen nicht mein Zweck ist, mich bei Besprechung einer glas-technischen Frage vorherrschend mit dem mystischen Inhalte der Darstellung zu beschäftigen, um so weniger als ich darauf in einem andern Zusammenhange zurückzukommen gedenke, so begnüge ich mich mit kurzer Darlegung[2]), um dieses kleine Glasbild, da es in seiner ursprünglichen Fassung noch befindlich ist und keine Veränderung erlitt, als das beglaubigtste Dokument derjenigen Gattung der Goldbilder hinzustellen, welche keinen schützenden Glasüberfang erhielten.

Ebenfalls ohne schützenden Glasüberfang ist die malerische Ausschmückung von drei in ihrer Art ganz gleichen und nur der Grösse nach verschiedenen Phiolen von gewöhnlichem grünen, aber klaren Glase, welche sich dadurch auszeichnen, dass auf ihrem Mantel ein Scorpion und zwei horizontal übereinander schwimmende Fische angebracht sind.

Eines dieser Gläser besitzt der mit unermüdlichem Eifer sammelnde Herr Franz Merkens in Köln. Es ist 6 cm hoch, am Ausguss abgebrochen und in Köln, wahrscheinlich aus einem dortigen Funde erworben. Das andere Exemplar, an Grösse gleich, wurde von mir aus der Disch'schen Nachlassauction im Jahre 1881 für das Bonner Provincial-Museum angekauft. Auch dieses ist bemerkenswerther Weise oben abgebrochen. Das wichtigste ist das dritte Exemplar, welches auf meinen Wunsch vom Besitzer, Herrn Hauptmann a. D. Wirtz in Harff, zur Ausstellung in Düsseldorf gelangte[3]) und in gleicher Grösse durch den nachstehenden Holzschnitt wiedergegeben wird. Es wurde Mitte der sechziger Jahre in Düsseldorf beim Auswerfen von Fundamenten in der Flingerstrasse gefunden.

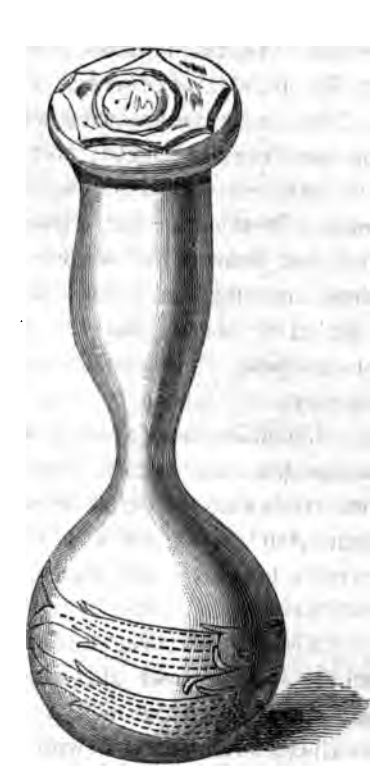
---

1) Vgl. Züllig, Offenbarung Joh. 1. 115 ff. Quast und Otte, Zeitsch. I, 105, woselbst Waagen eine verwandte Darstellung veröffentlicht.

2) Edmond le Blant war meines Wissens der Erste, welcher ein Goldglas ohne Ueberfang mit dem Bemerken bekannt machte, dass er kein weiteres Beispiel dieses technischen Vorkommens kenne. Vgl. Monuments chrétiens inédits im Bulletin archéol. de l'Athen 1856, Nr. 14, Pl. I, p. 9.

3) Catalog der Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer 2. Aufl. Nr. 309a.





Der Scorpion ist hier schwarz, auf den beiden andern Exemplaren roth aufgemalt; die Fische, welche in die Gattung der Salme zu gehören scheinen[1]), sind silbergrau und punktirt, und die Malerei weiss unterlegt; die Farben dicht und deckend.

1) Bezüglich der Bestimmung der Thiere lasse ich folgende Aeusserung meines verstorbenen Freundes Troschel folgen:

„Die schwarze Bestie soll offenbar einen Scorpion darstellen, ist aber mit grosser Unkenntniss angefertigt. Der Scorpion hat 4 Beinpaare, die Abbildung zeigt nur drei. Dagegen deuten die grossen Scheren an den Palpen und der Schwanzanhang unzweifelhaft auf einen Scorpion hin. Die Fische sind auch wahrscheinlich aus der Phantasie des Künstlers hervorgegangen. Das geht schon aus der Ungleichheit der beiden hervor. Der eine hat fünf, der andere vier Fleckenreihen, der eine hat den Unterkiefer vorstehend, der andere den Oberkiefer. Offenbar hat sich aber der Künstler etwas bestimmtes gedacht, denn beide Fische haben dicht hinter dem Kopf eine Rückenflosse, und weit hinten eine zweite, die wie eine Fettflosse gedeutet werden könnte; bei beiden sind die Brustflossen angedeutet, und die Afterflosse, von Bauchflossen bei beiden keine Spur; die Schwanzflosse tief gablig eingeschnitten.

Die Thatsache, dass alle drei Flaschen die ähnliche Form und als Etiquette ihres Zweckes dieselbe Darstellung zeigen, führt zu dem Schlusse, dass dieser Zweck der gleiche war. Derselbe kann sich nur auf den Inhalt beziehen, wovon in dem zuletzt genannten Flacon sich noch ein Rest einer wässerigen, farblosen aber jetzt unreinen Flüssigkeit erhalten hat. Durch einen Glasstöpsel, der sogar eingeschmolzen scheint, ist der flüssige Inhalt fest verschlossen, so dass ohne Zertrümmerung des Glases eine Analyse nicht vorgenommen werden kann. Der obere Theil des Stöpsels ist abgebrochen. Ob nun die verschlossene Flüssigkeit Zusammenhang hat mit den Sternbildern des Scorpions und der Fische, und deren Darstellung vielleicht die Angabe der Zeit bezweckte, in welcher dieselbe gebraucht werden musste, ob aus den dargestellten Thieren die Flüssigkeit bereitet wurde, oder endlich ob eine für deren Genuss den Wohlgeschmack erhöhende Essenz dargeboten ist, ob wir also Medicin, Gift oder ein culinarisches Kunstmittel vor uns haben, steht dahin.

Erwägt man aber den Umstand, dass nur durch Zertrümmerung der Flasche zu dem Inhalte derselben zu gelangen ist, und wahrscheinlich die beiden nicht abgebildeten entleerten Exemplare gerade deshalb einen abgeschlagenen Ausguss zeigen, weil man ihren Verschluss gewaltsam eröffnete, so wird man zu der Annahme gelangen, dass unsere 3 kleinen Phiolen vielleicht zur Aufbewahrung der berüchtigten animalischen Gifte dienten, welche in der römischen Kaiserzeit eine so grosse Rolle spielten.

Jedenfalls wird diese Hindeutung auf eine Reihe bisher, wie es scheint, übersehener kleiner Glasgefässe genügen, um ihre weitere Beachtung und ihre Zweckbestimmung herbeizuführen[1]).

---

Wenn man die zweite Rückenflosse als eine Fettflosse deuten dürfte, dann würden die Fische zu den Walsen, Choracinen oder Salmen gehören. Ein walsartiger Fisch kann es aus andern Gründen, wie die allgemeine Körpergestalt, Mangel von Bartfäden u. s. w. nicht sein, auch ein Choraciner ist sehr unwahrscheinlich, da diese fast alle in Südamerika leben, also blieben die Salme übrig. Mir ist überhaupt kein Fisch bekannt, der solche Flossenlage hätte, also auch kein Salmonide."

1) Augustus Franks deutete mir gegenüber die Möglichkeit an, diese Glasgefässe könnten späterer venetianischer Fabrikation angehörig sein, indem er sich einer Schale zu erinnern glaubt, deren Mitte eine der unsrigen ähnliche Phiole in der Weise einnahm, dass die Oeffnung, als Fuss gedacht, unten aufruhte und der ausgebauchte Gefässkörper mit den Thierbildern nach oben

Dass die alte römische Glasmalerei mit Gold und Farben auf griechische Ursprünge zurückgeht[1]), und das ganze Mittelalter hindurch in Uebung blieb, ja durch Uebernahme der alten Traditionen in die spätere böhmische Fabrikation eigentlich niemals erloschen ist, bekunden gleichzeitige Schriftsteller, wie erhaltene Beispiele. Heraclius' Schrift „Von den Farben und Künsten der Römer", ein Traktat aus dem 10. Jahrhundert, gibt uns eine genaue Beschreibung, wonach er gleichsam als Wiedererfinder „der goldverzierten Glasschalen" auftritt[2]). Ueber

---

stand. Wurde die Schale mit Wasser gefüllt, so glaubte man die Thiere schwimmend zu sehen. — Aus drei Gründen möchte ich die besprochenen kleinen Gefässe nicht für venetianische Arbeit des Mittelalters halten. Die Form ist durchaus antik römisch, die Qualität des Glases zu schlecht und zu grün, um den edlen venetianischen Fabrikaten zugesellt werden zu können und endlich die Malerei durchaus nicht geeignet, beim dauernden Verharren im Wasser haltbar zu bleiben.

1) Athenäus, Deipnos V, 199 und XI, 486 B. Vgl. Anthologia IV, 250.

2) Heraclius, Von den Farben und Künsten der Römer. Originaltext und Uebersetzung von Albert Ilg im IV. Bd. der Quellenschriften zur Kunstgeschichte. Wien 1873.

Um meine schon im Jahrbuch LXIII, S. 114, Anm. 1 geäusserte Ansicht, dass aus den Worten des Heraclius hervorgehe, er habe eine bei den Römern verloren gegangene Kunst wieder aufgefunden, nicht aber (wie Ilg glaubt) diese im Betriebe noch vorgefunden, zu rechtfertigen, setze ich den für die Leser der Jahrbücher auch sonst interessanten Originaltext mit der Uebersetzung bei:

Von goldverzierten Glasschalen.

Die Römer machten sich Schalen, auf sorgliche Weise mit Gold ausgestattet, aus Glas, eine überaus kostbare Sache. Daran habe ich meine Mühe aus höchstem Eifer gewendet und des Geistes Auge strengte ich Tag und Nacht auf dieses an, dass ich die Kunst erringen möchte, in Folge welcher die Schalen herrlichen Schimmer erhalten. Endlich brachte ich zu Wege, was ich nun, mein Theuerster, offenbare. Ich kam darauf, geschlagene Goldblätter vorsichtig zwischen doppeltem Glase einzuschliessen. Als ich dieses Werk öfter mit Verstand betrachtet hatte, regte es mich immer mehr

De fialis vitri auro decorandis.

Romani fialas, auro caute variatas,
Ex vitro fecere sibi, nimium preciosas;
Ergo quas gessi cum summa mente laborem,
Atque oculos cordis super has noctuque dieque
Intentos habui, quo sic attingere possem
Hanc artem, per quam fialae valde renitebant;
Tandem perfexi tibi quod Carissime pandam.
Inveni petulas inter vitrum duplicatum.
Inclusas caute. Cum sollers sepius illud
Visu lustrassem, super hoc magis et magis ipse

den Fortbestand der Anfertigung von Gläsern mit Goldbelag und Emailfarben in Byzanz unterrichtet uns der deutsche Mönch Theophilus[1]) im 11. Jahrhundert in seiner Schrift: Schedula diversarum artium. Er lehrt zwei Arten „griechischer Gläser": die eine von saphyrblauem Glase mit Goldbelag, die andere mit Emailfarben geschmückt. Beide gelangen in den Brennofen. Cennino Cennini's[2]) „Buch von der Kunst" vom Ende des 14. Jahrhunderts ist als historisches Zeugniss sowohl für das Fortleben, wie für die Veränderungen der Ueberlieferungen aus römisch-byzantinischer Zeit von höchstem Interesse, weil man daraus klar ersieht, dass Zweckbestimmung und Herstellungsweise der Goldgläser in jenem Jahrhundert noch die uralte Sgraffito-Manier aus der Zeit der Katakomben ist. Wie man in dieser die Gräber der Heiligen mit den fondi d'oro schmückt, so illustrirt Cennini seine „musirten Gläser als das Ergebniss der grossen Verehrung, welche in der Zier von heiligen Reliquien sich ausspricht", und die Herstellungsweise ist nur insofern eine veränderte, als das Bild, anstatt zum Schutze für seine Erhaltung zwischen zwei Glasschichten liegend, wie es noch Heraclius lehrt, jetzt diesen Schutz dadurch gewinnt, dass es einfach auf der Rückseite der Glasfläche angebracht wird. Im

---

| | |
|---|---|
| und mehr an, bis ich mir einige Schalen von hellem, glänzendem Glase suchte, die ich mit der Ausschwitzung, Gummi genannt, mittelst eines Pinsels bestrich. Dann begann ich Goldblättchen darauf zu legen, und sobald sie trocken waren, grub ich Vögel, Menschen- und desgleichen Löwenbilder nach meinem Geschmacke darauf ein. Als das geschehen war, zog ich geschickt eine Hülle von Glas darüber, indem ich es beim Feuer dünn geblasen hatte; sobald aber das Glas die gleichmässige Hitze empfunden hatte, schloss es sich ringsum dünn, in trefflicher Weise an. | Commotus, quasdam claro vitro renitentes<br>Quaesivi fialas mihi, quas pinguetudine gummi<br>Unxi pincello. Quo facto imponere cepi<br>Ex auro petulas super illas; utque fuere<br>Siccatae volucres homines pariterque leones<br>Inscripsi ut sensi; quo facto desuper ipsas<br>Armavi vitrum docto flatu tenuatum<br>Ignis; sed postquam pariter sensere calorem<br>Se vitrum fialis tenuatum iunxit honeste. |

1) Theophilus Presbyter, Schedula diversarum artium. Revidirte Ausgabe von A. Ilg. Im VII. Bd. der Quellenschriften für Kunstgeschichte. Wien 1874.

2) Cennino Cennini, Trattato della pittura, übersetzt, mit Einleitung und Noten versehen von A. Ilg im I. Bd. der Quellenschriften für Kunstgeschichte. Wien 1871.

Interesse weiterer Kenntniss des historischen Ganges der Glasindustrie gebe ich auch Cennini's Bericht wörtlich wieder[1]).

---

1) Cap. 172. Wie man Musirungen macht, um Reliquien zu schmücken und von Musirung auf Federmark- und Eierschalengrund. Es gibt eine andere Art in schönem Glase zu arbeiten, zierlich und selten, mehr als man sagen kann. Dieselbe ist ein Ergebniss der grossen Verehrung, welche in der Zier von heiligen Reliquien sich ausspricht, und verlangt für sich eine sichere und rasche Zeichnung. Dieser Zweig wird auf folgende Weise geübt: nimm ein Stück weisses Glas, welches nicht grün schillere, ganz rein, ohne Blasen, und wasche es mit Lauge und Kohlen, reibe es ab und wasche neuerdings mit reinem Wasser und überlasse es sich selber zum Trockenen. Aber bevor du es wäschest, schneide es in jene viereckige Form, welche du haben willst. Dann nimm das Klare von einem frischen Ei, zerrühre es mit einem reinen Rüthlein, wie du es zum Aufsetzen des Goldes gemacht hast. Wenn es gut gequirlt ist, lass es eine Nachtlang sich klären. Dann nimm einen Pinsel von Eichhörnchenhaar und befeuchte mit jenem Klaren vom Ei das Glas an der Rückseite und nachdem es gut und gleichmässig befeuchtet ist, nimm ein Stück Gold, welches aber ein festes, nämlich dunkles Gold sei. Mittelst eines Schäufelchens von Papier bringe es geschickt auf das Glas, welches du gewaschen hast und fahre mit ein wenig reiner Wolle darüber und drücke darauf, ohne die Kläre auf das Gold treten zu lassen. Und auf diese Weise belege das ganze Glas, lass es durch einige Tage ohne Einfluss der Sonne trocknen. Sobald es trocken ist, nimm eine ganz flache Tafel, mit schwarzem Gewebe oder Zendel gefüttert und in deinem Arbeitskämmerchen, wo dich kein Mensch stören kann, und darin ein einziges Vorsetzfenster sei, rücke deinen Tisch, wie um zu schreiben, zu diesem Fenster, so zwar, dass dir das Fenster gerade über dem Haupte stehe, wenn du mit dem Gesichte gegen das Fenster gekehrt stehst. Lege dein Glas auf jenem schwarzen Gewebe hin. Dann nimm eine an ein Stöcklein gebundene Nadel, wie wenn es ein Pinsel von Eichhörnchenhaar wäre, und dass ja ihre Spitze scharf sei. Und fange in Gottes Namen an, mit dieser Nadel leicht hinzuzeichnen, welche Figur du machen willst. Und lasse die erste Zeichnung nicht sehr scharf erscheinen, weil sie sich sonst nicht gut entfernen lässt. Und mache nichts desto weniger deine Zeichnung leicht, wenn du sie auch stärker markirst. Dann arbeite, als wenn du eine Federzeichnung machtest, denn diese Arbeit lässt sich nicht anders als mit der Spitze darstellen. Siehst du also, dass du mit leichter und nicht ermüdeter Hand arbeiten musst? dass der stärkste Schatten, welchen du darstellen kannst, entsteht, indem du mit der Nadel bis zum Glase hinabkommst und ferner der mittlere Schatten, wenn du das Gold nicht ganz durchdringst, obwohl es so zart ist. Und es darf nicht hastig gearbeitet werden, sondern mit grosser Liebe und Sorgfalt. Ich gebe dir diesen Rath; halte an dem Tag, da du an diesem Werke arbeiten willst, die Hand an

Anschliessend an diese litterarischen Hinweisungen würde die bildliche Zusammenstellung solcher Gläser, welche in deren Zeit und Bereich gehören, und uns in einzelnen Erwähnungen, wie in Sammlungen und Kirchen begegnen, so z. B. im Musée Cluny, im Schatz von S. Marko, in der ehemaligen Sammlung Soltykoff u. s. w. eine Lücke in der Geschichte der technischen Künste ausfüllen.

Ich beklage es deshalb, dass meine anderweitigen Verpflichtungen mir ein weiteres Eingehen auf diese Untersuchungen nicht mehr gestatten, um meiner ursprünglichen Absicht gemäss solche Glasgebilde

---

Hals und Brust, damit sie beruhigt, gemässigt im Gange des Blutes und ohne Ermüdung sei.

Wenn du mit deiner Zeichnung fertig bist und gewisse Flächen wegschaben willst, welche gewöhnlich mit Azzurro oltramarino in Oelfarben bedeckt werden, nimm einen Bleigriffel und fahre reibend über dieses Gold hin, dass es glatt hinweggeschafft werde. Und rückwärts gehe sorglich den Conturen der Figuren nach. Wann du dieses gemacht hast, nimm mehrere in Oel zerriebene Farben wie Azzurro oltramarino, Schwarz, Verderame und Lack. Und willst du irgend ein Kleid oder eine schillernde Falte in Grün machen, so setze Grün auf. Soll es in Lack schimmern, so nimm Lack. Wenn in Schwarz, nimm Schwarz. Ueber alles aber geht das Schwarz, es sticht von keiner andern Farbe die Figur in solchem Masse ab. Schlage und presse deine Figuren mit etwas Flachem in Gyps ein, damit die Arbeit eben werde. Und auf diese Weise führe deine Arbeit aus.

Zu eben dieser und vielen feinen Arbeiten taugen klein geschnittene Federkiele, wie Hirsekorn und nach angegebener Weise gefärbt. Du kannst dergleichen Musirungen noch auf folgende Art machen: nimm deine Eierschalen, reine, weisse, gut gestampft, und nimm sie als Grundirmaterial auf der gezeichneten Figur, fülle den Grund damit aus und arbeite wie beim Coloriren, und wenn du dann deine Figur mit den geeigneten Farben aus dem Kästchen angelegt hast, die ein wenig mit Eikläre gemengt seien, so übermale die Figuren nach und nach, wie du auf einem eigentlichen Gypsgrunde gethan hättest, aber nur mit Wasserfarben. Und dann, wenn es getrocknet, firnisse wie man anderes auf der Tafel firnisst. Um diese Figuren anzulegen, so wie du es auf der Mauer thust, musst du diesen Weg einschlagen: nimm vergoldete Blätter oder versilberte oder grobes gehämmertes Gold oder grobes gehämmertes Silber; schneide es aufs Feinste; mit den genannten Zängelchen anfassend mache den Grund, wo die Fläche Gold erfordert, indem du die gestossenen Eierschalen damit belegst. Hierzu mache erst den Eierschalengrund, wasche ihn mit gerührter Kläre vom Ei, derselben, womit du dein Gold aufs Glas aufsetzest. Wasche wieder mit derselben, bringe dein Gold nach der Form der Fläche an, lasse es trocknen und polire mit Wolle. Und dies reicht dir für Musirung oder griechische Arbeit hin.

hervorzusuchen, welche die Traditionen des Alterthums in das Mittelalter hinüberleiten [1]), wie z. B. jene 9 cm hohe kleine Ampulle in Form unserer Feld- und Jagdflaschen [2]), welche als Schlussvignette abgebildet ist. Die grüne und gewöhnliche Qualität des Glases und der Charakter des auf beiden Seiten gleichmässig dargestellten Medusenhauptes, das durch Einblasen in eine Form reliefartig hergestellt ist — entsprechen später Zeit, frühestens dem 7. Jahrhundert [3]). Die lange, mürrische Physiognomie in ihrer trockenen, hagern Form, welche von der klassischen Ueberlieferung gar nichts mehr als den Gegenstand beibehält, lässt gegenüber den herrlichen Idealbildern, wie sie uns das Rondanini'sche Marmorrelief und die lange Reihe anderer Medusenhäupter [4]) auch in Glasflüssen [5]) bewahrt haben — den nüchtern germanischen Charakter einer Zeitperiode nicht verkennen, in der Verständniss, Anschauung und Kunst des römischen Alterthums längst herabgekommen und verklungen waren [6]).

Als eines der bemerkenswerthesten Stücke für die spätere Geschichte der Glaskunst darf jedenfalls auch der im Museum zu Basel befindliche und von mir im Jahrbuch LXIII, S. 114 bereits erwähnte

---

1) Für die Betrachtung dieser Zeitperiode sind ganz besonders die Glasgefässe wichtig, welche Venantius Fortunatus II, 11 für das 6., die Chronik von Fontanelle ad an. 823 und Ekkehard, Mon. Germ. Hist. II, S. 84 für das 9. Jahrhundert, Constantinus Porph. de cer. aulae Byz. S. 661 unter den Geschenken des Kaisers Romanus Lecapenus an König Hugo von Italien für das 10. Jahrhundert anführen.

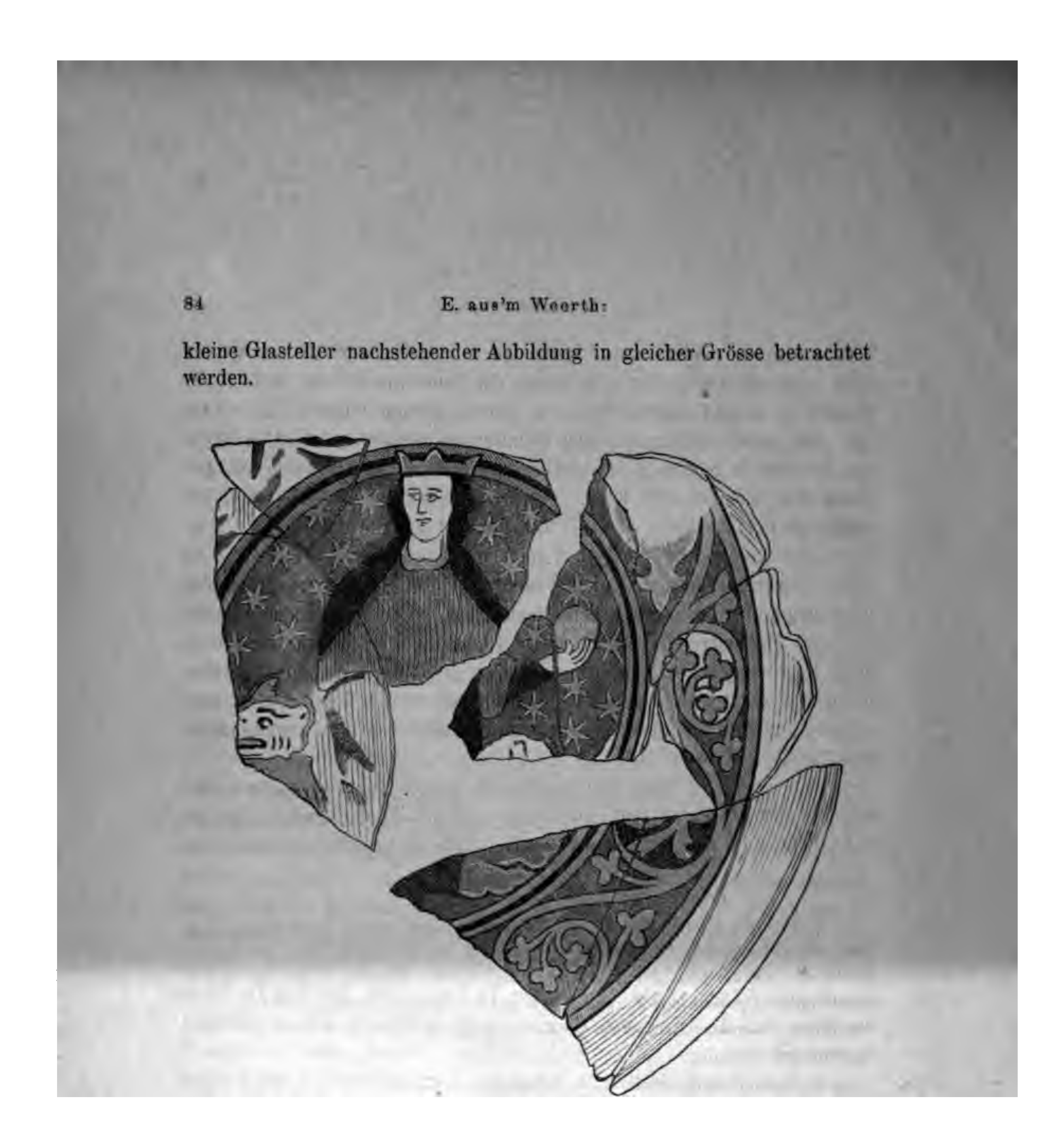
2) Nach Plautus, Stich. II, 1, 77 ampulla rubida.

3) Die merkwürdige Ampulle stammt aus der Hahn'schen Sammlung in Hannover, wurde von mir 1868 für die Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden erworben und ist in Gaedechen's „Medusenhaupt von Blariacum" (Winckelmanns-Festschrift des Vereins für 1874, S. 13) und im Jahrbuch LXIX, Taf. III, 1 abgebildet. Vgl. Catalog der Düsseldorfer Ausstellung kunstgewerbl. Alterthümer 2. Aufl. S. 95, Nr. 277.

4) Zusammengestellt in Otfr. Müller's Denkmäler der alten Kunst II, Taf. LXXII.

5) Ein herrliches Exemplar eines idealen Medusenkopfes gewährt ein blaues Glasmedaillon der Sammlung Fould bei Slade S. 22, fig. 30. Ein ähnliches kleineres blaues Glasmedaillon nach idealer Auffassung habe ich dem Bonner Provincial-Museum geschenkt.

6) Zwei ähnliche rohe, aber in breitern Zügen angelegte Medusenhäupter auf ähnlichen Ampullen, dort als römisch-ägyptisch bezeichnet, bei Slade.




kleine Glasteller nachstehender Abbildung in gleicher Grösse betrachtet werden.

Leider ist derselbe zertrümmert und nur noch die grössere Hälfte und zwar in 7 Stücken erhalten. Seine Innenfläche erscheint vollständig mit Malerei bedeckt, während der aufgebogene Rand unbemalt blieb und die Farbe und Beschaffenheit dünnen weissen Glases erkennen lässt.

Wir erblicken auf dunkelblauem, mit goldenen Sternen besäetem Himmelsgrunde das Bild eines thronenden Königs. Die goldene Krone schmückt sein schwarzgelocktes, unbärtiges, nach rechts schauendes Haupt. Den Reichsapfel hält die linke Hand empor; was die herabreichende rechte Hand umfasste, lässt die Zerstörung an dieser Stelle nicht mehr erkennen. Aehnlichen Darstellungen entsprechend musste

es ein Scepter gewesen sein. Ueber einem grünen Unterkleid trägt der Herrscher den purpurnen Schultermantel. Schwarze Schuhe bezeugt der linke noch erhaltene Fuss. Von dem Thron, der wahrscheinlich in einem der sella curulis nachgebildeten lehnlosen Klappstuhl bestand, dessen geschweifte Beine oben in geschnitzte Löwenköpfe endeten, ist nur noch einer der letztern, rechts vom Beschauer erhalten, während der entsprechende linke bis auf geringe Spuren verschwunden ist.

Im ganzen Eindruck erinnert dieses Medaillon sofort an die grossen Kaiser- und Königssiegel der hohenstaufischen Zeit und ich bin der Meinung, dass es, mit heraldischen Vorbildern zusammenhängend, uns ein königliches Porträt des 13. Jahrhunderts, vielleicht eines französischen Königs, wiedergibt. Dem entspricht auch die schwungvolle goldene Rand-Arabeske, welche auf abwechselnd blauem, grünem und rothem Hintergrund den Schmuckbändern der gleichzeitigen deutschen wie französischen Emaillen überraschend ähnlich ist [1]).

Hergestellt ist diese Glasmalerei mit Emailfarben und nach meiner an Ort und Stelle, allerdings vor vielen Jahren gemachten Wahrnehmung theilweise auf der Vorderseite, theilweise auf der Rückseite. Der malerische Schmuck der Fondi d'oro, wie der spätern römischen Gläser befindet sich, wie wir wiederholt ersahen, nur auf der Vorderseite, die Musirungen Cennini's auf der Rückseite der Glaswände. Das Königsbild von Basel ist deshalb ein werthvolles Beispiel einer ganz neuen, einer gemischten Technik. Auf der Vorderseite befindet sich das Ornamentband; von dem Innenbilde alle in Gold ausgeführten Theile: Sterne, Weltkugel und Krone; die Fleischpartie des Gesichtes und der Hände. Auf der Rückseite sind dagegen sowohl das grüne wie das rothe Gewand, das schwarze Haar und der blaue Hintergrund angetragen.

Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Prof. Bernoulli in

1) Figürliche Darstellungen im Fond von römischen wie mittelalterlichen Gefässen sind nicht ungewöhnlich. Ich erinnere nur an die Schalen des Hildesheimer Silberfundes und die im vorigen Jahrbuch Taf. III—V veröffentlichten Firmungs-Patenen. — In Kremer's Origin. Nassoic. findet sich eine runde Schale, wahrscheinlich von Silber, abgebildet, in deren Mitte in sitzender Stellung Konrad Kurzbold († 949), Graf des Niederlahngaus und Stifter der Domkirche zu Limburg, in ähnlicher Weise wie der König auf dem Baseler Glasteller dargestellt ist. Im Schatze des Limburger Domes, der ehemals diese Trinkschale enthielt, ist sie jetzt nicht mehr vorhanden.

Basel, dessen Bemühung ich auch die Abbildung verdanke, bewahrt man das Glasbild wahrscheinlich schon seit dem 16. Jahrhundert in der dortigen Sammlung.

E. aus'm Weerth.



## 6. Zu einer Inschrift von Seligenstadt.

Die wichtige Inschrift von Seligenstadt aus dem Jahre 204 (Brambach 1406) ist oft gedruckt worden, aber eine interessante Stelle hatte der erste Herausgeber falsch gelesen und seinen Irrthum, bezw. seine Irrthümer wiederholen alle Späteren, auch die, welche das Original selbst gesehen haben. Es ist dies die Heimathsbezeichnung des Centurio. Steiner, welcher in Seligenstadt wohnte, hat die Inschrift oft publicirt und in zwei Schriften wenigstens Z. 6 richtig FLAVIA (statt FLA) gedruckt, dagegen Z. 7 (und dies ist nicht so irrelevant) ebenso wie seine Vorgänger stets NEM gelesen, was dann vermuthungsweise auf Nemausus bezogen worden ist. Schon Grotefend, imp. Rom. trib. descr. p. 121 hat aber darauf aufmerksam gemacht, dass Nemausus sonst nirgends den Beinamen Flavia führt. In der That steht dies auch nicht auf dem Steine, wie ich im J. 1881 gefunden habe.

Der ganze Text lautet nach meiner Abschrift:

DIANE · AVGVSTE PRO
SALVTE · DD · NN · SEV
ERI · ET ANTONINI
AVGG · ET GETAE · CAES
TO+VSQ · DD L · GELLVS
L · F · FLAVIA · CELERANVS
NEMES · Ↄ LEG · XXII · PR · P F
ARAM · ET · TABVLAM
PRO SE · ET SVIS · POS
VIT · CILONE · ET · LI
BONE COS[1])

---

1) Z. 1 ist das D jetzt verschwunden. Hoffentlich ist der Genius loci von Seligenstadt der Erhaltung der Monumente neuerdings günstiger geworden als

Die Lesung der Worte **Flavia** und **Nemes** ist durchaus sicher und man muss sich wundern, wie die Buchstaben E und S von Allen haben übersehen werden können.

Bekanntlich wird häufig bei zweitheiligen Heimathsnamen das erste Glied, besonders wenn dasselbe ein Kaiser-Name ist (Aelia, Ulpia u. dgl.), an die für die Tribus bestimmte Stelle und das zweite Glied hinter das Cognomen gesetzt, so dass man früher darin Tribus, die sogenannten Militärtribus zu finden glaubte[1]; so nennt sich z. B. ein aus Iulia Concordia Stammender[2]: M. Caecilius M. f. Iul(iâ) Rufus Concord(iâ).

Nemes ist nun ohne Zweifel der Nominativ Sing. von Nemetes[3]. Derselbe findet sich hier zum ersten Male, und danach ist auch Corp. III 5902 (vgl. Index p. 1175) *civ(is) Nem(es)* zu ergänzen. In ähnlicher Weise nennt sich ein Numidier aus Rusicade Corp. VI n. 2384, 5 M. Geminius M. f. Num(idiâ) Matutinus Rusicas[4], nur mit dem Unterschiede, dass hier das Land zuerst genannt ist, wahrscheinlich, weil man für diese Stelle Wortformen auf —ia vorzog.

Die Heimath des Centurio hiess also allem Anscheine nach **Flavia Nemetum**. Keine genaue Analogie für diesen sonst nicht vorkommenden Namen bietet Flavia Aeduorum = Augustodunum, denn diese Benennung stammt aus Constantinischer Zeit[5], in welcher die gallisch-germanischen

---

er es noch 1881 war (vgl. Darmstädter Correspondenzblatt 1881 p. 84). — 4 GETAE· ist weggehauen, aber noch erkennbar. — 5 u. 6 von den S am Ende habe ich noch sichere Reste gefunden. — 7 die obere Hälfte des S ist fast verschwunden. — 9 das erste S in SVIS ist fast verschwunden.

1) s. darüber z. B. Grotefend a. a. O. p. 5.

2) Corp. I. L. VI n. 414.

3) *Νέμητες* schreibt Ptolemaeus, und damit stimmt überein das NEMHTON einer mit griechischen Buchstaben geschriebenen celtischen Inschrift, welches nach Venant. Fort. I, 9 als *fanum* erklärt wird (Herzog, Gall. Narb. hist. n. 445; Revue arch. XV, 1867, p. 385; Corp. I. Lat. XII p. 162). Erst in später Zeit findet sich *Νέμετες* (Eunap. ed. Mueller FHG. 4 p. 19). Die Form Nemetae hat Ammian 15, 11, 8 (16, 2, 12: „Nemetas“ neben „Vangionas“), womit man (ausser *Σαυνῖται*, Samnites) vergleichen kann: *Ναμνῆται* (bezw. *Ναμνῖται*) neben Namnetes (bzw. Namnites; denn der Nomin. Sing. in der Inschrift bei **Brambach** n. 891 lautet sicher NAMNIS: ich habe kürzlich den Stein im Wormser Paulus-Museum speciell hierauf angesehen). Vielleicht ist aber diese Form Nemetae überhaupt nur aus dem Accusativ Nemetas (vgl. Tacitus Ann. 12, 27) erschlossen.

4) Vgl. Mommsen, Ber. d. Sächs. Ges. 1852 p. 220.

5) Vgl. Mommsen, Ber. d. Sächs. Ges. 1850 S. 211 und Brandt, Eumenius 1882 S. 23.

Civitates nicht mehr die frühere territoriale, landschaftliche, sondern eine intramurane, städtische Bedeutung hatten. In der Zeit, aus welcher unsere Inschrift stammt, kann man zweifelhaft sein, ob unter Flavia Nemetum (falls es sich nicht etwa um einen sonst unbekannten Ort handelt) zu verstehen ist: Noviomagus (Speier) oder die civitas Flavia Nemetum, deren Vorort Noviomagus war. Die letztere Annahme dürfte grössere Wahrscheinlichkeit besitzen. War die Heimath Noviomagus[1]) selbst, so würde er doch wohl diesen Namen gesetzt haben, etwa mit vorausgeschicktem Flavia und zur Unterscheidung von anderen Noviomagi mit dem Zusatz Nemes; vgl. z. B. Corp. III 5918b: Ulpia Noviomagi (sic) Bata(v)us. Stammte er dagegen aus einem vicus oder einer namenlosen Ansiedelung der Nemeter-Volksgemeinde, so passt dieser Ausdruck vollkommen. Statt desselben wäre noch möglich gewesen: civis Nemes (Corp. III, 5902) oder mit Bezeichnung des vicus z. B.: civis Nemes vico Taberuis[2]). — Analog der vorliegenden Bezeichnung wäre also 1) die colonia pia Flavia constans emerita Helvetiorum mit dem Vorort Aventicum (s. Mommsen, Hermes 16 p. 479), nur dass für die Nemeter, wie gesagt, die Erhebung zur Colonie aus

1) Colonia Nemetum kommt nur einmal in später Zeit vor auf einem dem Postumus zu Ehren gesetzten Leugensteine (Bramb. 1948). Daraus ist aber kein sicherer Schluss auf das erste Jahrh. zu ziehen. Es steht nicht einmal fest, ob diese Erhebung zur Colonie sich auf die Stadt Noviomagus oder, wie dies Mommsen im Hermes 16 p. 479 für die civitas Helvetiorum nachgewiesen hat, auf die ganze civitas Nemetum bezog. Der Name Flavia Nemetum aber lässt beide Möglichkeiten zu, da oft col. weggelassen wird (z. B. Claudia Ara = col. Claudia Ara Agrippinensis, Corp. VI n. 3298, 3299, 3311 und sonst) und andrerseits bekanntlich derartige Beinamen nicht blos bei Colonie-Gründungen sondern auch bei der Ertheilung des Stadtrechtes verliehen wurden (vgl. z. B. Claudia Celeia: Bramb. 1229 und Mommsen Corp. III p. 631). — Wenn übrigens Noviomagus (Speier) unter den Flaviern Colonie geworden wäre, so wäre es aus dem Verbande der civitas Nemetum (wie Noviodunum als col. Julia Equestris aus dem der civitas Helvetiorum) ausgeschieden und hätte nicht später der Vorort dieser Volksgemeinde sein können. Dass es dies war, ist bisher immer angenommen worden und hat alle Wahrscheinlichkeit für sich. — Ganz ohne Gewähr ist die in der 2. Redaction der Cosmographie des Julius Honorius (Riese, geogr. min. p. 35 B 4; Kubitschek, Jul. Honor. I, 1882, p. 18 und 30) sich findende Bezeichnung: „Augusta Nemetum" zwischen Augusta Treverorum und Augusta Vindelicum. Gemeint hat der Compilator wohl Speier, aber auf diesen Namen ist er, wie ich vermuthe, durch eine Verwechselung mit Augustonemetum (= Clermont) gerathen.

2) Vgl. z. B. Arch.-epigr. Mitth. 4, 127: civis Surus ex regione Zeugma vico Hennia.

der Zeit der Flavier nicht bekannt ist, namentlich aber 2) die unmittelbar an die civitas Nemetum angrenzende Gemeinde auf dem rechten Rheinufer mit dem vicus Lopodunum als Vorort, welche civitas Ulpia S. N.[1]) heisst, also dem Kaiser Trajan ihre Organisation oder Reorganisation verdankte. Von diesem sagt Eutrop. 8, 2: urbes (sollte wohl heissen: civitates) trans Rhenum in Germania restituit. Welcher Flavier der Urheber dieser Benennung gewesen ist, lässt sich nicht eruiren. Man darf aber darauf hinweisen, dass unter den am Aufstande des Civilis Betheiligten die benachbarten Vangiones und Triboci, nicht aber die Nemetes genannt werden (Tacitus Hist. 4, 70). Es wäre danach denkbar, dass zum Dank für diese Treue von Vespasian die hier in Rede stehende Auszeichnung gewährt worden ist.

Heidelberg. Zangemeister.

---

## Nachtrag.

1) Wie ich aus einem mir soeben zugehenden Artikel Otto Hirschfeld's (aus den Wiener Studien V, 1883, S. 322) ersehe, hat derselbe die Beziehung von Flavia Nem. auf Nemausus mit Recht verworfen, mit der Hinzufügung, dass „eher wohl an die colonia Nemetum gedacht werden könnte." — Diese Annahme ist jetzt durch meine Lesung Nemes sicher gestellt, nur dass es fraglich bleibt, ob die Colonie schon für jene Zeit angenommen werden darf.

1) Für S. N. ist die Auflösung [illegible] ...ht gefunden, auch überhaupt nicht zu errathen. Vgl. meine Bemerkung [illegible] ...schen Zeit. 1867, Anz. n. 217 p. 10 zu verweisen war). [illegible] S. N. auf den in Heidelberg gefundenen [illegible] 62); Bramb. 1704 = Wilm. 2259 [illegible] Wilmanns 2257; Bramb. 1713 = Wilm. 2258; [illegible] + 82 und Corp. XII n. 3614. [illegible] Ulpia [illegible] Seltsamer [illegible]

## 7. Die baugeschichtliche Entwicklung der Ritterburgen in Südwest-Deutschland.

(Hierzu Tafel III u. IV.)

Vor etwa 40 Jahren wurde hauptsächlich durch die Schriften von Mone[1]) und Krieg von Hochfelden[2]) die Ansicht verbreitet, dass unsere Burgen und Thürme auf römischen Ursprung zurückzuführen seien. Diese Annahme ist bei dem süddeutschen Volke tief eingewurzelt und nicht so leicht zu verwischen, während sie von der gelehrten Welt in Baden fast allgemein als haltlos aufgegeben wurde.

Wir verdanken hauptsächlich den Forschungen von Cohausens[3]) und von Beckers[4]) die Ueberzeugung, dass die mittelalterliche deutsche Burg meistens nicht auf römischen Fundamenten ruhe.

Der Ansicht dieser beiden Gelehrten habe ich mich schon lange angeschlossen, möchte aber im Folgenden gleichzeitig die kulturgeschichtlich wichtige Frage aufzuklären versuchen, wie sich die mittelalterliche Burg aus den Anfängen der deutschen Vertheidigungswerke entwickelte.

Was die Bemerkungen von Prof. aus'm Weerth in Heft 75 S. 176 d. J. anlangt, so muss ich hier betonen, dass ich in meinen Betrachtungen stets nur die süddeutschen Verhältnisse, welche ich seit 35 Jahren als Techniker genau kennen zu lernen in der Lage war, berücksichtigt habe.

Am Unterrhein und in Gallien, wo die römische Kultur, Bauthätigkeit und Kunstentwicklung eine viel höhere war, als bei uns, mag die Sachlage oft eine andere sein.

1) Mone, Gr. bad. Archivdirector. Badische Urgeschichte, Karlsruhe 1845. 2 Bände.

2) General Krieg von Hochfelden. Geschichte der Militärarchitektur von der Römerherrschaft bis zu den Kreuzzügen, Stuttgart 1859.

3) von Cohausen, Ingenieuroberst z. D. und Conservator. Die Wehrbauten zwischen Rhein, Main und Lahn von den Troglodyten bis zur Renaissance.

4) von Becker, Staatsrath a. D. Geschichte des badischen Landes zur Zeit der Römer. 1. Heft. Bielefeld's Verlag in Karlsruhe.

Es mag daher zutreffen, dass auf dem Godesberg und Tomberg römische Ansiedlungen waren und hierauf bezügliche Inschriftensteine in die später auf diesen Höhen erbauten Burgen vermauert wurden. Auch bei uns in Baden sind 2 Berge, der Heiligenberg und der Merkur als römische Tempelstätten nachgewiesen. Es waren dies nur einfache Gebäude mit ca. 60 cm dicken Wänden aus kleinem Schichtmauerwerk, von ähnlicher Bauart wie die Wachthäuser am limes. Auf diesen schwachen Mäuerchen konnten die Deutschen aber ihre stattlichen Quadermauern nicht errichten. Wie wenig würde der Grundplan eines römischen Hauses oder eines römischen Castells (mit den gerade abgemessenen Linien und kleinlichen Dimensionen) zu der rundlichen, den Terassenrand der Bergkuppe ausnutzenden oft 3 m starken Ringmauer einer mittelalterlichen Burg gepasst haben.

Man lese die Werke von Krieg von Hochfelden und Vetter[1]), um zu erkennen, auf welche unhaltbare Weise hier die Romomanie getrieben wurde; es ist geradezu eine Pflicht des Technikers, hier zu berichtigen und diese Bauten sachgemäss und vorurtheilsfrei zu untersuchen. Wenn auch Mone in der Sucht, manche alte Mauerreste und Thürme auf römischen Ursprung zurüchzuführen, zu weit ging, so thut dies seinen anerkannt hohen Verdiensten um die Alterthumsforschung keinen Abbruch und alle Badenser sind ihm zu Dank verpflichtet.

An besonders günstig liegenden Oertlichkeiten, wo auch für die Deutschen eine Niederlassung sehr wünschenswerth erschien, wie in Konstanz und an den Quellen Baden-Badens, geschah die neue Gründung an der Stätte der römischen, aber wie gerade an diesen Orten nachgewiesen wurde, nicht mit Benutzung der Fundamente der römischen Niederlassung.

Die Deutschen haben nicht auf den römischen Fundamenten weitergebaut, sie liessen dieselben liegen. Nur wo es kaum zu umgehen war, verlor sich auch einmal die römische Substruction im neuen Aufbau, obgleich die deutsche Technik damals eine der römischen verschiedene war[2]).

Wenn daher von Krieg sagt, die Deutschen hätten Burgen

---

1) Vetter, Archivregistrator. Ueber das römische Ansiedlungs- und Befestigungswesen im südwestlichen Deutschland. Karlsruhe, Braun'scher Verlag 1868.

2) Naeher, Inspector. Die baulichen Anlagen der Römer in den Zehntlanden (badischen Antheiles). Karlsruhe, Selbstverlag 1883.

von den Römern übernommen und sich darin eingerichtet, so ist diess eine ungegründete Annahme. — Es ist sogar aus der Lage der neuen deutschen Städte neben den Altstätten (alten römischen Niederlassungen, Stationen etc.) wie bei Messkirch, Rottweil, Rottenburg, Pforzheim, Miltenberg etc. zu schliessen, dass die Deutschen einen Widerwillen hatten, die römischen Baureste zu benutzen und dass der Ausspruch des Obersten von Cohausen für unsere Verhältnisse vollständig zutrifft, wenn er sagt: „Die Alemannen flohen die römischen Niederlassungen wie umgitterte Gräber." Nur diesem Umstand haben wir die Erhaltung der vielen im Schutt begrabenen römischen Baureste zu danken. Wer kennt nicht die wundervolle von der Natur, wie zu Festungen geschaffene Lage der römischen Städte Vindonissa und Augusta Rauracorum. Auch sie blieben im Schutt liegen; wie bequem hätten die Alemannen mit Benutzung der jetzt noch theilweise erhaltenen mächtigen Stadtmauern diesen letzteren Ort zu einer neuen Ansiedlung einrichten können, wenn sie nur gewollt hätten. Aehnliche Beispiele gibt es bei uns noch in Menge [1]).

Der mächtige Quaderbau in sog. Rustica, mit den regelrecht behauenen Buckelquadern, wie ihn alle unsere alten Burgen zeigen, ist in Süddeutschland nie und nimmmermehr römisch.

Zu denselben Resultaten gelangte Dr. Baumann in seiner „Geschichte des Allgäu's" S. 44; er sagt: „Unmöglich können diese aus gewaltigen Buckelsteinen zusammengesetzten plumpen Thürme von den Römern sein, sie stammen vielmehr aus dem 11ten Jahrhundert, aus der Zeit des Buckelsteinbaues."

Wenn die unbestritten römischen Kriegsbauten am Grenzwall (siehe Castell Osterburken, Ohringen, Altenburg), ebenso die hohen römischen Stadtmauern von Augst nur das charakteristische Kleinschichtmauerwerk zeigen, wie es bei den Mauerwänden der römischen Villen vorkommt, warum sollten dann die Römer auf den Bergen Thürme und Mauern mit den grossen Buckelquadern aufgeführt haben?

Castell und Strasse sind bei den Römern zwei untrennbare militärische Objecte. Auf den Bergkuppen, die unsere alten Burgen krönen, sind noch keine römische Strassen nachgewiesen, auch ist bei uns ein römisches Castell oder eine Burg in diesen Lagen nicht denk-

1) Dr. F. C. Baumann, Fürstlich Fürstenbergischer Archivrath. Die Geschichte des Allgäues. Kempten, Verlag von Josef Kösel.

bar und die Behauptung, dass keine unserer Burgen auf römischen Ursprung, als solche, zurückgeführet werden kann, hat der Alterthumsverein in Karlsruhe, welchem ich meine neue Burgenlehre vortrug, ohne Einsprache angenommen.

Bei der Beschreibung der Einzelnburgen (Kapitel 4) sind noch mehrere meine Ansicht begründende Einzelheiten enthalten und es fehlt nirgends an Thatsachen, welche auf die Verschiedenheit der römischen und der deutschen Militärbauweise hinweisen.

## I. Kapitel.

### Die altgermanischen Befestigungen vor der Römerzeit mit einem Vorwort über die Wohnstätten der ersten Bewohner des Rheinthales.

Einen nothdürftigen Einblick in das Leben der ersten Ansiedler unseres Landes während der sog. prähistorischen Zeit verdanken wir den neuesten Forschungen von Cohausen und Schaaffhausen.

Hienach ist nachgewiesen, dass die ersten Menschen ihre Zuflucht in den von der Natur gebildeten Felsenhöhlen suchten. von Cohausen hat das Verdienst, Beispiele solcher Wohnstätten in den Höhlen bei Steeten an der Lahn gefunden zu haben, siehe hierüber die Annalen des Vereins für Nassau'sche Geschichts- und Alterthumsforschung 1882, in welchen namentlich die sog. Wildscheuer, eine Höhle an der Lahn mit ihren Funden beschrieben und abgebildet ist.

Die Ausräumung dieser Höhle fand unter v. Cohausens Leitung schon im Jahre 1874 statt, während die Funde von menschlichen Gebeinen, Thierresten und Artefacten von Prof. Dr. Schaaffhausen untersucht und erklärt worden sind.

Auch in unserem Lande fehlt es nicht an solchen Felsenspalten und Höhlen, die ähnlichen Zwecken gedient haben dürften. Bekannt sind namentlich die sog. Heidenhöhlen bei Ueberlingen und Stockach, beide im Molassesandstein, wobei jedoch zu bemerken ist, dass die zuerst genannten Höhlen im Mittelalter erweitert und zu Wohnungen eingerichtet worden sind.

Dr. Baumann in Donaueschingen ist der Meinung, dass diese letzteren Räume als Theile der auf der Kuppe des dazu gehöriger Felsens gelegenen Burg angesehen werden dürften.

Dr. Fraas in Stuttgart verdanken wir die Erforschung von drei im württembergischen Gebiet befindlichen Felsgrotten, auch hier kommen wie bei der Wildscheuer menschliche Gebeinreste, sowie Werkzeuge aus Feuerstein und Bein mit den Knochen der so genannten vorweltlichen Thiere, als Mammuth, Nashorn, Höhlenbär, Riesenhirsch etc. vor.

Man bezeichnet diese in die letzten geologischen Gestaltungen fallende Periode, wo die Höhlenmenschen (Troglodyten) noch mit diesen Thieren zusammen lebten, als die älteste Steinzeit. In der zweiten Kulturperiode der sogenannten jüngeren Steinzeit finden wir ausser den jetzt noch vorkommenden Hausthieren, noch den Ur, Bär, Wolf und Edelhirsch als die nennenswerthesten wilden Thiere.

In dieser Zeit lebten die Bewohner Mittel-Europa's zum Theil auch an den Ufern von Seen, auf Pfahlbauten, wodurch sie gegen den Angriff der wilden Thiere geschützt waren.

Dr. Ferd. Keller's Ausgrabungen dieser Wohnstätten an den Schweizer Seen, am Bodensee und an den kleineren Seen Schwabens verschaffen uns einen ziemlich klaren Einblick in das Culturleben der ersten Bewohner unseres Landes, denen die Verarbeitung des Metalles noch fremd war.

Zu gleicher Zeit dürften sich die Landbewohner, welche fern von Seen lebten, die jetzt unter dem Namen Margellen bekannten Kessel- oder Trichtergruben als Wohnstätten und Zufluchtsorte eingerichtet haben. Man findet jetzt noch derartige Gruben kreisrunder Form von 4—6 m Durchmesser und ca. 2 m Tiefe. — In der Mitte des sogenannten Schwabens, einer vom Rheinlauf eingeschlossenen Landzunge unterhalb Schaffhausen, befindet sich noch eine Kesselgrube von ca. $16^1/_2$ m Durchmesser und 2,5 m Tiefe.

Diese kreisrunden Kesselgruben waren als Wohnstätten zeltartig mit Stangen und Flechtwerk eingebaut, mit Schilf, Stroh, Häuten und dergleichen gedeckt. Der Boden war mit Letten bedeckt und für den Feuerheerd eine Oeffnung im Dachraum gelassen. In ähnlicher Weise suchten sich die ersten Bewohner unseres Landes bis in die römische Zeitperiode hinein vor Wind, Wetter und vor dem Angriff wilder Thiere zu schützen.

Die noch in der römischen Vorzeit nachweisbare Einführung von Bronzewaffen und Bronzegeräthen mag auch auf eine bessere Entwicklung des Hausbaues Einfluss gehabt haben.

Die kreisrunde in den Boden tief eingeschnittene Grube als Unter-

kunft für die Menschen verschwand und wurde durch einen solideren Oberbau nach Art der Blockhäuser aus aufgeschichteten, im Viereck verbundenen Balken bestehend, ersetzt.

Die damaligen Bewohner des badischen Landes, wir wollen sagen ca. 1—2000 Jahre vor Christi und nachweisbar auch noch deren Nachkommen, die wir unter dem Namen Celten kennen, gelten bei allen Geschichtschreibern als friedliebende Menschen, die nur Jagd, Landwirthschaft und Viehzucht trieben. In diese Zeit fallen daher noch keine Vertheidigungsanlagen oder die Errichtung von Zufluchtstätten gegen feindliche Angriffe.

Erst mit dem Auftreten der Gallier, einem von Nordosten herangezogenen kriegerischen Volke, germanischer Abstammung, begann die Errichtung der geschlossenen grösseren und vertheidigungsfähigen Zufluchtstätten und Sammlungsorte auf den hiezu günstig gelegenen Bergkuppen.

Was die Frage anbelangt, welchem Volksstamm die Gallier angehörten, verweisen wir auf die neueste Schrift des Staatsrath von Becker: Versuch einer Lösung der Celtenfrage durch Unterscheidung der Celten und Gallier. Karlsruhe. Bielefeld's Verlag 1883.

Durch ein gründliches Studium und die Prüfung aller für die Beantwortung dieser Frage entscheidenden Stellen in den griechischen und römischen Schriftstellern der römischen Kaiserzeit, und gestützt auf die Kenntniss der Archäologie jener Zeit kommt von Becker zu dem Endresultat, dass die Celten mit den Galliern durchaus keine Stammesverwandtschaft haben.

Er stellt die Hypothese auf, dass die Celten von den Galliern schon in vorhistorischer Zeit unterworfen und gegen Süden und Westen geschoben wurden.

Die physische Verwandtschaft der Gallier und der später auftretenden germanischen Völker, ihre gemeinschaftlichen Sitten und kriegerischen Einrichtungen hat schon Professor Holtzmann in Heidelberg nachzuweisen gesucht.

Wir sind daher auch der Meinung, dass man die aus vorrömischer Zeit herrührenden Bergverschanzungen nicht als celtische, sondern bei uns als altgermanische bezeichnen kann. In Frankreich waren es die Gallier, mit welchen Caesar zuerst Krieg zu führen hatte; er beschreibt ihre Mauern, mit denen sie ihre oppida umgeben hatten.

Wir erfahren hier, dass die Gallier liegende Balken zwischen den

mehr oder weniger hohen Steinschichten hatten, welche die Festigkeit der so hergestellten Mauern vermehrten und sie gegen den Angriff des Sturmbockes sicherten.

Auf der Trajanssäule in Rom erscheinen die Festen der Dacier in ähnlicher Weise erbaut.

Auch bei der Heidenmauer des Odilienberges im Elsass sucht Oberst v. Cohausen eine Anwendung von hölzernen Klammern, die schwalbenschwanzartig in die Steinblöcke eingelassen waren, nachzuweisen. In der Abhandlung des genannten Verfassers: „Die Wehrbauten zwischen Rhein, Main und Lahn von den Troglodyten bis zur Renaissance“ finden wir diesen Steinholzbau genauer beschrieben, der schon einen gewissen Scharfblick dieser Völker und eine Fertigkeit im Bauwesen bekundet.

Man führt daher auch mit Recht die Erbauung der linksrheinischen, im Vogesengebirge liegenden, Ringwälle auf die Zeit der gallischen Stämme zurück, die schon vor dem Erscheinen der Römer die Celten zurückgedrängt haben.

Während die Gallier auf der linken Rheinseite ein passendes und fruchtbares Gebiet zur Ansiedlung fanden und benutzten, konnte ihnen die rechtseitige mit Sümpfen und Wassergiessen bedeckte Rheinebene und das dicht bewaldete, unwirthliche Schwarzwaldgebirge, dessen tief eingeschnittene Felsschluchten unzugänglich waren, nichts bieten. Wir finden daher auch bei uns keine gallischen Niederlassungen von Bedeutung und es werden nur die Orte Tarodunum (Zarten) und Lopodunum (Ladenburg) auf gallischen Ursprung zurückgeführt.

Der erstere Ort, dessen Lage schon von dem römischen Geographen Ptolemäus annähernd richtig bestimmt worden ist, liegt im Dreisamthal auf einer Art von Schuttwall, welcher eine natürliche Bildung zu sein scheint; er schiebt sich wie eine Art Landzunge in das hier erweiterte Dreisamthal vor und ist von zwei Thalrinnen flankirt.

Im Wiesengelände in der Nähe des Wirthshauses zur Brandenburg, das auf dem vorgeschobensten Theil dieses Schuttkegels steht, sollen noch die Reste der Umfassungsmauer verborgen sein.

Ebenso wird die Gründung der Stadt Ladenburg auf gallischen Ursprung zurückgeführt.

In beiden Orten dürften wir daher solche oppida erblicken, unter welchen Caesar in Gallien grössere befestigte Plätze versteht, welche in gesicherter Lage mit Umfassungsmauern aus Fels-

stücken der Bevölkerung als Zufluchtstätten bei der Annäherung eines Feindes dienten.

Bezüglich der Ansiedlung der Gallier auf der rechten Rheinseite hebt man stets den Ausspruch des Tacitus (Germ. 29) hervor, wo angeführt ist, dass leichtsinnige Gallier über den Rhein gegangen seien, sich dort angesiedelt und Ackerbau getrieben hätten.

Ueber das Verhältniss der gallischen Ansiedler im Bereich der Zehntlande zu den Deutschen, siehe: Mone, Urgeschichte Bd. II.

Man sieht aus dem Gesagten, dass auch diesseits des Rheines die gallische Kultur schon Boden gewonnen hatte, ehe die Römer von diesem Lande Besitz nahmen.

Am Oberrhein erschwerte die Terrainbeschaffenheit des Rheinthales das Ansiedlungswesen.

Von den Folgen der Völkerwanderungen blieb das rechtseitige Rheinufer von Basel bis Durlach am meisten verschont, da hier nicht nur das unwirthliche und kaum zu passirende Schwarzwaldgebirge, sondern auch die mit Wassergiessen und Sümpfen durchzogene Rheinebene einen natürlichen Querwall bildeten, den die von Osten nach Westen ziehenden Völker umgehen mussten. (S. die Wasserbauten der Römer in den Zehntlanden Heft 70 d. J., wo die Beschaffenheit der Rheinebene in vorrömischer Zeit erläutert ist.)

Es ist ganz natürlich, dass sich in diesem von der Natur gegen feindliche Angriffe gesicherten Gebiet die Celten am sichersten fühlten und sich hier auch ungemischt erhalten konnten.

In der That finden wir daher auch noch in so manchen Orten, die abgeschieden auf einer früheren Rheininsel liegen und ebenso in den abgelegenen erst in der neuesten Zeit in den Verkehr gezogenen Thalschluchten des Schwarzwaldes die an Gestalt kleine, schwarzhaarige und schwarzäugige, von den Celten abstammende Bevölkerung, die im Typus und Charakter von den Nachkommen der germanischen Ansiedler so verschieden ist.

Wenn Dr. Dahn Seite 365 seiner Geschichte sagt, dass die Erhaltung der römischen Kulturreste in dem Gebiet der Zehntlande und das Vorhandensein starker, dunkelhaariger und dunkeläugiger Bevölkerungstheile aus dem Umstande zu erklären sei, dass das Zehntland von den Germanen nicht lediglich erobert, sondern strichweise abgetreten worden, so konnte man zu glauben versucht sein, es habe sich die römische Bevölkerung noch in der Zeit des Kampfes erhalten, und am Ende gar den Grund gelegt

zu dieser von den blonden Germanen so verschiedenen Einwohnerschaft.

Diese Eigenthümlichkeit muss, wie oben bemerkt, auf die sich bei uns bis auf die neueste Zeit fast ungemischt erhaltene celtische Bevölkerung zurückgeführt werden.

Die Namen Celten, Gallier, Helveter wurden noch in den letzteren Jahren von den Schriftstellern nicht scharf genug getrennt; so finden wir in den Züricher Annalen Band VII, Jahrgang 1853 eine Beschreibung von Dr. Ferd. Keller über: „Die keltischen Festen an den Ufern des Rheines unterhalb Schaffhausen", in welcher die Errichtung dieser Verschanzungen in die celtische Zeit zurückgeführt wird. Rüstow dagegen meint, dass diese Bergverschanzungen am Oberrhein den Helvetern zur Vertheidigung gedient haben, was wohl das richtige ist.

Das Festungswerk bei Herdern (bad. Amt Waldshut) gegenüber der Ausmündung der Glatt bezeichnet Keller als die merkwürdigste Erdverschanzung der celtischen Zeit.

Hier liegen an einem Abhang des steilen Rheinufers terrassenartig übereinander sich erhebende Parallelwälle, die von einem 12—13 m breiten und 6 m tiefen Graben hufeisenartig umgeben sind, vor welchem eine grosse Menge von Kesselgruben an der Seite, wo der Angriff zu erwarten stand, eingetrieben sind.

Diese Kesselgruben, jetzt noch von $2^1/_2$—$3^1/_2$ m Durchmesser, 1 m tief, erschwerten, ähnlich wie die heutigen Wolfsgruben, die Annäherung des Feindes.

Rüstow bezeichnet dieses interessante Festungswerk als eine Art Brückenkopf, um hier eine günstige Landungsstelle zu sichern. Auch in Gallien sollen solche Verschanzungen mit davor liegenden Margellen vorkommen.

Eine andere Verschanzung dieser Art ist die vom Rhein bei Rheinau eingeschlossene Landzunge, die seit altersher Suabowa (Urkunde vom Jahr 870 im Kloster Rheinau), das ist die Insel der Schwaben, heisst. Das Erdwerk, welches die Kehle dieser Halbinsel einschliesst, ist noch theilweise 4—5 m hoch erhalten. Ein eigentlicher Graben vor dem Wall ist nicht vorhanden und es muss die Erdmasse zur Errichtung desselben herbeigeschafft worden sein. Die Ufer dieser Halbinsel bilden eine steile 15—25 m hohe Wand mit Ausnahme einer sanfter gebüschten Stelle, die durch einen Damm geschützt ist.

In der Mitte des Schwabens befindet sich eine grosse Kesselgrube von $15^1/_2$m Durchmesser, $2^1/_2$m Tiefe.

Im badischen Ortslexikon von Kolb steht über diese Befestigung: „Hier sollen sich die Alemannen im Jahre 357 verschanzt und vertheidigt haben, bis es den Römern unter Kaiser Julian gelang, die Verschanzungen zu erstürmen, wobei die Deutschen beiderlei Geschlechtes wehrlos niedergemacht wurden.“ Hier vielfach gefundene Pfeilspitzen, Münzen etc. sprechen dafür, dass an dieser Stelle der Kampfplatz des von Ammian erwähnten Treffens zu suchen sei. Nach dieser Hypothese würde diese Verschanzung in die Zeit des alemannisch-römischen Krieges gehören, während die Margelle als eine celtische Wohnstätte angesehen werden muss, und auch die von der Natur so sehr begünstigte Lage dieser Halbinsel von den ersten Bewohnern des Landes nicht unberücksichtigt geblieben sein dürfte.

Es wird für so manche derartige Bergverschanzung ungeachtet der dabei aufgefundenen Knochenreste und Artefacten schwer sein, die Zeit ihrer Errichtung genau zu bestimmen. Für den celtischen Ursprung macht man oft das Vorkommen von Dolmen und Chromlech, die als druidisch bezeichnet werden, geltend. In Süddeutschland und der nördlichen Schweiz sind es auch noch die Landwehren, Letzinen, welche als Grenzmarken in der frühesten germanischen Zeit eine Bedeutung hatten.

Unter Letzi auch Letzy, in Graubünden Serra, porcla, im italienischen fraccia, versteht man eine Art von Hag aus Flechtwerk und Pfählen bestehend. Letzine kommt von dem Wort lass, letzt, letzen (verzögern, hemmen), in sachlicher Beziehung bedeutet dasselbe: Ende, Schluss, als Ortsbezeichnung: Grenze, Marche.

In Städten bezeichnet Letzi neben Befestigungen am Ende des Weichbildes häufig auch den hölzernen Umgang oder den sog. Wehrgang an der innern Seite der Ringmauer, wie wir diese Benennung auch bei der mittelalterlichen Burg wiederfinden[1]).

---

1) Siehe über die Letzinen in der Schweiz, die Mittheilungen in der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band XVIII, Heft 1.

## II. Kapitel.

### Die germanischen Ringwälle oder die Völkerburgen zur Zeit des alemannisch-römischen Krieges.

Diejenigen grossen Bergbefestigungen, welche in dem Krieg, den die Alemannen mit den Römern führten, ersteren als Zufluchtsort für die ganze Stammesbevölkerung und als Sammelpunkt für die waffenfähige Mannschaft dienten, dürften am besten mit dem Namen: Völkerburgen bezeichnet werden.

Der technischen Beschreibung derselben lassen wir einen kurzen geschichtlichen Ueberblick jener Zeit vorausgehen[1]).

Es ist als gewiss anzunehmen, dass sich die Alemannen zuerst in dem vom rheinischen und rätischen Grenzwall begrenzten Theile Germaniens zum Einfall in die Zehntlande sammelten, der in der Peutlinger'schen Karte mit Armalausi bezeichnet ist. — Südlich der Donau lag Augusta Vindelicorum, der grosse römische Waffenplatz als Stützpunkt der Donauvertheidigungslinie, der hier ein Durchbruch feindlicher Heere erschwerte, während der nördlich der Donau gelegene Theil der Zehntlande, nach der Ueberschreitung des rätischen Grenzwalles, vom Feind mit Leichtigkeit besetzt werden konnte.

Auf diesem Weg gelangten die Alemannen in den Besitz der Höhenplatte der schwäbischen Alp, deren strategische Bedeutung sie gewiss vor dem Kriege schon ausgekundschaftet hatten.

Hier lag unweit der römischen Heerstrasse von Köngen (Canstatt) nach Lauingen (Pomone) im Donauthal eine römische Niederlassung bei Hausen ob Lonthal; die spätesten hier aufgefundenen römischen Denkmäler gehen nicht über die Jahre 256—268 hinaus; woraus man schliessen darf, dass die Römer um diese Zeit die schwäbische Alp für immer an die Alemannen verloren haben.

---

1) Als geschichtliche Quellen sind hauptsächlich benutzt:

1. Mone, Urgeschichte des badischen Landes, Band II.

2. Dr. Felix Dahn, Urgeschichte der germanischen und römischen Völker.

3. Geschichte des Allgäu's von Dr. F. C. Baumann. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Keine andere Position in Südwestdeutschland war als Stützpunkt für die weiteren Operationen gegen die Römer so geeignet, als dieser ca. 15 Stunden lange, durchschnittlich 4 Stunden breite, von steilen Felswänden eingeschlossene Bergrücken, welcher südlich die Aussicht bis zu den rätischen Alpen, westlich bis zu den Höhenzügen des Schwarzwaldes, nördlich bis zum Odenwald und nordöstlich über das Hügelland hinaus bis in's Frankenland hinein beherrschte.

Die schwäbische Alp ist selbst mit einer grossen Ringburg zu vergleichen, die den alemannischen Völkerschaften eine Zufluchtstätte bot, wo sie nach etwaigen Niederlagen einen passenden Sammelplatz zu neuen Vormärschen an den Rhein fanden. Der Donau zu flankirt diese durch die Natur zu einer Festung geschaffene Bergposition die grosse Heerstrasse von Messkirch über Mengen nach Günzburg und Regensburg, dieselbe erschwert ferner den Durchmarsch eines Heeres aus dem Neckar- in das Donauthal. Wir dürfen überhaupt voraussetzen, dass die Alemannen vor Beginn des grossen Kampfes gegen die Römer gut vorbereitet und über die Lage der römischen Vertheidigungsanlagen unterrichtet waren.

Schon damals waren niederrheinische, deutsche Stämme als Hilfstruppen im Sold der römischen Kaiser, und es wird nicht an Ueberläufer gefehlt haben, welche den Alemannen zur Auskundschaft des feindlichen Landes und der befestigten Stellungen der Römer hülfreiche Hand boten.

Am Ausgang des Passthores bei Messkirch oder, von Osten her gerechnet vor dem Eingang desselben, legten die Alemannen unterhalb Mengen an der Donau drei grosse Völkerburgen an.

Conservator Paulus in Stuttgart, welcher sich um deren Erforschung sehr verdient gemacht, vergleicht dieselben ganz richtig mit einem Festungsdreieck, das den Alemannen nicht nur als Stützpunkt für ihre Operationen durch das obere Donauthal in das Helveterland diente, sondern denselben auch im Fall eines Rückzuges eine Zufluchtstätte bot, welche von der Angriffseite her durch steil abfallende Felswände geschützt, leicht vertheidigt werden konnte.

Die nördliche Längsrichtung der schwäbischen Alp ist ebenfalls durch das, im obern Lauf tief eingeschnittene, Neckarthal flankirt, das an dieser Seite sämmtliche Zuflüsse derselben aufnimmt und welches bei Plochingen in einem rechten Winkel gegen Norden abbiegt.

Wie an der Südseite die Donau die Abhänge der schwäbischen

Alp begrenzt, so hat deren Nordseite einen in ähnlicher Weise von dem Neckar gesicherten Abschluss. Hier war durch dessen Lauf eine von der Natur geschaffene Operationslinie gegen Norden gegeben, indem dieser Fluss schon von Canstatt aus mit Flössen und kleinen Boten bis zum Rhein befahren werden konnte. Auch von dieser Seite her schützten sich die Alemannen durch einige auf den einzeln stehenden Bergkuppen der schwäbischen Alp angelegten Ringburgen, von denen diejenige der Hunenburg unterhalb Geislingen die bedeutendste gewesen zu sein scheint.

Obgleich wir unsere Betrachtungen nicht über den Main hinaus ausdehnen, so muss hier doch erwähnt werden, dass wohl gleichzeitig mit der Besitznahme der schwäbischen Alp durch das Hauptheer der Alemannen ein Vormarsch derselben vom Main her stattgefunden haben dürfte.

Von Kreisrichter Conradi wurde oberhalb Miltenberg auf dem Ausläufer des Höhenzuges des Odenwaldes (Grienberg) ein Ringwall nachgewiesen, der dieser Zeit angehört. (Ueber den Grienberg zog der römische Grenzwall von Walldürren aus.)

Die Erstürmung der hier befindlichen starken römischen Vertheidigungswerke, nicht nur des Grenzwalles, sondern auch des durch Castelle befestigten Höhenzuges zwischen dem Mudau- und Mümmlingthal oder die sog. Mümmlinglinie musste für die Alemannen von Bedeutung sein, weil sie durch diese Operation in den Besitz der Wasserstrassen des Neckar und Main kamen.

Auf diese Weise ist ihr rasches Vorgehen gegen Mainz schon im dritten Jahrhundert, bald nach ihrem Durchbruch durch den Grenzwall, zu erklären. Ihre Einfälle waren so rasch und so furchtbar, dass die Römer ihre Rettung nur in einem eiligen Rückzug in die gallische Rheinvertheidigungslinie finden konnten.

Die Nachgrabungen, welche Oberamtmann Lump, Vorstand des Buchener Alterthum-Vereins im Jahr 1865 in Schlossau, wo ein römisches Castell stand, vornehmen liess, bestätigen diese Annahme, indem dort im Kohlenschutt eines römischen Wohnraumes eine solche Menge römischer Gold-Münzen aufgefunden worden sind, dass die Vermuthung nahe liegt, dass dieselben die Kasse eines Quaestoren bildeten, die bei der Flucht im Stiche gelassen wurde.

Aus der Geschichte wissen wir, dass die Alemannen und Franken schon 240 und 241 ihre Streifzüge bis Mainz ausdehnten.

Im Jahr 255—259 werden dieselben nach einem abermaligen Ein-

bruch in Gallien von dem römischen Kaiser Gallienus geschlagen und über den Rhein zurückgedrängt.

Das Zehntland bliebt jedoch im Besitz der Alemannen und in diese Zeit dürfte die Anlage der grossen Völkerburg auf dem Heiligenberg bei Heidelberg fallen, dessen Oertlichkeit sich wie keine andere zu einer festen Position eignete, auf die sich die Alemannen bei einem Rückzug stützen konnten.

Der Hauptstützpunkt derselben für die Operationen gegen die Römer blieb jedoch die schwäbische Alp.

Die vielen Schlachtfelder dieses Krieges zeigen, dass die Einfälle der Alemannen fast immer durch das Passthor bei Messkirch vollzogen wurden. Hier konnten sie am leichtesten in das Land der Helveter und an den Oberrhein vordringen und von da durch das Passthor von Belfort in das Herz Galliens gelangen.

Der römische Kaiser Probus (277) entriss den Alemannen, nachdem sie Aventicum im Helveterland verheert hatten, eine Menge der von ihnen heimgesuchten römischen Colonien und drängte sie wieder über den Rhein bis hinter den Neckar zurück. Er versuchte nochmals das Zehntland zu organisiren und die Grenzmarken herzustellen. Es ist aber kaum anzunehmen, dass er die Alemannen auch aus ihrer festen Position auf der schwäbischen Alp vertrieb und das nur auf kurze Zeit wiederhergestellte Ansehen der Römer im Zehntlande brach dann rasch wieder zusammen, als Probus mit seinen Legionen 278 nach der untern Donau zog. Die Alemannen sammelten sich zu neuem Angriff, aber 297 weist Constantin I. ihren Einfall in Gallien bei Langres zurück, verfolgt sie und schlägt sie nochmals bei Vindonissa.

Auch hier dürfte den Alemannen die Marschroute über Messkirch als Rückzugslinie und das Festungsdreieck an der Donau als Zuflucht gedient haben.

Die Hauptkämpfe indessen fanden am Oberrhein in der Mitte und am Ende des vierten Jahrhunderts statt, und wir sind in der glücklichen Lage durch die Aufzeichnungen des römischen Geschichtsschreibers Ammianus Marcellinus über diese Vorgänge genau unterrichtet zu sein.

Julian, einer der letzten aber genialsten Kriegshelden Roms, kämpfte nochmals mit bescheidenen Kräften erfolgreich gegen die alemannische Uebermacht am Oberrhein. 356—361.

Bei Säckingen (Sanctio) wurde Barbatio, welcher die Opera-

tionen Julians vom Süden her unterstützen sollte, von dem alemannischen Heerführer Vadomar geschlagen, und wir dürften in diese Zeit die Anlage der alemannischen Bergalinger Höhenverschanzung verlegen.

358 nimmt Julian den berüchtigten Bandenführer Charietto in seine Dienste und lässt das im Besitz der Alemannen befindliche rechte Rheinufer verheeren.

361 wird der alemannische König Vadomar in Augusta gefangen, der ein so geschickter Kriegsheld und Ingenieur war, dass er von den Römern in Spanien bei Belagerungen verwendet wurde.

Kaiser Julian zieht mit seinen Legionen nach Illyrien; er selbst führt die Hauptcolonne dieses Heeres nochmals durch das Passthor von Messkirch.

Im Jahr 366 rücken die Alemannen unter der Anführung der kriegerischen Linzgauer Alemannen (dieser Gau dehnt sich südlich von Messkirch über Pfultendorf bis zu den Höhen von Heiligenberg aus) über den Rhein, drangen in das obere Stromgebiet der Saone vor, schlagen dort den Charietto und wenden sich nördlich gegen Paris (Lutetia Parisiorum), werden aber an der Mosel bei Scarpona (Charpeigne unfern Toul) von den Römern geschlagen.

Hierauf folgen die Feldzüge unter Kaiser Valentinian, welcher nochmals mit Aufbietung aller Kraft das römische Ansehen am Rhein herzustellen suchte.

Er sammelt seine Legionen in Vindonissa, umgeht den Schwarzwald und liefert 368 den Alemannen am obern Lauf des Neckar bei Solicinium eine grosse Schlacht. Amm. Marcell. erzählt, dass die Römer die steilen Abhänge nahmen, die von den Feinden besetzt waren.

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, dass dieses Schlachtfeld in Sülchen bei Rottenburg zu suchen ist und dass der Weg, den Valentinian zum Aufmarsch genommen hat, kein anderer war, als die grosse Heerstrasse von Vindonissa über den Randen nach Hüfingen (Julio Mago) und von da über Rottweil (Brigobanne) nach dem obern Neckarthal. Diese, von den Römern als Consularstrasse angelegte Hauptoperationslinie an den Grenzwall, war jedenfalls noch in gutem Stande und zur Truppenbeförderung geeignet, wenn auch die daran liegenden Militärstationen schon in Trümmern lagen.

Im Jahr 378 schlägt Gratian, der Nachfolger Valentinian's, die Alemannen bei Argentovaria (Horburg bei Collmar), verfolgt

sie über den Rhein und durchzieht den Breisgau bis Augusta. Die Alemannen flüchten sich auf die Schwarzwaldberge zwischen dem Blauen und Belchen, wo sie sich in Ringwällen verschanzen.

392 erscheint Kaiser Eugenius am Oberrhein und im Jahr 400 schlägt Stilicho zum letzten Mal die Deutschen, die dann 408 in Gallien einfallen und die Römer für immer vertreiben.

Aus diesen geschichtlichen Ueberlieferungen geht hervor, dass die Alemannen vorzugsweise drei Marschlinien benutzten, um an den Rhein und nach Gallien vorzudringen.

1. Den Höhenrücken bei Messkirch, die Verbindung des Donauthales mit dem Oberrhein zum Angriff auf die römischen Colonien in der Nordschweiz.

2. Das zwischen dem Schwarzwald bei Pforzheim und dem Odenwald liegende hügelige Gebiet, mit Benutzung der Wasserstrasse des Neckar und

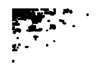
3. Die Wasserstrasse des Main zum Angriff auf Mainz.

Die beiden Gebirgsstöcke des Schwarzwaldes und des Odenwaldes waren zu jener Zeit unpassirbar und mussten umgangen werden. Zu diesen Operationslinien gehörte auch eine entsprechende Operationsbasis, und diese müssen wir, nach den oben angeführten Erläuterungen, in der schwäbischen Alp suchen, welche sich auch in der That durch das Vorhandensein einer grosser Anzahl von Ringburgen auszeichnet. (Von den 100 Ringburgen, welche Paulus in seiner Statistik für das württembergische Gebiet verzeichnet, kommen allein 50 auf die schwäbische Alp.) Es werden uns jedoch auch noch andere sehr wichtige neue Gesichtspunkte über die Bedeutung dieser grossen Völkerburgen als das erste Heim unserer alemannischen Dynastengeschlechter eröffnet, die ich hier nur kurz berühre.

Schon Ludwig Uhland weist in seiner Abhandlung über die Wanderung und Neuansiedelung der Schwaben (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. 8, S. 29) auf die schwäbische Alp, als die Urheimath der alemannischen Herzoge hin, indem er sagt:

„Die Kampfstellung hatten die Alemannen, wie ihre suevischen Vorgänger am Rhein, aber hier waren sie auch beständig den verheerenden Einfällen der Römer ausgesetzt und sie bedurften zur Sicherung ihrer Familien und ihres Unterhaltes, ebenso im Fall des Rückzuges eine vom Kampfplatz entfernte, im Innenland liegende sichere Zufluchtstätte.“

„Diese Ansiedlungen im Binnenland bildeten das eigentliche Heim





der im Feld stehenden Stammesgenossen so lange, bis jenes Grenzland dauernd erobert und nun die Marciana Silva als Para (nach Dr. Buch: des Waldes baare und dem Fruchtbau gewonnene Landesart) angebaut und mit friedlichen Niederlassungen bedeckt war, welchen die alte Heimath einen Theil ihrer Bewohner, wie ihre Namen gab und zwar so, dass nun dieselben Geschlechter hier wie dort angesessen waren."

Unterzieht man die schwäbische Alp in Beziehung auf ihre Kulturfähigkeit einer genaueren Untersuchung, so findet man, dass der südwestliche Theil derselben von Amstetten bis gegen Spaichingen, welcher mit Trümmergesteinen der Kalksteinformation bedeckt ist, eine weit geringere Bodenfläche hat, welcher für den Anbau geeignet ist, als der östliche Theil, die Alpbuch und die sog. Ulmer Alp, die bezüglich ihrer Fruchtbarkeit als die Kornkammer Württembergs betrachtet wird.

Es ist daher klar, dass in dieser auch in strategischer Beziehung gesicherteren Lage die alemannischen Herzoge in der Zeit des Krieges mit den Römern ihren Sitz hatten, während die einzelnen Stämme mit ihren Heerführern den vordern Theil der grossen Hochebene einnahmen.

Auf der Ulmer Alp ist eine Stätte, welche unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Es ist dies der jetzige Weiler Zäringen zum Pfarrdorf Altkirch, Oberamt Ulm, gehörig. Die hier zu Tag tretende Quelle, die grösste Seltenheit auf der durch ihre Wasserarmuth bekannten Alp, mag ein Hauptgrund sein, dass hier eine der ersten und wichtigsten alemannischen Niederlassungen errichtet wurde; an dieser Stelle kann man den Stammsitz der alemannischen Könige vermuthen.

Wir verdanken dem Pfarrer Caspart von Kusterdingen bei Tübingen, welcher mit grossem Eifer die Geschichte der alemannischen Dynastengeschlechter verfolgte, sehr wichtige Aufklärungen über die Urheimath des mächtigen Geschlechtes der Herzoge von Zäringen, die er auf der schwäbischen Alp zu finden glaubt, und in Verbindung mit dem obengenannten Weiler zu bringen sucht.

Hienach ist es gewiss, dass Herzog Berthold der erste von Zäringen in der Linthburg bei Weilheim im Neckargau starb und nicht in der Lintburg am Rhein unterhalb Breisach, wie Mone und Vierordt auseinandergesetzt haben. Berthold II. nannte sich sogar noch in einer Urkunde, ehe er den Titel Herzog von Zäringen führt, Comes

de Linthburc etc. (Siehe die Vierteljahreshefte I.—III. Jahrgang 1880 für württembergische Landesgeschichte: „die Urheimath der Zäringer auf der schwäbischen Alp von Pfarrer Caspart".)

Es ist eine unbestrittene Thatsache, dass die Gründungen der Zäringer im Breisgau den älteren im Neckargau folgten und dass die hier erscheinenden gleichnamigen Ortsbezeichnungen: wie Lintburg, Zäringen, ihren Namen von den älteren Stammsitzen übernommen haben.

Die Burg Zäringen im Breisgau, deren bauliche Anlage sehr unbedeutend ist, dürfte die in der frühesten Zeit zum Meierhof in Zäringen gehörige Wallburg gewesen sein und man wird die Lintburg im Neckargau als die Stammburg der Herzoge von Zäringen ansehen; dieselbe entspricht auch in Bezug auf Lage und Ausdehnung (wie der Hohenzollern, Achalm, Bussen etc.) den Anforderungen einer wirklichen Dynastenburg.

Auch der Umstand, dass die schwäbische Alp unbestritten die Heimath der jetzt noch mächtigsten Herrscher Deutschlands ist (auch die Welfen stammen von hier), spricht dafür, dass hier die Alemannen ihren ersten Wohnsitz hatten und sich von hier aus über das eroberte Südwestdeutschland verbreiteten. Die Nachkommen der alemannischen Herzoge und Grafen behaupten theilweise noch heute ihren ersten Stammsitz, wie die Hohenzollern, Württemberger, oder sie kamen im obern Rheingebiet zu neuem Besitzthum, wie die Zäringer, Uracher (Fürstenberger).

Auch bei diesem Fürstengeschlecht finden wir Uebertragungen von gleichen Benennungen in den neuen Besitz, wie die Lehnburg Urach bei Lenzkirch. Es wird Niemand behaupten, dass die Stammburg Hohen Urach der Fürstenberger ihren Namen von der Wallburg Urach bei Lenzkirch hat.

## Die baulichen Anlagen der Ringwälle.

Bei einiger Kenntniss der baulichen Anlage der Römerkastelle im Bereich der Zehntlande, die überhaupt nur am limes transrhenanus und an der Mümmlinglinie von Neckarburken über Schlossau nach Oberburg nachgewiesen sind, ist es klar, dass die Alemannen dieselben nach der Eroberung des Landes nicht zu ihren militärischen Zwecken benutzen konnten.

Diese Castelle waren für die Zwecke der Alemannen zu klein,

und die Lage derselben nicht frei genug. — Die genannten römischen Castelle hatten durchschnittlich nur 150 m Länge bei 120 m Breite, sie hatten eine rechteckige Form mit abgerundeten Ecken; in den Seiten des Rechteckes waren die Thore; die Escarpen waren von gewöhnlichem Schichtmauerwerk, theilweise mit hervortretenden Flankirungsthürmchen aufgeführt und trugen einen Wall. In einem solchen Castell konnte eine oder 2 Cohorten untergebracht werden. Diese Vertheidigungswerke waren meist auf den unteren Terrassenvorsprüngen der Thaleinwandungen angelegt, desshalb war der Rundblick von dort ein beschränkter.

Den Alemannen, die mit ihrem ganzen Volk mit Familie und Tross heranrückten, konnten solche Befestigungen nicht dienen; sie liessen sie im Schutt liegen und schufen sich durchaus neue, ihren Zwecken entsprechende Zufluchtstätten in den grossen, auf den höchsten Berg kuppen noch in ihren baulichen Resten sichtbaren Ringwällen.

In der ersten Kampfzeit entbehrten die Alemannen vollständig der Brechwerkzeuge und der Steinhauergeräthe, sowie der nöthigen Arbeiter, um einen regelrechten Steinbau auszuführen; sie mussten sich darauf beschränken die Trümmergesteine und Felsstücke wie sie sich auf der Bergkuppe vorfanden ohne weitere Verarbeitung zu benutzen.

Zunächst wurde zum Ringwall eine wo möglich nach allen Seiten sich frei erhebende Bergkuppe gewählt, welche sich mit einer Seite an den Hauptgebirgstock anlehnte.

War die Platte der Kuppe nicht gross genug, so wurde auch noch durch Beiziehung eines Theiles des flacheren Gehänges ein Lagerraum eingeschlossen, der gross genug war, um den ganzen Stamm mit dem Tross zu bergen.

Es wurde wo möglich mit Einhaltung des Terrassenrandes, der auch noch sehr oft durch das Hervortreten von Felsgraten sich auszeichnet, eine sturmfreie Umfassung (Bering) durch Aufschichten von Felsstücken geschaffen. Wo die Bergkuppe Trümmergesteine in sich schliesst, welche leicht herbeigeschafft werden konnten, geschah die Herstellung des Steinringes durch blosses Aufschichten derselben nach der Art der jetzt mit Bruchsteinen gedeckten Ufer am Rhein (s. Fig. 2 Taf. III). Man neunt diese Deckungen: Steinberauhwehren.

Die noch tragbaren handlichen Felsstücke sind rauh übereinander geworfen, oft auf eine Höhe von 8—9 m, also in einer fortlaufenden Breite von 10—12 m, welche das Ersteigen eines solchen

Steinringes sehr erschwerte. Bei vielen Bergkuppen bildet der Terrassenrand der Platte einen mehr oder weniger zusammenhängenden Felsgrat, wie auf dem Odilienberg, der Heuneburg, dem Donnersberg etc. Hier wird die Umschliessung sehr erleichtert, indem man nur die im Felsgrat befindlichen, leicht zugänglichen Lücken ausbauen musste. Wo das Trümmergestein aus lagerhaften Felsstücken besteht, wie bei der Heidenmauer im Elsass und bei der Bergalinger Ringmauer (siehe Fig. 4 u. 5 Taf. III), sieht man die Umfassung nach Art einer Trockenmauer hergestellt. Die Stärke dieser Mauern, hinter welchen sich ein durch die Mauer geschützter Wehrgang befindet, wie bei oben genannten Ringanlagen, beträgt ca. 2 m.

Man findet bei den alemannischen Ringmauern weder irgend eine Bearbeitung der Werkstücke, noch eine Anwendung von Holzeinlagen, wie letzteres bei den gallischen Verschanzungen der Fall war (siehe Kapitel 1). Selbst bei der Odilienberger Heidenmauer[1]), ist die Art der Verbindung der einzelnen Quader durch s. g. Schwalbenschwänze (hölzerne Klammern), deren Reste noch vorhanden sein sollen, auffallend, da das Trümmergestein der Kuppe durchweg die lagerhaftesten und plattenähnlichen Felsstücke von 1—1,8 m Länge, 0,7—0,9 m Breite und 0,6 m Höhe bietet, welche keine Verbindung mit Holzstücken bedurften. Die Eindrücke in den Steinplatten, welche von den Schwalbenschwanzklammern herrühren sollen, können natürlicher und zufälliger Art sein. Bei meiner letzten Besichtigung der Heidenmauer war es mir nicht möglich solche zu entdecken, wie ich überhaupt in diesem Falle an den Steinholzbau nicht glauben kann[2]).

Die Bergalinger Ringmauer hat mit der Heidenmauer des Odilienberges bezüglich der Aufführung grosse Aehnlichkeit. Auch hier besteht die noch bis zu einer Höhe von 2—3 m erhaltene ca. 2 m starke Umwallung aus unbearbeiteten nach Art einer Trockenmauer aufgeschichteten Felsstücken. Sie umschliesst den Terrassenrand der hohen, durch seine grosse Rundsicht nach Süden und Westen ausgezeichneten Bergplatte des Hotzenwaldes, und kann als die südlichste Hoch-

1) Siehe Dr. Xaver Krauss, Kunst und Alterthum im Elsass, Odilienberg.

2) Die Heidenmauer wird jetzt als in römischen Zeiten errichtet angesehen. Es mag an ihrer Stelle ein älterer germanischer Ringwall vorhanden gewesen sein. Zwei eichene Holzklammern daher liegen im Museum zu Strassburg. Vgl. den Bericht über die Anthropologenversammlung in Strassburg 1879 im Jahrb. LXVIII S. 185. (Note der Redaction.)

wacht der Alemannen gelten; von hieraus wurden die Bewegungen der Römer bei Augst und Basel beobachtet. (Fig. 4 Taf. III.)

Bei dem Stockberger Blauenringwall ist nicht nur das Gehänge des 6—7 m hohen Hauptringes, (Fig. 3 Taf. III), sondern auch die Innenseite des vorliegenden Walles und der Graben mit Steinblöcken angeschüttet, wodurch das Herannahen des Feindes erschwert wurde. Der hohe Stand des Vertheidigers gab den Wurfgeschossen eine vernichtende Wirkung, während die Belagerer Mühe hatten ihre Geschosse bis zum Terassenrand hinaufzuschleudern.

Wir bezeichnen als Angriffseite diejenige Seite der befestigten Bergkuppe, welche mit dem Hauptgebirgsstocke, meist nur mittelst einer schmalen Einsattlung zusammenhängt; hier konnte der Feind die Erstürmung am erfolgreichsten wagen. Es war daher auch diese Seite der Umwallung als die verwundbarste noch besonders zu verstärken. Diese Verstärkung bestand darin, dass man dem Hauptring an dieser Stelle noch einen zweiten sogar oft einen dritten Wall vorlegte, der sich der Einsattlung gegenüber nach beiden Seiten hin ausdehnte, so dass der Feind erst diese vorgeschobenen Verschanzungen nehmen musste, ehe er zur Hauptumwallung kam (siehe Fig. 1 Taf. III, den Ringwall des Burgberg). Sind neben der grösseren Hauptkuppe noch zur Verschanzung günstig gestaltete Ausläufer vorhanden, so sieht man auch diese in das Vertheidigungssystem hineingezogen, wie beim Donnersberger Ringwall (siehe Wegweiser der Pfalz von Gros. Kreuznach 1878).

Doppelte Umwallungen der Bergkuppe, wo der oberste Steinring noch von einem zweiten tiefer liegenden, sehr oft Waidland und Quellen einschliessenden umgeben ist, sind mehrere nachgewiesen worden. Die bedeutendste Bergbefestigung dieser Art bei uns ist der Doppelringwall des Heiligenberg, der sich nebenbei noch durch die mit einem besondern Wall abgeschlossene höchste Bergkuppe auszeichnet (siehe die ersten germanischen Vertheidigungsbauten am Oberrhein von J. Naeher und K. Christ, Heft 74 d. J.). Diese Vertheidigungswerke (Ringwälle) erhalten noch ihren Abschluss durch die ebenen Umgänge oberhalb der Steinumwallung; von diesen aus wurden die Geschosse auf den herannahenden Feind geschleudert. Unter- und oberhalb des Steinringes angebrachte Verhaue, Flechtwerke und Verpallisadirungen, mit welchen die Alemannen ihre Werke umgaben, machten dieselben schwer einnehmbar.

Ob die Steinberauhwehrungen noch mit Hecken gepflanzt waren,

um die Erstürmung zu erschweren, ist nicht als sicher anzunehmen; es mag später auch mancher Steinring von Gebüsch überwuchert worden sein, wenn dieses dann abgebrannt wurde, konnte es je nach der Gesteinart den glasigen Ueberzug der Felsstücke des Steinwalles erzeugen, der zu der Benennung „Glasburgen" geführt hat[1]).

Bei unsern Ringwallanlagen bemerkt man noch ferner, dass die von unten kommenden Zugänge in der Nähe des Steinringes so geführt sind, dass der Feind sich bei der Annäherung seitlich mit Blosslegung seiner rechten, vom Schilde nicht gedeckten Seite entwickeln musste.

Den Aufstieg zu den Thoreingängen bei den mittelalterlichen Burgen sehen wir aus demselben Grunde in ähnlicher Weise angelegt. Wie schon früher erwähnt, rechnen wir die grossen Ringwallanlagen in Elsass und in der Pfalz, also auf den östlichen Kuppen der Vogesen zu den gallischen Verschanzungen, während diejenigen auf den Vorbergen des Schwarzwaldes, Odenwaldes und des Taunus zu den Vertheidigungswerken gehören, welche die Alemannen zum Schutz ihrer Völkerschaften und zur Wacht am Rhein, der schon Ende des 3. Jahrhunderts vertragsmässig die Grenze des römischen Reiches war, errichteten.

In die Zeit der Kämpfe fallen die grösseren Ringburgen auf den Vorbergen der rauhen Alp und in Oberschwaben.

Es ist sehr schwer genau anzugeben, in welche Zeit die Errichtung dieser Ringwallanlagen zu setzen ist; wenn wir dieselben classifiziren, so soll diess nur als ein unmassgebender Versuch angesehen werden.

Zu den vorrömischen dürften gehören: die Ringwälle auf dem Donnersberg (bair. Pfalz), auf dem Berge bei Niederbronn (Elsass), bekannt unter dem Namen champ celtique, auf dem Odilienberg (Heidenmauer), bei den trois épis (Colmar im Elsass).

Zu den späteren: die Ringwälle des Altkönig im Taunus[2]), des

---

1) Es handelt sich nicht bei den weglosen Burgen um einen blosen glasigen Ueberzug der Felsstücke, sondern die Steine sind einen oder mehrere Fuss dick vollständig verschlackt. Vgl. über die verglaste Mauer bei Kirn den Bericht über die Anthropologenversammlung in Regensburg 1881. Jahrb. LXXII S. 177. (Note der Redaktion.)

2) Das höhere Alter dieses Steinrings ist durch den von H. von Cohausen daselbst gemachten Fund von Bronzen des la Tène-Typus erwiesen, die auf der

Heiligenberg bei Heidelberg (bad. Pfalz), des Greinberg bei Miltenberg (Franken), des Blauen (Stockberg und Burgberg) (Oberrhein), die Verschanzungen bei Wehr und Bergalingen (Oberrhein), die Heuneburg bei Riedlingen mit den Flankenburgen (rauhe Alp), der Ringgenberg bei Schmalegg (Oberschwaben), die Hunenburg bei Geislingen (rauhe Alp), der Wannenberg bei Burgstadt am Main (Franken) und die Doppelburg bei Otterswang (Oberschwaben).

Um sich einen Begriff von dem Umfang des eingeschlossenen Raumes der Völkerburgen zu machen, seien hier die Dimensionen der in Südwestdeutschland bekanntesten angeführt.

Es hat der Ringwall: des Donnersberges 3100 m, des Odilienberges 4500 m (105 hare), des Wannenberges 3409 m, des Heiligenberg oberer 1960 m, der untere ca. 2900 m, des Altkönig 1150 m (Innenring), der Heuneburg 1125 m, des Burgberges 440 m Umfang. Der Ringwall der Ringgenburg ist 800 m lang.

Als eine der hervorragendsten Völkerburgen Deutschlandes wird die auf dem Auerberg im Allgäu bezeichnet, mit einem Umfang von 5000 m (Damasia der Vindelicier).

Man sieht daraus, wie es der Arbeitskraft eines grossen Volkes bedurfte, um solche Vertheidungswerke auszuführen. Rechnen wir beim Heiligenbergringwall nur eine mittlere Breite von 8 m der Berauhwehrung bei 0,6 m Stärke der Anschüttung, so erhalten wir eine Steinmasse von 24000 cbm, die gewonnen und beigeschafft werden musste.

Bezüglich der im Oberschwaben befindlichen Ringburgen verweisen wir auf die Abhandlung von Dr. Miller im 11. Heft der Schriften für Geschichte des Bodensee's und seiner Umgebung S. 33.

Auch dieser anerkannt tüchtige Forscher, dem die Archäologie so manche Entdeckung zu danken hat, sagt S. 40 sehr richtig: „Dass unsere sogenannten Römerthürme fast 1000 Jahre jüngeren Ursprunges sind, ist ziemlich allgemein anerkannt. Noch in keinem einzigen Fall sind römische Reste auf einem Berge in Oberschwaben constatirt“.

Es gibt noch mehrere grössere Bergverschanzungen im badischen Gebiet, deren Bauzeit nicht sicher angegeben werden kann. So hat Berau, der durch seine vorgeschobene Höhenlage am südlichen Schwarzwald bekannte Ort, an der Thalseite Reste von Treppenwällen, die auf ein verschanztes Lager früherer Zeit hindeuten.

---

Generalversamml. des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Worms 1883 vorgezeigt wurden. (Note der Redaktion.)

Die Bergbefestigung des Eppinger Odilienberges harrt ebenso nach einer gründlichen Untersuchung. Sie schliesst dem Rheine zu die Hochplatte eines durch seine Aussicht den Kraichgau bis zu den Vogesen beherrschenden Höhenzuges ab. Die Herstellung der ca. 8 km langen Verschanzung setzt schon bessere Grab- und Wurfwerkzeuge voraus, indem hier der Grabenaushub zur Aufdämmung des Walles verwendet ist, dessen Höhe jetzt noch an manchen Stellen von der Grabensohle gemessen, 8—9 m beträgt.

Es war ein mächtiger Volksstamm, welcher sich hier verschanzte und zwar gegen einen Feind, der vom Rhein her erwartet wurde.

Es ist kaum zu glauben, dass die Alemannen diese Erdarbeiten, ohne grosse Vorräthe von Werkzeugen ausführen konnten.

Andere Erdverschanzungen namentlich die geschlossenen kleinen Redouten mit vorliegendem ausgehobenen Graben rühren aus dem dreissigjährigen Kriege, aus dem spanischen Erbfolgekrieg und aus den Kriegen der Oesterreicher mit den Franzosen 1796—1803 her.

## III. Kapitel.

### Die Wallburgen der ersten germanischen Ansiedlungen und Meierhöfe, die sog. Bauernburgen oder Burgställe.

Nachdem die Römer zu Anfang des 5. Jahrhunderts nicht nur vom Rhein, sondern auch aus der Schweiz und aus Gallien vertrieben waren, verloren die grossen Völkerburgen ihre Bedeutung, die sie als Stützpunkte der militärischen Bewegungen und als Zufluchtstätten während des Krieges gehabt hatten.

Die alemannischen Herzoge suchten in dem eroberten Zehntlande vor allem einen möglichst grossen Grundbesitz zu erhalten und gründeten daselbst die in ihren Familien sich vererbenden grossen Herrschaften. Sie wurden von der auf ihren Ländereien angesessenen Bevölkerung, welche aus den Hörigen, Unfreien, theilweise auch aus den Resten der celtischen Einwohnerschaft des Landes bestand, als Führer im Krieg und Gebieter im Frieden betrachtet.

Der Kern der als Eroberer in den Zehntlanden landsässig gewordenen Stämme waren die Freien, ingenui, welche später als ein grundbesitzender Stand, die eigentliche Landes- oder Volksgemeinde

bildeten. Ueber diesen standen die Nobiles, die sich schon in den frühesten Zeiten, namentlich aber im alemannisch-römischen Kriege durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet hatten und selbstständig einen grossen Grundbesitz und zugleich die Herrschaft an sich gebracht hatten. Aus diesen Nobiles entsprossen die meisten Dynastenfamilien und gräflichen Häuser[1]).

Unter Hörigen versteht man die Halbfreien, die zu ihrem Herrn (Herzog od. Adliger) in einem zins- und dienstpflichtigen Verhältniss standen. Aus diesem Stande der sog. eigenen Leute ging der sog. Ministerialadel hervor.

Die Unfreien bestanden schon in den frühesten Zeiten bei den deutschen Stämmen, Tacitus führt dieselben als servi auf.

Zu diesen Unfreien sog. Leibeignen gehörten auch die in den Zehntlanden zurückgebliebenen Celten.

Besonders begünstigt waren die königlichen und die einer Kirche zugehörigen Leibeignen, deren Zahl sehr gross war. Als ein weiterer Stand bildete sich später auch die Geistlichkeit aus, indem dieselbe ihre persönliche Befreiung von den weltlichen Gerichten durchzusetzen vermochten[2]).

Ueber diese Zeit der germanischen Ansiedlungen vom 5. bis 9. Jahrhundert namentlich aber über die baulichen Zustände haben wir keine sicheren Nachrichten.

Tacitus spricht für seine Zeit von Dörfern mit Einzelhöfen, die das Wohngebäude, den Hof mit den Scheuern und Stallungen einschlossen.

Es waren dies Bauten von Holz nach Art der Blockhäuser, mit gemaltem Gebälk.

Diese Bauart müssen wir auch noch in der Zeit nach dem römischen Krieg annehmen.

Für unsere Landestheile ist die Bemerkung von Dahn (Seite 56) „es habe Julian bei den Alemannen zwischen Rhein und Main (Amm. Marc.) Dörfer gefunden, deren Häuser nach römischer Art gebaut waren“, nicht annehmbar, da die germanische Lebensweise eine ganz andere Bauanlage bedingte.

Den Bau von steinernen Häusern haben die Germanen erst in späterer Zeit kennen gelernt.

---

1) Siehe hierüber Georg Pfahler, Deutsche Alterthümer, Frankfurt 1863.

2) Siehe Baumann, Geschichte des Allgäu's S. 216.

Die Adeligen suchten ihre Wohnsitze in den fruchtbaren Thälern und gründeten hier die grossen Meierhöfe, die sie mit Wall und Graben umgaben.

Ein solches Gut bestand, sagt Pfahler § 105: aus einem Haupthof (mansus dominicatus) mit einer grösseren oder geringeren Anzahl von Nebenhöfen.

Auf dem Haupthof befand sich die herrschaftliche Wohnung (sala oder Salhaus) mit den nöthigen Wohnzimmern, caminatae, kemenaten und die Hauptwirthschaftsgebäude.

Ein grosser Theil der dienenden Frauen wohnte in wohlverwahrten Nebengebäuden, die daher Schreine (scriniae, screonae, auch geniciae) genannt wurden.

Zu den Wirthschaftsgebäuden gehörten bei den Alemannen die Stallung (scuria), die Scheune (granarium), der Speicher (spicarium), der Pferdestall und die Stallungen für die übrigen Hausthiere. Hieran reihten sich die Nebengebäude, in denen die zum Haushalt gehörigen eigenen Leute und Unfreien wohnten[1]).

Zum Hof gehörte eine Mühle, Bäckerei, ein Garten, ein Fischteich etc. Hiezu kam dann noch die Kapelle, welche, wie heute noch bei unseren grossen Gehöften im Schwarzwald, auf erhöhtem Standpunkt neben dem Wohngebäude stand.

Bis zur Zeit Karls des Grossen waren die Königshöfe und auch die Meierhöfe die Wohnsitze der Fürsten und Adligen.

Für die Einrichtung dieser Königshöfe liegen uns noch Verordnungen aus damaliger Zeit vor, welche uns einen Einblick in die Einfachheit der Sitten jener Epoche gestatten. Im Breviarium 812, Perz III, sind genaue Beschreibungen solcher Königshöfe enthalten.

Das Hauptgebäude auf jedem Königshof war das geräumige Herrenhaus (sala oder casa regalis), dasselbe war anfänglich von Holz, wie alle andere Gebäude.

In der ersten Zeit der festen Ansiedlung der Germanen stand im Hintergrund des Hauptgebäudes der Heerd, auf welchem das Feuer brannte, der Rauch musste sich durch das Gebälk einen Ausweg suchen. Die Schlafräume lagen zu beiden Seiten eines grösseren Innenraumes, der als Versammlungsort diente.

---

1) Siehe: Belehrendes über die Zeit der ersten Ansiedlung der Germanen im Allgäu und Argengau in Dr. Baumann, Geschichte des Allgäu's. S. 125 Kapitel IV.

Der Haupthof, wo der Adelige oder Freie seinen Wohnsitz hatte, in dessen Bereich sich die Nebengebäude der eignen Leute, die Stallungen, Vorrathsscheuern etc. vorfanden, war von einem mehr oder weniger starken Wall mit Graben umgeben und so gegen einen Ueberfall gesichert.

Nur bei Kriegsgefahr musste der Hofbesitzer daran denken, sich eine sicherere und vertheidigungsfähigere Zufluchtstätte zu schaffen. Er wählte hiezu eine dem Meierhof nahe liegende Bergkuppe mit steilem Gehänge gegen das Thal und umgab dieselbe mit einer Ringmauer nach Art der Ringwälle.

Bei Bergvorsprüngen, welche vom Hauptgebirgsstock überragt sind, suchte man diese leicht angreifbare Seite durch Aushebung eines Grabens und durch eine Verdoppelung des Steinringes zu schützen. War hier eine aus Felsblöcken bestehende Abschlussmauer, so wurde diese erhöht, um die Wirkung der Wurfgeschosse zu vermehren.

Wir sehen auch schon hier bei der einfachen Anlage der Wallburg den Grund gelegt zu der mächtigen Abschlussmauer, die wir bei der mittelalterlichen Burg als Schildmauer wiederfinden.

Oberst von Cohausen hat diese kleineren, zu den Meierhöfen gehörigen, als Zufluchtsorte der landsässigen Bevölkerung dienenden Wallburgen zuerst Bauernburgen[1]) genannt, eine Bezeichnung die den Unterschied zwischen diesen Anlagen und der im vorigen Kapitel behandelten Völkerburgen sehr zutreffend andeutet. Diese Wallburgen mögen der Zeit des alemannisch-fränkischen Krieges, namentlich nach der Schlacht bei Zülpich (496), in deren Folge die Alemannen bis zur Oos und in den Neckargau zurückgedrängt wurden, ihre Entstehung verdanken. Auch die Hunneneinfälle (913—955) können die Veranlassung zum Bau dieser Zufluchsstätten gewesen sein. Es ist ferner nicht ausgeschlossen, dass schon in jener frühen Zeit einige dieser Wallburgen in Holz hergestellt und mit hölzernen Gebäuden versehen waren, in denen die Herrschaft zeitweise wohnte.

Der Hauptsitz derselben blieb noch bis zum 11. Jahrhundert der im Thal liegende Meierhof.

Hier wurden die Gäste empfangen, Festlichkeiten abgehalten und die wichtigsten Verhandlungen gepflogen, daher sind auch alle Urkunden jener Zeit aus Meierhöfen datirt.

1) Dr. Baumann nennt sie in seiner Geschichte des Allgäu's S. 224 Burgställe.

Die Geschichte von Württemberg von Staelin gibt interessante Aufschlüsse über diese Zeit.

Als erste, durch Urkunden bekannte, Niederlassungen der Alemannen nennt Staelin S. 225: Otterswang 680, Gaisbeuren 690, Biberburgus bei Cannstatt 708 etc., ferner Perahtoldespara (Baar) 735.

Die beliebten Pfalzen, wo Karl der Grosse sich aufhielt, lagen meist auf der linken Rheinseite, z. B. Heristall, Diedenhofen, Düren, Ingelheim, Aachen, Worms etc.

Ludwig II. weilte gerne in den alemannischen Pfalzen: Bodmann, Ulm, Heilbronn, Augsburg 846--874.

Karl der Dicke ebenso in Bodmann, Lustnau am Bodensee.

Ludwig IV. hielt sich unter anderm 901—907 mehrmals in Bodmann auf.

Die Pfalz in Bodmann hiess in den freiherrl. Bodmann'schen Regesten: 839 Bodoma palatium regium, 849 Curte regis publica, 857 Villa Potamo, 879 Potamus in palatio regio etc.

Vor dem 11. Jahrhundert sind keine Urkunden bekannt, welche auf Burgen geschrieben, und von dort datirt wären.

Der Grund, wesshalb bei uns so wenige dieser Wallburgen erhalten sind, liegt in dem Umstande, dass sie in der Feudalzeit zu Ritterburgen umgebaut wurden.

Der Uebergang der Wallburg zur Ritterburg ist noch sehr gut zu erkennen, es ist namentlich die in rundlichen Formen dem Terassenrand der Kuppe angeschlossene Ringmauer, welche diesen Uebergang kennzeichnet.

Die geradlinien Abschlussmauern und die dadurch ermöglichte Grabenbestreichung durch Flankirungsthürme kannten die Römer sehr gut, aber die Deutschen ahmten dieselben nicht nach, sondern behielten die Befestigung nach Art der alten Ringwallanlagen bei, bis sie zur Zeit der Kreuzzüge in Kleinasien die grieschiche Befestigungskunst kennen lernten und danach ihre deutschen Ringmauern umbauten.

Herr Maier von Maierfels zu Meersburg theilte mir im Jahre 1882 mit, dass nach seiner Ansicht schon in der Zeit vom 6. bis 10. Jahrhundert von Italien her, wo sich unter dem ostgothischen Kaiser Theodorich 493 schon eine glänzende Kunst- und Bauthätigkeit entwickelte, die Anlage von Thürmen in Rätien bis zum Bodensee hin Eingang gefunden habe; diese Annahme verdient wohl beachtet zu werden. Was die aus dieser Zeit stammenden sogenannten Dagoberts-Thürme bei uns anbelangt, z. B. in Wimpfen, Baden-Baden,

und Meersburg, so halte ich die beiden ersteren für mittelalterlich, während der leider verstorbene von Maierfels seinen Dagoberts-Thurm in die Zeit des Königs Dagobert verlegte.

Weil nicht alle Wallburgen oder Burgställe zu Burgen umgebaut wurden, wenn die Besitzer (Freie) vor dem 11.—12. Jahrhundert ausstarben, ihr Lehen verloren, oder eine vortheilhaftere Bergkuppe zur Burg wählten, sind uns einige dieser Verschanzungen in ihren Resten erhalten geblieben. In Baden haben wir deren nicht viele.

Oberst von Cohausen hat bei Krauchenwies im Jahre 1880 einige untersucht, ebenso einen solchen bei Weinheim publicirt. Auch sind nach meinem Dafürhalten die von Pfarrer Eitenbenz[1]) entdeckten und von ihm als römische Verschanzungen beschriebene Erdwerke, auf einigen Erhebungen bei Messkirch, als solche zu betrachten.

Conservator Paulus schreibt mir von einem Burgstall oder Ringwall, bei Schwaigern auf einem Vorsprung des Heuchelberges, Alt Kunz geheissen, der doppelten Ring habe und noch gut erhalten sei.

Das Grossherzogthum Baden ist in dieser Beziehung noch sehr wenig durchforscht.

Die scharfe Trennung zwischen den Ringwällen (Völkerburgen) und den Wallburgen (Burgställen) ist sehr schwer und bedarf noch langjähriger Untersuchungen und Prüfungen.

Die Wallburgen (Burgställe) haben in dem genannten Werk von Dr. Baumann eine meisterhafte Behandlung erfahren und tragen die gelungenen Holzschnitte wesentlich zum Verständniss bei.

Der Burgstall Tannenberg S. 504 zeigt als Erdwerk oder auch als rauhes Steinschanzwerk schon einen grossen Fortschritt im Vertheidigungswesen. Die künstlichen Abschnitte in der Einsattlung (Angriffseite) treffen wir bei verschiedenen Burgen (Zavelstein). Die Doppelschanze von Kempten S. 347 hat in der Anlage Aehnlichkeit mit der Dieboldsburg.

---

1) Siehe die römische Niederlassung Altstatt bei Messkirch von Pfarrer Eitenbenz 1836.

## IV. Kapitel.

### Die Ritterburgen des Feudaladels[1]).

Die Umwandlung der Wallburgen in **Ritterburgen**[2]), also auch die Verlegung des ständigen Wohnsitzes der Freien aus den Thälern auf die Bergkuppen fällt im allgemeinen in die Zeit, wo sich das Verhältniss des Feudaladels zu den kaiserlichen Statthaltern freier und unabhängiger gestaltete und die Nobiles die neu errungene Stellung zu sichern suchten. Nicht mehr gegen einen äusseren Feind allein musste man sich vertheidigen, sondern auch gegen den Nachbar waren die so mächtigen Vertheidigungswerke der Burg gerichtet.

In der ersten Entstehungszeit der eigentlichen Burganlage wurden diese mächtigen Quadermauern, die wir jetzt bei den Burgruinen bewundern, allerdings nicht ausgeführt; auch hier müssen wir mehrfache Umbauten voraussetzen, welche zur Vollendung der mittelalterlichen Burg geführt haben.

Es ist gewiss, dass die meisten baulichen Anlagen der Burg in der ersten Zeit ihrer Entstehung von Holz gezimmert waren, und dass diese erst in späterer Zeit durch einen regelrechten Mauerbau mit den grossen Buckelquadern ersetzt wurden.

Während wir über die Gründung der Klöster und Kirchen durch Urkunden unterrichtet sind, finden wir über die Anlage der Burgen keine derartige Quellen; es liegt hierin vielleicht gerade ein weiterer Beleg dafür, dass sich die mittelalterliche Burg nach und

1) Von den in diesem Kapitel benutzten Werken führen wir an:

Mone, bad Urgeschichte, Band I.

Krieg von Hochfelden, die Militärarchitektur des Mittelalters. Stuttgart 1859 und dessen Werke über die Schlösser zu Baden 1851 und über die Grafen von Eberstein 1836.

Dr. Alwin Schultz, Das höfische Leben der Minnesinger 1879.

Dr. Ludwig Schmidt, Geschichte der Grafen von Hohenberg.

v. Cohausen, Die Bergfriede besonders rheinischer Burgen. Heft 28 d. J.

Grimm, Deutsches Wörterbuch

Viollet-le-Duc, Dictionnaire de l'architecture. Paris 1854—1868.

2) Auf jeder Lehensburg lastete das Oeffnungsrecht für den Lehensherr, auch dann, wenn ein Freier sich von einem Dynasten für sein Besitzthum und seine befestigte Wohnung belehnen liess.

nach aus der zuweilen in das 5. Jahrhundert hinaufreichenden Wallburg entwickelt hat.

Die Dieboldsburg[1]), auf einem Felsen des gegen Norden anstehenden Terassenrandes der rauhen Alp, ist geschichtlich schon 914 bekannt. Hier wurde der von den kaiserlichen Kammerboten Erchanger und Berthold gefangene Bischoff Salomo III. von St. Gallen in Haft gehalten.

Die Grafen von Nellenburg, Calco, Rottenburg, Zollern, Lintburg (Zäringen), Urach etc. erscheinen schon in Urkunden des 11. Jahrhunderts, sie nannten sich nach ihren Burgen, die wahrscheinlich kurz vorher als ständige Wohnsitze umgebaut wurden (s. Staelin, Württembergische Landesgeschichte).

Dr. Baumann hat durch Urkunden nachgewiesen, dass dieselben Ritter, welche vor Erbauung ihrer Burgen nur mit den Vornamen erschienen, später die Namen ihrer neuen Wohnsitze trugen[2]).

Pfarrer Caspart nimmt an, dass die oben erwähnte Dieboldsburg von Herzog Thiutbold von Alemannen 727—746 erbaut sein dürfte, und dass den Urkunden gemäss die Burg Achalm etwa im Jahre 1040—1050, Bregenz 1043, die Burg Stopha (Stauffen) 1050, die Burg Stophola (jetzt Alte Burg) 1056 (als Burg des Grafen Rudolf von Achalm genannt), erbaut worden seien.

Die Burg Zollern ist 1061 zuerst genannt.

Die Zäringer Burg „die Lintburg“ bei Weilheim bestand schon vor 1078, denn in dem Jahre starb Herzog Berthold auf dieser seiner Burg.

Die Burgkapelle auf Württemberg ist 1083 geweiht.

Die Burg Nellenburg bei Stockach wurde nicht lange vor 1070, ziemlich gleichzeitig Sulz am Neckar erbaut.

Die Burgen Zäringen bei Freiburg, Baden bei Baden, Teck im Neckargau sind in den Jahren 1108, 1112 und 1125 zuerst genannt, jedenfalls nachdem sie kurz zuvor als Wohnsitze dieser Dynastenfamilien umgebaut waren.

In Dr. Baumann's vortrefflicher Geschichte des Allgäu's sind S. 260 schon 1090 die Burgen Ravensburg, Kempten, Falkenstein und Rotenfels genannt. Herzog Konrad von Zäringen erbaute 1123 zur Sicherung des St. Galler Klostergutes im Argengau die Feste

1) Siehe Fig. 6 Taf. III.

2) Siehe Geschichte des Allgäu's von Dr. Baumann.

Prasberg. Ende des 12. Jahrhunderts erscheinen auch schon die Lehensleute der Gaugrafen mit dem Namen ihrer Burgen.

Der Name Burg ist sehr alt und bedeutet dem Wortbegriffe nach eine bergende, schützende Stätte auf der Höhe, im engern Sinn eine Feste und Burg die umgebende Stadt. Man findet für Burg in Urkunden auch purc, burc, borog (siehe Grimms Wörterbuch).

Wenn es eine Zeit (vor 40 Jahren) gab, in der man bei uns fast jede süddeutsche Burg auf römischen Ursprung zurückzuführen suchte, so finden wir doch schon in Tschokke's Beschreibung der Schweiz vom Jahre 1838 (Seite 285) das Wesen und den Ursprung des Burgenbaues richtig gekennzeichnet. Er sagt: „Der architektonische Charakter des Feudaladels ist sein schmuckloser, hartherziger Kriegerstolz, der sich in den durch das Land weitschauenden Wartthürmen, in den gewaltigen vom Harnisch der Ringmauern umschlossenen Burgställen und in den unterirdischen Burgverliessen, selbst in den engen Fensterlöchern offenbart, die, wie Augen des bösen Gewissens, mehr zum Lauern gemacht sind, als das finstre Geheimniss des Innern errathen zu lassen. Das ist das starre Gepräge des Burgenbaues."

Ein ebenso wackerer wie einsichtsvoller Kämpfer für den deutschen Ursprung unserer Burgen und Thürme war Dekan Wilhelmi von Sinsheim, der in seiner Schrift: „Der Steinsberg, ob römisch, ob deutsch" (siehe die Schriften des bad. Alterthumsvereins v. Jahr 1846) mit schlagenden Gründen den deutschen Ursprung dieser Burg nachwies.

Nach ihrer politischen Bedeutung sind die Burgen einzutheilen in: 1. Dynasten Burgen und 2. Lehenburgen. (Zu den ersteren sind auch die kaiserlichen Reichsburgen, zu den letzteren die Ganerbenschlösser zu rechnen.)

Was die Lage der Burgen anbelangt, so unterscheiden wir im allgemeinen: 1. Die Hochburgen und 2. die Tiefburgen.

## Die Dynastenburgen.

Im Mittelalter, zur Zeit des Verfalles der alten Gauverfassung, also vom 11. Jahrhundert an, bezeichnete man mit Dynasten diejenigen Edle, deren Familie früher das Statthalter- oder Grafenamt des Gaues inne hatten. Es waren namentlich die Nobiles,

welche auch unter den fränkischen Kaisern für sich und ihre Besitzungen die unmittelbare Freiheit behaupteten und welche später zum Unterschied von dem niedern Adel den gräflichen Titel führten.

Die Dynastenburgen liegen meist auf höheren isolirt stehenden Bergkuppen, welche durch ihre Aussicht die weiteste Umgebung in der Grafschaft beherrschen.

Die Bauanlage und die Bauweise der einzelnen Vertheidigungswerke sind dem entsprechend. — Man sieht, dass dem Bauherrn die Arbeitskräfte einer ganzen Grafschaft und grosse Mittel zur Verfügung standen. Wo das geeignete Material zu den grösseren Werkstücken in der Nachbarschaft fehlte, wurde es in vielen Stunden entfernten Steinbrüchen gewonnen und mit Anwendung vieler Mühe zur hohen Baustelle geschafft.

## Die Lehensburgen.

Die Dienstleute der Herzoge bekamen als Lohn für ihre Treue von letzteren ein Beneficium (feudum), das meist in einem Grundstück bestand. Dieses Lehensgut blieb als ein Pfand gegenseitiger Treue (mutua fidelitas) im Besitze des Vasallen, obgleich dem Lehensherrn zu allen Zeiten das Obereigenthum zustand.

Auch andre Freie suchten die Belehnung ihrer Güter von mächtigen Dynasten nach, da diese damit zugleich die Beschützung derselben übernahmen.

Ein Lehensgut konnte ohne den Willen des Lehensherrn nicht veräussert werden.

Die Belehnung wurde den Nachfolgern des ersten Lehensmannes durch die Grafen erneuert, auch hatten diese wieder grosse Güter vom Kaiser zu Lehen.

Der belehnte Edelmann hatte auf die Dauer der Belehnung die Verpflichtung, seinem Herrn jederzeit auf dessen Mahnung gerüstet zu Hülfe zu kommen und zu warten in allen Sachen, wozu er sie bedürfe und sich den Bestimmungen des Burgfriedens zu fügen.

Die Ganerbenburgen waren solche, die von mehreren Familien gemeinsam bewohnt und benutzt wurden.

Zur Zeit, wo die Zügellosigkeit und das Faustrecht in Deutschland herrschte, vereinigten sich mehrere benachbarte Ritter einer Gegend zur gemeinsamen Vertheidigung ihres Besitzes und bebegaben sich in den Burgfrieden eines gemeinsamen Schlosses, das denselben bei Angriffen als Stützpunkt und bei einem Rückzug als Zu-

fluchtsort diente. Die Wohnräume im Innern der Burg waren sehr oft strenge unter die Ganerben vertheilt, während die Vertheidigungsanstalten, und der Brunnen von denselben gemeinschaftlich unterhalten wurden.

Oft hatten die verschiedenen Linien einer Familie das Benutzungsrecht einer Burg, so war die Burg Thierstein in der Ortenau bei Duirsburg unter 2 Linien der Freien von Roeder getheilt. — In der Mitte der beiden an die Ringmauer angebauten Wohnungen war der gemeinschaftliche Hof mit dem Brunnen.

Die Burg Steinsberg bei Sinsheim in der Pfalz war das Ganerbenschloss der angesehensten Familien des Kraichgau'schen Adels. Das Schloss Heinsheim war gemeinsamer Besitz der adeligen Familien Enzberg, Gemmingen und Stein.

Auf manchen Burgen ruhte auch das Oeffnungsrecht für einen andern Ritter, so dass der Besitzer einer Burg genöthigt war, dem Berechtigten den Eintritt in sein Eigenthum zu gestatten.

Der sog. Enthalt, auch eine Art von Oeffnungsrecht, bezieht sich mehr auf einen einzelnen vertragsmässigen Fall, wo sich der Eigenthümer der Burg verpflichtete, dieselbe einem andern im Fall einer Gefahr zu öffnen.

Ein Lehensrecht wurde auch oft nur auf Lebenszeit gegeben, so verlieh Markgraf Bernhard von Baden sein Halbtheil der Feste Thiersberg auf Lebenszeit den beiden Edelknechten Pfau von Rippurr.

Auf jeder Lehensburg lastete das Oeffnungsrecht für den Lehensherr auch dann, wenn ein Freier sich von einem Dynasten für sein Besitzthum und seine befestigte Wohnung belehnen liess.

Der Burgfriede wurde von mehreren Eigenthümern einer Burg zur Aufrechterhaltung der Ordnung in derselben, zur Wahrung des Friedens und zur gemeinschaftlichen Unterhaltung der Vertheidigungswerke beschworen. Er umfasste einen gewissen Bezirk um die Burg herum, in welchem die Verträge der Bundesgenossen heilig gehalten werden mussten.

Im Burgfriedensbrief wurden auch die Fälle, wo den Betheiligten, auch Mitgemeinern genannt, das Verkaufsrecht ihres Antheiles zustand, vorgesehen.

Hier galt fast ohne Ausnahme das Recht des Vorkaufes für die Mitgemeiner, und so kam es häufig vor, dass ein Ganerbenschloss nach und nach wieder in die Hände eines einzigen Burgherrn kam, oder auch in den Besitz eines mächtigen Dynasten, der sie dann wieder einem verdienten Ministerialen zum Lehen gab.





Der Burgfriede galt für heilig und unverletzlich; wer ihn brach, den traf schwere Strafe. Der Name Burgfriede bezeichnet in Urkunden oft auch das um die Burg liegende Gebiet, in welchem, wie in der Burg selbst, der Friede gehalten werden musste (siehe Grimms deutsches Wörterbuch).

In dem Brustbild, welches in die untere Ecke des Hofgebäudes im Schloss Baden eingemauert ist, dürfte man eine Versinnbildlichung des Burgfriedens erblicken. Das Beil, welches der Landsknecht hält, weist auf die strenge Strafe des Friedensbruches hin (siehe Naeher, die Schlösser der Umgebung von Baden).

## Die Hochburgen.

Unter Hochburgen versteht man im allgemeinen solche, die auf isolirten Bergvorsprüngen, Berg- oder Felserhebungen liegen.

Man könnte dabei solche unterscheiden, die auf isolirten Bergkuppen mit gleichmässig nach allen Seiten hin abfallendem Gehänge, und solche, die auf Bergvorsprüngen, welche durch eine kleine oder grössere Einsattlung mit dem überragenden Gebirge zusammenhängen, erbaut sind.

Die auf isolirten Bergkegeln erbauten Burgen waren meistens Wohnsitze von Dynasten oder von früheren Gaugrafen, welche solche Höhenkuppen wählten, welche die Aussicht über die ganze Umgebung bis zu den nächsten Gebirgsketten gewährten, während der Lehensadel seine Burgen auf den kleineren Bergerhebungen und Felsvorsprüngen errichtete.

In den Tiefburgen, die wir nicht allein in grossen gebirgslosen Ebenen, sondern auch in den Gebirgsthälern Schwabens, namentlich im obern Rheinthal antreffen, finden wir die Meierhöfe der ersten alemannischen Zeit wieder, welche jedoch später, als der Burgenbau begann, im Sinn der damaligen Befestigungsweise mit Ringmauern und Thürmen umgeben wurden. Ein breiter Wassergraben erhöhte die Vertheidigungsfähigkeit.

Da der Freie, welcher sich zum Burgenbau entschloss, die Anlage der Hochburg der gesicherten Stellung wegen vorzog, so finden wir verhältnissmässig wenig Tiefburgen aus der früh-mittelalterlichen Periode. Vorzugsweise waren es die Königshöfe, königliche Pfalzen, die in dieser Zeit erweitert, mit Festungsmauern umgeben und dann mit Stadtrechten versehen wurden.

Speciell im badischen Lande sind als jetzt noch bewohnte Tiefburgen bekannt: Kisslau, Eichtersheim (v. Venningen), Königsbach (St. André).

Eingegangen sind die Tiefburgen von Remchingen, Staffort, Schmalenstein, Mühlberg (Mühlburg bei Karlsruhe), Friedingen in Baden.

Für die Lage der Hochburgen waren im allgemeinen wirthschaftliche und strategische Rücksichten maassgebend, die Terrainbildung und die geognostische Unterlage beeinflussten die Anlage der Burg und die künstlerische Ausführung des Baues.

Die nach allen Seiten hin die Vertheidigung erleichternde, isolirte Lage auf einer kuppenartigen Bergerhebung hatte aber den Nachtheil, dass sowohl die Herbeischaffung der Baumaterialien zum Bau der Burg, als auch später die Wasserversorgung eine kostspielige und schwierige war. An solchen Orten konnten also nur sehr mächtige Dynasten ihren Wohnsitz gründen, welche über grosse Mittel und viele Hörige geboten. Wir sehen bei diesen Stammburgen den Brunnenschacht oft über 100 m tief zum Grundwasser hinabgeteuft.

Die in den Thalgründen zur Burgherrschaft gehörigen Meierhöfe lieferten die zum Unterhalt der Schlossbewohner nöthigen Existenzmittel. Hier waren die Weiden für das Vieh und am Bach stand die zum Maierhof gehörige Burg- oder Schlossmühle.

Bei den auf Bergvorsprüngen liegenden Burgen war die Ausführung des Baues und der Wasserbezug wesentlich erleichtert. Die Quellen der nahe gelegenen, höheren Gebirgsplatte konnten leicht zum Burghofe geleitet werden; auch war es nicht schwer, mit nicht allzutiefen Brunnenschachten auf das Schichtwasser zu gelangen.

Zur Baustelle der Burg wählte man meist solche Bergvorsprünge oder Felserhebungen von Thalwandungen, welche mittelst einer natürlichen Einsattlung mit dem rückwärts sich anschliessenden höheren Gebirgsstock zusammenhingen und zugleich neben dem Hauptthal durch ein Seitenthälchen flankirt waren, so dass sich die Hauptangriffsseite auf den schmalen Rücken der Einsattlung beschränkte. Das Material zum Bau wurde meist dort gebrochen, wo man den Abschlussgraben erweiterte, um die Burg auf dieser gefährlichen Seite mehr zu isoliren.

Dieses Vertiefen des Grabens war um so mehr eine Nothwendigkeit, je geringer die schützende, natürliche Einsattelung sich gestaltete.

Wo die Gebirgsplatte die Bewirthschaftung des Bodens gestattete,

welche die zum Unterhalt der Burgbewohner nöthigen Existenzmittel lieferte, wählte man zu Baustellen der Burgen die Felserhebungen des Terrassenrandes, und wir finden demgemäss eine grosse Anzahl solcher alten Rittersitze längs des Grates der schwäbischen Alp angebaut (siehe Fig. 6 Taf. III).

Fast bei allen auf solchen Bergvorsprüngen liegenden Burgen suchte man die Angriffseite noch dadurch zu verstärken, dass man jenseits des vor der Schildmauer liegenden Hauptgrabens noch ein mit einem Graben und einer Ringmauer geschütztes Vorwerk anlegte.

Ein solches Vorwerk gestaltete sich oft, z. B. bei Hohen-Nagold, zu einer stattlichen Vorfestung, in deren Raum die Wohnungen der Dienstleute und Lanzknechte standen.

Manchmal aber sehen wir mehrere Abschnitte vor der Schildmauer liegen, deren jeder durch Graben, Thor und krenelirte Abschussmauer befestigt war. Als Beispiel diene Zavelstein, Landsberg, Liebenzell etc. etc. Es sind diese Abschnitte als vorgeschobene Werke zu betrachten, welche erst eingenommen werden mussten, ehe man einen Angriff auf die Burg wagen konnte.

## Die Technik des mittelalterlichen Burgenbaues.

Wie sich die Bauwerke aller Kulturstufen zunächst und überall nach den materiellen und geistigen Bedürfnissen der Menschen gestaltet haben, so finden wir demgemäss auch im deutschen Burgenbau die dem Feudalwesen des Ritterthums entsprechenden Einrichtungen verwirklicht.

Es war ein Ignoriren dieses zur Beurtheilung der Bauwerke der verschiedenen Kulturepochen maassgebenden Grundsatzes, wenn unsre älteren sonst sehr verdienstvollen Alterthumsforscher wie Mone, Vetter, Baier, Krieg von Hochfelden etc. die mittelalterlichen deutschen Burgen, namentlich deren Thürme, auf römischen Ursprung zurückführten. Eine Menge Annahmen, mit welchen obige Gelehrte dies zu beweisen suchen, sprechen gerade gegen den römischen Ursprung unsrer Burgen und zeigen, dass dieselben den Erfordernissen der mittelalterlichen deutschen Baukunst entsprechen.

Die Anwendung der im Vitruv Buch 6 beschriebenen Bauweise des Isodomum und Pseudoisodomum auf den Quaderbau unserer Burgen von Seiten des General Krieg beruht auf Irrthum.

Bei den oft 4 m starken Mauern unsrer Bergfriede kommt ein Durchlaufen gleicher Quaderschichten (Isodomum) gar nicht vor; Vitruv kann dies nur auf die 0,6—0,8 m starken Backsteinmauern bezogen haben.

Die Römer bauten im Zehntlande selbst die Hauptmauern ihrer Castelle nur mit kleinen, satt in Mörtel versetzten Schichtsteinen auf (siehe die baulichen Anlagen der Römer in den Zehntlanden von J. Naeher, Selbstverlag)[1].

Der selbstbewussten physischen Urkraft des deutschen Volkes entsprechend, sehen wir die hohen aus den mächtigsten Quaderstücken bestehenden Mauern und Thürme der mittelalterlichen Burgen entstehen.

Während bei der Anlage der römischen Wohngebäude sich der verfeinerte Lebensgenuss ihrer Erbauer geltend machte, sowie beim Bau der Castelle die Taktik der Offensive maassgebend war, so entspricht das Wohngebäude der Deutschen den Anforderungen einer noch in der Entwicklung begriffenen Kultur, und die Burg den Principien der strengsten Defensive.

Die Deckung des römischen Kriegers auf dem Wall, den er zu vertheidigen hatte, ist sein Schild; der deutsche Ritter birgt sich hinter die stärksten nur mit schmalen Schlitzen versehenen Quadermauern.

In der Zeit, als die Wallburgen und theilweise die Holzburgen, d. h. die meist aus gezimmertem Holzwerk bestehenden Umwallungen und Gebäude der Burgen in Steinbauten umgewandelt wurden, waren schon allenthalben die mächtigen Dome in den Städten und die Kirchen der Klöster vollendet. Es war dies die Zeit des romanischen Baustiles vom 10. bis zum 13. Jahrhundert. Man kann annehmen, dass schon zu Ende dieser Zeit sich der Uebergang zum gothischen Stil in Deutschland bemerkbar macht.

Unsere älteren Burgen, und überhaupt die Anlage der älteren Theile unsrer Burgen im allgemeinen fällt noch in die romanische Zeit.

Man findet indess bei vielen unserer Burgen drei Bauperioden vertreten:

1. Die germanische (wie wir sie nennen wollen), zeigt noch deutlich den Uebergang der Trockenmauer mit den mächtigen kaum bearbeiteten Felsstücken in dem regelrechten Quaderbau mit Mörtelverband.

---

1) Nur bei dem im Jahre 1883 ausgegrabenen röm. Castell in Oberscheidenthal (Mümmlinglinie) besteht der Sockel der Escarpe aus Quadersteinen.

2. Die romanische Bauperiode mit dem Uebergang zum gothischen Stil, der vorzugsweise bei den Einwölbungen der Eingänge und bei den Fensterverkleidungen in den Thürmen und Wohngebäuden und der innern Einrichtung zu Tage tritt.

3. Die gothische Bauperiode, welche mit der Mitte des 13. Jahrhunderts in Deutschland beginnt.

Die Kenntniss dieser drei Bauperioden gibt uns die Mittel an die Hand, das Alter und den Ursprung unserer Burgen annähernd zu bestimmen.

Wir sehen auch daraus, wie die Burg sich aus den ersten Anfängen der germanischen Wallburg nach und nach durch verschiedene Zeitepochen hindurch zur mittelalterlichen Burg entwickelt hat.

Archive geben uns, wie oben gesagt, wenig Anhaltspunkte über die Anlage der Burgen. Sie entstanden nach und nach mit Hilfe der bei den Kirchenbauten geschulten Maurer.

Die Erbauer waren die Adligen, welche den grossen Massenbau nur mit dem Aufgebot aller ihrer Hörigen und Eignen überwältigen konnten.

Während der Bau der Dome, Kirchen und Klöster von selbstständigen Meistern geleitet wurde, denen geschulte Steinmetzen zur Seite standen, welche in den Bauhütten ausgebildet wurden, finden wir beim Bau der Burgen meist nur den Ritter als Bauherrn und seine Hörigen als Arbeitsleute, wobei jedoch nicht ausgeschlossen ist, dass einzelne geschulte Bauhandwerker mitwirkten.

Daher mag es auch kommen, dass bei den Steinbauten unsrer Burgen, mit wenig Ausnahmen, die Steinmetzzeichen fehlen, welche bei allen Kirchen- und Klosterbauten vorkommen.

Es war eine Berechtigung des freien Meisters und seiner Steinmetzen, die regelrecht behauenen Quader mit besondern Zeichen zu versehen.

Von den hunderten von Bergfrieden Süddeutschlands, welche wir genau studirten und aufgenommen haben, ist uns nur derjenige des Steinsberges bekannt, dessen Quader Steinmetzzeichen tragen.

Diese seltene Erscheinung mag darin ihren Grund haben, dass dieser Thurm von den Hohenstaufen unter Leitung eines Meisters erbaut wurde.

Als Beweismittel für den römischen Ursprung des Thurmes in Lindau kann das Fehlen der Steinmetzzeichen daher nicht dienen (s. 12. Heft der Schriften des Vereins der Geschichte des Bodensee's).

Unsere Vorfahren haben erst von den Romanen den Steinbau erlernt; Zeugniss geben die betreffenden Ausdrücke aus dem lateinischen, Mauer (murus), Ziegel (tegula), Mörtel (mortarium), Fenster (fenestra) etc. (s. Baumann S. 223).

Die Fels- oder Quaderstücke der ältesten Bauperiode, welche bei manchen Burgen an der Schildmauer oder bei der Vormauer derselben vorkommen, zeigen weniger Bearbeitung in Lage und Fuge als die der 2. Bauperiode. Unter Wahrung wiederkehrender horizontaler Schichtung und sorgfältiger Stossfugenabwechslung nach oben und unten sind sie dicht aneinander gestossen, wobei die Bossen über die Gesichtsfläche der Mauern stark hervortreten.

Bei manchen dieser älteren Mauern mangelt sogar der Mörtelverband. Krieg nennt diese Art der Aufmauerung die Rustica und hält sie für römisch.

In der 2. Bauperiode wurden die Quaderstücke regelmässig im Winkel behauen, an der Stirn die rauhe Fläche, der Bossen, belassen und der Schlag gleichmässig herumgeführt. Man nennt diese Steine auch Buckelquader.

Bei den oft bis 3 m starken Ringmauern und bis 4 m starken Wandungen der Thürme wurde womöglich eine durchlaufende Schichtung der Quaderstücke eingehalten; oft auch bestehen nur die Eckverkleidungen aus den stärksten Quaderstücken, auf deren Höhe in der Verkleidung der Fläche mehrere Lagen kleinerer Schichtsteine kommen.

In Italien finden wir übrigens auch bei den römischen Quaderbauten schon die sog. Buckelquader und sind also solche nicht strenge und im allgemeinen ein Kennzeichen der mittelalterlichen deutschen Baukunst. Aber vieles, was in Italien als Thatsache betrachtet werden kann, ist trotzdem für die römische Bauweise im Zehntland nicht immer maassgebend. Diese zeichnet sich hier durch das Kleinschichtmauerwerk aus, mit dem ihre stärksten und Fortifikationsbauten ausgeführt wurden (Stadtmauer von Kaiser Augst)[1].

Die innere Wandung hat eine weniger starke Quaderverkleidung als die äussere, und ist deren Gesichtsfläche abgespitzt.

Zwischen beiden Verkleidungen befindet sich ein satt in Mörtel versetztes Bruchsteinmauerwerk, dem man auch den Namen Füll-

1) Beim römischen Castell Scheidenthal sind im Sockelbau regelrechte Buckelquader nachgewiesen.

mauerwerk gibt, obgleich auch hier von Quader- zu Quaderhöhe die Ausgleichung bewahrt bleiben muss, um den Verband zu stärken.

Die geologische Gestaltung der Bergkuppe, namentlich das vorherrschende Gestein, waren für die bauliche Anlage der Burg von grossem Einfluss.

Die Muschelkalkformation, welche keine grosse Werkstücke liefern konnte, bedingte die Anwendung rundlicher Formen und reichlichen Mörtelverbandes. Aber auch hier sehen wir, dass zu den unvermeidlichen Eckverkleidungen der Schildmauer und des Bergfriedes die Sandstein- oder Tuffsteinquader oft meilenweit beigeschleppt worden sind.

Die Sandsteinformation erlaubte die Verwendung der stärksten Quaderstücke bis zu den Zinnen, auch eine reiche Ornamentik der Einzelheiten des Baues. Ihr verdanken wir die Erhaltung der schönen Burgruinen am Main und Neckar, sowie in den Vogesen.

## Beschreibung der Einzeltheile der mittelalterlichen Burg.

### 1. Die Schildmauer.

Bei allen Burgen, welche auf Bergvorsprüngen liegen, welche sich rückwärts an ein höheres Gebirge anschliessen, sieht man diese Angriffseite durch eine querstehende hohe, und starke Mauer abgeschlossen, die wie der Schild den Mann, so hier die hinter derselben stehenden Wohnräume schützt.

Dieser Defensivbau bildet die Grundlage des weiteren Burgenbaues, an ihn schliesst sich die Ringmauer an.

Die Breite der Einsattlung, welche die Kuppe mit dem Hauptgebirgstock verbindet, ist für die Ausdehnung der Schildmauer massgebend, deren Höhe von der Gestaltung desjenigen anstossenden Berges abhängig war, von welchem ein Angriff durch Schleudergeschosse zu erwarten stand.

Die Stärke musste genügend sein, um einem Angriff mit dem Widderbock widerstehen zu können. Die Schildmauer ist auf ihrer ganzen Höhe mit mächtigen Quadern verkleidet.

Der Zugang zum obern Wehrgang der Schildmauer ist, wie bei den Bergfrieden, 12—15 m über dem Boden des Hofes angebracht und von unten aus mit Leitern zu erreichen.

Die nachfolgende Beschreibung der einzelnen Schildmauern,

verbunden mit den Zeichnungen der Tafel III, dürfte das Wesen derselben genauer aufklären.

1. Eine der interessantesten ist die Schildmauer der Burg Alt-Weissenstein im Nagoldthal, deren Länge 32,6 m, bei einer Stärke von 3,5 m, beträgt, jetzt noch in einer Höhe von 20 m erhalten. Sie schliesst in einer convexen Bogeneinrichtung die Angriffseite ab, vor welcher noch ein ca. 15 m breiter Graben aus dem Felsen ausgehoben ist. Die äussere Verkleidung zeigt mehr die rustica, als den späteren regelrechten Quaderbau.

In der Höhe von 15 m vom Hof aus ist auf beiden Seiten der Schildmauer ein im Rundbogen eingewölbter Eingang, der in zwei Wachtkammern führt, von denen man mittelst einer Wendeltreppe auf den obern Wehrgang gelangt.

In den Kammern sind der Angriffseite zu hohe Schlitzöffnungen, die sowohl zur Beobachtung, als auch zum Schiessen mit der Armbrust dienten.

An die Schildmauer schliesst sich die nur 2 m starke Ringmauer stumpf an. — Dieser Bau, wohl dem 10. Jahrhundert angehörig, dürfte als einer der ältesten dieser Art gelten.

2. Die Schildmauer der Burg Berneck im Nagoldthal. Diese Burg ist das glänzendste Beispiel einer kleineren Lehensburg, bei der die ganze Defensivkraft nur in der kolossalen, die Angriffseite quer absperrenden Schildmauer liegt, die zugleich als letztes Reduit den Belagerten diente. (S. Fig. 8 Taf. III.)

Berneck wird zuerst 1150 genannt, wo ein Edler von Bernech das Kloster Reichenbach beschenkte. — Seit 1395 ist es im Besitz der Freiherrn von Gültlingen.

Die Burg steht auf einem Felsvorsprung, der von zwei Thaleinschnitten flankirt ist. Die Bergseite überragt die Burg ziemlich hoch, und es musste daher diese Angriffseite stark geschützt werden.

Dies geschah mit einer 30 m hohen, 22,3 m langen und 2,6 m starken Schildmauer, welche aus mächtigen, gut mit Bossen bearbeiteten und regelrecht versetzten Sandsteinquaderstücken hergestellt ist.

An der Innenseite der Mauer befindet sich in der Höhe von 22 m der 1,8 m hohe, 0,7 m weite Eingang, von dem man beiderseitig mittelst Treppen auf den oberen Theil des Wehrganges gelangt. An beiden Enden befinden sich Wachtlokale, die mittelst starken Auskragungen einen erweiterten Raum gewähren, und zwei wohnliche Stockwerke haben, in die sich der Burgherr mit der Mannschaft bei

der Belagerung und nach Einnahme des Burghofes zurückziehen konnte. Zwischen beiden Wachthäusern war der einstöckige Wehrgang mit seinen Schlitzen, aus welchen der Feind mit Geschossen überschüttet werden konnte.

An den beiden Schmalseiten hatten die Wartthürme sog. Pechnasen, d. h. mittelst zwei Tragsteinen ausgebaute Erker, von welchen aus die Annäherung des Mauerbrechers an diesen beiden gefährlichen Punkten verhindert wurde.

Der ca. 1,2 m breite mittlere Wehrgang in der Mitte der Schildmauer hatte nach aussen ebenfalls einen Ausbau, der als Abort diente.

So sehen wir hier einen nicht ungeräumigen Wohnsitz auf einer 100 Fuss hohen Mauer, und zwar aus der mittelalterlichen Zeit noch bis zum Dache zu erhalten, wie es kaum anderwärts eine Burgruine dieser Art bieten wird.

Nach den vorhandenen Räumen (die Wartthürme bieten in den zwei Stockwerken Räume von je 3½ m Länge und 2 m Breite bei 2 m Höhe) konnten 20—30 Mann auf der Mauer sichere Unterkunft finden und einen baldigen Entsatz mit Muth abwarten.

Es waren ja auch nur kleinere Fehden, die in diesen mittelalterlichen Zeiten unter den benachbarten Burgherrn ausgekämpft wurden, und von einer längeren und hartnäckigen Belagerung weiss man bei der Berneck nichts. Es ist anzunehmen, dass der Bau dieser Schildmauer in das 12. Jahrhundert fällt, wo die Edlen von Berneck zum ersten Mal urkundlich genannt werden. Es ist ein grosses Verdienst der Freiherrn von Gültlingen, dass sie diesen herrlichen und in seiner Art einzigen mittelalterlichen Aufbau der Schildmauer so sorgfältig bewahrt und erhalten haben.

3. Die Schildmauer der Burg Liebenzell sei hier nur deshalb erwähnt, weil sie, trotzdem sie mit dem Bergfried verbunden ist, doch als ein gesondertes Defensivwerk betrachtet werden muss und anzunehmen ist, dass wir in dieser Schildmauer den ältesten Theil der eigentlichen Burg vor uns haben, an welchen der Bergfried erst später angebaut wurde (s. Fig. 9 u. 11 Taf. III.).

Die Schildmauer selbst ist eine aus mächtigen gut gefugten und gelagerten Sandsteinwerkstücken bestehende Wand von 28,3 m Länge, 20 m Höhe und 2,9 m Stärke mit 4 Eckverkleidungen. Von der ca. 12 m vom Boden entfernten Eingangspforte führte eine, in der Dicke der Schildmauer angelegte Wendeltreppe zum obern Wehrgang. Der in gleicher Höhe in der Nähe dieser Pforte befindliche ca. 0,9 m

breite Durchgang durch die Schildmauer führte zu dem Abort, dessen Oeffnung an der Aussenseite derselben sichtbar ist.

Da der Bergfried genau in der Mitte der Schildmauer steht und diese deckt, so musste ein Durchgang durch die äussere Wand des Bergfriedes hergestellt werden, zur Communikation mit dem jenseitigen Theil der Schildmauer. Der Bergfried hat keine direkte Verbindung mit diesem Theil der Schildmauer, seine Quaderschichten sind stumpf an letztere angestossen.

(Die in die genannte Communikation vom Bergfried aus eingebrochene Oeffnung ist neueren Datums.)

An diese Schildmauer lehnte sich die Burgwohnung an, die von ersterer vollständig gedeckt war. Die Fensteröffnungen dieses Anbaues zeigen die Uebergangsformen des romanischen Stils in den gothischen.

## 2. Der Bergfried.

Der Name Bergfried bezeichnet in architektonischer Beziehung den dicken im obern Burghof stehenden Thurm.

v. Cohausen führt in seiner Abhandlung über die Bergfriede eine Urkunde vom Jahre 1320 an, in welcher der Name Berchfrit vorkommt; sonst ist der Name Torn, Thurm gebräuchlicher. Bergfried heisst im altfranzösischen: berfroi, beffroi; neuerdings sind sie als donjons bekannt, doch versteht man darunter mehr einen zum Wohnen eingerichteten grösseren Thurm, wie sie in Frankreich vorkommen und im Werk von Violett le Duc abgebildet sind.

Die Engländer nennen den Hauptthurm Keeptower. Die Italiener bezeichnen diesen Thurm auch mit Torre maschio, im mittellat. heisst er: berfredus, belfredus.

Pfarrer Caspart von Kusterdingen schreibt mir:

„Zur Bestätigung Ihres Satzes, dass der Thurmbau auf den Burgen während der Kreuzzüge aufkam, dient mir eine Urkunde vom Jahr 1166 (also vor dem 3. Kreuzzug), zu Ulm von Kaiser Friedrich I. ausgestellt, die Burg Schonburg auch Schönenberg bei Oberwesel betreffend“.

Graf Kurt von Degenfeld fand dieselbe in seinem Hausarchiv und theilte sie Pfarrer Caspart mit, der mir eine Abschrift zusandte.

In dieser Urkunde ist ein alter Torm und ein andrer eben gebauter erwähnt.

### a. Die Stellung und Lage des Bergfriedes.

Bei den auf isolirten hohen Bergkuppen liegenden Burgen, wo

keine bestimmte Angriffseite gekennzeichnet ist, wo deshalb auch die Schildmauer als Hauptdeckung der Wohngebände fehlt, nimmt der Bergfried meist die höchste Stelle der Höhenplatte ein. Diese Burgen finden wir in grösserer Anzahl auf den isolirt sich erhebenden Vorsprüngen der schwäbischen Alp, wo eine mächtige, mit Flankirungsthürmen (deren höchst liegender als Warte diente) versehene Ringmauer die Bergkuppe einschliesst. Es waren mächtige Dynastenburgen, wie der Hohenstaufen, die Lintburg, der Teck, der Achalm, Hohenneuffen, der Hohenzollern, und südlich der Alp, der Bussen, die, wenn sie einmal vom Feind erstiegen waren, für die zahlreichen Vertheidiger im Bergfried keinen nachhaltigen Schutz mehr boten.

Bei denjenigen Burgen, welche keinen isolirten Hügel krönen, sondern welche nur durch eine mehr oder minder tiefe Schlucht von dem angrenzenden höheren Gebirge getrennt sind, steht der Bergfried dicht bei der Schildmauer, als ein zur Unterstützung derselben bestimmtes Vertheidigungswerk, und zwar, je nach der Lage der Angriffseite, entweder in der Mitte oder an einer der Seiten der Schildmauer.

Wenn man die Ausführung und etwas leichtere Aufmauerung einzeln stehender Bergfriede mit den massigen in die älteste Zeit der Burgenanlage fallenden Schildmauern vergleicht, kommt man zu der Ueberzeugung, dass der Bau der Bergfriede in vielen Fällen als eine spätere Vervollständigung der Burg zu betrachten ist. Als Beispiel diene: Hohen-Nagold, wo der runde aus Kalksteinen aufgemauerte Bergfried ca. 1 m hinter der mächtigen aus Sandsteinquaderstücken errichteten Schildmauer steht.

Auch zeigt Alt-Eberstein, dass der hier aus kleineren Hausteinen hergestellte Bergfried in späterer Zeit auf die in die früheste Zeit fallende, aus riesenhaften Steinblöcken bestehende Schildmauer aufgesetzt ist.

Bei den später erbauten Burgen des 12. Jahrhunderts hingegen ersieht man deutlich aus der Art der Aufmauerung und Bearbeitung der Quaderstücke, dass beide Theile, d. h. Bergfried und Schildmauer gleichzeitig angelegt wurden. — An diesen Anlagen erkennt man die Fortschritte, welche das Vertheidigungswesen mittlerweile errungen.

Wenn es sich darum handelt, die volle Rundsicht in das Hauptthal und in das hier einmündende Seitenthal zu gewinnen und wenn der Bergfried diesem Zwecke nicht vollständig entsprach, so

sehen wir, wenn die obere Burg den nöthigen Raum bietet, einen zweiten leichter gebauten Thurm an den Mantel der Burg angelehnt.

In den meisten Fällen steht der Bergfried in der Mitte der Schildmauer, frei hinter derselben, so dass, wenn diese in Bresche gelegt oder erstiegen war, der Bergfried noch als ein unversehrtes Vertheidigungswerk zur letzten Aufnahme der Belagerten und als letztes Reduit dienen konnte. Ein Beispiel, wie die Schildmauer und der damit verbundene Bergfried den, von der Bergseite geleiteten, Angriff gemeinsam abwehrten und auf der andern Seite doch wieder als für sich abgeschlossene Vertheidigungswerke zu betrachten sind, liefert die Burg Liebenzell, die wahrscheinlich im 12. Jahrhundert von den mächtigen Grafen von Calco durch Baumeister, welche sich beim Klosterbau von Hirsau ausgezeichnet hatten, erbaut wurde. Wir kommen später auf dieselbe zurück.

Bei den älteren Burgen, bei welchen die Schildmauer keine grosse Längenausdehnung hat, ist der Bergfried an ein Ende derselben angebaut, und diente hier hauptsächlich als Warte, die Hauptvertheidigung wurde bei diesen Anlagen von dem Wehrgang der Schildmaner aus geleitet. (Waldeck im Nagoldthal.)

Es gibt übrigens auch Fälle, wo die Schildmauer über den Bergfried angebaut erscheint, wie dies in Hohenbaden auf dem Kastelberg, unweit Waldkirch, im Elzthal und am Durlacher Wartthurm ersichtlich ist. Bei ersterer Burg ist zu bedenken, dass beide Anlagen in eine spätere Zeit fallen, als die mehr nach vorne liegende Schutzmauer, welche ihrer Bauweise nach, als der erste Defensivbau angesehen werden muss. Beim Kastelberg war es ein hervorspringender Fels, den man zur Anlage des Bergfriedes benutzte, so dass hier die Schildmauer um die Hälfte desselben zurücksteht.

Beim Durlacher Thurm ist die aus Kalksteinen hergestellte Schildmauer in der Mitte der Quadratseite stumpf an denselben angebaut.

Auch im Elsass gibt es Burgen, wo der meist runde Bergfried in der Schildmauer bis zur äussersten Flucht derselben hervorragt, wie z. B. beim Landsberg; in diesem Falle sichert aber immer ein Rundgang den Fuss des Thurmes vor einem directen Angriff.

### b. Die Grundform, die Architectur und die innere Einrichtung der Bergfriede.

In Südwestdeutschland findet man bei den Bergfrieden meist die quadratische Grundform.

Obgleich man annehmen muss, dass die runden und schrägen Flächen die Geschosse vortheilhafter ablenken, als die Breitseite einer quadratischen Grundform, wo namentlich die Ecken sehr verwundbar sind, so gehört die vollendetere runde Form doch im allgemeinen nicht der späteren Zeit an.

Bei den ersten Bauanlagen der Bergfriede wählte man die runde Grundform hauptsächlich dann, wenn keine grossen Werkstücke zu Gebot standen, die zur Eckverkleidung der quadratischen Form durchaus erforderlich waren. Man findet daher in der Kalksteinformation, wo nur kleinere Mauersteine gewonnen werden konnten, mehr die runden und in den Sandsteingebirgen meist die quadratischen Bergfriede.

Schon der Umstand, dass die Bergfriede überhaupt eine, in das 12. und 13. Jahrhundert fallende, Vervollständigung der älteren Burganlagen sind, die nur aus Schildmauer und Mantel bestanden, lässt vermuthen, dass die Grundform mehr von der geognostischen Umgebung d. h. vom Material der nahe liegenden Steinbrüche abhängig war, als von der Bauepoche.

Das deutlichste Beispiel hievon gibt die Burg Hohen-Nagold, eine Dynastenburg der mächtigen Grafen von Hohenberg und Rottenburg.

Sie liegt auf einem bedeutenden Kalkfelsvorsprung der Thalwand, die vom Lauf der Nagold so eingeschlossen ist, dass nur auf einer Seite ein schmaler Zusammenhang mit dem Hauptgebirgsstock besteht.

Hier ist die mächtige Schildmauer, welche die Angriffsfront abschliesst, mit grossen Sandstein-Bossenquadern hergestellt, welche Stunden weit hertransportirt werden mussten.

Der Bergfried, welcher etwa in der Mitte frei hinter dieser Schildmauer steht, ist rund und aus Bruchsteinen von Kalksteinen und kleineren Werkstücken von Sandstein hergestellt.

Man sieht hier deutlich, dass dieser Bergfried nicht gleichzeitig mit der Schildmauer aufgeführt sein kann, weil die Aufmauerung beider Vertheidigungswerke eine durchaus verschiedene ist.

Der Bau dieses Bergfriedes scheint überhaupt sehr eilig ausgeführt zu sein, um von seinen Zinnen aus mit den Burgen der rauhen Alp Signale wechseln zu können.

Graf Albert von Hohenberg hat hier zuweilen Hof gehalten, und es dürfte für ihn nicht unwichtig gewesen sein, von hier aus seine Stammburgen Hohen-Rottenburg und Hohenberg auf der Schwabalp im Auge zu haben (s. Graf Albert von Hohenberg v. Ludwig Schmidt).

Runde Bergfriede kommen, wie schon erwähnt, in Südwestdeutschland fast nur in der Kalksteinformation vor, so namentlich an der Bergstrasse von Weinheim bis Heidelberg (Windeck und Strahlenburg), im Jaxthal (Krautheim), in dem obern Neckargau und im Donauthal, während im Mainthal im untern Neckarthal, und im Kraichgau, wo die Steinbrüche der Buntsandstein- und Keuper-Formation die grossen Quaderstücke liefern, nur vierckige Grundformen für diese Thürme zu treffen sind.

Nur im Elsass (Vogesensandstein) bemerkt man auch einige von gut zugerichteten Quaderstücken aufgeführte runde Bergfriede, wie Rathsamhausen, Lützelburg etc., die wohl gleichzeitig mit der Schildmauer oder dem Mantel aufgeführt wurden.

Man kann überhaupt bei den linksrheinischen Burgen die Wahrnehmung machen, dass der Bau derselben in eine spätere Zeit fällt, als derjenige der Burgen in Schwaben, wo die baugeschichtliche Entwicklung derselben in den verschiedenen Bauresten und Ruinen am deutlichsten sichtbar ist.

Wir unterscheiden im Allgemeinen folgende Arten von Grundformen der Bergfriede:

1. Quadratische.
2. Kreisrunde.
3. Rund gegen die Angriffseite mit segmentartigem Abschluss gegen den Burghof (Hornberg am Neckar).
4. Bastionartige. Der spitze Winkel an den sich zwei kurze Façen anschliessen, sind gegen die Bergseite gewendet, während die beiden dem Burghof zu gelegene Flanken mit einer längeren geraden Seite abschliessen. (Bärenstein, Ortenburg im Elsass, Schlosseck in der Pfalz.)
5. Polygonalgrundform. Der Bergfried des Steinsberg mit seinem regelmässigen Achteck ist ein Beispiel dieser selten vorkommenden Bauart.
6. Die Grundform des Rectangulum ist ebenfalls eine sehr seltene und gehört der späteren Zeit an, wo die Bergfriede wohnbare Geschosse enthielten (Trifels).
7. Länglich runde, deren Form durch den Saum einer Felskuppe gegeben ist. (Roth- und Schwarzwasserstelz am Rhein.)

Man findet auch viereckige quadratische Thürme, deren Widerstandsfähigkeit man dadurch vermehrte, dass man diesselben mit einer runden Ummaurung umgab. Der Bergfried der alten Burg in

Thengen-Hinterburg im Höhgau zeigt um einen kreisrunden Kern eine, aus massigen Bossenquadern hergestellte, quadratische Umfüllung; diese seltene Anlage wurde bei Anlage eines neuen Eingangs erkannt.

1. Die Bergfriede mit quadratischer Grundform haben meistens eine Seitenlänge von 8,5—9 m. Wir haben jedoch auch Bergfriede, wie der der Windeck von 9.7 m und der von Durlach von 9,5 m. Eine Ausnahme von diesen nahezu constanten Dimensionen macht der grosse Thurm in Kesslau mit 15 m Seitenlänge.

2. Rechteckige Grundformen zeigen einige Bergfriede in der Pfalz und im Elsass. Der des Trifels 13 m lang, 8,7 m breit, im 12. Jahrhundert erbaut, besitzt zum Aufenthalt der Herrschaft eingerichtete Stockwerke und ist demgemäss auch nach der Thalseite zu mit entsprechenden Fensternischen versehen.

Andere Thürme im Elsass, wie die der Burgen Windstein, Lützelhard, Wassenstein (Wasigenstein), Wasenburg etc. haben eine ähnliche Bauweise.

Die Bekleidungen der Fensterstöcke zeigen hier den Uebergangsstil und sind daher nach dem Trifels erbaut.

Die Abweichung der Grundform des Buckelquaderthurmes in Lindau kann nicht zur Annahme berechtigten, derselbe sei römischen Ursprungs.

3. Die runden Bergfriede sind bei uns selten, ihr Durchmesser wechselt zwischen 8 und 9 m. Eine Ausnahme machen die beiden Besigheimer Thürme mit 12 m Durchmesser.

4. Die Burg Hornberg am Neckar zeigt einen gegen den Burghof zu segmentartig abgeschnittenen Bergfried von 9 m Durchmesser.

5. Die bastionartig geformten Bergfriede sind etwas häufiger als die vorhergehenden; man findet sie bei einigen Burgen im Elsass, die überhaupt bezüglich der Bautechnik im Vergleich zu den schwäbischen Burgen einen grossen Fortschritt zeigen. Der Bergfried der Burg Bärenstein bei Schlettstadt hat eine Spitze von ca. 35°, daran schliessen sich beidseitig 7 m lange Façen und 5 m lange Flanken, so dass die dem Burghof zugekehrte Abschlussseite eine Länge von 14 m hat.

Man kann sich wohl denken, dass an einem solchen Bergfried die Wurfgeschosse leicht abprallen mussten, auf der andern Seite jedoch gewährt diese Form eine weniger günstige Aufstellung der Vertheidiger, als bei den quadratischen Bergfrieden, die dem Belagerer die ganze Breitseite der Zinne des Bergfriedes zukehren.

Wir haben bei unsern Burgen kein Beispiel, wo der quadratisch geformte Bergfried über Eck hinter der Schildmauer steht, also die Spitze des rechten Winkels der Quadratseiten der Angriffseite zugekehrt ist, wahrscheinlich, weil hiedurch für die Vertheidiger eine sehr ungünstige Aufstellung geschaffen wurde und der Raum des Burghofes zu sehr in Anspruch genommen wäre.

6. Die Polygonalgrundform des Bergfriedes ist bei uns durch den Steinsberg vertreten. (Nähere Beschreibung unten.)

Bezüglich der Massevertheilung des Mauerwerkes in den einzelnen Wänden der Bergfriede haben mich meine Messungen zu einem interessanten Resultat geführt.

Bei den meisten Bergfrieden ist eine Seite und oft auch eine anschliessende als Angriffsseite zu betrachten, hier findet man bis $1^1/_2$ mal stärkere Mauern als an den übrigen Seiten.

Dieselbe ungleiche Massenvertheilung findet auch bei der runden Grundform der Thürme statt; hier ist der innere runde Raum excentrisch mit dem äussern Kreis so angelegt, dass der stärkere Theil der Wandung der Angriffsseite zusteht.

Bei den Bergfrieden oder Wartthürmen, wo keine besondere Angriffseite liegt, findet man gleich starke Wandungen.

Einige Angaben von Messungen mögen diese Eigenthümlichkeit der Bauweise noch erläutern.

**Hienach beträgt die Stärke der Angriffseiten, die der andern Seiten**

| | | | |
|---|---|---|---|
| bei | Liebenzell | 3,40 m | 2,3 m |
| „ | Liebenegg | 3,35 m | 2,15 m |
| „ | Zavelstein | 2,70 m | 2,00 m |
| „ | Hohenklingen | 2,80 m | 2,10 m. etc. |

c. Die Höhe der Bergfriede.

Der Thurm erhebt sich mit den mächtigsten Bossenquadern verkleidet auf eine Höhe von 27—35 m; es ist aber hier durchaus kein Verhältniss zur Grundform aufzustellen. Die Höhe des Bergfriedes ist wesentlich von der Umgebung beeinflusst.

Es war für die Sicherheit und Annehmlichkeit der Burgbewohner ein Bedürfniss, von der Plattform des Bergfriedes aus die benachbarten Höhenzüge überschauen und mit einigen andern Burgen der Umgegend eine Verständigung durch Signale unterhalten zu können. Hienach richtete sich die Höhe des Bergfriedes. So hat z. B. der Thurm der im Wald versteckten Burg Liebenegg im Nagoldthal eine





solche Höhe, dass von der Plattform aus die auf der Höhe liegenden Orte Tieffenbronn und Hamberg und der Höhenzug bei Neuhausen vollständig überblickt werden konnte.

An der Aussenseite erhebt sich der Thurm ohne Absatz doch etwas verjüngt nach oben bis zur Plattform. Die im Sockel gegebene Grundform ist fast immer bis zur Höhe beibehalten. Nur wenige Ausnahmen sind mir bekannt, wie beim Oedenthurm der Burg Helfenstein, wo das Quadrat langsam in ein regelmässiges Achteck übergeht, welches dann ca. $^1/_3$ der Gesammthöhe einnimmt. Bei Stadtbefestigungen kommen solche Uebergänge, namentlich vom runden Unterbau in den polygonalen Holzoberbau, häufig vor.

### d. Die innere Einrichtung der Bergfriede.

Ein charakteristisches Kennzeichen aller mittelalterlichen Thürme und Bergfriede ist der hohe, vom Boden oft 10—17 m entfernte, Eingang. Derselbe wird mittelst einer leicht abbrechbaren hölzernen Stiege, welche entweder frei an der Aussenseite des Thurmes hing, erreicht, oder es führte vom anstehenden Wohnhaus ein sog. fliegender Steg zur Eingangsthüre des Thurmes.

Dieselbe liegt stets an der dem Burghof zugekehrten Seite. Bei vielen Bergfrieden ist dieser Schlupf so durch die Mauer geführt, dass er sich an die Wand des Innenraumes anschliesst d. h. dass beide Leibungen zusammenfallen. Dadurch wird der innere viereckige Raum weniger unterbrochen, als wenn der Schlupf in der Mitte der Wand läge.

Der Eingang ist gewöhnlich nicht unter 0,7 und nicht über 0,9 m weit, zwischen 1,7 und 1,9 m hoch und war mit einer starken eisenbeschlagenen Thüre verschliessbar.

Die Thürpfosten, d. h. die Gewandungen des Einganges sind 30—40 cm stark und der innere Anschlag beträgt 10—12 cm, dadurch wird der Schlupf, der in das Innere des Bergfriedes führt, 20 cm weiter als der Eingang selbst.

Dieser ist bei den meisten unserer Bergfriede im Rundbogen eingewölbt, doch haben einzelne, wie der Steinsberger und der Durlacher Thurm etc., auch eine gothische Einwölbung. Nimmt man die Einführung dieses Stiles in Deutschland in der Mitte des 13. Jahrhunderts an, so hat man einen Anhaltspunkt zur Bestimmung der Bauzeit dieser Bergfriede.

Nicht viel älter sind auch die Bergfriede, deren Eingänge romanisch eingewölbt sind. Man wird die allgemeine Anlage der Bergfriede in das Ende des 12. Jahrhunderts verlegen können.

Der Eingang führt zunächst in ein Stockwerk, das nach unten fast immer mit einem Gewölbe abgeschlossen ist. Der untere, der Höhenlage des Einganges entsprechende, finstere Raum heisst das Burgverliess, das meistens als Keller etc. diente. Es ist kaum anzunehmen, dass dasselbe als Gefängniss verwendet wurde, da man es hier in vielen Fällen kaum ein paar Tage lang aushalten konnte (siehe hierüber Schultz Seite 3711).

Bei einigen Bergfrieden findet man im Boden des Burgverliesses noch einen Behälter, d. h. ein etwa 1—$1^1/_2$ m tiefe und 0,7 m breite Grube, die wohl in der Gefahr, wenn sich die Mannschaft in den Thurm als letztes Reduit zurückziehen musste, als Cisterne diente.

Ein ca. 0,6—0,7 m weites, mit einer Platte deckbares Loch, durch welches ein Haspel ging oder wo eine Leiter angehängt war, führte vom Eingangsstockwerk zum Boden des Verliesses.

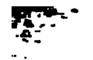
Der innere Raum oberhalb des Eingangsstockwerkes war bis zur Plattform je nach der Höhe des Thurmes in 3 bis 4 Stockwerke eingetheilt, die meist durch starke Balkenlagen eingedeckt waren. In den älteren Bergfrieden, deren Wände niemals mit der Höhe absetzen, liegen die Balkenenden in entsprechenden Löchern der Wand; bei den besser gebauten sind zu diesem Zweck mächtige Tragsteine in die Wand eingemauert.

Der Aufgang in diese etwa 3—4 m hohen Stockwerke findet mittelst Leitern oder kleiner Stiegen von Holz im Innern des Raumes statt.

Nur selten führt eine in der Dicke der Mauer selbst eingemauerte steinerne Wendeltreppe zu den oberen Stockwerken.

Die Wendeltreppen erhalten durch ein gegen den Burghof liegendes Schlitzloch, welches nach innen eine starke Vergleifung zeigt, das nöthige Licht.

Die Plattform ist bei allen Bergfrieden eingewölbt, auch führt vom unten liegenden Stockwerk stets eine steinerne durch die Mauerwandung geführte Treppe nach oben, damit ein auf der Plattform oder in der Wärterwohnung ausgebrochener Brand vom Innern des Bergfriedes abgeschlossen werden konnte. Man findet in der dem Angriff zugekehrten Wandung des Bergfriedes keine Schiessluken, höchstens eine kleine sog. Pechnase als Abort.





Die Vertheidigung des Bergfriedes wurde nur von der Höhe herab bewerkstelligt, meist von den Lucken der Zinnen aus; auch gewährten die sog. fliegenden hölzernen Brücken, die auf der Höhe des Einganges den Rundgang um den Thurm ermöglichten, eine geschützte Stellung für die Absendung verticaler Geschosse.

Zur genaueren Erläuterung der Bauweise und Einrichtung der Bergfriede sind auf Taf. IV fünf, verschiedenen Grundformen angehörige Bergfriede Südwestdeutschlands, welche zu den best erhaltenen gehören, dargestellt.

1. Der Bergfried der Burg Liebenzell im Nagoldthal (siehe Fig. 1, Taf. IV).

Diese Burg liegt auf einem Bergvorsprung der linkseitigen Thalwand der Nagold, auf der andern Seite von einem Seitenthal begrenzt und hängt nur durch einen schmalen Rücken mit dem höheren Gebirgsstock zusammen. Diese Angriffsseite wurde durch Anlage eines Grabens in den Felsen und durch den Aufbau einer mächtigen Schildmauer mit Bergfried gesichert, hinter welchen die Wohngebäude standen (siehe Fig. 9, Taf. III). v. Krieg zählt auch diese, in einer damals den Römern unzugänglichen Gegend liegende Burg, zu den römischen Monopyrgien, d. h. zu den kleineren römischen Burgen. Nach ihm ist der Steinverband das Pseudoisodomum; er glaubt an einigen Stellen römische Steinmetzzeichen zu erkennen, welche sich aber genau betrachtet als Leberflecken in den Quaderstücken herausstellen. Dies sind irrthümliche Annahmen, denn die ganze Anlage ist deutschen Ursprunges. Wahrscheinlich waren es die mächtigen Grafen von Calw, welche diese Burg bauen liessen. Eine Stunde aufwärts im Thal lag das berühmte Kloster Hirsau und es ist wohl anzunehmen, das die dort beschäftigten Baumeister auch den Bau der Burg Liebenzell leiteten, denn sie ist in Bezug auf die sorgfältige Ausführung und auf wohldurchdachte defensive Anlage eine der interessantesten Burgen unseres Landes.

Nach dem Tod des Markgrafen Rudolf von Baden war Liebenzell der Wittwensitz seiner Gemahlin Kunigunde (1284).

Von Baden kam Liebenzell 1603 an Württemberg.

Der Bergfried steht in der Mitte in der Schildmauer, derselbe hat nahezu quadratische Grundform 9,1 auf 8,7 m. Der innere Raum ist 4,7 m lang und 3,4 m breit, da die Rückwand des Bergfriedes nur eine Stärke 2,3 m hat, während die 3 andern 3,4 m starke Seiten-

wände zeigen. Der Eingang ist 11 m über Boden, 1,8 m hoch, 0,7 m weit, mit einem Rundbogen eingewölbt.

Die Quaderschichten der Schildmauer sind durchgehend und erscheint von aussen der obere Theil des Bergfriedes auf erstere aufgesetzt.

Das sog. Burgverliess hat 2 Stockwerke, von welchen das obere, 3,8 m hohe, auf der Seite des Burghofes eine Schlitzöffnung hat. Bis zur Plattform enthielt der Thurm, das Eingangsstockwerk mitgerechnet, 4 Etagen, jede mit einem Schlitz versehen.

Die 2. hatte einen Durchgang durch die Mauer nach der Aussenseite zu, hier befand sich ein nischenartiger Ausbau, der als Abort für die Wachmannschaft diente.

Die Innenseiten des Thurmes sind glatt, die Balken, welche die Klecken der Stockwerke trugen, waren in die Mauer eingelassen; nur das Plattformstockwerk ist tonnenartig eingewölbt. Hier führt eine Wendeltreppe durch die äussere Wand nach der Plattform, welche gegen die Angriffseite einen gewölbten Schiessstand hat.

Steinmetzzeichen sind an den sorgfältig mit Schlag bearbeiteten Buckelquadern nicht sichtbar.

2. Der Bergfried des Steinsberg bei Sinsheim.

Die Burg Steinsberg (s. Fig. 2, Taf. IV.) liegt auf einer von allen Seiten freien Bergkuppe des Kraichgaues gleich weit vom römischen Limes und dem Rhein entfernt. Sie gewährt eine vollständige Rundsicht auf das Hügelland südlich bis zum Schwarzwald bei Pforzheim, nördlich bis zu dem Odenwald bei Eberbach und Heidelberg, östlich bis zu den Hohenloher Bergen und westlich bis zur Vogesenkette.

Es ist daher ganz naturlich, dass man diesem günstig liegenden Ort eine hohe strategische Bedeutung schon zur Zeit der römischen Herrschaft in den Zehntlanden beilegte.

Diesen Berg ziert jetzt eine der schönsten und best erhaltenen Ruinen Badens.

Fast in der Mitte der $2\frac{1}{2}$ m starken, ca. 10 m hohen aus grossen Quadern hergestellten Ringmauer steht der völlig freistehende 28,6 m hohe Bergfried von achteckiger Grundform.

Die hohe technische Vollendung dieses Thurmes mit mächtigen regelmässig durgeführten und sauber bearbeiteten Schichtquadern des in der Nähe vorkommenden röthlich grauen Keupersandsteines, veranlasste die älteren Alterthumsforscher, wie: Mone, Krieg von

Hochfelden und den früheren Conservator von Baier[1]) diesen Bau, ungeachtet aller Anzeichen seines mittelalterlichen Charakters, für ein Meisterwerk der römischen Baukunst zu erklären.

Der Ort Weiler am Fuss des Bergkegels, auf welchem der Steinsberg liegt, wird schon im Jahr 702 in dem berühmten Lorscher Codex genannt.

Wilhelmi glaubt, dass der Steinsberg nicht vor 1060 als Burg angelegt wurde, obgleich er den Beginn des Burgenbaues im Allgemeinen in die Zeit der Einfälle der Hunnen, seit dem Jahre 900 versetzt.

Ein Eberhardus de Steinsberg kommt 1109 als Zeuge in einer Schenkungsurkunde an das Kloster Hirsau vor. — 1196 wird auch die Burg als solche urkundlich genannt.

Sie war ein Erbgut des hohenstaufischen Geschlechtes und kam später an die Pfalzgrafen bei Rhein.

Die Freiherrn von Venningen, denen sie jetzt gehört, erscheinen schon im 15. Jahrhundert als Pfalzgrafenvögte der Burg.

Der Bergfried hat die Grundform eines regelmässigen Achtecks von 4,4 m Seite. Die Aussenseite zeigt eine Verkleidung von gleichmässig geschichteten Buckelquadern, während die inneren Seiten der Wandungen glatt geflächt sind. Die Füllung in der Mitte dieser Hausteinverkleidungen besteht aus Bruchsteinen, satt in Mörtel versetzt.

Der gothisch eingewölbte 2 m hohe, 0,7 m weite Haupteingang in den Thurm ist 12 m über Boden.

Das unter dem Eingangsstockwerk befindliche Burgverliess hat eine quadratische Grundform von 2,3 m Seite, so dass hier die den Ecken des Quadrates entsprechende Mauerdicke 3,7 m beträgt. Vom Boden des Verliesses führt ein rundes 0,6 m weites Loch in einen ca. 2 m tiefen und weiten Raum, den ich nicht wie Wilhelmi für ein Verliess, sondern für eine Cisterne halte.

Der obere Raum des Thurmes, vom Eingang an gerechnet, ist kreisrund, 3,2 m im Durchmesser.

Die Wände steigen wie beim untern Raum senkrecht an und die 4 einzelnen Stockwerke haben scheidrechte Einwölbung.

---

1) Siehe von Baier in den Schriften des badischen Alterth. Ver. Karlsruhe 1856.

Im oberen Geschoss an der Nordseite befindet sich ein mittelalterlicher Kamin mit einem Heerde nahe am Boden in einer Vertiefung der dicken Mauer. Ueber diesem Heerde, der sich im dritten Geschoss befindet, erhebt sich ein Kaminschoos, der durch guten Steinverband mit der Mauer verbunden ist, dessen Schornstein oder Schlotl durch die Mauerdicke des obern Geschosses in's Freie mündet. Die Verbindung der einzelnen Stockwerke und der Plattform geschah mittelst Schlupflöchern, die sich seitlich der scheitelrechten Abschlüsse befanden.

Der besprochene Bergfried zeigt die beachtenswerthe Eigenthümlichkeit, dass ausser dem Haupteingang noch ein zweiter Schlupfgang in das Eingangsstockwerk führte. Dieser zweite Eingang vermittelte, über eine leicht abzubrechende Fallbrücke, die Verbindung mit dem 3,6 m entfernt liegenden Wohngebäude, dessen andere Front in der Ringmauer lag.

Dieser Eingang ist 77 cm breit und mit Platten eingedeckt; an der äussern Seite liegt ein Horizontalsturz, aus einem Steinstück, auf den beiden Gewandstücken. Dieser Schlupf konnte gegen das Eingangsstockwerk zu abgeschlossen werden.

Die gothische Einwölbung der Haupteingangsthüre in den Thurm war nun freilich ein Haupthinderniss für Mone und den Militärarchitekten Krieg von Hochfelden, dieses Bauwerk, ohne irgend eine Bechtfertigung, auf römischen Ursprung zurückzuleiten. Letzterer behauptet: „man habe im Jahr 1528 den Rundbogen zu einem Spitzbogen ausgemeisselt, die obere glatt geflächte Kante der Schlusssteine zeige deutlich den Halbkreis."

Wäre das letztere der Fall (in der Wirklichkeit ist auch diese Linie der gothischen Gewölblinie des Eingangs gemäss überhöht), so wäre die Verzerrung dieses in die Stirnfläche der Einwölbung gehenden Einschnittes zu auffallend, um dem Beschauer des Thurmes zu entgehen.

Gerade diese Gestaltung zeigt, dass die Erbauung des Thurmes entschieden in die Zeit fällt, wo die gothische Form sich zu entwickeln begann, d. h. in die Mitte des 13. Jahrhunderts.

Ganz derselbe Fall liegt bei dem grossen Durlacher Wartthurm vor, welcher noch vielfach, auf Grund der Mone'schen Anschauungen, als römisches Bauwerk angesehen wird. Auch hier besteht die gothische Einwölbung aus einem Guss mit der übrigen Aufmaurung; nur der Schlussstein wurde später neu eingezogen; die beiden Kämpfer-

steine stammen aber aus der Zeit der Erbauung und zeigen die unversehrte gothische Bogenlinie. Die Bauzeit dieses Thurmes fällt ebenfalls in das 13. Jahrhundert.

3. Die Thürme von Besigheim am Neckar (s. Fig. 3, Taf. IV).

Der ältere diente als Bergfried der in der obern Stadt befindlichen Burg, während der untere als ein zweiter Wartthurm, wahrscheinlich zur Beherrschung der von der Enz und dem Neckar gebildeten Landzunge erbaut wurde. Urkundlich ist bekannt, dass Kaiser Friedrich diese Stadt im Jahr 1153 dem Markgrafen Hermann von Baden verlieh, dessen Nachkommen sie bis zum Jahr 1595 inne hatten, wo sie Württemberg mit Altensteig und Liebenzell durch Kauf an sich brachte[1]).

Die erste Urkunde über die Thürme datirt vom Jahr 1312, als Markgraf Hesso von Baden hier den Grafen Eberhard von Württemberg bewirthete und schützte[2]). Im Allgemeinen ist bei beiden Bergfrieden die Grundformdisposition, mit dem Aufgang in der Dicke der Mauer, dieselbe, nur zeigt die grössere Vollendung und die Einrichtung des Stadtthurmes, dass derselbe etwas später gebaut wurde.

Das Baumaterial ist der schöne grüngraue Keupersandstein des Heuchelberges. Die Grundform ist ein Kreis von 12 m Durchmesser. In der 11 m vom Boden entfernten, 0,95 m weiten Eingangspoterne ist seitlich ein Schlupf von 0,9 m Breite, der zu einer in der Dicke der Mauer befindlichen 0,7 m weiten Wendeltreppe führt, durch welche die Communikation mit den einzelnen Stockwerken und der Plattform hergestellt ist. Sämmtliche Stockwerke haben eine sehr sorgfältig gefugte Kuppeleinwölbung aus Quadern.

In dem Zimmer der Eingangsetage fehlen die Schlitzöffnungen; das Dach eines hier befindlichen Kamin's wird von zwei romanischen Säulen getragen.

Die oberen Stockwerke haben Schlitzöffnungen. Während die Wendeltreppe des obern Thurmes nur 0,65 m weit ist, hat diejenige des untern eine Weite von 0,75 m und ist durch 5 Schlitzöffnungen erleuchtet, während der obere Theil deren nur zwei zeigt. Das Platt-

1) Siehe Geschichte des württemb. Oberamts Besigheim vom K. statistischen Büreau. Stuttgart.

2) Desgleichen.

formstockwerk, welches die Wohnung eines Wärters enthielt, ist vollständig erhalten.

Die Mauerdicke vom Boden bis zum Eingangsstockwerk beträgt 4 m, sie vermindert sich für den höher liegenden Theil auf 3,7 m.

An der technisch verbesserten Anlage des unteren Bergfrieds erkennt man, dass beim Bau desselben die Erfahrungen, welche man bei der Aufführung des oberen Thurmes gesammelt hatte, gut verwerthet wurden.

4. Der Bergfried der Burg Hohenklingen bei Stein am Rhein (Schweiz), (s. Fig. 4, Taf. IV).

Diese Burg ist eine der wenigen, welche unversehrt die Zeiten früherer Kriege überdauert hat. Auch ist es sehr lobenswerth, dass die Regierung des Kantons Schaffhausen diese Perle einer alten Burg durch einen Wächter hüten lässt und an ihrer inneren Einrichtung nichts geändert hat. Der Bergfried steht frei hinter der nicht sehr ausgedehnten Schildmauer und Ringmauer.

Der Grundplan ist nahezu quadratisch, d. h. 9,6 auf 9,7 m. Da hier 2 Angriffseiten vorhanden sind, so haben die denselben zugekehrten Wände des Bergfriedes 2,8 m Stärke gegen 2 m der beiden andern Seiten.

Der innere Raum ist auffallend grösser als bei den bis jetzt behandelten Bergfrieden, nämlich 5,1 auf 4,8 m und es zeigt die ganze Anlage dieses Thurmes, dass derselbe zum Bewohnen bestimmt war.

Das untere Stockwerk hat Kücheneinrichtung mit Kamin und ein grösseres Rundbogenfenster mit starker Vergleifung nach innen.

Eine 0,8 m breite einfache Holztreppe der einfachsten Construction (die massiven Holzstücke sind an zwei 25/20 cm starke Längsbalken angenagelt) führt zum 2. Stockwerk, das allen Anforderungen einer Wohnung der bescheidenen Zeit des Mittelalters entspricht; es wurde noch im 16. Jahrhundert von der letzten Gräfin von Hohenklingen bewohnt.

Die Zwischenwände, die Decken und Böden sind aus jener Zeit noch gut erhalten. Der 5,1 zu 4,8 m im Geviert messende innere Raum ist in drei Abtheilungen getheilt, die eine von 2,2 m Breite diente als Vorhalle, die andere von 2,5 m Breite und 3,2 m Länge als Kemenate der Gräfin, während der kleinen mit Kamin versehenen Nebenstube nur 1,7 m Breite verblieben. Zwei grosse Fensternischen machen die Wohnstube geräumig und freundlich. Die eine ist gegen das

Thal gekehrt, hat 2,3 m Breite und an den beiden Seiten 2 steinerne Bänke von 1,25 m Länge, 0,5 m Höhe und 0,4 m Breite. Vor dem in der Mitte der Nische befindlichen Rundbogenfenster (1 m hoch, 0,4 m weit) ist zunächst ein durchlaufendes Gesims von 0,3 m Breite angebracht, welches zum Auflegen von Gegenständen geeignet war.

Zwischen den Sitzen ist ein 1,3 m breiter freier Raum, der zum Aufstellen eines Tisches genügte.

Die andere dem Burghof zugekehrte Nische von 3 m Länge und 1,15 m Breite, diente als Alkov und als Schlafgemach und ist durch eine 30 cm weite Schlitzöffnung beleuchtet.

Eine in der Mauer über dem rechtseitigen Sitze befindliche Nische wird wohl als Verbörgniss für die Kleinodien der Burggräfin gedient haben.

Die Vorhalle oder das Wartezimmer hatte ebenfalls eine 1,8 m lange, 1,15 m breite Nische mit einem Steinsitz. Hier fehlt das Gesims, auch ist die Schlitzöffnung nur 30 cm breit.

Der Boden besteht in einer Doppellage von Ziegelplättchen, welche auf einer geschlossenen 0,3 m starken Balkendecke von Eichenholz aufliegen.

Der 3. Stock ist ebenfalls mit einer grossen Nische versehen und zum Wohnen eingerichtet.

Das Plattformstockwerk zeigt in seinen Schiessständen mit den Falladen, d. h. den Blendläden, noch vollständig die mittelalterliche Einrichtung und eine hübsche Kanone aus dem 17. Jahrhundert hat heute noch vor einer der Fensterlucken ihren Platz behauptet. Nicht minder interessant, als dieser Bergfried, ist die Ringmauer mit dem noch bedeckten Wehrgang und die an die Schildmauer angebauten Zellen der Gefangenen. (Das Burgverliess im Bergfried wurde zu diesem Zweck nicht benützt.) Die Schiessstände im untern Theil der 2,2 m starken Ringmauer haben Nischen von 1,5 m Weite und Tiefe, und es hatte die Schiessöffnung durch den noch 0,7 m starken Theil der Mauer 0,15 m Weite, 0,2 m Höhe mit starker Vergleifung nach innen.

5. Der Bergfried des Trifels (Pfalz), (s. Fig. 5, Taf. IV).

Selbst Mone erblickt in dieser Burg ein Bauwerk fränkischen Ursprunges. Es wird angenommen, dass sie von Kaiser Heinrich IV. erbaut wurde und bis zur Zeit des Kaisers Rudolf von Habsburg als Aufbewahrungsort der Reichskleinodien diente.

Urkundlich ist sie i. J. 1113 wieder in den Besitz Kaiser Heinrich V. gelangt[1]).

Der noch gut erhaltene Bergfried hat eine rechteckige Grundform von 13 m Länge und 8,7 m Breite, er umschliesst als Mantel eine ca. 6 m breite Felsplatte, die jedoch so lang ist, dass vorne noch Raum für eine Wärterwohnung und auf der anderen Seite für den Palas vorhanden war.

Das Eingangsstockwerk liegt auf dem Felsrücken (es fehlt daher hier das Burgverliess), es hat 2 Abtheilungen, beide mit einem Kreuzgewölbe überdeckt. In der Poterne des Haupteinganges ist in der Mauerdicke ein 0,8 m breiter Schlupf mit einer steinernen Stiege, die in die kleinere Abtheilung des 2. Stockwerkes führt, ebendahin führt eine von dem kleinern Raum des Erdgeschosses ausgehende Treppenanlage, letztere zur Benutzung der Wachmannschaft.

In dem grösseren 5,5 m breiten, 4,5 m tiefen Raume des 2. Stockwerkes befindet sich eine in Kreuzform eingewölbte Capelle mit halbkreisförmiger Chornische. Die Profilirungen der Gesimse, die Skulpturen der Kapitäle und Basen der Säulen zeigen den vollendeten romanischen Baustil. In diese Kapelle wurden die Reichskleinodien nach ihrer Verwendung zurückgebracht, um möglichst sicher aufbewahrt zu werden.

Das dritte Stockwerk des Thurmes wird durch einen Saal von 9,7 m Länge und 6,3 m Breite ausgefüllt; auch dieser stand mit dem an die Ostseite angebauten Palas in Verbindung. Eine interessante Unterbrechung der Aussenseite gewährt der Erkerbau der oben besprochenen Chornische mit den Tragsteinen, welche Apostel- oder Kaiserköpfe als Ornament zeigen.

Das obere Gesims des Erkers mit dem zierlich profilirten Bogenfries, dem durchgehenden, seilförmig gewundenen Wulst und der mit Arabesken verzierte fein gearbeitete Karnies dienen als Beleg, dass die Leitung dieses Baues einem gewiegten Meister der Baukunst anvertraut war.

Der Bau des Trifels hat im Elsass Nachahmung gefunden, denn wir finden noch allenthalben in den Vogesen diese grösseren mehr zum Wohnen eingerichteten Bergfriede, deren Fenstereinwölbungen

1) Siehe Führer für den Trifels, Annweiler.

den Uebergangstil zeigen, z. B. der Windstein, Lützelhard, Wassenstein etc.

Wir müssen hier noch eine Art von Thürme erwähnen, die eigentlich an und für sich als vollständige Burgen angesehen werden können.

Die Schlösser Roth- und Schwarz-Wasserstelz am Oberrhein bei Eglisau, zeigten diese Anlagen, das letztere lag auf der Schweizer Seite, wurde aber leider abgebrochen.

In von Krieg's reich ausgestattetem Werk befindet sich eine Abbildung dieser Schlösser, welche er als römische Batteriethürme bezeichnet, und dabei bemerkt (Seite 104):

„Der Beweis des römischen Ursprunges derselben läge in der rein geometrisch-elliptischen Grundform dieser Schlösser, da die Deutschen kaum ein Quadrat abzustecken fähig waren.“

Nun habe ich diese Grundform genau untersucht und gefunden, dass es sich hier nur um eine Ausbeutung der Platte der Felserhebung handelte, worauf diese Thürme erbaut waren, wodurch eine rundliche Grundform entstand, die aber einer Elipse durchaus unähnlich, sogar auf einer Seite eine geradlinige Abflachung von 6 m zeigt.

Das Schloss Roth-Wasserstelz ist noch gut erhalten, die rundliche Grundform desselben hat eine Länge von 19 m und im Maximum die Breite von 9,8 m.

Der Felsklotz erhebt sich nur ca. 6 m über das hart am Rhein liegende Hochufer.

Die untere ca. 12 m hohe Wandung des Schlosses ist 3 m stark mit dem Eingangsthore an der Rheinseite (10 m über dem Gelände).

Ueber diesen colossalen Unterbau, in dem sich der Brunnenschacht, Küche und Wachtstuben in 2 Etagen befinden, sind noch zwei Stockwerke erbaut, deren Aussenwände nur 1,2 m stark sind, und in welchen die Wohnräume für die Herrschaft und die Diener waren.

Der Mauerbau ohne das Dach hat eine Höhe von $22^1/_2$ m und dürfte das Schloss, wie es steht, aus der Mitte des 13. Jahrhundert herrühren.

Der auf einer Insel der pfalzischen Landniederung bei Longenbrücken gelegene, quadratisch geformte Thurm von Kisslau, von 15 m Quadratseite, übersteigt die gewöhnlichen Dimensionen ähnlicher Bergfriede. Die aus weiter Ferne herbeigeschafften, grossen Quaderstücke und die regelrechte und saubere Bauausführung lassen einen reichen

de Linthburc etc. (Siehe die Vierteljahreshefte I.—III. Jahrgang 1880 für württembergische Landesgeschichte: „die Urheimath der Zäringer auf der schwäbischen Alp von Pfarrer Caspart".)

Es ist eine unbestrittene Thatsache, dass die Gründungen der Zäringer im Breisgau den älteren im Neckargau folgten und dass die hier erscheinenden gleichnamigen Ortsbezeichnungen: wie Lintburg, Zäringen, ihren Namen von den älteren Stammsitzen übernommen haben.

Die Burg Zäringen im Breisgau, deren bauliche Anlage sehr unbedeutend ist, dürfte die in der frühesten Zeit zum Meierhof in Zäringen gehörige Wallburg gewesen sein und man wird die Lintburg im Neckargau als die Stammburg der Herzoge von Zäringen ansehen; dieselbe entspricht auch in Bezug auf Lage und Ausdehnung (wie der Hohenzollern, Achalm, Bussen etc.) den Anforderungen einer wirklichen Dynastenburg.

Auch der Umstand, dass die schwäbische Alp unbestritten die Heimath der jetzt noch mächtigsten Herrscher Deutschlands ist (auch die Welfen stammen von hier), spricht dafür, dass hier die Alemannen ihren ersten Wohnsitz hatten und sich von hier aus über das eroberte Südwestdeutschland verbreiteten. Die Nachkommen der alemannischen Herzoge und Grafen behaupten theilweise noch heute ihren ersten Stammsitz, wie die Hohenzollern, Württemberger, oder sie kamen im obern Rheingebiet zu neuem Besitzthum, wie die Zäringer, Uracher (Fürstenberger).

Auch bei diesem Fürstengeschlecht finden wir Uebertragungen von gleichen Benennungen in den neuen Besitz, wie die Lehnburg Urach bei Lenzkirch. Es wird Niemand behaupten, dass die Stammburg Hohen Urach der Fürstenberger ihren Namen von der Wallburg Urach bei Lenzkirch hat.

## Die baulichen Anlagen der Ringwälle.

Bei einiger Kenntniss der baulichen Anlage der Römerkastelle im Bereich der Zehntlande, die überhaupt nur am limes transrhenanus und an der Mümmlinglinie von Neckarburken über Schlossau nach Oberburg nachgewiesen sind, ist es klar, dass die Alemannen dieselben nach der Eroberung des Landes nicht zu ihren militärischen Zwecken benutzen konnten.

Diese Castelle waren für die Zwecke der Alemannen zu klein,

gesims 25 m hoch; es diente den Adeligen der Umgegend als Ganerbiat. Im Mittelalter war es mit einem tiefen Graben umgeben. An den Thüren der oberen Stockwerke ist der Uebergangsstil aus der romanischen in die gothische Bauweise bemerkbar. Die Mauern sind 2 m stark, das oberste Stockwerk hat ein sehr schönes steinernes Bogengesims. Die innere Einrichtung entspricht den räumlichen Bedürfnissen einer Lebensburg. Graf Eberhard von Württemberg nahm hier 1395 die Häupter des Schleglerbundes gefangen.

### 3. Der Mantel mit den Wohngebäuden der obern Burg.

Wo die Ringmauer, im Mittelalter Zingel (cingula) genannt, nicht in gleichmässiger Stärke die Höhenkuppe einschliesst, d. h. in den Fällen, wo sie sich an eine Schildmauer anschliesst, stehen die Wohngebäude stets mit der Giebelfront direct an die letztere angelehnt.

Die Mauerstärke des Ringes oder des Mantels ist in der Regel um ein Drittel schwächer als die der Schildmauer, auch ist derselbe aus kleineren Werkstücken aufgeführt.

Die Mantelmauer, welche sich in ununterbrochener Bogenform oder in gebrochener Polygonalform dem Terrassenrand der Kuppe anschliesst, hat in dem untern Theil keine Lichtöffnungen; diese beginnen da, wo Wohngebäude angeschlossen sind, erst in den obern Stockwerken derselben. Zur Erhöhung der Vertheidigungsfähigkeit bemerkt man bei vielen Burgen, wo es die Terrainverhältnisse gestatten, also namentlich bei Felskuppen, noch einen schmalen Umgang an den Fuss der Ringmauer angeschmiegt, von dem aus der directe Angriff auf dieselbe abgewehrt werden konnte.

Die untern Stockwerke der Wohngebäude bekamen ihr Licht vom Burghof aus, während die oberen oder die von der Herrschaft bewohnten Räume eine Anzahl von Nischen mit Fensteröffnungen in der Ringmauer selbst hatten. Der Mantel hat nur $^2/_3$ der Höhe der Schildmauer; er ist aber in den Fällen, wo auch seitwärts eine Beschiessung stattfinden konnte, ebenfalls mit einem gedeckten und krenellirten Wehrgang versehen (wie bei Liebenegg).

Auch kommt es vor, dass sich ein solcher auf die ganze Länge der Ringmauer ausdehnt, wie bei Guttenberg am Neckar.

Der untere Theil der Ringmauer war nur durch den Thorein-

gang unterbrochen, der in das Innere der Burg führte. Im Burghof fehlt selten der Ziehbrunnen, der sehr oft durch den Felsen bis zur Thalsohle abgeteuft ist, um das Grundwasser aufschöpfen zu können.

Das Wohngebäude (Palas).

Als man die Wohnsitze aus den Meierhöfen auf die Bergkuppen vorlegte, wo die Räumlichkeiten oft sehr beschränkt waren, und doch die hergebrachten Lebensgewohnheiten so viel als möglich beibehalten werden mussten, fing man an, das Wohngebäude mit einigen Stockwerken zu versehen. In der ersten Zeit dürfte es zum grossen Theil ein Holzbau gewesen sein.

Im untern Raume befanden sich die Kellergewölbe, zu denen vom Burghof aus ein halsartiger Eingang führte, deren Reste uns noch bei vielen Burgruinen auffallen. Im Erdgeschoss waren die Vorrathskammern und die Küche.

Zu den obern Stockwerken führte die, im Mittelalter Grede genannte, in einem besondern thurmartigen Anbau befindliche Wendeltreppe.

Ueber dem Eingang in diesen Treppenthurm fehlte nie das in Stein gehauene Wappen des Erbauers der Ritterwohnung und das seiner Gemahlin.

Der Rittersaal nimmt meist das erste Stockwerk ein, in welchem die Familienfeste und Versammlungen abgehalten wurden, während sich im obersten Stockwerk die Schlafgemächer der Herrschaft befanden. Die Dienerschaft bewohnte meist ein Seitengebäude, oder, wenn hiezu der nöthige Raum in der obern Burg fehlte, waren solche im Zwinger angebaut.

Bei den Dynastenburgen, welche geräumige Bergkuppen umschlossen, konnte auch die schon früher bei den Meierhöfen beschriebene Anordnung der Gebäude eingehalten werden.

Hier finden wir den Palas oder die Herrschaftswohnung in einem besondern Gebäude, ebenso die Frauenwohnungen mit den Kemenaten der Burgfrau und ihrer nächsten Dienerinnen; ferner ein Haus für die Küche und die Vorrathskammern. Das sog. Schnitzhaus, in welchem die Dienerinnen die gewöhnlichen Hausarbeiten besorgten. Ein Raum für die Anfertigung der Waffen mit der Rüstkammer vollendeten den Gebäudecomplex im Hof einer Dynastenburg.

Der Tross und der grössere Theil der männlichen Dienerschaft

lagen innerhalb des Zwingers in besondern Gebäuden, wo sich auch die Stallungen für die Pferde des Burgherrn befanden.

Zu jeder Burg gehörte die im Thal an einem Fluss liegende Mühle, ein Meierhof zur Beschaffung der Lebensmittel, der Schlossteich mit den Fischen und ein kleiner Park zur Bergung des Wildes etc. Sowie in der früheren Epoche die Wallburg zum Meierhof gehörte, so konnte in dieser Zeit die Burg nicht ohne den Meierhof bestehen.

Bei den starken Ringmauern, in welchen sich die Fensteröffnungen befanden, spielt die grosse Fensternische mit den steinernen Seitenbänken, deren Reste uns noch bei vielen Burgruinen auffällt, eine Hauptrolle.

Hier war die Erholungsstätte des Burgherrn und seiner Familie, hier sass die Herrin am Spinnrocken, das umliegende Gelände überschauend, manchmal auch in Trübsal und Bekümmerniss ihres Gemahls gedenkend, der mit seinen Knappen zur Fehde ausgezogen oder dem grossen Heerbann in die Fremde gefolgt war.

Hier lauschten die Kinder den Erzählungen der Mutter, welche Sagen, Familiengeschichten zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend vortrug.

Die Söllerausbauten, die gleich Balkonen ein Heraustreten aus der grossen Halle und ein Verbleiben ausserhalb derselben ermöglichten, gehören einer späteren Zeit an; man findet Reste derselben (worunter auch sehr schöne Erkerbauten) bei den Ruinen im Elsass (Landsberg, Rathsamhaussen etc.). In Ebersteinburg haben die einzelnen Fensternischen folgende Dimensionen: Breite der oben gewölbten Nische 2—2,5 m, Höhe 2 m. Die beiden 0,4 m breiten steinernen Bänke stehen längs den Seitenwänden der Nische; vorn ist ein Auftritt, so dass die Bänke 0,4 m zurückstehen, ebenso ist dem Fenster zu ein ca. 0,3—0,4 m breites Gesims; es sind daher bei einer 2,5 m starken Mauer die Sitze 1,2—1,4 m lang und können 4 Personen bequem Platz finden.

Gleichwie die Burgen des Elsasses und der Rheinpfalz den Burgenbau überhaupt in seiner höchsten Vollendung zeigen, so trifft man auch dort in den grossen Hallen und Rittersälen weite im verfeinerten spätromanischen Stil angelegte, gekuppelte Fensternischen, deren Mitte durch reich verzierte Säulen gestützt sind.

Die gewölbten Doppelnischen des Schlosses Landsberg bei Barr im Elsass haben eine Weite von 5 m, die Tiefe beträgt 1,5 m

und die, jeder Nische entsprechenden, Doppelfenster sind 1,2 m hoch und 0,4 m weit.

Eine ebenso schöne Fensterreihe zeigt die unterste der Burgen von Rappoltsweiler, Schloss Andlau etc. Der Saal der Hohenkönigsburg ist berühmt durch seinen mächtigen Gewölbebau und seine grossartige Anlage. Auch die herrliche Säulenstellung der zum Palas gehörigen Kaiserburg in Wimpfen am Berg ist bewundernswerth. Von grosser Ausdehnung und seltener Pracht war auch der Rittersaal im Bernhardsbau des Schlosses Hohenbaden, allerdings gehört er einer späteren Zeit an, als die auf der oberen Felskrone stehende erste Burganlage, die nur wenige Wohnräume enthielt.

Eine Hauptzierde dieser grossen Säle waren ferner die Kaminbauten mit den dem Stil der Erbauungszeit entsprechend bearbeiteten Halbsäulen oder Pfeilern, welche den stark hervortretenden Kaminmantel tragen.

Der Feuerplatz des Kamins ist stets etwas elliptisch in die Mauerfläche eingebrochen und der Schlott sodann durch die Dicke der Mauer nach oben in das Freie geführt. — Auch in der Küche, welche im Erdgeschoss des Palas befindlich war, sind mächtige Feuerplätze mit Kaminbauten, welche das Braten ganzer Wildthiere und des Schlachtviehes ermöglichten. So im Schloss Gruyère in der Schweiz, wo der Sage nach ein ganzer Ochs gebraten werden konnte.

Die grösseren Kamine unserer Burgen haben zwischen den Tragpfeilern der Decke eine Weite von 2—2,5 m, die kleineren 1,5—2,8 m. Bei diesen ist der untere Kranz des Mantels etwa 0,8 m hervortretend, während die grossen Kamine einen Vorsprung bis zu 1,5 m haben.

Die Halbpfeiler oder Säulen, welche das Kamin begrenzen, haben oben stark hervortretende Tragsteine, auf denen die untern Kranzsteine aufsitzen; diese tragen den scheidrechten Anschluss des vordern Kranzsteines. Man sieht noch Reste von sehr grossartigen, im reichen romanischen Stil ausgeführten Kaminbauten im Elsass, besonders im Schloss Rathsamhausen, wo der beidseitige Abschluss in einer reichen Anordnung von mehreren Säulen im romanischen Stil besteht.

Der Kranz des Kamins trägt oft die Wappenschilder des Burgherrn, doch gehören die in das spätere Mittelalter fallenden grossartigen Anlagen dieser Art nicht mehr in den Bereich dieser Abhandlung.

Die Wendeltreppen zur Verbindung der einzelnen Stockwerke

der Ritterwohnung, waren bei den älteren, an Raum sehr beschränkten Burgenanlagen, oft nur 1—1,2 m breit; später 1,8 m (wie die Treppe von Fleckenstein).

In den ältesten Burgen dürfte auch noch die gewöhnliche Holztreppe wie in den Bergfrieden vorgekommen sein.

Im späteren Mittelalter, wo sich die Kunsttechnik des Burgenbaues namentlich in Franken zu einer grossen Vollendung entwickelte, trifft man auch solche Thürme, welche unten zwei Eingänge mit zwei verschiedenen Wendeltreppen um einen Kern haben, von denen die eine für die Herrschaft, die andere für die Dienerschaft bestimmt war.

Ein sehr schön erhaltener Treppenthurm dieser Art ist in Wertheim.

Die Burgkapelle befand sich stets im untersten Stock des Palas oder war dicht an denselben angebaut, so dass man vom Rittersaal aus mittelst einer Pforte direct auf die Emporbühne der Kapelle gelangen konnte, wo die herrschaftliche Familie dem Gottesdienst beizuwohnen pflegte.

Diese Anordnung ist in dem Fürstl. Fürstenbergischen Schloss zu Heiligenberg in reichster Ausstattung erhalten.

Das Dachwerk war schwer von Holz, über das obere Gesims der Wohngebäude stark hervortretend, früher flacher, später steiler, um das Abgleiten der brennenden Wurfgeschosse zu erleichtern. Die abgetreppten Giebelwände und der Zinnengang vor der Dachtraufe dienten zum Schutz des Daches und zur Vertheidigung.

Die Ziegeldeckung war stark, aber wesentlich von der römischen verschieden. Die charakteristischen schweren Leistenziegel kommen nur bei Römerbauten vor; sie dienen als sicheres Erkennungszeichen römischer Ruinen selbst dort, wo die spärlichen Ueberreste sonst keine Schlüsse ermöglichen.

Im Mittelalter hatte man Hohlziegel mit starken Nasen am obern Theil, mit welcher die Ziegel an den Dachlatten befestigt waren.

Einen schönen mittelalterlichen Stockwerkbau in starkem Eichenholz finden wir bei dem noch erhaltenen Wohngebäude des Wäscherschlosses und bei dem Grafenschloss in Urach. Der Holzbau hat sich jedoch erst im Mittelalter zu jener Mannigfaltigkeit ausgebildet, den wir jetzt noch bei den älteren städtischen Gebäuden bewundern. In den älteren Burgen waren sämmtliche Einfassungswände der Wohngebäude bis zum Dach von Holz. — Ueber die Ausrüstung und innere

Einrichtung der mittelalterlichen Burgen finden wir sehr interessante Belehrungen in dem Werke von Prof. Dr. Ludwig Schmid über den Grafen Albert von Hohenberg.

Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, von Dr. Alw. Schulz (Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1879), ein schön ausgestattetes und fleissig bearbeitetes Werk, gibt auch manchen sehr lesenswerthen Aufschluss über die Einrichtung der Burgwohnungen und die Gewohnheiten des Ritterlebens. Nur wäre zu wünschen, dass in diesem Buche die, den französischen Schriftstellern entlehnten, Abbildungen durch deutsche Beispiele ersetzt würden. Leider fehlte für Deutschland immer noch ein Werk, wie es Violet-le-Duc unsern westlichen Nachbarn geliefert hat.

Die Beschreibung des sog. Stein zu Duirsburg oder des Tiersberg, einer Burg in der Ortenau, welche der Besitzer derselben Freiherr Felix Roeder von Duirsburg im Jahre 1877 erscheinen liess, namentlich die aus dem von Roeder'schen Familienarchive entnommene Urkunde über die Inventur der Verlassenschaft des Nikolaus Roeder von Tiersberg Ende des 16. Jahrhunderts, gibt uns interessanten Aufschluss über die Räumlichkeiten einer in beschränkten Dimensionen erbauten mittelalterlichen Burg; wir entnehmen derselben folgende Angaben. Die mässig hohe, in der Gabel des Duirsburger Baches und eines Seitenbaches liegende Felsenkuppe, Stein genannt, liegt in einsamer Lage $1^1/_2$ Stunde vom Rheinthal entfernt, und gestattet eine freie Aussicht bis Strassburg und bis zur Hohenkönigsburg in den Vogesen.

Der Mantel der Burg hat bei 45 m Länge und 15 m durchschnittlicher Breite (inclusive der 2,7 m starken Umfassungsmauern) einen ca. 8 m hohen Sockelbau von mächtigen Buckelquadern aus Sandstein.

In diesem Raum war auf der Thalseite der Schlossbau, in der Mitte ein Hof mit einem Brunnen, während der sog. Neubau an die Schutzmauer der Angriffsseite angelehnt wurde. Auf der Ringmauer war sowohl auf dieser Seite, als auch auf den beiden Langseiten ein bedeckter Wehrgang.

Die Burg bestand also im 15. Jahrhundert aus 2 Wohngebäuden, dem westlichen, Altbau genannt, 10 m lang, 7 m breit (die Mauerstärke der Ringmauer abgerechnet) und dem östlichen Neubau, ohngefähr von derselben Grösse wie der Altbau, so dass für den dazwischen liegenden Hof noch eine freie Länge von $13^1/_2$ m bei 9 m Breite blieb.

bildeten. Ueber diesen standen die Nobiles, die sich schon in den frühesten Zeiten, namentlich aber im alemannisch-römischen Kriege durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet hatten und selbstständig einen grossen Grundbesitz und zugleich die Herrschaft an sich gebracht hatten. Aus diesen Nobiles entsprossen die meisten Dynastenfamilien und gräflichen Häuser[1]).

Unter Hörigen versteht man die Halbfreien, die zu ihrem Herrn (Herzog od. Adliger) in einem zins- und dienstpflichtigen Verhältniss standen. Aus diesem Stande der sog. eigenen Leute ging der sog. Ministerialadel hervor.

Die Unfreien bestanden schon in den frühesten Zeiten bei den deutschen Stämmen, Tacitus führt dieselben als servi auf.

Zu diesen Unfreien sog. Leibeignen gehörten auch die in den Zehntlanden zurückgebliebenen Celten.

Besonders begünstigt waren die königlichen und die einer Kirche zugehörigen Leibeignen, deren Zahl sehr gross war. Als ein weiterer Stand bildete sich später auch die Geistlichkeit aus, indem dieselbe ihre persönliche Befreiung von den weltlichen Gerichten durchzusetzen vermochten[2]).

Ueber diese Zeit der germanischen Ansiedlungen vom 5. bis 9. Jahrhundert namentlich aber über die baulichen Zustände haben wir keine sicheren Nachrichten.

Tacitus spricht für seine Zeit von Dörfern mit Einzelhöfen, die das Wohngebäude, den Hof mit den Scheuern und Stallungen einschlossen.

Es waren dies Bauten von Holz nach Art der Blockhäuser, mit gemaltem Gebälk.

Diese Bauart müssen wir auch noch in der Zeit nach dem römischen Krieg annehmen.

Für unsere Landestheile ist die Bemerkung von Dahn (Seite 56) „es habe Julian bei den Alemannen zwischen Rhein und Main (Amm. Marc.) Dörfer gefunden, deren Häuser nach römischer Art gebaut waren“, nicht annehmbar, da die germanische Lebensweise eine ganz andere Bauanlage bedingte.

Den Bau von steinernen Häusern haben die Germanen erst in späterer Zeit kennen gelernt.

1) Siehe hierüber Georg Pfahler, Deutsche Alterthümer, Frankfurt 1863.

2) Siehe Baumann, Geschichte des Allgäu's S. 216.

einen freien Blick auf den Burgweg und auf die Thalseite der Bergkuppe, er ist wie auch der Bergfried mit dem Palas durch einen Steg oder eine Stiege verbunden, und steht innerhalb der obern Ringmauer.

Die Burg Klingenberg am Main Fig. 10 Taf. III und die Burg Alt.-Windeck zeigen diese Anlage.

### 4. Der Zwinger mit der zweiten Ringmauer, der Zwingergraben mit dem Burgweg und die Thoreingänge.

Bei allen Burgen lag vor der Ringmauer oder der Schildmauer mit dem Mantel (Zingel) ein freier Raum, der nach aussen nochmals von einer Ringmauer umgeben war, die sich aber nur auf Brusthöhe über den Zwinger erhob. Nach Lexer's mittelhochdeutschem Lexicon versteht man unter Zwinger, Twinger, den Raum zwischen einer Stadtmauer oder Schlossmauer und dem Graben. Der Zwinger auch Zwingel (Zwingelhof und Zwingolf) wird in Urkunden auch: pro murale und antemurale genannt.

Der Zwinger bildete rings um die eigentliche Burg herum ein starkes Vertheidigungswerk und schützte die Ringmauer vor dem directen Angriff des Feindes.

Je nach der Gestaltung der Bergkuppe, auf welcher die Burg liegt, war derselbe kleiner oder grösser.

Bei den Hochburgen enthielt derselbe meist die Wohngebäude für den Tross und Stallungen für die Pferde. Bei den auf Bergvorsprüngen befindlichen Burgen, wo die Angriffsseite mit der Schildmauer abgeschlossen war, erweiterte sich der hier oft nur einen schmalen Wehrgang bildende Zwinger nach der Thalseite zu einem grösseren freien Raum, wo die Dienstgebäude an die Mantelmauer angebaut waren.

Die diesen Zwinger nach aussen abschliessende Ringmauer, war die eigentliche Escarpe der Burg, die an den Ecken durch viereckige oder runde Flankirungsthürme verstärkt war.

Sie erhob sich oft 10—12 m über den die Angriffsseite abschliessenden Burggraben oder den auf der Thalseite befindlichen untern Raum des Bergabhanges.

Auf dieser Ringmauer befand sich eine ca. 2 m hohe Brustwehr mit Zinnen und Schiessscharten.

Diese zweite Ringmauer war weniger sorgfältig ausgeführt, als die Vertheidigungswerke der obern Burg. Wir finden hier weder die

grossen Werkstücke noch die gleichmässige Schlichtung und den feinen Fugenschnitt. Auf die Bauweise und Einrichtung der Flankirungsthürme und der Schiesseinrichtungen kommen wir im Kapitel V. zurück.

Der Burgweg (die Burcstrasse), welcher vom Thal aus zur obern Burg führte, war meistens sehr steil und schmal angelegt und mit einem Steinpflaster versehen.

Man findet oft Treppenabsätze, welche zur obern Burg führen, trotzdem der Weg auch den Pferden als Passage dienen musste.

Der Burgweg war immer so am Bergvorsprung entlang geführt, dass er von der Angriffseite aus möglichst wenig beobachtet, auch von den Belagerern durch Geschosse nicht belästigt werden konnte; dagegen musste er von der Burg aus stets übersehen werden können, so dass eine Annäherung des Feindes schnell entdeckt und die Abwehr rasch vorbereitet werden konnte.

Der Burgweg war übrigens bei den meisten Burgen durch vorliegende Umfassungsmauern mit Thoreingängen und Fallbrücken so weit als möglich, schon unten am Fuss des Berges gesichert und hatte dann eine gemauerte Brustwehr, die der Thalseite zu mit Schiesslucken versehen war.

Viele Alterthumsforscher nehmen an, der Burgweg sei derart gelegt worden, dass die Hinaufsteigenden ihre rechte, vom Schilde nicht gedeckte Seite den Vertheidigern preisgeben mussten.

Bei meinen Untersuchungen fand ich diese Anordnung selten vor, der Weg war vielmehr den Oertlichkeiten angepasst, auch wenn dadurch gerade die entgegengesetzte Stellung des Hinaufsteigenden bedingt wurde.

Der Burgweg musste wie gesagt von der Wärterwohnung aus überblickt werden können; auch war es der Burgfrau, welche in ihrer Fensternische sass, sicher sehr angenehm, wenigstens einen Theil dieses Weges überschauen und die Besucher der Burg rechtzeitig bemerken zu können.

So wünschenswerth auch häufig ein directer Verkehr der auf Bergvorsprüngen liegenden Burgen mit den anstossenden Höhenrücken erschienen wäre, so führte doch kein Weg in die, von der Schildmauer abgeschlossene Einsattlung und über diese zur Burg, sondern der Weg vom Thal aus blieb der einzige Zugang.

Die Angriffsseite mit den Vertheidigungswerken durfte eben in keiner Weise durch Einschnitte, Zugänge und Thore geschwächt werden.

Das Hauptthor zur oberen Burg war stets auf der Thalseite in der Mauer des Mantels angebracht.

Von Krieg führt in seiner Militärarchitektur irriger Weise die einfachen mittelalterlichen Thoreingänge unserer Burgen auf das römische Propugnaculum zurück.

Die römischen Thoreingänge mit den geräumigen viereckigen Vorhöfen, in denen der Feind, nachdem er das erste Thor überwältigt hatte, nochmals durch die auf den beiden Seitenthürmen postirten Vertheidiger mit Geschossen überschüttet und zurückgeschlagen werden konnte, findet man im Zehntlande nicht immer bei den römischen Castellen angewendet.

Das 2,7 m breite Thor des Castells bei Eulbach lag zwischen 2 kleinen Thürmen, deren Wandungen sich nach innen verlängerten. An diesem Ende waren zwei Mauerblenden bemerkbar, die zur Aufnahme von zwei Thorflügeln dienten. Der Feind musste, um die geschlossenen Thore erbrechen zu können, den freien ca. 12 m langen Vorhof passiren, wobei er seine Flanken den gezinnten Mauern der verlängerten Thorthüren darbieten musste.

Das römische Castell hatte einen vorliegenden Graben, die gemauerte Eskarpe mit darauf liegendem Erdwall und hinter diesen einen Umgang; es entspricht also in etwa der Bauweise unserer Forts.

Die mittelalterliche Burg kennt keinen Erdwall, sondern ihre Hauptumfassung besteht in der 2—$2^{1}/_{2}$ m starken Mantelmauer. Ein gewöhnliches Thor, mit einer Fallbrücke verschliessbar, vermittelt den Eingang.

Hieraus erhellt, dass die Römer den Deutschen bezüglich des Burgenbaues in keiner Weise als Lehrmeister dienten.

Meistens befindet sich bei den Burgen des Mittelalters das Thorgewölbe in einem thurmartigen Thorbau, der der Ringmauer angeschlossen ist. Ueber dem Eingange war häufig ein erkerartiger hölzerner Vorbau angebaut (der dem Wärter als Wohnung diente), von wo aus der Zugang zur Burg sehr zweckmässig vertheidigt werden konnte. Ausser der Fallbrücke (Zugbrücke) brachte man zur weiteren Sicherung später das Fallgitter in der Mitte des Gewölbes an.

In mittelalterlichen Schriften werden die Fallbrücken auch Valbrücken, Slagebrücken, im franz. pont levis, die Fallgitter Slegetor, Schloytor, Valporte, porte colante und porte coleice genannt. In späterer Zeit wurden an beiden Enden des Gewölbes Fallgitter angebracht, wobei der Zwischenraum von Schiessscharten, welche in den

Seitenmauern befindlich waren, bestrichen werden konnte. Jedoch finden wir diese complicirtere Anlagen fast nur bei den Stadtbefestigungen, während bei den Burgen die einfachere Anordnung vorwaltet.

Man sieht bei manchen Burgruinen noch die Blenden, in welchen die Fallbrücke (d. h. die Britsche derselben) in der Umfassungsmauer lag, wenn sie aufgezogen war; auch erkennt man häufig zu beiden Seiten oberhalb des Eingangs die kleinen Mauerschlitze, in welchen die eisernen Rollen angebracht waren, über welche die Aufziehketten liefen.

Das Aufziehen mittelst Wagebalken, wie es in dem Werk von Dr. Schultz, S. 27, beschrieben wird, kommt bei den Thoreingängen unserer Burgen im Allgemeinen nicht vor; man sieht diese Art auf den mittelalterlichen Bildern der schwäbischen Burgen nur dann angewendet, wenn verschiedene Felsvorsprünge zu überbrücken waren.

Dagegen zeigen die Stadtthore sehr häufig diese Einrichtung dann, wenn die aufgezogenen Wagebalken in den tiefen Nischen des Thorgebäudes gesichert werden konnten.

Auch dürften manche der unteren Zugänge des Burgweges durch Wagebalkenzugbrücken abgesperrt gewesen sein.

Die Thoreingänge waren meist im Rundbogen eingewölbt, zwischen 2 3 m breit und 3—3½ m hoch.

Die ca. 30 cm tiefe Blende, in welche die Bückenpritsche sich einlegte, entsprach genau der Form derselben und war also ca. 3,5 hoch, 2½ m breit.

Wenn auch der vorliegende Graben eine grössere Ausdehnung hatte, so war der durch die Fallbrücke abgesperrte Theil doch auf ein gewisses Maass reduzirt, d. h. der bewegliche Theil der Ueberbrückung bildete die Britsche der Zugbrücke.

Ueber den Thoreingängen der Burgen findet man oft den besprochenen Aufbau für den Wärter, dagegen selten Thürme. Bei Stadtthoren hingegen sind die nicht nur zur Vertheidigung, sondern auch zur Zierde dienenden Thürmchen nicht selten.

Neben dem Hauptthor finden wir bei den meisten Burgen noch einen schmalen Eingang, der Mannsloch genannt wird und dazu dient, während der Absperrung des Hauptthores eine gefahrlose Communikation nach aussen zu erhalten.

Dieses Mannsloch war nur so breit, dass ein Mann durchpassiren konnte und die diesem Steg entsprechende Fallbrücke wurde gewöhnlich durch einen Wagebalken aufgezogen.

## IV. Kapitel.

### Die Ritterburgen des Feudaladels[1]).

Die Umwandlung der Wallburgen in Ritterburgen[2]), also auch die Verlegung des ständigen Wohnsitzes der Freien aus den Thälern auf die Bergkuppen fällt im allgemeinen in die Zeit, wo sich das Verhältniss des Feudaladels zu den kaiserlichen Statthaltern freier und unabhängiger gestaltete und die Nobiles die neu errungene Stellung zu sichern suchten. Nicht mehr gegen einen äusseren Feind allein musste man sich vertheidigen, sondern auch gegen den Nachbar waren die so mächtigen Vertheidigungswerke der Burg gerichtet.

In der ersten Entstehungszeit der eigentlichen Burganlage wurden diese mächtigen Quadermauern, die wir jetzt bei den Burgruinen bewundern, allerdings nicht ausgeführt; auch hier müssen wir mehrfache Umbauten voraussetzen, welche zur Vollendung der mittelalterlichen Burg geführt haben.

Es ist gewiss, dass die meisten baulichen Anlagen der Burg in der ersten Zeit ihrer Entstehung von Holz gezimmert waren, und dass diese erst in späterer Zeit durch einen regelrechten Mauerbau mit den grossen Buckelquadern ersetzt wurden.

Während wir über die Gründung der Klöster und Kirchen durch Urkunden unterrichtet sind, finden wir über die Anlage der Burgen keine derartige Quellen; es liegt hierin vielleicht gerade ein weiterer Beleg dafür, dass sich die mittelalterliche Burg nach und

1) Von den in diesem Kapitel benutzten Werken führen wir an:

Mone, bad Urgeschichte, Band I.

Krieg von Hochfelden, die Militärarchitektur des Mittelalters. Stuttgart 1859 und dessen Werke über die Schlösser zu Baden 1851 und über die Grafen von Eberstein 1836.

Dr. Alwin Schultz, Das höfische Leben der Minnesinger 1879.

Dr. Ludwig Schmidt, Geschichte der Grafen von Hohenberg.

v. Cohausen, Die Bergfriede besonders rheinischer Burgen. Heft 28 d. J.

Grimm, Deutsches Wörterbuch

Viollet-le-Duc, Dictionnaire de l'architecture. Paris 1854—1868.

2) Auf jeder Lehensburg lastete das Oeffnungsrecht für den Lehensherr, auch dann, wenn ein Freier sich von einem Dynasten für sein Besitzthum und seine befestigte Wohnung belehnen liess.

nach aus der zuweilen in das 5. Jahrhundert hinaufreichenden Wallburg entwickelt hat.

Die Dieboldsburg[1]), auf einem Felsen des gegen Norden anstehenden Terassenrandes der rauhen Alp, ist geschichtlich schon 914 bekannt. Hier wurde der von den kaiserlichen Kammerboten Erchanger und Berthold gefangene Bischoff Salomo III. von St. Gallen in Haft gehalten.

Die Grafen von Nellenburg, Calco, Rottenburg, Zollern, Lintburg (Zäringen), Urach etc. erscheinen schon in Urkunden des 11. Jahrhunderts, sie nannten sich nach ihren Burgen, die wahrscheinlich kurz vorher als ständige Wohnsitze umgebaut wurden (s. Staelin, Württembergische Landesgeschichte).

Dr. Baumann hat durch Urkunden nachgewiesen, dass dieselben Ritter, welche vor Erbauung ihrer Burgen nur mit den Vornamen erschienen, später die Namen ihrer neuen Wohnsitze trugen[2]).

Pfarrer Caspart nimmt an, dass die oben erwähnte Dieboldsburg von Herzog Thiutbold von Alemannen 727—746 erbaut sein dürfte, und dass den Urkunden gemäss die Burg Achalm etwa im Jahre 1040—1050, Bregenz 1043, die Burg Stopha (Stauffen) 1050, die Burg Stophola (jetzt Alte Burg) 1056 (als Burg des Grafen Rudolf von Achalm genannt), erbaut worden seien.

Die Burg Zollern ist 1061 zuerst genannt.

Die Zäringer Burg „die Lintburg" bei Weilheim bestand schon vor 1078, denn in dem Jahre starb Herzog Berthold auf dieser seiner Burg.

Die Burgkapelle auf Württemberg ist 1083 geweiht.

Die Burg Nellenburg bei Stockach wurde nicht lange vor 1070, ziemlich gleichzeitig Sulz am Neckar erbaut.

Die Burgen Zäringen bei Freiburg, Baden bei Baden, Teck im Neckargau sind in den Jahren 1108, 1112 und 1125 zuerst genannt, jedenfalls nachdem sie kurz zuvor als Wohnsitze dieser Dynastenfamilien umgebaut waren.

In Dr. Baumann's vortrefflicher Geschichte des Allgäu's sind S. 260 schon 1090 die Burgen Ravensburg, Kempten, Falkenstein und Rotenfels genannt. Herzog Konrad von Zäringen erbaute 1123 zur Sicherung des St. Galler Klostergutes im Argengau die Feste

1) Siehe Fig. 6 Taf. III.

2) Siehe Geschichte des Allgäu's von Dr. Baumann.

Prasberg. Ende des 12. Jahrhunderts erscheinen auch schon die Lehensleute der Gaugrafen mit dem Namen ihrer Burgen.

Der Name Burg ist sehr alt und bedeutet dem Wortbegriffe nach eine bergende, schützende Stätte auf der Höhe, im engern Sinn eine Feste und Burg die umgebende Stadt. Man findet für Burg in Urkunden auch purc, burc, borog (siehe Grimms Wörterbuch).

Wenn es eine Zeit (vor 40 Jahren) gab, in der man bei uns fast jede süddeutsche Burg auf römischen Ursprung zurückzuführen suchte, so finden wir doch schon in Tschokke's Beschreibung der Schweiz vom Jahre 1838 (Seite 285) das Wesen und den Ursprung des Burgenbaues richtig gekennzeichnet. Er sagt: „Der architektonische Charakter des Feudaladels ist sein schmuckloser, hartherziger Kriegerstolz, der sich in den durch das Land weitschauenden Wartthürmen, in den gewaltigen vom Harnisch der Ringmauern umschlossenen Burgställen und in den unterirdischen Burgverliessen, selbst in den engen Fensterlöchern offenbart, die, wie Augen des bösen Gewissens, mehr zum Lauern gemacht sind, als das finstre Geheimniss des Innern errathen zu lassen. Das ist das starre Gepräge des Burgenbaues."

Ein ebenso wackerer wie einsichtsvoller Kämpfer für den deutschen Ursprung unserer Burgen und Thürme war Dekan Wilhelmi von Sinsheim, der in seiner Schrift: „Der Steinsberg, ob römisch, ob deutsch" (siehe die Schriften des bad. Alterthumvereins v. Jahr 1846) mit schlagenden Gründen den deutschen Ursprung dieser Burg nachwies.

Nach ihrer politischen Bedeutung sind die Burgen einzutheilen in: 1. Dynasten Burgen und 2. Lehenburgen. (Zu den ersteren sind auch die kaiserlichen Reichsburgen, zu den letzteren die Ganerbenschlösser zu rechnen.)

Was die Lage der Burgen anbelangt, so unterscheiden wir im allgemeinen: 1. Die Hochburgen und 2. die Tiefburgen.

## Die Dynastenburgen.

Im Mittelalter, zur Zeit des Verfalles der alten Gauverfassung, also vom 11. Jahrhundert an, bezeichnete man mit Dynasten diejenigen Edle, deren Familie früher das Statthalter- oder Grafenamt des Gaues inne hatten. Es waren namentlich die Nobiles,

welche auch unter den fränkischen Kaisern für sich und ihre Besitzungen die unmittelbare Freiheit behaupteten und welche später zum Unterschied von dem niedern Adel den gräflichen Titel führten.

Die Dynastenburgen liegen meist auf höheren isolirt stehenden Bergkuppen, welche durch ihre Aussicht die weiteste Umgebung in der Grafschaft beherrschen.

Die Bauanlage und die Bauweise der einzelnen Vertheidigungswerke sind dem entsprechend. — Man sieht, dass dem Bauherrn die Arbeitskräfte einer ganzen Grafschaft und grosse Mittel zur Verfügung standen. Wo das geeignete Material zu den grösseren Werkstücken in der Nachbarschaft fehlte, wurde es in vielen Stunden entfernten Steinbrüchen gewonnen und mit Anwendung vieler Mühe zur hohen Baustelle geschafft.

## Die Lehensburgen.

Die Dienstleute der Herzoge bekamen als Lohn für ihre Treue von letzteren ein Beneficium (feudum), das meist in einem Grundstück bestand. Dieses Lehensgut blieb als ein Pfand gegenseitiger Treue (mutua fidelitas) im Besitze des Vasallen, obgleich dem Lehensherrn zu allen Zeiten das Obereigenthum zustand.

Auch andre Freie suchten die Belehnung ihrer Güter von mächtigen Dynasten nach, da diese damit zugleich die Beschützung derselben übernahmen.

Ein Lehensgut konnte ohne den Willen des Lehensherrn nicht veräussert werden.

Die Belehnung wurde den Nachfolgern des ersten Lehensmannes durch die Grafen erneuert, auch hatten diese wieder grosse Güter vom Kaiser zu Lehen.

Der belehnte Edelmann hatte auf die Dauer der Belehnung die Verpflichtung, seinem Herrn jederzeit auf dessen Mahnung gerüstet zu Hülfe zu kommen und zu warten in allen Sachen, wozu er sie bedürfe und sich den Bestimmungen des Burgfriedens zu fügen.

Die Ganerbenburgen waren solche, die von mehreren Familien gemeinsam bewohnt und benutzt wurden.

Zur Zeit, wo die Zügellosigkeit und das Faustrecht in Deutschland herrschte, vereinigten sich mehrere benachbarte Ritter einer Gegend zur gemeinsamen Vertheidigung ihres Besitzes und begaben sich in den Burgfrieden eines gemeinsamen Schlosses, das denselben bei Angriffen als Stützpunkt und bei einem Rückzug als Zu-

Alle diese auf einzelnen Felsklötzen stehenden Thürme und Anhängsel von Zinnen und Wachthäusern, sowie das Kirchlein in halber Höhe des Steinklotzes, wie es die Speckle'sche Darstellung zeigt, beruhen auf Fantasie, und man muss annehmen, dass Speckle, wie auch von Krieg ihre Bilder nur nach Berichten Anderer angefertigt haben.

Ebenso ernüchternd wirkt die Burg Wildenstein im Donauthal in ihrer thatsächlichen Gestalt, wenn man dieselbe mit den Abbildungen im Werke von Schultz vergleicht. Die Einsattlung, durch welche der ca. 150 m hohe Felsklotz des Wildenstein mit dem Hauptgebirge (Hochplatte) zusammenhängt, ist nur ca. 15 m tief, während sie auf dem Bilde bis zur Thalsohle reicht.

## V. Kapitel.

### Die Burgfestungen der späteren Zeit.

Die Einführung und Wirkung der Pulvergeschosse hatte mehrfache Veränderungen und Verbesserungen in der Anlage der Vertheidigungswerke der mittelalterlichen Burgen zur Folge. — Der Feind musste durch Geschosse aus gesicherten Geschützständen und Schiesslucken von einer Annäherung fern gehalten werden, auch war es nöthig die Umwallungen durch Vorwerke zu schützen, um eine Unterminirung der eigentlichen Burg zu verhindern.

Wo es die Bodenverhältnisse erlaubten, wurden dem ersten Zwinger und Wallgraben eine weitere Anlage dieser Art angereiht und durch Flankirungsthürme eine wirksame Grabenbestreichung erstrebt.

Man wurde dabei genöthigt für die neuen Umwallungen gerade Anschlusslinien zu wählen, und jeden sog. todten Ort, wie solche bei den Bogenlinien vorkommen, zu vermeiden.

Die Stärke der Vertheidigung lag nicht mehr wie früher in den vertikalen Schutz- und Zerstörungsmitteln, sondern in der Ausnutzung der wagrecht entsandten Geschosse.

Die Schleudermaschinen und den Pfeil sehen wir von nun an durch das Geschütz und durch die Hackenbüchse ersetzt.

Demgemäss wurden die Umwallungen, namentlich der Zwinger mit dem Zwingergraben, alsbald nach Einführung der Pulvergeschosse umgebaut.

Man darf sich durchaus nicht vorstellen, dass die frühmittelalterliche Burg, selbst nachdem sie seit den Kreuzzügen durch den Bergfried und den Zwinger ihre erste Vervollständigung erfuhr, in dieser äusserlichen Gestalt erhalten blieb.

Im Innern des Bergfriedes allein wurde in dieser Zeit keine Veränderung vorgenommen, hier wurde nur das Plattformstockwerk mit Schiesslucken für Hackenbüchsen versehen, auch zuweilen ein gewölbter Stand für ein leichtes Geschütz aufgeführt.

Manche Ringmauer des Zwingergrabens mag in dieser Zeit, wenn es die Mittel des Burgherrn erlaubten, eine förmliche Umgestaltung erfahren haben.

Nur die obere Burg mit der Schildmauer und dem Mantel zeigt in den meisten Fällen noch die anfängliche Burganlage; es war hier eine Umgestaltung der äussern Form wegen der an die Ringmauer angebauten Wohngebäude und wegen der Grundform der Felsenplatte oder Höhenkuppe nicht möglich, während die stattlichen Flankirungsthürme mit den Schiesslucken für Hackenbüchsen, welche unsre Burgruinen auszeichnen, erst nach der Einführung der Pulvergeschosse an die Ringmauer des Zwingers angebaut wurden.

## Die Grabenvertheidigung.

Diese Vertheidigung erlitt durch die Einführung der Feuergeschosse die bedeutendsten Veränderungen. Während man früher nur Vorkehrungen zu treffen hatte, den Sturmbock von der Ringmauer fern zu halten und kein Aufsteigen mit Sturmleitern zu gestatten, so war jetzt an jeder Stelle der Umfassungsmauern eine Bedrohung der Burg durch Unterminirung und Sprengung zu befürchten.

Man versah desshalb die alten Zwingermauern, wenn solche nicht auch ganz neu hergestellt wurden (was mehrfach im 16. Jahrhundert der Fall war) mit Flankirungsthürmen, so dass jeder Punkt der Defenslinie bestrichen und gesäubert werden konnte. Die Zwingergraben, welche früher gegen die Bergseite schmale Einschnitte bildeten, wurden erweitert, und so die Defensivkraft erhöht. Wo es gieng, wurden auf dieser Seite jenseits des Zwingergrabens Vorwerke angelegt. Ein Hauptaugenmerk richtete man auf die kräftige Bestreichung des Haupteinganges zur Burg durch starke Flankirung mit Thürmen oder mit eingewölbten Grabenkoffern, welche die ganze Breite des

Hauptgrabens einnahmen. Wir sehen hier bei den Burgen im Mainthal geniale Nutzanwendungen der Kriegsbaukunst, wie wir sie bei den neuesten Fortifikationen nicht besser ausgeführt finden.

Die Flankirungsthürme stehen stets an den Ecken der Umfassungsmauern oder der Eskarpen, bei langen geraden Defenslinien auch in der Mitte.

Was ihre Grundform anbelangt, so sind sie rund oder viereckig, letztere Form bietet für die Vertheidigung grössere Vortheile, als die runde, da sie eine bessere Benutzung des Innenraumes, eine vollkommnere Construction der Schiesslucken und eine wirksamere Aufstellung der Vertheidiger zulässt. Der Nachtheil der Ecken bei den viereckigen Thürmen kann dadurch vermindert werden, dass man dieselben aus grossen und gut gefugten Werkstücken herstellt.

Die Flankirungsthürme haben ausser der durch eine steinerne Brustwehr mit Schiesslucken versehenen Plattform, 2 oder 3 eingewölbte Stockwerke mit den nöthigen Schiesskammern. Die Treppenzugänge befinden sich meist in der Dicke der Mauer.

In Wertheim hat der nördliche Flankirungsthurm bei 6 m Durchmesser $1^1/_2$ m Wandstärke, die Steintreppen sind 0,7 m breit, die Stockwerke sind 4,5 m hoch, die Schiesskammern sind 2 m hoch, 1 m weit, 1,05 m tief.

Beim Landsberg haben diese Flankirungsthürme bei 7,5 m Durchmesser, 1,8 m Wanddicke. Der Aufgang in die obere Etagen fand im Innenraum statt. Die Schiesskammern hatten 2 m Weite und 1,5 m Tiefe.

Die quadratischen Flankirungsthürme von Collenberg hatten nur 4,2 m Seite mit 1,2 m starken Mauern, und die runden von Klingenberg nur 4,6 m Durchmesser. Der innere Raum war hier sehr beschränkt, doch zum Auf- und Abgang der Schützen genügend.

Man sieht sehr wohl an den Burgen, deren Zerstörung in die Zeit vor der Anwendung der Pulvergeschosse fällt und welche in diesem Zustand liegen blieben, dass die hier befindlichen Schiesslucken so gestaltet waren, dass sie die Handhabung der Schleudergeschosse ermöglichten. — Der Bogenschütz musste in der Schiesslucke stehen und sich nach allen Seiten frei bewegen können, während später die Feuerwaffe in das Schiessloch eingelegt, und leicht nach unten oder seitwärts gedreht werden konnte.

In der Ringmauer der Burg Waldeck im Nagoldthal, welche von Kaiser Rudolf von Habsburg belagert und zerstört worden sein soll,

sind noch die Schiesslucken für Bogenschützen erhalten. Dieselben sind $2^1/_2$ m hoch und haben einen ebenso grossen 26—20 cm weiten Schlitz, der sich nach innen bis zu $1^1/_2$ m Breite erweitert (vergleift).

Die Schiessstände für die Wallbüchsen und Hackenbüchsen, welche in den Ringmauern oder in den Flankirungsthürmen angebracht sind, bestehen aus zwei Theilen, der Nische oder Kammer und aus der eigentlichen Schiesslucke.

Die Nische muss so geräumig sein, dass bequem in ihr geladen werden und sie dem Beobachtungsposten als Unterkunft dienen kann; sie darf durch ihre Tiefe die Aussenmauer in der sich die Schiesslucke befindet, nicht schwächen. Die mir bekannten grössten Schiesskammern sind im Munot in Schaffhausen innen 5,0 m breit, 3,7 m tief (bei 4,7 m Mauerstärke) und 1,9 m hoch.

Gewöhnlich haben dieselben 1,5—2,0 m Breite, etwa eben solche Tiefe und 2 m Höhe, wobei zu bemerken ist, dass ca. $^2/_3$ der Mauerdicke auf die Nische und $^1/_3$ auf die Lucke selbst kommen.

Die Lucke zeigt von dem ca. 15 cm weiten Schlitz oder der Scharte aus nach innen eine starke Vergleifung, um dem Rohr eine seitliche Richtung geben zu können und das Bestreichungsfeld zu vermehren. Dasselbe wird erreicht, wenn, wie bei andern Anlagen, das Schiessloch von der Scharte aus nach aussen erweitert wird.

Es können auch beide Arten zusammen vorkommen, wie wir es bei den Flintenscharten der neueren Festungsbauten finden.

In den Fällen, wo sich die Schiesslucke nach aussen erweitert, haben die Leitungen derselben stets eine staffelförmige Verkleidung, so dass feindliche Geschosse nicht in die Luckenöffnung rikoschetteren, oder abprallen und den Belagerten belästigen können.

Der Schlitz der Büchsenscharten besteht aus zwei Theilen, dem Sehschlitz und dem eigentlichen Schiessloch.

Ersteres dient zur Umschau und Visirung und ist meist vertikal gestellt, oder mit einem horizontalen Schlitz verbunden. Die Sehschlitze haben bei 0,5—0,7 m Höhe, 10 cm Weite das runde Schiessloch, das zur Aufnahme des Büchsenrohres dient, 20—25 cm Durchmesser.

Der horizontale Schlitz hat nach aussen einen starken Abfall, er dient namentlich zur Beschiessung des naheliegenden Bodens am Fuss des Thurmes oder der Ringmauer und heisst in diesem Fall: Maulscharte. Eine Combination der Maulscharte mit der Schlitzscharte kommt sehr oft vor, auch in der Weise, dass sie die Einbringung von zwei Schiess-

rohren ermöglicht, in welchem Fall ein Schiessloch im obern Theil des vertikalen Schlitzes, das untere am Vereinigungspunkt mit der Maulscharte angebracht ist.

Bei den einspringenden, allerdings sehr stumpfen Winkeln einer Ringmauer hat man die Bestreichung der Defenslinien derselben dadurch ermöglicht, dass man sog. Erkerschiessstände einbaute, wodurch die Scharte eine vertikale Stellung zur Defenslinie bekam und für die Schiessnische der nöthige Raum gewonnen wurde. Sehr häufig kommt es vor, dass vom innern Schiessloch zwei Scharten nach aussen geführt sind, man nennt diese sodann Hosenscharten.

Um die Vertikalbestreichung am Fuss eines Thurmes zu vervollständigen, sieht man zuweilen in den obern Etagen der Flankirungsthürme sog. Erkerscharten mit langem geraden Schlitz und vollständig offenen Boden. In Collenberg sind diese 2 m hoch, 1,2 m breit, der vertikale Schlitz ist 1,7 hoch, 15 cm weit, die Bodenlucke 0,9 m lang, 20 cm weit.

Man sieht bei den Burgen im Mainthal sehr kunstsinnig ausgeführte und technisch fein durchdachte Schiesslucken dieser Art.

Den grössten Aufwand wendete man aber in dieser Zeit auf die äussere Ausstattung der Kanonenscharten. Hier sieht man nicht nur in den alten Städtebefestigungen, sondern auch bei den in dieser Zeit zur Vertheidigung eingerichteten Hochburgen Meisterwerke des Steinschnittes und der Steinmetzkunst.

Die Kanonenscharten der Flankirungsthürme der Hauptringmauer auf der Hachburg, welche Markgraf Karl II. von Baden-Durlach erbauen liess, gehören zu den schönsten Beispielen dieser Art.

Die mächtigen gewölbten Geschützstände im Zehnringthurm zu Wertheim, der Küssachburg bei Waldshut, des Wildenstein im Donauthal, im Munot von Schaffhausen etc. und schliesslich des Schlosses in Heidelberg beweisen, welche hohe Stufe die Kriegsbautechnik schon damals erreicht hatte.

## Beschreibung zweier Bergfestungen der späteren Zeit.

1. Das Schloss Klingenberg (s. Fig. 10, Taf. III) auf einer Bergkuppe der rechtseitigen Thalwand des Main oberhalb des bairischen Städtchen Stadtprozelten.

Die geräumige Felsplatte ist von der Bergseite durch eine Vertiefung getrennt, die im Mittelalter künstlich erweitert wurde. Dem

Mainthal zu hat diese Festung, wie alle benachbarten Burgen so steiles Gehänge, dass kein Zwingergraben angebracht werden konnte.

Die obere Burg enthält ausser dem grossen Bergfried am entgegengesetzten Ende der Kuppe noch einen leichter gebauten Wartthurm zur Bewachung des hier befindlichen Burgthores und des Burgweges. Zwischen beiden Thürmen stehen die Hauptwohngebäude. Auf der Bergseite ist der Zwinger oder der Hauptwehrgang mit einer durchlaufenden eingewölbten Gallerie von 1,2 m Breite versehen, in der Schiessstände angebracht sind, die rückwärts 1,2 m tiefe, 2,5 weite Nischen haben. In den Flankirungsthurm mit excentrischem Innenraum führen Treppen in die untere Etage, welche ebenfalls Schiesslucken für grosse Wallbüchsen haben. In den stumpfen Winkeln der nördlichen Front der Ringmauer sind Erkerscharten angebracht, die eine bequeme Bestreichung der Defenslinien ermöglichen. Das gut flankirte Hauptthor hat eine 2,5 m weite Thoröffnung und daneben ein Mannsloch von 1 m Weite, beide gothisch eingewölbt mit reichen Gesimsen an den obern Zinnen.

Die Flankirungsthürme an der dem Thal zu liegenden Ringmauer haben drei Etagen und sind mit mächtigen Schiessscharten wohl versehen, sie haben 4,6 m Durchmesser. Der mittlere 1,5 m weite Raum ist derart angelegt, dass die Mauerstärke der Thürme nach aussen 1,9 m, nach innen nur 1,2 m beträgt. Die Stiegen, welche in der Mauerwand liegen, sind 0,6 weit. Vor dieser 85 m langen mit 3 Flankirungsthürmen versehenen Hauptfront lag noch eine Vertheidigungslinie, welche jetzt noch am Boden erkenntlich ist.

Eine besondere Stärke gab der Nordseite der im Graben weit vorstehende starke Flankirungsthurm, welcher die kasemattirte Gallerie an der Ostseite abschliesst. Er war der Kern des ganzen Vertheidigungswesens und mit Schiesslucken für grössere Wallbüchsen versehen.

### 2. Die Hachburg im Breisgau.

Auf einem weit in das Rheinthal bei Emmendingen vorspringenden Gebirgsstock des Schwarzwaldes liegen die ausgebreiteten Ruinen der früheren markgräflich-badischen Festung Hochberg, früher Hachberg genannt. Sie werden auf einer Seite von dem Flüsschen Bretten, welches am Hünersedel entspringt, begrenzt.

Die Festung wurde von Markgraf Hermann von Baden im 12. Jahrhundert erbaut und war bis zum 15. Jahrhundert der Wohnsitz der Markgrafen von Baden-Hachberg.

Vom 16. Jahrhundert an blieb sie im Besitz der Markgrafen von Baden-Durlach, von welchen der kriegskundige und tapfere, wenn auch im Erfolg unglückliche Markgraf Georg Friedrich grosse Summen zur Erweiterung und Instandsetzung dieser stolzen Bergfestung ausgab. Er umgab den Zwingergraben mit geschlossenen Bastionen und festem Vorwerk nach Vauban's System. Im Jahr 1689 liess Ludwig XIV. diese Bergfeste, welche sich im dreissigjährigen Krieg rühmlichst gehalten hatte, schleifen und zerstören.

Erst in neuerer Zeit sind die grossen Flankirungsthürme und Caponièren an der Hauptumfassungsmauer vom Schutt befreit und freigestellt worden; auch hat man die einzelnen Bastionen der zweiten Umwallung ausgegraben nnd die gewölbten Geschützstände in den Flanken der Bastionen wieder zugänglich gemacht.

Der Befestigungsplan ist trefflich durchdacht und sind die einzelnen Abschnitte der Werke gut flankirt und für sich vertheidigbar.

Durch die im Hauptgraben an der West- und Südseite eingebauten Caponièren, in welchen die Geschütze sicher gedeckt standen, wurde eine vollkommene Bestreichung der Hauptumwallung erzielt. Da die dem Brettenthal zugewendete Ostseite zu steiles Gehänge hatte, war hier kein Graben zwischen der Ringmauer und den Bastionen möglich, aber eine gedeckte Batterie mit einer langen Reihe von Schiesslucken sicherte die Stellung.

In den Flanken der sechs Bastionen waren gewölbte Geschützstände mit Zugängen von oben, von hier aus konnten sämmtliche Aussenwerke wirksam gegen die Angreifer vertheidigt werden. Zwischen dem gegen Westen liegenden Kronwerk oder den Bastionen Hachberg und Rötteln lag eine gerade Curtine von 82 m Länge, in der Mitte führte ein Grabenkoffer zum Ravelin, welche gut verpallisadirt waren.

Die Bastionen und Curtinen umgab ein verpallisadirter und gedeckter Weg, welcher die Annäherung an den Fuss der Eskarpen verhinderte, und von welchem aus im Fall eines Sturmes ein Musketenfeuer wirksam unterhalten werden konnte.

Kleine Schlupfe in der Richtung des Grabenkoffer beim Ravelin und beim Waffenplatz zwischen der Bastion Hachberg und Baden, führten durch den Wallgang in den Hauptgraben, wohin sich die Vertheidiger des pallisadirten Weges in der Noth zurückziehen konnten.

Der äussere Wallgang war auf diesen drei Seiten breit ange-

legt und zwischen den Kapitalen der Bastionen mit geräumigen Waffenplätzen versehen.

Die in südwestlicher Richtung liegende Bastion Baden, in deren Kapitale das Vorwerk oder die Lünette errichtet wurde, bildet eigentlich nur eine Flesche mit 57 und 63 m langen Seiten, in denen zur Bestreichung der nächstliegenden Bastionseiten grosse gewölbte Geschützstände eingemauert sind.

Die Seite der Bastion Baden war für den Angriff am günstigsten, weil in dieser Richtung der Bergrücken des Hornwaldes dem Feind eine günstige Position zum Beginn einer Belagerung bot. Wir finden daher auf dieser Seite die stärksten und dominirendsten Vertheidigungswerke der alten Burg und der neueren Festung.

Die südöstliche dem Brettenthal zu liegende Seite der Burg hat ebenfalls zwei vollständige Bastionen, die Badenweiler und St. Rudolf hiessen. Die 118 m lange Curtine, welche diese beiden Bastionen verbindet, ist in der Mitte gebrochen, wenn auch nicht so, dass sie eine gerade Defenslinie mit der Façe der Bastion bildet, wie es die Regeln der Befestigungskunst vorschreiben, aber doch so, dass die Bestreichung dieser Linie durch die in den Flanken postirten Geschütze eine vollkommene ist.

Bei den Bergfesten, welche im 17. Jahrhundert nach der Vauban'schen Befestigungsart mit Bastionen versehen wurden, finden wir meistens der Terraingestaltung angepasste Formen, und daher oft Retranchements, die aus Bastionen, Cremaillen (sägeförmige Linien, Zangen, Fleschen etc.) zusammengesetzt sind.

Zu den wichtigeren Bergfesten, welche noch Ende des vorigen Jahrhunderts im Krieg gegen die Franzosen eine Rolle spielten, gehört der Hohentwiel und der Hohenneuffen in Württemberg, jetzt viel besuchte und durch ihre prachtvolle Aussicht bekannte Ruinen.

In der jetzigen Zeit sind Bergfesten nur in Verbindung mit einer grossen Festung denkbar, wie der Ehrenbreitstein bei Coblenz.

Der Raum erlaubt es nicht mehr in das einzelne des Burgenbaues einzugehen; es dürfte in der technischen Würdigung dieser deutschen Bauwerke noch vieles nachzuholen sein, insbesondre wenn man bedenkt, dass in Betreff der Kirchenbauten so viel geleistet wurde.

Carlsruhe. J. Näher.

---

## 8. Zur Geschichte der Erzgiesserkunst.

Man muss es der Redaction des Repertoriums für Kunstwissenschaft Dank wissen, dass sie ihr Organ 1881 auch den Artikeln Th. Hach's „Zur Geschichte der Erzgiesserkunst" und damit hoffentlich für immer der Glockenkunde, welche sie zunächst betrafen, zur Verfügung gestellt hat; denn letztere fand, als wäre sie den andern Zweigen des vergangenen Kunstlebens nicht ebenbürtig, nur selten und gelegentlich Aufnahme in den allgemeinern Kunst-Zeitschriften, etwa wenn ein hervorragender Meister oder eine Glocke mit den örtlich zugehörigen Kunstwerken anderer Art in Frage kam; sie blieb daher mehr den ortsgeschichtlichen oder kirchlichen Zeitschriften und Büchern überlassen. Die Glocke, das mächtigste Toninstrument, zumal der Kirchen, verdient an sich offenbar dieselbe Beachtung, wie jede andere Frucht des alten kunstgewerblichen Lebens und beansprucht oft noch mit ihrer Ausstattung und ihren Inschriften einen besondern ästhetischen oder historischen Werth. Die Kunst des Erzgusses hat sich an keinerlei Denkmälern so allgemein, so ununterbrochen und zeitweise so grossartig bethätigt, wie im Gusse der Glocken; ihrer bedurfte jedes Gotteshaus, sogar das ärmste Klosterkirchlein. Was Grösse, plastische und zweckmässige Behandlung und Vollendung des Tones betrifft, erreichte der Glockenguss seine höchste Blüthe im 15. und 16. Jahrhunderte. Ueberall fanden Güsse und Neugüsse statt, es gab wohl mal an mehreren Stätten desselben Landes tüchtige Meister. Unter diesen ragen als Grössen im Norden Deutschlands hervor Gert Klinge von Bremen († um 1471), Gert de Wou von Campen in Holland († 1527), Wolter Westerhues von Münster († um 1526)[1]).

Den beiden ersteren gelten Hach's Artikel, ihrem Leben und der glänzenden Reihe ihrer Werke. Darin kommen jedoch Bemerkungen über die Bedeutung und den Stand der Glockenkunde vor, welche mir

1) Vgl. über ihn meine Kunstgesch. Beziehungen zwischen dem Rheinlande und Westfalen. Abdruck aus den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden. 1873 S. 25, 56. Jahrbb. LIII, 66.

nach dieser oder jener Seite einer Ergänzung oder Berichtigung zu bedürfen scheinen.

Da möchte ich zunächst die mehr oder weniger gleichen „Giessersprüche“ nicht so regelmässig auf eine Bluts- oder Schulverwandtschaft der Meister deuten, als es dort S. 175 geschieht; keinenfalls sprechen sie so sicher dafür, wie ein gemeinsames Wappen für „die einzelnen Zweige eines Geschlechts“. Die alten symbolischen Zeichen Alpha und Omega, gewisse Sprüche wie:

O rex glorie veni cum pace — oder
Caspar Melchior Balthasar

und die weltbekannte, seit 1354 nachgewiesene[1]) Sentenz:

Funera deplango, plebem voco, fulgura frango

sind Eigenthum bestimmter Zeiten und daher verschiedener und von einander unabhängiger Giesser. Auch Gert de Wou wählte Sprüche, die ganz ähnlich bei andern Meistern wiederkehren, mit welchen er Nichts gemein hat, als das Gewerbe und die Zeitgenossenschaft[2]). So steht auf einer seiner Glocken zu Recklinghausen vom Jahre 1500 (und ganz ähnlich auf einer zu Rinkerode):

Jhesus Maria Johannes is myn naem,
Myn gheluit sy Gade bequaem. . . .

und auf der grossen Glocke zu Schöppingen von Henrich von Dortmund aus dem Jahre 1517:

Salvator is min namen
Min gheluit si Gade bequeme
De levendighen roep ick. . . .

Inschriften werden von Hach überhaupt nicht um ihrer selbst willen[3]), sondern nur als Beweismittel gebracht, und doch wohnt ihnen

---

1) Meine Notiz in Pick's Monatschrift für rheinisch-westfälische Geschichtschreibung (1877) III, 344.

2) Aehnliche Inschriften findet Hach von Westfalen bis Böhmen: Anzeiger f. Kunde deutscher Vorzeit 1880 S. 117.

3) Noch in unserm Jahrhunderte sind zahllose alte Glocken zerschlagen und umgegossen, die Inschriften geschweige denn die Zierden nicht verzeichnet und damit für immer die lautersten Quellen der alten Giesskunst vertilgt. Ich möchte, falls die Bauherren und Werkmeister nicht für die Verzeichnung sorgen, den Rath ertheilen, dass die örtlichen Geschichtsvereine sich deshalb mit den Glockengiessern ihrer Bezirke in Verbindung setzten und auf deren Anzeige ein Mitglied mit der Copie und Aufnahme der Maasse, der Schrift und Ornamente der Glocken betrauten, welchen der Umguss bevorsteht.

breite Durchgang durch die Schildmauer führte zu dem Abort, dessen Oeffnung an der Aussenseite derselben sichtbar ist.

Da der Bergfried genau in der Mitte der Schildmauer steht und diese deckt, so musste ein Durchgang durch die äussere Wand des Bergfriedes hergestellt werden, zur Communikation mit dem jenseitigen Theil der Schildmauer. Der Bergfried hat keine direkte Verbindung mit diesem Theil der Schildmauer, seine Quaderschichten sind stumpf an letztere angestossen.

(Die in die genannte Communikation vom Bergfried aus eingebrochene Oeffnung ist neueren Datums.)

An diese Schildmauer lehnte sich die Burgwohnung an, die von ersterer vollständig gedeckt war. Die Fensteröffnungen dieses Anbaues zeigen die Uebergangsformen des romanischen Stils in den gothischen.

## 2. Der Bergfried.

Der Name Bergfried bezeichnet in architektonischer Beziehung den dicken im obern Burghof stehenden Thurm.

v. Cohausen führt in seiner Abhandlung über die Bergfriede eine Urkunde vom Jahre 1320 an, in welcher der Name Berchfrit vorkommt; sonst ist der Name Torn, Thurm gebräuchlicher. Bergfried heisst im altfranzösischen: berfroi, belfroi; neuerdings sind sie als donjons bekannt, doch versteht man darunter mehr einen zum Wohnen eingerichteten grösseren Thurm, wie sie in Frankreich vorkommen und im Werk von Violett le Duc abgebildet sind.

Die Engländer nennen den Hauptthurm Keeptower. Die Italiener bezeichnen diesen Thurm auch mit Torre maschio, im mittellat. heisst er: berfredus, belfredus.

Pfarrer Caspart von Kusterdingen schreibt mir:

„Zur Bestätigung Ihres Satzes, dass der Thurmbau auf den Burgen während der Kreuzzüge aufkam, dient mir eine Urkunde vom Jahr 1166 (also vor dem 3. Kreuzzug), zu Ulm von Kaiser Friedrich I. ausgestellt, die Burg Schonburg auch Schönenberg bei Oberwesel betreffend".

Graf Kurt von Degenfeld fand dieselbe in seinem Hausarchiv und theilte sie Pfarrer Caspart mit, der mir eine Abschrift zusandte.

In dieser Urkunde ist ein alter Torm und ein andrer eben gebauter erwähnt.

### a. Die Stellung und Lage des Bergfriedes.

Bei den auf isolirten hohen Bergkuppen liegenden Burgen, wo

keine bestimmte Angriffseite gekennzeichnet ist, wo deshalb auch die Schildmauer als Hauptdeckung der Wohngebände fehlt, nimmt der Bergfried meist die höchste Stelle der Höhenplatte ein. Diese Burgen finden wir in grösserer Anzahl auf den isolirt sich erhebenden Vorsprüngen der schwäbischen Alp, wo eine mächtige, mit Flankirungsthürmen (deren höchst liegender als Warte diente) versehene Ringmauer die Bergkuppe einschliesst. Es waren mächtige Dynastenburgen, wie der Hohenstaufen, die Lintburg, der Teck, der Achalm, Hohenneuffen, der Hohenzollern, und südlich der Alp, der Bussen, die, wenn sie einmal vom Feind erstiegen waren, für die zahlreichen Vertheidiger im Bergfried keinen nachhaltigen Schutz mehr boten.

Bei denjenigen Burgen, welche keinen isolirten Hügel krönen, sondern welche nur durch eine mehr oder minder tiefe Schlucht von dem angrenzenden höheren Gebirge getrennt sind, steht der Bergfried dicht bei der Schildmauer, als ein zur Unterstützung derselben bestimmtes Vertheidigungswerk, und zwar, je nach der Lage der Angriffseite, entweder in der Mitte oder an einer der Seiten der Schildmauer.

Wenn man die Ausführung und etwas leichtere Aufmauerung einzeln stehender Bergfriede mit den massigen in die älteste Zeit der Burgenanlage fallenden Schildmauern vergleicht, kommt man zu der Ueberzeugung, dass der Bau der Bergfriede in vielen Fällen als eine spätere Vervollständigung der Burg zu betrachten ist. Als Beispiel diene: Hohen-Nagold, wo der runde aus Kalksteinen aufgemauerte Bergfried ca. 1 m hinter der mächtigen aus Sandsteinquaderstücken errichteten Schildmauer steht.

Auch zeigt Alt-Eberstein, dass der hier aus kleineren Hausteinen hergestellte Bergfried in späterer Zeit auf die in die früheste Zeit fallende, aus riesenhaften Steinblöcken bestehende Schildmauer aufgesetzt ist.

Bei den später erbauten Burgen des 12. Jahrhunderts hingegen ersieht man deutlich aus der Art der Aufmauerung und Bearbeitung der Quaderstücke, dass beide Theile, d. h. Bergfried und Schildmauer gleichzeitig angelegt wurden. — An diesen Anlagen erkennt man die Fortschritte, welche das Vertheidigungswesen mittlerweile errungen.

Wenn es sich darum handelt, die volle Rundsicht in das Hauptthal und in das hier einmündende Seitenthal zu gewinnen und wenn der Bergfried diesem Zwecke nicht vollständig entsprach, so

sehen wir, wenn die obere Burg den nöthigen Raum bietet, einen zweiten leichter gebauten Thurm an den Mantel der Burg angelehnt.

In den meisten Fällen steht der Bergfried in der Mitte der Schildmauer, frei hinter derselben, so dass, wenn diese in Bresche gelegt oder erstiegen war, der Bergfried noch als ein unversehrtes Vertheidigungswerk zur letzten Aufnahme der Belagerten und als letztes Reduit dienen konnte. Ein Beispiel, wie die Schildmauer und der damit verbundene Bergfried den, von der Bergseite geleiteten, Angriff gemeinsam abwehrten und auf der andern Seite doch wieder als für sich abgeschlossene Vertheidigungswerke zu betrachten sind, liefert die Burg Liebenzell, die wahrscheinlich im 12. Jahrhundert von den mächtigen Grafen von Calco durch Baumeister, welche sich beim Klosterbau von Hirsau ausgezeichnet hatten, erbaut wurde. Wir kommen später auf dieselbe zurück.

Bei den älteren Burgen, bei welchen die Schildmauer keine grosse Längenausdehnung hat, ist der Bergfried an ein Ende derselben angebaut, und diente hier hauptsächlich als Warte, die Hauptvertheidigung wurde bei diesen Anlagen von dem Wehrgang der Schildmaner aus geleitet. (Waldeck im Nagoldthal.)

Es gibt übrigens auch Fälle, wo die Schildmauer über den Bergfried angebaut erscheint, wie dies in Hohenbaden auf dem Kastelberg, unweit Waldkirch, im Elzthal und am Durlacher Wartthurm ersichtlich ist. Bei ersterer Burg ist zu bedenken, dass beide Anlagen in eine spätere Zeit fallen, als die mehr nach vorne liegende Schutzmauer, welche ihrer Bauweise nach, als der erste Defensivbau angesehen werden muss. Beim Kastelberg war es ein hervorspringender Fels, den man zur Anlage des Bergfriedes benutzte, so dass hier die Schildmauer um die Hälfte desselben zurücksteht.

Beim Durlacher Thurm ist die aus Kalksteinen hergestellte Schildmauer in der Mitte der Quadratseite stumpf an denselben angebaut.

Auch im Elsass gibt es Burgen, wo der meist runde Bergfried in der Schildmauer bis zur äussersten Flucht derselben hervorragt, wie z. B. beim Landsberg; in diesem Falle sichert aber immer ein Rundgang den Fuss des Thurmes vor einem directen Angriff.

### b. Die Grundform, die Architectur und die innere Einrichtung der Bergfriede.

In Südwestdeutschland findet man bei den Bergfrieden meist die quadratische Grundform.

Obgleich man annehmen muss, dass die runden und schrägen Flächen die Geschosse vortheilhafter ablenken, als die Breitseite einer quadratischen Grundform, wo namentlich die Ecken sehr verwundbar sind, so gehört die vollendetere runde Form doch im allgemeinen nicht der späteren Zeit an.

Bei den ersten Bauanlagen der Bergfriede wählte man die runde Grundform hauptsächlich dann, wenn keine grossen Werkstücke zu Gebot standen, die zur Eckverkleidung der quadratischen Form durchaus erforderlich waren. Man findet daher in der Kalksteinformation, wo nur kleinere Mauersteine gewonnen werden konnten, mehr die runden und in den Sandsteingebirgen meist die quadratischen Bergfriede.

Schon der Umstand, dass die Bergfriede überhaupt eine, in das 12. und 13. Jahrhundert fallende, Vervollständigung der älteren Burganlagen sind, die nur aus Schildmauer und Mantel bestanden, lässt vermuthen, dass die Grundform mehr von der geognostischen Umgebung d. h. vom Material der nahe liegenden Steinbrüche abhängig war, als von der Bauepoche.

Das deutlichste Beispiel hievon gibt die Burg Hohen-Nagold, eine Dynastenburg der mächtigen Grafen von Hohenberg und Rottenburg.

Sie liegt auf einem bedeutenden Kalkfelsvorsprung der Thalwand, die vom Lauf der Nagold so eingeschlossen ist, dass nur auf einer Seite ein schmaler Zusammenhang mit dem Hauptgebirgsstock besteht.

Hier ist die mächtige Schildmauer, welche die Angriffsfront abschliesst, mit grossen Sandstein-Bossenquadern hergestellt, welche Stunden weit hertransportirt werden mussten.

Der Bergfried, welcher etwa in der Mitte frei hinter dieser Schildmauer steht, ist rund und aus Bruchsteinen von Kalksteinen und kleineren Werkstücken von Sandstein hergestellt.

Man sieht hier deutlich, dass dieser Bergfried nicht gleichzeitig mit der Schildmauer aufgeführt sein kann, weil die Aufmauerung beider Vertheidigungswerke eine durchaus verschiedene ist.

Der Bau dieses Bergfriedes scheint überhaupt sehr eilig ausgeführt zu sein, um von seinen Zinnen aus mit den Burgen der rauhen Alp Signale wechseln zu können.

Graf Albert von Hohenberg hat hier zuweilen Hof gehalten, und es dürfte für ihn nicht unwichtig gewesen sein, von hier aus seine Stammburgen Hohen-Rottenburg und Hohenberg auf der Schwabalp im Auge zu haben (s. Graf Albert von Hohenberg v. Ludwig Schmidt).

abdrücke im Schriftbande ausgenommen, findet sich Bildwerk gar nicht, geht also der Mantel der grossen Werke völlig frei und ununterbrochen herab.

Spuren von ornamentaler Behandlung machten sich erst mit dem 12. Jahrhunderte geltend und fortab bis in die Neuzeit profitirt der Guss, abgesehen vom Figürlichen, nur mässig von den Mitteln des jedesmal üblichen Stiles, um der Glocke eigenartige Zierformen zu verleihen. Der Guss hat seine besondern Gesetze, die Glocke abweichend von der Masse der übrigen Kunstwerke eine hangende, den Augen des Volkes entrückte Bestimmung. Daher bezeichnet das Ornament wohl die Hauptzonen, doch nicht in vertikaler, sondern in horizontaler Anlage, daher hat der Glockenguss andern Künsten am wenigsten entlehnt und mitgetheilt — immerhin eine andere und richtigere Sonderung der Künste, wie heutzutage.

S. 158 soll ein Einwand widerlegt werden, der nämlich, „dass die Glocken nicht eigentlich in die Kunstgeschichte hineingehörten, da sie in ihren Formen durch ihren Zweck ziemlich fest bestimmt wenig freien Spielraum zu künstlerischer Ausbildung gestatten, auch durchweg die Arbeiten von Gewerbsmeistern seien. Letzteres ist wohl wahr, aber war nicht auch Peter Vischer ein Rothgiessermeister, Peter Mulich ein Rothschmied? Waren nicht, entsprechend den eigenthümlichen Innungsverhältnissen in Deutschland und in den Niederlanden, unsere berühmtesten Maler Mitglieder des Malerhandwerks"?

Was es mit dem Kerntheile des Einwandes, dass die Glocken wenig freien Spielraum zur künstlerischen Ausbildung gestatten, auf sich hat, davon war vorher des Weiteren die Rede. Die Widerlegung aber sagt theils zu viel, theils zu wenig: denn nicht als Zunftgenosse war der Meister auch Künstler im modernen Wortsinne sondern nur durch seine Leistungen; — es gab ferner auch Kunsthandwerker und Künstler, welche als Freimeister wirkten, und erst in der Neuzeit schlossen sich diese zum Schutze ihrer Arbeiten mehr und mehr der Zunft an. In der Regel gehörten auch die Glockengiesser der Zunft der Schmiede, Schlosser, Eisen- und Gelbgiesser an, und übten ebenso den Gelbguss wie den Geschützguss. Auch Gert de Wou hat der Stadt Osnabrück und andern Herren, namentlich dem Herzog Karl von Geldern Büchsen gegossen, doch erhellt nicht, ob er zu Herzogenbusch oder zu Campen einer Zunft beigetreten ist.

Selbst ein eigenes „Malerhandwerk" kam in alter Zeit in

Deutschland nicht vor. „Die Maler waren nicht bloss je nach dem städtischen Bedürfnisse mit andern ähnlichen Handwerken, mit Glasern, Goldschlägern, Tischlern zu einer Innung vereinigt, sondern ihr eigenes Geschäft erstreckte sich auch weit über das Künstlerische hinaus. Sie waren Schildmacher (Schilderer), sogar Sattler, weil dabei nach ritterlicher Sitte Wappen und andere decorative Malereien vorkamen; die Anfertigung von Statuen und Reliefs in Holz, die stets mit natürlicher Farbe bemalt (gefasst) wurden, gebührte ihnen. Zu Krakau machten sie mit den Bildschnitzern und Glasern, zu Prag ausserdem mit den Goldschlägern und Pergamentmachern eine Gilde aus, und bloss mit den Glasern zu Rostock und Lüneburg[1]).

Der wiederholte Jammer über den Stand der Glockenkunde wird übertönt von der Klage, die Forschung habe sich bisher de Wou's so wenig angenommen, man lege ihm ehrenvolle Prädikate „auch wohl noch einzelne Werke" nämlich im Münsterischen, Niedersächsischen und in der Altmark[2]) bei, „das sei aber Alles was die Kunstgeschichte bis jetzt von ihm wisse (S. 401), seine Lebensverhältnisse seien bisher in Dunkel gehüllt"; doch auf der nächsten Seite überrascht uns die Aeusserung, von Tettau habe bisher die gründlichsten Forschungen über ihn angestellt. Hach anerkennt damit entweder das Erschöpfende derselben oder die Gründlichkeit anderer Forschungen. Es muss Hach mit derlei Auslassungen nicht ernst oder dabei nicht geheuer gewesen sein, sonst enthielten sie solche Widersprüche nicht; er selbst hat doch von de Wou's Glocken nur einige gesehen, den ganzen Katalog der übrigen Vorarbeiten entnommen, denen es zum Theil nicht an Gründlichkeit und Reichhaltigkeit fehlt. Gleichzeitig mit Otte's Glockenkunde erschien vom Pfarrer Schmeddingk zu Burg im Organ für christliche Kunst VIII, 151 ff. die erste mit Fleiss zusammengestellte „chronologische Glockengiesserreihe", 1866 von Mithoff das auch von ihm bei der Biographie Klinge's genannte Büchlein: Mittelalterliche Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens, beide mit einer Lebenskizze de Wou's, — eine gedrängtere noch 1880 unterm 13. September in der Allgem. Zeitung S. 3763. — Alles das ist Hach entgangen. Nicht besser, wie die deutsche, kommt die holländische Fachlitteratur bei ihm fort, doch

1) Schnaase Geschichte der bild. Künste A.[2] IV, 240. V, 533, sowie die Jahrbb. des Vereins v. Alterthumsfreunden im Rheinlande II. LXVIII, 104.

2) Vgl. meine Kunstgeschtl. Beziehungen S. 25, 55, 56.

spricht er discreter S. 410 von den ihm zugänglichen Publicationen". Er mochte ahnen, dass in Holland, wo die Localgeschichte mancherlei Früchte trägt, auch der König der Glockengiesser nicht ganz vernachlässigt sei; — das seit 1873 zu Utrecht erschienene Gildeboek, Tydschrift voor Kerkelyke kunst en oudheidkunde widmet thatsächlich im II. Theile, Afl. III u. IV S. 111—133 de Wou eine ausführliche Abhandlung von H. B. Poppe. Was sie bietet, wie sie sich zu Hach's Darlegungen verhält, braucht hier nicht angegeben zu werden; denn sie ist „zugänglich", wie jede andere Publication auch. Steht es nun um die de Wou-Studien, um die Glockenkunde überhaupt so schlimm, als Hach uns glauben machen will? Nein, es ist in den letzten Decennien ein reiches Material über Meister und Werke, selbst über die Construction angehäuft[1]) und namentlich auch bei der Beschreibung der Kunstdenkmäler nach Landschaften und Kreisen mit grösserer oder geringerer Vollständigkeit das grösste Toninstrument beachtet worden. Damit sind Jedem, der im Speciellen oder Allgemeinen die Glockenkunde betreibt, mancherlei Bausteine angefahren. Er muss sie nur sehen wollen. Und wie sehr sich bereits der neue Glockenguss in den edelsten Werken der Vorzeit herangebildet hat, bekundet jede Glocke und jedes Geläute, welches in den letzten Decennien die Firma Petit & Edelbrock zu Gescher aus ihrer Hütte hervorgehen liess.

Nur einige Bemerkung noch: Hach will das in einer andern holländischen Zeitschrift beigebrachte Todesdatum de Wou's, nämlich das Jahr 1527, einfach streichen, namentlich aus dem fadenscheinigen Grunde, weil seit 1507 keine Werke mehr von ihm nachgewiesen sind. Poppe beweist nicht nur dasselbe Datum, sondern auch die Nachricht, dass de Wou 1519 mit seiner Frau das Testament gemacht habe.

Hach besteht S. 159 auf dem Vorhandensein einer de Wou'schen Glocke zu Münster und S. 404 stellt er es trotz der bestimmten Angabe seiner Quelle in Frage. Gemeint ist hier eine von den Glocken der Lambertikirche, deren Ausstattung wir oben beschrieben. Nicht berücksichtigt hat er die Glocke zu Rinkerode, welche doch die ihm bekannte Schrift Zehe's (S. 9) genannt hatte. Nun denn: die grösste Glocke dort umgeben drei Reifen am Schlage, fünf mit schönem Profile über demselben und oben das aus Reifen, Perlschnüren und Blumenkämmen bestehende Schriftband:

Maria is min naem
Min gheluit si Gade bequeme.

1) Ausser Otte auch Ersch und Gruber's Encyklopädie I. B. 70, 84.

Gerhardus de Wou me fecit anno Domini MCCCCXCV. (1495).

Unter den Schülern de Wou's nennt **Poppe** auch **Wilh. Wegewaart**. Dieser hat einmal die Bahn seines Meisters gen Westen eingeschlagen; von ihm hängt eine Glocke mittlerer Grösse zu **Albachten** aus dem Jahre 1560. Sie führt am Schlage und Mantel noch die altübliche Zier, sowie die Minuskelinschrift: Lavet den herren in al sin werken. Wilhem Wegwart fundebat anno Do(mi)ni M° V° LX (1560) und daran ein etwas steifes Renaisance-Ornament.

Im 16. Jahrhundert bringt die Giesskunst auch mancherlei hübsche Glöckchen für den Profangebrauch hervor und schmückt sie, wie die Mörser, mit allerhand flotten Zierden der Renaissance. Mit dem dreissigjährigen Kriege verschlechterte sich die Giesserei dermaassen, dass der Mantel rauh und porös wurde, mancher Guss verunglückte oder nach kurzem Gebrauche sprang. Die heimischen Meister haben ihre Schule im Stückgusse, der früher ebenso nebensächlich betrieben wurde, wie jetzt der Glockenguss. Häufig genug musste der Gelbgiesser der benachbarten Kleinstadt Aushülfe leisten, um eine im alten Geläute entstandene Lücke auszufüllen. Daher wurden auch immer mehr Ausländer, Franzosen (Lothringer) und Holländer, welche gerade die Herstellung der Glockenspiele schulte, berufen, wenn es galt, eine schöne Glocke und ein dauerhaftes Geläute zu beschaffen. Nun bedecken den **Mantel** lange Bänder von Schrift, die oft zur Hälfte deutsch, zur Hälfte lateinisch und weit entfernt ist von den gehaltvollen Sprüchen der alten Zeit; sie bringt die Namen des Pfarrers, des Kirchenvorstandes, des benachbarten Rittergutsbesitzers oder Abtes oder einer Aebtissin. Das Ornament wird durchgehends dem Zeitstile und nicht selten in ganz missverständlicher Weise entlehnt. Mehrmals zeigen die Glocken naturalistische Abdrücke von Blättern, denen man vielleicht zauberische Kraft gegen Unglück und Unwetter zutraute[1]) zumal von Salvei und Wegerich.

Die Tonfolge des Geläutes bewegt sich häufig in einer Harmonie, statt wie früher in einer Melodie. Der Formensinn entartete soweit, dass in unserm Jahrhunderte unter dem Einflusse der Neugothik gar die architektonischen Formen von Maasswerken und Kirchenfenstern auf den Mantel kamen und die Zierraten, wie leider noch auf den Ausstellungen der letzten Jahre zu sehen war, welche hangen mussten,

---

1) Vgl. **Kratz** in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1865 S. 358.

um die hangende Function des Mantels zu symbolisiren, aufrecht standen und umgekehrt. Das Ornament der Function des Gliedes richtig anzupassen, misslingt ja heute noch zu oft den Künstlern aller Art. Ich urtheile nach Werken der Thürme und Kirchthürme Norddeutschlands, deren ich einige hundert bestiegen habe.

Münster. J. B. Nordhoff.

---

## 9. Die Sekret-Siegel der Stadt Bonn.



Die Bonner Siegel haben durch ihre augenfälligen Beziehungen zur ältesten Geschichte der Stadt wiederholt die Aufmerksamkeit der Forscher erregt. B. Hundeshagen gab seinem bekannten Buche[1])

1) Die Stadt und Universität Bonn am Rhein mit ihren Umgebungen. Bonn 1832.

als Titelvignette eine Abbildung des, S. 186 in einem genauen Holzschnitt wiedergegebenen, ältesten grossen Stadtsiegels bei, das er mit Recht „eine der merkwürdigsten Reliquien der Sphragistik" nannte. In einem besonderen Exkurse suchte er vor allem die Umschrift: SIGILLVM ANTIQVE VERONE NVNC OPIDI BVNNENSIS zu enträthseln und einen symbolischen Zusammenhang zwischen ihr und der Darstellung des heiligen Cassius im Siegelfelde nachzuweisen. Nur beiläufig sei bemerkt, dass weder seine Erklärung der Legende überhaupt noch insbesondere die Auffassung des Ungeheuers zu den Füssen des Stadtpatrons als Sinnbild der vorchristlichen Ansiedlung Verona zu befriedigen vermag. Die Unzulässigkeit gerade dieser letzteren Deutung glaube ich um so mehr hervorheben zu müssen, als selbst W. Harless in der Festschrift, welche 1868 bei Gelegenheit des internationalen Congresses für Alterthumskunde und Geschichte zu Bonn ausgegeben wurde, dieselbe im wesentlichen zu übernehmen geneigt scheint[1]). Ihm folgt ohne Besinnen B. Endrulat[2]). Thatsächlich aber symbolisirt wohl die Bestie, auf welcher S. Cassius steht, nichts weiter als was die Teufelsgestalten zu den Füssen anderer Heiligen bedeuten. Lässt sich doch zum Ueberflusse die Anwendung dieses sehr gewöhnlichen Sinnbildes auch sonst gerade bei sphragistischen Denkmälern nachweisen. So zeigt — um nur eins anzuführen — das Siegel des Abtes Embrico von Deutz die Gestalt eines Prälaten (nicht des heil. Heribert), der seinen Stab einem Ungeheuer in den Rachen bohrt[3]). Von einer unmittelbaren Beziehung jener Darstellung auf den Sieg des Christenthums — noch dazu in örtlicher Beschränkung — wird also abgesehen werden müssen.

In gründlicher Weise wurde das gleiche Siegel zuerst 1842 durch L. Lersch im 1. Hefte der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande besprochen, fast ausschliesslich freilich mit Rücksicht auf den Namen Verona[4]). Etwa um dieselbe Zeit behandelte dann C. P. Lepsius den Gegenstand von vorwiegend sphragistischen

---

1) Abhandlung IV S. 32.

2) Niederrheinische Städtesiegel des 12. bis Jahrh. Düsseldorf (1882) S. 25.

3) Urkunde von 1309 December 15 im Stadt-Archiv zu Köln.

4) S. 1–34. Ueber Bonna-Verona vgl. u. a.: K. Simrock, Das maler. u. romant. Rheinland (1. Aufl.) S. 436 f., Lacomblet, Archiv f. d. Gesch. d. Niederrheins Heft 2 S. 70 ff., Simrock (abweichend von seinen früher geäusserten Ansichten) Bonner Festschrift, Abhandlg. III.

Gesichtspunkten aus[1]). Kurz darauf aber gab wiederum L. Lersch unter Benutzung seines mit dem sächsischen Forscher gepflogenen Briefwechsels im 3. Hefte der Jahrbücher eine genaue, von Abbildungen (Taf. I) begleitete Beschreibung aller ihm bekannt gewordenen Bonner Stadtsiegel[2]). Es sind in chronologischer Ordnung die folgenden:

1. Das mehrerwähnte grosse Siegel (an Urkunden von 1264, 1344 und 1351)[3]).

2. Das älteste Sekret (an einer Urkunde von 1351 zu Achen — Lepsius). Taf. I, Nr. 3.

3. Ein jüngeres Sekret (? an einer Urkunde von 1550 zu Andernach — Lepsius)[4]).

4. Das Sigillum ad iniquos (ad causas) (an einer Urkunde von 1570). Taf. I, Nr. 1.

5. Das Schöffensiegel aus dem Ende des 14. Jahrhunderts (? — Lepsius). Taf. I, Nr. 4.

6. Das Schöffensiegel 15. Jahrhunderts (an Urkunden von 1441 und 1447).

7. Das neue Schöffensiegel von 1690. Taf. I, Nr. 5.

8. Das neue Stadtsiegel von 1690. Taf. I, Nr. 6.

Hierzu kommt noch als neuntes Stück das Sekret (sigillum secretum opidi Bunnensis ad causas) aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, welches ausser auf dem Titelblatte der genannten Bonner Festschrift[5]) auch in dem Werke Endrulats abgebildet[6]) und diesem Aufsatze als Schlussvignette beigefügt ist. Es stellt trotz der abweichenden Legende nur eine spätere, in der Anwendung sicherlich ganz analoge Form des ältesten, einfach als „secretum sigilli Bunnensis" bezeichneten kleinen Stadtsiegels dar und erweckt gleich diesem durch die seltsame Thiergruppe innerhalb des Feldes mit Recht ein besonderes archäologisches Interesse. Beide sphragistische Denkmäler zeigen

1) Sphragistische Aphorismen Heft 2, Halle 1843 (Neue Mittheilgn. a. d. Gebiet histor. antiquar. Forschgn. VII.)

2) S. 17 ff.

3) Abbildungen befinden sich: Hundeshagen a. a. O., Lepsius a. a. O. Taf. III zu S. 26; Quellen z. Gesch d. Stadt Köln Bd. 2 Taf. III Nr. 14; Endrulat a. a. O. Taf. VII Nr. 4. — Das Stadtarchiv von Köln bewahrt ziemlich wohl erhaltene Abdrücke an Urkunden von 1288 Juli 31, 1294 Oktober 13, 1331 August 13 u. s. w.

4) Vielleicht identisch mit Nr. 4 des obigen Verzeichnisses?

5) Nach Abdrücken von 1425 und 1491; vgl. das. S. 32 Anm. 9.

6) Taf. VII Nr. 5 nach Abdrücken von 1397 und 1491.

nämlich — das ältere auf glattem, das andere auf rautenförmig gegittertem Grunde — einen Löwen, der über einem anderen schwer zu bestimmenden Thiere steht. Nun ist schon Lersch darauf verfallen, zur Erklärung des Löwen im Bonner Wappen ein plastisches Bildwerk heranzuziehen, das unter dem Namen Leopard oder Wölfchen die Bedeutung eines uralten Wahrzeichens der Stadt besessen hatte[1]). Dieses Monument, früher in einem Exemplar bei der Dingsäule am Münsterplatze in einem andern hinter der Münsterkirche befindlich, verkörpert eine ganz ähnliche Scene wie jenes Siegelbild: ein Löwe hält zwischen seinen Pranken stehend ein Thier, das Lersch eberartig nennt. Die Uebereinstimmung dieser Darstellung mit derjenigen der Sekrete ist nebenher dem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen, allein erst Harless hat (a. a. O.) mit klaren Worten auf den in's Auge springenden Zusammenhang zwischen dem sog. „Wölfchen“ und dem in Rede stehenden Siegelbilde hingewiesen. Nichtsdestoweniger aber glaubt er, wie in der Wiedergabe des heil. Cassius auf dem grösseren Siegel so auch hier ein Symbol des triumphirenden Christenthums erblicken zu müssen. Der Löwe ist ihm „der Löwe vom Stamme Juda“, der den Drachen des Heidenthums überwältigt. Es ist bereits oben gesagt worden, dass es einer solchen Annahme zur Erklärung der S. Cassius-Figur keineswegs bedarf; hier aber ist vollends an ein christliches Symbol mit geschichtlicher Beziehung nicht zu denken. Hat das „Wölfchen“ als Vorbild für das Sekret gedient — und daran lässt eine Zusammenstellung, wie sie Lersch (Jahrbuch 3, Taf. I, Nr. 2 und 3) fast unabsichtlich gegeben hat, nicht einen Augenblick lang zweifeln — so weisen vielmehr Siegel und Wappen des christlichen Bonn auf ein heidnisches Kultusobjekt zurück, denn jene Gruppe ist nichts anderes als ein dem Mithras-Cyklus angehöriges Monument. In Zeiten, da man seine ursprüngliche religiöse Bedeutung nicht mehr erkannte, ist auch dieses Denkmal vermöge der geheimnissvoll überlieferten Pietät, die so manchen unverstandenen Rest des Heidenthums in Ansehen bewahrt hat, Gegenstand volksthümlicher Verehrung ge-



1) Bonner Jahrbb. I S. 30; das. III S. 22 ff.

blieben und schliesslich zum Wahrzeichen der Stadt geworden. Wiederum ist es Lersch, der auch diesen Gedanken, wenngleich zaghaft, zum ersten Male angedeutet hat[1]). Es erscheint ihm „gewaltig verführerisch" mit dem Wölfchen zwei römische Ueberreste im Bonner Museum zu vergleichen, beide einen Löwen darstellend, der einen Eber bewältigt, allein er verzichtet auf den Versuch. Die beiden Antiken aber, die er im Auge gehabt hat, sind das Grabmal des Cominius, welches im Fronton die bezeichnete Gruppe enthält[2]) und ein später von W. Brambach näher beschriebenes Mithrasbild[3]). Unschwer liesse sich zu diesen eine ganze Reihe genau entsprechender Monumente hinzufügen[4]). Bei allen ist das unterliegende Thier auf den ersten Blick als Eber kenntlich, könnte aber trotzdem noch ein Zweifel bestehen, so beseitigte diesen ein am Gipfel des Donon aufgefundenes, jetzt in Epinal befindliches Bildwerk, welches die Gruppe aufgelöst, Löwe und Eber auf einander zuschreitend zeigt[5]). Eine blosse Nebeneinanderstellung ergibt, dass in den Kreis dieser Mithras-Symbole auch das Bonner Wahrzeichen hineingehört. Freilich ist dasselbe ungleich roher ausgeführt und lässt die Eigenart der beiden Thiere weit unvollkommener hervortreten als die Mehrzahl der verwandten Kultusbilder, allein es hat vielleicht gerade dadurch sein volksthümliches Ansehen gewonnen, wie denn nach Schellings feinsinniger Bemerkung eben die hässlichsten Götterstatuen beim gemeinen Manne in der höchsten Verehrung zu stehen pflegten[6]). Wann die Stadt Bonn zuerst das

1) Bonner Jahrbb. I S. 81.

2) Lersch a. a. O., Katalog des k. Museums vaterländ. Alterthümer zu Bonn Nr. 71.

3) Bonner Jahrbb. Bd. 39/40 S. 146. ff. u. Taf. I.

4) Brambach a. a. O. Dort ist auch das im Museum zu Köln befindliche Mithrasbild wiedergegeben. Vgl. jedoch H. Düntzer, Verzeichn. d. röm. Alterthümer des Museums Wallraf-Richartz in Cöln (2. Afl. Köln 1873) S. 57 Nr. 85 (auch Nr. 111). S. die auf Mithras bezüglichen Stellen in: Timoth. Fabri. De Mithrae dei Solis invicti apud Romanos cultu (Göttinger Dissertation) Elberfeld 1883.

5) Abgebildet bei Jollois, Mémoire sur les antiquités du Donon, Epinal 1829; vgl. Martin, Réligion des Gaulois livre 2 p. 240. E. Bergé in Annales de la société d'émulation des Vosges I (1833) p. 140. Die merkwürdige Inschrift BELLICCVS-SVRBVR war, als ich im Mai 1880 zu Epinal den Relief sah, schon nahezu verschwunden. Man hat den Stein im Hofe des Museums an einer sehr ausgesetzten Stelle angebracht.

6) Philosophie der Mythologie, Werke Bd. 2, Thl. 2 S. 657. Aehnliches ist von unsern Gnadenbildern zu sagen.

„Wölfchen" in ihr Sekret aufgenommen hat, lässt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Am natürlichsten ist die Annahme, dass es gleich damals geschah, als unter Erzbischof Konrad nach der Bewidmung des Ortes mit städtischen Freiheiten das ältere grosse Siegel angefertigt wurde. Dem Gebrauche der Zeit entsprechend hat das Sekret zugleich als Rücksiegel gedient; in dieser Verwendung weisen es die zu Köln befindlichen Urkunden von 1288 und 1294 auf[1]). Der ältere Stempel scheint bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts durch einen neuen ersetzt worden zu sein. Auf diesen hat das Siegelbild keine wesentliche Abänderung erfahren. Erst nachdem der ursprüngliche Zusammenhang vollständig vergessen war, suchte man der Thiergruppe einen mehr heraldischen Charakter zu geben. So ist bereits auf dem oben verzeichneten Sigillum ad iniquos (Jahrbuch 3, Taf. I, Nr. 1) aus dem Eber ein kleinerer stilisirter Löwe geworden. Noch weiter von dem Urbilde entfernen sich die späteren Siegel, welche dieses zweite Thier gänzlich fortlassen. So führt heute die Stadt Bonn statt eines Mithrasbildes einen gekrönten Löwen und ein Kreuz im Wappen und Siegel[2]).

Köln. D. L. Korth.





1) Endrulat behauptet sicherlich mit Unrecht, das von ihm abgebildete spätere Sekret erscheine bereits 1280 als Rücksiegel.

2) Die drei Holzschnitte sind der oben erw. Festschrift entnommen. D. R.

## 10. Lengsdorfer Münzfund.

In Lengsdorf, einem kleinen Dorfe, etwa eine Stunde westlich von Bonn gelegen, wurde vor kurzem ein 8,5 cm hohes, einhenkeliges, braunes Steingut-Krügelchen von 7 cm Durchmesser gefunden, in welchem 170 Münzen aus dem Ende des XV. Jahrh. befindlich waren. Diese Münzen, beim Finden dick mit Oxyd überzogen, haben mir in ihrer Gesammtheit vorgelegen; da aber während des Putzens schon einzelne Exemplare verkauft wurden, so kann ich nur von den interessanteren die genaue Zahl der Exemplare angeben, während ich von den am zahlreichsten vorhandenen diese nur annäherend mittheilen kann.

Indem ich mich darauf beschränke, die wichtigeren Stücke und solche, welche Verschiedenheiten von den bis jetzt publicirten Exemplaren aufweisen, genau zu beschreiben, werde ich die gewöhnlicheren Münzen nur kurz bezeichnen, und auf die bezügliche Litteratur verweisen, soweit mir dieselbe vorliegt.

Ich beginne mit denjenigen, deren Prägeorte der Fundstelle geographisch am nächsten liegen.

### A. Kur Köln.

#### a. Dietrich II (od. Theoderich II) Gr. von Mörs. 1414—1463.

Der langen Regierungsdauer entsprechend, waren die Münzen dieses Kurfürsten zahlreich vertreten. Alle sind sog. Weissgroschen (Raderalbus).

1. Cappe 1076. 2 od. 3 Ex.
2. Cappe 1081. m. S.[1]).
3. Eine Variante der Nr. 1081, hat im Av. ❀ THEODIC' — ARCEPI' ❀ CO. m. S.
4. Eine Variante der Nr. 1082 hat eine andere Abtheilung der Buchstaben ❀ THEODI ∘ A — RCEPI' ❀ CO'. m. S. Diese 4 Nr. sind als

1) Von den mit m. S. bezeichneten Münzen habe ich ein Exemplar für meine Sammlung erworben.

MONE — NOVA — RILE(nsis) bezeichnet, also in Riel geschlagen.

5. Eine Variante der Nr. 1105 hat das Datum M' — CCCC ❀ XLVI ❀. m. S. Diese 5 Nr. haben den Dreipass; mit dem Vierpass ist
6. Cappe 1093 in Königsdorf geschlagen (2 Ex.) und
7. Cappe 1094 in Riel gemünzt zu verzeichnen.

Mehrere Münzen Dietrichs waren so abgenutzt, dass eine genaue Feststellung der Cappe'schen Nr. nicht möglich war.

b. Ruprecht v. d. Pfalz 1463—1480.

8. Cappe 1154 Raderalbus mit dem Dreipass in Bonn geprägt. (3 St.) Ein Exemplar hat im Av. ROPERTV — SARCPICO m. S. Würst 55 a nach v. Merle.

c. Hermann IV von Hessen, Kurfürst von 1480—1505.

Schon 1473 zum Verwalter des Erzstiftes gewählt, und 1475 von Kaiser Friedrich III. als solcher bestätigt, schlug Hermann in Bonn Münzen, von welchen der Raderalbus

9. Cappe 1169 in 3 Ex. vorhanden war; der Av. hat die Umschrift: HMA' GVB' R' — ECCLE' CO' (gubernator ecclesiae Coloniensis). m. S. Würst 58 b.

Als Kurfürst schlug er in Deutz den Turnosgroschen.

10. Cappe 1177, welcher die Jahreszahl ❀ M ∘ CCCC ∘ LXXXII ❀ trägt. (4 Ex.) m. S.

Bei den Münzen der besprochenen Epoche wechselt das eckige M mit dem runden M in derselben Legende vielfach ab, doch ist es mir aufgefallen, dass gerade für die Jahreszahl das runde M immer angewendet wird.

B. Stadt Köln.

11. Cappe 1247. Av. + IASPAR — MELHIO' — BALTHAS'. Das stadtkölnische Wappen umgeben von einer aus verschiedenen Bogen zusammengestellten Verzierung, deren Grundform ein Dreieck bildet, dessen 3 Ecken in gothischem Blätterwerk enden, welches zwischen die Schrift hineinragt.

R. Ein gothisch stilisirtes Kreuz; äussere Umschrift + GROS — SVSCIV — ITATS — COLONI. Innere Umschrift AG'P — PIA — OLI — DCC. Gewicht 3,45 gr. Das kölner Wappen auf dem Av.

hat die in dieser Zeit sonst häufig fehlenden Flämmchen. (Hermelin (?)).

12. Cappe 1248 dieselbe Münze mit COLON.

13. Eine bei Cappe nicht erwähnte Variante hat denselben Av., jedoch fehlen die Flämmchen im Wappen, dagegen lautet die innere Umschrift des Rv.

AGR' — PIA — OLĪ — DEA. also mit Cappe 1250 am meisten übereinstimmend. Cappe sagt bei Nr. 1247 mit übel angebrachter Sicherheit: „Die innere Umschrift muss Agrippina olim Duce gelesen werden.“ Ich möchte eine andere Lesung vorschlagen: Agrippina olim dictae oder dicta, je nach den vorliegenden Varietäten. Dictus für genannt ist in dem Lateinischen der besprochenen Epoche die gebräuchlichste Bezeichnung; mit dem Nom. und Gen. nahm man es damals nicht sehr genau, auch lassen sich zur Noth beide rechtfertigen. Die Uebersetzung: früher Agrippina genannt, gibt aber der von Cappe so verworren erklärten Legende, als Ergänzung der äusseren Umschrift, eine so naheliegende Deutung, dass kaum ein Zweifel an der Richtigkeit der Lesart möglich ist. Nr. 13 wiegt 3,39 gr. m. S.

Harzheim gibt auf Seite 259 die Legende dieser Münze: AGRIPIA OLI DEA und verzichtet auf eine Erklärung. Wenn Cappe angibt, Harzheim lese Agrippia oli Dea, so erweckt das, in dieser Weise gedruckt, den Eindruck, als habe Harzheim an eine Göttin, Dea, gedacht; was indessen aus dem Text nicht gefolgert werden kann.

14. Cappe 1252. Diese interessante Münze, offenbar 1/2 der beiden vorhergehenden Nr., wiegt 1,8 gr. Dieselbe hat auf dem R. die äussere Umschrift. GROS — SICV — L · CIVITAT und als innere: COL — ONI — ENS — IS ⁚. Die Verkleinerungsform grossiculus für halber Groschen ist recht bezeichnend für die Zeit. m. S.

15. Cappe 1257, Raderalbus, wenigstens 12 Ex. m. S. Gew. 1,87 und 1,8 gr.

16. Cappe 1262, halber Raderalbus, wenigstens 8 Ex. m. S. Gew. 1,2.

Wie wir später sehen werden, wurde der Lengsdorfer Fund kurz vor 1500 vergraben, es verdient nun hervorgehoben zu werden, dass trotzdem 1493 eine Einigung zwischen dem Kurfürsten Hermann von Köln, dem Herzog von Jülich und Berg und der Stadt Köln in Bezug auf das Münzwesen zu Stande kam, die Wappen der zur Convention ge-

hörenden Fürsten auf den stadtkölnischen Stücken unseres Fundes fehlen. Die unter 15 gebrachte Münze gehört ohne Zweifel zu den ältesten stadtkölnischen Münzen, denn in dem 1479 vergrabener Isenberger Funde (Grote's Münzstudien, Beilage-Heft zu Nr. XIII. 1866) kommen 2 Ex. vor, während die Stadt doch erst 1474 das Münzrecht erhalten hatte. Aus dem häufigen Vorkommen in unserem Funde kann man annehmen, dass mit dem Ausmünzen dieses allerdings sehr geschmackvoll geschnittenen Stempels lange Zeit fortgefahren wurde.

## C. Stadt Neuss.

17. Merle S. 578, Nr. 1. (Beschreibung der kölnischen Münzsammlung des Domherrn u. s. w. von Merle; Kölln 1792.) Av. ∘m — e'∘ — ∘ nova ∘ — ∘ nvssi'. Dreipass, in der Mitte der Doppeladler, rechts das neusser, links das kurkölnische, unten das kurtrierer Wappen, oben zwischen m und e eine Krone.

Rv. s' qvirin' — ptectnr. S. Quirinus protector noster. Der Heilige, mit Mantel und Hut bekleidet, in halber Figur unter einem spätgothischen Baldachin, in seiner linken Hand einen Stab mit kleiner Fahne haltend; vor ihm das neusser Wappen (neun Kugeln), auf welchem seine rechte Hand ruht. m. S.

18. Merle 2. Av. m — e' — nova ∘ nvssiens'. Dieselben Wappen mit der Krone, aber an die Stelle des Dreipasses sind einige einfache Bogenverzierungen getreten.

Rv. ∘ s'qvirin' — ptect'n' ∘ St. Quirin mit Mantel und Hut, in halber Figur, in der Linken einen Stab mit Fähnchen, in der Rechten ein Schwert haltend; vor ihm das neusser Wappen. Der Baldachin fehlt, das Wappen viel grösser als bei der Nr. 16. 3 Ex. m. S.

19. Merle 5 a. Av. mone ∘ nova ∘ civ — it'nvssiensis. In zwei schräg liegenden mit den oberen Ecken zusammenstossenden Wappenschilden, rechts der Doppeladler, links das neusser Wappen, über beiden eine grosse Krone; das Ganze von kleinen Bogenverzierungen eingefasst; unten zwischen der Schrift das kölnische Stiftswappen Rv. + sit ∘ nomen ∘ dni' ∘ benedict' ∘ 1492.

Ein Kreuz, in den vier Ecken blumenartige Gebilde. Gew. 2,9 Gr. 4 Ex. m. S. Merle, der diese Münze nach einem unvollständigen Exemplar ohne Jahreszahl beschreibt, nennt dieselbe Turnosgroschen.

Als Anerkennung der Tapferkeit, welche die Neusser Bürger bei der Belagerung durch Carl d. Kühnen v. Burgund bewiesen hatten, verlieh 1475 Kaiser Friedrich III der Stadt Neuss das Münzrecht und ausserdem die Befugniss im Wappen den Doppeladler und über dem Wappen die Kaiserkrone zu führen. (Vergl. Löhrer, Geschichte der Stadt Neuss. Seite 182.) Dieses Münzrecht wurde erst 1494 durch Kurfürst Hermann v. Köln bestätigt. Dass die Stadt Neuss schon vor dieser Bestätigung ihr Recht (auch in Bezug auf das neu erlangte Wappen) ausübte, ist durch den Isenberger Münzfund (s. bei Nr. 16) schon dargethan, wird aber durch unsere datirte Nr. 19 noch besonders bewiesen. Wahrscheinlich wurde erst in Folge der Bestätigung auf den neusser Münzen die Umschrift: s. ecclesiae Colon. fidelis filia, üblich, welche auf den Stücken unseres Fundes fehlt.

### D. Kur Trier.

a. Otto von Ziegenheim. 1418—1430.

20. Bohl. 12. Raderalbus mit dem Vierpass für Trier. 2 Ex. m. S.

b. Raban von Helmstädt. 1430—1439.

21. Bohl. 6. Die Münze hat den Rv. A'ON' · MCC — CCXXXVIII während Bohl ANN' liest. Raderalbus. m. S.

c. Jacob von Sirk. 1439—1456.

22. Bohl. 6. Das bei Nr. 10 in Bezug auf das M gesagte trifft auch bei dieser Münze zu. Raderalbus. m. S.

23. Bohl. 11. Raderalbus für Coblenz. m. S.

d. Johann von Baden. 1456—1464.

24. Bohl. 10. Raderalbus für Coblenz. m. S.

25. Bohl. 11. Raderschilling.

### E. Jülich und Berg.

Nach der Zusammenstellung in der Numismatischen Zeitung herausgegeben von J. Leitzmann. 1855. S. 20 ff.

a. Adolf. 1423—1437.

26. N. Z. 101. S. 62 Raderalbus für Mülheim.

b. Gerhard. 1437—1475.

27. N. Z. 106. S. 62. Raderalbus für Mülheim. m. S.

c. Wilhelm IV. 1475—1511.

28. N. Z. 113. S. 63. Groschen für Mülheim. Auch hier hat die Jahreszahl m, während sonst M gebraucht wurde. Jahreszahl 1482.

29. N. Z. 117, S. 71. Der Av. dieser für Mülheim geschlagenen Münze zeigt eine recht interessante Darstellung, den sitzenden Löwen mit umhängender Wappenfahne. Leider war das Exemplar nicht gut erhalten. Jahreszahl 1489.

30. Fehlt in d. N. Z. Av. WILH. DVX. IVLIAE. Der h. Petrus hält ein Wappenschild, Jülich und Berg geviert, mit dem Ravensberger Mittelschilde.

Rv. MONETA × NOVA × RENENSIS. Drei Wappen in ein Dreieck gestellt; oben Trier und Baden geviert (Joh. v. Baden), unten rechts Köln und Hessen geviert (Herm. IV von Hessen), unten links Jülich und Berg geviert.

31. Dieselbe Münze, $^1/_2$ der vorigen.

32. Fehlt N. Z., dieselbe Grösse, Av. WILHL ∘ DV — X ∘ IVLIE — T ∘ MONT' Die Wappen von Jülich und Berg geviert, mit dem Ravensberger Mittelschild, zu beiden Seiten und unten dieselben Wappen (nach Anordnung des Dreipasses, aber ohne die gothische Einfassung). Rv. MONETA NOVA MVLHEM. Kniebild eines Bischofs (h. Hubertus) in der R. den Bischofsstab, in der L. einen Hirsch haltend.

## F. Cleve.

a. Johann I. 1448—1481.

33. N. Z. 168. S. 68. Groschen vom Jahre 1475.

b. Johann II. 1481—1521.

34. N. Z. 173. S. 86. Kreuz-Groschen für Wesel von 1490.

35. Fehlt in d. N. Z. Av. IOH. DVX. CLIVENS ... C. D. (?) MAR Wappen von Cleve.

Rv. MO'. NO'. — CLIVN — MEC — CCXC. ein Kreuz in der Mitte durch das Wappen von der Mark gedeckt.

### G. Mainz.

a. Dietrich von Erbach. 1434—1459.

36. Raderalbus für Bingen. 2 Ex.

b. Dietrich von Isenburg. 1459— 1461.

37. Raderalbus für Mainz. m. S.

c. Adolf II von Nassau. 1461—1475.

38. Raderalbus für Mainz. 7 Ex. m. S.

d. Berthold Gr. z. Henneberg. 1484—1504.

39 u. 40. Zwei kleine Münzen von 1493, m. S. und 1496.
Da das Cappe'sche Werk über die Mainzer Münzen mir nicht vorlag, kann ich die bezüglichen Nr. nicht mittheilen.

### H. Kur Pfalz.

a. Ludwig IV. 1436—1449.

41. Raderalbus.

b. Friedrich I. 1449—1476.

42 u. 43. Raderalbus für Bacharach m. S. und Heidelberg m. S.

c. Philippus. 1476—1508.

44. Halber Raderalbus mit dem h. Petrus v. J. 1495.

### I. Sonstige Münzen.

45. Eine stark abgenutzte Münze von Hamburg.
46. Tiroler-Groschen von Sigismund 1439—1490, 24 Ex. m. S.
47. Ein ähnlicher Groschen mit dem Doppeladler von Friedrich III (V) v. J. 1471.
48. Aehnlicher Groschen von Leonhard von Görz 1462—1500, MON — ETA — NOV — LVE also in Lienz im Pusterthal geschlagen. 2 Ex. m. S.
49 u. 50. Zwei grosse Groschen (grote) von Deventer v. d. J. 1469 und 1472.
51. Ein kleiner Groschen (halb Stüver ?) von Deventer v. J. 1473.
52. Ein französischer Turnos-Groschen von Philipp.
53. Eine stark abgenutzte englische Münze mit CIV. LOND. (?)
54. Grosso Bolognese (oder bianco) von Bologna in Italien.

Av. BONONIA MATER STVDIORVM, stehender Löwe eine Fahne haltend, zu seinen Füssen das Wappen der Familie Bentivoglio. 2 Ex.

55. Mezzo grosso Bolognese. Av. BONONIA DOCET. ebenfalls ein stehender Löwe, jedoch fehlt das Wappen. 3 Ex.

Der Rv. zeigt bei beiden den h. Petronius sitzend, eine Kirche in der Hand haltend.

56. Grosso da soldi 5. des Galeazzo Maria Sforza von Mailand 1465 bis 1476 Av. Brustbild Rv. der h. Ambrosius kämpfend. 2 E.

57 u. 58. Zwei Münzen, nämlich je ein Exemplar von Nr. 24 und 38 waren mit einem später eingedrückten Stempel versehen, einen Löwen in einer schildförmigen Umrahmung darstellend.

Fast zu allen Zeiten hat man sich zuweilen dieses Mittels bedient, um Münzen, welche ausser Cours waren, wieder als umlauffähig zu bezeichnen. Am häufigsten begegnen wir solchen sog. Contermarken bei den Kupferstücken der frühesten römischen Kaiserzeit.

Ich finde in dem Münzwerke des Münzwardein Leonhard Willibald Hoffmann v. J. 1680 auf S. 41 wo er von den böhmischen Groschen, etwa von d. J. 1400, spricht: „Dahero ist es kommen, dass die Groschen und Knacken mit dreyen Buchstaben G. E. H. gestempelt und gezeichnet worden, wie dann dergleichen noch gefunden werden, welches vornemlich darum geschehen ist, dass man das alte Geld im esse behalten und nicht ummünzen wollte“.

Auch in neuerer Zeit kommen dergleichen Nachstempelungen vor; ich besitze einen französichen Kronenthaler von 1785, auf welchem auf die Kopfseite das Berner Wappen und auf die Wappenseite ein Schild, in welchem 40 BZ (40 Batzen) steht, später eingeprägt wurden. Die spanischen Kupferstücke waren bis vor kurzem zum grossen Theile so durch Contermarken verunstaltet, dass es schwierig war, die ursprüngliche Präge zu erkennen. Es liessen sich ohne Zweifel noch unzählige Beispiele anführen, ich habe eben nur einige Notizen geben wollen, welche mir zufällig bekannt geworden. Der Löwe ist aber eine in Wappen so häufige Darstellung, dass ich leider darauf verzichten muss, Vermuthungen über Herkunft und Zweck dieser Nachstempelung auszusprechen.

Die bunte Menge verschiedener Münzsorten, welche sich in dem verhältnissmässig kleinen Schatze von 170 Stücken vorfinden, würde unser Befremden hervorrufen, wenn nicht die Erfahrung dafür spräche, dass die einfacher zusammengesetzten Funde aus jener Epoche zu den

Seltenheiten gehören. Gerade für die Rheingegenden, wo eine der bedeutendsten Handelsstrassen jener Zeit vorbeiführte, kann uns dies Gemisch wenig überraschen. Herr A. Hess in Frankfurt a. M. (dem ich auch die Sorten-Bezeichnung der Nr. 54—56 verdanke) theilt mir brieflich mit, dass mehrfach rheinische Funde jener Periode, neben den verschiedenen Albus-Arten, italienische Münzen und zwar namentlich Mailänder grossi beigemischt enthielten.

Von dem schon früher erwähnten Isenberger Funde unterscheidet sich der heute besprochene hauptsächlich durch das gänzliche Fehlen der Hohl- und Schüsselpfennige, welcher beinahe $^5/_6$ der Stückzahl jenes, dem Jahre 1479 zugeschriebenen Schatzes ausmachen. Ob für diese Verschiedenheit die allerdings nur kurze Zeitdifferenz, die verschiedene geographische Lage, oder endlich nur eine Bevorzugung der einzelnen Geldsorten von Seiten des ehemaligen Besitzers massgebend waren, mögen spätere Untersuchungen und weitere Münzfunde aufklären.

Der Lengsdorfer Münzfund wurde etwa 1498 vergraben. Die Gründe für diese Annahme sind so augenfällig, dass es überflüssig wäre, dieselben aufzuzählen.

Bonn. F. van Vleuten.

## II. Litteratur.

1. Dr. Victor Gross. Les Protohelvètes ou les premiers colons sur les bords des lacs de Bienne et Neuchatel, avec préface de M. le Professor R. Virchow. Berlin 1883.

Das mit 33 Tafeln in Lichtdruck von Baeckmann in Carlsruhe ausgestattete Werk stellt die seit 12 Jahren im Bieler und Neuchateler See gemachten Pfahlbaufunde zusammen. Der Verfasser kommt auf Grund des seiner Forschung unterliegenden ausgedehnten Materiales zu ganz neuen Ansichten über die Eintheilung der Pfahlbauten und über die Technik der darin gefundenen Geräthe. Sind doch aus beiden Seen nicht weniger als 19,600 Bronzegeräthe gewonnen worden. Die ersten Funde machte Keller bei Meilen am Züricher See. Desor hielt die Pfahlbauten noch für Magazine. Schon die Menge gebrauchter Geräthe spricht dagegen. Gross theilt die Steinzeit in 3 Perioden. In der ersten, wohin die Funde von Chavannes gehören, sind die Steinbeile klein und aus einheimischem Material gefertigt, die Arbeit ist roh. Der zweiten gehören die durchbohrten Steinbeile an und viele Nephrite. Die Stationen Locras und Latrigen gehören hierher. Die dritte ist die Kupferzeit, die Nephrite sind sehr selten geworden. Die Funde von Finelz am Bieler See sind aus dieser Zeit. Da die ältesten Kupfergeräthe nur geschlagen sind, das Metall also ganz wie der Stein behandelt wurde, so kann man sie der Steinzeit zuzählen. Sobald das Metall aber gegossen wird, soll man die so gefertigten Werkzeuge einer neuen Periode zuschreiben, in der dann bald die Bronze auftritt. Nicht nur am obern See in Nord-Amerika, nicht nur in Ungarn, bei Peschiera am Gardasee, am Mondsee sind zahlreiche Geräthe aus Kupfer gefunden, sondern es ist auch in Deutschland mancher Fund dieser Art gemacht, der durch Form oder Fundort sein hohes Alter verräth. Einige Kupferbeile von Greng, sagt Gross, sind gegossen wie nach der Form von Steinbeilen. Auch Kupferdolche sind nach dem Muster der Silexdolche gemacht. Ein grosses Doppelbeil scheint ein Barren zu sein. Bei Larnaud fand man solche von der Form eines Schiffes. In der Ost-

schweiz sind die Nephrite häufiger, in der Westschweiz die Jadeite. Dass man die Nephritbeile kaum mehr in der Kupferzeit findet, spricht für ihre Einfuhr von auswärts. Es giebt auch rohe Stücke von Nephrit, auch Perlen, Messer und Pfeilspitzen. Die Menge der von Gross zusammengebrachten Schätze dieser Art ist bewundernswerth. In Bezug auf die Herstellung der durchbohrten Steinbeile, weist er auf die Wilden von Neuguinea, die mit dem Bambusrohr den Stein durchbohren. Im ethnologischen Museum zu Rom sieht man ein solches Werkzeug. Auf den bohrenden Cylinder drücken sie mit einem Stein. Graf Wurmbrandt hat bekanntlich dieses Verfahren nachgeahmt. Die in manchen Steinbeilen stecken gebliebenen Kerne verriethen, dass das Bohrwerkzeug hohl war, ein Rohr oder ein Knochen. Dass feinere Steingeräthe nicht geschlagen, sondern durch Druck, der kleine Theile des Steines absprengt, hergestellt sind, beweisen nicht nur die Feuerländer, welche ihre Pfeilspitzen durch Druck mit einem Knochen verfertigen, sondern, wie der Berichterstatter mitgetheilt hat, auch die Wilden Brasiliens. Wenn man in den Pfahlbauten mehrere Böden übereinander findet, so entspricht das dem Wachsthum des Torfes. Für die Beurtheilung der Grösse der Hütten ist die Beobachtung von Frank wichtig, der bei Schussenriel eine solche aus der Steinzeit 10 m lang und 7 m breit fand.

Die Pfahlbauten der Bronzezeit sind ausgedehnter, weiter vom Ufer entfernt und seltener als die der Steinzeit. Der Zusatz von Zinn macht das Kupfer nicht nur härter, sondern auch leichter schmelzbar. Gross versichert, dass alle Pfahlbauten der Bronzezeit denselben Grad der Cultur anzeigten, gehämmerte und gegossene Sachen fänden sich gleichzeitig. Dagegen hält Mortillet den zeitlichen Unterschied der gehämmerten und gegossenen Geräthe aufrecht. Die Gegenstände sind Waffen und Werkzeuge, Schmucksachen, Pferdegeschirr und Wagentheile. Fast von allen Geräthen sind die Gussformen vorhanden und auf den Tafeln 27—30 abgebildet, sie sind aus Molasse, aus Thon und aus Bronze. Auch Gross hält die flachen Beile nicht für die jüngste Form und für Votivbeile, wie Mortillet glaubt, sondern für die ältesten der Form und dem Metalle nach, wofür auch der Berichterstatter sich ausgesprochen hat. Diese Form ahmt gleichsam das Steinbeil nach und kommt in der letzten Periode der Steinzeit vor. Die sogenannten Rasirmesser der Bronzezeit liegen in italischen Gräbern auch bei den Weibern, man muss sie desshalb für Werkzeuge zum Schneiden halten. Bisher glaubte man, dass die nur gewöhnlichen Geräthe im Lande selbst gefertigt seien, die andern hielt man für eingeführt, auch wohl für etruskisch. In Etrurien fehlen aber viele der Bronzegeräthe, die in den Pfahlbauten die gewöhnlichsten sind. Mortillet sagt, die Bronze-

waffen kommen aus Indien wegen der kleinen Handgriffe. Darauf haben schon die skandinavischen Forscher aufmerksam gemacht. Wenn man auch kürzlich nachgewiesen hat, dass die langen Nadeln mit radförmigen Köpfchen, die so häufig in germanischen Gräbern sind, Brustnadeln waren, welche die Weiber vorgesteckt hatten, so sind doch andere sicherlich ein Kopfschmuck gewesen. Gross führt an, dass man in Hallstatt Skelette fand, welche auf dem Haupte 15 im Halbkreis gesteckte Nadeln hatten, Die Calabrischen Frauen tragen noch heute 40 cm lange Nadeln im Haar. In germanischen Gräbern bei Hagenau im Elsass fand man einen Todten, bei dessen Schädel viele Haften und Nadeln lagen, mit denen das Haupthaar jedenfalls verziert war, Jahrb. LIII S. 316. Aus der Nadel entstand die Fibel. Torques sind sehr selten, Gross fand nur einen und Desor einen. Eine Bronzeschale und eine Fibel sind ganz gleich den skandinavischen Funden. Warum fehlen solche Dinge in Italien, wenn sie hier gefertigt wurden? Für die Herstellung der Bronze in der Schweiz spricht ein Zinnbarren von 1800 gr Gewicht. Merkwürdig ist der Fund eines Schwertes von Eisen in Moerigen, welches in Form und Ornament mit denen aus der Bronzezeit übereinstimmt. Die Ornamente der Bronzen sind, wie Tischler annimmt, mit dem Meissel eingeschlagen, nach Gross sind die meisten gegossen, einige auch ciselirt. An einem Orte lagen 1200 Ringe zusammen, waren sie ein Halsband oder Geld? Wagen und Pferde waren von kleiner Statur. Die Stange ist 9 cm lang, statt 11—15, wie bei unsern Pferden. Mehr wie alles Andere lassen die Werke der Töpferei den allmähligen Fortschritt erkennen. Drei vereinigte Vasen, mit einem Thoncylinder dazwischen, sind auch in Troja und in der Lausitz gefunden. Sind es Blumenvasen oder Lampen? Es giebt auch Saugfläschchen für Kinder und Nadelköcher aus Thon wie aus Bronze. Pflanzen und Thierformen fehlen als Ornamente, wohl aber giebt es eingelegte Zierathen von weissem Thon. Die durchbohrten Gefässe haben wohl zur Käsebereitung gedient, wozu sie noch in Baden und im Elsass gebräuchlich sind; auch wohl zum Auslassen des Honigs, der in der alten Welt den Zucker vertrat. In Auvernier wurde auch ein kurzgestielter Thonlöffel gefunden, wie sie aus deutschen Höhlen und slavischen Gräbern bekannt sind. Eine Schale von Moerigen war roth und schwarz gemalt. Jagor beschrieb es, wie man in Indien die Gefässe durch Feuer und Mist im geschlossenen Raume schwarz brennt. Zuweilen sind auch Thongefässe mit Zinnstreifen verziert, die durch Birkenharz befestigt sind. Keller und Forel schlossen aus den Fingereindrücken, dass Frauen die Töpfe gemacht haben. So geschieht es bei den Fidschi-Insulanern, welche von den Südseevölkern allein die Töpferei kennen.

Die wenigen in den Pfahlbauten gefundenen menschlichen Schädel

gehören der dolichocephalen Rasse an und Virchow hat ihre gut entwickelte Bildung hervorgehoben. Es sind drei Trinkschalen aus Menschenschädeln gefunden, einer ist sagittal durchschnitten, einer zeigt die Trepanation. Man muss schliessen, dass die Pfahlbauern ihre Todten auf dem Lande begruben. Im Jahre 1876 wurde eine Grabstätte gegenüber dem Pfahlbau von Auvernier gefunden, welche ganz dieselben Geräthe lieferte, wie dieser. Wenn von Sacken die Funde von Hallstatt 500 Jahre v. Chr. setzt, so glaubt Gross, dass diese Pfahlbauten schon um 1000 bis 800 Jahre vor unserer Zeitrechnung verlassen waren. Sie enthalten nicht eine Spur der römischen Besiedelung des Landes.

Schaaffhausen.

2. Die antiken Terracotten im Auftrag des archäologischen Instituts des deutschen Reiches herausgegeben von Reinhard Kekulé. Bd. I. Die Terracotten von Pompeji bearbeitet von Hermann von Rhoden. Stuttgart, W. Spemann 1880. fol.

Der erste Band des durch das archäologische Institut herausgegebenen Corpus der antiken Terracotten, als dessen glänzender Prodromus Kekulé's Tanagrafunde schon länger vorlagen, bringt die Terracotten von Pompeji mit Ausschluss der Gefässe, Geräthe und Lampen in von Rhoden's Bearbeitung. Gewiss wird dieser Band stets einer der am wenigsten glänzenden bleiben, aber der eigene Reiz, der über allen pompejanischen Funden liegt, die Unmittelbarkeit der Anschauung antiken Lebens, welche sie uns bieten, die damit in engem Zusammenhange stehende einfach und leicht sich bietende Lösung so mancher hier auftauchenden Frage, all dieses sichert gerade ihm hervorragendes Interesse, hervorragenden Werth. Wir erkennen hier in annähernder Vollständigkeit das Inventar einer damaligen Provinzialstadt an Gegenständen aus gebranntem Thon, und wenn auch gerade die Terracotten sowohl bei der Auffindung als bei der Conservirung vielleicht stiefmütterlicher als andere Funde behandelt wurden, so dass manches Stück wieder verloren ging, manches verschleppt ward, so tröstet uns darüber einmal die sorgfältige Erwägung und Besprechung alles dessen, was die Fundberichte Einschlagendes anführen, und dann auch die Zusicherung des Herausgebers, dass ihm von dem Erhaltenen wohl nichts irgendwie wichtiges entgangen sei. Die Einleitung erörtert eingehend die hier entstehenden Fragen: sie giebt eine Uebersicht der Fundstücke, bespricht ihren Kunstwerth, ihr Alter, ihre Verwendung, ihre Provenienz und gelangt hier meist zu klaren und unanfechtbaren Resultaten. Der Verf. scheidet die Gesammtheit der Objecte naturgemäss in architektonische Ornamente und Rundfiguren. Erstere sind besonders Traufrinnen und

Stirnziegel. In einer Anzahl pompejanischer Häuser sammelte sich das Wasser des Atriumdaches, ehe es ins Impluvium hinabfloss, in einem am Rande des Daches angebrachten Wasserkasten, dessen Aussenseite plastisch verzierte Platten aus Terracotta bildeten. Ihr Hauptschmuck war der in der Mitte jeder Platte angebrachte Speier, der vielfach erst nachträglich aufgesetzt wurde und die verschiedenartigsten Formen zeigt: Köpfe und Vordertheile von Löwen, Hunden, Ebern, Greifen, Delphine, auf denen ein Eros reitet, und als zweite, von den genannten streng zu sondernde Klasse komische Masken. Letztere gehören alle der letzten Epoche Pompejis an und waren so gearbeitet, dass sie mit Leichtigkeit sowohl als Speier wie auch als Stirnziegel Verwendung finden konnten. Bei dieser eben genannten Gruppe der Terracotten zeigt sich wie bei den Speiern eine grosse Reichhaltigkeit in den Motiven; ausser den komischen Masken erscheinen besonders Flachreliefköpfe en face inmitten einer Palmette in verschiedenen Formen und Verhältnissen; namentlich zeichnet sich aus eine Anzahl Ziegel mit Idealköpfen aus dem Kreise der Götter und Heroen in sorgfältiger, fast künstlerischer Ausführung. Der Verf. setzt diese noch in augusteische Zeit, da auch die Betrachtung der Terracotten bestätigt hat, was Nissen (Pomp. Stud. p. 131) sagt, dass in Pompeji Sorgfalt der Technik auf höheres, Nachlässigkeit auf geringes Alter schliessen lässt. — Von Ornamenten wären ausserdem noch zu erwähnen einige Friese, vor allem zwei mit Darstellungen von auf Seepferden und Delphinen reitenden Nereiden, die zu dem Schönsten gehören, was in Pompeji von Terracotten aus Tageslicht gekommen ist. Den Uebergang zu den Rundfiguren bilden die bekannten Atlanten der Forumsthermen, sowie die Perle aller pompejanischen Terracotten, ein knieender, als Tischfuss dienender Atlant. Von den eigentlichen Thonfiguren sind nur wenige, die als Tempelbilder zur allgemeinen Verehrung bestimmt waren, die grössere Anzahl sind kleinere Götterbilder, Genre- und Thierfiguren, die der Verf. mit unseren Nippsachen in Analogie setzt. Sie fanden ihre Aufstellung in Gräbern, in Nischen im Hause, grössere auch in Gartennischen, manche wurden in Kistchen verwahrt u. s. w. Selbst eine oberflächliche Uebersicht über die verschiedenartigen Darstellungen würde die Grenzen dieser Anzeige überschreiten, hervorragendes Interesse bieten eine Porträtfigur eines bärtigen Mannes, zwei Schauspieler, phallische Gefässfiguren, Aeneas mit Anchises und Ascanius u. a. m. Zum Schlusse bespricht der Verf. noch einige glasirte Thonfiguren, unter denen sich die merkwürdige Gruppe der sog. Carità romana befindet. — Wir haben versucht, an der Hand der Einleitung einen Ueberblick über den reichhaltigen Inhalt des Buches zu geben, es folgt eine eingehende Erklärung der 50 Tafeln, ein Auszug aus den Fundberichten über die Terracottafunde und endlich die Tafeln

**selbst, grösstentheils von L. Otto's bewährter Hand gezeichnet, die von vielen der interessantesten und wichtigsten pompejanischen Denkmäler (so den Atlanten der Forumsthermen, auch den Tuffatlanten aus dem kleinen Theater) zum ersten Male entsprechende Abbildungen geben. — Eine Anzeige des Werkes in diesen Jahrbüchern rechtfertigt sich mit den zahlreichen Beziehungen, die sich zwischen den pompejanischen und unseren heimischen Terracotta- wie auch Terrasigillata-Funden unschwer werden finden lassen. Ref. möchte z. B. nur auf die durchbohrten Löwenköpfe im äusseren Rande der vielfach vorkommenden tiefen Schüsseln aus Terra sigillata, sowie auf einzelne Thonfiguren rheinischen Fundes hinweisen, die mit den auf Taf. XXXVI dargestellten grosse Verwandtschaft zeigen.**

**Linz a. Rh. P. E. Sonnenburg.**

3. Hermann Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit, Erster Band. I. Abtheilung: Von Caesars Tod bis zur Erhebung Vespasians. II. Abtheilung: Von der Regierung Vespasians bis zur Erhebung Diokletians. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1883.

**Ueber anderthalb Jahrhunderte sind vergangen, seit am Anfange des vorigen Jahrhunderts die grossartig angelegte Histoire des empereurs Romains von Tillemont erschien, welche mit zu Grundelegung des gesammten damals zugänglichen Materials aus Schriftstellern, Inschriften und Münzen die Geschichte des römischen Prinzipats von Augustus bis auf Anastasius** darzustellen suchte. Dass dieser Versuch Tillemont in hohem Grade gelungen ist, dass sein Werk stets seine Bedeutung bewahren wird, steht wohl fest. und wie umfangreich das Material war. das er verwerthete. geht schon daraus hervor, dass er für die Darstellung der politischen Geschichte der Kaiser 6, für die Kirchengeschichte in ihrer Periode nicht weniger als 16 Quartbände brauchte. Allein das Buch von Tillemont genügte seit lange den wissenschaftlichen Ansprüchen nicht mehr. Einmal hatte derselbe zahlreiche falsche Inschriften und Münzen verwerthet, dann aber hatte sich seit dem Erscheinen des Buches das Material gerade auf diesen Gebieten in das Ungemessene vermehrt und zahlreiche neue Thatsachen ergeben. Endlich berücksichtigte Tillemont nur die rein historische Seite der Kaiserzeit, während er die staatsrechtliche vollkommen vernachlassigte. Für diese Lücke boten die Noten in dem Commentar zum Theodosischen Codex von Gothofredus nur einen schwachen Ersatz, da sich hier die Angaben bei den verschiedenen Verordnungen zerstreut fanden und nur mit Mühe zugänglich waren. So war denn seit lange das Fehlen einer auf dem neu zugänglichen Material basirten Behandlung der Kaiserzeit eine vielfach empfundene

Lücke in unserer historischen Litteratur. Mehrfach ist in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden, diese Lücke auszufüllen, es genügt ja in dieser Beziehung an die allgemein bekannten Bücher von Peter, Merivale, Duruy, Hertzberg u. a. zu erinnern. Alle diese Werke waren aber mehr allgemeine Darstellungen der Kaiserzeit, als wirkliche Quellenwerke, auf Grund deren es möglich gewesen wäre, einen Ueberblick über das uns vorliegende Material und die sich aus ihm ergebenden Thatsachen zu gewinnen. Lange hatte man gehofft, eine zunächst abschliessende historische Darstellung der Kaiserzeit von dem Begründer unserer Auffassung des römischen Staatsrechtes erwarten zu dürfen, durch dessen Hand das gesammte uns im C. J. L. vorliegende Denkmälermaterial gegangen war; und wer, wie Ref. das Glück gehabt hat, den Vorlesungen von Mommsen über wenigstens einen Theil der römischen Kaisergeschichte beiwohnen zu dürfen, wird es doppelt schmerzlich empfunden haben, als vor einigen Jahren die Nachricht durch die Zeitungen ging, dass durch den Brand im Mommsen'schen Hause das erhoffte, baldige Erscheinen der Kaisergeschichte in weitere Ferne gerückt sei.

So schien denn auf lange hinaus das Erscheinen einer auf ein umfassendes Quellenmaterial gestützten römischen Kaisergeschichte in Frage gestellt, als vor etwa einem Jahre die erste, vor Kurzem auch die zweite Abtheilung des ersten Bandes der vorliegenden „Geschichte der römischen Kaiserzeit von Hermann Schiller" erschien.

Der bis jetzt erschienene Band zerfällt in zwei Bücher von ungleicher Länge, deren erstes die Kämpfe um die Monarchie, d. h. die Zeit von der Ermordung Caesars bis zu dem Einzuge des Augustus in Rom nach der Eroberung Aegyptens, umfasst, während das zweite das Prinzipat, die Geschichte der Kaiser bis zur Erhebung des Diokletian behandelt. Jedes dieser Bücher zerfällt in eine Reihe von Kapiteln, innerhalb deren der für eine jede Einzelperiode vorliegende Stoff in systematischer Weise behandelt wird. Voran geht — mit Ausnahme des zweiten Kapitels des ersten Buches. — eine Aufzählung der für den Zeitraum vorliegenden Quellen und Darstellungen. Den Abschluss jeden Kapitels bilden eine Reihe von Paragraphen über Kulturgeschichte, über die Verwaltung und Verfassung, Handel und Industrie, Religion und Philosophie, Kunst, Wissenschaft und Litteratur. Nur im ersten Buche fehlen diese Paragraphen durchgehend. Den Abschluss des ganzen Bandes bildet ein Register. Letzteres, um zunächst bei ihm stehen zu bleiben, scheint Ref., wenn er an dieser Stelle einen Wunsch aussprechen darf, trotz seines Umfanges von 2 Druck-Bogen, noch immer nicht ausführlich genug. Es fehlen in demselben z. B. Artikel, wie Postumus, Laelianus, Marius, Tetricus u. a. Wir finden zwar diese Kaiser sämmtlich im

Index unter ihren eigentlichen Namen Cassianus, Ulpianus, Aurelius, Essuvius aufgeführt. Allein, da sich das Werk nicht nur an wirkliche Historiker, sondern auch an weitere Kreise, denen die Kaiser meist nur nach den Beinamen bekannt zu sein pflegen, wendet, so wäre in einer 2. Auflage des Werkes, welche bei seiner hohen Bedeutung gewiss nicht lange auf sich warten lassen wird, eine Aufführung dieser Beinamen im Register gewiss für viele Leser sehr erwünscht.

Es kann hier nicht die Absicht sein, die einzelnen Theile des Schiller'schen Werkes eingehender zu behandeln, die grosse Zahl hier zum ersten Male für die Geschichte verwertheter oder in ein neues Licht gerückter Thatsachen aufzuführen oder auch nur die wichtigsten neu gewonnenen Gesichtspunkte näher zu betrachten, dazu würde der uns hier vergönnte Raum bei Weitem nicht ausreichen. Wir glauben aber nicht, dass irgend ein aufmerksamer Leser dieses Buch aus der Hand legen wird, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, dass es Schiller gelungen ist, die Auffassung der Kaiserzeit, von welcher er ausgegangen ist, zu beweisen. Streng systematisch vorgehend hat er gezeigt, wie dieselbe neben dem trüben Verfall, der sich in politischer Beziehung geltend macht, so zahlreiche neue Lebenselemente und so mannigfache Keime neuer Entwickelungen zeigt, dass ein Studium der Kaisergeschichte für unsere Auffassung der Gesammtentwicklung der Geschichte von grundlegender Bedeutung sein muss.

Das uns vorliegende Material hat Schiller mit grosser Vollständigkeit zu benutzen gewusst — ein Nachtrag am Ende der 2. Abtheilung verwerthet auch die seit dem Erscheinen der ersten neu herausgekommenen Theile des C. J. L. — und es werden sich verhältnissmässig nur wenige bedeutendere Notizen oder Arbeiten finden, welche nicht zu Rathe gezogen worden wären. Eine absolute Vollständigkeit der Citate ist freilich nicht erzielt, aber auch wohl kaum erstrebt worden, auch in den Litteraturübersichten fehlt zuweilen dieses oder jenes Werk, auch wenn dasselbe später im Texte Verwerthung gefunden hat. Aber gerade bei derartigen Citirungen der Litteratur werden im einzelnen Falle, wie der Verfasser mit Recht im Vorwort hervorhebt, die Urtheile über Werth und Unwerth der Einzelschriften und über die Nothwendigkeit, dieselben aufzuführen, oft auseinander gehn. Vermisst haben wir z. B. bei Aufführung der armenischen Historiker auf S. 601 die Notiz, dass die Langlois'sche Ausgabe derselben auch als 2. Abtheilung des 5. Bändes der Müller'schen Fragmenta Historicorum Graecorum, Paris, Didot, 1872 erschienen ist, da ja gerade diese griechische Fragmentensammlung weit leichter zugänglich ist, als die Sammlung der armenischen Historiker. — Sehr angenehm ist es, dass Schiller in den Anmerkungen die wichtigsten Belegstellen, besonders die aus schwer zugänglichen epigraphischen und numismati-

schen Werken entnommenen, dem Wortlaute nach mitgetheilt hat. Es wird gerade hierdurch die wissenschaftliche Durcharbeitung des Buches sehr erleichtert werden.

Von anderer Seite ist dem Werke vorgeworfen worden, dass dasselbe nur Thatsachen beibringe, dass aber eigene Raisonuements des Verfassers fehlten und dass ebenso die grossen baulichen Anlagen der Kaiserzeit in nur untergeordnetem Maasse beigezogen worden wären. Aber es scheint doch, als wenn bei der ganzen Tendenz des Buches ein derartiger Einwurf nicht berechtigt sei. Das Schiller'sche Werk soll, wie Ref. scheint, seiner Tendenz nach die Kaiserzeit mit durchgehenden Quellenangaben darstellen und dadurch den jetzigen Stand der Forschung auf diesem Gebiete darlegen. Unter diesen Umständen war es doch wohl die erste Aufgabe des Verfassers, die Thatsachen, welche die Forschung festgestellt hatte, reden zu lassen, sein subjektives Urtheil aber nur in sofern zur Geltung zu bringen, als es die Erklärung der Thatsachen nothwendig machte. Vielleicht wird gerade in dieser Beziehung von anderer Seite gefunden werden, dass der Verf. bei der Behandlung mancher Partien, z. B. der Beurtheilung des Tacitus, zu sehr seinen subjektiven Standpunkt, den er in seinem Leben des Nero näher begründet hatte, zur Geltung gebracht hat, wiewohl gerade dieser Umstand Ref. sehr berechtigt erscheinen will. Eine eingehendere Berücksichtigung der von den Kaisern hinterlassenen Bauten hätte, andererseits, wenn sie dieselbe Vollständigkeit erstrebt hätte, wie die geschichtlichen Parthien, den Umfang des Buches doch wohl beinahe verdoppelt. Dieselbe Befürchtung, den Umfang des Buches zu sehr zu erhöhen, liegt wohl auch der Ungleichmässigkeit in der Behandlung der ältern und jüngern Perioden zu Grunde, dass nämlich die Zeit bis auf Vespasian (43 v. Chr. — 68 n. Chr.) auf 496, die fast doppelt so lange von Vespasian bis auf Diokletian (68—284 n. Chr.) trotz der zahlreichen aus ihr erhaltenen Inschriften und Notizen auf nur 439 S. abgehandelt worden ist.

Ausstattung und Druck des Buches machen einen angenehmen Eindruck. Von Druckfehlern ist uns bei der Durchsicht aufgefallen: S. 329 Z. 3 v. unten zäh. statt zählt; zahlreiche andere, besonders in den Citaten sind S. 937—944 verbessert worden.

Wenn wir nun zum Schlusse unsere Ansicht über das Schiller'sche Werk kurz zusammenfassen sollen, so ist es die, dass sich dasselbe wohl in kürzester Zeit als ein unentbehrliches Hülfsmittel und Handbuch für alle diejenigen erweisen wird, welche sich mit der Kaiserzeit wissenschaftlich beschäftigen oder über dieselbe einen durch Quellen gestützten Ueberblick gewinnen wollen. Hoffentlich gelingt es demselben, dem in den letzten Jahren mehr in den Vordergrund getretenen wissenschaftlichen

Interesse an der römischen Kaiserzeit einen neuen Anstoss zu geben, dasselbe auch in weitere Kreise zu tragen und dauernd zu erhalten.

Bonn. Dr. A. Wiedemann.

4. Der römische Brückenkopf in Kastel bei Mainz und die dortige Römerbrücke. Von Julius Grimm. Mit Plänen und Zeichnungen. Mainz, V. v. Zabern 1882. 54 S.

Die rechtsrheinischen Niederlassungen der Römer haben bis in die neueste Zeit eine ziemlich stiefmütterliche Behandlung erfahren. Sie sind beim Zusammensturze des römischen Reiches fast spurlos verschwunden und mussten erst wieder neu entdeckt werden. Was Kastel betrifft, so hat schon J. Becker an der Hand der Inschriften auf die römische Gründung dieses Ortes und die blühende Entwickelung des bürgerlichen Lebens zur Zeit der römischen Herrschaft kurz hingewiesen (H. 67 S. 13 f. dieser Jahrb.). Der Herr Verfasser hat sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, durch zeitraubende und kostspielige Untersuchungen, wie Ref. aus eigener Erfahrung weiss, den Spuren, welche die Römer daselbst zurückgelassen, nachzugehen und eine sichere Grundlage für die weitere Forschung zu gewinnen.

Im ersten Theile schildert er uns in anschaulicher Weise die zu diesem Zwecke unternommenen Nachgrabungen. Auffallender Weise war hier wie in Deutz die Südfront des Castrums ganz bebaut und stellte der Untersuchung unüberwindliche Hindernisse entgegen, was wohl kaum Zufall sein kann, weshalb er genöthigt war, diese Seite nach Analogie der Nordseite zu konstruiren. Ob mit Recht, vermag ich nicht zu beurtheilen; die Berufung auf Deutz ist insofern nicht zutreffend, als Oberst Wolf sich hier geirrt hat; die Construktion der Südfront zeigt zu Deutz in der That eine Abweichung von der Nordfront. Hiervon abgesehen haben sich so viele Anhaltspunkte für die Reconstruktion des Castrums ergeben, dass wir keinen Grund haben, die am Schlusse der Untersuchung zusammengestellten Resultate irgendwie zu bezweifeln. Das römische Castrum zu Kastel bildete ein Rechteck mit abgerundeten Ecken, dessen Langseiten im Süden und Norden eine Länge von 94 m im Lichten haben, die Schmalseiten im Westen und Osten aber nur 67 m. Mauer- und Thorthürme waren nicht vorhanden, dagegen war das Kastel zur Sicherung mit Gräben umgeben. Mitten hindurch ging eine Strasse, deren Niveau 5 m über dem Nullpunkte des Mainzer Pegels angetroffen wurde, das jetzige Niveau liegt 7.10 m, so dass sich die Anlandung des Bodens durch Geröll und Schuttmassen auf stark 2 m berechnet.

Die geringen Dimensionen lassen zur Genüge erkennen, dass dieses

Castell als selbständiges Vertheidigungswerk nicht bestehen konnte, dass wir hier vielmehr einen Brückenkopf in der vollen Bedeutung des Wortes vor uns haben. Von noch grösserer Bedeutung für die rheinische Alterthumsforschung ist die römischen Brücke zwischen Mainz und Kastel, von welcher der Verfasser im zweiten Theile handelt.

Ueber die Mainzer Brücke ist schon viel gestritten worden. Während niemand die Existenz einer stehenden Brücke daselbst bezweifelt, gehen die Ansichten über die Zeit ihrer Entstehung auseinander. Sind die älteren Geschichtsschreiber der grossen mittelrheinischen Metropole darin zu weit gegangen, dass sie die gewaltigen, theilweise bis in die neueste Zeit vorhandenen Strompfeiler auf schwankende Beweismittel hin den Römern zuschrieben, so darf man auf Grund der neuesten Wahrnehmungen sagen, dass auch diejenigen zu weit gegangen sind, welche den römischen Charakter dieser Pfeiler gänzlich in Abrede gestellt und ihre Entstehung der Zeit Karls des Grossen zugewiesen haben. Man glaubte sich hierzu um so mehr berechtigt, da einerseits die Schriftsteller, welche darüber berichtet haben (Einhard, vit. Car. mag. c. 17 u. 32, Mönch v. St. Gallen I, 30 und Poëta Saxo v. 443—462) übereinstimmend die Grossartigkeit dieses Bauwerkes rühmen und ausdrücklich hervorgehoben wird, dass der Bau unter Betheiligung von ganz Europa zehn Jahre in Anspruch genommen habe, andererseits kein römischer Schriftsteller einer stehenden Brücke bei Mainz gedenkt, vielmehr von Maximin und Julian berichtet wird, dass sie genöthigt waren, zu ihren rechtsrheinischen Feldzügen passagere Brücken über den Rhein zu schlagen. Aus diesen und andern Gründen haben u. A. Heim (Abbildungen von Mainzer Alterth. II. 6), Dierauer, (Gesch. Traj. S. 32 Anm. 4), J. Becker (Ann. für nass. Alterthumsk. 10, 1 ff.) und E. Hübner (Jahrb. II. 64 S. 33 ff.) an dem mittelalterlichen Charakter dieser Pfeilerreste festgehalten.

Die 1880 begonnenen Aufräumungsarbeiten der letzten die Schifffahrt behindernden Strompfeiler haben von neuem die Aufmerksamkeit der Forscher auf diese Brückenreste hingelenkt, und man darf wohl mit einiger Zuversicht erwarten, dass die dabei gemachten Erhebungen zu einer endgültigen Entscheidung der Frage führen werden. Inzwischen ist uns jeder Beitrag zur Aufklärung des Thatbestandes willkommen.

Der Herr Verfasser geht davon aus, dass die während der Aufräumungsarbeiten 1880 und 1881 im Innern der Pfeiler gemachten Funde, insbesondere die Auffindung römischer Werkzeuge, unzweifelhaft für den römischen Charakter derselben sprechen. Hierzu bildet seiner Ansicht nach auch die Lage des römischen Castrums zu Kastel und dessen Beziehung zur Brücke ein wesentliches Moment. Bezüglich der Beweisführung im Einzelnen beruft er sich auf die Ausführungen des

Herrn Domprübendaten Fr. Schneider. Der genannte Forscher hatte bereits Herbst 1880 über die bei Aushebung der Pfeiler gemachten Wahrnehmungen, sowohl über die Funde, wie über die Construktion und Fundation der Pfeiler in diesen Jahrbüchern (H. 69, S. 109) kurz berichtet, die Frage nach ihrer Entstehungszeit aber noch offen gelassen. Im Jahre 1881 sodann hat derselbe, sich ganz bestimmt für den römischen Charakter dieser Brückenreste ausgesprochen und seine Ansicht sowohl in einem auf der General-Versammlung der histor. Vereine gehaltenen Vortrage, als auch im Correspondenzblatt des Gesammtvereins 1881 Nr. 10, 11 und 12 näher begründet.

Als ein bisher nicht beachtetes Moment für die vorkarolingische Entstehungszeit der Pfeiler führt der Verfasser den Namen für die Oertlichkeit in Mainz, wo sich die Pfeilerreste befinden, ins Feld. Dieser lautet heute „auf der Arch“, was er als Abkürzung des spätlateinischen arcata für arcus, Bogen, ansieht. Hier hatten von Altersher die Mainzer Rheinmühlen gestanden, da sich das Wasser zwischen den Pfeilern staute, so dass unterhalb derselben eine Art Stromschnelle entstand, welche für die Mühlen günstig war. In einer Schenkungsurkunde des Klosters Fulda, ausgefertigt unter Abt Baugolf † 802, heisst diese Oertlichkeit ad hrachatom, Dat. pl. von rachata, welches uns in dem Namen des dahin führenden Rheinthores (rahhada porta 915) begegnet. In diesem rachata sieht der Verfasser dieselbe Wurzel wie in Arch, natürlich unter Annahme einer volksthümlichen Vertauschung der beiden ersten Buchstaben. Eine solche Vertauschung ist an sich nicht ungewöhnlich: auffallend ist es aber jedenfalls, dass das Wort in dieser Gestalt den ganzen Lautwandel bis ins 15. Jahrhundert hinein durchgemacht haben soll, dass dann aber eine Rückbildung eingetreten sei. Sollte nicht der umgekehrte Prozess stattgefunden haben?

Hierauf geht der Verfasser zu der Construktion der Brücke über. In diesem Abschnitte, dem ausgedehntesten der ganzen Abhandlung, verbreitet er sich als Fachmann über die verschiedenen Möglichkeiten der Construktion. Zunächst wendet er sich gegen die Schneider'sche Reconstruktion, welche, wie wir hier erfahren, davon ausgeht, dass sich auf den Pfahlrosten ein in die Querschwellen derselben eingezapftes, durch Streben gestütztes Balkenwerk erhoben habe, welches als Unterlage für die aus Holz konstruirte Fahrbahn und als seitlicher Stützpunkt für das die Oeffnungen überspannende Sprengwerk gedient. Hiergegen macht er gewiss mit Recht geltend, dass der untere Theil des Jochgebälkes zu leicht angegriffen wird und häufig erneuert werden muss, und dass diese Erneuerung mit grossen Schwierigkeiten verknüpft ist; ferner, dass bei Oeffnungen von mindestens 28–29 m [illegible] die schweren Balken den Horizontalschub des Sprengwerks

welches über dem Hochwasserspiegel liegen muss, nicht auszuhalten vermögen. Für die Entscheidung der Frage, ob die Mainzer Brücke eine Holz- oder Steinbrücke war, scheint ihm die Höhe am Anfange der Fahrbahn massgebend. Diese betrug bei ihrem Beginne zu Mainz in der Mitternachtsgasse und in Kastel, wo sie in das Castell einmündete, nach seiner Berechnung +5 m des Mainzer Pegels. Um nun im Strome selbst genügenden Raum für den Durchgang des Hochwassers und der Eisgänge zu gewinnen, musste die Fahrbahn daselbst bedeutend höher liegen, als an den Endpunkten, folglich nach der Mitte hin ansteigen. Die Nothwendigkeit des Ansteigens der Fahrbahn aber schliesst nach seiner Ansicht alle Holzbrücken aus und lässt nur eine Steinbrücke mit Steinpfeilern und überwölbten Oeffnungen zu. Demgemäss werden die aufgefundenen Pfahlroste eingehend beschrieben und darauf hingewiesen, dass deren ganze Fundation auf Steinpfeiler berechnet sei. Die verschiedene Höhenlage dieser Reste wird dadurch aufgeklärt, dass durch Verlandung der Uferstrecken eine Aenderung des Stromprofils eingetreten ist der Art, dass die eingeengte Stromrinne sich vertiefte, wodurch die Pfeiler der zerstörenden Gewalt des Wassers beständig ausgesetzt waren, wozu sich später die Menschenkräfte gesellten, um die der Schiffahrt hinderlichen Brückenreste so viel als möglich zu beseitigen.

Die steinernen Pfeiler nehmen wir mit dem Verfasser als erwiesen an: denn die Roste bilden heute wie damals den technischschwierigsten, zeitraubendsten und kostspieligsten Theil des Baues. Hat man diese, so fallen ein paar Meter aufgehendes Mauerwerk gar nicht in die Wagschale. Der weiteren Folgerung aber, dass durch das Steigen der Brücke jede Holzconstruktion unmöglich, vermögen wir uns nicht anzuschliessen. Nimmt man freilich mit dem Verfasser eine bis zur Mitte der Brücke fortgesetzte Steigung an, so ist seine Folgerung richtig. Allein dies ist ja nicht absolut nothwendig. Die Steigung konnte, wie dies heute bei fast allen grossen Brücken geschieht, den Rampen zugewiesen werden, dann war im Strome selbst für eine horizontale Lage der Fahrbahn und für eine Holzconstruktion die Möglichkeit gegeben. Hierauf hat auch Dr. Cathiau in einem Vortrage über diesen Gegenstand am Winckelmannsfest 1882 (vgl. Ref. H. 74 S. 207) hingewiesen, dessen Vortrag wir zugleich die hier ins Gewicht fallende Thatsache entnehmen, dass bis jetzt kein Wölbstein aufgefunden worden ist.

Verfasser sieht in der bekannten Lyoner Bleimedaille eine Erhärtung seiner Ansicht und entwirft auf Grund der Heim'schen Vermessungen und eigener Untersuchungen ein interessantes Bild von der Construktion der Brücke. Aus den Mittheilungen über den Thatbestand worauf sich seine Reconstruktion gründet, geht hervor, dass die Angaben über Höhe, Breite und Gestalt der Pfahlroste sowie der Vor-

Wenn der Verfasser nicht mit den prähistorischen Funden begann, sondern mit denen der alemannisch-fränkischen Zeit, so lag der Grund nach einer Vorbemerkung von Dr. Seyffer darin, dass die Sammlung an Gegenständen aus dieser Zeit besonders reichhaltig ist, wir dürfen vielleicht hinzufügen, auch darin, dass dieses Gebiet der Alterthumsforschung leichter abzugrenzen ist. Ohne dass der Ref. sich hier ein tiefer eindringendes Urtheil zuschreiben möchte, darf er jedenfalls aussprechen, dass die Arbeit nach ihrer ganzen Anlage und Haltung den Eindruck grosser Pünktlichkeit und Sorgfalt und jener Bestimmtheit und Bündigkeit der Darstellung macht, welche dem Leser das angenehme Gefühl gibt, von einer zuverlässigen Hand auf sicherem Boden geführt zu werden.

Besondere Anerkennung verdient die Einleitung, welche in einem gewandt und fein ausgeführten Ueberblick hauptsächlich auf Grund der Forschungen des Altmeisters L. Lindenschmit alles Wesentliche kurz zusammenfasst, was zur Charakteristik und Würdigung der Reihengräberfunde nach ihrer antiquarischen und ästhetischen Bedeutung gehört. Der Katalog selbst zerfällt in zwei Abtheilungen: A) Waffen und Zaumzeug, Nr. 1—362, B) Schmuck, Geräth und andere Beigaben, Nr. 363--1421. Innerhalb dieser beiden Abtheilungen ist die Ordnung die topographische, nach Kreisen, Oberämtern, Ortschaften. Uns hätte es besser geschienen, mit Aufhebung der beiden Abtheilungen ganz der topographischen Ordnung zu folgen, die Waffen und Schmuckgegenstände, welche zusammen gefunden wurden, auch beisammen zu lassen, namentlich aber auch, soweit möglich, genau anzugeben, was in jedem Grab zusammengehörte. Letzteres ist geschehen bei den Gräbern vom Wald Ochsenhaud bei Darmsheim, ferner bei denen von Nagold und Ergenzingen, aber nicht bei denen vom Lupfenberg und von Göppingen. Der sachlichen Ordnung ist ohnehin durch ein Realregister, das auf die Nummer verweist, Genüge geleistet.

Den ersten Rang nehmen nach der Menge der Funde ein: Göppingen, Berg Lupfen bei Oberflacht und Wurmlingen (diese beiden Orte im OA. Tuttlingen). Die Mehrzahl der Funde gehört überhaupt dem Gebiete der schwäbischen Alb an, der Gegend von Tuttlingen und Spaichingen bis Ulm, Heidenheim und Bopfingen. Ein zweites, kleineres Gebiet von Fundorten ist das sogenannte Gäu zwischen Nagold, Enz und Neckar. Nur vereinzelt sind die Funde aus dem nördlichen, fränkischen Theil von Württemberg (so aus der Gegend von Crailsheim) und aus Oberschwaben südlich von der Donau. Die bei weitem überwiegende Zahl der aufgedeckten Gräber dürfte hiernach dem alemannischen, nicht dem fränkischen Stamm zuzuweisen sein.

--- Von auswärtigen Fundorten sind zu nennen: Fischingen in Hohenzollern, Füntzen in Baden, Augsburg, Denzingen und Reissersburg (bei Günzburg), Nordendorf und Kleinkötz in Bayern.

Die meisten Gegenstände sind nur durch kurze Beschreibung signalisirt, die durch ihre Ornamente ausgezeichneteren jedoch in gut ausgeführten Holzschnitten veranschaulicht. Zum Theil waren sie schon in den Heften des Württb. Alterthums-Vereins und in **Lindenschmit's** „Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit“ abgebildet, zum Theil geschieht dies hier zuerst. Wir nennen unter den neu publicirten: 1) Nr. 1163 (Göppingen) eine durchbrochene Zierscheibe von Bronze mit Treppen-Ornament und Mäander, umgeben von einem Elfenbeinring. 2) Nr. 363 (Murrhardt) eine eiserne Gewandnadel-Scheibe mit Silber- und Gold-Tauschirung. 3) Goldene Gewandnadel-Scheiben mit Filigran-Arbeit und Glaspasten, von Balingen Nr. 567 und von Ingersheim bei Crailsheim Nr. 949. 4) Eine silberne, in den Füllungen vergoldete Gewandspange, von Pfullingen Nr. 634. 5) Eine Riemenzunge mit niellirter Silberplatte, von Balingen Nr. 586. 6) Ein Brettstück mit roh eingegrabener Zeichnung, zwei Männer darstellend, welche sich die Hand reichen, von Pfahlheim, OA. Ellwangen, Nr. 962.

Erwünscht wären kurze Notizen über die Zeit und die Veranstalter der Ausgrabungen, sowie über die Geschichte der verschiedenen einzelnen, jetzt vereinigten Sammlungen. Ganz besonders aber sprechen wir den Wunsch aus, dass diese so verdienstlichen und dankenswerthen Veröffentlichungen bald ihre Fortsetzung finden mögen.

Mannheim, Oktober 1888. F. Haug.

6. Die Baugeschichte der Kirche des h. Victor zu Xanten. Nach den Originalrechnungen und andern handschriftlichen Quellen dargestellt von Stephan Beissel S. J. Freiburg i. B. bei Herder. 1883. 1 Bl. [illegible]

Nachdem der Verfasser in der Einleitung das Verhältniss der römischen Niederlassungen Castra Vetera und Colonia Trajana oder [illegible] zu Xanten klargestellt, auch das für das Verständniss der [illegible] Zeit am Niederrhein Nöthige aus der ältesten Ge[illegible] mit vielem Fleisse die spärlichen [illegible] Victorkirche in Klein[illegible] ferner, dass die fränkische [illegible] 1109 eine [illegible] von Grund auf [illegible] wieder mit dem

Aufbau begonnen, aber der neue Bau schritt nur langsam voran, sodass die drei unteren Stockwerke der Westfaçade, welche in dem heute stehenden Bau zum grössten Theile erhalten sind, erst 1213 vollendet wurden.

Der gothische Bau wurde mit dem Ostchor 1263 begonnen. Wir müssen, um diese Besprechung nicht zu sehr auszudehnen, darauf verzichten, dem Verfasser bei seiner so interessanten Darstellung Schritt auf Schritt zu folgen, können aber versichern, dass Niemand die eben so klaren wie umfassenden und lehrreichen Mittheilungen des Buches ohne dauernden Nutzen lesen wird. Sind doch die Nachrichten über die Baugeschichte verwandter Kirchen so selten und spärlich! Neben den geschichtlichen Daten zeigt uns P. Beissel an dem durch saubere Holzschnitte wiedergegebenen Masswerk der Fenster und an den ebenfalls dargestellten Säulendurchschnitten, wie die Gothik auch hier von den strengen ernsten Formen der Frühgothik ausgehend, stetig steigend die höchste Blüthezeit und Formschönheit erreicht, um dann in der Spätgothik den Verfall des guten Geschmackes zur Schau zu tragen.

Einige Einzelheiten glauben wir noch hervorheben zu müssen. Der Verfasser bekämpft entschieden die Ansicht, dass der Xantener Kirchenbau lediglich auf die Einflüsse der Kölner Bauhütte zurückzuführen wäre, er betont vielmehr (S. 76), dass Nordfranzösische Bauten (Abtei St. Yved) für den Grundriss direkt massgebend gewesen, und dass auch später in Nord-Frankreich geschulte Meister am Baue thätig waren (S. 106).

S. 119 erfahren wir, dass zu Ende des XIV. Jahrhunderts gothisch geschulte Bauleute noch im Stande waren romanische Bauformen richtig anzuwenden und daher romanische Bautheile stilgerecht ergänzen konnten. Es ist dies eine Beobachtung, welche für die Altersbestimmung mancher alten Kirche von der grössten Wichtigkeit ist.

S. 132 wird darauf hingewiesen, dass das Weihen eines Altars nicht immer den Schluss erlaube, dass zu dieser Zeit der Theil der Kirche, in welcher der Altar steht, baulich schon beendet gewesen sei. Zuweilen nahm man die Weihe des neu errichteten Altars auch dann schon vor, wenn die Säulen, an welche der Altar sich anlehnte, nur zu einer gewissen Höhe gediehen waren, von einer Einwölbung des fraglichen Kirchentheiles konnte dann noch keine Rede sein.

Dass der romanische Chor noch lange zum Gottesdienste benutzt wurde, während man an dem neuen, mantelartig um den romanischen herumgelegten gothischen Chore schon rüstig am Bauen war, ist S. 126 ansprechend beschrieben.

Doch genug der Einzelheiten: wir könnten noch manche aufzählen.

Ueber die Stellung eines rector oder magister fabricae am Kölner Dom, von welcher S. 183 die Rede ist, vergl. Merlo d. J. LXXV. S. 125. In Bezug auf die von Caesar, Bell. Gall. I, 33 angeregte und von späteren Schriftstellern häufig wiederholte Sage, welche uns von einer Trojanischen also Kleinasiatischen Einwanderung am Niederrhein erzählt, möchte ich auf den beachtenswerthen Umstand hinweisen, dass die einzige am rechten Ufer des Mittelrheins vorkommenden vorrömischen Münzen einheimischer Präge das lycische Triquetrum zeigen, also auf ein kleinasiatisches Vorbild zurückzuführen sind. S. J. LXVIII. S. 61. P. Beissel bespricht die fränkische Trojasage S. 44 ff.

Wir würden es zweckmässiger gefunden haben, wenn die Holzschnitte am Ende des Buches auf Tafeln so zusammengestellt wären, dass dieselben beim Lesen neben dem Druck vollständig übersehen werden könnten; das Vergleichen der einzelnen Formen wäre dann weit lehrreicher, und das so lästige Zurückblättern während der Lektüre fiele fort. In sprachlicher Hinsicht ist die Darstellung überaus klar, und sind bei der kurzen Form die eintönigen Einzelheiten so geschickt und sachgemäss verwoben, dass eine Ermüdung beim Durchlesen nicht eintreten kann.

Bonn. van Vleuten.

## III. Miscellen.

1. Leugensäulen von Ladenburg. Die bereits von mir oben S. 90 erwähnten, am 24. und 27. November d. J. (1883) zu Ladenburg von Herrn Weinhändler Dihl gefundenen fünf Wegsäulen[1]) habe ich am 3. December besichtigt. Die Inschriften sind sorgfältig eingehauen und mit Ausnahme von N. 2 wohl erhalten. Sie lauten:

1. IMP · CAES
M · ANTONIo
GORDIANo
PIO · FELICI · AVO sic
P · M · TR · P — a. 238.
P · P · C · S · N
LI

Zeile 1 sind von MP nur die untersten Enden und vom P ein Rest des Halbrundes erhalten. — 4 steht deutlich AVO da statt AVG. — Diese Säule ist die einzige, von welcher der Sockel jetzt fehlt. — Vgl. den Heidelberger Stein Jahrb. 61 p. 20, wie die sieben übrigen von K. Christ edirt.

2. IMP//C ////////
M · I/////////
PI //////////
F · AVG //////
P · ι//////////
ET · ι////////
PT II////////
NOB ///////
C · V////////

Z. 1 sind von C und Z. 4 von VG nur unsichere Spuren vorhanden. — Z. 7 scheint dazustehen: PT IIA //////. Die Inschrift lässt sich aber, soviel ich sehe,

1) Dieselben sind von Herrn W(alleser) in Mannheim auch in der Kölnischen Zeitung vom 2. December veröffentlicht worden.

nur auf die beiden Philippi beziehen, den horizontalen Strich (oben hinter P) muss man also für zufällig halten. Nach Anleitung des Heidelberger Steines (Jahrb. 61 p. 23) wäre also zu ergänzen: imp. [caes.] | m. [iulio] | p[hilippo p.] | [f.] a[ug. t. p. II] | p. [p. cos.] | et [m. iulio] | phi[lippo] | nob. [caes.] | c. u. [s. n.]. — [Bei einer nochmaligen von mir mit Karl Christ vorgenommenen Untersuchung des ungünstig gelagerten Steines haben wir Z. 7 zu erkennen geglaubt: P7I (od. PH?) I · V//... Danach hätte Philu[ppo] dagestanden, mit u statt des zweiten i.] — Zeile 4 des Heidelberger Steines (Jahrb. 61 p. 23) ist bisher nicht ganz richtig so gelesen worden: III · COS · ET · M ·; es steht nach meiner Revision vielmehr da: //'I · P · P · COS · ET · M und zwar ist P · P · ganz deutlich, ebenso wie der vorhergehende Zahlstrich; dagegen ist der Rest des ersten Striches nicht vollkommen sicher, wenn auch wahrscheinlich. Vor II ist die Oberfläche verletzt; aber dies II steht unter PIO und da die Zeilenanfänge hier stets genau untereinander gesetzt sind, so ist nicht anzunehmen, dass diesen zwei Strichen noch ein dritter vorherging. Die Inschrift gehört, wenn, wie ich annehme, II dastand, in d. J. 245/246. — Zu erwähnen ist noch, dass rechts neben der Ladenburger Inschrift (hinter Z. 1—8) ein Kreuz in 0,02 m breiten Strichen roh eingehauen ist. Der Querarm, welcher oberhalb der Mitte des senkrechten Striches sich befindet, ist 0,60 lang, der senkrechte Strich 0,82, aber oben ist der Stein abgebrochen, so dass diese Linie noch ein wenig länger gewesen sein kann. Rechts von der senkrechten und über der horizontalen Linie existirt ein kurzer Strich, welchen man für den untersten Rest des Halbrundes eines P halten könnte, so dass hier das alte christliche Monogramm gestanden hätte. Bei der Kleinheit dieses Striches und dem beschädigten Zustande der Oberfläche, welche viele zufällige Vertiefungen enthält, ist aber diese Vermuthung in hohem Grade unsicher. Es ist jedenfalls bemerkenswerth, dass sich ein solches Kreuz gerade auf dem Philippus-Stein findet; bekanntlich wurde Philippus (in dessen Regierung die Feier des Jahres 1000 fiel) für den ersten christlichen Kaiser ausgegeben (Eusebius hist. eccl. 6, 34 u. dazu Valesius in der Ausg. v. 1746, Hieronymus Chron. zum Jahre Abr. 2261; vgl. Syncellus p. 682, 1; aus Hier. ist die Nachricht von Orosius 7, 20 § 2 und 28 § 1 entnommen).

8. IMP CAES
C · MESSIO
QVINTO
TROIANO
DECIO P F
INVICTO
AVG P · M T PP P — a. 248/49? 249/50?
PRO COS · C · S · N

Wie hier, so steht auch auf dem Heidelberger Exemplar (Jahrb. 61 p. 24) TROIANO, ein Fehler, welcher sich auch sonst findet.

4. Q · H E R E N N I O
E T R V S C O
M E S S I O DECIO
N O B I L I S S I M O
CAESARI · C · V · S · a. 249/50.
N

Das N am Schlusse ist nicht hinter Z. 5 S gesetzt, sondern darunter, weil die Oberfläche des Steines von da an nur roh behauen ist. Auf dem Heidelberger Steine (Jahrb. 61 p. 25) sind in der That die drei von Karl Christ angegebenen Fehler enthalten: ET · RVCO, NOBILISIMO und CAESAI.

5. IMPP · CAESS
P · LICINIO
VALERIANO
ET · P · LICINIO
GALIENO sic
PIS · FELICIBVS
AVGG · C · V · S · N a. 253.

Von gelbem linksrheinischem Sandsteine, während für die vier übrigen Säulen rother Sandstein verwendet ist. Auf dem Heidelb. Ex. (Jahrb. 61 p. 27) wird nur Valerianus *p. f.* genannt und hat er noch die Bezeichnung *invictus*. Auch dort ist der Name des Sohnes *Galienus* geschrieben.

Die Fundstelle liegt wenige Schritte von dem (jetzt zugefüllten und in einen Garten verwandelten) Stadtgraben auf der Südostseite von Ladenburg, 13 Schritte links (östlich) von der hier auslaufenden und auf dem Ladenburger Gebiet wesentlich dem Lauf der Römerstrasse folgenden Landstrasse. Eine Messung [1]) von der Heidelberger Fundstätte [2]) auf der Römer-

1) Allerdings ist dies nur eine approximative Messung. Eine grössere Karte als die des „Topographischen Atlas“ von Baden (1 : 50000) von 1838—1849 ist für das Ladenburger Gebiet nicht erschienen und dem Vernehmen nach existirt hierfür auch keine Flur- oder Katasterkarte. Das kürzlich erschienene Blatt „Heidelberg“ der neuen topographischen Karte (1 : 25000) reicht nur wenig nördlich über Neuenheim hinaus.

2) Siehe Schäfer, Ausgrabung römischer Reste in Heidelberg 1878 Taf. 2, verkleinert wiederholt in Pick's Monatsschrift VI, zu S. 239. (*a* auf diesem Plane).

**strasse[1]) bis an die alte Stadtmauer Ladenburgs (nach dem unten bezeichneten „Topogr. Atlas") ergibt, dass sämmtliche Leugensäulen im Alterthum verschleppt[2]) worden sind, nicht blos die mit l(euga) I bezeichnete (N. 1) sondern auch die vier übrigen, welche keine Distanz-Ziffer tragen und also doch höchst wahrscheinlich am Ausgangspunkt der Strasse[3]) aufgestellt waren. Der letztere liegt nämlich zwei- bis dreihundert Meter[4]) weit von Ladenburg nach Heidelberg zu.**

**Die acht Heidelberger und fünf Ladenburger Leugensäulen sind also von der civitas Ulpia S. N. oder (da Ulpia hier auch ganz promiscue ausgelassen[5]) wird) civitas S. N. gesetzt worden an der von dieser Volksgemeinde auf ihre Kosten unterhaltenen Strasse, und zwar zu Ehren des betr. regierenden Kaisers, dessen Namen im Dativ stehen (s. n. 1 felici, n. 4 Caesari und die Heidelberger Steine von Elagabalus, Alexander, Maximinus [Jahrb. 64 p. 62] und Herennius Etruscus). Von Elagabalus bis Valerianus ist (mit Ausnahme des Gallus) jedem Kaiser eine Säule errichtet worden[6]) und zwar ist dies von Alexander an (abgesehen von Philippus) stets bald nach der Thronbesteigung geschehen. Dieser Ge-**

1) In der Neuenheimer Flur ist bei der Feldbereinigung vor etwa 10 Jahren die bis dahin an der Terrainerhöhung noch leicht erkennbare Römerstrasse einschliesslich ihrer steinernen Unterlage abgetragen worden. Der jetzige Separationsweg läuft zum Theil wenige Schritte von der hohen und trockenen Römerstrasse im Sande. Zu einer Aufnahme und Beschreibung dieser Römerreste bot sich damals eine sehr gute Gelegenheit; bis jetzt ist aber darüber nichts veröffentlicht worden. — Vgl. Christ in Pick's Monatsschrift VI p. 240.

2) Dasselbe ist im Alterthum mit den in Altripp gefundenen Säulen (Brambach 1945—1951) geschehen.

3) An eine, in spätrömischer Zeit hier und da allerdings vorkommende, Weglassung der Ziffer ist hier schwerlich zu denken, um so weniger als dies bei keinem der Heidelberger Duplicate der Fall ist.

4) Ich habe die Leuge 1) zu 2217,9 m und 2) nach dem späteren römischen Fuss zu 2206,5 m angenommen; s. Hultsch, Metrologie 2. A. S. 98.

5) Auf den 13 Säulen ist Ulpia 5 mal gesetzt und 8 mal weggelassen. Selbst die verschiedenen Exemplare desselben Jahres stimmen nicht überein: auf den Heidelbergen Säulen zu Ehren der Philippi und des Herennius Etr. fehlt Ulpia, aber nicht auf den Ladenburger Steinen derselben Kaiser.

6) Beispiele gleicher Anhäufung von Meilensteinen finden sich in Spanien und Afrika. Corp. I. L. II p. 621: sechs, bezw. acht Säulen, aber ohne erhaltene Inschriften; Corp. VIII n. 10137—43: vierzehn Säulen, davon sieben mit lesbaren Inschriften, von welchen fünf gerade denselben Kaiser (Alexander, Gordian, Philippus, Licinius Valerianus mit Gallienus) betreffen, welche sich auch auf den Säulen am Neckar gefunden haben. Die in Corp. VIII n. 10144 erwähnte grosse Anzahl von Säulen gehört dagegen, wie es scheint, einer Werkstatte an und kommt daher für den vorliegenden Zweck nicht in Betracht.

sichtspunkt ist bei der hier und da schwierigen genaueren Datirung, auf deren Erörterung hier nicht näher eingegangen werden kann [1]), mit in Betracht zu ziehen. — Wie es scheint, hat man die früher errichtete Säule nicht jedesmal beseitigt, sondern sämmtliche neben einander stehen lassen; hierfür spricht die Rasur auf dem Steine des Elagabalus (Jahrb. 61 p. 16) und wohl auch das erwähnte Kreuz. Es handelt sich übrigens hier offenbar nicht um eine blosse Vicinal-, sondern um den Theil einer Staats-Strasse (Mogontiacum, Lopodunum u. s. w.). Und mit dieser Annahme ist auch vereinbar der Umstand, dass diese Steine von der civitas gesetzt und die Leugen von dem Vorort der letzteren gezählt sind. Denn wenigstens in Africa wurden, wie Mommsen (Corp. VIII p. 859) gezeigt hat, im 3. und 4. Jahrhundert die Staatsstrassen vorwiegend von den betr. Gemeinden unterhalten, welche dann auch für die Distanzangaben ihre eigene Zählung verwandten. — Für die Galliae und Germaniae können aber die einschlagenden Untersuchungen noch nicht geführt werden.

Ausserdem fand sich noch der viereckige Sockel (mit einem kurzen Ansatze des Cylinders) von einer sechsten derartigen Säule. Dieser besteht wie n. 4 aus gelblichem Sandstein. — Von den sonstigen Ladenburger Fundstücken seien erwähnt: 1) eine Silbermünze des Trebonianus Gallus mit AEQVITAS AVG = Cohen IV (1860) p. 269 n. 7. In dem Ausschnitte ein Münzzeichen wie es scheint: IIII (die zwei ersten Striche nicht ganz deutlich); 2) das Fragment einer Reliefschale von sogen. terra sigillata. — Eine Besprechung der grossen hier noch zu Tage geförderten Architekturstücke wird besser verschoben bis zum Abschluss der weiteren Ausgrabungen, welche dem Vernehmen nach der Mannheimer Alterthumsverein in die Hand nehmen wird.

## Nachtrag.

Die weiteren Ausgrabungen haben ergeben, dass der Raum, in welchem die Leugensäulen lagen, ein Keller ist wie die in Heidelberg gefundenen. — Nach der Messung, welche Herr Cand. philol. Franz Kohlhepp für mich ausgeführt hat, beträgt die Entfernung des Fundortes der Säulen 1) von der Stadtmauer 36,80 m, 2) von der dieses Grundstück an der Heidelberger Strasse begrenzenden Mauer 8,20 m. — Neuerdings sind hier noch fünf Münzen gefunden worden: 4 Grossbronzen (darunter ein Trajan und ein Hadrian) und 1 Mittelbronze. — Sämmtliche Fundstücke hat der Mannheimer Alterthumsverein erworben.

Heidelberg, Dec. 1883. Zangemeister.

---

1) S. besonders Stobbe, die Tribunenjahre 1871 (aus dem Philologus XXXII, 1); Mommsen, Staatsrecht $II^3$ p. 773 ff.; O. Hirschfeld in den Wiener Studien III p. 97 ff.

2. Zwei neuerdings gefundene Oculistenstempel.

1. Gefunden 1877 bei der Kirche von Lavigny, Canton Voiteur (Jura), jetzt im Museum von Lons-le-Saulnier. Der Stein ist 52 mm lang, 45 breit und 8 dick. Eine der Ecken ist rechtwinklig ausgeschnitten, wie es scheint, um die betr. zwei Kanten kürzer zu machen. Die nicht beschriebenen Oberflächen sind am Rande mit eingeritzten Doppellinien und die obere dieser Flächen ausserdem mit zwei Figuren verziert, welche je aus 2 concentrischen Kreisen mit Punkt in der Mitte bestehen (wie auf den Dominosteinen). Der Stein ist mit Abbildung veröffentlicht von Dr. Georges Camuset, un nouveau cachet d'oculiste. Paris 1880, pp. 8 in 8$^{0}$. (Sep.-Abdr. aus der Gazette des hôpitaux, 15. Dec. 1879); vielleicht ist er inzwischen auch bereits in einer antiquarischen Zeitschrift publicirt, trotzdem möge er hier eine Stelle finden. Die Inschriften (von denen n. 3 auf einer der gekürzten Kanten steht) lauten:

1. C CASSI CENSORIS DIA
LEPIDOS AD ASPRITVD

2. C CASSI CENSORIS DI
A MISVS AD ASPRITV

3. C CAS CENSORIS
SPERION AD CLAR

Das Heilmittel „sperion" hat sich meines Wissens bisher noch auf keinem dieser Stempel gefunden. Das Wort ist aber nicht etwa mit Herrn Camuset von σπεῖρον abzuleiten und bandage roulé zu erklären, sondern ist das aus Celsus 6, 6 § 21. 23. 25. 26. 28 bekannte Collyrium σφαιρίον.

2. Gefunden in Houtain-l'Évêque bei Landen, jetzt im archäologischen Museum zu Lüttich. Die Inschrift theile ich mit nach dem Abdruck in der Lütticher Zeitung „La Meuse" vom 31. October und 1. November 1883, Nr. 260, 2. éd., welche Herr Schuermans die Güte gehabt hat an Mommsen zu senden. Nach Angabe dieses Artikels hat der Abbé Habets über den Stein an die Amsterdamer Akademie berichtet und soll dasselbe demnächst edirt werden in dem Bulletin des Commissions d'art et d'archéologie, sowie in dem Bulletin de l'Institut liégeois. Die Aufschriften lauten („mit Auflösung der Ligaturen"):

1. TITI CROCODES AD ASPRITVDINEM ET SYCOSIS
2. TITI CROCODES AD ASPR ET SYCO
3. TITI BASILIVM AD CLARITATEM OPOBALSAM
4. TITI BASILIVM AD CLARIT OPOB

Der Oculist oder Apotheker[1]) verkaufte also diese beiden Salben in je zwei Sorten, einer grösseren und einer kleineren. Die Augenkrankheit sycosis ist aus den antiken Aerzten bekannt, hier findet sie sich zum ersten Male auf einem Oculistenstempel. Wenn in Nr. 1 das Wort auf dem Steine ausgeschrieben steht, wird vermuthlich sycoses zu lesen sein.

Heidelberg. K. Zangemeister.

3. Fragment einer Meilensäule. Unter den epigraphischen Papieren des Baron von Hüpsch († 1. Januar 1805), welche jetzt im Codex 3287 der Hofbibliothek zu Darmstadt vereinigt sind, findet sich auf Blatt 75v von unbekannter Hand das Fragment einer Säule mit Resten von sechs Zeilen abgezeichnet und dazu bemerkt: „Dieses stück saulen Werck[2]) nebs dem rauhen fussgestel hab hier im busch gefunden und nach hauss bringen lassen." Eine Provenienznotiz wird nicht gegeben, es stehen aber auf der anderen Seite des kleinen Zettels von anderer Hand noch folgende Worte mit Bleistift geschrieben „Hrn Daniels zu | Eschweiler," aus denen man wohl entnehmen darf, dass der Stein in der Gegend von Eschweiler (welches ja als römischer Fundort bekannt ist; s. Brambach Nr. 633) zu Tage gekommen ist. Vielleicht ist ein Leser der Jahrbücher in der Lage, über diesen Herrn Daniels Auskunft zu geben. Das Fragment scheint verloren zu sein, und Hüpsch hat dasselbe in seiner „Epigrammatograhia" vom Jahre 1801 nicht mit abgedruckt. So dürftig die erhaltenen Reste sind, lassen sich diese Zeilen doch leicht ergänzen.

| Die Abschrift lautet: | Zu ergänzen ist[3]): |
|---|---|
| I · IV | IM p. caes. divi |
| A · N | AN tonini fil. |
| D · L · V | DiVi veri parth. |
| M : | Max. frater divi |
| H · A · | HAdriani nep. divi traiani |
| PAR · | PARth. pron. . . . . . . . . |
| | (u. s. w.) |

Die Meilensäule ist also unter Mark Aurel gesetzt und gehört in die Zeit zwischen 169 und 180, in welchen Jahren Verus, bezw. Mark Aurel gestorben sind.

Ueber die Strassen, welche hier in Betracht kommen können, namentlich die von Gressenich nach Jülich, sehe man nach bei Schmidt, Jahrbb. 31, S. 137 und Schneider, Jahrbb. 73 Taf. II u. S. 3.

Heidelberg. K. Zangemeister.

1) Vgl. meine Bemerkung im Hermes 2 S. 316 Anm. 2.

2) „Werck" ist undeutlich.

3) Vgl. z. B. Wilmanns, Exempla n. 952.

4. Unedirte Inschrift von Worms. Die epigraphischen Handschriften des Accursius in der Bibliotheca Ambrosiana zu Mailand 1) O 125. sup. XII und 2) D 420. inf. I enthalten unter Nr. 4 bezw. Nr. 48 eine Inschrift von Worms, welche bisher nicht publicirt worden ist. Sie lässt sich aber in allem Wesentlichen mit Sicherheit erklären und ergänzen und verdient bei ihrer Wichtigkeit bekannt gemacht zu werden.

Die Provenienz-Notizen sind die folgenden: 1) in O 125: „Vormetz (Vormacia) in episcopatu"; 2) in D 420: „Vormatię in ędibus D. Rainardi a Reipurg decani Vormatiensis, prope episcopatum, parvo lapide quadrato". Der Text lautet nach Mommsen's Copie der Handschriften:




Beide Abschriften sind gleichlautend, nur dass im Codex 420 Z. 1 hinter ROMA noch der Rest I (ROMAI) angegeben wird, Z. 5 EX.V steht und Z. 6 das P ausgelassen ist.

Accursius[1]) hat die Rheinlande selbst bereist und sicherlich den Stein selbst copirt. Auch diese Abschriften zeugen von seiner bekannten Treue und Genauigkeit. Sie ermöglichen leicht eine Wiederherstellung der Inschrift.

Victo[riae] | L. (oder P. oder T.) Roma[nius] | Respect[us] | dec(urio) c(ivitatis) Van(gionum) | [liben]s (?)[3]) ex v(oto) | [in] suo p(osuit).

Die Formel ex voto in suo posuit findet sich auch in zwei anderen Wormser Inschriften: Brambach 888 und 905.

Die gens der deutschen Vangiones war ebenso wie z. B. die der benachbarten Nemetes und Triboci[4]) nach gallischer Analogie als civitas

1) Ueber ihn handelt Mommsen im 9. Bande des Corpus S. 397 fg. Vgl. Hübner im 2. Bande S. VII.

2) Nach Mommsen stammt der Codex O 125 von Accursius' Reise 1530—1531; der Codex D 420, in welchem Acc. auf 125 verweist, ist später und zwar nach 1538 geschrieben.

3) Das L in LIBENS (wenn diese Emendation das Richtige trifft) hatte, wie es scheint, die cursive Form ʖ, welche in später Zeit (etwa im 3. Jh.) auch in die Lapidarschrift eindrang.

4) Ueber die civitas Nemetum sind von mir an anderer Stelle (S. 88) die Zeugnisse angeführt worden. Die civitas Tribocorum findet sich Bramb. 1953

constituirt und hatte zum Vorort Borbitomagus[1]), welches Sitz der Gemeindebeamten der ganzen civitas war. Die vorliegende Inschrift ist die erste, in welcher die civitas Vangionum und ein Decurio derselben ausdrücklich genannt wird.

Heidelberg. K. Zangemeister.

5. Ein gallisch-römischer Ringwall. Aus der Pfalz, Anfang October. Im Westrich, im Gebiete der Blies, liegt östlich an der mäanderischen Kantonshauptstadt Waldfischbach, oberhalb der Burgalb, die sogenannte „Heidelsburg". Ein im Walde versteckter Berggrat ist auf drei Seiten von der Burgalb umflossen, die vierte decken gigantische Felsenmassen. Er besteht aus einer länglich ovalen Felsenmasse, welche von N. nach S. einen Durchmesser von 200 m, von W. nach O. eine von 25 bis 50 m ansteigende Breite hat. Auf der Westseite umzieht den Rand eine zerfallene Beringmauer, welche von einem aus cyklopischen Blöcken konstruirtem Thoreingange unterbrochen wird, die Süd- und Ostseite schützen senkrecht bis zu 16 m abfallende Felsen. Die Untersuchung des Beringes ergab eine in der Höhe von 1,3 cm zusammengestürzte Mauer, welche ursprünglich in der oberen Schicht aus mit Mörtel verbundenen Bruchsteinen bestand. In der tiefsten Schicht fand sich neben einem ornamentirten Gefässstück vom Hügelgräbertypus, eine gallische Bronzemünze, ganz in der Nähe ein kleines geschliffenes Steinbeil von 8 cm Länge; weiter oben lag neben Scherbenstücken der spätrömischen Zeit und verbrannten Resten von Francisca und Lanze eine Bronzemünze des Kaisers Constantin, geprägt zu Trier, dazwischen veräschte Erde, angebrannte Steine und Mörtel. Schon früher wurden hier Römermünzen derselben Periode ausgegraben (Apotheker Rausch). An der Nordseite, unmittelbar an dem eingeschütteten Graben liegt ein Schuttkegel von 21 m Durchmesser, 3 resp. 4 m Höhe. Beim Ausgraben[2]) desselben ergab sich das Resultat, dass die Nordseite desselben umzogen ist von einer aus römischen Skulptur- und Inschriftsteinen bestehenden Quadermauer. Dieser Mauerzug bildet einen Halbkreis und hat

---

und 1954. Ausserdem wird sie nach meiner Ansicht noch erwähnt in der Inschrift (Br. 1842) an der Wasenburg bei Niederbronn. Hier nämlich steht nach Severinius Satullinus nicht C · F (was man irriger Weise sogar „Gaii filius" erklärte), sondern nach der Revision von Léon Palustre im Bulletin Monumental 43 (1877) p. 672: C · T. Dieser Gelehrte hat dies aber mit Unrecht civis Taunensis gedeutet; es bezeichnet offenbar civis Tribocus. Schon die Schreibung mit blossen Initialen spricht dafür, dass diejenige Civitas gemeint ist, innerhalb deren Territorium die Votivinschrift gesetzt wurde.

1) S. meine Bemerkung in Hettner's Korrespondenzblatt II (1883) p. 43.

2) Die Ausgrabungen fanden Ende August und Anfang October 1883 Statt; dieselben leitete der Unterzeichnete.

eine Länge von 27 m, eine Breite von 2 m und eine Höhe von 1,50 bis 2 m. Auf diesen das Fundament bildenden Quadern war dann der Oberstock des Bergfriedes aufgeführt. Die Thurmanlage entspricht topographisch vollständig dem mittelalterlichen Bergfried. Nach Einnahme der Umwallung bildete seine Vertheidigung den letzten Schutz und Schirm (=frid, davon Friedhof, umfriedigen u. s. w.). Nach den im Eingang und sonst vorgefundenen Scherbenstücken, Kohlen, nach den zum Theil verglasten Mörtelbrocken u. s. w. ward dies Schutzwerk zu Ende der Römerherrschaft zerstört und ging wie die ganze Burganlage durch Brand zu Grunde. — Die Skulpturstücke (etwa 30) gehören im Einzelnen als Gesims- und Friestheile, als Deckplatten und Kapitäle, theils zu grösseren Gebäulichkeiten, etwa Sacellen und Tempelanlagen, theils bildeten sie Bestandtheile eines Todtenfeldes. Charakteristisch sind hier die Grabmonumente, die Hautreliefdarstellungen von Ehepaaren, welche theils als Brustbild, theils als Vollfigur unter einem Baldachin auf den Steinen erscheinen, ähnlich zu Epfach am Lech[1]), zu Autun, Arlon und anderen Städten der Gallia Belgica. Je zwei Männer halten in der Linken eine geschwungene Beilaxt, welche mit der Form der fränkischen Francisca übereinstimmt und offenbar aus der römischen Ascia im Laufe des 4. Jahrhunderts nach Christi hervorging. Die männlichen Figuren tragen ausserdem um den Hals einen starken Torques und die Frauen eine aus Lockenreihen bestehende Haarfrisur

Auch ein grösseres dem Catonius Catullinus und dessen Gemahlin gewidmetes Grabdenkmal ist erhalten. Auf den Seitentheilen der Basis ist eine einem gezierten Thurm zureitende Matrone und eine Serie römischer Prunkgefässe angebracht. Einzelne Darstellungen, besonders ein Todesengel, ein schlafendes Kind (= Attis), eine opfernde Jungfrau, ein sitzender Hirtenknabe (= Attis) sind mit grosser Sorgfalt in Raumvertheilung, Faltenwurf u. s. w. behandelt, andere Skulpturen zeigen flüchtigere und handwerksmässige Technik. Eine Steinkiste und zwei Sarkophage für Urnen deuten darauf hin, dass das betreffende Todtenfeld noch in der Zeit der Leichenverbrennung angelegt war. Von den 8 mit römischen Inschriften bedeckten Hausteinen zeigen 3 eine vollständige Dedikation privaten Charakters auf, je zwei gehören zusammen, drei sind fragmentirt. Das Interessante dabei ist, dass nicht weniger als 17 Eigennamen durch diese Inschriften erhalten sind. Viele haben echtromische Namensform, andere haben gallische Formen, einige lassen sich auf spezifisch germanische Wurzeln zurückführen. Von Bedeutung ist dass mehrere dieser Namensformen ganz neu sind, während sich ein starker Prozentsatz gallischer Namen mit solchen aus Rhätien, Vindelicien, Oberitalien und Gallien stammenden Eigennamen deckt. Unter diesen gallischen Namensträgern

1) Vgl. Jahresbericht des Historischen Vereins im Oberdonaukreis 1835.

sind bemerkenswerth: Ammo, Drappo, Sennaius, Scitus, Courunus, Puster, Dagilius, Sena, Cianaius, Vetidonneta, Indu . . . gehört wahrscheinlich zu einem ergänzenden Indutiomarus oder Indutus (corp. inscript. lat. ed. Mommsen III, 2, 5777 von Epfach am Lech). Römischen Ursprungs sind: Catonius, Catullinus, Collinus, Marinus, Ianuarius, Tertia.

Von vollständigen Grabinschriften seien hier drei angeführt:

CATONIOCA
TVLLINO·MF
ETVXSORI[c]
·H· ·P·

(d. h. dem Catonius Catullinus [M. F. irgend ein Attribut, vielleicht Magistro fabrorum oder Marci filio] und seiner Gemahlin setzte das Denkmal der Erbe h. p. = heres posuit.)

Ein zweiter Stein trägt als Schmuck geschmackvoll eingehauenes Weinlaub mit Trauben dazwischen und in diesem Rahmen folgende Dedikation:

AMMON[I]
DRAPPO
NIS FILIAE

Ein dritter Denkstein hat eine Höhe von 90 cm, eine Breite von 70 cm, eine Tiefe von 35 cm. Die beiden Ecken der obern Kante schmücken in Seitenleisten auslaufende Voluten.

Der vollständig erhaltene Text heisst:

MARIN·I·IANV
ARIET VETI·DO
NNETE FILI·S·
TERTIA·S·CITI
·FIL·NA·TIS·VI
VA P

Mit Hilfe von Prof. Zangemeister zu Heidelberg lesen wir:

Marini Ianuarii et Vetidonnetae
filiis Tertia Sciti filia
natis viva posuit

d. h. „den Söhnen des Marinus Ianuarius und der Vetidonneta setzte Tertia, die Tochter des Scitus, als Lebende den Kindern, dies Denkmal".

Die weitere Untersuchung des Werthes dieser rheinischen Skulpturen für Archäologie und Linguistik muss einer Specialarbeit überlassen werden. Nur dies sei zum Schluss hervorgehoben, dass dies Refugium offenbar in zwei Perioden benutzt wurde: in einer vorrömischen d. h. gallischen und in einer spätrömischen. In der ersteren wurden die Cyklopenblöcke am Eingang gethürmt, der Graben durchschrotet, Steinbeil und

Münze verloren. Letztere aus Bronze zeigt auf dem Avers einen Mann im eiligen Schritt, der in der Rechten ein Schwert oder eine Lanze, in der Linken einen runden Schild oder Torques trägt. Nach Hettner wird diese Galliermünze zahlreich in den Gebieten der Treverer und Helvetier gefunden[1]). Das Terrain gehörte aber in historischer Zeit zum Mediomatricerlande und von den Mediomatricern rührt offenbar die erste Befestigungsanlage hier her. In einer zweiten, durch mindestens ein halbes Jahrtausend geschiedenen Periode, flüchteten hierher die durch die einfallenden Germanen bedrohten Provinzialen der Umgegend sich, ihre Angehörigen und ihr Vieh. Zur Sicherung umzogen sie den Nordrand mit einer Steinmauer, deren Quadern sie in der Eile der Verzweiflung den Heiligthümern ihrer nahen Ansiedlungen, den Tempeln und Friedhöfen entnahmen. Aber Nichts half den letzten Römern der Mauerschutz gegen den furor Teutonicus der Alamannen, Vandalen, Alanen. Sie machten auf der Römerstrasse, welche vom Rhein her über Johanniskreuz, Heltersberg, die Burgalb hinab über Klausen zur Saargegend führt, und in einer Schreckensnacht fiel Burg und Wall, wenn nicht schon vorher die Vertheidiger das Ganze angezündet und verlassen hatten.

So melden und künden die Trümmer dieses pfälzischen Burgwalles von der Cultur zweier fernen Culturkreise, von den gallischen Mediomatricern und von den romanisirten Provinzialen, von der Baukunst beider Völker und von Tragödien, welche hier auf menschenentlegener Felsenhöhe sich vor $1\frac{1}{2}$ Jahrtausenden abgespielt haben. Die wichtigsten Fundstücke wurden jüngst von dem unterzeichneten Finder in das Provinzialmuseum zu Speyer überführt.

Dr. C. Mehlis.

6. Johann Joest aus Calcar und die niederrheinische Malerschule. Bei Gelegenheit der Inventarisation der Kunstdenkmäler kam mir in Schermbeck, Kreis Rees, ein Flugelaltarbild zu Gesicht, welches aus der ehemaligen katholischen Kirche stammt und jetzt der evangelischen Gemeinde zu Schermbeck gehört. Das Bild, etwa $1\frac{1}{2}$ m hoch, aus drei Flügeln bestehend und mit mittlerem Aufsatz für den Calvarienberg, stellt die Leidensgeschichte Christi dar und steht im Renommé, wie so manche Bilder am Niederrhein, ein Jan van Calcar zu sein.

Nachdem ich dasselbe aufmerksam betrachtet, insbesondere auch die Costüme als dem Jahre 1500 etwa entsprechend festgestellt hatte und mich der Ansicht zuneigte, dass so Manches, u. A. auch der Modellkopf [illegible] der geistige Luftton des architectonischen Hintergrundes, an [illegible] Anfang des 16. Jahrhunderts entstandenen Hochaltarbilder

[1]) [illegible] d. Provinzialmuseum zu Trier 2 Aufl. S. 64.
[illegible]

erinnere, machte Herr Bürgermeister Maassen, der mich liebenswürdigerweise begleitete, auf Zeichen aufmerksam, welche eine Nummer oder Jahreszahl zu sein schienen, und auf einem Architecturstück des Vordergrundes vom rechten Flügelbilde sich befanden, worauf ich nachstehende Initialien und Interpunctionen unterschied: J˙J.C. von deren Originalität ich mich, soweit das durch den Augenschein angeht, überzeugte.

Es liegt nun sehr nahe, wenn man die Zusammengehörigkeit der beiden ersten Majuskeln und deren Trennung von der dritten durch den runden Punkt, sowie den viereckigen Schlusspunkt in's Auge fasst, die Lesung: Johann Joest, Calcar, zu vermuthen und mache ich daher auf dieses Malerzeichen aufmerksam, da es einem Vereinsgenossen einmal bei dem Studium über die rheinischen Malerschulen nützlich sein kann.

Da trotz der eingehenden Studien von aus'm Weerth und Wolff über die Calcarer Schule, mir so manche irrthümliche Ansicht über diese Malerschule auffiel, welche sich sogar auf wohl missverstandene, gelegentliche Aeusserungen von Fachleuten stützte, so mag für weitere Kreise die Erwähnung hier am Platze sein, dass Johann Joest aus Calcar als Bürger und Maler des Hochaltars zu Calcar festgestellt ist, welcher 1508 gemalt wurde. Dieser Maler kann daher als Hauptmeister der Calcarer Schule angesehen werden, die unter dem Krummstab des kölnischen Suffragan-Bischofs zu Calcar seit Anfang des 16. Jahrhunderts zur Blüthe kam.

Johann Joest ist nicht identisch mit dem Maler Johann aus Calcar in den Niederlanden, von welchem uns Vasari erzählt, dass er es in seiner Kunst zu einer täuschenden Nachahmung Tizians gebracht habe.

Dieser Maler ist als Johann Stephan ermittelt, um 1500 geboren und wanderte nach Italien, wo er in Venedig wohnte und wahrscheinlich Tizians Schüler war. Er starb 1546 in Florenz und kommt für die Calcarer Schule, obwohl er von dort die Anfangsgründe der Maltechnik mitgebracht haben wird, nicht weiter in Betracht, da keine Jugendarbeiten von ihm nachgewiesen sind, seine italienischen Arbeiten aber durchaus den Charakter der Bellinischen Schule tragen.

Kunsthistoriker von Fach möchte ich an dieser Stelle noch auf ein Tafelbild aufmerksam machen, welches in Haldern, Kreis Rees, auf den Sakristeiboden der katholischen Kirche reponirt ist — ein altes sehr grosses Flügelaltarbild, welches in vielen Abtheilungen die Lebens- und Leidensgeschichte Christi darstellt. Nach Technik und Costüm habe ich dasselbe als der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstammend registrirt. Das Bild erinnert ausserordentlich an jenes Kölner Dombild aus dem Jahre 1430, welches dem Meister Stephan Lochner zugeschrieben wird und kommt bei Beurtheilung der rheinischen Schulen vor der flandrischen Beeinflussung durch die Brüder van Eyk jedenfalls mit in Betracht.

Rom 1883. Hermann.

7. **Zwei Pokale aus dem Jahre 1578, Kölner Meisters.** Die Stadt Wesel ist Besitzerin zweier herrlicher silbervergoldeter Pokale, die mir bei Inventarisation der Kunstdenkmäler daselbst gezeigt wurden, nachdem ich auf ihre Existenz bereits durch manchen in den Zeitungen mit enormen Summen notirten Erwerbs-Versuch aufmerksam geworden war. War daher meine Erwartung schon hoch gespannt, so wurde sie doch noch beim Anblick dieser Prachtstücke deutscher Renaissance übertroffen. Die beiden schlanken Pokale sind etwa 45 cm hoch und in getriebener, nachciselirter Arbeit reich mit ornamentalem und figürlich plastischem Schmuck sowie mit Gravirungen ausgestattet.

Den runden Fuss zieren Maskarons und Fruchtschnüre innerhalb Cartouchen, Figürliches und Trophäen. Auf dem Nodus des mehrfach gegliederten schlanken Schaftes erheben sich Grotesken, den Schaft begleitend bis zur Kuppa, welche aus unterm Wulst, cylindrischem Gefäss und karniessförmigem Rand besteht. Der Wulst hat wieder Cartouchenwerk mit Maskarons, der Rand Gravirungen, die Cylinder aber zeigen auf ihrer Ummantelung je drei alttestamentarische Scenen der Gastfreundschaft, welche in hohem figürlichem Relief bei tiefer Perspective gruppirt und von einander durch Hermen getrennt sind. Der in ähnlicher Weise mit Cartouchenwerk gezierte, auf seinem äusseren Rande die Widmung aufnehmende Deckel hat die Form eines umgekehrten flachschaaligen Gefässes, dabei die Gliederungen des Schaftes wiederholend, und trägt auf seiner Spitze die Figuren je eines Pilgers mit Pilgerstab und Tasche, Abschied nehmend und mit Votivschilden in der Hand, auf denen zu lesen: „Conserva Domine Wesaliam inclytam, hospitium ecclesiae tuae" und „Hospes fui et collegistis me. Mat. 25", die einen religionsgeschichtlichen Vorgang andeuten.

Und in der That sind die beiden Pokale Zeugen einer schönen Episode aus der niederrheinischen Reformations-Geschichte. Die religiöse Bewegung begann in Wesel bereits 1521 und gewann um so mehr Boden, als der clevische Landesherr ihr nicht ungünstig gesinnt war. Schon 1531 liess Herzog Johann III. von Cleve durch Desiderius Erasmus eine den neuen Ideen entsprechende Kirchenordnung für seine Lande verfassen, die derselbe in niederrheinischer Mundart aufsetzte. Luther, dem der Herzog sie unterbreiten liess, kritisirte sie freilich mit dem laconischen Ausspruch „Schlecht deutsch und schlecht evangelisch": gleichwohl wurde sie eingeführt.

Mitte des 16. Jahrhunderts war Wesel fast vollständig der evangelischen Lehre zugethan. Der Magistrat, ohnehin fast mit der Gewalt einer freien Reichsstadt ausgestattet, usurpirte das Patronatrecht der gesammten städtischen Kirchen und hielt in der Folge gegen die Einflüsse des Landes[illegible] Kaiser und seinem Nachfolger Philipp II. beeinflusst katholisch [illegible] gegen den Kaiser selbst steifen Nacken.

[illegible] Zeit [illegible] Wesel [illegible] die Votivschrift sagt „die Herberge"

der evangelischen Kirche. Allen durch die Inquisition Philipp II. bedrohten Glaubensgenossen der spanischen Niederlande gab es Obdach und Schutz, wie sehr es auch darum angefeindet wurde. Als im Jahre 1578 die Verhältnisse jener Theile der Niederlande, welche im folgenden Jahre zur Utrechter Union zusammen traten und damit das spanische Joch endgültig abwarfen, die Rückkehr gestatteten, brachten „die dankbaren Gemeinden der geflüchteten Niederländer und Wallonen", wie die Widmung sagt, dem Magistrate diese Ehrenpokale dar.

So hat denn die Stadt alle Ursache, auf diese Prachtstücke stolz zu sein; sie denkt daher auch nicht daran, sich derselben zu entäussern. Wohl aber dürfte einer Herausgabe dieser Stücke in einem der jetzt so vielfach erscheinenden Prachtwerke über deutsche Renaissance Nichts im Wege stehen, und mache ich daher betreffende kunstgewerbliche Kreise darauf aufmerksam.

Ein kleiner Lichtdruck befindet sich zwar schon in der Gantesweiler'schen Chronik von Wesel.

Stücke desselben Kölner Meisters, dessen Namen übrigens unschwer aus der vorhandenen Schenkungsurkunde wird zu ermitteln sein, befinden sich im Silberschatz der Stadt Emden, wie sich durch Vergleich der Marken hat feststellen lassen, und sind bereits photolithographisch abgebildet.

Ein anderes Prachtstück derselben Zeit und Stylform kam mir im Kirchenschatz der St. Aldegundispfarre zu Emmerich zu Gesicht — ein Ciborium bezw. Messkelch mit alttestamentarischen Brunnenscenen in einer Cartouchenornamentirung — worauf ich zu gleichem Zwecke aufmerksam mache.

Rom 1883. Hermann.

8. Odendorf (Kr. Rheinbach). Neue Matronensteine. Die Matres auf den Inschriftsteinen von Berkum haben den Zunamen Atufrafinehae. Man hat diesen Namen auf die Orte Arzdorf und Adendorf bezogen[1]). Viel näher liegt die Beziehung auf den nebenan befindlichen ehemaligen Rittersitz Odenhausen, dessen Geschlecht sich mindestens bis in das 14. Jahrhundert verfolgen lässt[2]). Das Burghaus Odenhausen liegt auf einem erhöhten Punkte westlich von Berkum inmitten des zur Burg Drachenfels gehörigen „Ländchens". Sein jetziger Aufbau trägt über der Thür das Wappen des Arnold Blanckart von Schenk mit der Jahreszahl 1590. In Odenhausen wurde bereits im 16. Jahrhundert eine

1) Jahrb. LXVII, S. 53.

2) Strange, Beiträge zur Genealogie der adligen Geschlechter VI. Heft, S. 79.

Inschrift der Matronae Asericinehae gefunden [1]), welche leider verloren gegangen ist.

Von diesen meines Wissens anderwärts bisher nicht vorkommenden Matres wurden in diesem Frühjahr bei dem Orte **Odendorf** und zwar 300 m südöstlich zwischen Odendorf und Rheinbach nahe der Bahnlinie und dicht an der von Palmersheim kommenden Römerstrasse zwei neue Inschriften gefunden. Sie befinden sich auf zwei kleinen Stelen von rothem Eifeler Sandstein, 50 und 60 cm hoch, von denen die eine gerissen ist, die andere einen Abbruch oberhalb und innerhalb der ersten Zeile hat.

Die Texte lauten:

| I | II |
| --- | --- |
| A S E R E ////// [cinehis] | A S E R C N E IS |
| C · S E V E R I N I V S | L · A P P I A N N V S [2]) |
| C A N D I D V S | T E R T I V S I M P |
| E X I M P E R I O | I P S · L · M |

Eine Menge Topfscherben und ein eisernes Geräth von 36 cm Länge, das an einer Seite einen Löffel, an der andern Seite gabelförmige Zinken hat und als Feuerungs- resp. Opfer-Instrument anzusehen ist, lagen umher.

Nachdem die Steine sich bereits im kleinen Kunsthandel verloren hatten, gelang es mir, dieselben vor weiterer Beschädigung und Verschleppung durch sofortigen Ankauf zu sichern. Sie befinden sich in meinem Besitz.

In dieser vorläufigen Mittheilung möchte ich zunächst nur darauf hindeuten, dass der Name der Matres **Atufrafinehae** und **Asericinehae** oder **Aserecinehae** bei **Odenhausen** und nunmehr bei **Odendorf** einen Zusammenhang aller dieser Namen unverkennbar erscheinen lässt; mag man nun mit **Klein** (Jahrb. LXVII, S. 53) die Benennung der Mütter auf die Orte ihrer Verehrung zurückführen, oder wie **Bergk** (S. 146 des I. Jahrg. d. Westd. Zeitschrift) die Ortsnamen vom Cultus der Matres herzuleiten geneigt sein. Ich entscheide mich für die erstere Meinung.

Beiläufig sei noch der Verwirrung gedacht, welche **Bergk** in die Berkumer Matronen-Cultstätte bringt, indem er durch irriges Verständniss der dem 67. Jahrbuch beigegebenen Tafel III und Nichtbeachtung der Beschreibung das 44,70 m von der Aedicula entfernte, mit dem Wort „Funda-

1) Zuerst abgeschrieben von dem Bonner Canonicus **Campius** und mitgetheilt an **Freher**. Vgl. die Litteratur bei **Brambach** C. I. R. 517, wo dieselbe [illegible] ist.

2) [illegible] Steinmetz in dem Worte APPIANNVS sich in so- [illegible] in der 3. Silbe das A vergass, ebenso das [illegible] N in der dritten Silbe. Beide Buchstaben sind nachträglich in die Zeile [illegible]

ment" auf dem Plan bezeichnete Wohngebäude als ein ungetrenntes Bauwerk mit ersterer zusammenwirft. Es liegen aber hier zwei ganz unverbundene, räumlich von einander getrennte Bauten vor. Wenn ich den grössern Bau für eine Mutatio ausgab, so bestimmte mich dazu nicht allein der Grundriss, auf den ich anderwärts zurückkomme, sondern das Vorkommen von Hufeisen im innern Hof. Mit der Matronen-Capelle hat dieses Gebäude gar keinen ersichtlichen Zusammenhang, weshalb alle hieran geknüpften Folgerungen hinfällig sind.

E, aus'm Weerth.

9. Der Michelsberg (Kr. Rheinbach, Bürgermeisterei Schönau). Spuren römischer Ansiedlung, wie ich sie im 75. Jahrbuch, S. 176 ff. auf dem Godesberg und dem Tomberg nachgewiesen habe, lassen sich gleichmässig für den Michelsberg auffinden. Der eine Stunde westlich von Münstereifel gelegene, in weiter Ferne sichtbare Berg erhebt sich 1800 Fuss über dem Meeresspiegel und trug, soweit eine historische Controle vorliegt, mindestens seit Jahrhunderten eine Capelle, welche jetzt dem h. Goar geweiht ist, vordem aber gewiss, dem Namen des Berges entsprechend, dem christlichen Kriegspatron, dem h. Michael, zugehörig war.

Die Wahrnehmung, dass die von mir im 66. Jahrbuch, S. 87 besprochene Bonn-Trierer Römerstrasse, welche von Bonn durch den Flamersheimer Wald nach Blankenkeim führt, dicht am Michelsberg vorbeiläuft, veranlasste mich zu dessen Besuch. Ueber den Michelsberg finde ich ausser den dürftigen Erwähnungen bei Bärsch[1]) und Katzfey[2]) keine

1) Bärsch III. B., 1. Abth., S. 354 f.: „Nahe bei Schönau, eine Stunde von Münstereifel entfernt, erhebt sich in weiter Ferne sichtbar, über 1800 Fuss über dem Meeresspiegel, der Michelsberg, der aus Basalt besteht, und von welchem man eine herrliche Aussicht hat. Seit Jahrhunderten stand auf diesem Berge eine Kapelle, dem heiligen Goar gewidmet, welche zur Pfarrei Schönau gehörte. Dem Grafen von Manderscheid-Blankenheim stand die Kollation zu und derselbe bezog den Zehnten, welcher 24 Malter Roggen und eben so viel Hafer eintrug. Es ist noch ein Missale vorhanden, welches im Jahre 1556 zum Gebrauche in der Kapelle geschrieben wurde. Im Jahre 1632 übertrug der Graf von Manderscheid dem Jesuiten-Kollegio zu Münstereifel die Mission auf dem Michelsberge und schenkte derselben die dabei gelegenen Waldungen Engelsbüsch und Michelsbüsch. Das Kollegium liess nun den Dienst in der Kapelle durch die Mission versehen. Nach Aufhebung des Ordens verrichteten die geistlichen Lehrer des Gymnasiums zu Münstereifel diese Funktion.

Am 6. Mai 1836 schlug der Blitz in die Kapelle und beschädigte dieselbe so, dass seit der Zeit kein Gottesdienst mehr darin gehalten werden kann.

Die Höhe des Weges von Michelskirch nach Tondorf, 400 Ruthen, von Michelskirch 20 Ruthen östlich des Weges beträgt 1507 Fuss und auf der Heide 58 Ruthen seitwärts des Waldes 1597 Fuss."

2) Katzfey, Gesch. der Stadt Münstereifel. Köln 1854. S. 4.

historischen Nachrichten. Letzterer sagt kurz, „dass die Heerstrasse von Bonn nach Trier über den Michelsberg gehe". Mit dieser im Einzelnen noch unerforschten Römerstrasse, welche von Blankenheim über Tondorf am Michelsberg vorbei auf S. Tönnes (Hohmanns-Hof) und Scheuerheck geht und zwischen Kirchheim und Schweinheim den Flamersheimer Wald passirt, gedenke ich mich noch weiterhin zu beschäftigen. Für meine Untersuchung unserer Berghöhen bezüglich ihrer römischen Ansiedlung genügt die Thatsache, dass sich 300 Schritt südlich vom Michelsberg, dicht an der rechten Seite des Communalweges von Mahlberg nach Reckerscheid und zwar in der Flur „am Lindchen" römischer Bauschutt, Ziegelstücke, Dachpfannen u. dgl. in solcher Menge vorfinden, dass ohne Zweifel ein römisches Gebände daselbst gestanden haben muss. Die betreffende Parzelle gehört dem Ackerer Joh. Müller in Mahlberg.

Die auf der Spitze des Michelsberges befindliche einschiffige Wallfahrts-Capelle mit gothischem Chor und altem viereckigen Thurm an der Westseite ist nach dreimaligem Abbrennen so oft erneuert worden, dass sie als historisches Denkmal kaum mehr anzusehen ist. Vielleicht finden sich unter dem verdeckenden Verputz noch Mauertheile und einzelne Steine alten Gepräges. Indessen fand ich auch in unmittelbarer Nähe im Boden Tuff- und Mörtel-Stücke, welche unbedingt spätrömischer Zeit angehören und weiterer Untersuchung den Weg zeigen, um festzustellen, dass auf dem Gipfel des Berges römische Bauten standen.

E. aus'm Weerth.

10. Metz. Grabkreuze von Blei im Dom. Im Jahre 1882 fand man in der Vierung des Domes bei Beseitigung der aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts herrührenden „Rotunde", nämlich der also genannten in die Vierung vorgeschobenen Chorerweiterung und der damit zusammenhängenden Vertiefung des Fussbodens eine sechstheilige Kiste von Eichenholz mit den Gebeinen und Gewandresten von 6 Metzer Bischöfen. In jeder Abtheilung lag zur Bezeichnung der Person des Verstorbenen eine Bleiplatte in Kreuzform mit eingetriebenen Inschriften, welche Todestag und Namen der Bischöfe gaben. Auf dem Deckel des Sarges war eine grössere viereckige Platte mit folgender Inschrift befestigt:

XVIII° · KL IVLII · ANŌ DNĪ · M° ·
CCCC° · XXI° HIC RECONDITA
SVT · OSSA BOnea · MEmorie · THEODERICI IV
NIORIS IOhannis DE ASPEROMOTE BOCHAR
di REGINALDI ET STEPHANI QVŌDAm
METĒN EPOR NECNOn THEODERICI

CANO^CI · ET LEVITE METĒN · ELECTI ·
PRIDIE · SVIS · E · TVMVLIS · OB Ā(m)PLIA
TIONEM · CHORI · EXTRACTA ·
QVŌR AĪE · IN · PACE REQVIESCĀT.

Aus dieser Inschrift geht hervor, dass man bei Erweiterung des Chores auf die ursprünglichen Gräber dieser Bischöfe stiess, die Gebeine herausgenommen und im Jahre 1521 in dem vorbezeichneten Gesammtgrabe wieder beigesetzt wurden.

Der Dombaumeister Tornow hat für die betreffende Stelle des Fussbodens einen neuen Grabstein aus pierre de tonnerre machen lassen, welcher diese Inschrift reproducirt. Sehr verdienstvoll und ein glänzendes Zeugniss für die Metzer Dombau-Hütte ist das für diesen Grabstein angewendete Verfahren, nämlich die Herstellung der Verzierungen und Inschriften durch eingetriebenes Blei. Ein ausgezeichnetes Beispiel dieser Verzierungsart aus dem 13. Jahrhundert gewährt ein Fussbodenfragment in der Kirche zu S. Remi in Rheims [1]).

Die Texte der Kreuze lauten, wie folgt:

1. Kreuz. II · KL MAII OBIIT THEODERIC' IVNIOR
ECCLE METTENSIS ĒPS ·

Theoderich II., Graf von Luxemburg, war der 49. Bischof von Metz (1006—47); er stiftete über seinem Grabe einen herrlichen Radleuchter von Metall mit symbolischen Figuren.

2. Kreuz. Vorderseite: III^o KL IA IANVAR OBIIT STEPHAN'
PIE MEMORIE SANCTE METEMSIS ECLESIE
EPISCOPVS. Rückseite: ANNO AB INCARNATIONE
M^o C^o LXIII^o.

Stephan von Bar war der 56. Bischof von Metz (1120—63) und Neffe des Papstes Calixtus II. In seinem Grabe befanden sich drei goldene Ringe, einer mit einem Amethyst, zwei mit Rubinen, dann ein Hirtenstab von Holz und Elfenbein.

3. Kreuz. Vorderseite: A^o · DN̄I · M^o · C^o · LXXIII^o. Rückseite: VI ID'
AVGVS O DHEODERICVS METT ELECT' CANONIC'
ET LEVITA.

Der hier bezeichnete, 1173 gestorbene Theodericus kann nicht der Bischof Theodericus IV. sein, weil dieser erst 1173 zum Bischof erwählt und 1179 abgesetzt wurde. Der Theoderich der Grabschrift wird also kurz nach

1) Die Publication dieses interessanten Bodens ist so wenig bekannt, dass ich durch Anführung derselben darauf aufmerksam machen möchte: J. Macquart, Les dalles de S. Remi. Reims chez E. Renart.

seiner Wahl vor dem genannten Bischof gestorben sein[1]). In seinem Grabe fand man bei der ersten Eröffnung Mitra, Brustkreuz und Kelch.

4. Kreuz. Vorderseite: Aº · DNI · Mº · CCº · XXXIIIº. Rückseite: IIIIº · YDVS DECEBRIS O IHES METN EPS.

Bischof Johannes I. von Apremont, der 62. Bischof von Metz, lebte von 1224—1238.

5. Kreuz. ANNO · DNI · Mº · CCº · NONAGEº · SEXTO
IN · VIGILIA · STI · ANDREE · APLI ·
OBIIT · DNS BOCHARDVS · METN ·
EPS · FR · DNI · IOHIS · COMITTIS ·
DE · HANONIA · TERCIO · KALENDAS ·
DECEMBRIS ·

Buchard (Burchard) II., der 68. Bischof von Metz, war Graf von Hennegau und regierte von 1283—96. Auch in seinem Grabe wurden Kelch, Ring und Stab gefunden.

6. Kreuz. ANNO DOMINI Mº CCCº XVIº O REGINALDVS DE BARRO METEN EPS.

Reginald, Graf von Bar, war von 1302 - 16 Bischof von Metz.

Die ersten vier und das sechste der aufgeführten Kreuze scheinen nur Nachbildungen der ursprünglichen Grabkreuze zu sein, welche man bei der Eröffnung der Bischofsgräber 1521 vorfand. Das fünfte Kreuz jedoch, das nur auf einer Seite beschriebene, des Bischofs Burchard II., ist jedenfalls als älter und ursprünglich anzusehen.

In dem Werke von Bégin, Histoire de la cathédrale de Metz 1842 sind fehlerhafte Abschriften einiger dieser Kreuze mitgetheilt, jedenfalls einem ältern Werke oder den jetzt unbekannten Originalen entnommen, da ja die 40 Jahre spätere Auffindung von 1882 damit keinen Zusammenhang haben kann.

E. aus'm Weerth.

11. Albrecht Dürer: Schwertklinge mit Darstellungen aus dessen Triumphwagen. Im Kreise der Dürer Freunde wird die Nachricht willkommen sein, dass es mir vergönnt war, eine Schwertklinge aufzufinden, welche auf der einen Seite mit einem ewigen Kalender, auf der andern Seite mit einem von sechs Rossen gezogenen allegorischen Triumphwagen in geätzter Darstellung geschmückt ist. Die Kalenderseite, welche ein wenig verwischt erscheint, hat Wichtigkeit durch die Feststellung des Jahres 1528

1) Nach [illegible] S. 361 [illegible] Tage [illegible] 1171 [illegible] III von Bar, welcher [illegible] 7 [illegible] Bischof [illegible].

als Anfangsjahr; in diesem ist demnach das Schwert verfertigt worden. Von vorzüglicher Erhaltung und Ausführung sind die figürlichen Darstellungen der andern Seite, welche nicht verkennen lassen, dass dem ausführenden Schwertfeger Dürers Triumphwagen Kaiser Maximilians vorlag und er aus diesem mit freier Behandlung seine Zeichnung anfertigte. Dürer veröffentlichte seinen Triumphwagen im Jahre 1522. Sechs Jahre später war mithin seine Conception schon vollständig in das Kunsthandwerk übergegangen. Am Geschirre des vordersten Pferdes befinden sich Goldeinlagen, welche vielleicht die Marke des Künstlers enthalten und zu weiterer Untersuchung auffordern. Die Klinge befand sich schon im 17. Jahrhundert im Besitze der Familie des Jülicher Landeshauptmanns der Stadt Aldenhoven. Letztere wurde 1384 mit Mauern, Thürmen und Wassergräben umschlossen. Da im Jahre 1578 eine Schlacht bei Aldenhoven zwischen dem Herzog Wilhelm III. von Jülich und den Kaiserlichen geschlagen wurde, worin Ersterer siegte (Offermann, Geschichte der Städte, Dörfer und Flecken u. s. w. p. 43; Kaltenbach, Regierungsbezirk Aachen p. 312), so ist unser Schwert wahrscheinlich eine Jülicher Siegesbeute, welche einem hervorragenden Führer der Kaiserlichen abgenommen wurde. Leider hat das Schwert seinen ursprünglichen Griff und seine Scheide, welche von nicht geringer Kostbarkeit gewesen sein müssen, verloren.

Es gereicht mir zur Freude, dass mein Bestreben, dieses Prachtstück der Schwertfegerkunst Deutschland zu erhalten, von Erfolg war. Das Bayerische Nationalmuseum in München hat die Klinge auf meinen Vorschlag erworben; sie ist somit in das Land, in welchem ohne Zweifel ihre Werkstätte war, zurückgekehrt.

E. aus'm Weerth.

12. Reitende Matrone aus Büchig in Baden. Im vorigen Jahrbuch 75 S. 48, Anmerkung 1, haben wir auf eine bisher nicht beschriebene seltene Matronendarstellung aus dem Badischen aufmerksam gemacht, wobei eine lang gewandete Frau auf einem nach rechts vom Beschauer schreitenden Pferde sitzt und zwar in seitwärts hockender Haltung mit stark zurückgezogenem Oberleibe, so dass die Beine etwas verkürzt erscheinen.

18 cm

Dieselben ruhen, was besonders merkwürdig ist, auf einem unten am Sattel angebrachten Stollen oder Fussschemel, sodass damit die Frage, warum die Römer keine Steigbügel geführt haben, ihre Lösung zu finden scheint. Wie hier die reitende Frau mit übergeschlagenen Beinen dasitzt, also nur

25 cm.

einen, und zwar einen grösseren Stollen für beide Füsse gebraucht (ohne dass aber das eine Bein durch eine Gabel, wie an den modernen Frauensätteln, gehalten würde), werden die Männer auf beiden Seiten des Sattels einen kleineren Untersatz gehabt haben, um zeitweise dem ermüdeten Fusse einen Halt zu geben, ohne doch dadurch die Gefahr zu laufen, wie bei unseren Steigbügeln, beim etwaigen Stürzen des Pferdes hängen zu bleiben oder gar geschleift zu werden.

Der Kopf der Matrone ist leider abgeschlagen, die linke Hand undeutlich, ein Zügel des Pferdes nicht erkennbar. Dagegen trägt sie in der Rechten einen grossen erkennbaren Apfel, das Sinnbild der Fruchtbarkeit, Fortpflanzung und Liebe, welches bei Matronendarstellungen besonders häufig ist. Sonst tragen die abgebildeten germanischen Naturgöttinen, denen alte ehrwürdige Waldbäume, wie auch Fruchtbäume geweiht waren, die Aepfel auch auf einem Fruchtteller oder in einem Korb, was die Sage noch jetzt von den sog. Waldfrauen erzählt (vgl. Grimm, deutsche Mythologie, 4. Aufl. III, S. 121). Die Aepfel erscheinen aber vielfach auch ohne solche Körbe in der blosen Hand, wie denn gerade bei unserer Reiterin. Was nun den Fundort derselben betrifft, so ist derselbe Büchig bei Bretten, wo eine grössere römische Ansiedlung bestand. Was Feigenbutz in seiner Geschichte des Kraichgaues, S. 106, von der „tönernern Figur", einer Frau zu Pferde berichtet, scheint sich auf unser kleines Denkmal zu beziehen, das freilich aus rothem Sandstein besteht und jetzt im Karlsruher Sammlungsgebäude (in einem Glasschranke) aufbewahrt wird. Ein ähnliches Grab-Relief fand kürzlich Mehlis bei Waldfischbach in der bair. Pfalz, dessen eine Seite eine Frau auf einem starken Maulthier auf ein thurmähnliches Gebäude zureitend, die andere vier Opfergefässe darstellt.

Heidelberg und Karlsruhe. Karl Christ. J. Näher.

13. Niederwalluf, 5. Juli. Prähistorischer Fund. Durch gefälliges Schreiben des Geh. Regierungsraths Hilf vom 2. l. J. davon benachrichtigt, dass bei der hiesigen Eisenbahnstation Scherben gefunden worden seien, hat der Conservator Herr Oberst von Cohausen diese Ueberreste besichtigt und in das Museum von Wiesbaden gebracht. Dieselben lagen auf der Nordseite der Bahn in einer sich etwa 50 Schritte weit erstreckenden schwarzen Kulturschicht von 40 cm Mächtigkeit, ruhend auf dem Kies und bedeckt durch den 55 bis 60 cm tiefen Ackerboden. Diese Kulturschicht muss schon zur Zeit der ersten Bahnanlage aufgebrochen worden sein und verbreitet sich ohne Zweifel auch noch weiter in die Ackerfelder. Die Funde bestehen vorzugsweise aus Bruchstücken von Thongefäsen, theils schwarz, theils braun, theils sehr steinig, theils sehr fein, welche in mannigfacher Weise durch Einritzungen und Nägeleindrücke verziert sind. Hufeisenförmige Umgrenzungen sind durch einfache und durch rautenförmige

Schraffirungen ausgefüllt, durch schwache Reliefwülste hervorgehoben, oder durch Ausfüllung der Ritze mit weisser Thonmasse belebt. Es fand sich ein hübsches schwarzes Feuersteinmesser und ein ähnlich geformtes Rippenstück, auf dem man Gravirungen wie auf den Falzbeinen aus der Steetener Höhle zu erkennen glaubt. Die Menge der Scherben lag untermischt mit den dicken Schalen einer bei uns ausgestorbenen Flussmuschel, dem Unio sinuatus, die wir in fast allen vorrömischen und auch noch in römischen Niederlassungen, oft zu Schmuck verarbeitet, finden und untermengt mit den Knochen unserer Hausthiere, dem Rinde und dem Schweine, sowie mit den Geweihen des Hirsches. Diese Funde entsprechen ganz denen, die wir dem Herrn Zimmermeister Jacob aus seiner Ziegelei bei Schierstein verdanken und denen aus den Mardellen (cylindrische etwa $1^1/_2$ m weite und etwa eben so tiefe mit schwarzer Erde gefüllte Gruben), die wir bei der Villa des H. von Bertuch und des H. von Göcking, am Archivgebäude und am Schlachthause in Wiesbaden gefunden haben, nur dass sie bei Walluf nicht in Gruben, sondern in einer Schicht abgelagert waren; einige genau so, wie wir vor 12 Jahren einen Topf (1214) mit zwei Steinwerkzeugen (886 und 887) etwa an der Ecke der Dotzheimer und Carlstrasse gefunden haben. Die Stelle an der Station Niederwalluf scheint auch noch später, bis sie durch die Anlage des Rheingauer Gebück's eingenommen wurde, bewohnt gewesen zu sein, denn es fanden sich Bruchstücke von nassauischem Steingeschirr und Eisenschlacken, sowie ein Curiosum, nämlich eine ganz richtige Scherbe prähistorischer Zeit, schwarz mit Nägeleindrücken, tiefen Einritzungen und darauf — aber eingeschnitten — die Jahreszahl 1411 mit den dieser Zeit eigenen Zahlzeichen. Man mag sich nun denken, dass Jemand zu jener Zeit sich ein Haus gebaut, auf die alten Scherben gestossen und eine derselben benützt habe, um sie mit dem Baujahre bezeichnet in das Fundament zu legen. Seinem Hause mögen auch die durch Brand gehärteten Lehmstücke angehören, deren Flächen (mit Kalk? oder mit Thon?) geweisst sich fanden. Mit Ausnahme dieser Stücke gehören alle übrigen einer der Römerherrschaft, ja den Hügelgräbern weit vorangegangenen Zeit an. Dem strebsamen Herrn Kofler, ehemals Lehrer in Homburg, aber gebührt der Dank, diesen interessanten Fund zuerst in die Oeffentlichkeit gebracht zu haben.

Rheinischer Kurier. 1883, 8. Juli. 2. Ausg.

14. Zur Limes-Frage. Während in England die Untersuchung der grossen römischen Grenzwälle längst eifrig betrieben worden ist, ist mit Recht mehrfach darüber geklagt worden, dass bei uns in Deutschland diesen vorhandenen Ueberresten des Römerthums zu wenig Beachtung geschenkt werde. Zu den noch am wenigsten aufgeklärten Partieen des Limes gehörte bis vor ganz kurzer Zeit seine Linie im badischen Gebiete und in den

beiden Hessen. Indessen ist es doch in der letzten Zeit gelungen eine Anzahl von Stellen auch dieser Strecke genauer zu erforschen. Wie bei Rückingen in der Kinzigniederung durch Mitglieder des Hanauer Geschichtsvereins, so ist auch zu Ober-Scheidenthal im Badischen in neuester Zeit ein jene grosse Befestigungslinie deckendes Castell aufgefunden worden. Die an letzterer Stelle durch den grossherzoglichen Conservator Geh. Hofrath Wagner in Carlsruhe veranstalteten Ausgrabungen haben sehr interessante Ergebnisse zu Tage gefördert, die Prof. Zangemeister in Heidelberg jüngst in der Archäologischen Zeitung Jahrg. XLI, 1883 S. 265 ff. besprochen hat. Darnach war das Castell, von dem bis jetzt bloss die vier Ecken und die vier Thore blossgelegt sind, 150 Meter lang, 135 Meter breit und mit je zwei Thürmen an jedem der vier Thore versehen. Die beiden portae principales befanden sich nicht in der Mitte der Langseiten sondern etwas näher nach der Westseite zu. Etwa 400 Meter nördlich vom Castell wurden die Reste des Fundaments eines Wachtthurmes gefunden genau in der von Conrady, dem verdienten Limesforscher, angenommenen Richtung der Befestigungslinie und mit derselben Orientirung wie das Castell, dessen längerer Durchmesser von O nach W, der kürzere von S nach N gerichtet ist. Ferner ist etwa 50 Schritte südwestlich von der S.-W.-Ecke des Castells ein römisches Gebäude entdeckt worden, in dessen Inneren Hypokausten und zwei Exedrae zu Tage kamen. In diesem Gebäude wurden ausser Scherben und unbestimmbaren Münzen Ziegelstempel mit den Aufschriften LEG VIII AVG, COH XXIIII, COH III DΛ[L-(matarum)] sowie das Bruchstück eines grossen Reliefs aus rothem Sandstein gefunden. Es ist nicht zu verkennen, dass diese und ähnliche Untersuchungen sehr werthvolles Material für die Feststellung der einzelnen Theile der Befestigungen des römischen Grenzwalles in Deutschland geliefert haben. Allein um über dieses grossartige, von Kelheim an der Donau in der Nähe der Mündung der Altmühl bis in die Gegend von Neuwied am Rhein sich erstreckende Befestigungslinie mit ihren zahlreichen grösseren und kleineren Castellen hinsichtlich ihrer Entstehungszeit, ihres Laufes und ihrer Einrichtung das gehörige Licht zu verbreiten und die daran sich anknüpfenden zahlreichen historischen und antiquarischen Fragen in genügender Weise zu erledigen, bedarf es vor allem einer systematischen mit Sachkenntniss unter einer einheitlichen Oberleitung vorgenommenen gemeinsamen Aufsuchung und Aufdeckung sämmtlicher Grenzwallcastelle. Denn nur so gelangen wir zu einer umfassenden, den wissenschaftlichen Anforderungen heutiger Tage entsprechenden Darstellung des gesammten deutschen Limes, wie sie England für seine Wälle in dem grossen Werke von Collingwood Bruce, The Roman Wall, London 1867, besitzt. Freilich werden hierfür die den einzelnen Vereinen und gelehrten Gesellschaften zu Gebote stehenden Mittel bei Weitem nicht ausreichen. Es ist daher in hohem

Grade wünschenswerth, dass sich die Regierungen der Staaten, in deren Territorien sich Reste jenes so interessanten Bauwerkes finden, vereinigen, um durch Verwilligung der erforderlichen Geldmittel diese so hochwichtigen Untersuchungen zu unterstützen und ihrem endgültigen Abschluss entgegenzuführen. J. K.

15. Asberg. Einer gefälligen Zuschrift der Königl. Regierung zu Düsseldorf vom 13. Juni 1883 verdanken wir die Nachricht, dass im Jahre 1882 in den Gräberfeldern Burgfeld Asberg (Asciburgium) manche Ausgrabungen stattgefunden haben. Die einzelnen Funde sind von Herrn F. Stollwerk in der Crefelder Zeitung vom 30. December 1882, deren Einsendung wir gleichfalls der Königl. Reg. verdanken, genau beschrieben. Wenn die einzelnen Gegenstände, welche gefunden wurden auch wenig neues bieten, so setzt die grosse Menge der Antiquitäten doch in Erstaunen, und berechtigt uns auf die grosse Bedeutung Asciburgiums in römischer Zeit zu schliessen. Von den Töpfernamen (Fortis, Attillus, Amabilis Mercator, Bondus (sicher Boudus) Giamatus, Mediatus (?), Monimus, Verus, Strobus (vielleicht Strobilus! Vgl. Schuerman's Nr. 5304) sind fast alle aus rheinischen Funden schon bekannt. Eine Goldmünze des Vespasian gehörte zu den hervorragenden Fundstücken.

16. Lengsdorfer-Münzfund. Nachdem meinen Aufsatz über den Lengsdorfer Münzfund auf S. 192 ff. dieses Heftes bereits abgezogen ist, erhalte ich aus Nr. 40 der „Berliner Münzblätter von Adolf Weyl" auf S. 418 Aufschluss über den unerklärt gebliebenen Gegenstempel auf den Nr. 57 und 58 des Lengsdorfer Fundes. In besagter Zeitschrift theilt ein Herr S. aus H. mit, dass sich in dem von Hänselmann in den Chroniken der deutschen Städte Bnd. 16 neu herausgegebenen Schichtbok von Braunschweig Nachricht darüber findet, dass neben vielen anderen Nachstempelungen, in dieser Stadt die Raderalbus und Kölnische Albus je nach ihrem Werthe, die vollwichtigen mit einem Löwen, die geringhaltigen mit einem 𝔟 wären gezeichnet worden. Der Ursprung der Nachstempelung wäre damit nachgewiesen. Interessant bleibt aber die Thatsache, dass die kurz vorher am Rhein geschlagenen Münzen, 1477 nach Braunschweig gelangten, dort überprägt wurden, und wieder ihren Weg nach dem Rheine zurück fanden, wo sie dann etwa 1498 vergraben wurden.

Bonn. F. van Vleuten.

17. Blankenheim in der Eifel. Vor einiger Zeit wurde gelegentlich des Umbaues eines Hauses des oben genannten Städtchens in der Fundamentmauer desselben ein 44 cm langer und 34 cm dicker Stein gefunden.

Seltenheiten gehören. Gerade für die Rheingegenden, wo eine der bedeutendsten Handelsstrassen jener Zeit vorbeiführte, kann uns dies Gemisch wenig überraschen. Herr A. Hess in Frankfurt a. M. (dem ich auch die Sorten-Bezeichnung der Nr. 54—56 verdanke) theilt mir brieflich mit, dass mehrfach rheinische Funde jener Periode, neben den verschiedenen Albus-Arten, italienische Münzen und zwar namentlich Mailänder grossi beigemischt enthielten.

Von dem schon früher erwähnten Isenberger Funde unterscheidet sich der heute besprochene hauptsächlich durch das gänzliche Fehlen der Hohl- und Schüsselpfennige, welcher beinahe $^5/_6$ der Stückzahl jenes, dem Jahre 1479 zugeschriebenen Schatzes ausmachen. Ob für diese Verschiedenheit die allerdings nur kurze Zeitdifferenz, die verschiedene geographische Lage, oder endlich nur eine Bevorzugung der einzelnen Geldsorten von Seiten des ehemaligen Besitzers massgebend waren, mögen spätere Untersuchungen und weitere Münzfunde aufklären.

Der Lengsdorfer Münzfund wurde etwa 1498 vergraben. Die Gründe für diese Annahme sind so augenfällig, dass es überflüssig wäre, dieselben aufzuzählen.

Bonn. F. van Vleuten.

---

Art aus der Römerzeit wie aus dem Mittelalter bereichert haben. Es wurde insbesondere der Ausgrabungen vor den Ringwällen des Altkönigs gedacht, durch welche eine Kernmauer im Innern des Walles aufgefunden und in einer Länge von 16 m und 1 m hoch blosgelegt wurde. Diese Verhältnisse sind durch 6 photographische Aufnahmen zur Darstellung gebracht, die von H. Photograph Schiller in Frankfurt a. M. zu 1 Mark das Stück zu beziehen sind. Eine salamanderförmige Bronze-Fibula wurde dort im vorigen Jahre im Brandschutte aufgefunden und gehört dem älteren la Tène Typus an. In den Hügelgräbern von Schwanheim wurden noch ältere Bronzen und zwar cylindrische Spiralarmillen und ähnlich geformte Fingerringe sowie zwei Paar der Brust aufliegende Bronzenadeln mit radförmigem Kopfe und eine mehrfach durchbohrte Bernsteinperle gefunden. Die Fundamentausgrabung der Lade'schen Apotheke lieferte einen werthvollen Beitrag zur alten Topographie Wiesbadens. Die Strassenhöhe lag zur Zeit der Römer um 2,30 m tiefer als heute und der noch jetzt berechtigte Durchgang zwischen dem genannten und dem Hause Mollier war schon zur Römerzeit vorhanden, er war einst gepflastert und mit Radabweisern versehen. Die im vorigen Jahre ruhende Erhaltungsarbeit an der Saalburg konnte Dank der Bewilligung des K. Ministeriums und des Communal-Landtags wieder aufgenommen werden. Das Museum war vom 23. April bis zum 26. October an 80 Nachmittagen geöffnet und während dessen von 6646 Personen besucht. Der Conservator schloss seinen Bericht mit den Worten: „Ich muss die Ueberzeugung immer wieder aussprechen, dass die Alterthums-Museen nichts sind als die natürlichen und nothwendigen Anfänge der Gewerbe-Museen, so wie diese die logischen Consequenzen von jenen sind. Unsere Alterthums-Museen geben uns nur zum geringsten Theil die Quellen und Bereiche zum Aufbau der politischen Geschichte; desto reichlicher aber spenden sie ihre Gaben in den Belegstücken zu der noch ungeschriebenen Kultur- und Gewerbe-Geschichte. Keine Kunst, kein Gewerbe kann erblühen, das nicht seine Wurzeln eingesenkt hat in die Leistungen der Vergangenheit."

Aus dem Rheinischen Kurier vom 25. Dez. 1883, 2. Ausgabe.

— — —

## IV. Bericht über das Winckelmanns-Fest in Bonn am 9. December 1883.

Dasselbe wurde wie alljährig, in diesem Jahre im grossen Saale des Hôtel Kley abgehalten und von dem Vorsitzenden des Vereins, Professor Schaaffhausen um 7 Uhr Abends mit einem die Bedeutung des Tages und den Zustand der heutigen archäologischen Forschung erläuternden Vortrage eröffnet. Dass man noch immer das Andenken Winkelmanns feiere, der die klassische Kunst des Alterthums unserm Verständniss, wie kein anderer, näher gebracht habe und seinen Namen mit Dank und Verehrung nenne, beweise deutlich, dass auch wir, trotz allen Fortschritten der modernen Cultur, die Beschäftigung mit den idealen Kunstgebilden des Alterthums noch stets als eine unversiegliche Quelle des edelsten geistigen Genusses betrachteten. Freilich habe sich im Laufe der Zeit die Gestalt der archäologischen Wissenschaft geändert, ihr Gebiet sei erweitert, es drängten sich andere Fragen der Forschung auf. Es seien nicht mehr allein die Werke vollendeter Kunst und Schönheit, zu denen wir als den unübertroffenen Mustern emporblickten, denen selbst ein Raphael nachzustreben gesucht habe und die dem heute lebenden Künstler noch als höchstes Vorbild dienten, wir frügen nach den Anfängen der Kunst und wie sie sich entwickelt habe. Hierzu habe die Methode der Naturwissenschaft, die ein Ding erst dann zu kennen glaube, wenn sie wisse, wie es entstanden ist, den Weg gezeigt. Der Genuss des Schönen sei geringer, wenn man auch das Unvollkommenere betrachte, aber sein Verständniss sei im höchsten Masse lehrreich, es enthülle uns etwas von dem Geheimnisse des geistigen Schaffens. Lange habe man geglaubt, dass das Höchste in der Kunst durch ein unbegreifliches Wunder, durch eine höhere Erleuchtung, fast ohne Wissen des Künstlers zu Stande gekommen sei. Wenn wir aber die Dinge näher und in ihrem Zusammenhange prüften, so erkännten wir, dass das Beste immer nur nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen habe zu Stande gebracht werden können. Die Archäologie, welche heute die Kunstschöpfungen aller Zeiten und

Völker in den Kreis ihrer Untersuchungen ziehe, beginne für uns schon in der vorgeschichtlichen Zeit, in deren Dunkel vorzudringen erst den letzten fünf und zwanzig Jahren mit einigem Erfolg gelungen sei. Wir verfolgten das menschliche Werkzeug bis zu seinem Ursprunge, bis zu den geschlagenen Steinen und frügen dann: Wer hat zuerst die Bearbeitung der Metalle gelehrt? Wer hat dieses oder jenes Ornament erfunden? Verrathen gewisse Geräthe nicht den ältesten Handelsverkehr, die Wanderungen und Verwandtschaften der Völker? Allen diesen Untersuchungen habe Winckelmann fern gestanden; aber die Art und Weise, wie er uns das Verständniss der höchsten Kunstwerke des Alterthums aufschloss, bleibe eine unübertroffene Leistung und ein Vorbild für die Archäologie aller Zeiten.

Noch in einer andern Richtung habe sich die archäologische Wissenschaft verändert seit Winckelmann. Es sei erst eine Frucht seiner Arbeiten gewesen, dass auch in Deutschland das Interesse und die Begeisterung für die Werke der alten klassischen Kunst sich gehoben und verbreitet habe, während uns darin bisher Italiener, Franzosen und Engländer übertroffen hätten. Heute ständen wir in diesen Forschungen, auch was die darauf verwendeten Mittel betreffe, den übrigen Nationen Europa's zum wenigsten ebenbürtig gegenüber. Welches Aufsehen hätten Schliemanns Entdeckungen in Troja und Mykenae gemacht! Welche Nation habe so herrliche Funde wie die von Olympia und Pergamon aufzuweisen!

Nie sei die Beschäftigung mit der Alterthumsforschung so allgemein gewesen wie jetzt, jeder Gebildete kümmere sich darum und nicht nur der Mann der Wissenschaft, auch der Schatzgräber nehme die Schaufel in die Hand und scheue sich nicht, des schnöden Gewinnes halber die Todten ihres Schmuckes zu berauben. Selbst ein so beschränkter Kreis wie der des Vereines werde es gewahr, wie aller Orten das Interesse für die Denkmäler der Vorzeit gewachsen ist und wie der Boden den Eifer und die Mühe des Suchens lohnt und seine Schätze in solcher Fülle herausgiebt, dass die Erklärung den Funden kaum zu folgen im Stande ist.

Es waren einige Alterthümer zur Betrachtung ausgestellt, die im letzten Jahre für die Vereins-Sammlung oder das Provinzial-Museum erworben worden sind. Es waren zunächst einige Steingeräthe und bearbeitete Knochen aus der vorgeschichtlichen Ansiedlung von Andernach. Dieselbe wurde, wie der Redner ausführte, durch den grossen Bimssteinauswurf, der das letzte vulkanische Ereigniss in dieser Gegend

war, verschüttet, wie Pompeji durch die Aschen des Vesuv. Die zerschlagenen Knochen sind Speisereste; das Rennthier bezeichnet die Periode, in der es hier so kalt war, wie jetzt in Lappland. Die Töpferei ist noch nicht erfunden; aber es giebt schon einen Anfang der bildenden Kunst, wie der aus Rennthierhorn geschnitzte Vogel zeigt, der als Messergriff gedient hat. Aehnliche Funde hat die Station von la Madeleine in der Dordogne geliefert. Diese Schnitzereien einer so entfernten Zeit sind in künstlerischer Beziehung vollkommener als die rohen Idole von Troja und Cypern. Es wurde dann ein merkwürdiger Fund vorgezeigt, über den die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist. Es ist eine kleine weibliche Figur aus Eisen, welche die Stellung einer Karyatide hat, in ägyptischer Kleidung. Die Formen sind so schön, dass Niemand an ihrer Aechtheit und ihrem antiken Alter zweifeln würde, wenn sie nicht von Eisen wäre. Sie ist im Garten der Villa des Herrn A. Cahn in Plittersdorf in der Nähe eines römischen Grabes gefunden. Wohl haben Pausanias und Plinius berichtet, dass griechische Künstler, deren Namen und Werke sie nennen, Statuen in Eisenguss fertigten, aber nichts der Art ist auf uns gekommen. Aus römischer Zeit sind schön gearbeitete eiserne Masken bekannt, aber sie sind geschmiedet und nicht gegossen. Die grossherzogliche Sammlung in Carlsruhe besitzt eine römische Amorstatuette aus Eisen, an deren Aechtheit nicht gezweifelt wird. Ein wichtiger Fund, der mit diesem in einem gewissen Zusammenhange steht, ist der einer Isisstatue mit Inschrift zu Köln. Bei der Wegnahme eines romanischen Capitäls an dem [illegible] der St. Ursulakirche entdeckte man, dass dasselbe aus der [illegible] Bildwerkes aus Jurakalk gearbeitet war. Die Statue selbst, der leider der Kopf und die Vorderarme fehlen, war [illegible]. Das nächste Jahrbuch wird einen ausführlichen Bericht über diesen Fund, von dem eine Photographie vorlag, bringen.

Im [illegible] des Frühjahrs wurde bekannt, dass man bei Reil an der Mosel beim [illegible] ein Goldmedaillon des Kaisers Constans gefunden habe, welches an das [illegible] Museum in Berlin abgeliefert wurde. [illegible] vorgezeigte galvano[illegible] Provinzial-Museum anfertigen zu lassen.
[illegible] Populi
[illegible] Kaisers
[illegible] Constans
[illegible] zeigt den Kaiser

mit dem Labarum, hinter ihm steht eine Victoria. Es giebt noch ein anderes, auch in Aquileja geprägtes Medaillon des Constans (Fröhner p. 300), auf welchem der Kaiser mit der Rechten einen Gefangenen beim Schopfe fasst, während ein Weib auf der andern Seite um Erbarmen fleht. Die Legende lautet: Victoria Aug. Nostri. Ferner machte der Vorsitzende auf die Photographie und Zeichnungen des prächtigen Grabdenkmals eines römischen Soldaten aufmerksam, das in Andernach gefunden und für das Provinzial-Museum erworben ist, Herr Prof. Klein werde darüber sprechen. Sodann war ein 21 cm hoher dreibeiniger Kessel aus gelber Bronze ausgestellt, der im Juli beim Baggern im Rheine bei Rolandseck, vor der Villa Leyden, 60 m vom Ufer gefunden und von Herren E. Kracht der Vereins-Sammlung geschenkt worden ist. Er ist stark oxydirt und zahlreiche Rheinkiesel sind daran gekittet. Diese Kessel werden als mittelalterlicher Hausrath angesehen, es sind solche auf der 1399 zerstörten Burg Tannenfels an der Bergstrasse gefunden. Nach von Cohausen fehlen sie in entschieden römischen und fränkischen Fundstätten. Es befinden sich 2 bei Mainz gefundene im Museum zu Wiesbaden. In Frankfurt wurde einer 10′ tief in einem alten Mainbett gefunden. Essenwein führt an, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Octob. 1883, dass er sie in Museen unter prähistorischen Bronzen gesehen, dass sie aber in Bildern des 14. und 15. Jahrh. vorkommen und in allen Gegenden Deutschlands gefunden werden. Sie fehlen allerdings in den Pfahlbauten, in Hallstatt, in Pompeji. Auffallend ist an diesem Kessel die Erhaltung des Russes an der untern Seite, den indessen von Sacken auch an den viel älteren Kesseln von Hallstatt beobachtete. Das Heft LIX der Jahrbücher hat S. 206 die Angabe, dass bei einem Neubau in der Fürstenstrasse hierselbst ein Bronzetopf mit zwei kleinen Henkeln zu Tage kam, der auf drei niedrigen Füssen ruhte. Das Provinzial-Museum besitzt einen ähnlichen Topf aus gebranntem Thon mit Deckel unter Nr. 2387, der auf dem Martinsberg zu Andernach gefunden ist.

Es war auch eine Sammlung von Terracotten und Bronzen aus Cypern zur Ansicht aufgestellt, die Herr Max Ohnefalsch Richter dort ausgegraben und Herr Naue aus München hierher gesendet hatte. Der Redner bemerkte, dass man hier die bildende Kunst von den rohesten Anfängen an bis zum griechischen Ideal entwickelt sehe, doch gehörten diese Arbeiten verschiedenen Völkern an. Cypern, fast in der Mitte der alten klassischen Culturwelt gelegen und wegen seines

selbst. grösstentheils von L. Otto's bewährter Hand gezeichnet, die v vielen der interessantesten und wichtigsten pompejanischen Denkmäl (so den Atlanten der Forumsthermen, auch den Tuffatlanten aus d kleinen Theater) zum ersten Male entsprechende Abbildungen geben. - Eine Anzeige des Werkes in diesen Jahrbüchern rechtfertigt sich n den zahlreichen Beziehungen, die sich zwischen den pompejanischen u unseren heimischen Terracotta- wie auch Terrasigillata-Funden unschw werden finden lassen. Ref. möchte z. B. nur auf die durchbohrt Löwenköpfe im äusseren Rande der vielfach vorkommenden tief Schüsseln aus Terra sigiliata, sowie auf einzelne Thonfiguren rheinisch Fundes hinweisen, die mit den auf Taf. XXXVI dargestellten gros Verwandtschaft zeigen.

Linz a. Rh. P. E. Sonnenburg.

3. Hermann Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzei Erster Band. I. Abtheilung: Von Caesars Tod bis zur Erhebu Vespasians. II. Abtheilung: Von der Regierung Vespasians bis z Erhebung Diokletians. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1883.

Ueber anderthalb Jahrhunderte sind vergangen, seit am Anfange d vorigen Jahrhunderts die grossartig angelegte Histoire des empereurs R mains von Tillemont erschien, welche mit zu Grundelegung des gesammt damals zugänglichen Materials aus Schriftstellern, Inschriften und Münz die Geschichte des römischen Prinzipats von Augustus bis auf Anastasi darzustellen suchte. Dass dieser Versuch Tillemont in hohem Gra gelungen ist, dass sein Werk stets seine Bedeutung bewahren wir steht wohl fest, und wie umfangreich das Material war, das er verwe thete, geht schon daraus hervor, dass er für die Darstellung der pol tischen Geschichte der Kaiser 6, für die Kirchengeschichte in ihr Periode nicht weniger als 16 Quartbände brauchte. Allein das Bu von Tillemont genügte seit lange den wissenschaftlichen Ansprüch nicht mehr. Einmal hatte derselbe zahlreiche falsche Inschriften u Münzen verwerthet, dann aber hatte sich seit dem Erscheinen des Buch das Material gerade auf diesen Gebieten in das Ungemessene vermehrt u zahlreiche neue Thatsachen ergeben. Endlich berücksichtigte Tillemo nur die rein historische Seite der Kaiserzeit, während er die staatsrech liche vollkommen vernachlässigte. Für diese Lücke boten die Not in dem Commentar zum Theodosischen Codex von Gothofredus nur ein schwachen Ersatz, da sich hier die Angaben bei den verschieden Verordnungen zerstreut fanden und nur mit Mühe zugänglich ware So war denn seit lange das Fehlen einer auf dem neu zugänglich Material basirten Behandlung der Kaiserzeit eine vielfach empfunde

# V. Verzeichniss der Mitglieder[1]

## im Jahre 1883.

### Vorstand des Vereins von Pfingsten 1883 bis 1884.

Geh. Rath Prof. Schaaffhausen, Präsident,
Professor Klein, Vicepräsident,
van Vleuten, Secretär,
Dr. Becker, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

### Ehren-Mitglieder.

S. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen in Berlin.
S. Königl. Hoheit Carl Anton Meinrad Fürst zu Hohenzollern in Sigmaringen.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Diergardt, Freiherr Friedrich von, in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor, 2. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Henzen, Dr., Professor, 1. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Lindenschmit, L., Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Otte, Dr. theol. in Merseburg.
Reumont, Dr. von, Geheimer Legationsrath in Aachen.
Schöne, Dr., Geh. Reg.-Rath und General-Director der Königl. Museen in Berlin.
Urlichs, Dr. von, Hofrath und Professor in Würzburg.

### Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr., Exc., Staatsminister a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptm. in Clausthal.
Achenbach, Joh., Rentner in Hann.-Münden.
Adler, Geh. R., Baurath u. Prof. in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
**Aldenkirchen**, Rector, ausw. Secr. in Viersen.
Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Antiken-Cabinet in Giessen.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Arndts, Max in Cöln.
Arnoldi, pract. Arzt zu Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Ayx, Freiherr von, Landrath in Euskirchen.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.
Baedeker, J., Buchhändler in Essen.
Bardeleben, Dr. von, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Oberpräsident in Coblenz.

1) Der Vorstand ersucht Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen, den Wohnorten etc. gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

**Bartels,** ausw. Secr., Pfarrer in Alterkülz.
**Baunscheidt,** Gutsbes. in Endenich.
**Beck,** Dr., Seminardirector in Linnich.
**Becker,** Dr., Oberbürgermeister in Cöln.
**Becker,** Dr., ausw. Secr., Professor in Frankfurt a. M.
**Becker,** Dr., Staatsarchivar in Coblenz.
**Beissel von Gymnich,** Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
**Bemberg,** Rittergutsbesitzer in Flamersheim.
**Benrath,** Dr., Professor in Bonn.
**Bennert,** J. E., Kaufmann in Cöln.
**Berlepsch,** Frhr. von, Regierungs-Präsident in Düsseldorf.
**Bernau,** Arnold, Justizrath in Ruhrort.
**Bernoulli,** Dr., Prof. in Basel.
**Bernuth,** von, Reg.-Präsid. in Cöln.
**Bettingen,** Landgerichtsrath in Trier.
**Bibliotkek** der Stadt Barmen.
**Bibliothek** der Universität Basel.
**Bibliothek,** Ständ. Landes- in Cassel.
**Bibliothek** der Stadt Cleve.
**Bibliothek** der Stadt Coblenz.
**Bibliothek** der Stadt Cöln.
**Bibliothek** der Stadt Crefeld.
**Bibliothek.** Fürstl. in Donauaeschingen.
**Bibliothek** der Stadt Düren.
**Bibliothek** der Stadt Emmerich.
**Bibliotéca-Nazionale** in Florenz.
**Bibliothek** d. Etrur. Mus. in Florenz.
**Bibliothek** der Stadt Frankfurt a. M.
**Bibliothek** der Universit. Freiburg in B.
**Bibliothek,** Stifts- in St. Gallen.
**Bibliothek** der Universität Göttingen.
**Bibliothek** der Universität Halle a. d. S.
**Bibliothek** der Stadt Hamburg.
**Bibliothek** d. Universität Heidelberg.
**Bibliothek** der Universität Königsberg in Pr.
**Bibliothek** der Universität Löwen.
**Bibliothek** der Universität Lüttich.
**Bibliothek** der Stadt Mainz.
**Bibliothek** der Akademie Münster.
**Bibliothek,** Stifts- in Oehringen.
**Bibliothek** der Universität Lund.
**Bibliothek** der Universität Perugia.
**Bibliothek** der Universität Prag.
**Bibliothek** der Universität Strassburg.
**Bibliothek** der Stadt Trier.
**Bibliothek** der Univ. Tübingen.
**Bibliothek** der Universität Utrecht.
**Bibliothek,** Gräfl. [illegible] in [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

**Blümner,** Dr., Professor in Zürich.
**Boch,** ausw Secretär, Geh. Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
**Bock,** Adam. Dr. iur. in Aachen.
**Boecking,** G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte b. Birkenfeld.
**Boecking,** K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
**Boecking,** Rud., Hüttenbesitzer zu Hallbergerhütte b. Saarbrücken.
**Boeddicker,** Dr., Sanit.-R. in Iserlohn.
**Boeddinghaus,** Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
**Boeker,** H. H., Rentner in Bonn.
**Bone,** Dr., Gym.-Oberl. in Düsseldorf.
**Borggreve,** Wegb.-Insp. in Kreuznach.
**Borret,** Dr. in Vogelensang.
**Bossler,** Dr., Carl, Gymnas.-Director in Worms.
**Bracht,** Eugen. Prof. der Kunstakad. in Berlin.
**Brambach,** Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
**Braun,** Dr., Justizrath, Rechtsanwalt in Leipzig.
**Brend'amour,** R., Inhaber d. Xylogr. Instituts in Düsseldorf.
**Broicher,** Landgerichtsrath in Bonn.
**Bruck,** Emil vom, Com.-Rath in Crefeld.
**Brunn,** Dr., Prof. in München.
**Bücheler,** Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
**Bücklers,** Geh. Commerzienr. in Dülken.
**Bürgermeisterei Remagen.**
**Bürgerschule,** Höhere in Bonn.
**Bürgerschule,** Höhere in Hechingen.
**Burkhardt,** Dr., Pastor in Blösien.
**Cahn,** Albert, Bankier in Bonn.
**Camphausen,** Exc., Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister a. D. in Cöln.
**Camphausen,** August, Geh. Commerzienrath in Cöln.
**Cappell,** Landger.-Dir. in Paderborn.
**Carnap,** von, Rentner in Elberfeld.
**Carstanjen,** Adolf von, in Godesberg.
**Cauer,** C., Bildhauer in Creuznach.
**Cetto,** Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
**Christ,** Carl, Gelehrter in Heidelberg.
**Chrzescinski,** Pastor in Cleve.
**Civil-Casino** in Coblenz.
**Claer,** Alex. von, Lieutenant a. D. und Steuerempfänger in Bonn.
**Claer,** Eberhard von, Referendar a. D. u. Rentner in Bonn.
**Conrads,** [illegible] Professor u. [illegible] in Essen.
[illegible] a. D. in M[illegible]
**Conservator** der Alterthümer, Grossherzogl. Badischer in Carlsruhe.

Conze, Dr., Prof. u. Abtheil.-Director am k. Museum in Berlin.
Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg.
Cornelius, Dr., Professor in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cremer, Pfarrer in Echtz b. Düren.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Trier.
Culemann, Senator in Hannover.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Curtius, Dr., Geh. R., Professor in Berlin.
Curtius, Julius, Commerzienrath in Duisburg.
Deichmann-Schaaffhausen, Frau, Geh. Comm.-Räthin in Vaduz.
Delhoven, Jac., Gutsbesitzer in Dormagen.
Delius, Dr., Professor in Bonn.
**Delius**, O., ausw. Secr., Land-Bauinspector in Eisleben.
Delius, Landrath in Mayen.
Diderichs, Hypothek.-Bewahrer a. D. und Landgerichts-Assessor in Bonn.
Dieckhoff, Baurath in Aachen.
Dieffenbach, Dr. in Bonn.
Diergardt, Freih. von, in Morsbruch.
Dilthey, Dr., Professor in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeister in Bonn.
Dommerich, Frau Emma, geb. Weyhe in Poppelsdorf.
**Dütschke**, Dr., ausw. Secr., Oberlehrer in Burg b. Magdeburg.
Duhr, Dr., Arzt in Coblenz.
Dutreux, Toni, Rentn. in Luxemburg.
Eckstein, Dr., Rect. u. Prof. in Leipzig.
Eichhoff, Otto, in Sayn.
Eltz, Graf in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Endert, Dr. van, Caplan in Bonn.
Endrulat, Dr., Archivar in Wetzlar.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, Dr., Kreisschulinspector in Malmedy.
Essingh, H., Kaufmann in Cöln.
Evans, John zu Nash-Mills in England.
Eynern, Ernst von, Kaufm. in Barmen.
Eynern, Peter von, Kaufm. in Barmen.
Faust, Heinr., Kaufmann in Uerdingen.
Finkelnburg, Prof. Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Firmenich-Richarz, Frau Prof. Dr. in Bonn.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Flasch, Dr., Professor in Würzburg.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Florencourt, Chassot von, in Berlin.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Franssen, Pfarrer zu Ittervort b. Roermond, holl. Limburg.
Frenken, Dr., Domcapitular in Cöln.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Königsberg in Pr.
Friedrich, Carl, Gelehrter in Nürnberg.
Frings, Frau Commerzienrath Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Bayenthal b. Cöln.
Fürth, Freih. von, Landgerichtsrath a. D. in Bonn.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fulda, Dr., Director des Gymnasiums in Sangerhausen.
Fuss, Dr., Schuldirector zu Strassburg im Elsass.
Fussbahn, Fabrikbesitzer in Neuwied.
Gaedechens, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
**Galiffe**, Dr., ausw. Secr., Prof. in Genf.
Gatzen, Amtsrichter in Tholey.
Geiger, Poliz.-Präs. a. D. in Coblenz.
Georgi, C. H., Buchdruckereibesitzer in Aachen.
Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Goebbels, Caplan an St. Maria im Capitol in Cöln.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda.
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, G., Reg.-u. Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Groote, von, Landrath in Ahrweiler.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guichard, Kreisbaumeister in Prüm.
Guilleaume, Frz., Fabrikbes. in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.

Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Friedrich-Wilh.- in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Constanz.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Hersfeld.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.
Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten- in Wiesbaden.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. in Maastricht.
Hagemeister, von, Oberpräsident in Münster i. W.
Hammers, Ober-Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Haniel, Paul, Landrath in Mülheim a. d. Ruhr.
Hanstein, Peter, Buchhändl. in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann und Fabrikbesitzer in Lennep.
Harless, Dr., Geh. Archivrath, Staatsarchivar in Düsseldorf.
Hasskarl, Dr. in Cleve.
Haubrich, Pastor in Nohn.
Haug, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Haugh, Dr., Senatspräsident in Cöln.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Freih. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Hegert, Dr., Archivrath und Staatsarchivar in Berlin.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Heinsberg, von, Landrath in Neuss.
Heister, von, Bruno, Rentner in Düsseldorf.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufm. in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andernach.
Hermann, G., Hauptm. a. D. in Bonn.
Hermann, Baumeister in Cleve.
Hermeling, Pfarrer in Kirspenich bei Münstereifel.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herstatt, Friedr. Joh. Dav. in Cöln.
Hess, Notar in Ahrweiler.
Hettner, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Professor in Cöln.
Heydemann, Dr., Professor in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, Frh. v. d., Landrath in Homburg v. d. Höhe.
Hilgers, Freih. von, Generalmajor in Braunschweig.
Hilgers, Dr., Geh. Reg.-Rath in Aachen.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Hochgürtel, Buchhändler in Bonn.
Hoesch, Gustav, Kaufmann in Düren.
Hohenzollern, Se. Hoheit Erbprinz von, in Sigmaringen.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Höpfner, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Hövel, Freiherr von, Landrath in Essen.
Holzer, Dr., Domprobst in Trier.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Horn, Pfarrer in Cöln.
Hoyer, Lieutn. im 2. westfäl. Husaren-Regiment Nr. 11 in Düsseldorf.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Hünnekes, Dr., Progymn.-Rector in Prüm.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Humann, Georg in Essen.
Humbroich, Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, General-Dir. in Mechernich.

Huyssen, Milit.-Oberpfarrer in Altona.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam. in Hard b. Bregenz.
Jentges, W., Kaufmann in Crefeld.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Junker, C. A., Bauinspector in Erfurt.
Kaentzeler, P., städt. Archivar in Aachen.
**Karcher,** ausw. Secr., Fabrikbesitzer in Saarbrücken.
Karthaus, C., Commerzienr. in Barmen.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Dr. Jakob, Reallehrer in Mainz.
Keller, Jul., Regilionslehrer in Brühl.
Keller, O., Professor in Prag.
Keller, Fabrikbesitzer in Bonn.
Kempf, Premier-Lieutenant im Ingenieur-Corps und Lehrer der Kriegsschule in Anclam.
Kessel, Dr., Canonikus in Aachen.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knebel, Landrath in Beckingen a. d. Saar.
Koch, Heinr. Hub., Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constantin, Bildhauer in Neuss.
Koenig, Leop., Commerzienrath in Bonn.
Koerte, Dr., Professor in Rostock
Kohl, Gymn.-Oberlehrer in Kreuznach.
Kolb, Fr., General-Director in Viersen.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramarczik, Gymn.-Direct. in Ratibor.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
**Kraus,** Dr., Prof. und ausw. Secr. in Freiburg i. B.
Kreisbibliothek in Lennep.
Kreuser, Carl, Rentner in Bonn.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Lamprecht, Dr., Privatdoc. in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Lange, Dr. L., Professor in Leipzig.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Lehfeldt, Dr. Paul, Privatdocent a. d. techn. Hochschule in Berlin.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lempertz, M., Rentner in Bonn.
Lempertz, H. Söhne, Buchhandlung in Cöln.
Lennep, van in Zeist.
Leutsch, Dr. von, Geh. Hofrath u. Professor in Göttingen.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium in Cambridge.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Leyen, von der, Emil in Bonn.
Leykam, Freih. von, Schloss Elsum.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Linden, Anton in Düren.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Graf von, zu Schloss Wissen b. Geldern.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Loeschigk, Rentner in Bonn.
Lohaus, Regierungsrath in Trier.
Lübbert, Dr., Professor in Bonn.
**Lübke, von,** Dr., ausw. Secr., Professor in Stuttgart.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Martin, A. F., Maler in Roermond.
Mayor, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.
Meester, de, de Ravestein, Ministre plénip. zu Schloss Ravestein bei Mecheln.
Mehler, Dr., Gymnasial-Director in Sneek in Holland.
**Mehlis,** Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Mevissen, Geh. Commerzienr. in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Milz, Dr., Professor und erster Gymn.-Oberlehrer in Aachen.
Mirbach, W. Graf von, zu Schloss Harff.
Mirbach, Frhr. von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Mitscher, Landger.-Director in Cöln.
Möller, F., Oberlehrer am Lyceum in Metz.
Mörner v. Morlande, Graf in Roisdorf.
Mohr, Professor, Dombildhauer in Cöln.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
**Mooren,** Dr., ausw. Secr., Pfarrer, Ehren-Präsident des hist. Vereins f. d. Niederrhein in Wachtendonk.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müller, Dr. med. in Niedermendig.

Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Bornhofen b. Camp am Rhein.
Müller, Philipp, Decorationsmaler in Kreuznach.
Münz- u. Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum in Nymwegen.
Musiel, Laurent von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn b. Saarburg.
Nacher, Ingenieur in Carlsruhe.
Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Nels, Dr., Kreisphysikus in Bittburg.
Neufville, W. von, Rentner in Bonn.
Neuhäuser, Dr., Professor in Bonn.
Nissen, Dr. H., Professor in Strassburg.
Nitzsch, Dr., Gymnasial-Director in Bielefeld.
Nolte, Dr., Buchhändler in Bonn.
Nottberg, Reinh., Kaufm. in Elberfeld.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer in Carlsruhe.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Orth, Pfarrer in Wismannsdorf b. Bitburg.
**Overbeck**, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Cornelimünster.
**Paulus**, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Rector in Montjoie.
Peill, Rentner zu Haus Römlinghoven bei Obercassel.
Perthes, Dr., Geh. Hofrath u. Gymnas.-Dir. a. D. in Bonn.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Assessor in Bonn.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Director des Landarmen-Wesens zu Münster in Westfalen.
**Pleyte**, Dr., W., ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Plitt, Dr., Professor, Pfarrer in Dossenheim bei Heidelberg.
**Pohl**, Dr., ausw. Secr., Rector in Linz.
Polytechnicum in Aachen.
Pommer-Esche, von, Geh. Regierungsrath in Strassburg.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Prinzen, Handelsgerichts-Präsident in M.-Gladbach.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath z. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Bruchsal.
Progymnasium in Dorsten
Progymnasium in Euskirchen.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Siegburg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Raderschatt, Kaufmann in Cöln.
Radziwill, Durchlaucht Prinz Edmund, Vicar in Ostrowo, Prov. Posen.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Rath, von, Rittergutsbesitzer u. Präsid. d. landw. Vereins für Rheinpreussen in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Emil vom, in Cöln.
Rath, Wilh. vom, in Mehlem.
Rautenstrauch, Valentin, Commerzienrath in Trier.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rautert, Oskar in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Elberfeld.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Gymnasium in Witten.
Real-Progymnsium in Bocholt.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Lüdenscheid.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Schwelm.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule in Essen.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Reitzenstein, Freih. von, Namens des Bez.-Präsidiums f. Lothringen in Metz.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Rheinen, Hermann, Rentner zu Villa Herresberg b. Remagen.

Richarz, Dr., Geh. Sanitätsr. in Endenich.
Ridder, Victor, Pharmazeut in Neuss.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, Membre de l'Institut de France in Paris.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rohdewald, Gymnasial-Director in Burgsteinfurt.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rosen, Freiherr von, Oberst und Regiments-Commandeur in Mainz.
Rossbach, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Roth, Fr., Bergrath in Burbach bei Siegen.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann. Graf von, in Bonn.
Salzenberg, Geh. O.-Baurath in Berlin.
Sandt, von, Landrath in Bonn.
Sarter, Baron von, zu Schloss Drachenburg b. Königswinter.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schaaffhausen, Theod., Rentn. in Bonn.
Schady, Dr., Bibliothekar an der Univ.-Bibl. in Heidelberg.
Schaefer, Geh. Rath und Prof. in Bonn.
Schaefer, Ferd., Rentner in Bonn.
Schaffner, Dr., Medicinalrath in Meisenheim.
Scharfenberg, von, Lieutenant à la suite im Königshusaren-Reg., Gut Kalkhof b. Wanfried bei Cassel.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Scheele, Post-Director in Bonn.
Scheibler, Guido, Kaufm. in Crefeld.
Scheins, Dr., Gymn.-Oberl. in Cöln.
Scheppe. Oberst a. D. in Boppard.
Scherer, Dr.. Professor in Berlin.
Schickler, Ferd. in Berlin.
Schilling, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Cöln.
Schillings-Englerth, Bürgermeister und Gutsbesitzer in Bonn.
Schleicher, C., Commerzienr. in Düren.
Schlottmann, Dr., Prof. in Halle a. S.
Schlumberger, Jean, Fabrikbesitz. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmelz, C. O., Kaufmann in Bonn.
Schmidt, Oberbaurath u. Professor in Wien.
Schmithals, Rentner in Bonn.
**Schneider**, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr., Dompräbendat in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnütgen, Domvicar in Cöln.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schönfeld, Frederick, Baumeister in Grenzhausen.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster in Westf.
Schulz, Caplan in Aachen.
Schulz, Dr., Prof. in Prag.
Schwabe, Dr. L., Prof. in Tübingen.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Schwickerath, C. J., Kaufmann in Ehrenbreitstein.
Schwoerbel, Rector in Deutz.
Seidemann, Architect in Bonn.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Soest.
Senfft-Pilsach, Freiherr von, Kreisdirector in Hagenau im Elsass.
Settegast, Landgerichts-Director in Coblenz.
Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Seyssel d'Aix, Graf, Oberst in Berlin.
Simon, Wilh., Lederfabrikant in Kirn.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Snethlage, Consistorial-Präsident in Coblenz.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Spankeren, von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, Oberstlieutenant im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Stahlknecht, H., Rentner in Bonn.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrik. in Malmedy.
Stier, Hauptmann a. D. in Berlin.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth b. Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Stirtz, H., Bauunternehmer in Bonn.

**Straub**, Dr., ausw. Secr., Canonikus in Strassburg.
Strauss, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Strubberg, von, General d. Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Stumm, Carl, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Szczepanski, von, Hauptmann und Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Terwelp, Dr., Gymnasiallehrer in Andernach.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Bezirks- und Dombaumeister in Metz.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Uckermann, H., Kaufmann in Cöln.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Ungermann, Dr., Gymnas.-Director in Münstereifel.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Veith, von, General-Major z. D. in Bonn.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Geschichts- und Alterthumskunde in Düsseldorf.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voigtländer, Buchhdl. in Kreuznach.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wagner, Geh. Commerz.-R. in Aachen.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Wandesleben, Friedr. zu Stromberger-Neuhütte.
Weber, Rechtsanwalt in Aachen.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weerth, Dr. aus'm, Prof. in Kessenich.
Weerth, aus'm, Bürgermeister in Bingerbrück.
Weerth, Aug. de, Rentn. in Elberfeld.
Wegeler, Geh. Rath in Coblenz.
Weise, von, Oberbürgermeister in Aachen.
Weiss, Professor, Director d. k. Kupferstichcabinets in Berlin.
Weissbrodt, Dr., Prof. in Braunsberg.
Wende, Dr., Realschullehrer in Bonn.
Wendelstadt, Victor, Commerzienrath in Godesberg.
Werner, von, Cabinetsrath in Düsseldorf.
Werner, Lieut. u. Adjutant in Saarlouis.
Weyer, Stadtbaumeister in Cöln.
Weyermann, Franz, Gutsbesitzer in Hagerhof b. Honnef.
Weyhe, Dr. Ernst, Gymnasiallehrer in Seehausen i. d. Altmark.
Wiecker, Gymnasial-Oberlehrer in Hildesheim.
Wied, Durchlaucht, Fürst in Neuwied.
Wiedemann, Dr. Alfred, in Bonn.
**Wieseler**, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.
Winckler, H. G., Kaufm. in Hamburg.
Wings, Dr., Apotheker in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Witkop, Pet., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Woermann, Dr. C., Director der k. Gemälde-Gallerie in Dresden.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolff, Kaufmann in Cöln.
Woyna, Exc. von, General d. Infanterie, Gouverneur in Mainz.
Wright, von, Exc., Gen.-Lieut. in Metz.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Steuereinnehmer in Bonn.
Wüsten, Frau, Gutsbesitzerin in Wüstenrode b. Stolberg.
Wulfert, Dr., Gymnasial-Director in Kreuznach.
**Zangemeister**, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.
Zehme, Walther Dr., Director der Gewerbeschule in Barmen.
Zengeler, Reg.-Baumeister in Bonn.
Zervas, Joseph, Kaufmann in Cöln.

## Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Förster, Dr., Professor in Aachen.
Gamurrini, Director des Etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P. Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentn. in Malmedy.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbinderm. i. Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

---

# Verzeichniss
## sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Dieckhoff. Foerster. Georgi. Gymnas. Hilgers. Kaentzeler Kessel. Milz. Polytechnicum. Realschule. von Reumont. Schulz. Schwan. Startz. Wagner. Weber. von Weise. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Ahrweiler: von Groote. Hess.
Alfter: Jörissen.
Alterkülz: Bartels.
Altona: Huyssen.
Amsterdam: van Hillegom.
Anclam: Kempf.
Andernach: Frau Herfeld. Progymnasium. Terwelp.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Attendorn: Gymnasium.
Barmen: Blank. E. von Eynern. P. von Eynern. Karthaus. Stadtbibliothek. Zehme.
Basel: Bernoulli. Universitäts-Bibliothek.
Bayenthal b. Cöln: Fuchs.
Beckingen a. d. Saar: Knebel.
Bedburg: Ritter-Akademie.
Berlin: Adler. Aegidi. Bracht. Conze. v. Cuny. Curtius. Dobbert. v. Florencourt. Gen.-Verwalt. der k. Museen. Greiff. Hegert. Hübner. Jachns. Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen. Lehfeldt. Liebenow. Piper. Prüfer. Salzenberg. Scherer. Schickler. Schoene. Seyssel d'Aix. Spitz. Stier. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Bielefeld: Nitzsch.
Bingerbrück: aus'm Weerth.
Bitburg: Nels.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bocholt: Real-Progymnasium.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Asbach. Benrath. Binz. H. H. Böker. Broicher. Bücheler. Bürgerschule. Cahn. Al. von Claer. Eb. von Claer. v. Dechen Delius. Diderichs. Dieffenbach. v. Diergardt. Doetsch. Eltzbacher. van Endert. Engelskirchen. Frl. Eskens. Frau Firmenich-Richarz. Fricke von Fürth. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guilleaume. Gurlt. Gymnasium. Hanstein. Hauptmann. Henry. Hermann. Hochgürtel. Alex. Hüffer. Herm. Hüffer. Humbroich. Kaufmann. Kaulen. R. Kekulé. Keller. Klein. Klingholz. Leop. König. Krafft. Kreuser. Lamprecht. Lempertz. von der Leyen. Leydel. Loersch Loeschigk. Lübbert. Märtens. Marcus. von Mirbach. von Neufville. Neuhäuser. Nolte. Perthes. Pick. Prieger. von Proff-Irnich. Reinkens. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Rossbach. Graf von Salm-Hoogstraeten. von Sandt. H. Schaaffhausen. Th. Schaaffhausen. F. Schaefer. A. Schaefer. Scheele. Schillings-Englerth. Schmelz. Schmithals. Schneider. Seidemann. Simrock. von Spankeren. Spee. Stahlknecht. Strauss. Stirtz. Usener. de la Valette St. George. Veit. von Veith. van Vleuten. Wendelin. Wiedemann. Wuerst. Zartmann. Zengeler.
Boppard: Scheppe. Schlad.
Bornhofen: Müller.
Braunfels: Prinz Solms.
Braunsberg (Ostpr.): Weissbrodt.
Braunschweig: von Hilgers.
Bruchsal: Progymnasium.
Brühl: Allcker. Keller.
Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.
Budapest: von Török.
Burbach b. Siegen: Roth.
Burg: Dütschke.
Burgsteinfurt: Rohdewald.
Cambridge: Lewis.
Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. Nacher. Oberschulrath.
Cassel: Gymnasium. Ständ. Landesbibliothek.
Charlottenburg: Mommsen.
Clausthal: Achenbach.
Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Hasskarl. Hermann. Stadtbibliothek.
Coblenz: von Bardeleben. Becker. Binsfeld. Civil-Casino. Duhr. Geiger. Gymnas. Höpfner. Landau. Settegast. Snethlage. Stadtbibliothek. Wegeler.
Coeln: Altmann. Aposteln-Gymnasium. Arndts. Becker. Bennert. von Bernuth. Camphausen. Exc. Aug. Camphausen. Düntzer. Essingh. Frenken. Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Goebbels. Gottgetreu. Grüneberg. Haugh. Ed. Herstatt. Frdr. Joh. Dav. Herstatt.

Heuser. Horn. Frau Aug. Joest. Eduard Joest. Kaiser-Wilhelm-Gymnasium. Kramer. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnasium. Mayer. Merkens. Merlo. Mevissen. Michels. Mitscher. Mohr. Movius. Albert Frhr. von Oppenheim. Dagobert Oppenheim. Eduard Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Raderschatt. vom Rath, Emil. Rennen. Scheins. Schilling. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Uckermann. Voigtel. Weyer. Wiethase. von Wittgenstein. Wolff. Zervas.

Constanz: Gymnasium.

Cornelimünster: Pauls.

Crefeld: Emil vom Bruck. Gymnasium. Heimendahl. Jentges. von Randow. Schauenburg. Scheibler. Stadtbiblioth.

Deutz: Schwoerbel. Wolf.

Dielingen: Arendt.

Dillenburg: Gymnasium.

Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.

Dormagen: Delhoven.

Dorsten: Progymnasium.

Dortmund: Prinz Schönaich. Histor. Verein.

Dossenheim: Plitt.

Drachenburg (Schloss): von Sarter.

Drensteinfurt: Frhr. von Landsberg.

Dresden: Fleckeisen. Hultsch. Woermann.

Dülken: Bücklers.

Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Gust. Hoesch. Linden. Schleicher. Schöller. Voss.

Dürkheim: Mehlis.

Düsseldorf: von Berlepsch. Bone. Brend'amour. Courth. Gymnasium. Hammers. Harless. von Heister. Hoyer. Lieber. Provinzial-Verwaltung. Rautert. Real-Gymnas. Schneider. von Szezepanski. Trinkaus. Verein für Geschichts- und Alterthumskunde. von Werner.

Duisburg: Curtius. Gymnasium. Schneider.

Echtz: Cremer.

Ehrenbreitstein: Schwickerath.

Ehrenfeld b. Cöln: Rauter.

Eisleben: Delius.

Elberfeld: Boeddinghaus. von Carnap. Gymnasium. Nottberg. Realgymnas. de Weerth.

Elsum (Schloss) b. Wassenberg: Frhr. von Leykam.

Eltville: Graf Eltz.

Emmerich: Gymnasium. Stadtbiblioth.

Ems (Bad): Kur-Commission.

Endenich: Baunscheidt. Richarz.

Erfurt: Junker.

Essen: Baedeker. Conrads. Gymnasium. von Hövel. Humann. Krupp. Realschule. Ueberfeld.

Eupen: Real-Progymnasium.

Euskirchen: v. Ayx. A. Herder. E. Herder. Progymnasium.

Flammersheim: Bemberg.

Flensburg in Schleswig: Müller.

Florenz: Bibl. Nazionale. Bibliothek des Etrurischen Museums. Gamurrini.

Frankfurt a. M.: Becker. Koch. Stadtbibliothek.

Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.

Fulda: Goebel.

St. Gallen: Stiftsbibliothek.

Gebweiler: Schlumberger.

Genf: Galiffe.

Giessen: Antiken-Cabinet.

Gladbach: Prinzen. Gymnasium. Kühlen. Quack.

Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Schwann. Wendelstadt.

Goettingen: Dilthey. von Leutsch. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.

Gräfenbacher Hütte: Boecking.

Grenzhausen: Schönfeld.

Hadamar: Gymnasium.

Hagenau im Elsass: Frhr. von Senfft-Pilsach.

Hagerhof b. Honnef: Weyermann.

Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.

Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: Stumm.

Hallbergerhütte b. Saarbrücken: Boecking.

Halle: Heydemann. Schlottmann. Universitäts-Bibliothek.

Hamburg: Stadtbibliothek. Winckler.

Hamm: Falk.

Hanau: Gymnasium.

Hannover: Culemann.

Hard b. Bregenz: Jenny.

Harff (Schloss), Kreis Bergheim: von Mirbach. Wirtz.

Hechingen: Höhere Bürgerschule.

Heidelberg: Christ. Schady. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.

Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.

Herresberg b. Remagen: Rheinen.

Hersfeld: Gymnasium.

Hildesheim: Wieker.

Höxter: Gymnasium.

Homburg v. d. Höhe: von der Heydt.

Ilsenburg: Weber.

Immenburg: Flinsch.

Iserlohn: Boeddicker.

Ittervort: Franssen.

Jena: Gaedechens.

**K**alkhof (Gut): von Scharffenberg.
Kessenich: aus'm Werth.
Kirn: Simon.
Kirspenich b. Münstereifel: Hermeling.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. Cauer. Kohl. Müller. Voigtländer. Wulfert.
**L**angenberg: Conze.
Lauersfort: von Rath.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. du Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Braun. Eckstein. Lange. Overbeck. Springer.
Lennep: Hardt. Kreisbibliothek.
Lexhy (Schloss): de Blanchart-Surlet.
Linnich: Beck.
Linz: Pohl.
Lippstadt: Witkop.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks.
Lüdenscheid: Real-Progymnasium.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux
**M**ainz: Städt. Bibliothek. Keller. Lindenschmit. von Rosen. Schneider. von Woyna.
Malmedy: Esser. de Noüe. Progymnasium. Steinbach.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium. Haug.
Marburg: Gymnasium.
Marienfels b. Remagen: Frau Frings.
Mastricht: Habets.
Mayen: Delius.
Mechernich: Hupertz.
Mehlem: vom Rath.
Meisenheim: Schaffner.
Merseburg: Otte.
Mettlach: Boch.
Metz: Abel. Möller. Fr. v. Reitzenstein. Tornow. Verein f. Erdkunde. v. Wright.
Miltenberg: Conrady.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbruch: von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andrae.
Mülheim a. d. R.: Haniel. Realgymnas.
München: Brunn. Cornelius.
Hann. Münden: Achenbach.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Hagemeister. von Hoereman. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnas. Ungermann.
**N**ash-Mills: Evans.
Neuss: Gymnasium. von Heinsberg. Koenen. Ridder. Sels.
Neuwied: Fürst Wied. Fussbahn. Gymnasium. Reusch.
Niedermendig: Müller.
Nohn (Kreis Adenau): Haubrich.
Nürnberg: Friederich.
Nymwegen: Museum.
**O**ehringen: Stiftsbibliothek.
Ostrowo: Prinz Radziwill.
**P**aderborn: Cappel.
Paris: Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Perugia: Universitäts-Bibliothek.
Poppelsdorf: Frau Dommerich. A. Kekulé
Potsdam: Achenbach.
Prag: Keller. Schulz. Universitäts-Bibliothek.
Prüm: Guichard. Hünnekes.
**R**atibor: Kramarczik.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remagen: Bürgermeisterei.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friederichs.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roermond: Martin.
Römlinghoven (Haus) b. Obercassel: Peill.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Fiorelli. Helbig. Henzen. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Koerte.
Rüdesheim: Fonk.
Ruhrort: Bernau.
Rurich (Schloss) b. Erkelenz: von Hompesch.
**S**aarbrücken: Gymnasium. Karcher. Historischer Verein.
Saarlouis: Real-Progymnas. Werner.
Sangerhausen: Fulda.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eickhoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoonbeeck (Schloss): Graf Renesse.
Schwelm: Real-Progymnasium.
Seehausen (Altmark): Weyhe.
Siegburg: Progymnasium.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern. Erbprinz von Hohenzollern.
Sneek: Mehler.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium. Seminar.
Solingen: Real-Progymnasium.
Strassburg: Fuss. Michaelis. Nissen. von Pommer-Esche. Straub. Universitäts-Bibliothek.

Stromberger Neuhütte (b. Stromberg): Wandesleben.
Stuttgart: von Lübke. Paulus.
Tauberbischofsheim: Progymnas.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): von Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Bettingen. Cüppers. Gymnasium. Hettner. Holzer. Lintz. Lohaus. Mosler. Rautenstrauch. Realgymnasium. Seyffarth. Stadtbibliothek.
Tübingen: Schwabe. Universitäts-Bibliothek.
Turin: Promis.
Uerdingen: Faust.
Utrecht: Universitäts-Bibliothek.
Vaduz: Frau Deichmann.
Viersen: Aldenkirchen. Real-Progymnasium. Greef. Haas. Heckmann. Kolb.
Vogelensang: Borret.
Wachtendonk: Mooren.
Wallerfangen: von Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Cetto. Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wernigerode: Bibliothek.
Wesel: Frowein. Gymnasium.
Wetzlar: Endrulat. Gymnasium.
Wien: Heider. K. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Wismannsdorf b. Bitburg: Orth.
Wissen: Graf Loë.
Witten: Real-Gymnasium.
Worms: Alterthumsverein. Bossler.
Würzburg: Flasch. von Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zülpich: Nagelschmitt.
Zürich: Blümner.

## Inhaltsverzeichniss.

### I. Geschichte und Denkmäler.



### II. Litteratur.

## Inhaltsverzeichniss.

### III. Miscellen.

Wie hier, so steht auch auf dem Heidelberger Exemplar (Jahrb. 61 p. 24) TROIANO, ein Fehler, welcher sich auch sonst findet.

4. Q · HERENNIO
ETRVSCO
MESSIO DECIO
NOBILISSIMO
CAESARI · C · V · S · a. 249/50.
N

Das N am Schlusse ist nicht hinter Z. 5 S gesetzt, sondern darunter, weil die Oberfläche des Steines von da an nur roh behauen ist. Auf dem Heidelberger Steine (Jahrb. 61 p. 25) sind in der That die drei von Karl Christ angegebenen Fehler enthalten: ET · RVCO, NOBILISIMO und CAESAI.

5. IMPP · CAESS
P · LICINIO
VALERIANO
ET · P · LICINIO
GALIENO sic
PIS · FELICIBVS
AVGG · C · V · S · N a. 253.

Von gelbem linksrheinischem Sandsteine, während für die vier übrigen Säulen rother Sandstein verwendet ist. Auf dem Heidelb. Ex. (Jahrb. 61 p. 27) wird nur Valerianus *p. f.* genannt und hat er noch die Bezeichnung *invictus*. Auch dort ist der Name des Sohnes *Galienus* geschrieben.

Die Fundstelle liegt wenige Schritte von dem (jetzt zugefüllten und in einen Garten verwandelten) Stadtgraben auf der Südostseite von Ladenburg, 13 Schritte links (östlich) von der hier auslaufenden und auf dem Ladenburger Gebiet wesentlich dem Lauf der Römerstrasse folgenden Landstrasse. Eine Messung [1]) von der Heidelberger Fundstätte [2]) auf der Römer-

1) Allerdings ist dies nur eine approximative Messung. Eine grössere Karte als die des „Topographischen Atlas“ von Baden (1 : 50000) von 1838—1849 ist für das Ladenburger Gebiet nicht erschienen und dem Vernehmen nach existirt hierfür auch keine Flur- oder Katasterkarte. Das kürzlich erschienene Blatt „Heidelberg“ der neuen topographischen Karte (1: 25000) reicht nur wenig nördlich über Neuenheim hinaus.

2) Siehe Schäfer, Ausgrabung römischer Reste in Heidelberg 1878 Taf. 2, verkleinert wiederholt in Pick's Monatsschrift VI, zu S. 239. (*a* auf diesem Plane).

strasse[1]) bis an die alte Stadtmauer Ladenburgs (nach dem unten bezeichneten „Topogr. Atlas") ergibt, dass sämmtliche Leugensäulen im Alterthum verschleppt[2]) worden sind, nicht blos die mit l(euga) I bezeichnete (N. 1) sondern auch die vier übrigen, welche keine Distanz-Ziffer tragen und also doch höchst wahrscheinlich am Ausgangspunkt der Strasse[3]) aufgestellt waren. Der letztere liegt nämlich zwei- bis dreihundert Meter[4]) weit von Ladenburg nach Heidelberg zu.

Die acht Heidelberger und fünf Ladenburger Leugensäulen sind also von der civitas Ulpia S. N. oder (da Ulpia hier auch ganz promiscue ausgelassen[5]) wird) civitas S. N. gesetzt worden an der von dieser Volksgemeinde auf ihre Kosten unterhaltenen Strasse, und zwar zu Ehren des betr. regierenden Kaisers, dessen Namen im Dativ stehen (s. n. 1 felici, n. 4 Caesari und die Heidelberger Steine von Elagabalus, Alexander, Maximinus [Jahrb. 64 p. 62] und Herennius Etruscus). Von Elagabalus bis Valerianus ist (mit Ausnahme des Gallus) jedem Kaiser eine Säule errichtet worden[6]) und zwar ist dies von Alexander an (abgesehen von Philippus) stets bald nach der Thronbesteigung geschehen. Dieser Ge-

1) In der Neuenheimer Flur ist bei der Feldbereinigung vor etwa 10 Jahren die bis dahin an der Terrainerhöhung noch leicht erkennbare Römerstrasse einschliesslich ihrer steinernen Unterlage abgetragen worden. Der jetzige Separationsweg läuft zum Theil wenige Schritte von der hohen und trockenen Römerstrasse im Sande. Zu einer Aufnahme und Beschreibung dieser Römerreste bot sich damals eine sehr gute Gelegenheit; bis jetzt ist aber darüber nichts veröffentlicht worden. — Vgl. Christ in Pick's Monatsschrift VI p. 240.

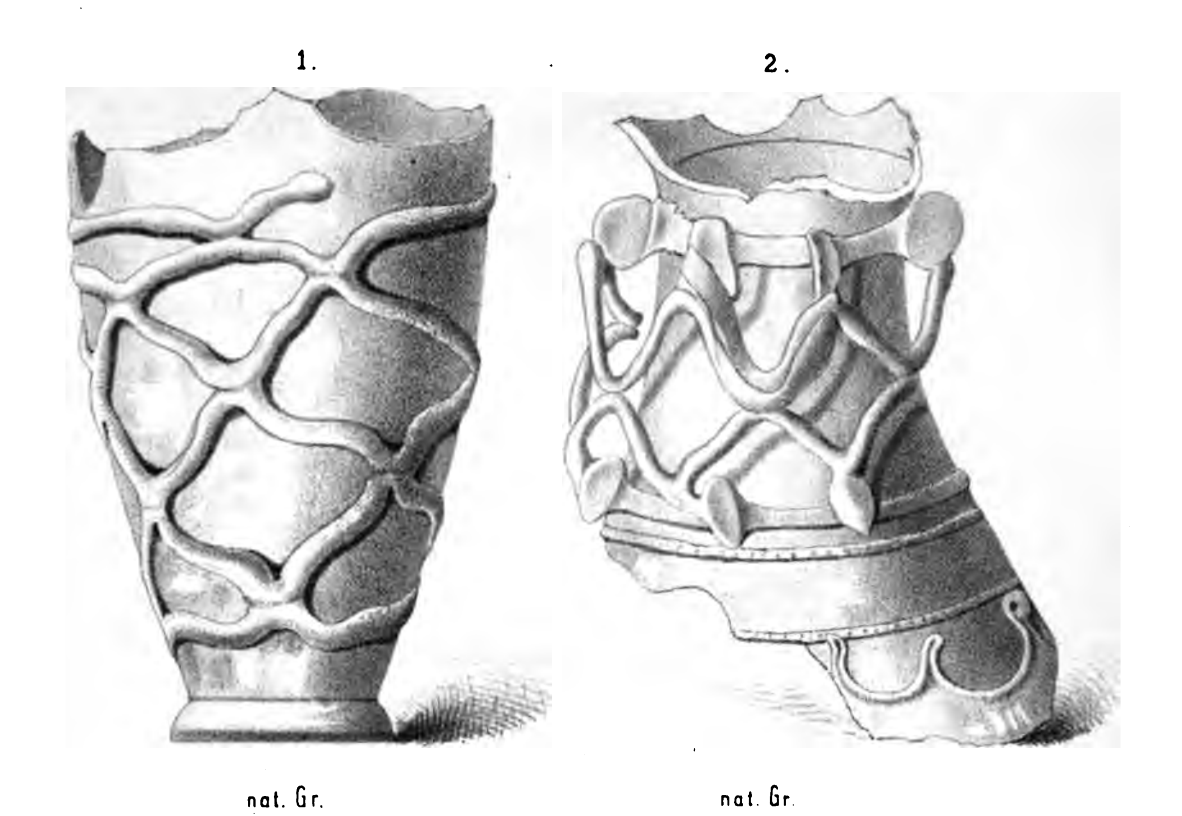
2) Dasselbe ist im Alterthum mit den in Altripp gefundenen Säulen (Brambach 1945—1951) geschehen.

3) An eine, in spätrömischer Zeit hier und da allerdings vorkommende, Weglassung der Ziffer ist hier schwerlich zu denken, um so weniger als dies bei keinem der Heidelberger Duplicate der Fall ist.

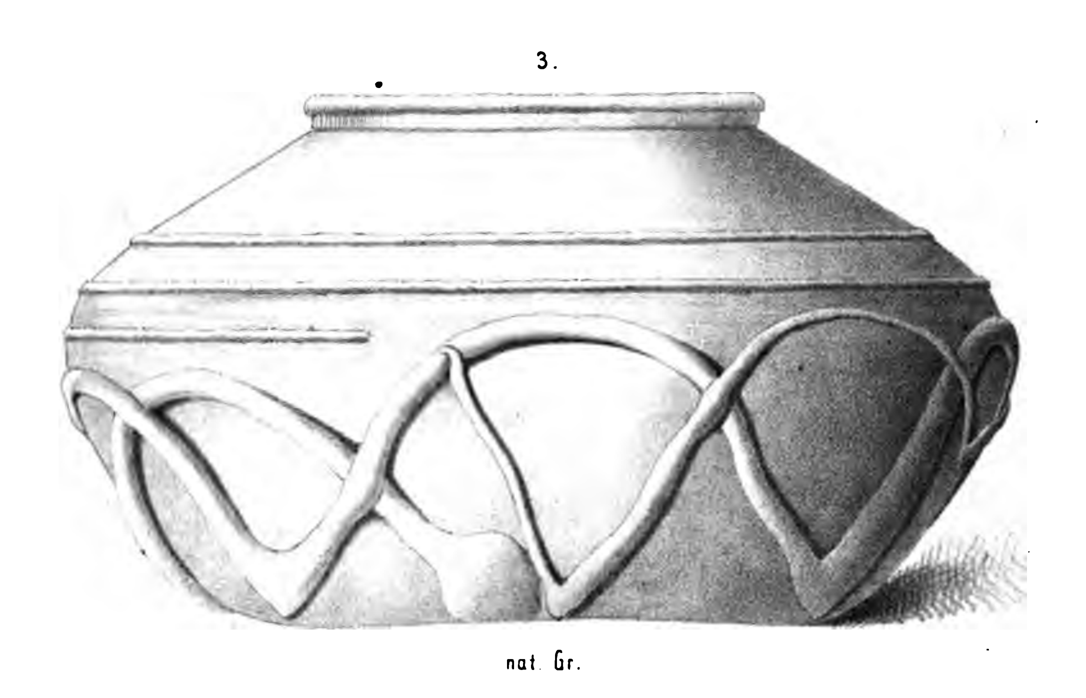
4) Ich habe die Leuge 1) zu 2217,9 m und 2) nach dem späteren römischen Fuss zu 2206,5 m angenommen; s. Hultsch, Metrologie 2. A. S. 98.

5) Auf den 13 Säulen ist Ulpia 5 mal gesetzt und 8 mal weggelassen. Selbst die verschiedenen Exemplare desselben Jahres stimmen nicht überein: auf den Heidelbergen Säulen zu Ehren der Philippi und des Herennius Etr. fehlt Ulpia, aber nicht auf den Ladenburger Steinen derselben Kaiser.

6) Beispiele gleicher Anhäufung von Meilensteinen finden sich in Spanien und Afrika. Corp. I. L. II p. 621: sechs, bezw. acht Säulen, aber ohne (erhaltene) Inschriften; Corp. VIII n. 10137—43: vierzehn Säulen, davon sieben mit lesbaren Inschriften, von welchen fünf gerade dieselben Kaiser (Alexander, Gordian, Philippus, Licinius Valerianus mit Galienus [sic]) betreffen, welche sich auch auf den Säulen am Neckar gefunden haben. Die zu Corp. VIII n. 10144 erwähnte grosse Anzahl von Säulen gehört dagegen, wie es scheint, einer Werkstätte an und kommt daher für den vorliegenden Zweck nicht in Betracht.




nat. Gr. nat. Gr.




nat. Gr.

Lith. Jnst. v. A. Henry, Bonn.

Tafel III.

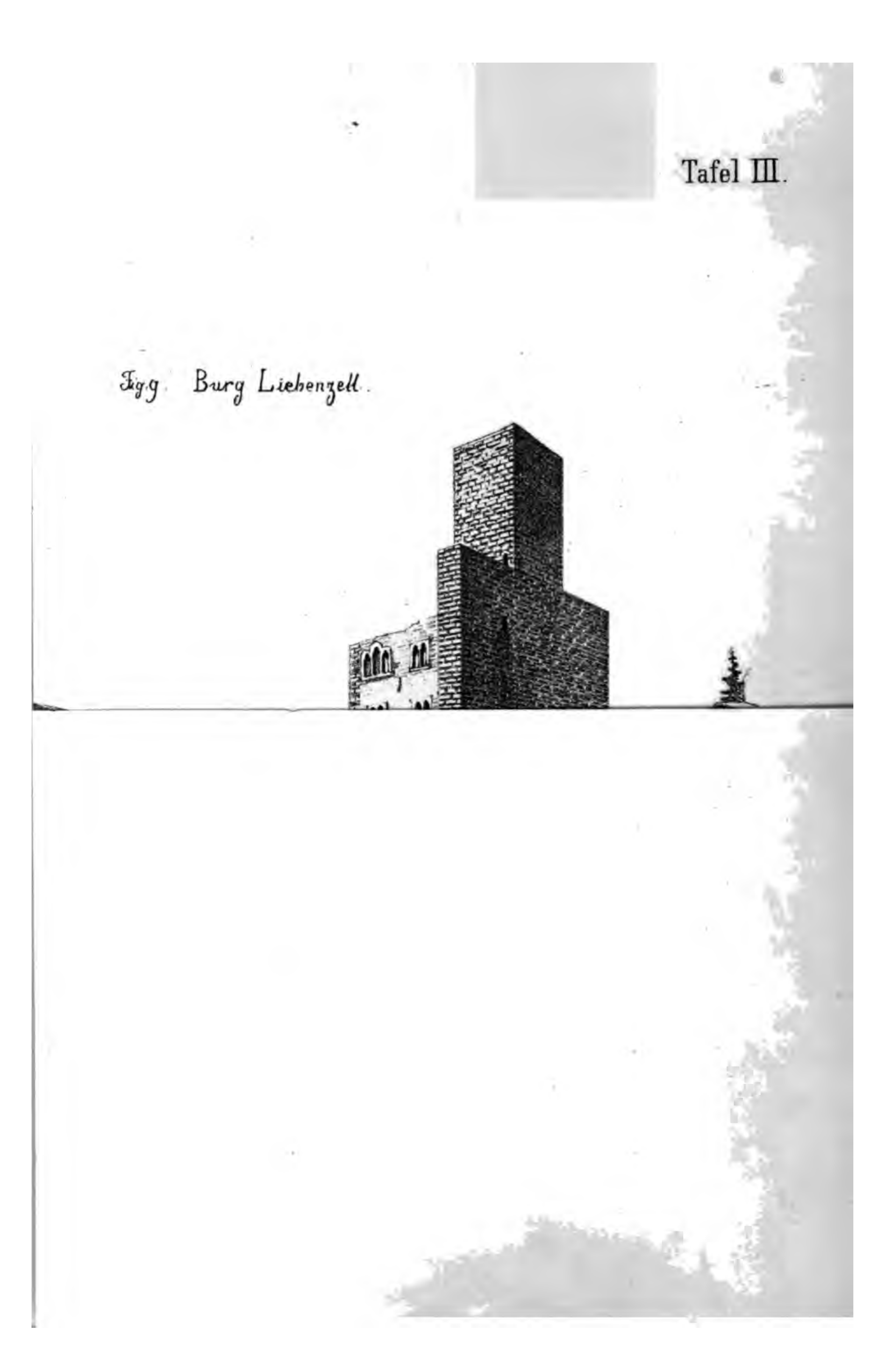


Fig. 9. Burg Liebenzell.

4. Unedirte Inschrift von Worms. Die epigraphischen Handschriften des Accursius in der Bibliotheca Ambrosiana zu Mailand 1) O 125. sup. XII und 2) D 420. inf. I enthalten unter Nr. 4 bezw. Nr. 48 eine Inschrift von Worms, welche bisher nicht publicirt worden ist. Sie lässt sich aber in allem Wesentlichen mit Sicherheit erklären und ergänzen und verdient bei ihrer Wichtigkeit bekannt gemacht zu werden.

Die Provenienz-Notizen sind die folgenden: 1) in O 125: „Vormetz (Vormacia) in episcopatu"; 2) in D 420: „Vormatię in ędibus D. Rainardi a Reipurg decani Vormatiensis, prope episcopatum, parvo lapide quadrato". Der Text lautet nach Mommsen's Copie der Handschriften:




Beide Abschriften sind gleichlautend, nur dass im Codex 420 Z. 1 hinter ROMA noch der Rest I (ROMAI) angegeben wird, Z. 5 EX.V steht und Z. 6 das P ausgelassen ist.

Accursius[1]) hat die Rheinlande selbst bereist und sicherlich den Stein selbst copirt. Auch diese Abschriften zeugen von seiner bekannten Treue und Genauigkeit. Sie ermöglichen leicht eine Wiederherstellung der Inschrift.

Victo[riae] | L. (oder P. oder T.) Roma[nius] | Respect[us] | dec(urio) c(ivitatis) Van(gionum) | [liben]s (?)[3]) ex v(oto) | [in] suo p(osuit).

Die Formel ex voto in suo posuit findet sich auch in zwei anderen Wormser Inschriften: Brambach 888 und 905.

Die gens der deutschen Vangiones war ebenso wie z. B. die der benachbarten Nemetes und Triboci[4]) nach gallischer Analogie als civitas

---

1) Ueber ihn handelt Mommsen im 9. Bande des Corpus S. 397 fg. Vgl. Hübner im 2. Bande S. VII.

2) Nach Mommsen stammt der Codex O 125 von Accursius' Reise 1530—1531; der Codex D 420, in welchem Acc. auf 125 verweist, ist später und zwar nach 1538 geschrieben.

3) Das L in LIBENS (wenn diese Emendation das Richtige trifft) hatte, wie es scheint, die cursive Form ⱶ, welche in später Zeit (etwa im 3. Jh.) auch in die Lapidarschrift eindrang.

4) Ueber die civitas Nemetum sind von mir an anderer Stelle (S. 88) die Zeugnisse angeführt worden. Die civitas Tribocorum findet sich Bramb. 1953

# JAHRBÜCHER

DES

# VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

# RHEINLANDE.

---

HEFT LXXVII.

MIT 11 TAFELN UND 10 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1884.

# Inhaltsverzeichniss.

## I. Geschichte und Denkmäler.



## II. Litteratur.



## III. Berichte.



## IV. Miscellen.

# I. Geschichte und Denkmäler.

---

## I. Winckelmann's Urtheil über die ägyptische Kunst und die Profankunst der alten Aegypter[1]).

Unter den Verdiensten Winckelmann's ist es nicht das geringste, dass er mit scharfem und entschiedenem Blicke das ganze, weite Gebiet der Archäologie umfasste, dass er sich nicht darauf beschränkte, nur die klassische Kunst sich vor Augen zu führen und höchstens Münzen und Medaillen zu deren Ergänzung zu Rathe zu ziehn. Er hat es vielmehr verstanden, auch die künstlerischen Bewegungen der fernsten Völker sich zugänglich zu machen und über dieselben ein entschiedenes und fast immer zutreffendes Urtheil zu fällen. Immer und immer wieder ist er auf diese abliegenden Kunstrichtungen eingegangen und hat versucht dieselben in das System, welches er sich von der Entwicklung der Kunst überhaupt gebildet hatte, einzuordnen. Bei dieser Bestrebung Winckelmann's muss es bei der Beurtheilung seiner Gedankengänge ein besonderes Interesse haben, die ägyptische Kunst genauer in's Auge zu fassen, welche er an die Spitze seiner kunsthistorischen Reihe stellt und das Urtheil zu prüfen, welches er über diese Kunst gefällt hat.

„Die Kunst der Zeichnung unter den Aegyptern" ist einer der ersten Sätze der Geschichte der Kunst, „ist einem wohlerzogenen Baume zu vergleichen, dessen Wachsthum durch den Wurm, oder durch andere Zufälle, gehemmt und unterbrochen worden ist; denn es blieb dieselbe

---

1) Die vorstehende Abhandlung bildete den Festvortrag des verehrten Herrn Verfassers zum letzten Winckelmannsfeste des Vereins am 9. Dezember 1883, den wir uns freuen jetzt auch zur Kenntniss unserer auswärtigen Mitglieder bringen zu können. Die Redaktion.

ohne Aenderung, aber ohne ihre Vollkommenheit zu erreichen, eben dieselbe bis an die Zeit der griechischen Könige daselbst." Wie ein rother Faden zieht sich diese Ansicht durch alle Schriften Winckelmann's hindurch, er hat sie durch eingehende Studien zu stützen, durch zahlreiche Monumente zu beweisen gesucht, und dies ist ihm in so hohem Masse gelungen, dass sein Urtheil auch jetzt im Allgemeinen bei der Beurtheilung der ägyptischen Kunstwerke massgebend geblieben ist. Mit Meisterschaft hat er es verstanden, die ihm in geringer Zahl vorliegenden ägyptischen Denkmäler zu prüfen, nach der Zeit ihrer Entstehung zu ordnen, die römischen Nachahmungen von den ägyptischen Originalen zu scheiden. Dass ihm dies gelungen ist, ist umsomehr zu bewundern, als ihm durch keinerlei Inschriften eine Unterstützung dargeboten wurde; seine Arbeiten erschienen über ein halbes Jahrhundert vor der Entzifferung der Hieroglyphen; er war einzig und allein auf seinen Scharfblick angewiesen.

Seit dieser Zeit hat sich das uns vorliegende Material in ungemein grossartiger Weise vermehrt, zahllose Publikationen machen die Tempel, die Inschriften, die Statuen Aegyptens uns zugänglich, unsere Museen füllen sich von Tag zu Tag mehr mit Ueberresten dieses Volkes. Dazu kommt, dass jetzt die Hieroglyphen entziffert sind, dass wir die Texte, welche alle diese Werke bedecken, verstehen, dass wir die Zeit ihrer Entstehung genau anzugeben vermögen. So können wir jetzt eine fast ununterbrochene Reihe ägyptischer Kultusbilder aufstellen von dem 3. Jahrtausend v. Chr. herab bis in die Zeiten der Ptolemäer. Wenn wir aber eine solche Reihe von Denkmälern neben einander stellen, so bilden sie den besten Beweis für Winckelmann's Sätze. Kein einziges Zeitalter hat seinen fest ausgeprägten Typus; wie aus der Werkstatt geschickter Handwerker hervorgegangen, stehen die Arbeiten da, alle nach einer Schablone geschaffen und ohne den Hauch des Geistes ihres Schöpfers, den jedes, auch das technisch unbedeutendste griechische Kunstwerk an sich trägt.

Dass dem so ist, liegt in dem Wesen der ägyptischen Tempelkunst überhaupt. Das Gebiet, von dem im Nilthale jede Kunst ausgegangen ist, war die Architektur. Nach festgegebenen Massen und Verhältnissen hatten seit Zeiten, welche weit hinter unsern ältesten schriftlichen Urkunden, d. h. weit hinter dem 4. Jahrtausend v. Chr. zurückliegen, die Aegypter ihre Häuser erbaut, ihre Grabeskammern in die Felsen eingewühlt, über den Leichen ihrer Herrscher künstliche Steinberge, Pyramiden, errichtet. Als sich später auch andere Regungen

geltend machten, als Plastik und Malerei sich zu entwickeln begannen da suchte der Aegypter, zu wenig erfinderisch, um den neuen Künsten neue Gesetze zu schaffen, an sie die Gesetze der altüberlieferten Architektur anzulegen. Die Plastik ward in Beziehung zu dieser gesetzt, man lehnte die Statuen an Obelisken an, man setzte sie auf schwerfällige, würfelförmige Sitze mit fester, wandartiger Lehne, man wagte es nicht, eine Gestalt frei und selbstständig hinzustellen, ihr Bewegung und Leben zu verleihn. Ja man ging noch weiter. Hatte man bei architektonischen Werken Höhe und Breite der Pfeiler in bestimmte Verhältnisse zu einander und zu der zu tragenden Decke gesetzt, hatten bei der Anlage von Häusern, Fenstern und Thüren bestimmte Gesetze geherrscht, welche man, ohne das Architekturwerk selbst zu gefährden, nicht übertreten durfte, so glaubte man jetzt der Plastik ähnliche Gesetze geben zu müssen. Man konstruirte für die menschliche Gestalt einen festen Kanon der Proportionen, welcher zwar im Laufe der Jahrtausende in Aegypten mehrfach gewechselt hat, aber doch im Grunde stets eine unüberwindliche Schranke für eine lebendige Kunstentwicklung blieb. Es wurden Normalstatuen und Normalköpfe konstruirt, an welchen Quadrate und Linien die verschiedenen Dimensionen der Körpertheile und deren Verhältnisse angaben, sie galten bei der Ausführung einzelner Werke als Vorlagen und Muster; in grosser Zahl waren sie in der Hand der Arbeiter und uns sind noch zahlreiche Exemplare derselben erhalten geblieben[1]). — Ebenso wie die Plastik im engeren Sinne des Wortes ward die Reliefbildnerei und die Malerei behandelt; auch für sie gab es einen Kanon, auch für sie gab es Normalmasse und Normalmuster und ehe ein Aegypter ein Relief oder eine Malerei auszuführen begann, theilte er die zu bearbeitende Wand in Quadrate und zeichnete in diese Gesichter und Gestalten, Menschen und Thiere, Kunstwerke und Naturprodukte ein.

Bei einer solchen Art der Herstellung von Statuen und Reliefs musste die Kunst zum Handwerk herabsinken, die Einzelarbeit Nichts sein, als ein Einarbeiten in eine gegebene Schablone. Ist uns aus einer gegebenen Epoche des ägyptischen Alterthums ein Statuenfragment erhalten geblieben, so ist es auf Grund einer rein mathematischen Berechnung ohne Schwierigkeit möglich, die ganze Statue mit alleiniger Ausnahme des Gesichtes, welches event. Portraitzüge gezeigt haben kann,

---

1) Zahlreiche derartige Modelle befinden sich im Museum von Bulaq bei Kairo. Vgl. Mariette, Not. des monuments de Boulaq No. 623—688.

zu rekonstruiren. Und ebenso wie wir die Statuen rekonstruiren können, so konstruirte sie der alte Aegypter[1]).

Auf den ersten Blick mag eine derartige handwerksmässige Entstehung der ägyptischen Statuen mit ihren ungeheuren Dimensionen unglaublich erscheinen, aber das Resultat, welches wir für dieselbe aus der Existenz eines strengen Kanons auf induktivem Wege gewinnen, bestätigen uns erhaltene Inschriften. Im Bulaqer Museum steht eine hockende Kalkstatue, welche in Theben gefunden ward und einen Mann, Namens Amenhetep, den Sohn des Hapu darstellt[2]). In langen Inschriften erzählt uns derselbe hier sein Leben. Er berichtet, wie er Schreiber gewesen und in allen priesterlichen Wissenschaften und Geheimnissen, ja auch in der Redekunst ausgebildet worden sei. Dann wurde er Offizier, organisirte das Heer, legte Verschanzungen an den Grenzen an, erhob nebenbei Steuern und theilte den nach Aegypten transportirten Kriegsgefangenen ihre Arbeit zu. Endlich wurde er Oberbaumeister und hier wird unser Text für uns besonders wichtig. „Nach eigener Berechnung liess ich", erzählt Amenhetep, „2 Ebenbilder des Königs ausführen für seinen Tempel in Theben aus herrlicher Breccia, ich liess sie ausführen in erstaunlicher Breite, in einer Höhe von 40 Ellen, liess sie dann nach Theben schaffen und hier aufstellen."

Die beiden Statuen, welche Amenhetep errichten liess, sind uns erhalten, es sind die Memnonskolosse, welche noch jetzt in der Ebene des westlichen Thebens sich erheben als einziger Ueberrest des Tempels Amenophis III. Diese Statuen also, welche als charakteristisch für die ägyptische Kunst gelten, welche in den grossartigsten Verhältnissen ausgeführt sind, sie hat ein ehemaliger Schreiber, Priester, Redner, Offizier und Oberbaumeister, der nebenbei auch einen Tempel gegründet hat, nach eigenen Berechnungen entworfen. Wir dürfen doch kaum annehmen, dass Amenhetep neben aller seiner vielseitigen Thätigkeit noch Zeit gefunden hat, sich künstlerisch auszubilden, aber trotzdem konnte er Riesenstatuen entwerfen oder richtiger berechnen, da dazu nur einfache Rechenkenntnisse nöthig waren. Die Ausführung der Statuen besorgten dann gewöhnliche Handwerker, wie wir sie in den Bildern der ägyptischen Gräber oftmals in voller Thätigkeit sehn.

Bei einer derartigen Entstehungsart der ägyptischen Denkmäler

---

1) Vgl. hierzu auch Diodor I, 98.

2) Mariette, Karnak pl. 36—37; Brugsch, aeg. Zeitschr. 1876 S. 96. 103.

ist es nur natürlich, wenn wir auf keinem Denkmale den Namen seines Verfertigers finden, wenn uns nirgends von einem Kunstwerke berichtet wird, wer es erdacht und ausgeführt hat und dass höchstens, wie auf unserer Inschrift, sich einmal ein Mann rühmt, eine besonders grosse Statue entworfen zu haben, denn nur auf die Grösse, nicht etwa auf die Schönheit und Kunstvollendetheit seines Werkes weisst Amenhetep hin. Es knüpfte sich kein Name an ein bestimmtes Werk, weil eben Hunderte und Tausende auf Grund eines gegebenen Grundmasses in gleicher Weise eine Statue zu entwerfen und von Arbeitern ausführen zu lassen vermochten. H. Brugsch[1]) hat zwar in einer poetisch gehaltenen Schilderung darauf hingewiesen, dass wir aus den Inschriften die Namen zahlreicher Arbeiter in Stein oder Metall, von Meistern, wie er sie nennt, finden und daraus geschlossen, dass die Aegypter wirkliche Künstler gehabt hätten. Allein, das ist doch kein Beweis dafür, dass ein Steinmetz ein Künstler war, wenn er seinen Namen auf seinen Leichenstein setzen liess. Mit demselben Rechte könnten wir all die verschiedenen andern Handwerker, von denen uns ägyptische Monumente die Namen nennen, Maler, Ciseleure, Einbalsamierer, ja auch Weber und ähnliche für Künstler erklären wollen, was doch nicht wohl angeht. — Auf ägyptischen Statuen finden wir, wie bemerkt, nirgends ihren Schöpfer genannt, ebensowenig, wie irgend eine dieser Statuen individuelle Züge trüge, so dass man sagen könnte, dass ein grosser Künstler sie geschaffen haben müsse.

Wer mit unbefangenem Auge eine Sammlung ägyptischer Statuen oder die Tempel Aegyptens durchwandert oder wer auch nur eine grössere Reihe von Abbildungen ägyptischer Denkmäler betrachtet, der wird die Geschicklichkeit der Ausführung der Arbeiten bewundern, er wird die fabelhafte Technik, mit der die Arbeiter über das härteste und sprödeste Material Herr geworden sind, fast unbegreiflich finden, er wird darüber staunen, dass man vor 5000 Jahren schon solche Werke erschuf, aber er wird kalt bleiben, nirgends wird ihn der Hauch wahrer Kunst anwehen, wie beim Anblicke eines klassischen Kunstwerkes, nie wird er das Gefühl haben, dass der Künstler seine Seele, sein ganzes Ich hingab, um sein Werk zu vollenden und zu beleben. Das Gefühl einer schablonenartigen, handwerksmässigen Statuenproduktion gegenüber zu stehen, wird ihn bei aller Freude an der Geschicklichkeit der Einzelarbeit nicht verlassen. Dieses bald bewusste,

1) Geschichte Aegyptens S. 170 ff.

bald unbewusste Gefühl ist es auch, welches es bewirkt, dass die grosse Menge unserer gebildeten Kreise den ägyptischen Kunstwerken gegenüber so gleichgültig bleibt. All das Interesse, welches durch die populären Werke unserer Zeit, besonders durch die Ebersschen Romane für das ägyptische Alterthum erregt worden ist, hat es nicht vermocht, das Interesse weiterer Kreise auch für die ägyptische Kunst zu wecken. Und das liegt nicht etwa daran, dass diese Kunst unverständlicher wäre, als die griechische, denn auch bei dieser wissen doch nur wenige derer, die sich an ihr erfreuen, die tiefere Bedeutung der einzelnen Gestalten, und der künstlerische Eindruck eines griechischen Werkes ist ebenso gross, ob man nun weiss, dass dasselbe eine Venus oder einen Zeus darstellt, oder ob man es nur als eine weibliche Statue, als einen männlichen Kopf betrachtet. Nein, die ägyptischen Statuen lassen uns kalt, weil sie nicht Kunstwerke in unserem Sinne des Wortes sind; der Künstler, der sie erschuf, hat nur gegebene Modelle kopirt, er hat nicht selbstständig Neues erfunden, und aus diesem Grunde halten seine Werke den Beschauer nicht fest mit der magischen Gewalt, die wahren Kunstwerken inne wohnt.

Unter diesen Umständen ist es nur natürlich, wenn man vielfach die sogenannte ägyptische Kunst nicht als Kunst gelten lassen will, wenn man sagt, dieselbe gehöre eigentlich nicht in die Kunstgeschichte, sie stehe zu derselben in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Praehistorie zur eigentlichen Geschichte. Ein derartiges Urtheil mag in Anbetracht des hohen Alters der ägyptischen Kultur, dessentwegen dieselbe einen anderen Massstab als die klassische beanspruchen darf, übertrieben erscheinen; ungerecht ist es nicht. Es ist ja im Grunde auch dasjenige, welches, wie wir sahen, Winckelmann über diese Kunstrichtung abgab.

Aber hier tritt eine andere Frage an uns heran. Sind die sogenannten ägyptischen Kunstwerke, sind die Statuen, welche unsere Museen füllen, sind die Reliefs und Malereien der ägyptischen Tempel wirklich Repräsentanten der ägyptischen Kunst überhaupt, oder gab es neben diesen kanonischen, schematischen Arbeiten auch wirkliche Kunstwerke, konnten die alten Aegypter Nichts besseres leisten, als diese Arbeiten, oder was war der Grund, aus dem sie derart gleichmässig nach alten Mustern stets von Neuem Copien schufen?

Eine solche Fragstellung würde auf den ersten Blick paradox erscheinen, hätten wir nicht bei unsern Quellen über das ägyptische Volk selbst Erfahrungen gemacht, welche uns zu derselben berechtigten.

Man hatte sich am Anfange unseres Jahrhunderts nach unsern Quellen von den Aegyptern die Vorstellung gebildet, dass dieselben lange, hagere Menschen mit wenig verschiedenen Physiognomien gewesen seien. Mit grosser Gleichmässigkeit hätten sie ihr Leben geführt, ernst und würdig ihren Stand gewahrt, nach Weisheit und metaphysischen Kenntnissen gestrebt; ihre Gedanken seien stets auf den Tod und das Leben im Jenseits gerichtet gewesen. Die Monumente und Darstellungen schienen diese Auffassung des ägyptischen Nationalcharakters in vollstem Masse zu bestätigen. Man fand zwar bei Dio Chrysostomus[1]), Flavius Vopiscus[2]) und andern Schriftstellern der nachchristlichen Zeit Notizen, laut deren das ägyptische Volk leichtfertig, sarkastisch, witzig und vergnügungssüchtig gewesen wäre, aber mit vollem Rechte wurde gegen diese Angaben geltend gemacht, dass sie sich gar nicht auf die Aegypter selbst, sondern auf die Alexandriner, ein Mischvolk aus Aegyptern, Griechen, Juden und Syrern bezögen, ausserdem noch auf die Bevölkerung einer üppigen, leichtlebigen Handelsstadt fast 5 Jahrhunderte nach dem Untergange des altägyptischen Reiches. So musste denn trotz dieser Stellen der Gedanke herrschend bleiben, dass das ägyptische Volk in seinem Charakter, seinen Sitten und Anschauungen ebenso verknöchert und versteinert gewesen sei, wie in seiner Kunst und Religion.

Um so grösser war die Ueberraschung, als eine genauere Kenntniss der ägyptischen Denkmäler mit einem Schlage ein ganz neues Bild des Volkes ergab. Man fand Darstellungen von Trinkgelagen, an denen sich Männer und Frauen betheiligten, und die mit einer Jan Steen's würdigen Naturwahrheit abgebildeten Folgen der Gelage zeigten, dass man sich nicht mit feierlichem Trinken weniger Gläser begnügte. In Papyris entdeckte man Briefe, durch welche die Jünglinge und besonders die Zöglinge der Priester- und Gelehrtenschulen ermahnt wurden, sich von übermässigem Biergenusse fern zu halten. Spiele, Tänze, Lieder wurden bekannt, sogar Liebeslieder in einem sehr blumenreichen Styl haben sich erhalten. Das Merkwürdigste aber war, dass man in mehrfachen Umarbeitungen an den ägyptischen Grabwänden ein Lied eingeschrieben fand, welches ein Sänger beim Leichenmahle zur Harfe zu singen pflegte und welches während zweier Jahr-

1) an die Alexandriner 36 p. 670 R. 41 p. 673 R.

2) Saturninus cap. 7—8.

tausende Verwendung fand. Dieses Lied fasste in kurzen Worten die ägyptische Lebensphilosophie zusammen[1]).

„Verdammt sind die Körper von alters her zu vergehn", beginnt dasselbe, „die einstens Götter waren, sie ruhen in ihren Felsengräbern; die Fürsten und Berühmten, sie ruhen in ihren Särgen; von den Städten, die sie gründeten, blieb keine Spur, ihre Mauern sind zerfallen, ihre Wälle sind vergangen, als wären sie nie gewesen. Nie kommt mehr ein Mensch, der ihre Tugend kennte, der ihrer Thaten gedächte. — Du aber, verhärte Dein Herz gegen den Gedanken an die Reise an den Ort, an den sie gingen; freue Du Dich des Lebens, folge Deinen Wünschen, so lange Du lebst; giesse Oel auf Dein Haupt, umkleide mit weichem Linnen Deine Glieder; umgieb sie mit Wohlgeruch. Freue Du Dich Deines Glückes, folge dem Wunsche Deines Herzens, so lange die Erde Dich trägt. Bald kommt der Tag, wo Du um Aufschub bittest und Niemand Dich hört. Wenn Du einmal das Grab betratst, so kehrst Du nimmer zurück."

Besser, als noch so lange Auseinandersetzungen zeigt dieses Lied, wie weit die alten Aegypter davon entfernt waren, das Leben für Nichts zu achten und nur für das Jenseits und den Tod zu sorgen, wie sehr sie dem von Herodot (II, 78) ihnen gelegentlich einmal zugeschriebenen Grundsatze des πῖνε καὶ τέρπεν „trinke und geniesse" nachlebten.

Dass wir früher ein so anderes Bild von dem ägyptischen Volkscharakter erhielten, das lag daran, dass Alles, was wir aus dem ägyptischen Alterthume besitzen, mit der Religion und dem Tode zusammenhängt. Uns sind in Aegypten nur Tempel und Gräber erhalten, aus ihren Reliefs, aus den Inschriften, die die Mumien und das Todtengeräth bedecken, müssen wir die Geschichte und das Leben des Volkes wieder zu erwecken versuchen. Von den Städten der Lebenden, von ihren Wohnungen und Palästen ist Nichts erhalten geblieben. Auch die Papyri, die wir besitzen, hatte man den Todten mitgegeben in das Jenseits. Bei einem so beschaffenen Materiale kann es gar nicht anders sein, als dass uns sich in Aegypten Alles auf den Tod zu beziehen scheint, dass wir genau erfahren, wie man sich das Leben im Jenseits und die Götter dachte, dass wir aber nur selten etwas davon hören, wie der Lebende seine Tage verbrachte. Wir erhalten ein ein-

1) Vgl. Wiedemann, Handbuch der ägyptischen Geschichte S. 225 f. Aehnliche Gedanken häufig bei den Griechen (z. B. C. I. Gr. Nr. 7298—9), Römern (z. B. Horaz. Ode IV. 7), u. a.

seitiges und darum falsches Bild des alten Aegypters, ein Bild, welches sich nur mühsam, auf Grund gelegentlicher, zufällig erhaltener Notizen, richtig stellen lässt.

Ein ähnliches Verhältniss, wie es uns bei unserem Materiale, für das bürgerliche Leben der Aegypter vorliegt, herrscht auch bei dem für die Kunst. Auch hier hat Alles, was wir besitzen, auf die Götterverehrung und den Tod Bezug. Die Statuen der Könige sind die Kultusbilder vergötterter Heroen, die der Privatleute als göttlich verehrte Ahnenbilder. Die Reliefs der Tempel zeigen uns die Verehrung der Götter und auch die verhältnissmässig sehr seltenen Darstellungen von Kriegen und Schlachten nehmen auf die Gottheit Bezug. Die Bilder in den Gräbern stellen das Jenseits dar mit seinen Leiden und Freuden und wenn einmal Darstellungen aus dem Diesseits mit unterlaufen, so hat man sich bemüht, auch diesen die streng schematische Form zu geben, welche für die Darstellung heiliger Dinge hergebracht war. Alles, was uns dergestalt von Kunstwerken und Bildern in Aegypten erhalten geblieben ist, diente heiligen Zwecken, es ist hergestellt worden im Dienste einer in formelhaftem Schematismus versunkenen Hierarchie, alle diese Werke sind hieratisch. Diese hieratische Kunst — wir müssen hier den fremdsprachigen Ausdruck wählen, da der Name kirchliche Kunst für ägyptische Verhältnisse nicht zutreffend sein würde — diese hieratische Kunst ist es, deren Werke uns vorliegen, und welche Winckelmann vorlagen, sie ist es, die ihn zu seinem Urtheil über die ägyptische Kunst, welches wir an die Spitze unserer Ausführungen gestellt haben, bewog, und, wie wir gesehen haben, vollauf berechtigte.

Aber ebenso wie bei dem Charakter der Aegypter müssen wir uns hier die Frage stellen, war dies wirklich die ägyptische Kunst? Gab es nicht vielleicht neben dieser streng gebundenen, schematisch-hieratischen Kunst, welche für den Tempel- und Grabesdienst Verwendung fand, eine andere freie, profane, welche dem Leben und seinen wechselnden Erscheinungen gewidmet war? Diese Frage, welche man vor Kurzem nicht einmal auszusprechen gewagt hätte, sie können wir, glaube ich, heute beantworten und zwar mit einem zuversichtlichen Ja.

Gleichsam verloren und versteckt unter den Tausenden heiliger Monumente haben sich einzelne gefunden, welche von freierer Anschauung, von wirklichem Studium der Natur im Nilthale Zeugniss ablegen; welche beweisen, dass es in Aegypten Künstler gab, welche mehr

verstanden, als nach vorgeschriebenen Massen den Steinblöcken Menschen- oder Göttergestalt zu geben, in vorgezeichnete Vierecke Bilder von Menschen und Thieren gleichsam einzusticken. Wie gesagt, sind diese Beispiele selten, sie finden sich, wie aus Versehn, in den Darstellungen von Tempeln und Grabeswänden, in vereinzelten Statuen, in Papyris nicht religiösen Inhalts, aber sie finden sich während des ganzen Bestehens der ägyptischen Monarchie, von den Zeiten der 4. Dynastie an bis herab in späte Jahrhunderte, zum Beleg dafür, dass es sich hier nicht um den zufälligen Styl einer Periode oder eines Künstlers handelt, sondern dass es im Nilthale immer Leute gab, welche sahen, dass es in der Natur Leben und Bewegung, Licht und Perspektive giebt, welche sich bemühten, die Natur nachzuahmen und nicht nur ihre Erscheinungen in hieroglyphischen Zeichen an den Wänden anzudeuten, welche die Kunst für eine Darstellung des Lebens und nicht für eine Abart der Schrift hielten. Nur Weniges aus dieser Profankunst möge hier hervorgehoben werden, aus einer Kunstrichtung, welche sich durch Worte kaum beschreiben lässt, während ein Blick auf die ihr entstammenden Werke ihren Charakter mit einem Schlage uns deutlich und klar vor Augen rückt. — Es gehört hierher zunächst ein grosser Theil der Statuen des sogenannten alten Reiches[1]). Im alten Reiche, d. h. etwa 3500 v. Chr. galt das Grab nicht als ein Theil des Jenseits, seine Reliefs zeigten nur selten Götter und heilige Gestalten, seine Inschriften selten religiöse Texte. Damals war das Grab ein Abbild des Diesseits. Da sah man den Todten noch als Lebenden dargestellt, er ging auf die Jagd und den Fischfang, fuhr im Boote spazieren oder empfing den Besuch seiner Freunde. Seine Diener, seine Familie und seine Genossen umgaben und unterhielten ihn. In dem gleichen Sinne war die Statue des Todten, die man damals in seinem Grabe aufstellte, nicht ein zur Verehrung bestimmtes Ahnenbild, sondern eine Darstellung des Mannes, wie er hier auf Erden ging und stand. Daher sind die Statuen des alten Reiches wirkliche, lebenswahre Porträts, sie treten uns plastisch und lebendig entgegen, bei ihrer Verfertigung hat der Künstler keinen Kanon angewendet. Sie sind so natürlich gefertigt, dass die Araber bei der Entdeckung einer solchen Holzstatuette des alten Reiches in ihr ein Bild des Bürgermeisters ihres Dorfes zu erkennen glaubten und sie Schech el beled „den Dorfschulzen" nannten. Ebenso lebenswahr wie der Herr wurde seine Dienerschaft dargestellt. Da sind uns Bilder von Frauen,

1) Vgl. z. B. Lepsius, Denkmäler. III. Taf. 290.

welche Wäsche einstampfen oder Brod kneten, von verwachsenen Zwergen und ähnlichem erhalten, alle, ohne jedes Schema gearbeitet, wirkliche Nachahmungen der Natur. Und doch gab es damals bereits eine hieratische Kunst. Wir besitzen als sprechendes Zeugniss für dieselbe in mehrfachen Exemplaren eine Statue des Königs Chephren, des Erbauers der 2. Pyramide von Gizeh[1]). Sie fand sich in dem Tempel der grossen Sphinx, wo sie als Kultusbild gedient hatte, und zeigt in Folge dessen trotz der meisterhaften Technik, welche ihr Fertiger gehabt haben muss, einen strengen hieratischen Zug in ihren Stellungen und Linien. Ein Blick auf sie und auf die Privatstatuen derselben Zeit zeigt die tiefe Kluft, welche die hieratische Tempelkunst dieser Periode von der Profankunst derselben Zeit trennte.

Nicht nur in der Plastik, auch in der Malerei zeigte sich damals ein frisches Leben. In einem Grabe vom Anfang der 4. Dynastie hat man die Darstellung einer Gänseherde al fresco auf den Stuck aufgemalt gefunden[2]). Wäre die Echtheit und das Alter des Bildes nicht durch Inschriften und durch den Fundort wohl verbürgt, man würde niemals glauben, dass ein so reizendes, lebendiges Genrebild, welches einem klassischen Künstler Ehre machen würde, vor 6000 Jahren einem ägyptischen Pinsel sein Dasein verdankte.

In jüngerer Zeit sind es besonders satyrische und parodistische Zeichnungen, welche sich von dem Schematismus der hieratischen Kunst frei gehalten haben. So ist uns ein Papyrus im Turiner Museum erhalten geblieben, welcher eine Reihe von Scenen aus der Thierwelt und von erotischen Bildern zeigt. Nur der erste Theil des Textes ist bisher im Facsimile herausgegeben[3]), von dem letzteren sind nur wenige Stücke durch eine noch dazu nicht ganz getreue Publikation[4]) zugänglich gemacht worden. Da sehen wir eine musikalische Prozession; der Esel schlägt die Harfe, der Löwe spielt die Leier, das Krokodil die Laute, der Affe die Doppelflöte. Dann bringt der Esel dem Katzenkönig sein Opfer dar. Darunter hütet die Katze eine Gänseherde; leichtsinnig hat sie mit den Gänsen ein Spiel begonnen und wird von ihnen gebissen. An einer andern Stelle sitzt das Nilpferd auf dem

1) publ. z. B. Aegypt. Zeitschr. 1864. S. 58—9.

2) publ. Gazette des Beaux-arts. 1881. Sept. p. 239.

3) publ. Lepsius, Auswahl, und, in verkleinertem Massstabe, Lepsius, Wandgemälde des Berliner Museums pl. 14.

4) Pleyte u. Rossi, Papyri de Turin.

beiden Hessen. Indessen ist es doch in der letzten Zeit gelungen eine Anzahl von Stellen auch dieser Strecke genauer zu erforschen. Wie bei Rückingen in der Kinzigniederung durch Mitglieder des Hanauer Geschichtsvereins, so ist auch zu Ober-Scheidenthal im Badischen in neuester Zeit ein jene grosse Befestigungslinie deckendes Castell aufgefunden worden. Die an letzterer Stelle durch den grossherzoglichen Conservator Geh. Hofrath Wagner in Carlsruhe veranstalteten Ausgrabungen haben sehr interessante Ergebnisse zu Tage gefördert, die Prof. Zangemeister in Heidelberg jüngst in der Archäologischen Zeitung Jahrg. XLI, 1883 S. 265 ff. besprochen hat. Darnach war das Castell, von dem bis jetzt bloss die vier Ecken und die vier Thore blossgelegt sind, 150 Meter lang, 135 Meter breit und mit je zwei Thürmen an jedem der vier Thore versehen. Die beiden portae principales befanden sich nicht in der Mitte der Langseiten sondern etwas näher nach der Westseite zu. Etwa 400 Meter nördlich vom Castell wurden die Reste des Fundaments eines Wachtthurmes gefunden genau in der von Conrady, dem verdienten Limesforscher, angenommenen Richtung der Befestigungslinie und mit derselben Orientirung wie das Castell, dessen längerer Durchmesser von O nach W, der kürzere von S nach N gerichtet ist. Ferner ist etwa 50 Schritte südwestlich von der S.-W.-Ecke des Castells ein römisches Gebäude entdeckt worden, in dessen Inneren Hypokausten und zwei Exedrae zu Tage kamen. In diesem Gebäude wurden ausser Scherben und unbestimmbaren Münzen Ziegelstempel mit den Aufschriften LEG VIII AVG, COH XXIIII, COH III DA[L-(matarum)] sowie das Bruchstück eines grossen Reliefs aus rothem Sandstein gefunden. Es ist nicht zu verkennen, dass diese und ähnliche Untersuchungen sehr werthvolles Material für die Feststellung der einzelnen Theile der Befestigungen des römischen Grenzwalles in Deutschland geliefert haben. Allein um über dieses grossartige, von Kelheim an der Donau in der Nähe der Mündung der Altmühl bis in die Gegend von Neuwied am Rhein sich erstreckende Befestigungslinie mit ihren zahlreichen grösseren und kleineren Castellen hinsichtlich ihrer Entstehungszeit, ihres Laufes und ihrer Einrichtung das gehörige Licht zu verbreiten und die daran sich anknüpfenden zahlreichen historischen und antiquarischen Fragen in genügender Weise zu erledigen, bedarf es vor allem einer systematischen mit Sachkenntniss unter einer einheitlichen Oberleitung vorgenommenen gemeinsamen Aufsuchung und Aufdeckung sämmtlicher Grenzwallcastelle. Denn nur so gelangen wir zu einer umfassenden, den wissenschaftlichen Anforderungen heutiger Tage entsprechenden Darstellung des gesammten deutschen Limes, wie sie England für seine Wälle in dem grossen Werke von Collingwood Bruce, The Roman Wall, London 1867, besitzt. Freilich werden hierfür die den einzelnen Vereinen und gelehrten Gesellschaften zu Gebote stehenden Mittel bei Weitem nicht ausreichen. Es ist daher in hohem

Von der Beobachtung irgend eines fest gegebenen Schemas ist hier nicht die Rede. — Noch auffallender ist die Darstellung einiger Bäume auf einer gemalten Stele etwa aus dem 8. Jahrh. v. Chr. in dem Museum zu Turin. Hier sehen wir einige Palmen in sehr ungeschickter, aber charakteristischer Weise gezeichnet, und wie weit sich diese Darstellungsart von der durch die hieratischen Gesetze geforderten entfernt, zeigt eine zufällig erhaltene, aus der gleichen Zeit stammende Stele in Bulaq, welche die Bäume nach eben diesen Gesetzen gemalt uns vorführt[1].

Noch zahlreiche andere Beispiele könnten wir hier anführen, welche zeigen, wie bei dem ägyptischen Künstler zuweilen das wirklich künstlerische Empfinden über die streng gegebene Schule überwog; sie beweisen, dass die alten Aegypter wirklich zeichnen und richtig sehen konnten, dass sie es aber unter dem Drucke einer strenge Gesetzeserfüllung fordernden Hierarchie nicht durften. Sie zeigen, dass wir nicht ohne Weiteres von den uns erhaltenen religiösen Denkmälern einen Schluss auf die ägyptische Kunst überhaupt ziehen dürfen und dass es durchaus nicht ausgeschlossen ist, dass uns einst ein gelegentlicher Fund die ägyptische Kunst in einem ganz anderen Lichte zeigen wird als wir es bisher für massgebend gehalten haben, dass zwischen der hieratischen und der profanen Kunst der alten Aegypter ein ähnlicher Gegensatz bestand, wie zwischen den Aegyptern der Tempel- und Gräberwelt und denen des wirklichen Lebens. Diese Profankunst, deren Bestehen bis jetzt nur durch wenige Denkmäler angedeutet wird, sie wird dann die wirkliche ägyptische Kunst uns darstellen, nicht das Handwerk, welches im Dienste des Priesterthums nach ewig gleichen Formen monotone Darstellungen schuf. Für diese Kunst wird das Winckelmannsche Urtheil, von dem wir ausgegangen sind, nicht mehr zutreffen, für die hieratischen Denkmäler, die einzigen, die er kennen konnte, die einzigen, die auch uns in grösserer Menge vorliegen, wird es für alle Zeiten bestehen bleiben, als ewiges Denkmal, wie es einem grossen Manne vergönnt ist aus verhältnissmässig unbedeutendem Materiale Schlüsse zu ziehen, welche die Nachwelt zu ergänzen und zu modifiziren, nicht aber umzustossen vermag.

Dr. Alfred Wiedemann.

---

1) Recueil de trav. rel. à la phil. égypt. II. livr. 3.

## 2. Denkmäler römischer Soldaten von Andernach.

Hierzu Taf. I—III.

Das Monument, das ich an erster Stelle zu beschreiben mich anschicke, ist das Grabdenkmal eines Soldaten aus einer römischen Auxiliartruppe. Dasselbe ist zu Andernach[1]) vor dem Burg- oder Coblenzer Thore an der linken Seite der nach Coblenz führenden Chaussée, der alten römischen Rheinstrasse, an der auch schon früher ähnliche Funde gemacht worden sind, beim Auswerfen der Erde behufs Neubaus eines Hauses auf dem Besitzthum des Gärtners Zerwas in einer Tiefe von $1^3/_4$ Meter gefunden worden und hat vor nicht langer Zeit in Gemeinschaft mit dem zweiten später zu beschreibenden Fragmente eines Soldatenreliefs seinen Platz im hiesigen Provinzial-Museum erhalten, unter dessen Steinsculpturen es augenblicklich eine der hervorragendsten Zierden bildet. Die beigegebene Abbildung (Taf. I, 1) vermittelt dem Leser von demselben eine hinsichtlich des Gesammteindrucks wie der Einzelheiten gleich gelungene Anschauung.

Das Monument ist aus weichem Jurakalk gearbeitet, in Folge dessen es durch die Unbill der Zeit manche Brüche und Beschädigungen erlitten hat, und besteht aus zwei Steinblöcken von verschiedener Grösse.

Von diesen enthält der grössere das eigentliche Denkmal bildende Steinblock in seinem unteren Theile ohne jedwede verzierende oder abgrenzende Einfassung die Inschrift resp. die Inschriften, während der obere Theil zu einer 21 cm tiefen Nische ausgearbeitet ist, in welcher eine grössere Figur auf einem Postamente stehend und daneben zwei kleinere Figuren dargestellt sind. Der zweite Steinblock, welcher auf der Tafel auf den grossen gesetzt ist, wurde neben diesem liegend gefunden, wie überhaupt beide bei der Auffindung umgestürzt lagen; er enthält die Bekrönung des Ganzen. Mit Rücksicht auf die grössere Tiefe dieses

1) Eine vorläufige Notiz über den Fund haben unsere Jahrbücher bereits in Heft LXXIII, 1882, S. 155 f. aus der Feder des Herrn Prof. E. aus'm Weerth gebracht.

kleineren Steines — er ist 49 cm dick gegen 37 cm des unteren Blocks — könnte man leicht veranlasst werden, sich gegen die Zusammengehörigkeit beider Stücke zu erklären. Indessen die gleiche Breite und der Umstand, dass die zusammengefundenen Stücke, wie die auf Taf. I, 2 gegebene Seitenansicht zeigt, gut zu einander passen, schliessen jeden Zweifel aus. Obgleich sich auf der oberen Fläche des grösseren Blocks ein Loch zur Aufnahme eines Zapfens befindet, so scheint man doch von einer Befestigung in dieser Weise aus dem einfachen Grunde Abstand genommen zu haben, weil der die Bekrönung bildende Block allein durch seine Schwere — er wiegt an 8—9 Centner —, selbst wenn er einfach auf den unteren aufgesetzt wurde, hinreichenden Halt hatte. Es findet sich desshalb auch nicht die geringste Spur von dem ehemaligen Vorhandensein eines Zapfens auf der unteren Fläche der Bekrönung.

Um einen annähernden Begriff von der Wirkung des ganzen Denkmals zu verschaffen, ist es nothwendig, zuvörderst die Massverhältnisse desselben in aller Kürze mitzutheilen.

Die Höhe des ganzen Denkmals beträgt 2,92 m, davon kommen 2,25 m auf das eigentliche Denkmal und 67 cm auf die Bekrönung. Die Breite beträgt ganz unten am Fusse des Steines 89 cm, ganz oben $91^1/_2$ cm, die der Bekrönung 92 cm. Die Höhe der mittleren Figur ist 1,48 m bei einer Gesichtslänge von 16 cm und einer Höhe der Beine, soweit sie sichtbar sind, von 48 cm. Die rechte kleinere der neben der Hauptfigur stehenden beiden Figuren ist 1,64 m bei einer Gesichtslänge von $13^1/_2$ cm, die linke grössere 1,64 m hoch bei einer Gesichtslänge von 36 cm. Die Sphinx in der Mitte der Bekrönung misst 45 cm in der Höhe bei einer Gesichtslänge von 11 cm und einer Brustweite von 31 cm. Die beiden Löwen auf den Ecken der Bekrönung haben eine Höhe von 30 cm und eine Länge von 45 cm; ihre Köpfe sind 21 cm breit. Wie ich schon vorher bemerkt habe, ist die Nische an den Füssen der Figur bis 21 cm tief ausgearbeitet; dieser Angabe füge ich hier die Bemerkung bei, dass sie rechts tiefer als links ist und dass ihr Rand durchschnittlich 5 cm breit, mit den Lanzen 8 cm breit ist.

Gehen wir nun zur näheren Betrachtung des Denkmals über und versuchen wir vom Einzelnen anhebend dasselbe mit Hülfe der uns aus dem Alterthum überkommenen Ueberlieferungen und durch Vergleichung analoger Darstellungen zu würdigen und ihm seinen Platz unter den rheinischen Denkmälern anzuweisen.

Den Mittelpunkt des ganzen Denkmals bildet die auf dem unteren

grösseren Steinblock dargestellte Gruppe des verstorbenen Soldaten mit den daneben stehenden beiden kleineren Figuren. Der Verstorbene, welcher, wie die nachher zu besprechende Inschrift besagt, einer römischen Auxiliarcohorte angehört hat, steht in ganzer Lebensgrösse in einer oben rund abgeschlossenen Nische, welche 1,54 m hoch ist. Dieselbe hat eine Bedachung in Form einer Muschel, deren Wölbung durch Streifen angedeutet und die durch Querlinien von der Nische selbst getrennt ist, ganz wie dies bei dem zu Mainz gefundenen jetzt im Mannheimer Antiquarium befindlichen Denkmal des Spielmanns Sibbaeus[1]) von der ersten Cohorte der Ituräer und dem Grabsteine des Annaius[2]) von der vierten Cohorte der Delmater zu Kreuznach der Fall ist. Um den Rand der Nischenbedachung zieht sich ein spiralförmig gewundenes Bandornament herum, das in derselben Gestalt auf dem eben erwähnten Kreuznacher Steine des Annaius[3]) und einigen Mainzer Grabsteinen[4]) wiederkehrt. Die rechts und links vom Nischenbogen frei gebliebenen Dreiecke sind durch ornamentale Rosetten ausgefüllt, wie sie die bildende Kunst des Alterthums auf Denkmälern der verschiedensten Art, namentlich aber auf den Giebeln der Grabsteine[5]) zur Vermeidung freier Stellen anzubringen beliebt hat. Es wird nicht schwer in ihnen Lotosblumen (Nymphaea) zu erkennen, die ja sehr häufig vier-, fünf-, ja sechsblätterig auf antiken Monumenten dargestellt sind. Und zwar ist ihre Darstellung auf unserem Grabsteine dem Steinmetzen besonders geglückt. Denn sie scheinen gleichsam aus dem Blattwerk, das ihnen zum Hintergrund dient, herauszuwachsen. Allein auch dieses dürfte schwerlich für eine Erfindung unseres Steinmetzen zu halten sein, sondern scheint vielmehr älteren Vorbildern entlehnt zu sein; denn dieselbe Beobachtung macht man auch auf mehreren anderen römischen Grabsteinen des Rheingebietes[6]).

---

1) Abgeb. bei Lehne, Gesammelte Schriften Bd 2 Taf. XII n. 53, genauer bei Becker, Grabschrift eines röm. Panzerreiteroffiziers. Frankf. 1868. Taf. II, 4.

2) Kohl, Die röm. Inschriften und Steinsculpturen der Stadt Kreuznach. Kreuznach 1880. Taf.

3) Kohl a. a. O. Taf.

4) Lehne a. a. O. Taf. VII n. 26. Bei dem Steine des Legionssoldaten Q. Pompeius Severus, abgeb. bei Fuchs, Geschichte der Stadt Mainz Taf. XVII n. 25, zieht sich diese Verzierung um den Rand der ganzen Nische hin.

5) Vgl. Jahrb. LX, 1877, Taf. III. LXVI, 1879, Taf. II.

6) Vgl. Lehne a. a. O. Taf. VIII, 31. IX, 38.

In der soeben eingehender beschriebenen Nische ist nun der verstorbene Soldat in voller Rüstung mit dem linken Beine fest aufstehend, während das rechte gleichsam wie zum Gehen etwas vorgestreckt ist, in stark hervortretendem Hochrelief in Vorderansicht dargestellt, ohne dass jedoch an irgend einer Stelle seine Figur ganz von der schützenden Hinterwand losgelöst wäre. Der Kopf ist unbedeckt, was freilich für einen im Paradeanzug dargestellten Krieger höchst merkwürdig ist. Indessen, so seltsam diese Eigenthümlichkeit auf den ersten Blick auch sein mag, sie verliert immer mehr an ihrer Absonderlichkeit, je achtsamer wir einmal die sonst erhaltenen Reliefs römischer Soldaten durchmustern. Da tritt uns denn die interessante Erscheinung entgegen, dass sämmtliche Darstellungen von römischen Soldaten, soweit sie bis jetzt bekannt geworden sind, den Mann baarhaupt zeigen. Eine Ausnahme in dieser Beziehung machen allein das Bild des Asturers Pintaius[1]) im Universitätsmuseum hierselbst, der seine fest anliegende Lederkappe mit dem darüber gezogenen Thierfelle trägt, und die Darstellungen der den Asturern verwandten galläkischen Krieger mit ihrer eigenthümlichen Kopfbedeckung[2]), die sich im Norden von Spanien gefunden haben, indem damit eine Besonderheit ihrer nationalen Tracht ausgedrückt werden sollte. Wo man aber sonst auf Monumenten den Krieger mit dem Helm bekleidet gerne dargestellt hätte, da hat man ihn niemals dem Kopf des Kriegers aufgesetzt, sondern stets nur zur Seite des Kriegers in irgend einer Weise angebracht. Dieses freilich eigenthümliche Verfahren veranschaulicht uns am besten das Relief des Q. Luccius Faustus, des Soldaten der vierzehnten Legion, in Mainz[3]), auf dessen linker Achsel ein geschlossener Visirhelm sich findet. Gerade dieser letzte Umstand beweist am deutlichsten, wie Huebner[4]) sehr ansprechend bemerkt hat, dass in diesem constanten Fehlen des Helmes auf Grabsteinen ein fester Gebrauch zu erkennen ist. Und zwar scheint dieser Gebrauch hervorgerufen worden zu sein durch ein Anlehnen an typische Vorbilder sowie durch die Absicht, die Erreichung der Por-

1) Dorow, Denkmäler germ. u. röm. Zeit Bd. I Taf. XX, 1, und Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit Bd. I Hft. 11 Taf. VI, 1.

2) Huebner, Archäol. Zeitung XIX, 1861, S. 185 ff.

3) Abgebildet bei Lehne, Ges. Schriften Bd. 2 Taf. VII, 29, besser bei Lindenschmit a. a. O. Bd. I Heft 4 Taf. VI. = Tracht und Bewaffnung des röm. Heeres Taf. III, 1.

4) Huebner, Relief eines röm. Kriegers im Museum zu Berlin. Berlin 1866. S. 17.

traitähnlichkeit, die durch den aufgesetzten Helm offenbar erschwert wird, in jeder Weise zu ermöglichen resp. zu erleichtern.

Das starke Haar unseres Kriegers geht hinten ziemlich tief auf den Nacken herab und bedeckt vorne in zwei Reihen Locken geordnet einen Theil der Stirne, wodurch diese ziemlich klein erscheint. Diese Manier, die Haare zu kämmen, kehrt auch auf anderen Steinen von Soldaten wieder. Es liegt daher die Vermuthung sehr nahe, dass sie zu einer bestimmten Zeit eine Eigenthümlichkeit der militärischen Tracht gewesen ist. Denn nicht bloss Soldaten der Hilfstruppen[1]), zu denen bekanntlich unser Krieger gehört hat, sondern auch Legionare[2]) tragen diese Haarfrisur. Wenngleich es feststeht, dass diese Haartracht der früheren Kaiserzeit angehört, so sind doch die durch sie gebotenen chronologischen Anhaltspunkte zu weit[3]) auseinandergehend, als dass sie mit Nutzen für eine genauere Zeitbestimmung unseres Denkmals verwendet werden könnten.

Das Gesicht, welches geradeaus gerichtet ist, war, so weit sich dies bei dem stark verstümmelten Zustande desselben noch erkennen lässt, voll und breit und das Kinn gerundet; es harmonirt also sehr gut mit dem behäbigen Aussehen der ganzen Gestalt, die in diesem Punkte ebensosehr mit den übrigen rheinischen[4]) Reliefs übereinstimmt wie sie von den italischen sich entfernt. Die Augen sind regelmässig geformt und in ihnen entsprechend der Weise der späteren Kunst die Pupillen angegeben, wie auf dem berühmten Steine des Centurionen Caelius[5]) im hiesigen Universitätsmuseum, auf dem Strassburger Denkmale des Largennius[6]) von der Legio II Augusta und auf den Reliefs der beiden Mainzer Soldaten[7]) aus der Ituräercohorte. Auch hat das Bild unseres Verstorbenen das mit den anderen Darstellungen römischer Soldaten auf rheinischen Denkmälern gemein, dass die Ohren ziemlich gross und weit hervorstehend gebildet sind. Von der Nase ist jetzt

---

1) Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung Taf. V, 2. 3. VI, 1.

2) Lindenschmit a. a. O. Taf. I. 7. II, 1, 2. IV, 2.

3) Auch Krause in seiner Schrift Plotina, Leipzig 1858, ist zu keinen bestimmteren chronologischen Daten trotz aller aufgewandten Mühe gelangt.

4) Vgl. Hettner, Rhein. Museum N. F. Bd. XXXVI, 1881, S. 459.

5) Hettner, Katalog des Kgl. rhein. Museums vaterl. Alterthümer. Bonn 1876. S. 31 n. 82.

6) Jahrb. LXVI, 1879, Taf. II.

7) Becker, Grabschrift eines röm. Panzerreiteroffiziers. Frkf. 1868. 4°. Taf. II, 3 u. 4.

keine Spur mehr vorhanden. Wenn schon in den bisher besprochenen einzelnen Theilen des Kopfes ein gewisser conventioneller typischer Charakter sich bemerkbar machte, so tritt derselbe uns in noch stärkerem Masse entgegen, wenn man den Gesammteindruck, den der Kopf auf den Beschauer macht, einmal erwägt. Die ganze Behandlung des Kopfes zeigt nicht im Mindesten etwas Individuelles oder Portraitartiges, sondern je näher man ihn betrachtet, desto weniger kann man sich des Eindrucks erwehren, demselben schon anderwärts begegnet zu sein. Und so ist es auch in der That. Der Kopf gleicht nämlich so sehr denen auf anderen rheinischen Grabsteinen, dass der Verstorbene, wenn es auf den Kopf allein ankäme, auch ebensogut für den Fahnenträger der fünfzehnten Legion Cn. Musius[1]) zu Mainz, wie für den Legionar Flavoleius[2]) und den Bogenschützen Hyperanor[3]) zu Kreuznach ausgegeben werden könnte. Endlich lassen die Beine, von denen der rechte Oberschenkel und der linke Unterschenkel starke Beschädigung erfahren haben, in Bezug auf die Technik manches zu wünschen übrig. Denn bei ihnen sind die Sehnen nur schwach angedeutet; bei den Armen gar nicht. Auch die Füsse sind dem Steinmetzen nicht besonders gelungen; sie sind sogar roh behauen. Spuren von Schuhbekleidung finden sich an ihnen nicht. Es scheint fast, als wenn der Steinmetz auf deren Darstellung kein besonderes Gewicht gelegt hat, während gerade diese Körpertheile bei den übrigen rheinischen Soldatendenkmälern mit einer unverkennbaren Sorgfalt behandelt sind.

Bekleidet ist unser Soldat zunächst mit der Tunica, und zwar der kurzärmeligen[4]), welche bloss einen Theil des Oberarmes bedeckte. Sie ist am Halse weit ausgeschnitten, wesshalb von ihr am ganzen Oberkörper bloss die Aermel sichtbar sind, welche nicht ganz bis an die Ellenbogen hinabreichen. Ebenso hat er sie durch einen Gürtel, welcher jetzt durch andere darüber angelegte Armaturstücke den Blicken des Beschauers entzogen ist, in die Höhe geschürzt, so dass sie nur bis auf die Mitte der Oberschenkel hinabreicht und die Kniee frei lässt. Diese Anordnung des Unterkleides entspricht ganz den Regeln, wie sie Quintilian[5]) in seiner über die militärische Tracht gegebenen

1) Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung. Taf. II, 1.

2) Lindenschmit a. a. O. Taf. V, 1.

3) Lindenschmit a. a. O. Taf. V, 2.

4) Der langärmeligen Tunica bedienten sich meist nur weichliche oder kränkliche Leute. Vgl. Gellius n. a. VI [VII], 12, 1.

5) Quintilian. inst. or. XI, 3, 138: *cui lati clavi ius non erit ita cingatur,*

Anweisung aufgestellt hat. Dieselbe hatte natürlich den Zweck, dass der Soldat beim Marschieren nicht durch sie behindert würde. Ausserdem ist der vordere Schooss der Tunica geschmackvoll in regelmässige bogenförmige Falten gelegt, was dadurch bewirkt ist, dass sie rechts und links nach den Hüften hin emporgerafft ist. Dieselbe eigenthümliche Anordnung der Tunica aber kehrt mit grosser Regelmässigkeit nicht allein auf den Grabsteinen von Legionaren[1]), sondern auch auf denen von Soldaten aus den verschiedensten Hülfstruppen[2]) wieder. Dieser Umstand verleiht daher der Vermuthung Huebners[3]) grosse Wahrscheinlichkeit, dass dieser Eigenthümlichkeit im Arrangement der Tunica eine bestimmte militärische Vorschrift zu Grunde liegt.

Ueber der Tunica, welche, wie bemerkt, nur an den Oberarmen und den Oberschenkeln sichtbar ist, trägt der Verstorbene ein eng anliegendes, unten mit einem breiten Saume oder einer Borde besetztes und in Franzen endigendes Panzerhemd. Da unser Relief gerade vorne starke Abschürfungen erlitten hat, so lässt sich die Beschaffenheit desselben nicht mehr mit Sicherheit näher bestimmen. Es scheint indessen von dem auf dem Relief des Asturers Pintaius[4]) zu Bonn dargestellten nicht verschieden gewesen zu sein.

Ueber dem Panzerhemd trägt er endlich als Mantel ein den oberen Theil der Brust eng umschliessendes, die Unterarme völlig frei lassendes Gewand, welches am Halse einen starken Wulst bildet. Dasselbe besteht aus zwei bis stark über die Mitte der Brust zusammengenähten oder zusammengeknöpften Hälften. Dieselben laufen dann, anstatt über den Vorderkörper des Mannes herabzufallen, unter einem stumpfen Winkel aus einander und sind rechts und links über die Schultern und die diesen zunächstliegenden Theile der Oberarme zurückgeworfen. In Folge dessen entsteht zu beiden Seiten der Brust eine Art von faltigem Bausch. Auf dem Rücken fällt der Mantel bis auf die Waden in schönem reichem Faltenwurf hinab. Unmöglich lässt

---

*ut tunicae prioribus oris infra genua paulum, posterioribus ad medios poplites usque perveniant, nam infra mulierum est, supra centurionum.*

1) Vgl. Lindenschmit a. a. O. Taf III, 1. IV, 2. V, 1. Bonn. Jahrb. LXVI, 1879, Taf. II.

2) Vgl. Lindenschmit a. a. O. Taf. III, 2. V, 2. VI, 1. 2. Becker a. a. O. Taf. II, 2.

3) Relief eines röm. Kriegers S. 7.

4) Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung Taf. III, 2. Vgl. Hettner, Katalog des Bonner Museums vaterl. Alterthümer p. 39.

sich in diesem Kleidungsstück das sagum, der weite dem römischen Militär eigenthümliche Mantel, erkennen, weil es nicht wie dieser an den Ecken des Halsausschnittes auf der rechten Schulter durch eine Hafte, fibula, zusammengehalten wird. Es kann daher nur die paenula sein, ein ebenfalls für den Soldaten bestimmter Mantel[1]), der indessen auch sehr viel von der Civilbevölkerung getragen wurde. Darauf weist auch der von dem Kleidungsstück gebildete Wulst am Halse hin, welcher eben lediglich durch die mit der paenula verbundene in den Nacken herabhängende Kapuze, den cucullus, hervorgebracht wird. Ganz ähnlich erscheint dieser Mantel auf einer ganzen Reihe rheinischer Grabreliefs[2]).

Ueber dem Panzerhemd ist dann nach links der Dolch, nach rechts das Schwert geschnallt und zwar an zwei sich kreuzenden Gürteln[3]). Von diesen ist der von links nach rechts laufende Schwertgürtel der obere. Aus seiner Schnalle hängt vom Dorne eine schmale Riemenzunge schräg herab, während die Schnalle des Dolchgürtels nicht sichtbar ist. Beide Gürtel sind von gleicher Breite, $3^1/_2$ cm, und mit viereckigen Metallplättchen beschlagen, welche mit im Vierblatt angelegten Rosetten verziert sind. Deren hat der Schwertgürtel vorne sieben, beim Dolchgürtel lassen sich bloss vier noch erkennen. Ausserdem hat der Dolchgürtel vorne links eine runde Platte, von der wie bei den Reliefs des Annaius[4]), des Flavoleius[5]) und des Tib. Julius Abdes[6]), die Verbindung mit dem oberen Ringe am Dolche[7]) selber zu gehen scheint. Mit Recht kann man zweifelhaft sein, ob solche reich verzierte Gürtel zur dienstlichen Tracht gehört haben. Und das gänzliche Fehlen der Verzierung sowie die verschiedenen Grade derselben

---

1) Vgl. Sueton. Nero 49. Galba 6. Seneca de benef. V, 24, 1.

2) Vgl. Lindenschmit a. a. O. Taf. IV, 2. Alterth. uns. heidn. Vorzeit. Bd. I Heft 8 Taf. VI, 2. Bonn. Jahrb. LXVI, 1879, Taf. II. Abbildungen von Mainzer Alterthümern II, 28. . Kohl, Die röm. Inschriften und Steinsculpturen der Stadt Kreuznach S. 21 n. 19. Vgl. ausserdem A. Mueller, Philol. XL, 1881, S. 228 ff., der in neuester Zeit eingehend die verschiedenen Arten der paenula behandelt hat.

3) Vgl. A. Mueller, Das Cingulum militiae. Ploen 1873. 4°. S. 12 ff. Kohl a. a. O. S. 17.

4) Kohl a. a. O. Taf.

5) Lindenschmit a. a. O. Taf. V, 1.

6) Becker, Grabschrift eines röm. Panzerreiteroffiziers Taf. II, 2.

7) Vgl. Mueller, Das Cingulum militiae S. 16 Anm. 26.

auf anderen Grabsteinen legen die auch schon von anderer Seite[1]) gemachte Vermuthung sehr nahe, dass es wahrscheinlich in das Belieben eines jeden Soldaten gestellt war, sich ausserdienstlich ein besseres cingulum anzuschaffen. Naturgemäss haben die Hinterbliebenen ihre Angehörigen vorzugsweise in dieser reicheren Tracht, welche man mit unserer heutigen Interimsuniform vergleichen könnte, abbilden lassen.

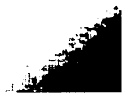
Die Scheide des Schwertes, welche eine Breite von 9 cm und jetzt, da sie unten bestossen ist, eine Länge von 45 cm hat, ist ganz glatt und ohne jedwede Verzierung. Sie wird von zwei Querbändern umschlossen, die wahrscheinlich zum Zusammenhalten der Scheidewandungen dienten. Ob der aus der Scheide hervorragende 13 cm lange Griff zwischen dem kugelförmigen Knauf und dem gewölbten Bügel noch Rippen hatte zum bequemen Einlegen der Finger, lässt sich bei dem schadhaften Zustande dieses Theiles der Waffe nicht bestimmen.

Der 9 cm lange Dolchgriff zeigt zwischen dem Bügel und dem Knauf, aus dem noch eine kleine Spitze hervorragt, Längsrippen ohne die sonst nach der Mitte hin sich findende Anschwellung. Die 24 cm lange und $5^3/_4$ zu 4 cm breite Scheide (Taf. III, 2), welche unten am Ortbande mit einem ovalen Knopf versehen ist, hat eine Verzierung von zwei Rosetten, welche den Verzierungen am Gürtel ganz ähnlich sind.

Oberhalb der beiden Gürtel für Dolch und Schwert wird eine Art Leibbinde sichtbar. Von dieser Binde, deren Beschaffenheit auf dem Steine sich im Einzelnen nicht mehr erkennen lässt, hängt in der Mitte des Leibes ein unter den sich gerade über ihm kreuzenden Gürteln herlaufender Schurz herab, der zur Bedeckung des Unterleibs diente. Derselbe hat wegen des vorgesetzten rechten Beines eine schräge etwas nach rechts laufende Richtung angenommen. Er besteht, wie man noch sehr deutlich wahrnehmen kann, oben aus einer Platte von Metall oder Leder, welche sich in sechs mit je neun runden Metallbuckeln beschlagene und zuletzt in Troddeln endigende bewegliche Streifen auflöst. Dieser Schurz kehrt auf sehr vielen Soldatenreliefs wieder und ist auf den verschiedenen Denkmälern verschieden dargestellt. Die Form desselben, wie sie auf unserem Relief erscheint, kommt der Darstellung auf dem Grabstein des Annaius zu Kreuznach am nächsten.

In der erhobenen Rechten hält der Krieger zwei 37 cm lange

1) Huebner a. a. O. S. 17.

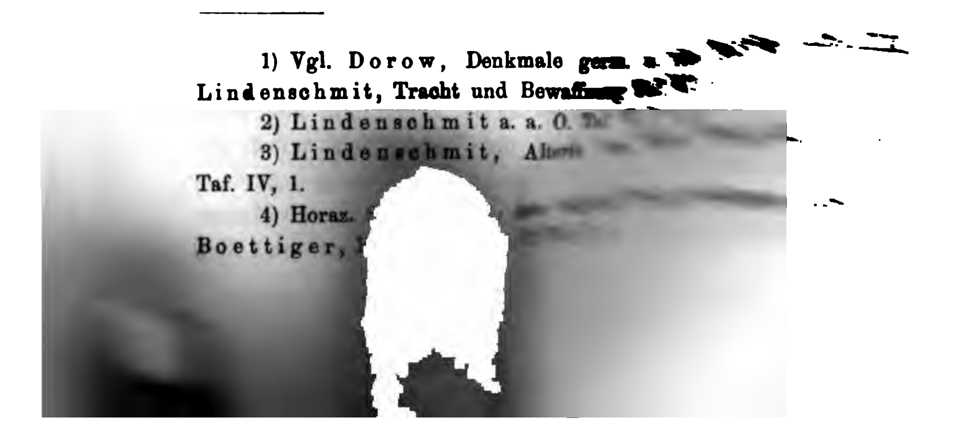


Lanzen ohne Ring, deren 18 cm lange Spitze eine blattförmige von einem Mittelgrat durchzogene Klinge[1]) bildet. Eine bis jetzt in ihrem Grunde nicht aufgeklärte Eigenthümlichkeit ist, dass die Lanzen auf den Monumenten fast immer wie hier paarweise[2]) dargestellt werden. Ob die Grösse der Lanzen, wie sie auf unserem Monument erscheint, der Wirklichkeit entspricht, kann um so weniger entschieden werden, als der untere Theil derselben durch das Gewand der vorstehenden Nebenfigur verdeckt wird.

Mit der Linken hat der Verstorbene die Handhabe des langen, schwach gewölbten, beinahe völlig flachen Ovalschildes scutum erfasst. Der untere Theil desselben ist durch die links vorstehende grössere Figur unsichtbar; der obere reicht fast bis an die die Nischenmuschel von der Nische abgrenzenden Querlinien und misst von dort bis zum Handgriff im Inneren des Schildbuckels 41 cm. Auffallend ist, dass die Breite des Schildes durchaus in keinem Verhältniss zu seiner Länge steht, so dass man fast versucht ist anzunehmen, dass hier der Steinmetz dem vorhandenen Raume eine Concession gemacht habe. Indessen scheinen die Römer in Wirklichkeit solche Schilde bei ihrer Infanterie gehabt zu haben. Denn der Schild unseres Verstorbenen gleicht hinsichtlich der Gestalt ziemlich den länglichen Schilden, wie sie einige Soldaten auf dem berühmten reichverzierten römischen Visirhelm[3]) von Ribchester (Lancashire), der jetzt im brittischen Museum aufbewahrt wird, tragen.

Neben dem Postament, welches die Figur des Verstorbenen [illegible] erblicken wir ebenfalls in Hochrelief rechts einen ganz [illegible] schen, dessen Kopf leider fehlt. Er trägt die Tunica, [illegible] über die Kniee hinabfällt und deren Aermel seine [illegible] Darüber hat er eine Kapuze angezogen, welche [illegible] die Mitte der Brust hinabreicht. In der rechten [illegible] bis zur Unkenntlichkeit zerstörten Gegenstand, [illegible] eine Schreib- oder Rechentafel[4]) herabhängt. [illegible]

1) Vgl. Dorow, Denkmale germ. u. [illegible] Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung [illegible]



2) Lindenschmit a. a. O. [illegible]

3) Lindenschmit, Alt[illegible] Taf. IV, 1.

4) Horaz. [illegible] Boettiger, [illegible]

storbenen, wie die darunter stehende Inschrift uns belehrt. Sie lautet:

FVSCVS
SERVVS

Dem Sklaven gegenüber steht auf der linken Seite des Postaments die Figur eines mit der Toga bekleideten Mannes, welcher mit seinem unbedeckten Kopfe bis an die von der linken Hand der Hauptfigur erfasste Handhabe des Schildes reicht. Derselbe hält in der linken Hand eine Schriftrolle, während er mit der rechten die linksseitigen Falten der Toga ergreift. Unter der Toga wird am Halse und auf der Brust die Tunica sichtbar. Leider hat die fast gänzlich verwischte Inschrift bis jetzt jeder Entzifferung den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt. Nach mehrfachen Versuchen habe ich bis jetzt bloss folgende Buchstaben entziffern können:

· I R I \ S E
· · · I V V L

Der Buchstabe vor R in der ersten Zeile kann auch ein E sein; der Buchstabe nach R ist kein M gewesen. An Firmus ist keinesfalls zu denken. — Ob die beiden vorletzten Zeichen in der zweiten Zeile VV waren, muss ich ebenso unentschieden lassen, wie ob der letzte Buchstabe wirklich ein L gewesen ist oder nicht. In Folge dieser schlechten Beschaffenheit des Steines gerade an dieser Stelle ist auch wenig Hoffnung vorhanden auf eine allseitig befriedigende Lösung der Frage, wer diese Figur sei und in welcher Beziehung sie zu dem Verstorbenen gestanden habe. Jedenfalls war er kein Sklave desselben, wie der zu seiner Rechten stehende junge Mensch. Denn eine solche Annahme wird schon durch seine Kleidung ausgeschlossen; er trägt die Toga, welche den freien römischen Bürger kennzeichnet. Am ehesten könnte noch die Vermuthung Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erheben, dass er der Erbe des Verstorbenen war, der ihm nach den Vorschriften des Testaments das Denkmal setzte. In diesem Falle könnte die Schriftrolle, welche er in der linken Hand hält, sehr wohl das Testament des Verstorbenen selbst sein.

Schon lange wird vielleicht mancher Leser ungeduldig im Stillen die Frage aufgeworfen haben, wer denn der Verstorbene selbst gewesen sei und welcher Gattung von römischen Truppen er angehört habe. Und damit kommen wir zur Besprechung der unter der Hauptfigur befindlichen Inschrift. Sie ist auf das Postament und den

darunter befindlichen Theil der freien Fläche des Steines eingetragen, ohne durch eine Einfassung oder Verzierung von den beiden auf die Nebenfiguren bezüglichen Inschriften abgegrenzt zu sein. Sie umfasst zehn Zeilen. Leider hat sie durch Verwitterung und andere schädliche Einflüsse so sehr gelitten, dass ihr Wortlaut bis jetzt, trotz wiederholter Lesungsversuche bei Tage und bei Lampenlicht, bis ins kleinste Detail hinein noch nicht mit Sicherheit hat festgestellt werden können. Sie lautet:

F I R M V S
E C C O N I S · F
M I L · E X C O H
R A E T O R VM
N A T I O N E · M
O N T A N V S
A N N · XXXVI
STIP·X/////H·E·S
HERES·///XTES
PO/////

Demnach erklären wir:

*Firmus Ecconis f(ilius) mil(es) ex coh(orte) Raetorum natione Montanus ann(orum) XXXVI stip(endiorum) X[III(?)] h(ic) e(st) s(itus). Heres ex tes(tamento) po(suit).*

Z. 1 ist der obere Horizontalstrich von F nicht mehr sichtbar, wie überhaupt von dem ganzen Buchstaben nur noch schwache Spuren vorhanden sind.

Z. 2 am Ende ist jetzt nur noch der vertikale Strich von F mit Gewissheit zu erkennen, die beiden Querstriche des Buchstabens fast ganz verwischt.

Z. 3 am Ende der Zeile sind die beiden Vertikalstriche des H wegen Mangel an Raum sehr nahe zusammengerückt, der Verbindungsstrich verschwunden, so dass man zweifelhaft sein kann, ob COH oder CO · II zu lesen ist. Indessen da nach O kein Punkt sich findet und H sehr enge an O sich anschliesst, so wird, da sonst der Steinmetz im Setzen der Punkte sorgfältig verfahren ist, die Lesung COH vorzuziehen sein.

Z. 6 zu Anfang ist der erste Buchstabe wirklich ein O gewesen und zwar ein etwas kleiner gebildetes als die übrigen Buchstaben der Zeile; ebenso sind noch schwache Spuren des N nach A vorhanden.

Z. 7 hat in der That XXXVI am Ende der Zeile gestanden, wie der Papierabklatsch nachweist, wiewohl die beiden letzten Buchstaben kaum noch zu erkennen sind.

Z. 8 muss die Zahl der Dienstjahre unentschieden bleiben, da die im Druck als vorhanden angegebenen drei Striche nach X nicht ganz sicher sind; das Vorhandensein des S am Ende der Zeile ist sicher, dagegen H ist nur zum Theil mit völliger Gewissheit erkennbar.

Z. 9 sind von E in EX nur noch sehr schwache Spuren vorhanden. Am Ende der Zeile ist eine Rundung zu sehen, welche von S herrühren kann; sie kann aber ebenso ein Spiel des Zufalls sein.

Z. 10 spricht die symmetrische Stellung der Buchstaben PO in der Mitte der Zeile dafür, dass ursprünglich POS dagestanden hat.

Wenn in diesen Jahrbüchern LXXIII, 156 im Anfange der Zeilen 8 und 9 noch die Worte FVSCVS und SERV.. angegeben werden als zu diesen Zeilen gehörig, so beruht dies auf einem Irrthum, wie dies ihre grössere Höhe und Breite hinlänglich bekunden. Sie bilden vielmehr, wie schon oben bemerkt worden ist und der Augenschein lehrt, die Inschrift zu der darüber stehenden Figur. Dasselbe ist mit den unter der togirten Figur auf der anderen Seite stehenden, bis jetzt nicht gelesenen Worten der Fall.

Was zunächst den Namen des Vaters des Firmus, Ecco, anlangt, so kommt derselbe noch einmal auf einer Inschrift von Igg in Oberpannonien[1]) vor. Es scheint derselbe rhätischen Ursprungs zu sein. Denn er stimmt im sprachlichen Bau ganz mit einer Menge analoger Namen auf O überein, vor deren Endvokal zwei gleiche Consonanten stehen und die in Rhaetien und Noricum sich finden, wie z. B. Abbo[2]), Ammo, Atto, Bricco, Licco, Macco, Secco u. s. w.

Hinsichtlich seiner Heimath nennt ihn die Inschrift natione[3]) Montanus. Am natürlichsten denkt man zunächst an eine Identität derselben mit dem Bergdistrikt, aus dem die cohors I Montanorum[4]) sich rekrutirte, also den Alpes maritimae. Denn deren Bewohner

1) Corp. inscr. Lat. t. III n. 3796.

2) Vgl. Steub, Die oberdeutschen Familiennamen. München 1870. S. 91.

3) Ueber die Bedeutung von natione vor dem Ethnikon vgl. Mommsen, Die Conscriptionsordnung der röm. Kaiserzeit im Hermes Bd. XIX, 1884, S. 28 Anm. 4.

4) Ihren Namen führt Arneth, Zwölf röm. Militärdiplome. Wien 1843 S. 38 Not. 3 auf Montana bei Itin. Antonin. p. 276 zurück, das er für Judenburg anzusehen geneigt scheint.

hiessen im Alterthume[1]) Montani. Nur will ich noch bemerken, dass auch noch andere Montani[2]) in den Cohorten der Räter dienten und dass bei einem derselben der Heimathsort Mons[3]) genannt wird. Jedenfalls ist es ohne hinreichenden Grund nicht statthaft, ihn nach Rätien wegen des gleichen Namens der Cohorte zu verlegen. Denn wenn diese Cohorten ursprünglich aus den Einwohnern Rätiens, nach dem sie benannt waren, auch wirklich ausgehoben[4]) worden sind, so sind doch sehr bald, wie zahlreiche Beispiele[5]) beweisen, auch Leute aus anderen Provinzen oder Völkerschaften aufgenommen worden, so dass später der eigentlich nationale Charakter einer solchen Hilfstruppe beinahe gänzlich verwischt wurde.

Firmus hat zu der Zeit in der rätischen Cohorte gedient, als an Stelle der in erster Zeit aus den beiden Völkerschaften der Räter und Vindelicier gemeinsam zusammengesetzten Cohors Raetorum et Vindelicorum, welche im J. 16 n. Chr. bei Tacitus (Ann. II, 17) erwähnt wird, eine selbständige cohors Raetorum[6]) gebildet war. In der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. finden wir bereits die Zahl der Raetercohorten auf acht angewachsen. Denn im J. 74[7]) wird uns die siebente und im J. 82[8]) die zweite und siebente als in Germania superior stationirt bezeugt. Diese Vermehrung muss indess noch etwas früher erfolgt sein; denn Tacitus (hist. I, 67) redet schon im J. 69 von Raeticae alae cohortesque. Die nummerlosen Cohorten sind aber stets die am frühesten ausgehobenen. Da nun die Cohorte der Raeter, in welcher Firmus diente, keine Nummer

---

1) Siehe die Belege bei Mommsen, Corp. inscr. Lat. t. V p. 903.

2) Vgl. C. I. Rhen. 1128.

3) C. I. Rhen. 892: *Veiagenus Sisgi f. miles ex cohorte Raeto[rum] natus Monte.*

4) Beispiele für diese Thatsache hat Henzen Annali dell' Inst. arch. XXII, 1850, p. 13 s. zusammengestellt. Vgl. jetzt auch Mommsen, Ephemeris epigr. vol. V, 1884, p. 164 ss.

5) Vgl. Harster, Die Nationen des Römerreichs in den Heeren der Kaiser. Speier 1873. S. 50 f. Mommsen, Hermes XIX, 41.

6) Ueber die ältere Geschichte dieses Truppentheils vgl. K. Klein, Abbildungen von Mainzer Alterthümern II, 1850, S. 27; ferner J. Becker, Bonn. Jahrb. XX, 1853, S. 104 ff. und Rossel, Annalen des Vereins f. Nass. Alterth. u. Gesch. V, 1 S. 43 ff., 50 ff.

7) Dipl. IX.: C. I. L. III p. 852.

8) Dipl. LXVIII: Ephemeris epigraphica t. IV p. 495 ss. Vgl. Hartung, Röm. Auxiliar-Truppen am Rhein I, 17 f.

hatte, so hat er zu jener ältesten Raetercohorte gehört. Firmus wird daher etwa dem Ende der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts zuzuschreiben sein. Keinesfalls darf er nach der Regierungszeit des Nero angesetzt werden.

Dieser Ansatz findet zunächst seine volle Bestätigung in dem Schriftcharakter der Inschrift. Denn die Buchstabenzüge, namentlich die Züge von C, O, M und S, weisen noch auf sehr gute alte Zeit hin und nähern sich in mehrfacher Beziehung den Buchstaben der Inschrift auf dem Denkmal des C. Marius[1]), des Reiters von der Legio I (Germanica) im Bonner Provinzialmuseum, von dem es feststeht, dass es dem ersten Jahrhundert angehört. Andererseits passt zu diesem Zeitansatze recht gut der ganze Stil der Reliefs unseres Denkmals. Denn es findet sich noch nicht die geringste Spur von der der späteren Zeit eigenthümlichen ornamentalen Flachheit, wohl aber noch das weite Vorspringen der Figuren, sowie die Tiefe und Schönheit des Faltenwurfs, die verglichen mit den schon bedeutend flacheren Sculpturen des Trajansbogens auf die eben bezeichnete Zeit unzweideutig hinweisen.

An den beiden Seitenwänden rechts und links ist oben als Fries je ein nach unten runder, oben durch zwei aneinanderstossende Halbkreise begrenzter Schild angebracht. Derselbe hat ganz das Aussehen jener herzförmigen asiatischen Schilde, der peltae lunatae[2]) der Amazonen. Beide Schilde fast mehr gezeichnet als ausgehauen und ganz flach gehalten sind von verschiedener Grösse: der rechte ist oben 27 cm breit und 16 cm hoch, der linke oben $22^1/_4$ cm breit und $12^1/_2$ cm hoch. Diese Verzierung eines Monuments mit solchen Schilden ist aber nicht gerade selten. Denn sie begegnet uns mehrfach auf den Schmalseiten rheinischer Denkmäler, wie z. B. auf dem Bonner Grabstein des P. Clodius[3]) aus der Legio I Germanica, auf einem Coblenzer[4]) und einem Neumagener[5]) Monument. Und zwar

1) Vgl. Klein, Rhein. Mus. N. F. Bd. XXIX, 1874, S. 171 f. Freudenberg, Bonn. Jahrb. LIII/LIV, 1873, S. 184 ff. LV/LVI, 1875, Taf. V, 1.

2) Vgl. Vergil. Aen. I. 490. Varro de l. l. VII, 43. Quintus Smyrnaeus I, 147 ss.

3) Hettner, Katalog des Kgl. Museums vaterl. Alterth. S. 33 n. 84.

4) Beschrieben von Lersch, Centralmuseum rheinl. Inschriften III, 63, abgebildet bei Haackh, Verhandl. der 16. Versamml. deutsch. Philologen in Stuttgart. 1857 S. 181.

5) Hettner, Rhein. Mus. N. F. Bd. 36, 1881, S. 445 n. 14.

nicht bloss einzeln wie hier, sondern sogar zu einer ganzen Kette[1]) vereinigt sind sie namentlich an den Sockeln einzelner Monumente zu Neumagen, Trier und Sens verwendet worden.

Unter dem Schilde steht auf beiden Seiten auf einer nach der Mitte hin etwas vertieften Fläche in schwach erhabenem Relief eine trefflich erfundene jugendliche Gestalt in ziemlich guter Ausführung. Dass wir es in diesen Figuren mit der bekannten Darstellung des Attisbildes zu thun haben, darüber kann heutzutage, wo unsere Kenntniss dieser Bilder durch zahlreiche Denkmäler in so grossem Massstabe bereichert worden ist, kein Zweifel mehr obwalten. Wie die Schilde[2]), so haben auch diese Figuren auffallender Weise eine verschiedene Grösse. Die auf der rechten Seite befindliche Figur ist die kleinere, sie misst von der Spitze der Mütze bis zur Standlinie 79 cm, die linksseitige dagegen 86 cm. Bei beiden reicht ein Fuss noch in die Linie[3]) hinein. Beide Figuren, welche, abgesehen von einer kleinen Beschädigung an der Nase der rechten Figur, wohl erhalten sind, stimmen in Tracht, Haltung und Geberde vollständig mit einander überein und die an ihnen hervortretenden Verschiedenheiten betreffen nur geringfügige Einzelnheiten. Zunächst tragen beide auf ihrem Kopfe die konisch geformte phrygische Mütze mit einer hohen, nach einer Seite etwas umgebogenen Spitze. Von der Mütze hängt hinten über den Nacken ein Tuch, nach Art einer Klappe, gerade herab, dessen Enden bei der linken Figur vom Winde bewegt auseinander flattern. Bekleidet sind sie beide mit einem der Tunica ähnlichen Gewande, dessen lange bis auf die Hände reichenden Aermel den Arm bedecken. Dasselbe ist durch einen Gürtel, welcher durch den über ihn bauschig herabfallenden oberen Theil des Gewandes verdeckt ist, über den Hüften so hoch heraufgezogen, dass es eben bis hart an die Kniee

---

1) Vgl. Hettner a. a. O. S. 451. Brower, Ann. Trever. I, 93 = Wiltheim, Luciliburg. rom. pl. 21, 65. Musée gallo-romain de Sens XXIII, 2.

2) In den Schilden als Attributen amazonischer Rüstung glaubte Haackh a. a. O. S. 182 eine Beziehung auf die unweibliche Natur des phrygischen Gottes Attis zu finden.

3) Auf dem Coblenzer Denkmal stehen beide Figuren auf einem Baume, aus dem sie gleichsam herausgewachsen scheinen. Treffend hat Haackh a. a. O. S. 182 an ein wahrscheinlich dem Pindar angehöriges Fragment eines Hymnus erinnert (Bergk, Poetae lyrici gr. vol. III p. 1339 fragm. adesp. 84 v. 7), in welchem die Korybanten, zu denen ja auch Attis gehört, δενδροφυεῖς genannt werden.

heran reicht, während es hinten etwas tiefer bis auf die Mitte der Kniekehle herabfällt. Der vordere Schooss ist durch den Gürtel in zahlreiche senkrecht hinabgehende Falten gelegt, von denen drei unten schön geglöckelte besonders hervortreten. Hier zeigt sich ein deutliches Bestreben, Mannigfaltigkeit und Regelmässigkeit mit einander harmonisch zu verbinden. Ebenso sind die Aermel in regelmässig geordnete halbkreisförmige Querfalten gelegt, die ihnen das Ansehen geben, als wären sie mit Bändern oder Streifen besetzt. Eine ganz ähnliche Anordnung zeigen auch die ziemlich weiten und faltigen Hosen[1]) der beiden Jünglinge. Die Füsse sind mit hohen Schuhen bekleidet. Ueber den Aermelchiton tragen beide Figuren einen langen über die Schulter zurückgeworfenen Mantel. Derselbe ist aber nicht, wie auf anderen Denkmälern, vorne oberhalb der Brust, sondern, wie die Querfalten andeuten und die linksseitige Figur deutlich zeigt, auf der Schulter unter der den Kopf stützenden Hand mittelst eines Knopfes oder Hakens zusammengehalten und hängt hinten über den Rücken bis auf die Waden herab. Unter der Mütze quillt das reich gelockte Haar hervor. Das Gesicht ist bei der rechten Figur zur linken, bei der linken zur rechten Seite geneigt. Es steht mit dem Charakter der übrigen Körperformen vollständig in Einklang; denn es entbehrt trotz seiner weit geöffneten Augen alles Ausdrucks. Die Ohren stehen ziemlich stark vom Kopfe ab und machen den Eindruck, als wenn sie besonders angesetzt wären, eine Eigenthümlichkeit, welche auch schon von Lersch[2]) an den beiden Attisfiguren des Denksteines des P. Clodius von der ersten Legion hierselbst beobachtet worden ist.

Wie auf anderen Grabsteinen, so ist auch auf unserem die Stellung beider Figuren die gleiche. Der Attis rechts steht auf dem rechten Fuss, während das heraufgezogene linke Bein über das rechte geschlagen

---

1) Die Hosen sind nicht selten aufgeschlitzt, so dass stellenweise das üppige Fleisch des Eunuchen durchblickt, wie auch bei manchen Darstellungen der Unterleib ganz oder theilweise entblösst ist, um die Entmannung zur Anschauung zu bringen. Vgl. Friederichs, Berlins antike Bildwerke Bd. II S. 435 n. 2006. Clarac, Musée de sculpture t. III pl. 396c n. 664. Passeri, Lucernae fictiles. Pisauri 1739. t. I tab. XI. S. Bartoli, Admiranda rom. antiq. Rom. 1693. Meistens aber sind die Beine unbedeckt, wie auf den Denkmälern zu Coblenz und Rottenburg, deren Abbildungen bei Haackh a. a. O. S. 181 und Jaumann, Nachtrag zu Colonia Sumlocenne, Stuttgart 1855, Taf. II u. III gegeben sind.

2) Centralmuseum rheinl. Inschriften II S. 46.

ist, in Folge dessen der linke Fuss nur mit den Zehen die Erde berührt. Der rechte Arm ist horizontal über den Leib gelegt und dient mit dem Rücken der Hand dem im Ellenbogen gekrümmten linken Arm zur Stütze, auf dessen Hand das Kinn des etwas gesenkten Hauptes ruht. Ganz so ist auch die Haltung der linksseitigen Figur, nur dass sie auf dem linken Beine steht und den Kopf auf den rechten Arm stützt, der hier von der flachen Hand gehalten wird. In der Haltung und den Mienen beider Figuren, die von einander abgewendet stehen, spricht sich stille Ergebung sowie tiefe Trauer und Melancholie aus. Denn nicht bloss besagt dies die Miene, sondern auch das Aufstützen des Kinns auf den Arm und das Kreuzen der Beine, welche in der Symbolik der alten Kunst ein Zeichen der Trauer[1]) sind. Man würde indess gewaltig irren, wollte man diese Darstellung der beiden Attisbilder als eine dem Bildhauer eigene Auffassung ansehen. Im Gegentheil, sie scheint sogar eine ziemlich conventionelle gewesen zu sein. Denn sie begegnet uns auf mehreren anderen Denkmälern, ja man kann sagen auf fast allen Grabmälern, auf denen Attis eine Darstellung gefunden hat. So treten uns, um nur bei den zunächst liegenden rheinischen Sepulcralmonumenten stehen zu bleiben, die Attisfiguren in jener ruhigen, nachdenklich traurigen Stellung auf den beiden Grabsteinen, die auch sonst viele Aehnlichkeit mit dem unserigen haben, entgegen, nämlich auf dem schon häufig erwähnten Bonner Steine des Clodius[2]) und dem Kreuznacher Denkmal des Annaius[3]) entgegen.

Auf den Grabsteinen erscheinen diese Attisbilder meistens doppelt. Haackh hat sie daher für ein Brüderpaar erklärt, welches getrennt und von einander abgekehrt sich gegenseitig betrauert. Diese Deutung hat er wahrscheinlich zu machen versucht durch Voraussetzung eines Mythus von zwei Attisbrüdern, von denen der eine durch des anderen Hand seinen Tod gefunden hat. Er hat sich ferner zur Stütze seiner Ansicht auf die Bezeichnung ἀνάκτορα für den Tempel zu Pessinus bei Plutarch[4]), auf die Erwähnung von zwei Priestern der Göttermutter in Pessinus Attis und Battakes bei Polybius[5]) und endlich auf

1) Stephani, Der ausruhende Herakles. Petersburg 1854. S. 173 ff.

2) Hettner, Katalog des königl. rhein. Museums vaterl. Alterthümer S. 33 n. 84.

3) Lindenschmit, Die Alterthümer uns. heidn. Vorzeit Bd. I Heft 10 Taf. V, 2 u. 3.

4) Im Leben des Marius c. 17.

5) XXI, 37 Hultsch.

die Erzählung des Herodot (I, 35) berufen, wonach Adrastos in der Heimath seinen Bruder und dann in Lydien den einen der beiden Söhne des Kroisos, Attis mit Namen, tödtet. Allein abgesehen davon, dass der Plural ἀνάκτορα im Griechischen auch sonst vom Heiligthume einer Gottheit gebraucht wird (vgl. Eurip. Jon v. 55), lässt sich aus dem Umstand, dass die Gottheit aus den ἀνάκτορα sprach, noch nicht auf eine Mehrheit der Gottheit schliessen, wie Kohl[1]) schon bemerkt hat. Derselbe hat mit Recht ferner geltend gemacht, dass von einer Verehrung von zwei Attisbrüdern, welche Haackh als in Pessinus allgemein üblich annimmt, gar keine Spur sich findet. Im Gegentheil, wenn auch der Dualismus der Gottheit dem Orient[2]) ebenso eigenthümlich wie dem Occident fremd ist, alle Inschriften und Schriftsteller kennen nur einen Attis. Hält man aber einmal Umschau unter den uns überkommenen analogen Denkmälern des Alterthums, dann tritt uns die überraschende Thatsache entgegen, dass auch andere Gestalten[3]) in dieser Weise besonders als Eckfiguren an Sarkophagen sich wiederholt finden, wie die stiertödtenden Victorien, die geflügelten Horen[4]), die bakchischen Thyrsosträger, die Göttin der Hoffnung u. a. m. Und zwar dient diese Paarung theils sich entsprechender, theils entgegengesetzter Figuren reinweg dem Zwecke der Verzierung. Nach Analogie dieser Denkmäler ist es vielleicht am einfachsten, mit von Urlichs[5]) den beiden Attisfiguren ebenfalls eine rein decorative Bestimmung beizulegen, vielleicht mit der Andeutung, dass der Verstorbene diesem Cultus bei seinen Lebzeiten besonders ergeben war. Schwerlich möchte aber hinter einer solchen Verdoppelung eine symbolische Bezeichnung bestimmter Anschauungen aus dem Vorstellungskreise des Cultus der Cybele oder des Mithras[6]), mit dem Attis ja häufig identificirt wird, zu suchen sein. Dabei verkenne ich keineswegs, dass man beim Attiscultus sich auf mystischem Boden befindet und dass, weil gerade die Lehre vom Aufgang und Niedergang in der Natur und die Nebeneinanderstellung und Verknüpfung des Mensch-

---

1) Inschriften der Stadt Kreuznach S. 16.

2) Göttling, Hermes XXIX S. 241.

3) Vgl. Gerhard, Zwei Minerven. Berlin 1848. S. 4 f.

4) Duetschke, Ant. Bildwerke in Oberitalien Bd. III n. 64. 74. 145.

5) Bonn. Jahrb. XXIII, 1856, S. 55.

6) Sehr gesucht erscheint jedenfalls die Vermuthung, welche Krafft (Bonn. Jahrb. XXIX/XXX, 1860, S. 289) ausgesprochen hat, dass darin die doppelte Beziehung auf die sich entfernende und wieder erscheinende Sonne liege.

lichen mit der Natur im Alterthum so ausserordentlich weit verfolgt worden ist, eine solche Andeutung auch hier anzunehmen nahe liegt. Allein wer bedenkt, was gerade die Monumente uns lehren, wie sehr diese von den Griechen überlieferten Vorstellungen bei den Römern in jener Zeit rein typisch geworden waren, der wird nicht anstehen, auch die Wiederholung der Attisfigur als eine zu rein verzierendem Zwecke angewandte zu betrachten.

Einen würdigen Abschluss nach oben hin erhält das Monument durch die mächtig vorspringende Bekrönung. Dieselbe ist auf der dem Beschauer zugekehrten Seite zu einem hübschen Frontispice ausgearbeitet. Dasselbe hat ausser einer kleineren Rosette in jeder Ecke in der Mitte eine grosse Rosette, von der nach den beiden Ecken der Bedachung fischgratförmige Verzierungen auslaufen.

Auf dem Giebel in der Mitte ruht eine Sphinx (Taf. I, 1), welche auf einem geflügelten Löwenkörper Kopf und Brust einer Jungfrau trägt. Sie sitzt auf den untergezogenen Hinterbeinen, während die Vorderfüsse mit den fest eingesetzten Krallen nach vorne ausgestreckt sind. Sie entspricht also ganz dem Bilde, wie es sich die griechische Phantasie von der πτερόεσσα κόρα[1]) und der γαμψώνυξ παρθένος[2]) gemacht hatte. Leider ist ihr Gesicht bis auf die Andeutungen von Augen und Mund zerstört.

Zu beiden Seiten neben ihr auf den Ecken des Giebels ist je ein geradeaus schauender Löwe angebracht (Taf. I, 2 u. 3). Bei beiden Thieren ziert den breiten Kopf, der offenbar vom Bildhauer mit einer gewissen Sorgfalt behandelt ist, eine mächtige gesträubte Mähne. Diese in Verbindung mit den weit geöffneten funkelnden Augen, in denen nach Weise der späteren Kunst die Pupille nicht unangedeutet geblieben ist, charakterisiren in treffender Weise den vom Gefühl seiner überwiegenden körperlichen Kraft getragenen König der Thiere. Damit stimmt auch sehr gut die Stellung überein, welche der Bildhauer beiden Thieren gegeben hat. Während nämlich der Kopf mit dem Vorderkörper auf den beiden Vorderbeinen mit den vorgestreckten Tatzen ruht, ist der gekrümmte Hinterkörper mit dem seitwärts emporgeschlagenen Schwanze in die Höhe gehoben, gleichsam als wollten sie jedem, der sich ihnen nähert, sofort entgegenspringen. Ueberhaupt hat der Steinmetz den beiden Löwenfiguren eine besondere Aufmerk-

1) Sophocles Oed. tyr. 502.
2) Soph. l. c. 1186.

samkeit gewidmet. Dies erhellt aus der Verschiedenheit in der Behandlung, welche Löwen und Sphinx erfahren haben. Bei der Sphinx, deren Figur vermöge ihrer Beschaffenheit ungleich mehr Gelegenheit zur Entfaltung von Kunstfertigkeit darbot, sind merkwürdiger Weise sowohl der Hinterkörper als auch die Flügel nicht im Detail ausgeführt, sondern nur andeutungsweise zur Anschauung gebracht, indem dem Steine die Gestalt der Flügel durch leichte Wölbung und eingerissene Strichverzierung gegeben ist. Schwerlich wird dabei Rücksicht auf grössere Stärke oder weil dieser Theil der Figur sich dem unten stehenden Beschauer entzog, massgebend gewesen sein. Denn die Löwen sind bis ins kleinste Detail ausgearbeitet und gleichen hinsichtlich der Auffassung, Arbeit und Stellung ganz genau den Löwen auf dem Grabstein des Annaius[1]) in Kreuznach und dem zwischen Bonn und Godesberg beim Strassenbau gefundenen zum Sprung gerüsteten kleinen Löwen[2]), der jetzt im hiesigen Universitätsmuseum aufbewahrt wird. Diese völlige Uebereinstimmung dieser Sculpturen unter einander beweist, dass sie sammt und sonders auf ein bestimmtes Vorbild zurückgehen. Wie aber die Löwen, so mag auch die Sphinx die Nachbildung einer überlieferten Form sein.

Nicht ohne Bedeutung ist aber, dass jenes Löwenpaar auch auf anderen Grabdenkmälern erscheint. So war es oben auf dem Steine des Annaius[3]) angebracht, wo noch jetzt einer zum Teil erhalten ist, so finden sich zwei zum Sprung bereite Löwen in der Bekrönung des Grabsteines des Cohortensoldaten Reburrus[4]) zu Mainz angebracht, so zieren ebenfalls zwei Löwen das Grabmal des Attius Lani f(ilius) von der Raetercohorte[5]) zu Mainz. Und wie die ganze Gestalt des Löwen, ebenso finden sich auch bloss die Köpfe zweier Löwen auf zahlreichen Sepulcralmonumenten wie zu Mantua, Perugia, Pisa[6]) u. s. w. Auch hier liegt keine selbständige Conception des Steinmetzen vor, sondern

1) Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit Bd. I Heft 10 Taf. V, 5.

2) Hettner, Katalog S. 92 n. 254.

3) Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit Bd. I Heft 10 Taf. V, 1 und 5.

4) Lehne, Ges. Schriften Bd. II Taf. VI, 21.

5) Fuchs, Alte Gesch. von Mainz Bd. I Taf. XXI.

6) Vgl. Museo di Mantova Bd. II Taf. LI. Conestabile, Monum. di Perugia LXXX, 3 u. 4. Lasinio, Sarcofagi del campo santo di Pisa tab. CXLV, 83. Visconti, Museo Pio-Clementino IV tav. 29 (cortile del Belvedere n. 28). Clarac. Musée de sculpture pl. 254 n. 772.

nur eine Nachbildung schon vorhandener Kunstwerke. Denn Griechen und Etrusker haben schon die Figur des Löwen[1]) in der oben bezeichneten Weise bei ihren künstlerischen Gebilden verwendet, und diese Tradition der griechischen Kunst für ihre eigenen Arbeiten zu verwerthen, hat die Römerwelt sich nie gescheut.

Fragen wir uns nun, ob die Darstellung der beiden Löwen und der Sphinx bloss für das Auge oder auch für den Sinn, oder gar für beide zugleich bestimmt waren, so liegt es allerdings sehr nahe, dieselbe mit den Attisfiguren auf den beiden Schmalseiten in Verbindung zu bringen. Attis, der gefeierte Liebling der Cybele, dessen Verehrer der Verstorbene war, wird sehr häufig geradezu mit Mithras identificirt. Im Cybele- wie im Mithrascult, die beide den ganzen Rhein entlang grosse Verbreitung gefunden haben, spielt der Löwe[2]) mit allen übrigen Zeichen des Thierkreises eine nicht geringe Rolle. Man könnte desshalb leicht sich veranlasst sehen, daher eine Erklärung für seine Darstellung auf dem Steine des Firmus zu entnehmen. Und dennoch möchte ich dieselbe nicht ohne Weiteres zu der meinigen machen. Denn gerade durch die grosse Verbreitung dieser orientalischen Mythen waren im Laufe der Zeit die einzelnen Symbole derselben zu oft ganz bedeutungslosen Ornamenten geworden. Den Ausschlag aber gibt der Umstand, dass unter den bei jenen beiden Culten unmittelbar betheiligten symbolischen Thierfiguren die Sphinx nirgends erscheint. Nun ist es eine bekannte Thatsache, dass das gesammte griechische wie römische Alterthum stets eine ganz ausserordentliche Furcht vor Beschädigung durch unmittelbare Einwirkung der Gottheit oder durch übernatürliche Kraft[3]) empfunden hat. Vor allem ist es bemüht gewesen, durch bestimmte abwehrende Mittel diese schädlichen Einflüsse von den Verstorbenen abzuwenden und deren Ruhestätten gegen Beraubung, Entweihung und Missbrauch aufs ängstlichste zu schützen. Als vornehmste, ja geradezu typische Mittel zur Abwehr gegen jeden feindlichen Angriff gelten neben dem Medusenhaupt die

---

1) Vgl. Usener, De Iliadis carmine quodam Phocaico. Bonn 1875. p. 8 ss.

2) Mueller, Annalen des Vereins f. Nass. Alterth. u. Gesch. II, 1832, S. 119 ff. Seel, Mithrasgeheimnisse S. 248 ff. 422. 511. Stark, Bonn. Jahrb. XLVI, 1869, S. 10.

3) Vgl. Jahn, Ueber den Aberglauben des bösen Blicks bei den Alten in den Berichten der sächs. Ges. der Wiss. v. J. 1855 S. 28 ff. sowie desselben Schrift: Die Lauersforter Phalerae. Bonn 1860. S. 18 ff.

Figuren des Löwen und der Sphinx. Dies wird nicht bloss durch eine Anzahl Epigramme[1]) der Griechen ausdrücklich bezeugt, sondern auch besonders durch den Umstand bestätigt, dass beide Thiere[2]) so ungemein häufig auf den allerverschiedensten Gegenständen der Kunst angebracht worden sind. Und wenn auch nicht verschwiegen werden darf, dass diese von den Griechen überlieferten Zaubermittel bei den Römern allmählig typisch und zu rein ornamentalen Formen abgeschwächt worden waren, so haben sie doch nie ganz ihre symbolische Bedeutung eingebüsst, indem stets an den Vorstellungen des Löwen, der Sphinx, des Medusenhauptes eine gewisse religiöse Scheu für dieselben Römer haften geblieben ist. Und wenn man erwägt, wie leicht und häufig Löwenbilder zu Portalornamenten mit symbolischer Bedeutung an Tempeln nicht bloss im Alterthum, sondern auch noch bis tief ins Mittelalter[3]) hinein verwandt worden sind, dann wird man sich zu der Ansicht bekennen, dass die Thierfiguren auf unserem Andernacher Denkmal nicht einer zufälligen Laune des Steinmetzen, auch nicht einem decorativen Zwecke, sondern nur dem Einfluss jener Vorstellungen ihren Ursprung verdanken.

Sollen wir nach der Betrachtung der Einzelheiten ein zusammenfassendes Urtheil abgeben, so kann dies, was den Stil anlangt, nicht eben günstig lauten. Werthvoll ist das Monument wegen seines Realismus der Darstellung, wie wir sahen, für unsere Kenntniss der Tracht und Bewaffnung der Hilfstruppen bei den Römern. Dagegen zeigte die Behandlung des Ganzen wenig künstlerischen Gehalt. Die Uebereinstimmung in Bildung und Stellung der einzelnen Figuren mit an-

---

1) Simonides, Anthol. Pal. VII, 344. Antipater Sidonius, ebenda VII, 426.

2) Was den Löwen auf Grabmälern anlangt, so möchte ich die über den Schultern angebrachten Löwenköpfe auf dem Bonner Denkmal des Caelius ebenfalls eher für Apotropaia halten, als mit Hettner (Katalog S. 31) annehmen, dass sie noch zu den Phalerae gehörten und aus plastischen Gründen nur aufrechtstehend dargestellt seien. — Was die prophylaktische Kraft der Sphinx betrifft, so findet sie sich vielfach auf Gräbern als Schmuck angewendet, so zu Bomarzo Monum. dell' Inst. I tav. XLII, 5. 6. Vier Sphinxen kauern auf dem Deckel eines Sarkophages zu Amathus auf Cypern bei Cesnola, Cypern Taf. XLVIII, 4. Vgl. übrigens Benndorf, Griech. u. Sicil. Vasenbilder S. 38 zu I Taf. XVIIII, 4. Stephani, Compte rendu de la comm. archéol. de St. Petersbourg 1864 p. 119 ff.

3) Springer, Der Löwe als Thürhüter. Bonn. Jahrb. XXII, 1855, S. 77 ff.

deren Denkmälern dieser Art, sowie die Ausführung der einzelnen Ornamente verräth ein bewusstes Anlehnen an ein für alle Mal bestimmte, unwandelbare Formen. Sie zeigen, dass wir es hier nicht mit einer freien lebensvollen Erfindung des ausführenden Steinmetzen, sondern mit einer gewerbsmässigen Arbeit zu thun haben, wie ja alle in unserem Rheinlande gefundenen römischen Sculpturwerke mit geringen Ausnahmen dem Handwerke angehören und ohne tieferen Kunstwerth sind. Aber auf einer allzutiefen Stufe der Kunstübung steht unser Andernacher Denkmal auch nicht. Denn wenn es auch keine Spur von Individualisirung des Portraits zeigt, so hält es sich doch auf der anderen Seite fern von der rein ornamentalen Flachheit späterer Zeit. Es repräsentirt ganz genau den Charakter, den die bildende Kunst in derselben Zeit zu Rom angenommen hatte. Und wie das sociale und religiöse Leben, so war auch das künstlerische Treiben in den Provinzen nur ein ins Schlechtere umgekehrter Abklatsch der jeweiligen Anschauungen und Gepflogenheiten der tonangebenden Kreise Roms.

2.

Zu gleicher Zeit wurde mit dem eben beschriebenen Monument an derselben Stelle das Fragment eines anderen von Jurakalk ausgegraben, welches bereits von E. aus'm Weerth in diesen Jahrbüchern LXXIII, 1882, S. 155 mit vollem Recht als das künstlerisch bei Weitem vorzüglichere der beiden Denkmäler bezeichnet worden ist.

Auch dieses (Taf. II, 1) stellte in einer Nische einen in voller Armatur dastehenden Krieger in Vorderansicht dar. Der Rand der Nische, welcher breiter als beim Steine des Firmus ist, misst rechts 11 cm, links 10 cm. Der Stein hat in seinem oberen Theil einen von rechts nach links quer hinabgehenden Bruch erlitten, in Folge dessen der Kopf und der ganze linke Oberkörper bis zu den Hüften fehlt. Ebenso fehlen jetzt die Füsse und der die Inschrift enthaltende untere Theil des Monuments, indem hier der Bruch von der rechten zur linken Seite der Nischenwand sich hinaufzieht. Die Breite des Denkmals ist 83 cm, die Höhe der jetzt erhaltenen rechten Seite der Figur beträgt 87 cm, die der linken 64 cm; die Länge der Beine, soweit sie sichtbar sind, 47 cm. Der Stein selbst ist 24 cm dick und die Nische bis $14^1/_2$ cm tief ausgearbeitet.

Der Verstorbene ist in Hochrelief dargestellt mit dem linken

Beine fest aufstehend, während das rechte etwas vorgesetzt ist. Er ist bekleidet gerade wie Firmus mit der nach militärischem Brauch in Falten gelegten und auf beiden Seiten heraufgenommenen Tunica, welche bis auf die Mitte der Oberschenkel herabfällt. Ueber derselben trägt er das eng anliegende bis etwas über die Hüften hinabreichende Panzerhemd, welches mit einem breiten Saume verbrämt unten in Franzen endigt. Ausserdem war er noch mit einem Militärmantel bekleidet. Denn dies zeigt das offenbar zu einem den Rücken bedeckenden Gewande gehörende Tuch an, welches hinten in einer fast geraden, von links nach rechts laufenden Linie die Waden bedeckt und rechts in malerisch geordnetem Faltenwurf mit zackigem Umschlag herabhängt.

An zwei sich auf der Mitte des Leibes kreuzenden in etwas schräger Richtung laufenden Gürteln, von denen jetzt bloss die rechte Hälfte vom Kreuzungspunkte ab erhalten ist, sind Dolch und Schwert befestigt. Und zwar an dem oberen rechts der kurze Dolch mittelst eines starken Knopfes, wie sich derselbe in ähnlicher Weise beim Flavoleius in Mainz, sowie dem Julius Abdes und Annaius in Kreuznach[1]) findet; an dem unteren auf der linken Seite das Schwert, von dem nur der untere Theil erhalten ist. Aus den Gürteln, welche beide schmucklos gewesen zu sein scheinen, fällt in der Mitte gerade so wie auf dem Relief des Firmus und auf anderen rheinischen Denkmälern ein schurzartiges Riemenwerk über Panzerhemd und Tunica abwärts. Dasselbe besteht hier aus vier Lederstreifen, welche mit runden der Zahl nach nicht mehr sicher feststellbaren Metallplättchen oder -knöpfchen besetzt sind und unten in eine Art von Troddeln endigen. Während die in ihrem jetzigen verstümmelten Zustande 28 cm lange Schwertscheide glatt und ohne alle Verzierung ist, hat die 20 cm lange Dolchscheide im geraden Theil eine Verzierung von zwei Rosetten und läuft unten knopfartig aus. Während bei Firmus und dem gleich zu beschreibenden dritten Andernacher Relief eines Soldaten das Schwert auf der rechten Seite und der Dolch auf der linken Seite hängt, trägt unser Soldat beide Waffen gerade umgekehrt, das Schwert links und den Dolch rechts. Diese letztere Manier stimmt ganz mit den Angaben

1) Vgl. A. Mueller, Das Cingulum militiae Taf. N. 3. 13. 17. Ob der Knopf mit einem Gesicht, etwa mit einem Gorgoneion wie auf dem Steine des Hyperanor (Vgl. Mueller a. a. O. Taf. N. 12), verziert oder schmucklos war, wie die der drei oben genannten Krieger, lässt sich wegen der starken Verwitterung des Steins nicht mit Sicherheit feststellen.

des Flavius Josephus[1]) über die Bewaffnung der römischen Infanterie überein. Wenn man dagegen dem Polybius[2]) Glauben schenken dürfte, dann wurde das Schwert stets an der rechten Seite getragen. Indessen die bis jetzt bekannt gewordenen Denkmäler zeigen beide Arten der Gürtung, wenngleich das an der rechten Seite getragene Schwert auf ihnen überwiegt. Einen durchschlagenden Grund für diese Verschiedenheit der Bewaffnung, welche doch schwerlich in das Belieben des Einzelnen gestellt war, ausfindig zu machen, ist bis jetzt nicht gelungen. Keineswegs wird dieselbe in dem Unterschied von Legionaren und Auxiliartruppen zu suchen sein. Eine Entscheidung lässt sich aber erst hierüber gewinnen, wenn einmal eine systematische Sammlung sämmtlicher erhaltenen Soldatenreliefs vorliegt.

In der erhobenen rechten Hand hält der Verstorbene fest und sicher umschlossen zwei Speere. Zu welcher Gattung dieselben gehörten, ist nicht mehr möglich zu bestimmen, weil die für die Bestimmung der Gattung charakteristischen Theile derselben, die Spitze und der Griff, jetzt abgebrochen sind.

Wie sich in der Behandlung der bisher besprochenen Ausrüstung unverkennbar eine gewisse Sorgfalt ausspricht, ebenso machen auch die nackten Beine mit ihren bis ins Detail ausgeführten Sehnen einen guten Eindruck.

Die jetzt abgebrochenen Füsse waren mit bis über die Knöchel reichenden Halbstiefeln bedeckt, von denen noch die Reste vorne auf den beiden Schienbeinen sichtbar sind.

Wer der hier dargestellte Verstorbene gewesen ist und zu welchem Truppentheile er gehört hat, muss in Ermangelung der aufklärenden Inschrift, mit der das Denkmal jedenfalls ursprünglich versehen war, einstweilen unentschieden bleiben, bis ein gütiges Geschick uns die jetzt fehlenden Theile desselben aus dem Schooss der Erde wiedergewinnen lässt. Nur das kann mit Bestimmtheit gesagt werden, dass wir in dem Torso das Bild eines Fusssoldaten und nicht eines Reiters vor uns haben. Ebenso ist es wahrscheinlicher, dass derselbe einer Hülfscohorte als einer Legion angehört hat, wenngleich dabei stets im Auge zu behalten ist, dass wir noch sehr mangelhaft darüber unter-

1) Bell. Iud. III, 5, 5: Οἱ μέν πεζοὶ θώραξί τε πεφραγμένοι καὶ κράνεσι καὶ μαχαιροφοροῦντες ἀμφοτέρωθεν · μακρότερον δὲ αὐτῶν τὸ λαιὸν ξίφος πολλῷ τὸ γὰρ κατὰ δεξιὸν σπιθαμῆς οὐ πλέον ἔχει μῆκος. Vgl. Sidon. Apoll. carm. II, 394.

2) Hist. VI, 23, 6.

richtet sind, ob bestimmte Formen der Ausrüstung bestimmten Truppengattungen eigen waren und in wie weit, wenn dies der Fall war, schon im Laufe des ersten Jahrhunderts n. Chr., dem ich auch dieses Monument zuschreiben möchte, ein Ausgleich in dieser Hinsicht stattgefunden hat. Da dasselbe mit dem Denkmal des Firmus aus der Reitercohorte zusammen gefunden worden ist, so liegt es zwar sehr nahe, zu vermuthen, dass auch dieser Soldat zu derselben Cohorte gehört habe. Indessen das Vorkommen anderer Cohorten zu Andernach, wie der Cohors II civium Romanorum pia fidelis[1]) und einer Cohors Asturum[2]), deren Nummer unbekannt ist, räth von allzu voreiligen Schlüssen ab.

Die Seitenwände sind glatt und entbehren des bildlichen Schmuckes. Ob das Monument auch eine Bekrönung hatte, wie das Denkmal des Firmus und das gleich zu besprechende eines dritten Andernacher Soldaten, muss dahingestellt bleiben.

### 3.

Schon ehe die Auffindung der vorhin besprochenen militärischen Grabsteine das Interesse der rheinischen Alterthumsfreunde in hohem Grade wachgerufen hatte, waren in demselben Andernach im Jahre 1879 die Reste eines ähnlichen Grabmals von Jurakalk mit der bildnerischen Darstellung des Verstorbenen (Taf. III, 1) zu Tage gefördert worden, welche von der Verwaltung der oben genannten Stadt in liberaler Weise dem hiesigen Provinzialmuseum zum Geschenk gemacht worden ist.

Leider ist auch hier die Darstellung des Soldaten, welche hinsichtlich der Güte der Arbeit dem zweiten Andernacher Relief gleichkommt, wenn nicht gar dasselbe übertrifft, nur theilweise erhalten. Der Soldat stand, wie bei den anderen Denkmälern, in einer 11 cm tief ausgearbeiteten Nische in lebensgrosser Figur da und war in stark hervortretendem Relief, das jedoch nirgends ganz von der schützenden Nischenwand losgelöst ist, von vorne gesehen dargestellt. Erhalten ist heute bloss von der Figur der ganze Rumpf nebst einem Theile der Oberschenkel, sowie von der Nische ein kleiner Theil des linken Randes, ferner der als Bekrönung dienende prachtvoll verzierte Giebel.

Die jetzt 98 cm hohe Figur scheint, nach den erhaltenen Resten

1) Corp. inscr. Rhen. 676 = Hettner, Katalog des rhein. Museums vaterl. Alterth. zu Bonn S. 10 n. 26.

2) Corp. inscr. Rhen. 678.

der beiden Oberschenkel zu urtheilen, ebenso wie die auf den beiden anderen Andernacher Monumenten dargestellten Krieger, auf dem linken Beine zu stehen und hat etwas grössere Verhältnisse als Firmus. Denn sie misst vom Hals bis zu der untersten Falte der Tunica 81 cm gegen 71 cm an den gleichen Stellen bei Firmus. Auch in der Mitte des Körpers an den Hüften ist sie 38 cm breit gegen 35 cm bei Firmus.

Bekleidet ist auch dieser Soldat zunächst mit der am Halse weit ausgeschnittenen und desshalb dort nicht sichtbaren Tunica, welche nach militärischer Art auf beiden Seiten heraufgenommen in schön geordneten Falten[1]) auf den Oberschenkeln liegt. Die Aermel derselben reichen bis fast auf den Ellenbogen und lassen unten einen schmalen Saum erkennen. Ueber der Tunica trägt er ebenfalls ein eng anliegendes Panzerhemd, welches bis etwas über die Hüften reicht. Dasselbe endigt unten und an den Aermeln, welche, wie der rechte Arm zeigt, die Oberarme bis zur Mitte bedecken, nicht bloss in Franzen, sondern ist auch noch oberhalb derselben mit einem breiten Saume versehen. Ueber Tunica und Panzerhemd hat der Soldat das sagum[2]), den Kriegsmantel, angelegt. Dasselbe ist so geordnet, dass das Tuch um den Hals gelegt und auf der rechten Schulter mittelst einer Sicherheitsnadel, fibula, zusammengehalten wird, in Folge dessen der rechte Arm und die rechte Körperseite ganz frei bleiben. Vorne fällt es in bogenförmigen von der rechten zur linken Seite laufenden Falten über die Brust herab, so dass es den ganzen Oberkörper und den linken Oberarm vollkommen bedeckt. Indem es dann, statt auch den unteren Körper zu bedecken, auf der linken Seite wieder hinaufgezogen ist, wodurch ein kleiner Bausch entsteht, ist es über die linke Schulter zurückgeschlagen, so dass es hinten über den Rücken in langen Falten bis auf die Waden hinabgefallen zu sein scheint. Dafür spricht wenigstens der Rest eines auf der Wand der Nische sichtbaren, neben dem erhaltenen Theil des linken Oberschenkels hinabfallenden Tuches.

---

1) Sonderbarer Weise findet sich von der auf unseren rheinischen Monumenten üblichen kunstvollen Faltung der Tunica auf den von A. Müller (Philologus XL, 1881, S. 221 ff.) beschriebenen italienischen Soldatenreliefs gar keine Spur.

2) Ueber das sagum, das nicht ursprünglich römisch, sondern ein den Spaniern, Galliern und Deutschen eigenthümliches Kleidungsstück ist, hat jetzt, soweit es seinen Gebrauch bei den Galliern anlangt, eingehender gehandelt Hettner in Picks Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands Bd. VII, 1881, S. 4 ff.

An zwei sich kreuzenden $3^1/_4$ cm breiten Gürteln hängt rechts das Schwert, links der Dolch. Ueber den Dolchgürtel läuft der Schwertgürtel hin, aus welchem vom Dorn der Schnalle ein schmaler 13 cm langer Riemen etwas schräg herabhängt. Beide Gürtel (Taf. II, 2) sind mit viereckigen Metallplatten besetzt, von denen jede einzelne verschiedene Ornamente eingegraben enthält, der Schwertgürtel mit neun, der Dolchgürtel mit sieben solcher Platten. An der linken Seite nicht weit vom Dolch befindet sich eine ziemlich grosse knopfartige Scheibe an dem unteren Gürtel, welche, da sie stets in der Nähe dieser Waffen angebracht ist, höchst wahrscheinlich zur Befestigung des Dolches gedient hat (vgl. Taf. II, 2).

Was das Schwert anlangt, so ist oben der Griff zerstört, ebenso fehlt jetzt der untere Theil der Scheide. Dasselbe hat jetzt noch eine Länge von 38 cm und eine Breite von 7 cm gegenüber dem beinahe vollständig erhaltenen, 29 cm langen und 5 cm breiten Dolche. Die Scheide ist einfach gehalten ohne jede Verzierung, an den Seiten mit Leisten versehen und hat zwei ziemlich nahe zu einander gerückte, die Scheidenwände umschliessende Querbänder, welche an ihren Enden mit je einem lose hängenden Metallring versehen sind, wie bei dem Schwerte des Hyperanor von der Cohors I Sagittariorum zu Kreuznach[1]) und des Licaius aus der Cohors I Pannoniorum[2]) zu Wiesbaden. Vgl. Taf. III, 4. Der Dolch ist bis auf den Knauf, welcher abgebrochen ist, unversehrt erhalten. Die Scheide desselben, welche unten in einen Knopf endigt, ist im geraden Theil mit zwei verschieden gebildeten Rosetten wie der Gürtel verziert, dagegen die Schlussverzierung wie beim Dolche des Firmus durch zwei einfache Längsstreifen bewerkstelligt (Taf. III, 3).

Wie überhaupt die Uniform dieses Soldaten sich durch grosse Pracht vor den übrigen hervorthut, so zeichnet sich ganz besonders ein Stück der Ausrüstung aus, der 31 cm lange Schurz. Während nämlich auf allen bisher bekannt gewordenen Soldatendenkmälern, selbst auf den Grabsteinen der sonst im reichsten militärischen Schmuck abgebildeten rheinischen Soldaten, die Metall- oder Lederplatte, von der das Riemensystem des Schurzes herabhängt, völlig schmucklos ist, weist dieselbe bei unserem Krieger ebenfalls eine schöne Ornamentirung auf, deren Einzelnheiten bei der starken Verwitterung gerade dieser Stelle sich leider nicht mehr deutlich erkennen lassen. Die Platte

1) Becker, Grabschrift eines röm. Panzerreiteroffiziers Taf. II, 1 u. 1a.

2) Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung des röm. Heeres Taf VI, 2.

selbst ist in der Mitte unter dem Dolchgürtel wie bei Firmus, Abdes[1]) und anderen befestigt und löst sich dann in vier Riemen auf, welche mit je sechszehn kreisförmigen Metallplättchen beschlagen sind und unten in troddelartige Anhängsel endigen.

Was der Soldat in der rechten Hand gehalten hat, ist nicht mehr möglich zu bestimmen, da der rechte Arm oberhalb des Ellenbogens abgebrochen ist. Indessen scheint derselbe nach der ähnlichen Haltung des Oberarmes bei anderen Soldatenreliefs einen Speer gehalten zu haben. Der linke Arm ist gestreckt und hat die linke Hand die im Inneren befindliche Handhabe des Schildes, dessen Beschaffenheit auf dem Steine nicht mehr im Einzelnen erkennbar ist, erfasst.

Die jedenfalls auf der freien Fläche unterhalb des Reliefs ehemals angebrachte Inschrift fehlt jetzt leider, so dass wir nicht wissen, womit wir es zu thuen haben. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, dass auch dieser Soldat einer Auxiliarcohorte angehört hat.

Die theilweise erhaltene linke Seitenwand zeigt in einer tiefer gehauenen Fläche noch den unteren Theil eines mit Schuhen und Beinkleidern bekleideten Attis bis zu den Knieen, der auf dem linken Bein aufsteht, während das rechte übergeschlagen ist.

Was dem ganzen Monumente einen besonderen Werth verleiht, das ist die noch vorhandene prächtige Bekrönung desselben (Taf. III, 1). Diese besteht aus einem stark hervortretenden unten 83 cm, oben 1,3 m breiten Karniss. Ueber demselben erhebt sich ein Giebel, der in seinem dreieckigen Felde mit dem Palmetten- oder Tintenfisch-Ornamente geschmückt ist, worüber neuerdings Bone in diesen Jahrbüchern LXVI, 1879, S. 75 gehandelt hat. Auf den Ecken des Giebeldaches waren die Figuren von zwei zum Sprung bereiten niedergekauerten Löwen angebracht, von denen noch die Ansätze der Vorderfüsse und ein Theil des Hinterkörpers erhalten sind. Die Firste des Daches war geschmückt mit einer phantastischen Thiergestalt, deren Leib aus einem Schlangengewinde von drei Ringen gebildet wird und unten mit Schwanzflossen versehen ist. Der Kopf, welcher nach vorne überragte, ist, wie man noch deutlich wahrnehmen kann, in späterer Zeit nicht sowohl durch Zufall als vielmehr mit Absicht abgeschlagen worden. Es war höchst wahrscheinlich eine in der Mitte zwischen den beiden Löwen ruhende Schlange oder ein Drache. Beiden Arten von Thieren legten die Alten eine dämonische Kraft bei und bildeten sie

1) Becker a. a. O. Taf. II, 2.



## 3. Eine neue Inschrift aus Deutz.

Bei sehr niedrigem Wasserstande wurde den 1. Mai v. J. am Rheinufer unterhalb Deutz, wo seit 1875 Bauschutt, theilweise aus dem ehemaligen römischen Castrum herrührend, abgeladen worden ist, ein Weihestein mit folgender Inschrift gefunden:

P R O S A I · (augg)
hercVL · MGVSANo · ma
troNIS · ABIRENBVs
silVANO · ET · GENO loci
diaNE - MAHAL · · ·
fl ORE · MERGV rio
ceteRS · QVE · DIS · DEA bus
omNBVS · SIMILINius ·
· · · NVS · VERED ·
· · · STIS · D RMES · · ·
· · · NVS · ITEM · CV · · ·
CV'

Der Stein hat leider das Schicksal der meisten hier gefundenen Inschriftsteine erfahren und ist schon in römischer Zeit zertrümmert und als Mauerstein verwendet worden. Derselbe war ringsum, auch die Inschriftfläche, mit Mörtel bedeckt, der erst mit vieler Mühe, theilweise sogar mit Anwendung von Salzsäure, entfernt werden musste, bevor zu einer Entzifferung der Schriftzüge geschritten werden konnte. Das vorhandene Stück ist 0,35½ m hoch, 0,22½ m breit und 0,12 m dick und erweist sich bei genauer Betrachtung als das Mittelstück der ursprünglichen Schriftfläche, die vielleicht mit einer bildlichen Darstellung in Verbindung gestanden hat. Wie viel Buchstaben an jeder Seite weggefallen, lässt sich zwar mit voller Sicherheit nicht feststellen. Aus der ziemlich sichern Ergänzung von Z. 7 in Verbindung mit dem Anfang von Z. 8 geht jedoch hervor, dass jede Zeile durchschnittlich 16—17 Buchstaben enthalten hat; die erste vielleicht einen oder zwei weniger, weil die Buchstaben dieser Z. 0,05 m höher sind.

Was den Inhalt betrifft, so bietet uns diese Inschrift eine Reihe von Gottheiten, welche in dieser Zusammenstellung wohl einzig in

ihrer Art sein dürfte. In der ersten Z. lassen sich 4 Buchstaben sowie der Rest eines fünften erkennen. Da man nicht einsieht, weshalb der Raum vor P freigelassen sein sollte, liegt die Ergänzung in Proserpina nahe. Diese Göttin findet sich einige Male auf rheinischen Inschriften und zwar stets in Verbindung mit Dis, wofür auch hier der Raum vor Proserpina ausreichen würde. Allein bei genauer Besichtigung des Steines muss man den fünften Buchstaben für den Rest eines A halten, wodurch sich die Weiheformel pro salute mit einer näheren Bestimmung leicht ergiebt. Z. 2 wird unzweifelhaft Hercules Magusanus genannt, worüber Klein im 73. H. S. 74 f. dieser Jahrbücher das Nothwendige zusammengestellt hat. Von Interesse ist es jedenfalls, dass gerade hier auf dem bestrittenen Gebiete des Hercules Deusoniensis dieser Gottheit gedacht wird. Die in Z. 3 genannten Matronen treten wohl hier zum ersten Male auf; von welchem Orte sie aber ihren Namen tragen, muss vorläufig unentschieden bleiben. Zunächst denkt man wohl an Abila, den alten Namen für Ceuta mit Vertauschung der Liquidae l und r.

Z. 4 beginnt mit dem Reste eines V, so dass sich das vorgeschlagene Silvano ungesucht darbietet. Auch auf einem Bonner Stein erscheint dieser Gott in Verbindung mit einem genius (Bramb. C. I. Rh. 485). Als nähere Bestimmung zu genius ist hier wohl das allgemeine loci anzunehmen. Z. 5 kann -NE nur der dativische Rest für den Namen einer weiblichen Gottheit sein und zwar mit Rücksicht auf den Raum am wahrscheinlichsten der Diana. Das Auftreten des e im Dativ hier und aller Wahrscheinlichkeit nach in der folgenden Zeile -ORE kann nicht auffallen, denn es findet sich schon im ersten Jahrhundert (Cors.Ausspr. I, 186 ff., Bücheler im Rh. Mus. XIII S. 153 ff.), die vorliegende Inschrift aber gehört ihrem Schriftcharakter nach schon dem zweiten Jahrhundert an. MAHAL- bildet ohne Zweifel eine nähere Bestimmung zu Diana und weist, wie die oben genannten Matronen, vielleicht auf den Orient hin. In Z. 6 scheint -ORE den Rest des Namens der Göttin Flora zu enthalten. Bedenklich ist es freilich, dass diese Göttin meines Wissens auf rheinischen Inschriften bis jetzt nicht gefunden worden ist, denn auf einem Mainzer Steine (Jahrbb. H. 70, S. 5) erscheint sie erst infolge einer Ergänzung von Keller. Die Vervollständigung MERCVrio sowie die der typisch gewordenen Schlussformel ceterisque dis deabus omnibus bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

Grosse Schwierigkeiten bietet auch der zweite Theil der Inschrift,

welcher den Namen und die Verhältnisse des Dedikanten umfasst. Das Gentilicium scheint Similinius gelautet zu haben; über die Vervollständigung des Cognomens aber, sowie der Schlusszeilen enthalte ich mich jeder Vermuthung, besonders da unten der Stein etwas ausgewaschen und die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass vor dem in der letzten Zeile deutlich hervortretenden CV und der oberen Hälfte eines Vertikalstriches mehrere Buchstaben ausgefallen sind. VERED· in Z. 9 kann wohl nur in veredarius aufgelöst werden.

L. Schwörbel.

## 4. Griechische und lateinische Inschrift[1]) von der Untermosel.

Hierzu Tafel IV.

Auf dem linken Moselufer, ungefähr eine Drittelmeile unterhalb der kleinen Bahnstation Pommern, welche von Coblenz aus in etwas mehr als einer Stunde zu erreichen ist, liegt ein nach dem Flusse zu steil abfallendes deltaförmiges Plateau von mehreren hundert Fuss Höhe; die Spitze des Deltas ist nördlich, landeinwärts gerichtet; dort befindet sich ein Wald, weiter südlich nach der Mosel zu Ackerland, ungefähr 150 Morgen; ein kleiner Theil des letztern, drei Morgen im Geviert, heisst „Heidestiewel". Bekanntlich erinnert der erste Bestandtheil dieses Wortes im ganzen Westen und Süden Deutschlands an römische Zeit. Der zweite bezeichnet wenigstens an der Mosel und am Rhein einen Ort, wo Schafe eingepfercht werden; Herr Pastor Schmalbach von Pommern, der mich freundlichst mit den Oertlichkeiten bekannt gemacht hat, dachte an einen Zusammenhang mit Stabulum. — Innerhalb dieses kleinern Bezirks sind früher oft römische Silbermünzen zum Vorschein gekommen; Herr Schmalbach erinnert sich, eine in der Grösse eines Zweithalerstücks mit dem Namen Antoninus Pius gesehen zu haben. Leider pflegten die Finder dieselben wegzugeben, um Ringe daraus anfertigen zu lassen, weil das Silber der „Heideköpp" nicht roste. Vorhanden ist noch eine in diesem Winter gefundene in der Grösse eines Reichspfennigs, nur viel dicker, gleichfalls von Antoninus Pius; die Beschreibung, welche Herr Schmalbach mir davon gibt, stimmt mit derjenigen bei Cohen, II$^2$ S. 312 N. 437 überein; danach stammt die Münze aus den Jahren 140—43. — Stücke römischer Ziegel und Scherben von Thongefässen gleichen Aussehens liegen im Ackergrunde des erwähnten kleinern Bezirks zerstreut; aus

1) Die vorherige Publikation dieser Inschrift durch Herrn Professor Mommsen in der Wochenschrift für klassische Philologie, herausg. von Hirschfelder I N. 1 vom 2. Januar 1884 ist, wie ich mit Zustimmung des Herrn Prof. Mommsen erklären kann, durch ein Missverständniss veranlasst. Wo meine Besprechung der Inschrift von der seinen abhängig ist, ist dies bemerkt.

der stellenweise schwärzlichen Färbung desselben schliesst man auf Zerstörung einer alten Ansiedelung durch Feuer. Man erzählt, auf einem noch höhern, benachbarten, wasserreichen Berge, auf dem die Filialörter Koch und Brieden liegen, seien thönerne Röhren[1]. ausgegraben worden; von hier aus müsste das Wasser durch das Thal nach dem „Heidestiewel“ geleitet worden sein.

Im Juli v. J. stiess ein Einwohner von Pommern bei Bearbeitung seines auf dem Heidestievel gelegenen Kartoffelfeldes auf das Taf. IV Fig. a u. b abgebildete Capitäl; er nahm es zunächst in seine Wohnung mit, wo es noch eine im Folgenden zu besprechende Beschädigung erlitten zu haben scheint, dann übergab er es Herrn Schmalbach, bei dem es sich noch befindet. Das Material ist grauer Sandstein, wie er nach Mittheilung des genannten Herrn nicht in der Umgebung von Pommern, wohl aber bei Trier gefunden wird. Der cylindrische Aufsatz über dem Abacus, mit dem Capitäl aus einem Stücke gearbeitet, hat nach oben eine runde Vertiefung, in der noch ein Eisenstift sitzt, war also zur Aufnahme des in der Inschrift erwähnten Weihgeschenks, vielleicht wie Herr Professor Klein vermuthet, einer Vase bestimmt. Weitere Nachgrabungen in diesem Winter haben nur die Basis und den untern Theil des glatten Säulenschaftes, 90 cm im Umfang, 50 cm hoch, in mehreren zusammenpassenden Bruchstücken zu Tage gefördert; von dem obern Theile nach dem Kapitäl zu hat sich kein Ueberrest gefunden. Dieser Stein ist weicher, als der des Kapitäls; derselbe wird nach Mittheilung des Herrn Schmalbach noch jetzt in der Nähe des Laacher Sees gegraben.

Zwei gegenüberliegende Seiten des Abacus sind genau je 37, die beiden andern je 31½ cm lang; jede Seitenfläche ist mit zwei Zeilen griechischer und zwei Zeilen lateinischer Schrift versehen; dieselbe ist selten gut erhalten, nur an einer Stelle erheblich beschädigt. Der Sohn des Finders, ein Elementarschüler, hat die Buchstaben, bevor der Stein zu Herrn Schmalbach gebracht wurde, abgezeichnet, und zwar im Uebrigen genau; an jener Stelle will er API gesehen haben, erst im Hause seiner Eltern sei das betreffende Stück zufällig abgestossen worden. Der Sinn verlangt ΑΓΧΙ oder ΑΜΦΙ oder ΜΕΧΡΙ

---

1) Auf solche Röhren ist man auch bei Anlegung der Eisenbahn unweit Carden, unterhalb Pommern, gestossen; auch soll man in Carden vor Jahren beim Legen der Fundamente eines Hauses römische Alterthümer entdeckt haben. Ueber den Verbleib derselben ist Nichts mehr zu ermitteln.

oder AXPI; bei Besichtigung des Steins in seinem jetzigen Zustande während des verflossenen Herbstes constatirte ich, dass nur AXPI gestanden haben kann; das I ist vollständig, von den drei ersten Buchstaben sind noch Reste vorhanden. Zweimal jedoch hat der Trierer Steinmetz — denn an einen solchen werden wir wohl für das Kapitäl denken dürfen —, der des Griechischen schwerlich kundig war, aus einem Τ der Vorlage ein T, allerdings an einer Stelle ein nicht ganz vollständiges, gemacht, in ΠΡΟΦΥΤΕΙΝ und ΧΑΛΕΠΑΛΤΕΑ für χαλέπ' ἄλγεα. An einer Stelle, wo ein Stückchen ausgesprungen war, hat er den Buchstaben, das O in PARVOM, in der Vertiefung nachgearbeitet.

Mit welchem Verse man zu lesen anfangen soll, ist nicht äusserlich kenntlich gemacht. Scheint es sich zunächst zu empfehlen, mit dem Namen der Gottheit, welcher dedicirt wird, also auf der in der Abbildung mit 4 bezeichneten Seite zu beginnen, um dann nach rechts in der Folge 1—3 fortzufahren, so steht dem doch entgegen, dass hiernach der lateinische Text dem griechischen zu wenig entspricht und dass die Sätze sich nicht abrunden. Unzweifelhaft ist in der von Mommsen a. a. O. S. 27 angegebenen Weise zu beginnen mit Σώματος. Die Verse lauten also:

Σώματος ἐν καμάτοις μογεροῖς ψυχῆς τε πόνοισιν
Ἄχρι τανηλεγέος θανάτου Τυχικός ποτε κάμνων,
Εὐξάμενος ληνῷ προφυγεῖν χαλέπ' ἄλγεα νούσων,
Ἄρηι κρατερῷ δῶρον τόδε θῆκε σαωθείς.

Corporis adque animi diros sufferre labores
Dum nequeo, mortis prope limina saepe vagando,
Servatus Tychicus divino Martis amore,
Hoc munus parvom pro magna dedico cura.

Ληνός, dessen gewöhnlichste Bedeutung „Kelter“ keinen Sinn gibt, erklärt Phrynichus an der in den Wörterbüchern aus Bekkers Anecdota angeführten Stelle: Ληνούς: οὐ μόνον ἐν αἷς τοὺς βότρυς πατοῦσιν, ἀλλὰ καὶ τὰς τῶν νεκρῶν σορούς, ἀπὸ τῆς ὁμοιότητος τῆς κατασκευῆς. Also wegen der ähnlichen Arbeit, wie bei einer Kelter, wegen der Höhlung, bedeutet ληνός auch Sarg und Grab. Denn wie σορός, vereinigt auch ληνός an noch andern Stellen der Grammatiker, von denen weiterhin Rede sein wird, beide Bedeutungen. Tychicus, der in körperlichen Qualen und drückenden Leiden der Seele sich bereits dem Tode verfallen fühlte, ja selbst wünschte, durch den Tod

den unerträglichen Beschwerden der Krankheiten zu entrinnen, hat doch noch Rettung gefunden und dafür dem Ares jene Gabe geweiht. *Cura* im letzten Verse kann man vielleicht in der Bedeutung *curatio*, Heilung fassen, in der es schon früh vorkommt. *Limina leti* hat Lucrez neben *leti ab limine* und *leti iam limine in ipso*, Silius *in limine mortis*. Die Grabschrift eines Eutichius bei de Rossi Inscr. chr. urbis Romae I 412 aus dem J. 393 beginnt mit dem Distichon:

Hic funus crudele situm primaque iubenta
Ereptus iubenis limina mortis adiit.

Hätte unser Dichter *limen* im Singular gesetzt, so bildete der vierte Fuss in allen vier Hexametern einen Spondeus. Bei den Römern ist zwar der Spondeus besonders an dieser Stelle ganz ungleich beliebter, als bei den Griechen, und z. B. in der Aeneis liest man ganze Reihen solcher Verse ohne Anstoss, aber ein auf vier Verse beschränktes Elaborat würde durch jene Eigenthümlichkeit monoton werden.

Doch mag Tychicus, wenn wir ihn als Verfasser der griechischen Verse ansehen, auch die lateinischen angefertigt oder mag er sich fremder Hülfe, woran es in Trier nicht fehlen konnte, bedient haben, jedenfalls möchten wir den schwergeprüften, von innigem Dankgefühl gegen die rettende Gottheit durchdrungenen Mann näher kennen lernen. Welche Stellung nahm er ein? Wann lebte er? Weshalb schreibt er dem Mars und keinem andern Gotte seine Rettung aus langwierigem, verzweifeltem Siechthum zu?

„Ueber seine Lebensstellung", sagt Mommsen a. a. O., „ist nichts zu erkennen, als dass er entweder Sklave oder Freigelassener, demnach nicht Soldat gewesen ist." Mir scheint, er könne auch ein freier Grieche gewesen sein, der bei einem wohlhabenden Römer eine untergeordnete Stellung einnahm, z. B. als Hauslehrer (Grammatiker) oder als Arzt. — Der Name ist wenigstens ausserhalb des eigentlichen Griechenlands nicht selten, sondern kommt in den verschiedensten Gegenden vor, und die ebenerwähnten Beschäftigungen, die Galen, vielleicht ein Zeitgenosse unseres Tychicus, zu den für einen Freien angemessensten (Protrept. c. 5) und einträglichsten (c. 15, cf. Friedländer, Sittengesch. I[5] S. 280 ff.) zählt, wurden auch in den Häusern der Römer keineswegs blos von Unfreien ausgeübt.

Da *ληνός* in prosaischen Inschriften aus Thessalonike die Bedeutung „Grab" hat, so nimmt Mommsen an, Tychicus sei dort zu Hause gewesen und habe deshalb den daselbst landläufigen, sonst ungewöhnlichen Ausdruck gewählt. Nach Boeckh's wahrscheinlicher Conjektur

— die sämmtlichen Belege aus dem C. I. G. hat Röhl im Index S. 154 verzeichnet — ist das Wort auch in zwei prosaischen Inschriften aus Mytilene angewandt; ausserdem dürfte Kaibel Recht haben, der es in einer metrischen christlichen aus Phrygien (Epigr. 424, C. I. G. 9267) wiederfindet. Und um von der Erwähnung bei Hesychius abzusehen, möchte ich doch aus der viermaligen Anführung des Wortes bei Pollux nach dem ganzen Plane seines Werkes, das keineswegs bloss Besonderheiten des Sprachgebrauchs zusammentragen, sondern als allgemein gültige Synonymik dienen will, auf weitere Verbreitung des Gebrauchs in der Kaiserzeit schliessen. In den Versen des Tychicus scheint mir die Absicht unverkennbar, die Wiederholung von *θάνατος* zu vermeiden, und treffen die Worte des Pollux zu: · · *συνώνυμα ὡς ὑπαλλάττειν δύνασθαι.* Nachdem der Dichter seine homerische Reminiscenz *τανηλεγέος θανάτου* verwerthet hatte, würde in der unmittelbar folgenden Zeile das einfache *θανάτῳ* gestört haben.

Die Widmung an Mars erklärt Mommsen a. a. O. aus dem Charakter desselben als keltischer Landesgott, der z. B. in der Inschrift von Remagen (Brambach 646) neben Jupiter und dem genius loci und mit Hercules, Merkur und den gleichfalls örtlichen Ambiomarci zu einer Gruppe vereinigt erscheine. Ob vielleicht, weil in unserer Inschrift nur Mars genannt wird, auf der Hochebene ein Heiligthum des Gottes gewesen ist? In wiefern der keltische Mars grade als Heilgott, wie ihn unsere Inschrift feiert, verehrt wurde, ist mir unbekannt; das römische Hauswesen, zu dem Tychicus in Beziehung gestanden haben wird, kann den Cultus des italischen Mars mit an die Mosel gebracht haben. Wie Mars in dem Gebete des Landmanns beim alten Cato sichtbare und unsichtbare Krankheiten (morbos visos invisosque) abwehrt und gute Gesundheit und alles Heil (bonam salutem valetudinemque) verleiht, war er auch im Stande, den schwererkrankten Tychicus zu heilen. Dass der altitalische Glaube an diese Wirksamkeit des Mars noch in der Kaiserzeit fortlebte, beweist das wahrscheinlich aus der Gegend von Pavia stammende eherne Täfelchen mit der Inschrift, in welcher Mars gradezu als dritter neben Aeskulap und Bona Valetudo genannt wird. Dieselbe ist im Hermes III 302 von Mommsen publicirt worden und lautet: *Obscura iniuria usu mea medicina* [1]) *lenietur. Cur(a) et pia Esculapiu(m), Bonam Valetudinem,*

1) Die Bedeutung von *iniuria-Krankheit* ist mehrfach belegt. Wilmanns *Exempla* p. 218 erklärt: *usu mea(e) medicina(e).* Aber *usu* ist absichtlich mit dem Ablativ construirt.

*Martem*. Dann werden die Heilmittel angegeben. Also Krankheit aus unbekannter Ursache soll durch dieses Rezept geheilt und während oder nach der Cur soll dem Mars ebensowohl wie dem Aeskulap und der Bona Valetudo geopfert werden.

Zeitbestimmungen nach graphischen und orthographischen Eigenthümlichkeiten können namentlich in Provinzialinschriften für den Terminus ad quem nur ungefähre sein. Nimmt man auch an, dass die ersten Steinmetzen jedesmal aus Italien kamen und die dortigen Gepflogenheiten mitbrachten, so wird sich doch naturgemäss bald immer an Ort und Stelle eine Zunft gebildet haben, welche das Ueberkommene länger festhielt, als etwa die Genossen in der Hauptstadt beim schnellen Wechsel der graphischen Moden. Aber selbst wenn in unserm Falle dem Steinmetzen wie die griechischen so auch die lateinischen Buchstaben vollständig vorgezeichnet worden wären, würde doch jeder Versuch, die Schrift bis auf Jahrzehnte zu bestimmen, wie er hier und da wohl gemacht wird, als verfehlt anzusehen sein[1]). Jedoch darf man aus der Anwendung des Apex[2]) und der I-longa in servátus, labóres[3]), dirós, múnus, cúra, DIROS, DIVINO immerhin schliessen, dass die Inschrift keiner spätern Periode, als derjenigen der Antonine angehört. Die Form der griechischen Buchstaben ist die in der Kaiserzeit gewöhnlichste, die zur Zeit der Ptolemäer unter dem Einfluss der Cursive (Franz, Elem. epigr. 232) entstanden war. Die Weglassung des stummen Jota, nachweisbar schon Ol. 140—145, (cf. Boeckh C. I. G. I. p. 783, Franz, Elem. p. 218), ist wenigstens seit Hadrian sehr häufig, ja überwiegend, ohne dass man deshalb dem Concipienten einer

1) Das Missliche solcher Bestimmungen ist dargelegt von Munier, *Die Paläographie als Wissenschaft und die Inschriften des Mainzer Museums*. 1883. Cf. dessen *Tabb. photogr. materiam palaeographicam exhibentes*. 1873.

2) Nach Marini (Atti 710), dem sich Borghesi (Oeuv. III. 26) anschliesst, verschwindet der Apex bald nach Trajan; Kellermann (O. Jahn, Spec. S. 105) hat ihn bis zur Zeit des Septimius Severus beobachtet; Wilmanns (Exempla ad N. 68) kennt noch ein Beispiel aus der Zeit des Gallienus, constatirt jedoch, dass er Ende des zweiten Jahrhunderts schon sehr selten wird. Oft ist dieses Zeichen von den Abschreibern übersehen worden. Wilmanns meint wahrscheinlich C. I. L. V 857, die Inschrift zu Ehren der Salonina, worin der Apex noch siebenmal steht.

3) Die horizontale Vertiefung über *o* in *labores* ist so scharf, dass schwerlich an blossen Zufall zu denken ist; nur dürfte ein zweites Beispiel eines liegenden Apex bis jetzt nicht nachgewiesen sein. Wahrscheinlich hatte sich der Steinmetz etwas verhauen und half sich dann, so gut er konnte.

Inschrift oder dem Steinmetzen in der Regel Nachlässigkeit vorwerfen dürfte; man hörte eben den I-Laut nach langem Vokal nicht mehr als Bestandtheil eines Diphthongen wie ehemals und hielt es für überflüssig, das todte Zeichen zu setzen[1]).

Die Schreibung *adque*, dem alten Latein noch fremd, hat sich seit der Augusteischen Zeit mehr und mehr eingebürgert, und zwar sowohl in offiziellen, wie in Privat- und Vulgärinschriften. Schon das Monumentum Ancyranum hat sie an der einzigen Stelle, wo das Wort vorkommt (IV 30); in den Cenotaphien von Pisa steht *d* und *t* einmal. In den spätern Jahrhunderten ist *adque* Regel, *atque* Ausnahme; z. B. in den datirten christlichen Inschriften aus Rom findet sich *adque* nach de Rossi's zuverlässigen Copieen N. 45 aus dem J. 336, N. 99 (J. 348), N. 339 (J. 384), N. 412 (J. 393), N. 930 (J. 505), N. 1057 (537); nur einmal begegnet hier *atque* in N. 98 aus dem J. 348. Das Provinziallatein kennt darin keinen Unterschied; so steht *adque* in einer Trierer Inschrift (Brambach 769) und in einer hessischen (N. 920). Es handelt sich also nicht um eine schwankende Aussprache, sondern die Tenuis der voraugusteischen Latinität hat sich erweicht, so auch in dem Numerale *quot* und in *quotannis;* Regel ist auch in diesen die Schreibung mit *d*[2]).

---

1) In dem Psephisma C. I. A. III. 16 aus der Zeit des Antoninus Pius hat die stereotype Formel Ἀγαθῇ Τύχῃ das Jota bewahrt, während vier andere Dative τῶ Μαιάνδρω ποταμῶ, Θεσσαλία desselben entbehren. Indessen ist dabei keineswegs an eine allgemeine Observanz zu denken, das Jota der nämlichen Formel fehlt schon in der Dedikation einer Statue des Germanicus (N. 453). Auffällig ist in der Stiftungsurkunde des Heiligthums des Μὴν Τύραννος (N. 74), dass das Jota nach α in der Deklination wie in der Conjugation 17 mal ausnahmslos steht, nach η aber einmal steht und 12 mal fehlt.

2) Für *quod* = *quot* scheint das älteste Beispiel aus dem Jahre 111 v. Chr. zu datiren; denn das Agrargesetz hat in Z. 26: *quod quisque pecudes in calleis viasve publicas itineris causa indu(xerit)*, worauf schon Lachmann, Comm. z. Lucrez S. 155 hingewiesen hat. Hübner (C. I. S. 593) fasst dieses *quod* als Conjunktion. Dagegen spricht, dass, wo keine Zahl gemeint ist, im Gesetze nicht *pecudes*, sondern *pecus, pecoris* im Singular steht.

Handschriften und Inschriften der Kaiserzeit, welche *quod* haben, kennen andrerseits nur *tot*; z. B. das Gesetz von Malaca aus der Zeit Domitians hat dreimal *tot quod*, ausserdem noch an einer vierten Stelle *tot*. Das Epitaphium eines Freigelassenen Tiberius Claudius C. I. L. VI. 10097 drückt die Zahl der Lebensjahre mittels einer astronomischen Notiz aus: *Quod meat in stellis Delphin, quod Pegasus ales, Tot mea natales fata dedere mihi.*

*Parvom* ist auch für die Zeit der Antonine und noch später durchaus erklärlich. Die neuern Grammatiker pflegen die Lautfolge *uo* mit *vo* auf eine Linie zu stellen, z. B. *perpetuom* und *parvom* als ebenmässig archaisch zu betrachten, weil in beiden Fällen *VO* geschrieben wurde. Cf. Ritschl, de tit. Aletr. p. XV (opusc. IV 178); Neue, Formenl. I 66—70, II 335; Corssen, Ausspr. II 99—100; Bücheler-Windekilde, Deklin. S. 23; Schuchardt, Vokalismus II 179; Brambach, Neugestaltung der lat. Orthographie S. 93, 319. Es hat jedoch ein Unterschied obgewaltet; *perpetuum* war leichter zu sprechen als *parvum*, weil in letzterm Falle die beiden *V* eine Silbe bilden und doch lautlich geschieden werden sollten, was bei der Verwandtschaft der beiden Laute schwer fiel. Daher sind in der Kaiserzeit die Schreibweisen *VIVOS*, *SERVOM* u. s. w. nicht nur im Allgemeinen häufiger, als *PERPETVOS*, *PERPETVOM* u. dgl., sondern oft hat ein und dieselbe Inschrift *vo* neben *uu*[1]), während sich der entgegengesetzte

---

1) C. X 4843. Auf vier Steinen längs der Wasserleitung von Venafrum: *rivom*, *vacuus* (Augusteische Zeit).

C. X. 1081. Inschrift von Nuceria, 63 p. C. vom Vesuv verschüttet: *equom*, *duumviratum*.

C. VI p. 512. Arvalakten aus dem J. 87: *salvom*, *perpetuus*, *annuum*.

In der Urkunde über Trajans Velejatische Stiftung *Vibium Calvom lib(ertum) suum*, welches letztere 15mal vorkommt.

Annali 1857 p. 319 Inschr. aus Ostia: *Divos Hadrianus*, *pater suus*.

C. X 1880 etwa 165 p. C.: *Primitivos*, *curator perpetuus*.

C. VIII 212, aus dem Zeitalter der Antonine: *aevom*, *mavolt*, *tuum* und zweimal *tuus*.

Orelli-Henzen III 7321 Schenkungsurkunde des T. Flavius Syntrophus: *reliquom*, *suum*.

C. X 6785, möglicherweise (Marini, Atti I p. 208) aus dem J. 81 p. Chr., wahrscheinlich aber aus dem 3. Jahrhdt.: *aevom*, *innocuus*.

C. VI 12649: *mortuum*, *vivos*, *clavom*.

Orelli-Henzen 6404: *clavom*, *suum*.

C. III 2512: *Perpetuus*, *vivos*.

Hiernach ist die Ansicht von Kruczkiewicz (Wiener Studien Bd. II. S. 135 ff., „über die Geltung des Schriftzeichens *VO* ..... in der Sprache der gebildeten Römer") nicht zutreffend. Kruczkiewicz behauptet, schon seit etwa 186 v. Chr. sei nur *u*, nicht *o* gesprochen worden, die Schreibweise *VO* habe sich aber deswegen noch so lange gehalten, weil die Schreibweise *VV* eine schwankende Bedeutung hatte und entweder als *u* oder *vu* oder endlich als *uv* gelesen werden konnte. Wäre diese Erklärung richtig, so begriffe man nicht, weshalb *vo* länger beibehalten worden wäre, als *uo*. — Dass endlich *uv* verhält-

Fall nicht nachweisen lässt. Ganz unverkennbar ist jenes Verhältniss noch bei Fronto, dessen Zeit derjenigen unserer Inschrift nicht allzufern liegen dürfte; von *uo* (*arduom* u. s. w.) findet sich bei ihm keine Spur mehr, während das häufige Vorkommen von *vo* zu der Annahme berechtigt, dass er und seine Freunde durchweg *divom*, *aequom* u. s. w. geschrieben haben.

Gewiss trägt der eigenartige Fund, der wohl zu den interessantesten gehört, die seit einer Reihe von Jahren in der Moselgegend gemacht worden sind, dazu bei, von Neuem die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf die noch lange nicht genug untersuchte Strecke von Trier bis Coblenz zu lenken.

Braunsberg. W. Weissbrodt.

---

nissmässig früh erscheint, beruht darauf, dass das *v* zur folgenden Silbe gehört: *Pacu-vius*, *flu-vius*, *iu-venis*. Uebrigens scheint K. bei dem Versuche, Quintilian I. 7. 26 zu emendiren, I. 4. 11 übersehen zu haben.

## 5. Neue römische Inschriften aus Köln.

Im Frühjahr dieses Jahres wurden beim Ausschachten des Grundes für einen Neubau an der nach Bonn führenden Chaussée etwa 20 Minuten von Köln entfernt unter Anderem zwei römische Grabsteine zu Tage gefördert, die beide leider fragmentirt sind und deren fehlende Bruchstücke trotz sofort angestellter eifriger Nachforschungen nicht mehr haben gefunden werden können. Das Material beider Steine ist weicher Kalkstein, wie er so häufig von den Römern am Rhein zu Denkmälern der verschiedensten Art gebraucht worden ist.

Der erste Grabstein hat jetzt eine Höhe von 73 cm, von denen 21 cm auf die Bekrönung kommen, und eine Dicke von 16 cm. Die Breite desselben schwankt wegen der Beschädigung an der rechten Seite zwischen 32 und 42 cm. Der Stein ist in seinem oberen Theile mit einem geschmackvollen mit Leistenrand umgebenen dreieckigen Giebeldach verziert, in dessen Felde eine Rosette auf Blätterschmuck und auf dessen beiden Seiten je ein schneckenartig gewundener Stirnziegel als Füllung angebracht ist. Unter dem Giebelfelde befinden sich von einem leistenartigen Rande eingeschlossen die Reste folgender vierzeiliger Inschrift erhalten:

ONIAE
INIDI·DIO
ꟷES · FIL·
S · P ·

Darnach eine sichere Ergänzung des Fehlenden zu geben, ist natürlich nicht möglich. Indessen das lässt sich mit Bestimmtheit behaupten, dass auf der rechten Seite des Steines höchstens drei bis vier Buchstaben in jeder Zeile fehlen.

Für das Gentilicium der Verstorbenen bieten sich eine ganze Reihe von möglichen Combinationen dar wie Antonia, Apronia, Attonia, Bellonia, Petronia, Trebonia, Voconia, um von den selteneren auf onia ausgehenden Geschlechtsnamen, die auf rheinländischen Inschriften vorkommen, gänzlich zu schweigen.

Nicht viel besser steht es mit der Ergänzung des Cognomens.

Zuerst hatte ich an Caenis gedacht. Da jedoch der Vertikalstrich vor N nicht wohl von einem E herrühren kann, weil er zu nahe an N steht und sich von den Querstrichen des E keine Spur mehr auf dem Steine bemerken lässt, so dürfte noch am ehesten Lychnis oder Lycinis den vorhandenen Buchstabenelementen entsprechen, ein Namen, der vielfach uns auf Inschriften entgegentritt. Vgl. C. I. L. II, 1247. 4080. V, 3707 (Lycnis). 4040 (Lycinini. Dativ). VI, 13344. IX, 1610. 2026 (Lucinis). 5055 (Lychinis). 5923 (Lycnys). X, 2498. 2805 (Lucnis). 6502. C. I. Rhen. 936 (Lycnis). Brizio, Pitture e sepolcri sul' Esquilino p. 123 n. 482 (Luchnis). Andere mögen das seltenere Daphnis vorziehen.

Der Name des Mannes, welcher der Verstorbenen den Grabstein setzte, kann mit Rücksicht auf die erhaltenen Buchstaben und den disponiblen Raum des Steines nur entweder Diogenes oder, was vielleicht vorzuziehen sein möchte, Diophanes geheissen haben.

In der letzten Zeile sind zu Anfang noch die Reste eines S ziemlich deutlich zu erkennen.

Die ganze Inschrift mag daher mit beispielsweiser Ergänzung der lückenhaften Namen ursprünglich so gelautet haben:

[Ant]oniae [Lych]nidi Dio[ge]nes fil(iae) [d(e)] s(ua) p(ecunia).

Zum Schluss bemerke ich noch, dass die Schriftzüge der Inschrift sich durch Grösse und Güte auszeichnen. Die Buchstaben der obersten Zeile sind $7^1/_2$ cm hoch; die Höhe der übrigen schwankt zwischen $6^1/_2$ und 7 cm.

2. Interessanter ohne Zweifel ist der zweite Grabstein nicht bloss, weil er im Ganzen besser erhalten ist, sondern auch, weil er den ersten durch bildnerischen Schmuck übertrifft. Auch dieser Stein besteht aus Kalkstein. Er hat, da er jetzt unten in schiefer Richtung abgebrochen ist, eine verschiedene Höhe, auf der rechten Seite 65 cm, auf der linken 46 cm, eine Breite von 80 cm und eine Dicke von $14^1/_2$ cm. Der die Bekrönung tragende obere Theil des Steines misst 22 cm.

Ueber der Inschrift ist in der Mitte in einem bogenförmigen 54 cm breiten Giebelfelde ein hübsch gearbeitetes Medusenhaupt in Flachrelief dargestellt, dessen Gesicht mehr den Eindruck des Lieblichen als des Grausigen und Abschreckenden macht. Zahlreiche Schlangen umzüngeln von allen Seiten dasselbe, von denen die unter dem Kinn sich einherschlängelnden, wie dies auch auf anderen Darstellungen aus dem Alterthum der Fall ist, zusammengeknüpft sind. Zwischen ihnen ragen über der Stirne seitwärts, um das Gewimmel

noch zu verstärken, zwei kleine Flügel hervor. Vgl. Levezow, Ueber die Entwickelung des Gorgonenideals. Abh. d. Berlin. Acad. der Wiss. v. J. 1832 S. 183 ff. 221 ff. Zu beiden Seiten läuft von unten nach oben ein Palmettenornament, welches das Haupt der Meduse gleichsam umrahmt. Ausserhalb des Giebelfeldes wird die Bekrönung des Steines auf jeder Seite durch den im Hochrelief ausgeführten Kopf eines Löwen, der auf den vorgestreckten Vorderfüssen ruht, abgeschlossen. Eine ähnliche Zusammenstellung des Medusenhauptes und der Löwen findet sich noch auf dem Mainzer Grabstein des Reburrus aus der ersten Cohorte der Lucensischen Spanier, der bei Lehne, Gesammelte Schriften Bd. II Taf. VI, 21 abgebildet ist. Vgl. ausserdem noch W. G. Becker, Augusteum Bd. III Taf. 113—115. Gerhard, Antike Bildwerke Taf. CXII, 2. 3. Dass die Meduse sowohl als auch die Löwen als abwehrende Schutzmittel dienen sollten, kann nach dem von O. Jahn in dem Winckelmannsprogramm „Die Lauerspforter Phalerae." Bonn 1860. S. 19 ff. über das Gorgoneion und von mir in diesem Jahrbuch S. 35 ff. über die Löwen Gesagten kaum mehr in Zweifel gezogen werden.

Unter dem durch den oben beschriebenen bildnerischen Schmuck hervorragenden Obertheil ist dann die folgende von $4^1/_2$ cm breiten mit Leisten versehenen Rändern umgebene Inschrift, deren Schluss jetzt abgebrochen ist, auf einer etwas vertieften Fläche eingetragen:

M v PETRONIVS v M v
L v ALBANVS v ANN v
XXX v H v S v E v
M v PETRONIO v L v F v
FLOSCLO v ARN v D v
BRIXELLI v ET v M v PET .
NIO v CORVI .

Umgeschrieben lautet sie also:

M(arcus) Petronius M(arci) l(ibertus) Albanus ann(orum) triginta h(ic) s(itus) e(st).

M(arco) Petronio L(ucii) f(ilio) Flosc(u)lo Arn(iensi) (tribu) d(omo) Brixelli et M(arco) Pet[ro]nio Corvi[no?] . . . . . .

Zu besonderen Bemerkungen gibt der Text der Inschrift keinen Anlass. Der in erster Linie auf dem Grabsteine genannte Freigelassene M. Petronius Albanus scheint seine Freiheit einem der beiden hinterher Erwähnten zu verdanken.

Dass der Heimathsort des M. Petronius Flosculus Brixellum, eine Stadt in Gallia Cisalpina, der Tribus Arniensis zugetheilt war, war schon anderweitig bekannt. Vgl. Grotefend, Imperium rom. tributim descriptum p. 40.

Die Ergänzung des Cognomens des letztgenannten Petronius durch Corvinus scheint nicht sicher zu sein, da der auf V folgende vertikale Strich sehr leicht auch der Rest eines M sein kann. In diesem Falle könnte Corumbus da gestanden haben.

Auch diese Inschrift zeichnet sich ebenso wie die zuerst mitgetheilte durch regelmässige, grosse und elegante Schriftformen aus, wie sie der besten Kaiserzeit eigenthümlich sind. Die Höhe der Buchstaben beträgt in der ersten Zeile $7^1/_2$ cm, in der übrigen variirt sie zwischen 7 und $7^1/_2$ cm. Wir werden daher wohl schwerlich irren, wenn wir die Anfertigung beider Grabsteine, welche für das Bonner Provinzialmuseum zu erwerben gelungen ist, dem Ende des ersten resp. dem Anfang des zweiten Jahrhunderts zuschreiben.

Bonn. Josef Klein.

## 6. Die Heidelsburg bei Waldfischbach und ihre Denkmäler.

Hierzu Taf. V—VII.

### 1. Einleitung.

In der Westpfalz liegt im Flussgebiete der der Blies zufliessenden Rodalb nordöstlich der Bahnstation Biebermühle das Kantonsstädtchen Waldfischbach. Die ganze Gegend, durchzogen von ziemlich tief eingeschnittenen Thalungen, welche der Steinbach und die Burgalb oder der Schwarzbach durchfliessen, zeichnet sich aus durch ihren Holzreichthum. Sonst ist das zwischen Neustadt und Landau im Osten, Kaiserslautern im Norden, Zweibrücken im Westen, Pirmasens im Süden gelegene Holzland der Pfalz ziemlich arm an Verkehr und Menschen, die Ansiedlungen sind spärlich, und selten werden die dem Holztransporte dienenden Strassen von Touristen besucht. Einsam und friedlich grünen die tiefen Forste, welche sich gegen Ostnordost bis zum Wasichenfirst erstrecken, wo am hochgelegenen Forsthaus „Johanniskreuz" zur Römerzeit und im Mittelalter die Verkehrswege sich kreuzten und jetzt noch im Sommer ein lebhafter Zuspruch von Sommerfrischlern stattfindet, während sich im Winter hier die Jäger zum fröhlichen Waidgang Stelldichein geben.

In solcher Umgebung liegt unsere Heidelsburg, oder wie sie der Volksmund noch nennt, das Waldfischbacher „Schloss". Am Vereinigungspunkte des von Waldfischbach kommenden Steinbachs mit der von Osten zufliessenden Burgalb oder dem Schwarzbach liegt an den Berghang gebaut das stattliche Dorf Burgalben. Wenige Minuten davon beginnen die ersten Häuser von Waldfischbach und am Strasseneck ward vor einem halben Menschenalter ein römischer Denkstein mit der Widmung an irgend einen Centurio vorgefunden (mündliche Mittheilung; bei Brambach C. I. Rhen. nicht angegeben). Von hier aus tritt man die Wanderung längst der Burgalb nach Osten an, um zur waldeinsamen Heidelsburg zu gelangen. Nach einer guten Stunde festen Ganges erscheint an einem Thalknie zur Rechten ein steilaufragender, waldbedeckter Felsen, der Dietersberg. Hinter ihm blicken

aus einer Einsenkung des Bergkniees die hellen Häuser des Oertchens Clausen hervor, und vor uns zur Linken steigt unmittelbar oberhalb der Strasse ein nach Süden vorgestreckter Bergkegel empor, dessen vorgeschobene Position das Thalknie bildet und dessen Plateau nach Süden, Westen und Osten freie Aussicht und eine beherrschende Situation bietet. In einem kleinen Thälchen, welches gen Westen den Bergrücken vom Dreisommerberg[1]) getrennt hält, steigt man an, um die ziemlich steile Höhe zu gewinnen. Unten im Hauptthale zieht sich über den Wiesengrund ein breitangelegter Damm in der Richtung nach Clausen. Er bildet mit dem Scheitel nach Westen einen stumpfen Winkel und war entweder zur Abdämmung eines grossen Fisch- und Schutzweihers angelegt oder bildete im Mittelalter und noch früher den Unterkörper für die alte Gaustrasse oder Hundstrasse, welche vom Johanniskreuz über Heltersberg zog, den Hundsberg zur Linken liess, dem Hundsbache folgend bei dem Hundsweiher in die Burgalb einmündete und hier das Thal kreuzen musste, um nach Südwesten über Clausen in der Richtung nach Pirmasens und Bitsch weiterzuziehen (vgl. darüber Heintz: „Die Pfalz unter den Römern" S. 88 und des Verfassers: „archäologische Karte der Rheinpfalz und der Nachbargebiete", ausserdem die bayerische Generalstabskarte, Blatt Pirmasens).

Auf der Spitze dieses die Gegend beherrschenden Felsenrückens, der im Westen und Osten von der Burgalb umflossen ist, liegt nun die „Heidelsburg", zu ihren Füssen am Südosthange der sauber gefasste Heidelsborn, dessen Wasser quirlend und sprudelnd an die Oberfläche kommt. Ein Forstmeister des 17. Jahrhunderts, Vellmann, gibt in einer anno 1600 geschriebenen Schilderung des Zweibrückischen Amtes Waldfischbach, dessen Original sich im Kreisarchiv zu Speyer befindet, die Situation kurz und gut also:

„Da, wo der Schwarzbach den Heidelsborn, einen schönen grossen Born, in sich aufnimmt, hat vor Zeiten auf dem Berge das Schloss „Heidelsburg" gestanden (nach einer Sage ist das Schloss nicht völlig aufgeführt worden), von wo der Schwarzbach sich gegen Abend in das Rossthal stürzt." (Vgl. Heintz a. a. O. S. 79—80.) Vellmann gibt damit die erste Nachricht über diesen merkwürdigen Punkt. Heintz a. a. O. S. 8 erwähnt 1865 diese Stelle und bezeichnet diese Felsenburg nach „Namen und Lage" als ein römisches Kastell. Doch hat Heintz

---

1) Nach der „Karte des Deutschen Reiches" Bl. 556 Kaiserslautern beträgt dessen Meereshöhe 391 m, sonach mag die Heidelsburg 380 m absol. Höhe haben.

selbst wohl den Platz nicht besucht. In den 70er Jahren veranlasste Apotheker Rausch zu Waldfischbach (jetzt zu München) auf der Westseite des Plateaus (auf dem Situationsplan Tafel V zwischen B und A) Ausgrabungen.

Bei denselben fanden sich in einer Tiefe von bis über einem Meter in der oberen Schicht römische Münzen mit den Bildnissen des Constantinus und des Magnentius, verbrannte Mauertheile, geschmolzenes Blei und spätrömische Gefässscherben, in der unteren Schicht unter Anderem eine bohnenförmige, gelbglänzende Münze, welche nach Mittheilung des Herrn Apotheker Rausch (vom 15. October 1883) Oberförster Kraus nach Speyer angeblich geschickt hat. Veranlasst durch Apotheker Rausch unternahm der Verfasser im Auftrage des historischen Vereins der Pfalz und mit Einwilligung der kgl. Regierung der Pfalz im August und im October 1883 (23., 24., 25. August und 1. October) neue Ausgrabungen, um das Räthsel, welches bisher auf der Geschichte dieses Trümmerwerkes lag, wo möglich zu lösen. Eine Darstellung der erreichten Resultate gibt nachfolgender Bericht. Bemerkt sei, dass sich die im Folgenden geschilderten Monumente und Inschriftsteine im Lapidarium zu Speyer befinden und ebenso die wichtigeren kleineren Fundgegenstände. Einzelne Römermünzen von der Heidelsburg sind im Privateigenthume Waldfischbacher Herren. Eine kurze Schilderung des Thatbestandes gab Referent bereits im „Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine" 1883, Nr. 11 S. 81—82 und in der Monatsschrift: „Pfälzisches Museum" 1884, Nr. 1 u. 2.

Lebhaften Dank für Unterstützung mit literarischen Hilfsmitteln und fachmännischem Rathe bekundet der Finder der Monumente auf der Heidelsburg Herrn Museumsdirektor Dr. Hettner zu Trier, dessgleichen Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. Zangemeister zu Heidelberg.

## 2. Das Plateau und die daselbst gemachten Funde[1]).

Die Gunst der Lage — natura loci, wie Julius Caesar sich ausdrückt — spielte in allen Zeiten, besonders aber in der Periode der menschlichen Geschichte, wo unter erschwerten Daseinsbedingungen ein

1) Man vergleiche zum Folgenden die Darstellung der Situation auf Taf. V und der Hauptfunde auf Taf. V—VII.

andauernder Fehdezustand herrschte, eine grosse Rolle. Besonders im Rheinthale, der grossen Völkerpassage und vielumstrittenen Weltstrasse Westeuropas, ist diese Thatsache leicht und oft zu beobachten. Jeder Ringwall, der auf den Höhen des Waskenwaldes in grauer Vorzeit von den Umwohnern zur Schutz und Schirm verleihenden Volksburg erbaut war, jeder Burgwall, den im Mittelalter Adel und Bürgerschaft zur Sicherung des Gaues und der Ansiedlungen auf beherrschenden Vorsprüngen mit Zinnen und Thürmen gefestigt haben, ja sogar manche, noch jetzt bestehende städtische Anlage, besonders diejenigen, welche am Rande des Gebirges eine natürliche Thalsperre und ein offenes Sammelbecken für das menschliche Verkehrsleben bilden, legen von der Richtigkeit dieses Thatbestandes sprechendes Zeugniss ab. So auch hier! Diese nach Süden vorspringende Felsennase musste mit ihrem freien Auslug nach allen Seiten eine schutzbedürftige Bevölkerung zur Benutzung und Befestigung aus natürlichen Gründen anspornen und anlocken. Nicht nur der Verkehr besitzt, wie illustre Geographen, Kohl und Peschel, nachgewiesen haben, seine eigenthümlichen Anlockungen, auch der Schutz gegen Verkehr, besonders gegen unbequeme Kriegsschaaren, beruht im Grunde auf natürlichen Lockmitteln. Ein solches Lockmittel besass seit urdenklicher Zeit der Bewohner dieser Thalstrasse in diesem Felsenriff, das die Burgalb zum Ausweichen zwingt und auf zwei Seiten, im Osten und Süden, von steil abstürzenden Felsenwänden begrenzt wird — der Bundsandstein hat die Eigenthümlichkeit, häufig in senkrechten Felsenmauern abzufallen; bekannt sind in dieser Beziehung die natürlichen Felsburgen in der Gegend von Annweiler —, auf der dritten Seite im Westen durch einen weiteren Thaleinschnitt geschützt wird und nur nach Norden hin der nachhelfenden Menschenhand bedurfte, um ein völlig abgeschlossenes, durch Thäler und Schluchten vom Verkehr geschiedenes Refugium für eine flüchtige Bevölkerung zu bilden. Der Natur war hier leicht durch Kunst zu Hilfe zu kommen.

Ein Eingang zur Befestigung befindet sich sowohl auf der Westseite, bei *B*, als auch auf der Ostseite bei *C*.

Auf der Westseite beträgt die Böschung des Hanges 30—40°, und die Flüchtlinge befestigten daher denselben durch eine aus Bruchsteinen bestehende Rohmauer oder besser einen Steinwall, welcher sich auf der ganzen Westfront am Rande des Plateaus in einer Länge von ca. 200 m hinzieht. Der Westeingang wird ferner vertheidigt durch ein aus mächtigen Steinquadern gebildetes Eingangsthor. Diese ge-

stossenen, nicht behauenen Sandsteinquadern haben eine Länge von 1 m und darüber, eine Breite und Höhe von $^1/_2$ m. Der Eingang selbst ist 8 m breit und 4 m lang. Zur Linken sind fünf Schichten dieser Quaderblöcke zu einer Höhe von $2^1/_2$ m, zur Rechten vier Schichten zu einer Höhe von 2 m gethürmt. Ursprünglich waren diese beiden Schichten gleich und trugen einen verschwundenen Riesenquader als Querbalken. Die Bauern der Umgegend benutzten die prächtigen Steine, welche ohne Mörtelverband aufeinander liegen, zu ihren profanen Zwecken. Dieser cyclopische Mauerverband setzt sich jetzt noch nördlich vom Eingangsthor auf 5 m, südlich davon auf 8 m fort. Die Mauerstärke wird durch je zwei der Länge nach neben einander gelegte Quadern gebildet, so dass dieselbe 1 m beträgt. Das Plateau ist auf der Linie B—C ca. 40 m breit, während es sich nach Nord und Süd eiförmig zuspitzt. Nahe am Eingang C führt ein mit Steinplatten belegter Weg über den etwas unebenen Boden des Felsplateaus. Auf der Ostseite stürzen, wie erwähnt, die Felsen 40—60 Fuss steil ab zum Hange, der dann weiter zu der wohl 400 Fuss untenliegenden Thalsohle führt. Der Eingang bei C ist in schiefer nordöstlicher Richtung durch den Felsen geschrotet. Der Weg ist 2 m breit, links und rechts steigen die Wände 2—4 m hoch an. Während am Westeingange einfache rechteckige Falzen die Thorangel seiner Zeit aufnahmen, ist hier am Osthange eine ganz eigenthümliche Vorrichtung zur Thorsperre angebracht gewesen. In die Felswand zur Linken sind drei bogenförmige, in gewissen Abständen eingehauene Einschnitte angebracht, welche in einer halbkugelförmigen Vertiefung enden. Der vierte Einschnitt geht von oben nach unten und endigt gleichfalls in dieser hohlen Halbkugel. Auf der linken Felswand sind in entsprechenden Intervallen 4 etwas seichtere halbkugelförmige Vertiefungen eingehauen. Die Vorrichtung diente wohl zur Aufnahme und Einkeilung biegsamer Holzstämme, hinter welchen ein Verhau den Eingang völlig sperrte. Das ganze Plateau ist zur Zeit mit einem Buchenhochwald bedeckt, dessen dünnere Stellen besonders am östlichen Felsenrande einen reizenden Blick auf den Thalkessel, den Burgalb und den kuppelförmigen Hundsberg im Norden gewähren. In der südlichen Hälfte, etwa 45 m vom trigonometrischen Zeichen, welches sich bei F am Südrande des Plateaus erhebt, ist eine quadratische Vertiefung in den Felsen gehauen, bei E. Die Seiten derselben messen 3 m, die Vertiefung geht auf 4 m steilwandig hinab. Weiter findet sich in der Mitte der unteren Fläche ein Brunnenschacht von $1^1/_2$ m Durchmesser, der zur Zeit mit Steinen, Holz, Laub zugeflösst ist.

Aeltere Leute von **Waldfischbach** erinnern sich, dass dieser Schacht, welcher offenbar zur Heraufbringung von Trinkwasser diente, Steine oder Holzscheiter hindurchliess, welche dann ganz unten im Thale im oben erwähnten „Heidelsborn" im Süden zum Vorschein kamen. Den einstigen Wasserspiegel dieses mit riesiger Anstrengung ausgebohrten Ziehbrunnens bildete eben dieser „Heidelsborn", dessen Fluth nur aus der Felsmasse der „Heidelsburg" heraussprudeln kann. Die Vertiefung von 9 qm Fläche diente wohl zur Unterbringung des Ziehapparates. Eine Ausgrabung des Brunnenschachtes war bisher aus Mangel an Zeit unthunlich. Auf der Nordfront der Befestigung erhebt sich bei A ein bedeutender Schuttkegel. Derselbe hat die Gestalt eines an den Enden der Längsaxe abgeplatteten Ellipsoides mit einem von W. nach O. gehenden Längsdurchmesser von 22 m und einem von S. nach N. gehenden Breitendurchmesser von 13,15 m. Der Umfang beträgt für den nördlichen Halbkreis 26 m, für den südlichen 24 m, in Summa 50 m. Die Höhe des Kegels beträgt vom Plateau aus 2,40 m. An der Nordseite zieht sich ein Graben hin, welcher den schmalen Felsrücken quert, welcher unsere Felsnase mit dem nach Norden ziehenden Fröhnberg oder hinteren Sommerkopf in Verbindung setzt, der nach der Generalstabskarte wohl in 380 m Seehöhe liegen mag. Ein natürlicher Felsspalt hat hier der nachhelfenden Menschenhand bei der Arbeit der Grabenanlage vorgearbeitet. Der Graben ist von der Sohle bis zum unteren Rande des Schuttkegels an 6 m tief durch den Felsen geschrotet. Eine Strecke weiter nach Norden schneidet ein zweiter künstlicher Graben den Felsenrücken ab, so dass das Plateau durch zwei Gräben, den Thurm, der den Schuttkegel gebildet hat, die Westmauer und die Felswände im Süden und Osten nach allen Seiten auf künstlichem und natürlichem Wege abgeschlossen und vertheidigt war.

Eine weitere Fortifikation zur Verstärkung der natürlichen Position scheint sich oberhalb des Osteinganges bei D befunden zu haben. Eine Fundschicht fehlt hier allerdings, doch spricht die kreisförmige Anlage des hier etwas erhöhten Felsgrundes für einen ehemaligen **Holzthurm**, der hier den Eingang vertheidigte. Weitere Gebäulichkeiten dürften nach der Terraingestaltung südlich der Linie B C gestanden haben.

Die **Ausgrabungen**, welche der Verfasser leitete, mussten sich bei der Kürze der Zeit auf die Untersuchung zweier Hauptthatsachen beschränken; erstens die des **Walles** auf der Westseite, zweitens die des **Schuttkegels** im Norden der Befestigungsanlage.

Beide Zwecke wurden erreicht, und könnte eine weitere Ausgrabung nur die Untersuchung des Walles weiterfortführen.

In den Wall liess Verfasser nördlich vom Westeingange zwischen B und A mehrere Einschnitte bis auf die Felsenkante machen. Es zeigte sich, dass dieser 3—4 m breite Wall in seiner oberen Schicht aus zusammengestürzten Steinschrotten bestand, zwischen denen harte Kalkbrocken in ziemlicher Menge lagen. In der unteren bis 1 m tiefen Schicht stiess man nirgends auf Mörtelstücke. In der Wallanlage traf man überall Spuren eines starken Brandes an; davon legten Zeugniss ab: angebrannte Steine, veraschte Erde, mit Steinstücken und Holzkohlen zusammengeschmolzene und zusammengebackene Mörtelbrocken. In der oberen Schicht fanden sich Gefässstücke, welche auf der Drehscheibe gefertigt waren, von rother und hellgelber Farbe und starkem umgeschlagenem Rande (vgl. Taf. V Fig. IV. V), ferner ein Scherben von einem Gefässe aus terra sigillata mit eingedrückten linearen Verzierungen (vgl. Fig. VI). Alle diese keramischen Produkte gehören nach dem vorliegenden Vergleichungsmaterial der spätrömischen Periode, etwa dem Ausgange des 4. Jahrhunderts n. Chr. an. Ausserdem ward neben diesen Altsachen ein eisernes Zängchen, die eiserne Tülle eines Lanzenschaftes, der hintere Theil einer eisernen Francisca oder überhaupt eines Wurfbeiles ausgegraben. Ferner fand sich in diesem Einschnitte eine gut erhaltene Bronzemünze von Kaiser Constantinus (vgl. Taf. V Fig. III). Auf der einen Seite das Bild des Imperators, auf der andern die Darstellung eines Triumphbogens mit einem Stern in der Mitte und der Umschrift: providentia Caesaris. In der tieferen Schicht lag unmittelbar auf dem blosgelegten Felsen ein Steinbeilchen (Taf. V Fig. I). Dasselbe besteht aus weisslichem Schiefergestein, wie es zunächst auf dem Hunsrück lagerhaft vorkommt, ist wohl geschliffen, hat eine scharfe Schneide von 2 cm Breite und eine Länge von 8 cm. Dieses Schneideinstrument war ursprünglich in eine Hornfassung eingesetzt und diente nach Hunderten von Analogieen, welche die Schweizer Pfahlbauten bieten, als Messer. Dicht daneben lag eine Scherbe, wie schon Rausch deren mehrere gefunden hatte, von rohem Charakter, ohne Spur der Drehscheibe und schwarz glänzender Oberfläche (vgl. Taf. V Fig. VII). An der spitzen Bruchstelle befindet sich der Ansatz zu einer ornamentartigen Buckelbildung. Gefässe mit denselben Ornamentmotiven sind in der unteren Schicht der Dürkheimer Ringmauer zahlreich ausgegraben worden (vgl. d. Vf.'s

„Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande" II. Abth. Taf. II u. III Fig. 11, 14—15, 24—26).

Ein dritter, wichtiger Fund aus dieser Schichte ist der einer gallischen Bronzemünze (vgl. Taf. V Fig. II). Dieses Münzstück hat die Grösse eines Zehnpfennigstückes, ist gegossen und trägt auf dem Avers die Gestalt eines eilig vorwärts schreitenden, behelmten Kriegers. In der Linken trägt er ein Schwert oder einen Speer, in der Rechten einen kleinen runden Schild oder einen Torques. Auf dem Revers befindet sich ein schreitender Bär und darüber eine Schlange oder eine Schildkröte. Ein zweites Exemplar fand sich auf pfälzischem Boden zwischen den Grabhügeln oberhalb Ramsen bei Eisenberg-Rufiana (im Museum zu Speyer). Nach Hettner: „Führer durch das Provinzialmuseum zu Trier" 2. Aufl. S. 64 N. 76—83 werden gallische Münzen solcher Art „häufig" gefunden in den Gebieten der Viromanduer, Bellovacer, Helvetier, Treverer, in den Grenzen der Gallia Belgica und am Oberrhein[1]). Nach den Angaben des Caesar, des Strabo und des Ptolemaeus befindet sich unser zur Blies abfallendes Terrain entweder auf dem Grenzgebiete der Treverer, Mediomatricer und Triboccer, oder, wenn diese Grenze nicht vielmehr vom Rhein über den Schorlenberg durch das sumpfige Gebiet der Kaiserslauterer Senke bis zur Einmündung der Blies in die Saar sich hinzog, mit mehr Wahrscheinlichkeit im Gebiete des letzteren, gallischen Stammes. Darnach wäre diese Münze auch für die Landschaft der Mediomatricer nachgewiesen (über die Gebiete der Mediomatricer und Treverer vgl. Pauly's Realencyclopädie IV. B. S. 1700, VI. B. 2. Abth. S. 2087—2088, Kiepert: Atlas antiquus Tab. XI u. Lehrb. d. alt. Geogr. §. 451; Strabo IV, p. 193 C, sowie die Tabulae in Strabonis geographica ed. Müller et Dübner IV. Gallia).

Bei der Wichtigkeit dieser Untersuchung für die Ringwallfrage (vgl. Bericht über die Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Trier 1884 S. 176—180 und des Vf.'s „Studien" III. Abth. S. 71—86) sei hier hervorgehoben, dass von mittelalterlichen Gefässen keine Scherbe sich fand. Constatirt sind die zwei Schichten aus der vorrömisch-gallischen und der spätrömisch-nachconstantinischen Periode. Eine dritte Epoche der Benutzung hat der Bering

1) Eine gallische Münze ähnlichen Gepräges von Ottweiler ist in den Bonner Jahrb. H. 21 Taf. III Fig. 1 dargestellt. Nach de la Saussaye und Duchalais wird diese in der Champagne und in Lothringen häufig gefunden.

der „Heidelsburg“ nach den Fundstücken nicht aufzuweisen. Dasselbe Resultat für die untere Zeitgrenze brachte die Bloslegung des Schuttkegels bei A.

Im Graben unten und zwar auf der Westseite desselben stiess Verfasser am 23. August auf den umgekehrt liegenden Grabstein des Catonius Catullinus, und eine Lücke im Thurmstumpfe oberhalb dieser Stelle gab den Anlass zum Einsetzen von Hacke und Spaten an dieser Stelle. Die dreitägige Fortsetzung der Untersuchung gab das Resultat, dass die Aussenseite des Schuttkegels auf die ganze Länge des Nordbogens = 27 m aus neben- und aufeinandergesetzten römischen Skulptur- und Inschriftsteinen bestand. Auf eine Breite von 2 m und eine Höhe von 1,50—1,70 m war dieser Mauermantel zusammengesetzt aus Grabmonumenten und deren Theilen, aus Inschriftsteinen und aus Werkstücken, die entweder zu den Grabbauten oder zu kleinen Sacellen gehörten. Die schönsten Monumente waren in der Mitte der Schichten mit sichtbarer Schonung eingestellt. Dazwischen lagen massenhaft Brocken desselben steinharten Kalkmörtels, den man im Bering antraf, zum Theil durch den stattgehabten Brand verschlackt und verglast, weiter Holzkohlen und Gefässscherben von dem Taf. V Fig. IV und V dargestellten spätrömischen Typus. Auf der Nordseite war dem Felsen G gegenüber aus zwei Hausteinen, dem Inschriftstein des Marinius Ianuarius und einem Säulenstück der Seitenrand eines 1 m breiten Thoreinganges gebildet, der mit dem gegenüberliegenden Felsen nach deutlichen Spuren von Balkeneinlagen durch eine Holzbrücke verbunden war. In diesem Eingange war die Schicht von verschlackten Mörtelbrocken und Holzkohlen besonders stark. In die Südseite des Schuttkegels wurde eine Reihe von tiefen Einschnitten gemacht, um festzustellen, ob auch hier eine Steinmauer sich hinzog. Ueberall stiess man bis zur Sohle auf den kompakten, steinartigen Mörtel, hie und da auch auf einen Bruchstein, aber im Ganzen war von einem regelmässigen Mauerductus keine Spur. Ohne Zweifel gehörten diese Monumente, Inschriftsteine und Werkstücke, zu einem römischen Friedhofe, dessen Grabmäler im Thale längs der von Johanniskreuz nach Bitsch zu führenden Strasse standen. Und zwar deuten die Grabmäler, besonders eine primitive und zwei reich ornamentirte Steinkisten, auf die Periode der Leichenverbrennung, während die Grabstele auf Taf. VI, 2. 3. auf Leichenbestattung bezogen werden muss. Beim Herannahen feindlicher Horden oder in der nachconstantinischen Periode während beständiger Einfälle der Barbaren schleppten die Provinzialen der Kürze halber

die Grabsteine ihrer Vorfahren hieher auf die Höhe, wo schon vor einem halben Jahrtausend ihre Vorväter, die Mediomatricer, Schutz gegen die Cimbern und Teutonen oder gegen die Triboccer gesucht hatten, und thürmten aus den zum Theil entzweigeschlagenen Denksteinen die Aussenseite eines Propugnaculums auf der schwächsten Seite. Sie gossen die ganze vielleicht rampenartige, vielleicht thurmähnliche Anlage im Fundament mit Mörtel aus und vertheidigten von einem hölzernen Oberbau aus sich und ihre hieher geflüchtete Habe gegen den Angriff der Alamannen, der Vandalen, Alanen, Sueven und anderer germanischer Plünderer. Durch einen starken Brand ging der Nothbau zu Grunde. Von menschlichen Knochen fand sich bisher keine sichere Spur; dagegen lagen zahlreiche und starke Thierknochen (Pferd oder Rind?) südwestlich vom Thoreingang des Thurmstumpfes.

Dies die Situation des Befundes, nun zur kurzen Schilderung der zum Thurmbau verwendeten Hausteine, von denen die werthvollsten in das Museum nach Speyer verbracht wurden, während die übrigen weniger wichtigen in situ verblieben, um über die Anlage des Werkes den Besucher zu unterrichten.

Das Material besteht aus einem rothen, grobkörnigen Sandstein, wie er sich auf und am Plateau nicht vorfindet; nach der Aussage von Technikern nähert er sich dem Sandsteine, wie er östlich und nordöstlich von Waldfischbach und Burgalben am Galgenberge und Schwarzbacherhang lagerhaft vorkommt, immerhin in einer einstündigen Entfernung. Die Spuren einer römischen Niederlassung wurden im Thale bisher nicht aufgefunden; von Heltersberg, einem Dorfe $^5/_4$ Stunden nach Norden zu, ist aber ein Stück römischer Strasse bekannt, von Waldfischbach der oben erwähnte Centurionenstein; das sind Andeutungen, woraus man auf die frühere Besiedlung der Gegend durch romanisirte Provinzialen, Nachkommen der Mediomatricer Caesars, schliessen kann. Wo speciell diese Monumente standen, wird kaum zu enträthseln sein; ob etwa unten längs dem alten Strassendamm, der gen Süden nach Clausen zu führt oder näher an Burgalben, dessen Raum auf eine alte Befestigung hindeutet: diese Frage ist vor der Hand kaum lösbar.

In der Darstellung hängen diese Monumente mit den Grabdenkmälern der Gallia Belgica zusammen, wie sie Hettner von Neumagen an der Mosel beschrieben (vgl. „Die Neumagener Monumente“ Frankfurt a. M. 1881), wie sie uns in Lothringen, besonders im Solimariaca-Soulosse entgegentreten (vgl. L. Beaulieu: „Archéologie de

Lorraine“ I. Tom.), wie sie in den römischen Thermen von Luxeuil vorkommen (vgl. Desjardins, „les monuments des thermes romaines de Luxeuil“ Paris 1880), wie sie ferner zahlreich in den Grabsteinen von Autun erscheinen (vgl. „Autun archéologique“ Autun 1848) und wie sie endlich G. F. Prat für Arlon geschildert hat (vgl. „histoire d'Arlon et de la province de Luxembourg“ Arlon 1874). Nach der Aehnlichkeit der Situation und der Denkmäler gehören hieher auch die Funde im Römerkastell zu Epfach am Lech, südlich von Augsburg (vgl. „1. Jahresbericht des hist. Vereins im Oberdonaukreis“ 1835).

Sind die Heidelsburger Denkmäler auch weder so zahlreich wie die von Autun und Arlon, noch so charakteristisch und spezialisirt wie die von Neumagen, so geht doch auch aus ihrer kritischen Betrachtung hervor, dass sie aus einer Vermischung der Traditionen römischer Kunst und der fortwirkenden Anschauungsweise der gallischen, eingebornen Bevölkerung entstanden sind. Römischen Ursprungs ist die Technik der Künstler, die Art der Anwendung der Architekturformen von Piedestal, Gesims, Fries, Säulenbildung etc., obwohl sich gerade hierin eine gewisse Nachlässigkeit der Form nicht verkennen lässt. Autochthonen Ursprungs ist die Darstellung der mit portraitähnlicher Genauigkeit ausgemeisselten Ehepaare, die Lebendigkeit der Auffassung, das Erscheinen der reitenden Matrone, viele Eigenthümlichkeiten in Tracht und Attributen u. A. Charakteristisch für die religiösen Anschauungen ist das Hereinragen des Attiskultus, dieses von Phrygien, Thracien und Kleinasien nach dem Osten eingewanderten orgiastischen Naturdienstes, der nach den bisher gemachten Befunden besonders im Rhein- und Donaulande und in Gallia Belgica Verbreitung gefunden zu haben scheint (vgl. Pauly's Realencyclopädie I. B. 2. Abth. S. 2113—2116, Bonner Jahrb. Heft 23 S. 49—56; über die Verwandtschaft des Attiskultus mit der Verehrung des Adonis und des assyrischen Esmun vgl. Movers: „Die Phönizier“ 1. B. S. 223, 532—533). Plutarch (amator. C. 12) sagt von diesem Dienst: „er hat sich aus dem Gebiete barbarischen Aberglaubens durch Weiber und Eunuchen bei Griechen und Römern eingeschlichen.“

Von sonstigen mythologischen Typen und Symbolen ist hier hinzuweisen auf den geflügelten Genius, welcher dem Attis auf Taf. VII, 2 gegenübersteht. Trotz entgegenstehender Bedenken hält der Verfasser ersteren für eine Symbolisirung des Todes, während letzterer nach der Gestalt seines Mythus auf das Fortleben der Seele hinweist. So könnte man in dieser Symbolik fast christ-

liche Reminiscenzen erkennen. Wenn auch das doppelt dargestellte Delphinenpaar mit den darüber angebrachten Masken (vgl. Taf. VI, 1) nicht absolut auf christlichen Ursprung zurückgehen muss, so würde christlichen Anlehnungen die ungefähr bestimmbare Entstehungszeit der Hauptmonumente nicht entgegenstehen. Nach den gefundenen Münzen, sowie nach der Steinkiste und deren Gebrauch im Rheinlande geht die Entstehung dieser Denkmäler vom Beginn des 4. Jahrhunderts n. Chr. hinauf bis in das Ende des 2. Jahrhunderts, also von ca. 300—200 n. Chr., und damals schon hatten die Christen am Rhein zahlreiche Anhänger und Gemeinden, ja selbst Bischofssitze (vgl. Schannat: „Hist. episcop. Wormat." I. Tom. p. 5; objektiver Fuchs: „Geschichte der Stadt Worms" S. 14—18; ausserdem Häusser: „Geschichte der rheinischen Pfalz" 1. B. S. 4[11]). Wollte man jedoch auch diesen Untergrund ablehnen, so ist für die kulturgeschichtliche Auffassung ausser den Andeutungen über Bestattung, Tracht und Kunst der Umstand von Bedeutung, dass damals, als die gallischen Künstler hier die Steine ausmeisselten, die alten Götter hinter neueren Kulten und besonders orientalischen zurückgetreten waren. Auch diese Thatsache wirft auf die Zeit und ihre Anschauung ein gewisses Licht.

Ueber die zumeist fragmentirten Inschriftsteine sei hier bemerkt, dass sie alle privaten Charakters sind und die Grabmonumente mit ihrem Texte begleiten. Die Form der Buchstaben ist ziemlich verschieden. Die eine bemüht sich, den Typus der alten Quadratform mit der Breitheit und Stärke der Buchstaben, mit dem ausgebogenen O, dem ausgezogenen C nachzuahmen; charakteristisch sind die I mit herabgezogenem Querstrich ⌊, die T mit kurzem Querstrich T und die A mit im Winkel eingehauenem Mittelstrich Λ. Eine zweite Form hat einen flüchtigeren und leiseren Duktus; besonders schablonenhaft sind die häufigen Attribute „filius", „filia" behandelt. Doch könnte solche Differenz sich wohl weniger vom Zeitunterschied, als von dem für Denkmal und Inschrift bezahltem Preise herschreiben. Im Ganzen stimmen auch die Inschriften mit dem sonst bekannten Charakter der oben angegebenen Periode überein.

Bezeichnend sind die auf den Steinen eingemeisselten Eigennamen. Nach ihrer Provenienz lassen sich unter ihnen drei Reihen unterscheiden: römische, gallische und gallisch-germanische Namen. Unter den 17 erhaltenen Gentil- und Beinamen stehen die gallischen an Zahl voraus. Diesem Idiome gehören an: Drappo, Dagilius Sena,

Courunus, Puster, Stinnaius, Vetidonneta. Auf römischen Ursprung gehen zurück: Catonius Catullinus, Cianaius Collinus, Marinius Ianuarius, Tertia. An germanische Zunge möchte sich vielleicht anschliessen Ammonis, das zu Ammo gehört, eine Namensform, die auch zu Epfach vorkommt, und Indu . . ., eine Wurzel, die wir in Indutus, Indutiomarus, Indutillus wiederfinden. Die Ableitung von Scitus ist unsicher.

Im Ganzen wiederholt auch die Analyse der erhaltenen Eigennamen, deren genaue Bestimmung sich aber erst nach dem Erscheinen des Bandes vom Corpus inscriptionum Latinarum vornehmen lässt, welcher Gallia und Germania enthalten wird, das Bild, welches die Betrachtung der Kunstdenkmäler in uns erweckt hat. Wir haben hier die Rudera der Epoche rheinischer Geschichte vor Augen, welche von einer aus gallischen, römischen und einzelnen germanischen Elementen gemischten Bevölkerung getragen wurde und zwar aus einer Zeit, in der die Nationen des weiten Römerreiches den Sonderheiten ihrer innersten Anschauungen verlustig gegangen waren und sich im Ethnos und Ethos ein Gemenge gebildet hatte, dessen widerstandslose Erscheinung bald genug dem kraftvollen Ansturm neuer, saftstrotzender Völker, die von jenseits des Rheines kamen, zum leichten Opfer fallen sollte.

Von einer Episode aber aus diesem Kampfe zwischen den letzten Provinzialen im Rheinlande und den Germanenschaaren des Ostens erzählen uns die gebrochenen Mauern des Beringes und die durch Brand zerstörte Stätte der Heidelsburg. Nun zu einer gedrängten Schilderung der Denkmäler selbst, wobei in manchen Einzelheiten auf die trefflichen von Prof. Schubart zu Speyer gezeichneten Abbildungen Taf. V—VII verwiesen sei.

### 3. Die einzelnen Denkmäler und Inschriftsteine.

Vorausgesandt sei, dass sich alle Skulpturen mit Ausnahme eines kleinen Fragmentes im Museum zu Speyer befinden und dass sämmtliche Werksteine aus Bundsandstein bestehen.

1. Eine Grabstele, gefunden in zwei Stücken (vgl. Taf. VI, 2. 3). Höhe = 125 cm, Breite = 89 cm, Tiefe = 29 cm;

am oberen Ende ein 10 cm tiefes, 9 cm langes, 3 cm breites Zapfenloch zur Aufnahme einer Metallklammer. Abgebildet im Flachrelief unter einem baldachinartigen Ausschnitt ein Ehepaar. Der Gatte ist bekleidet mit

einem bis auf die Knie herabfallenden Gewande, über die rechte Schulter eine Chlamys geschlagen. Die Haarfrisur ist in Löckchen geordnet; den Hals schmückt ein starker, gewundener Torques, wie er ganz ähnlich in Hügelgräbern bei Dhaun auf dem Hunsrück gefunden ward. In der Linken hält er eine an einem 27 cm langen Stile befestigte Axt. Das Eisen daran ist 9,5 cm lang und die Schneide scharf abfallend, wie bei der Francisca, die sich wohl am Mittelrhein aus der römischen Ascia entwickelt hat. Die Frau ist bekleidet mit einer schief über die Hüften fallenden Tunica; die Toga geht darunter bis zu den Fussspitzen. In der Rechten trägt sie ein gehenkeltes Alabastrum. — Aehnliche Vollfiguren auf Grabmälern kommen in Gallia Belgica häufig vor. Eine ganz ähnliche Darstellung bei Beaulieu: „Archéologie de Lorraine" 1. Tom. Pl. I. Fig. 12 und Pl. V. Fig. 2, auch hier ist das Beil dargestellt. Dasselbe findet sich ferner in „Autun archéologique" p. 189 und 190. Dort wird diese „hache" als das Symbol einer Corporation von Holzhändlern aufgefasst. Auch der gallische Gott Esus oder Hesus trägt auf einem Pariser Denkmal ein solches Beil.

Nach dem kurzen Stil ist es als ein Wurfbeil aufzufassen, und wären wir geneigt, dasselbe bei seinem häufigen Vorkommen auf Denkmälern der Mediomatricer und Aeduer als Nationalwaffe aufzufassen, als die mataris, von welcher die Mediomatricer den Namen führen (vgl. Glück: „Die bei Caesar vorkommenden gallischen Namen" S. 134—138 und Caesar: „de bello gall." I, 26). Eine Bestätigung dieser Ansicht ist der Befund zahlreicher solcher Wurfbeile im Urnenfelde zu Mühlbach am Glan (1882 und 1884), das chronologisch mit den Heidelsberger Denkmälern ziemlich zusammenfällt. Die Objekte befinden sich im Museum zu Speyer.

Das gehenkelte Alabastrum findet sich in derselben Gestalt bei zwei Grabsteinen von Luxeuil S. 26 u. S. 40 a. a. O. Auf der zweiten Darstellung wird das Oelgefäss von einer männlichen Person getragen. Die Köpfe sind hier wie bei den zwei nachfolgenden Grabstelen nach Portraits gearbeitet.

2. Eine Grabstele; wenig beschädigt (vgl. Taf. VII, 1. 2). H. = 54 cm, Br. = 90 cm, T. = 56 cm, ohne Falz.

Auf der Vorderseite wiederum ein Ehepaar unter einem Baldachin im starken Flachrelief. Der Mann bekleidet mit einem an Brust, Schultern und Arme eng anschliessenden Gewande. Der Kopf ist im Gegensatze zur Schädelbildung der vorigen Mannesgestalt offenbar dolichocephal; die Haare sind emporgestrichen, die Oberlippen ziert

ein Schnurrbart. Um den Hals trägt er wiederum einen starken Torques. In der Linken trägt die Gestalt ein mit der Schneide nach aussen gekehrtes Beil, ähnlicher Fassung wie bei Nr. 2; nur ist die Bildung des geschweiften Eisen noch ähnlicher der Form der Francisca. Auch die Frau hat im Gegensatz zu Nr. 1 und 3 ein schmales Haupt. Die Haarfrisur scheint aus zwei aufeinandergesetzten Lockenreihen zu bestehen, von welchen je eine Schmachtlocke oder die Schleierenden über die Schultern hereinfallen. In der Linken trägt sie ein wohlausgebildetes Poculum. Auf der vom Beschauer zur Rechten abfallenden Seitenwand ist ein nackter, geflügelter Genius dargestellt; die wenig entwickelten Brüste deuten kein bestimmtes Geschlecht an; der rechte Unterarm ist abgebrochen; der linke in die Höhe gerichtet, scheint eine Pantomime ausdrücken zu wollen. Auf der linken Seitenwand ist das unten abgebrochene Brustbild einer jugendlichen Figur dargestellt, deren Haupt mit einer phrygischen Mütze und deren Hals mit einem deutlichen Torques geschmückt ist.

Das Poculum, offenbar ein Salbengefäss, kommt auf Grabstelen der Gallia Belgica ausserordentlich häufig, fast regelmässig vor und zwar als Attribut für Frauen und Männer. Man vgl. bei Beaulieu 1. Tom. Pl V. Fig. 1, in „Autun archéol." p. 189, Mann mit Poculum und Ascia, p. 194, 196, 198, 199, in „histoire d'Arlon" Atlas Pl. 18 u. s. w. Auch auf den Epfacher Grabstelen erscheint dieser Kelch.

Zur Haartracht und dem Schnurrbart der mit germanischer Gesichtsbildung dargestellten Mannsgestalt vgl. den Mars in „histoire d'Arlon" Atlas Pl. 39 und 176.

Die Figuren sind mit relativer Kunst dargestellt, und besonders das männliche Bild und der Genius entbehren nicht eines gewissen lebendigen Eindruckes auf den Beschauer.

Während der Knabe zur Linken wahrscheinlich als eine gallisirte Darstellung des jugendlichen Attis zu deuten ist, wird der geflügelte Genius, der ähnlich auf andern Grabmälern der Gallia Belgica erscheint, schwieriger zu erklären sein. Geflügelte Genien sind besonders zahlreich auf den Skulpturen von Arlon; vgl. Atlas Pl. 2, 10, 11, 21, 33, 54, 79 b und besonders charakteristisch als Thanatos, der einen älteren Mann unerbittlich mitgehen heisst, Pl. 83. Ein Attis mit einem geflügelten Genius erscheint Pl. 33; auf dieser Darstellung entspricht besonders der schlummernde Attis genau dem hier auf Nr. 2 den Künstler leitenden Gedanken. Wir sehen, wie schon erwähnt, in Attis die Verkörperung des Fortlebens der Seele, und

in diesem Genius, der eines melancholischen Gesichtsausdruckes nicht entbehrt, die Symbolisirung des Todes (vgl. Pauly's Realencyclopädie V. B. S. 169—171 und Lessing's und Herder's bekannte Abhandlungen: „Wie die Alten den Tod abgebildet haben"; in Betracht kommt hier die Darstellung des Eros als Thanatos auf Münzen; vgl. Riggauer: „Eros auf Münzen" S. 20, 27—29 und Abbild. 18).

3. Eine Grabstele, gut erhalten (vgl. Taf. VI, 4. 5). H. = 36 cm, Br. = 90 cm, L. 60 cm; ohne Falz.

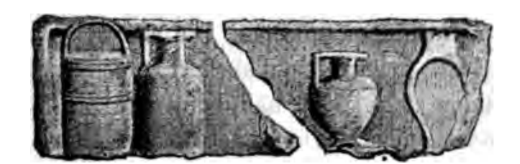
Die zwei Köpfe treten medaillonartig aus dem hohl ausgemeisselten Hintergrunde hervor, dessen vier Kanten das Ganze wie ein Rahmen einfassen. Auch hier sind die zwei Brustbilder Portraits.

Der Mann hat breiten Schädel wie Nr. 1, in Löckchen geordnetes Haupthaar und glatte Wangen. Den Hals umgibt ein auffallend starker, gewundener Torques. Das Haar der Frau ist an den Ohren mit einer Art von Nesteln zusammengehalten; ein ziemlich breiter Schleier fällt vom Scheitel auf die Schultern herab. Die Schädelbildung ist dolichocephal wie bei ihrem Pendant auf Nr. 2. Bei diesen drei Grabstelen wiederholt sich dreimal der Torques. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass des Oefteren bei diesen gallischen Grabmälern zwischen einem metallenen Halsring und dem aufgekrempelten Rande des Untergewandes eine Verwechslung stattfinden kann. Allein bei genauem Studium unserer Skulpturen hann hier von einer solchen Täuschung keine Rede sein. Auch auf den Grabmonumenten von Arlon kommen neben diesen Gewandrändern deutlich ausgedrückte Halsringe vor. Man vgl. a. a. O. auf Pl. 70 die mit dem Torques geschmückte Mittelfigur mit den drei Figuren zur Linken und der Gestalt zur Rechten, deren Gewand am Rande umgelegt ist; vgl. weiter Pl. 18, 40, 63, 69 mit Pl. 60. — Wie oben erwähnt, finden sich auch solche starke Torques aus gewundenem Bronzedraht in spätrömischen Grabhügeln, welche am Südhange des Hunsrücks auf dem Gebiete der Treverer liegen.

4. Ein Piedestal mit Skulpturen auf drei Seiten. L. = 84 cm, Br. = 60 cm, H. = 21 cm.

Das Werkstück bildete den Theil des Unterbaues für ein grösseres Grabmonument.






Auf der Vorderseite ist eine muschelartige Höhlung eingehauen, deren unterer Theil in den Stein einspringt. Auf der rechten und linken Seitenwand sind friesartig zwei Flachreliefs angebracht. Das erste zur Rechten stellt eine auf einem Pferde sitzende Matrona dar, welche einem thurmartigen Bauwerk zu reitet. Die Frauengestalt ist mit einem langen Gewande bekleidet, hält die Arme aneinandergeschlossen und sieht nach dem Thurme zu. Letzterer ist viereckig und besteht aus zwei Geschossen; das untere ist gegenüber dem vortretenden Oberstock zurückgezogen; drei Zinnen mit grossen Intervallen bekrönen den Bau. Auf der linken Seitenwand sind in guter Ausführung vier Ziergefässe angebracht: 1. eine gehenkelte und gerippte Situla, 2. eine Amphora ansata mit cylinderförmigem Bauche, 3. eine Amphora ansata = Henkelkrug mit kugeligem Bauche, 4. ein henkelloser Krug = Lekythos.

Wenn auch ähnliche reitende Matronen auf den Denkmälern der Provinzen Gallia, Belgica und Germania nicht selten vorkommen (vgl. von Autun a. O. p. 230, von Luxeuil p. 21—22, hier auch p. 22 gedrängte Uebersicht, von Arlon Pl. 16, Bonn. Jahrb. a. v. St., zuletzt aus Baden B. J. 76. Heft S. 239—240), so ist doch die hier vorkommende Verbindung mit einem Thurm römischer Construktion ein Unicum. Am nächsten kommt unserer Reiterin die Epona von Luxeuil, nur hält letztere den linken Arm erhaben und reitet nach Rechts anstatt wie hier nach Links, ebenso die Matrona von Büchig in Baden a. O. Zwei Erklärungen sind möglich, eine sociale, wornach hier die verstorbene Gattin abgebildet wäre, welche der Heidelsburg zureitet, während die Gefässe ihren Haushalt symbolisiren; eine mythologische, wornach eine gallische Halbgöttin, und zwar am besten eine Epona, ihrem thurmartigen Heiligthum zureitet (vgl. den Thurm der Veleda bei Tacitus); die Prunkgefässe schmücken ihr Sacellum. Haben wir die Wahl, so geben wir letzterer Deutung den Vorzug, obwohl auch diese mancher Conjekturen zu ihrer Erläuterung bedarf. Vielleicht erfinden andere Interpreten eine bessere Deutung des monumentalen Räthsels.

5. Ein Eckstein eines grösseren Grabmonumentes (vgl. Taf. VII, 3. 4). H = 49 cm, Br. = 72 cm, T. = 52 cm.

An den Ecken ist je eine Figur im Hochrelief erhalten. Die eine a. stellt eine mit Toga und Tunica bekleidete gegürtete weibliche Figur vor, welche unter der eingebogenen Linken eine Rolle hält, mit der Rechten auf einem phallusförmigen Altare opfert. Die andere b. ein mit enganliegendem, faltigem Chiton bekleideter Jüngling in gestützter Haltung; Arme und Beine scheinen nackt zu sein und sind wohl gerundet. Er stützt sich auf ein zum Theil erhaltenes Pedum. Der Kopf scheint ohne Bedeckung zu sein. Andere Figuren sind abgebrochen. In der zweiten Jünglingsgestalt ist unschwer Attis mit dem Pedum als Hirtenknabe zu erkennen; ganz dieselbe Stellung hat Attis auf dem Schweinschieder Felsmonument. Man vgl. die ähnlichen Darstellungen in den Bonn. Jahrb. 23. Heft Taf. I Fig. 2, Taf. II Fig. 1 und Text S. 50—52, von Arlon Atlas 2. Serie Nr. 32, ausserdem Pauly's Realencyclopädie I. B. 2. Abth. S. 2115.

6. Ein Sarkophag für eine Graburne. H. = 32 cm, Br. = 94 cm, T. 64 cm mit Zapfenloch. Die Vorderfläche nimmt ein bis zur oberen Kante ansteigender Giebel ein.

Auf dem Giebelfelde sind im Flachrelief zwei mit den emporgerichteten Schwänzen einander zugekehrte Delphine angebracht, rechts und links davon in den Giebelecken eine bartlose, schematisch behandelte Maske (kein Medusenhaupt, es fehlen die Schlangen). Ob Delphine und Maske hier eine symbolische Bedeutung haben, möchte zu bezweifeln sein; der Delphin gilt sonst als das Sinnbild der überlebenden Kraft. Wir halten diese Figuren als blosse Dekorationsstücke, welche allerdings auf traditionelle Symbolik zurückgehen. Vergleiche über diese unbärtigen menschlichen Masken A. Furtwängler: „Die Bronzefunde aus Olympia und deren Bedeutung" S. 70—72. Es ist schwer zu sagen, ob diese Köpfe mit einem Medusenhaupte durch Korruption entstanden oder eine selbstständige dekorative Bedeutung a priori hatten. — In einer 15,5 cm tiefen rechteckigen Höhlung des Steines (68 : 36 cm), welche durch einen 15,5 cm breiten Eingang mit der Aussenseite verbunden war, ward ohne Zweifel Graburne und Beigaben deponirt. Solche Urnensarkophage kommen nach Professor Zangemeister's Mittheilung am Mont Dônon im Unterelsass häufig vor; ein kleinerer, hausförmiger Urnenbehälter aus Sandstein wurde zu Eisenberg i. d. Palz gefunden (im Museum zu Speyer

befindlich). Ein solcher Sarkophag, dessen Gesims mit Pflanzenmotiven reich dekorirt ist, abgebildet in „histoire d'Arlon" Atlas 2. Serie Nr. 4.

7. Ein Sarkophag für eine Graburne; aus zwei Stücken bestehend. H. = 34 cm, Br. = 77 cm, T. = 53 cm.

Die Darstellung des Flachreliefs besteht gleichfalls aus zwei Delphinen und zwei Masken. Doch fehlt der durch den Giebel gegliederte Raum, und sind die roh gehaltenen Figuren in der viereckigen Vorderseite ohne architektonisches Ornament angebracht. Die Delphine wenden einander die Köpfe zu; die runden Masken stehen über den Schwänzen. — Der innere Hohlraum (32 : 20 cm), 15 cm tief, diente demselben Zwecke wie der vorige Stein.

8. Eine Steinkiste für eine Graburne; fragmentirt. Die Gestalt derselben bildete ursprünglich ein rechtwinkliges Parallelepipedum; die eine Seite ist abgebrochen. H. = 53 cm, Br. = 36 cm, T. = 40 cm.

Die Hohlwände sind 13 cm dick, der Hohlraum 18 cm hoch. — Aehnliche Steinkisten, in welche die Urne und Gerüthegefässe, Lampen, Gläser etc. gestellt und die mit einem Steindeckel geschlossen wurden, sind bekannt von Eisenberg, Mainz, Wiesbaden, Salzburg u. a. O. Im germanischen Nationalmuseum befinden sich drei solche von dem Verfasser zu Eisenberg ausgegrabene Steinkisten. — Nach den dort gefundenen Münzen gehören sie der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts und der 1. Hälfte des 3. an.

Auf dem römisch-gallischen Friedhofe, von welchem die Monumente der Heidelsburg herrühren, war, nach den vorliegenden Grabmälern zu schliessen, Verbrennung der Leichen noch vorherrschender Gebrauch.

9. Eine Sockelplatte für einen monumentalen Oberbau. L. = 108 cm, Br. = 93 cm, H. = 26 cm.

Dieses Piedestal hat nach aussen eine kymaartige Ausschwellung (31 : 21 cm), nachher und vorher ein aus zwei Plättchen bestehendes Karnies und in ihrer Mitte einen viereckigen Ausschnitt, auf dessen Kanten wohl der Inschriftstein zu stehen kam.

10. Eine Karniesplatte grösseren Umfangs musste wegen ihrer Schwere in situ liegen bleiben. Die Höhe derselben beträgt 18 cm; in zwei gebogenen Absätzen ist sein Profil ausgeladen, resp. eingezogen.



Von mehreren kleineren Fragmenten sind hier erwähnenswerth:

11. Der Rückentheil einer im Relief dargestellten weiblichen (?) Figur. Bekleidet ist sie mit einer Aermeltunika; der rechte gebogene Arm scheint einen Gegenstand gehalten zu haben. Die Gewandung ist wie fast auf allen Stücken künstlerisch behandelt.

12. Zwei verschlungene Hände; eine dritte Hand scheint einen cylinderförmigen Gegenstand zu umfassen. Dieses kleine Fragment dürfte einem Ehepaarrelief angehört haben, wie sie z. B. von Luxeuil auf p. 30 und 40, von Arlon auf Pl. 20 mit zusammengelegten Händen dargestellt sind.

13. Weitere fragmentirte Architekturstücke gehörten zu Karniesen, Kapitälen, Säulenschäften und Grabmalbekrönungen. Die Karniese sind meist gebildet aus einem senkrecht vortretendem Gesims und einer steil abgeschrägten Schmiege; die Säulenschäfte sind glatt. Die zwei Bekrönungsstücke sind gebildet von Kugelausschnitten, die von einer hohen Gesimsplatte eingefasst werden.

Viele dieser Stücke wurden wegen des schwierigen Transportes und ihrem geringen künstlerischen Werthe am Platze gelassen und sind auf der Heidelsburg, theilweise noch in der alten Einbettung, in Augenschein zu nehmen. Andere, so die Bekrönungen, sind nach Speyer verbracht worden.

Von Inschriftsteinen fanden sich 8 Stück im Thurmstumpf, darunter 3 vollständige, 5 fragmentirte. Auf manchen Steinen sind die Buchstaben durch den seinerzeitigen Transport, sowie durch die Zertrümmerung zu Werkstücken stark verwischt; eine Inschrift ist sogar abgespitzt. Bei solchen äusseren und manchen inneren Schwierigkeiten sollen die nachfolgenden Bemerkungen keiner sachgemässen Lösung der Inschriften vorgreifen, sondern nur Andeutungen geben. Ueber die Interpretation der acht Inschriftsteine zog der Verfasser vorher die Herren Zangemeister, Karl Christ und Ohlenschlager zu Rathe. — Den Text geben wir nach mehrfach angestellter Untersuchung der einzelnen Buchstaben.

Es folgen zuerst die vollständigen Inschriften, dann die fragmentirten. Zu welchen Grabmälern die einzelnen Inschriften gehören, ist bei der Art der Erhaltung des Materiales schwer zu sagen, kaum zu vermuthen — meliori cedo! —

14. Eine Sandsteinplatte, deren Obertheil in zwei Voluten ausläuft, in deren Mitte ein fragmentirter, kegelförmiger Aufsatz (Attika). Die Schrift ist eingefasst von einem tafelförmigen, oben links und rechts im Winkel eingeschnittenen Rande. H. = 64 cm, Br. = 60 cm, T. = 30 cm.

CATONIOCA
TVLLINO·M·F
ETVX·SORI
·H ·P·

= „Catonio Catullino M F (= Marci filio oder magistro fabrorum oder etwas ähnliches) et uxori s (?) heres posuit."

Die Schrift ist quadratisch und sorgfältig ausgeführt. Z. 3 für uxori pleonastisch uxsori. Am Ende der Obertheil eines S. Die Eigennamen kommen häufig vor.

15. Eine Sandsteinplatte, welche oben links und rechts von zwei angedeuteten Voluten eingefasst ist. An den Seiten eine zurücktretende Leiste. Der Stein diente als Thorfundament. H. = 90 cm, B. = 70 cm T. = 35 cm.

MARIN·I·IAN
ARIETVETI·D·O
NNETE FILI·S·
·TERTIA·S·CITI
·FIL·NA·TIS·VI
VA P

= Marin(i)i Ianuarii et Vetidonnetae filiis Tertia Sciti filia, natis viva, posuit."

Der Ductus ist unsicherer als bei der vorigen Inschrift. Die A haben im Innern bald einen Vertikalstrich = A, bald daneben noch den Winkelhaken = A; T, I, L sind schwer zu unterscheiden, da die Querstriche bald zu kurz, bald überflüssig angebracht sind.

Z. 1 Marini für Marinii; nu am Ende in Ligatur.

Z. 3 Vetidonnete für Vetidonnetae; filis für filiis.

Z. 5 fil für filia.

Z. 6 der Kopf des P ist beim ursprünglichen Transporte mit einem

Eisenhaken zerstört worden. — „natis viva“ ist als Apposition zu „Tertia Sciti filia“ zu fassen; allerdings eine epigraphische Anomalie.

Von den Namen sind Marinius, Ianuarius, Tertia bekannt; Vetidonneta und Scitus sind cognomina nova; dasselbe Stammwort wie ersterer hat der gallische Ortsname Vetomanis (vgl. Zeuss-Ebel: grammatica celtica p. 773). Citius kommt sonst vor, aber das dem „C“ vorangehende „S“ ist wohl keine Abbreviatur, sondern der Anlaut des nachfolgenden Vaternamens.

16. Ein Mittelstück, dem nach dem Zapfenloch ein Obertheil aufgesetzt war. Der Untertheil hat einen Bruch und fehlt wahrscheinlich ein grösseres Stück. Zwei links und rechts hervortretende Leisten sind hübsch dekorirt mit Weinlaub und Trauben, welche Guirlanden bilden. H. = 43 cm, Br. = 93 cm, T. = 64 cm.




= „Ammoni, Dripponis filiae“.

Die Schrift ist quadratisch und mit einer gewissen Opulenz ausgeführt.

Z. 1 ni am Ende in Ligatur. — Z. 3. Der untere Theil von liae abgebrochen, doch unterliegt die Lesung keinem Zweifel.

Ammoni ist entweder als Dativ Feminini zu lesen, oder — unwahrscheinlicher — als Dativ Masculini. Im ersteren Falle wäre Drapponis filiae die Apposition und gehörte Ammoni zu einer Nominativform Ammonis, welche als Schiffsname vorkommt.

In jedem Falle gehört der Name zu dem von gallischen Inschriften vielfach bezeugten Ammo (vgl. Register zum corp. inscript. lat. vol. III. a. m. St.). Von Ammo sind abgeleitet Amma, Ammonis, Ammonius, Ammillus, Ammutius u. a. W., vgl. Hettner: „Die Neumagener Monumente“ S. 22. Ohlenschlager: „Das röm. Militär-

diplom von Regensburg in den Sitzungsber. der bayr. Akad. der Wiss. 1874 Hist.-phil. Cl. S. 209 hält die Ableitung dieses Cognomens von germanischer Wurzel für discutirbar, ebenso wie die von Drappo von demselben Sprachstamme; vgl. weiter Abbo, Anno, Butto, Callo, Dallo, Ecco, Hanno und Enno, Ido und Itto, Lello und Lallo, Otto, Peppo u. s. w., Namensformen, die in gleicher oder ähnlicher Form bei Galliern und Germanen inschriftlich und handschriftlich vorkommen. Weiteres darüber bei Steub: die oberdeutschen Familiennamen und bei Förstemann: „altdeutsches Namenbuch" I. Band. — Drappo erinnert an Drappes, vir Gallus bei Jul. Caesar: „de bell. gall." VIII, 30.

17. Ein glatter säulenartiger, vielfach sechskantig zubehauener, oben abgebrochener Quader. H. = 89 cm, Br. = 52 cm, T. = 34 cm.

C O V R V
NI · IITPVS
TRI^DSP

= „Couruni et Pustri de suo posuit." Die Buchstaben sind quadratisch angelegt und besonders die R durch den energisch angedeuteten Querbalken wohl charakterisirt. Von Punkten ist nur einer Z. 2 vorhanden; Z. 3 ^ Schlusszeichen.

Z. 2 II = et zu lesen. — Z. 3 auch je nach dem fehlenden Texte posuerunt zu lesen.

Courunus Provinzialismus für das Cognomen Corvinus; Puster neu.

18. Der obere, mit einem hervortretenden Kranzgesims und Seitenleisten versehene Theil eines Inschriftsteines. Nach der ersten Zeile durchgehender Bruch. L. = 38 cm, Br. = 85 cm, T. = 57 cm.

·S· T I N N A I I · I N D V

Die Buchstaben quadratisch; das zweite N und das nachfolgende A unten etwas abgebrochen.

Ob Stinnaii oder Siinnaii oder Sennaii zu lesen ist, hängt von der Deutung des 2. Buchstaben ab. Der obere Querstrich ist etwas länger, als der beim nachfolgenden I, daher als T aufzufassen. Analoge Namensbildungen sind die gallischen Wortformen: Sinaius, Sinaeus, Sennus (vgl. corp. inscript. lat. II 827, 1), Sena; wurzelverwandt der gallische Stamm der Senōnes. Indu... fragmentirt; vgl. mit demselben Stammworte Indutus (von Epfach corp. inscript. lat. III, 2 5777), Indutius (von Cavone in Oberitalien vgl. a. O. V, 2, 7339), Indutiomarus (Name eines Fürsten der Treverer bei Caesar), Indutillus (vgl. Hettner,

„Führer durch das Provinzialmuseum zu Trier“ S. 65 Nr. 108—112 auf gallischen Münzen). Im Hibernischen lautet der entsprechende Eigenname: Iondatmas (vgl. Zeuss-Ebel: „grammatica celtica“ p. 25**).

19. Eine oben und unten auch rechts abgebrochene, glatte Sandsteinplatte. Nur die erste Zeile erhalten. L. = 34 cm, Br. = 84 cm, T. = 66,5 cm.

CIANAIVS COIIINI

Da der untere Rand abgebrochen ist, erscheint es ungewiss, ob Cianaius Co*l*ini oder Co*ll*ini zu lesen. Der Ductus der Buchstaben ist etwas flüchtiger, als bei den vorigen Inschriften. Nach Collini hat ein filius zu folgen; desshalb nicht unwahrscheinlich, dass der nächste Stein dazu gehört; auch die Maasse stimmen damit ziemlich überein.

Cianaius von Cianus (Cies) abzuleiten (vgl. Livius XXXI, 31 u. a. St.). Collinus bekanntes Cognomen.

20. Eine oben abgebrochene, glatte Sandsteinplatte. L. = 38 cm, Br. = 90 cm, T. = 66,5 cm.

FILIVSDAGILIVSSENA
FILIAEFILI·EORVMFECER

= „filius Dag(c)ilius Sena(?); filiae filii eorum fecerunt“.

Die Buchstaben haben manche Unregelmässigkeit. Die Wörter „filius“, „filiae, fili“ sind flüchtig eingehauen; Dagilius Sena (?) und eorum übermässig dargestellt.

Z. 1 Dagilius, ein Name, dessen Wurzel Dag- in Dagidius, Dagionius, Dagovassus erscheint (vgl. Index bei Wilmanns: Exempl. inscript. lat. und bei Brambach: Corp. inscript. Rhen. 554, Zülpich und 692 Niederbieber), besser als Dacilius. Nach Sen . . . wahrscheinlich ein verderbtes A zu ergänzen; Sena bekannter gallischer Beiname, vgl. oben. — Z. 2 das C in „fecer“=„fecerunt“ hat in der Mitte ein ^ Schlusszeichen, was von wenig Verständniss des Steinmetzen zeugt. Gehören 19 und 20 zusammen, was nach dem Text und der Tiefe des Steines (= 66,5 cm) nicht unwahrscheinlich, so waren Cianaius, des Collinus Sohn und Dagilius Sena wohl Brüder, denen die Kinder und Neffen den gemeinsamen Grabstein setzten. Dagiliussena als weiblicher Name ist kaum zu interpretiren. Das fehlende „et“ am Schlusse von „filius“ ist auffallend.

21. Ein oben abgebrochenes Fragment, dessen Buchstaben noch dazu abgespitzt sind; die Grundzeichen sind unter den Streichen der

Spitzhauer schwer zu entziffern. Der Stein ist links und rechts von zwei Randleisten eingefasst, welche mit primitiven Pflanzenrippen geziert sind. L. = 28 cm, Br. = 89 cm, T. = 58 cm.

CAIFILICONIVG

IFILIVS · HDF RV

= „. . . cai fili, conjugi filius, h d (?) fecerunt."

Die Schrift ist bei „fili" und „filius" wiederum flüchtig, bei „conjugi" und der Schlussformel sorgfältiger ausgeführt.

Z. 1 cai Ende eines verlorenen Namens; conjugi besser als das vermuthete Conluci.

Z. 2 h d im Sinne unklar; nach „f" eine Lücke, etwa das c von fecerunt ausgefallen.

---

Recapituliren wir zum Schluss die hauptsächlichen Resultate! — In einsamer Waldgegend hatten vor mehr als zwei Jahrtausenden Gaugenossen, die zum gallischen Stamme der Mediomatricer, der Matarisschleuderer, gehörten, ein hohes Felsplateau auf zwei Seiten mit einem Steinwalle umzogen, um gegen feindliche Fälle hierher auf das Refugium sich und ihre fahrende Habe zu retten.

Noch ward der geschliffene Stein zu Waffe und Werkzeug verwendet, aber daneben verwandten sie sicherlich Metall zu Waffe und Münze. Ihre Gefässe waren ebenso roh hergestellt und einfach verziert, wie die von den Hügelgräbern bei Ramsen und der unteren Schicht der Dürkheimer Ringmauer stammenden keramischen Produkte (vgl. d. Vf.'s „Studien" 2. Abth. die Tafeln). In den Zeiten der Kriegsnoth sassen hier auf der Felsenhöhe die Barbaren, bis sich die feindlichen Schaaren aus dem geplünderten Lande gezogen hatten. Von Süden kamen später aber gewaltigere Eroberer; Julius Caesar besiegte in offener Feldschlacht die Stämme am linken Rheinufer; Augustus schlug die Mosel- und Saargaue zur römischen Provinz Gallia Belgica. Drusus und Trajan legten Kastelle und Strassen an längs dem Rheinthale, das aber kaum mehr römisches Gebiet und germanisches Land schied. Ruhe herrschte und Wohlstand blühte Jahrhunderte lang;

verödet lag die Felsenburg des Gaues an der Burgalb. Da brandeten im 3. und 4. Jahrhundert die Wogen alamannischer Volkskraft über des Rheines hartnäckig vertheidigten Bord; tief hinein ins gallische Land schwärmten, wie ein halbes Jahrtausend vorher ihre Ahnen, jetzt deren Nachkommen, die Alamannen. Wiederum ward die Felsenburg bezogen, und man verliess die Wohnstätten und Göttertempel, die im Thale standen und empfahl die Grabmäler der Vorfahren dem Schutze der Kybele und des Attis. Aber immer höher stieg die über den Rhein vorbrechende Völkerfluth. Die Legionen waren nach Süden abgezogen; ungehindert brachen jetzt des Gothenfürsten Radagais Schaaren Ende des Jahres 406 über den Rhein, und den grimmen Fürsten der Vandalen, Alanen und Sueven erlagen hier die letzten Kulturstädte. Als die Feuer vom Rheine her leuchteten, die man vom Hundsberge aus bemerkte, da schleppten die letzten Provinzialen der Gegend ohne Schonung und Pietät die am Wege noch stehenden Grabmonumente stückweise herauf, zertrümmert sanken die Göttertempel der gebietenden Noth zum Opfer, und ihre Werkstücke wurden mit jenen zur Thurmmauer gefügt — als letztes Bollwerk der Galloromer gegen die Barbaren. Aber auch das ward vergebens versucht; Brand und Schwert vernichteten Werk und Wehr, und über den Ruinen der sagenhaften „Heidenburg" wuchs der dichte Rasen, bis die Forscherarbeit der Neuzeit den Spruch verwirklichen liess:

„Wo Menschen schweigen, werden Steine reden." —

Entsprechend den zwei Schichten der Dürkheimer Ringmauer, von denen die eine aus prähistorischer, die andere aus spätrömischer Zeit herrührt, entsprechend den Verhältnissen auf dem Ringwalle des Donnerberges, der gallische und spätrömische Münzen enthält, sind auch für die Befestigung der Heidelsburg zwei verschiedene Kulturschichten und zwei geschiedene Perioden der Benutzung konstatirt. Auch die Brandwälle der oberen Lausitz, auch manche Rundwälle des östlichen Deutschlands lassen zwei durch Jahrhunderte getrennte Gebrauchzeiten erkennen; aber wie Virchow mit Recht vermuthet, rühren diese zwei Schichten von verschiedenen Nationen her, von Germanen und Slaven und noch dies ist unsicher. Hier aber lassen Münzen und Namen schliessen, dass ein und derselbe Stamm in zwei Perioden des Walles schützenden Raum benützt hat, und während im Osten nur Scherben und Trümmer dem Archäologen Andeutung geben, verbinden sich hier Thatsachen der Geschichte mit den Funden der Alterthumskunde, um wenigstens für diese

Stelle das Räthsel der prähistorischen Sphinx zur sicheren Lösung zu bringen.

In den Aufschlüssen, welche Anlage, Einzelfunde und Monumente über die Kulturentwicklung und die Geschichte dieser Volksburg der Vorzeit beibringen, liegt die nicht gering anzuschlagende Bedeutung der Untersuchung der „Heidelsburg“.

Dürkheim a. d. Hart. Dr. C. Mehlis.

---

## 7. Der Palast Kaiser Carls des Grossen zu Nymwegen.

Hierzu Taf. VIII—X.

„Hic pes Imperii" so las man noch vor Kurzem, wenn man durch eine der ältesten Thorburgen in die Stadt Nymwegen trat; darüber auf derselben Steinplatte sah man zwei Profilköpfe, wie es hiess die des Kaisers Carls des Grossen und seiner Gemahlin[1]).

Das Thor, das Hessenthor, ist in unsern Tagen bei der sich eben vollendenden Schleifung der holländischen Festung Nijmegen gefallen und der Stein wanderte auf's Rathhaus, wo er mit vielen seinesgleichen Zeugniss ablegt von der Geschichte einer deutschen Kaiserpfalz.

„Hier steht der Fuss des Reichs", das wird Jedem klar, der, die Stadt durchschreitend, vorbei an dem Marktplatz mit den alten Giebelhäusern an dem jüngst restaurirten hübschen Rathhause zierlichster deutscher Renaissance den Valkhof[2]) betritt und sich nun inmitten der Ruinen der alten Pfalz sieht, die in dem Rauschen ihrer waldesdichten Umgebung die Sprache längt vergangener Jahrhunderte reden. — Es ist eine hervorragende Stelle im Lande — ein strategischer Ort. Auf einem nach drei Seiten steil abfallenden Hügel erbaut, welcher an der vierten, westlichen Seite durch einen schmalen Sattel mit der Stadt zusammenhängt, von den Wellen der Waal bespült, in

---

1) Die Sandsteinplatte ist in ihrem bildlichen Schmucke arg beschädigt doch erkennt man in den Schulterbildern noch die Kostüme des 15.—16. Jahrhunderts. Der Kaiser trägt einen spanischen Bart, sonst Kostüm vom Ende des 15, sein vis à vis Haube und Mieder. Wir rathen nach der Geschichte auf Maximilian I. und Maria von Burgund, durch deren Vermählung 1480 Nymwegen wieder an das Reich kam, wodurch zu der Aeusserung: „Hier steht der Fuss des Reichs" wohl naheliegender Anlass ward. Bekanntlich wurde Aachen „Caput Imperii" genannt.

2) Valkhof ist der Name der Burg, wohl nach den Falken, die Ludwig der Fromme hier aufzog. Man will zwar allerlei Beziehungen zu der Waal suchen, etwa durch Corrumpirung von Wahl = (Vahalis) Hof. Doch scheint wohl die erstere Erklärung die natürlichere.

der Ecke des Rheindeltas und in kaum stundenweiter Entfernung von der Maass, konnte mau von den Zinnen dieser Burg die Segel von Schiffen auf vier Flüssen[1]) sehen.

Es war dies die Warte, von wo räuberische Einfälle von der Seeseite zeitig bemerkt werden konnten, und die Feste, an der die Fluthen nordischer Invasion sich zunächst einmal brechen konnten. Da stand sie, die stolze Kaiserpfalz und schaute hinab auf die alte Bataverinsel vor uns seit Karls Tode noch an die Tausend Jahre.

Als im Jahre 1794 unter Robespierres Schreckensherrschaft der General Pichegru mit den Sansculottes in Holland die Freiheitsbäume aufpflanzte, das alte Batavia in republicanischer Form wieder erstehen zu lassen, da sank sie in den Staub. Nymwegen leistete Widerstand, die Pfalz wurde zusammengeschossen und 1796, da die Wiederherstellungskosten zu gross erschienen, geschleift.

Zwei Capellen waren es, wie wir hier gleich mittheilen, die Palastkapelle Carls des Grossen und die Hauskapelle Friedrich Barbarossa's, die erhalten blieben, um der Nachwelt die Stätte einstigen Glanzes zu zeigen, alles andere wanderte in die Mühlen moderner Trassfabrikanten und wurde buchstäblich zu Staub gemahlen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Geschichte dieser Landestheile, die mit der Baugeschichte der Pfalz auf's innigste zusammenhängt. C. Julius Caesar setzte um 54 v. Chr. als Träger römischer Cultur den Fuss in's Land. Die Bataver hatten es vorgezogen, sich mit Rom zu vertragen, wurden Bundesgenossen der Römer und nahmen wohl auch römische Besatzungen auf. Die römischen Historiker der Kaiserzeit wissen viel Rühmliches von den batavischen Cohorten zu erzählen, doch erlitt auch dieser Freundschaftsbund eine Trübung, als im Jahre 68 n. Chr. während des Bürgerkrieges unter Galba, Otho, Vitellius und Vespasian der Bataverfürst Claudius Civilis den Abfall Bataviens und eines Theils von Gallien zu Wege brachte und mit Hülfe Germaniens einen erbitterten Rachekrieg gegen Rom führte.

Hier an den Ufern des Rheins, an der Bataverinsel begann der Kampf mit dem Ueberfall der Cohorten in ihren Castellen, hier endete er auch, nachdem Civilis nach Verbrennung des oppidum Batavorum von der linken Rheinseite auf die Insel entwich. Dass hier die Römer Castelle hatten, geht klar aus der Stelle bei Tacitus, Hist. lib. IV. cap. 15 hervor, wo Civilis die Cohortenführer bezichtigt, ihre Castelle bei Ausbruch des Krieges verlassen zu haben.

1) Maass, Waal, Rhein und Issel.

Wie eine Niederlassung der Römer [1]) hier Jahrhunderte, vielleicht seit Caesar, bestanden hat, beweisen die unzähligen an dieser Stelle gefundenen römischen Hausrathgegenstände, Münzen, Gemmen, Spangen, Votivsteine, Altäre, Leichensteine und Ziegel, letztere meist mit den Legionszeichen L. D. G. bezw. LEG. X. G. P. F. (Legio decima gemina pia fidilis), welche Legion zu Ende des Krieges, Tacit. hist. lib. V 19 und 20, aus Spanien zur Verstärkung angekommen war und wohl hier als Besatzung verblieb. Eigenthümlich bleibt freilich, dass der Name Noviomagus von Tacitus nicht erwähnt wird, wohl aber anlässlich eines letzten Gefechtes an dieser Stelle Arenacum, Batavodurum, woselbst eine Brücke [2]) geschlagen war, Grinnes und Vada und müssen wir daher nach einer Erklärung suchen.

Wir vermuthen nun in dem oppidum Batavorum die Stadt Nymwegen, einmal nach der Oertlichkeit, die Tacitus beschreibt, denn wenn Civilis unter Zerstörung des Drususdeiches sich auf die Bataverinsel zu seiner Sicherheit zurückzog, nachdem er dies oppidum Batavorum

---

1) Es kann übrigens bei Kenntniss der hier gefundenen römischen Alterthümer kein Zweifel aufkommen, dass der Valkhof eine der ältesten römischen Wohnstätten am Rhein gewesen ist, bezw. dass von den etwa 50 Burgen, welche Drusus um 10 v. Chr. am linken Rheinufer anlegte, hier eine solche stand.

Ein im Jahre 1622 an den Fundamenten der Burg aufgegrabenes antikes Gefäss mit scharf geschlagenen Denaren von Tiberius, Claudius und Nero weist auf ein Vergraben dieses Schatzes bei Ausbruch des Bataveraufstandes hin. Grabsteine der zwanzigsten Legion, welche mit Drusus Germanicus um 15 n. Chr. am Niederrhein war, hier gefunden, weisen aber schon sicher auf frühere Zeit.

Die 10. Legion scheint bis Hadrian hier gewesen zu sein, ausserdem noch die 20., 30. und andere römische Heeresabtheilungen, wie denn überhaupt von allen geschichtlich bekannt gewordenen Verstärkungen der römischen Burgen am Rhein unter Trajan, Didius Julianus, Constantin etc. hier Spuren aufgefunden sind und von Münzen sowohl nummi consulares als auch von fast allen Kaisern.

Alle diese römischen Alterthümer insbesondere der spätern Zeit werden auch weiter abwärts an der Waal gefunden, so dass es sehr wahrscheinlich ist und bei der geringen räumlichen Ausdehnung des Castells wohl unumgänglich war, dass bei dem späteren Grenzkriege, etwa im 3. Jahrhundert dort auf der sogenannten Winseling noch ein Standlager errichtet wurde, woran sich ebenfalls eine Ansiedlung anlehnte. Der Name Batavodurum kommt ausser bei Tacitus noch bei Ptolemaeus (Mitte d. 2. Jahrh. n. Chr.) vor. Auf der Peutinger'schen Tafel (Anfg. d. 3. Jahrh.) wird aber Noviomagus verzeichnet.

2) Die bei Batavodurum erwähnte Brücke dürfte wohl nur Schiffbrücke gewesen sein, wie sich aus der Stelle bei Tacitus, hist. lib. V. 19 ergiebt.

verbrannt hatte, so that er das doch wohl am obern Theile der Insel, etwa wo jetzt Nymwegen liegt. Dann aber deutet auch der Name Noviomagum darauf hin, dass hier eine neue Stadt an alter Stelle steht.

Orte mit der Endung magum gab es viele in Gallien, wie Rigomagum, Durnomagum, Marcomagum u. A. (Remagen, Dormagen, Marmagen), auch mehrere Noviomagum und finden wir die gallorömische Endung magum noch in den Worten „Schwertmagen und Spillmagen“ der älteren Rechtssprache wieder, wobei die Magenschaft die Stammesverwandtschaft bedeutet mit dem Inhaber des Schwertes oder der Spindel. Demnach würde Batavomagum den Sitz der Bataververwandtschaft also oppidum Batavorum bedeuten und Noviomagum denselben Ort nach Wiederaufbau aus seinen Trümmern.

Bei solcher Bataverhauptstadt dürfte doch auch ein Castell angelegt worden sein, welches alsdann wohl Batavodurum müsste geheissen haben, denn durum bedeutet Feste, Thurm, wie die Analogie von Salodurum Solothurn, Vitodurum Winterthur etc. zeigt und geht in die deutschen Städte-Endigungen duren, toren, deren, dern, teren und tern über; so findet es sich in Marcodurum, Düren, wieder wie magen in Marcomagum. Kurz wir glauben hier auf richtiger Spur zu sein, wenn wir Batavodurum und Noviomagum schon zur Zeit des Bataverkrieges in demselben Verhältniss zu einander und an derselben Stelle vermuthen, wie später die Pfalz und die Stadt Nymwegen. Ward vielleicht zu Drusus Zeiten nur eine Warte angelegt, so wurde doch der Platz gewiss im Laufe der 500 Jahre, welche die Römer hier wohnten, stärker befestigt und mit Casernen etc. versehen, worüber auch die römischen Historiker der Kaiserzeit im Allgemeinen häufig berichten; denn es dauerte der Grenzkrieg mit den Franken etwa von 250—420, seit welcher Zeit die Franken in dauerndem Besitz des Landes zwischen Maass und Waal blieben. Die römische Burg wurde dann Krongut und hat den fränkischen Grossen wenn nicht zur Wohnung, so doch bei den Stürmen nordischer Invasion zur Zuflucht gedient.

In den Kreis durch Urkunden[1]) zu erhärtender Geschichte treten

1) Wir schöpfen diese Regesten aus Smetius (etwa 1650), Arkstée (1733), In de Betouw (etwa 1800). Nymwegischen Localhistorikern, welchen das reiche Urkundenmaterial der Stadt selbst und die Lehrbücher mancher Klöster zur Verfügung gestanden hat, als Annales Bertiniani, Tullenses, Metenses, die historischen Mittheilungen einzelner Mönche, dann das Charterbuch von Gelderland und Bondam 1782—1809 und die sonstigen Localhistoriker ihrer Zeit.

dann die Regesten der Burg durch die Mittheilung Einharts über den Palastbau Carls des Grossen zu Noviomagum.

777 hat Carl der Grosse zu Nymwegen [1]) das Osterfest gefeiert, woselbst er gewohnt war einen grossen Theil des Winters und des Frühjahrs zuzubringen. Viele Fürsten und Edle aus Sachsen erschienen noch als Heiden zu Nymwegen und gelobten sich taufen zu lassen, auch hat er auf's prächtigste die Burg zu Nymwegen erneut.

Carl war nachweislich in Nymwegen im Jahre 796, 804, 806, 808 meist zu Ostern und im Frühjahr, hielt Reichstage ab und vollführte sonstige Regierungsacte.

Ludwig der Fromme, welcher hier häufig der Jagd oblag, war im Jahre 815, 817, 821, 825, 827, 828, 830, 837, 838 zu Reichstagen etc. dort.

833 ist die Burg von den Dänen in Brand gesteckt worden.

Lothar, der Sohn Kaiser Lothar I., war 856, Carl der Kahle 870 auf der Burg, wo sie mit den Normannen paktirten.

875 haben die Normannen Nymwegen überfallen und sind landaufwärts gezogen.

880 haben dieselben Nymwegen mit Wällen Thürmen und Gräben verstärkt und ihr Winterlager daselbst genommen. Ludwig der Dicke belagerte und bestürmte die Stadt vergeblich. Nach Uebereinkunft zog er ab, ebenso die Normannen, jedoch steckten sie ihre Werke in Brand, sowie das grosse starke königliche Palais und fuhren rheinabwärts.

Die fränkischen Jahrbücher, Regino Abt von Prüm und andere Zeitgenossen, welche den Brand vermelden, sprechen sich über die Grösse, Pracht und Stärke der Burg aus. Palatium immensae molis ac mirandi operis, ingentis magnitudinis mirique operis.

890 hat König Zwentibold, der Sohn von Kaiser Arnulph, am 24. Juni der Kirche von Utrecht ihre Giften befestigt zu Nymwegen, wo dieser König sich oft aufzuhalten pflegte, derselbe erhielt Lothringen von Arnulph und hiermit die Burg zu Nymwegen, welche er wiederherstellte.

Carl der Einfältige zog 898 gegen Zwentibold nach Nymwegen, wich aber nach Prüm zurück. Wenige Jahre später wurde Zwentibold,

---

1) Smetius sagt zum Jahre 768: „Nach dem Absterben Pipins wurde sein Sohn Karolus, nachmals magnus genannt, zum Könige gemacht Noviomagi. Die Lorscher Annalen sagen nach der Lesart der mon. Germ. hist. zu Novionum, der Fredeger sagt Noviomum, woraus man auf das heutige Nayon schliesst.

welcher sich meist in Nymwegen aufhielt, erschlagen, worauf die Burg an Ludwig das Kind kam, der hier nicht wohnte.

925 sind die Normannen abermals bis Nymwegen gekommen, doch widerstand ihnen Stadt und Burg diesmal.

Otto I. war auf der Burg 947, 948 auf einem Zuge in die Normandie.

Otto II. 973, 974. Otto III. war 985 auf der Burg, woselbst die Hochzeit seiner Mutter Theophano, Schwester Lutgardus, mit Arnulph, Sohn des Grafen Arnulph II. von Holland, mit grossem Gepränge gefeiert wurde. 990 ist Theophano auf dem Palaste, wo sie gewöhnlich Hof hielt, gestorben, von hier wurde die Leiche nach Köln zum feierlichen Begräbniss gebracht. 997 war Otto III. längere Zeit auf dem Palast.

Heinrich II. hielt sich hier auf 1002, 1003, 1006, 1018, 1021.

Conrad dem II., welcher bald zu Cöln, bald zu Aachen, meist jedoch zu Nymwegen sich aufhielt, wurde auf der Reise von da nach Utrecht zu Oosterbeck von seiner Gemahlin Gisela 1026 ein Sohn geboren (Heinrich III.); er war auch 1031 und 1033 in Nymwegen, verlobte 1036 seinen Sohn daselbst feierlichst mit der Tochter König Kanuts von England, erkrankte 1039 hier und starb zu Utrecht. 1040 war Heinrich III. auf dem Palast.

1047 überfiel Gottfried von Lothringen und Brabant, welcher mit dem Kaiser in Streit lag, mit Hülfe der Vlamländer und Holländer Nymwegen und steckte den Reichs-Palast in Brand.

Zeitgenossen nennen ihn „Regiam domum miri et incomparabilis operis, Imperiale Augustumque Neomagi Palatium, nobile Palatium, opus fortissimum.

Die Clever Grafen, welche dem Kaiser beistanden, wollen seitdem mit dem Reichszoll zur Unterhaltung des Palastes belehnt worden sein bei jährlicher Gegenleistung von 50 Ellen Scharlachtuch und den Zoll 1182 wieder an das Reich verloren haben.

Der spätere Kaiser Heinrich IV. war im Jahre 1064 zu Nymwegen, dessen Sohn, Kaiser Heinrich V. reiste 1076 über Nymwegen nach Utrecht, dessgleichen 1123 und 1125, woselbst er starb.

Conrad III. hielt sich 1147 und 1150 einige Zeit zu Nymwegen auf.

1155 hat der unermüdliche Kaiser Friedrich Barbarossa das Schloss, welches durch Alter wie durch Brand verfallen war, erneut, auch die Stadtmauern und Wälle ausgebessert. Hierüber wird noch heute eine Inschrifttafel mit gothischen Lettern, Majuskeln, auf dem Rathhause aufbewahrt, welche besagt:

„Anno mileno, postquam salus est data seclo,
„Centeno juncto, quinquageno quoque quinto,
„Caesar in orbe situs, Fridericus pacis amicus,
„Lapsum confractum, vetus, in nihil ante redactum,
„Arte nitore pari reparavit opus Novimagi,
„Julius in primo tamen extitit ejus origo,
„Impar pacifico reparatori Friderico“ [1])

Friedrich war 1157 dort, 1164 wurde daselbst der nachmale Heinrich VI. geboren. Auch 1174 war Friedrich dort, und soll er 1182 die Burg an Otto II., Grafen von Geldern, verpfändet haben, indess wird 1196 ein kaiserlicher Schlossvogt daselbst von Heinrich VI. in einem Schreiben benannt, auch war Otto IV. im Jahre 1213 auf der Burg, doch verpfändete 1248 Wilhelm von Holland als Gegenkönig wirklich die Burg, die Stadt und das sogenannte Reich von Nymwegen an Otto III., Grafen von Geldern für 16000 und 1254 für weitere 5000 Marken Silber mit der Maassgabe, dass im Falle der Ablösung die Burg an keinen andern dürfe verpfändet werden.

Die Geldern'schen Grafen nahmen Wohnung auf der Burg und verblieben im Besitz; seitdem aber kams zu Streitigkeiten zwischen ihnen und den Städtern sowie innerhalb der Familie selbst, so dass Parteikämpfe hin und herwogten. Schon Reinald III. hatte 1344 und 1361 den Nymwegern, die sich durch die Nähe der Burg bedroht sahen, geloben müssen, keine Thürme oder Thore der Burg, womit dieselbe ringsum versehen war, zu verstärken. Das wiederholte sich, als 1371 das Geldern'sche Herzogthum mit Aussterben der männlichen Linie an das Jülich'sche Stammhaus fiel, dessen Herzöge Wilhelm und Reinald IV. nur zeitweise, jedoch häufig zu Nymwegen wohnten. Nach

---

1) Eine möglichst wortgetreue Uebersetzung möchte sein:

„Im Jahre 1155 n. Chr. hat der im Lande herrschende Kaiser Friedrich der Friedensfreund, das gewichene, zerborstene und zu Nichts zerfallene Befestigungswerk (Schloss) zu Nymwegen gleich kunst- wie glanzvoll wiederhergestellt, obzwar der dem friedfertigen Wiederhersteller Friedrich so ungleiche Julius (Caesar) als dessen Gründer an erster Stelle steht.“

Auch Radevicus, der Biograph Friedrichs, bestätigt, de gestis Frid. I Imp. Cap. 76, dass derselbe die Pfalzen zu Ingelheim und Nymwegen wiederhergestellt hat, mit folgenden Worten:

„Palatia siquidem a Carolo magno quondam pulcherrima fabricata et regias clarissimo opere decoratas apud Noviomagum juxta villam Inglinheim, opera quidem fortissima, sed jam tam neglecta, quam vetustate fessa, decentissime reparavit et in eis maximam innatam sibi animi magnitudinem demonstravit.“

Aussterben dieser Linie kam die Burg 1423 durch Erbschaft an Arnold von Egmont, der jedoch als Verschwender lebend seine Lande an Carl den Kühnen v. Burgund verpfändete, sich die Nutzniessung für seine Lebenszeit vorbehaltend.

1450 — 1453 während seiner Reise nach Rom und Jerusalem stellte Catharina von Cleve, seine Gemahlin, das durch Alter verfallene Schloss wieder her und

1467 wurde dasselbe durch Erweiterung der Stadt in die Ringmauern von Nymwegen gezogen, dann wegen der Verpfändung in Unfrieden mit seinen Landen, seiner Gemahlin und Sohn Adolph lebend, war Herzog Arnold von letzterem 1464 eingekerkert worden und starb 1473, worauf Carl der Kühne sein Pfandrecht geltend machte und vor Nymwegen zog. Nach viermonatlicher Belagerung, in welcher Carl der Kühne strengen Befehl ausgegeben hatte, das Schloss zu schonen, welches von den Römern zu Julius Caesar's Zeiten erbaut sei, wurde ihm als Herzog von Geldern gehuldigt.

Mit den burgundischen Niederlanden kam die Pfalz nach Carls Tode 1477 in Folge Heirath seiner Tochter Maria mit Maximilian an das österreichische Kaiserhaus. Zwar giebts noch mancherlei Kämpfe der Stadt Nymwegen und der Niederlande gegen Maximilian und dessen Freunde, der nach kurzer Herrschaft das Land Geldern wieder an die Egmonte verliert, hierbei kommt auch der Egmontthurm bei der Burg zu einer traurigen Berühmtheit als Gefängniss Egmont'scher Familienmitglieder; später kommt das Land Geldern sogar kurze Zeit an Wilhelm von Cleve, doch 1543 behauptet Carl V. seine Rechte und war 1545 in Nymwegen. In der Zwischenzeit liess

1529 Carl v. Egmont den Egmont'schen Thurm umwerfen und das Schloss mit einen Binnenwall verstärken; auch verstärkte er 1530 die Thürme [1]) und Mauern um die Bürger zu zwingen, obschon auch er gelobt hatte, keine Befestigungen an der Burg vorzunehmen.

1537 wurde Alles, was er hatte herstellen lassen, von den Bürgern wieder geschleift.

1549 wurde Philip II. auf der Burg gehuldigt, auch hielt Anna von Oesterreich 1570 noch einen glänzenden Einzug daselbst, doch die Parma und Alba hatten andre Früchte gezeitigt und in einer Versamm-

1) Eine Zeichnung der Verstärkungen von 1520, Aquarell, ist im Besitze der Stadt.

lung von Repräsentanten der Lande Geldern und Zütphen auf der Burg im Jahre 1577 sagten sich diese vom Hause Oesterreich los und ernannten den Grafen Johann von Nassau zum Statthalter.

Die Burg wurde zwar dem deutschen Reich als Eigenthum vorbehalten aber in übereingekommene Benutzung genommen. Seither was das Schicksal der Pfalz mit dem der Niederlande vereinigt.

1611 wurden die Räume auf dem Schloss zu einer Hofhaltung des Statthalters bestimmt und gehörig meublirt[1]).

Bei einer Belagerung 1672 durch Marschall Turenne bleibt die Burg unbeschädigt.

1769 wurden zu einem fürstlichen Aufenhalte, der schon öfter stattgefunden hatte, neue Zimmer auf dem zweiten Stocke der Burg angebaut[2]).

1786 als der Prinz Statthalter der Landschaft seine Absicht kundgegeben, auf des Fürstenthums Burg mit Genehmigung des Burggrafen die Winterzeit zuzubringen, wurden die nöthigen Verbesserungen an derselben vorgenommen[3]).

Im folgenden Jahre rückte ein preussisches Heer zur Herstellung der Statthalter-Würde in Holland ein. Vereint mit England und Preussen leisteten die Niederlande dem General Pichegru der französischen Republik 1793 Widerstand, jedoch vergebens.

1794 wurde Nymwegen bombardirt und die Burg stark beschädigt.

1795 beschloss der Landtag die Burg zu schleifen und

1796 wurde sie für 90400 Gulden auf den Abbruch verkauft.

Die Abgeordneten der Stadt und vom Reich Nymwegen und zwischen Maas und Waal hatten gegen den Verkauf protestirt und bei der Zuschlagertheilung darauf gedrungen, dass zum ewigen Gedächtniss des Alters der Burg der sogenannte Reusen-Thurm, woran die Merkmale der dort durch die fränkischen Könige und Kaiser gehaltenen Reichs- und Landtage noch zu entdecken waren, und die zwei Capellen mit dem Hofthor, vor welchem die Leibesstrafen im Reich verbüsst wurden, auch die Ruinen der Ringmauern, indem sie einen malerischen Anblick aus früherer Zeit gäben und keine Unterhaltungskosten erforderten, erhalten blieben. Der Beschluss des Land-

1) Raadzign. der Stadt Nijmegen vom 29. März 1611.

2) Land. Rec. vom 28. April 1769 (unsere Zeichnung Taf. IX ist nach Tafeln von Pronk aus den Jahren vor 1733, also sind die späteren Bauten, was das Aeussere angeht, nicht darin zu vermuthen).

3) Land. Rec. vom 8. Sept. 1786.

tages lautete, dass nur die beiden Capellen zu erhalten seien, der Platz aber wurde von der Landschaft der Stadt überlassen zur Anlage einer Promenade.

Seit dem Zuschlag (Land. und Quart. Rec. d. d. 10. Febr. 1796) wurde die Schleifung begonnen und meist mit 100—150 Arbeitern bis zum Herbst 1797 fortgesetzt „und es würde der Mühe werth gewesen sein", sagt unser Augenzeuge In de Betouw, „bei der Entblössung der Fundamente dieselben precise und messkundig aufgenommen zu haben, um sich einen Begriff von der Art der ersten Einrichtung zu machen."

Das ist nun leider nicht geschehen und sind wir in dieser Beziehung also lediglich auf Vermuthungen angewiesen.

Es würde die Pietätlosigkeit, welche die Niederländer der Revolutionszeit, einem krankhaften Zuge ihrer Zeit folgend, gegen dieses älteste Denkmal ihrer und der gemeinsamen deutschen Landesgeschichte bewiesen haben, von ihren Enkeln einigermassen wieder gutgemacht werden, wenn sie sich entschliessen wollten, durch Nachgrabungen das Versäumte nachzuholen. Bei der geringen Ueberschüttung — hin und wieder treten sogar einzelne Mauerreste durch Abspülung wieder zu Tage — dürften solche Untersuchungen auf den Wegen und Beeten der Anlagen ohne Schädigung der Bäume sehr wohl und mit geringen Kosten auszuführen sein. Bis dahin aber bleiben wir auf speculative Ermittelungen angewiesen, die übrigens zu einem rationellen Vorgehen in angedeuteter Richtung gewiss nicht zu entbehren sind.

Ehe wir indess hiermit beginnen, nehmen wir zunächst einmal das in Augenschein, was aus dem Abbruche des Palastes auf uns gekommen ist. Wir nennen die beiden Capellen, die ältere die fränkische, die dem Anscheine nach jüngere, die romanische Kapelle.

## Die fränkische Kapelle (S. Taf. VIII).

Die Kapelle ist ein Centralbau, bestehend aus einem regelmässig achteckigen Mittelschiff von etwa 6,72 m Lichtweite, umgeben von einem etwa 2,60 m weiten Umgange in zwei Stockwerken, jedes etwa 3 m hoch. Dem innern Achteck entspricht im Aeussern ein Sechzehneck derart, dass auf jede Achtecksseite wie Ecke eine Sechzehneckseite kommt. Der äussere Durchmesser des ganzen Gebäudes beträgt etwa 15,4 m. Die Höhe des inneren Raumes misst nahezu das Doppelte der-

Lichtweite, in unserer Restauration 9,5 m, doch muss angenommen werden, dass der Fussboden in Folge der Anschüttungen des ganzen Terrains aus dem Abbruchmaterial früher erheblich niedriger lag.

Das innere Octogon tritt äusserlich aus dem Dache des Umgangs hervor und ist durch einen Ziegelaufbau späterer Zeiten erheblich höher gereckt, als ursprünglich der Fall gewesen sein kann, auch mit einem spitzen Dachhelm versehen, welcher in der Zeichnung Taf. VIII angedeutet ist.

Das Gebäude ist in Tuffsteinen erbaut, jedoch in der mangelhaften und ungenauen Technik frühesten Mittelalters, wovon später eingehender gesprochen werden soll. Der Zahn der Zeit hat mächtig an ihm genagt, und die vielfachen Verwüstungen, von denen die Geschichte dieser Kaiserpfalz spricht, haben es zu Stande gebracht, dass die äussere Wandfläche im Gegensatz zur ursprünglichen Gestalt fast durchweg mit Ziegelfüllwerk glatt gemauert ist. Nur die Nordwestseite zeigt noch die ursprünglichen Blendbögen und Fenster, welche in unserem Bilde allenthalben restaurirt sind.

Es ist das Verdienst des holländischen Malers Oltmans zu Amsterdam, auch die oberen Blendbogen und Fenster in dem Octogon nachgewiesen zu haben, welche zur Zeit von dem hohen Seitendache ganz bedeckt sind, so dass sie nur durch Besuch des schwierig zugänglichen Söllers zu finden sind. Durch die Existenz dieser Blenden und jetzt zugemauerten Fenster und der noch vorhandenen untern Fenster und Blendbögen ist aber die einstige Gestalt des Aeussern unzweifelhaft festgestellt, so dass wir keinen Anstand genommen haben, diese Restauration hier vorzuführen, anstatt einer Zeichnung des in seiner jetzigen Gestalt gänzlich verballhornisirten Aeussern.

In Bezug hierauf mag noch Erwähnung finden, dass die Scheitel der oberen Blendbögen von den jetzigen höher liegenden Fenstern durchbrochen sind und über diesen noch Lichtschlitze zur Beleuchtung des Dachbodens sich befinden, welcher höher liegt als in unserer Zeichnung. Die Fenster der beiden Umgänge sind zum Theil vermauert, zum Theil später mit gothischen Dreipassgewandungen versehen worden, deren spätere Einmauerung abgesehen vom Styl auch aus dem dazu benutzten Material kleineren Façons, als in den älteren Theilen benutzt ist, hervorgeht.

Auf der östlichen Sechzehneckseite befindet sich ein kleiner, gleichfalls zweistöckiger Chor, der später gothisirt wurde und jetzt nur noch mit einigen gothischen Ansatzstücken des Hauptgesimses und darunter

befindlichen Fensterdreipasses, sowie in dem untern Theil bis zur Mensa des unteren Altars erhalten ist, dessen ursprünglich gleiche Grundrissform aber aus dem Material des noch erhaltenen unteren Theils nachzuweisen ist. Die Altarsteine, sowohl des untern als auch des obern Chors mit den üblichen 5 Kreuzen sind erhalten, ebenso die Chornischen, soweit sie in der Mauer liegen, mit ihren Gewölbe-Consolen und Diensten; Alles in gothischen Profilen. Eine kleine viereckige Wandnische unter der oberen Mensa hat keinen architektonischen Werth; sie dürfte vielleicht eine Reliquie des heiligen Nicolaus enthalten haben, dem die Kapelle geweiht war und dessen Patronat für ein ausserordentlich frühzeitig aufgekommenes gilt.

Entsprechend dem östlichen Chor liegt auf der westlichen Sechzehneckseite eine kleine Eingangshalle mit oberer Loggia. Sie ist zur Zeit mit einem Spitzgiebel abgeschlossen, der aber wie in der Form so auch durch das Material von kleineren Tuffsteinstücken sich als spätere Zuthat erweist. Er dürfte dem flacheren ursprünglichen Dache angepasst auch flacher, wie in unserer Restauration, gewesen sein. Die Gesimsplatten haben wir nach dem noch vorhandenen Gesimsstück am Chor gezeichnet; dieselben dürften der gothischen Zeit angehören, doch auch ursprünglich nicht viel ausladender oder höher gewesen sein.

Eigenthümlich fällt hier die Abwesenheit jeglicher Treppe zu der Empore auf. Zur Zeit dient eine Treppenleiter, im inneren Octogon aufgestellt, zur Besteigung des oberen Umgangs; die ursprüngliche Anlage muss aber doch einen andern Zugang zu der Empore und dem offenbar bevorzugten Platze in der Loggia gehabt haben.

Nach dem Vorbild der in der Anlage verwandten jedoch innen und aussen achteckigen Kirche zu Othmarsheim im Elsass wären die Treppenzugänge in den Seitenmauern der Vorhalle zu suchen; nach dem des Aachener Münsters, welches im ursprünglichen Grundriss wenigstens die allergrösste Aehnlichkeit mit dieser Kapelle hat, müssten Treppenthürme an den beiden anstossenden Sechzehneckseiten zu vermuthen sein, während eine Treppenanlage am Chor wie in St. Vitale zu Ravenna hier bei so kleinen Dimensionen ganz ausgeschlossen ist. Indess von solchen Treppengelegenheiten an der Vorhalle ist nicht die geringste Spur[1]) zu finden. Die Halle hat bis zum Hauptgesimse

1) Ein Falz an der Aussenseite der südlichen Hallenwand rührt wohl von einem früher anstossenden Dache her, liegt übrigens als Spur eines Treppenlaufs nach dem Umgang in durchaus ungeeigneter Höhe.

innen und aussen durchaus ursprüngliches Mauerwerk; die Seitenmauern sind zu schwach, um einen noch so schmalen Treppenlauf aufnehmen zu können und die Sechzehneckseiten haben keine Spur einer früheren Treppe, vielmehr sind gerade hier die Blendbogen noch zu erkennen.

Unter solchen Umständen bleibt nur zu vermuthen, dass der Zugang zum oberen Umgang ebenerdig mit einem anstossenden Palastgebäude an der Südostseite gewesen ist, etwa auf einer kleinen Brücke von dort. Zwar findet sich auch hievon keine unzweifelhafte Spur am Gebäude, indess ist dasselbe an dieser Stelle zu sehr geflickt, um daraus etwas schliessen zu können. Eine solche Brücke war auch in späteren Zeiten nicht mehr vorhanden, da die vorliegenden Abbildungen aus dem 18. Jahrhundert sie an dieser Stelle nicht angaben; doch hat sich dort an der zweiten Sechzehneckseite vom Chor ab eine Thürnische erhalten und soll auch daselbst in denkbarer Zeit eine kleine Holztreppe von unten durch das Gewölbe und die Mauernische geführt haben, die man offenbar auch nur als Nothbehelf ansehen kann, nachdem der obere ebenerdige Zugang an derselben Stelle fortgefallen war, da hier eine vermauerte Fensternische im unteren Geschoss noch sichtbar ist, die von einer ursprünglichen Treppe doch sonst verdeckt gewesen sein würde.

Erwägt man auch noch, dass der Eingang der Vorhalle dicht an der hohen Burgmauer, also doch wenig präsentabel liegt, so gewinnt die Vermuthung noch mehr Raum, dass diese Kapelle als Palastkapelle eigens angelegt wurde mit beabsichtigter Zugänglichkeit der obern Etage für den Hof vom I. Stock des Palastes aus, während der untere Umgang für die Dienstleute bestimmt war. Für die Glockenaufhängung dürfte wohl der unmittelbar anstossende Mauerthurm in Anspruch genommen gewesen sein nach Maassgabe der bescheidenen Ansprüche jener Zeit.

Zur Gestaltung des Innern übergehend ist zunächst zu bemerken, wie diese Blendarkadenarchitektur ein genauer Ausdruck der innern Bogenstellungen der beiden Umgänge ist. Die Kämpfergesimse der Achteckspfeiler, einfache Platten mit Schmiegen darunter, wie an der Porta nigra zu Trier, sind auch in den Arkaden zum Ausdruck gebracht und es hat innen wie aussen eine Erweiterung der Bogen über die lothrechten Leibungen hinaus statt, welche ebenso planmässig wie eigenthümlich ist, wenn sie nicht lediglich aus praktischen Gründen — zur Unterstützung der Lehrbögen — angeordnet war. In dem Portal

ist die Erweiterung besonders gross und fehlen hier die Kämpfersteine, dürften aber wohl zu ergänzen sein.

Es darf indess nicht vermuthet werden, dass die äussern Arkaden ursprünglich offen gewesen sind, da die Kämpfer der inneren und äusseren Bogen nicht in gleicher Höhe liegen, die Blendbogen also nur der ästhetische Ausdruck der innern Construction und im übrigen aber auch so schwach und in ungenauer Wölbetechnik ausgeführt sind, dass auf eine Tragfähigkeit dieser Bogen offenbar niemals gerechnet wurde.

Die innern Arkaden des Octogons sind im obern Umgang durch dünne achteckige Säulchen getheilt und oben mit in zwei kleinen Bogen ausgeführter dünnerer Mauerzunge ausgefüllt. Das Kapitell der Säulchen ist das Würfelkapitell, die Basis die attische, jedoch ohne die romanischen Eckblätter. Eine niedrige Brüstung in ganzer Mauerstärke trennt den Umgang vom Mittelraum. Man könnte auf die Vermuthung kommen, dass diese Säulchen einer späteren Zeit, dem 12. Jahrhundert, entstammen und auf den Umbau unter Friedrich Barbarossa zurückzuführen seien, indess spricht doch nichts hierfür als unsere voreingenommene Ansicht, dass die ganze Bogenausfüllung eine romanische sei. Die Theilung aber eines Bogens in zwei oder drei Theile durch zwischengestellte Säulen hat noch gar nichts Romanisches, ist vielmehr seit römischer Zeit in den ravennatischen und lombardischen Bauten im frühesten Mittelalter gebräuchlich gewesen, war auch zu Carls des Grossen Zeit üblich, wie der Grundriss des Abtsgebäudes von St. Gallen aus dem Jahre 820 zeigt, und kommt im Chor von St. Vitale wie auch in der Palastkapelle Carls des Grossen in Aachen vor, in allen hier nur angeführten drei Fällen mit überwölbenden kleinen Bogen. Wenn dabei in Aachen noch eine zweite Stützenstellung im Bogenschluss beliebt ist statt der einfacheren Uebermauerung, so wird diese Ungewöhnlichkeit, die später noch manche Nachahmung erfuhr, aus der grösseren Höhe der dortigen Bogenöffnungen erklärlich, sonst aber ihr Vorbild nur in der Lunette römischer Bogenfenster zu vermuthen sein.

Was endlich das Würfelkapitell anlangt, so setzen wir sein Erscheinen unter den Kunstformen in das 11. Jahrhundert, aber doch auch nur mangels besserer Kenntniss der frühmittelalterlichen Bauten. Man wird aber wohl schon früher mit der römischen Erbschaft an antiken Säulenkapitellen am Rhein fertig gewesen sein, und als es dann galt, dem weitern Bedürfniss an Säulenkapitellen zu genügen, da war für die culturlose fränkische Hand wohl kaum eine andere Form zu finden, welche so einfach und doch so vollständig und zweckmässig

den Uebergang vom rechteckigen Bogenquerschnitt in den runden Säulenschaft vermittelte als diese, welche man daher wohl als eine fränkische Kunstform faute de mieux ansehen darf. An eine Entstehung aus byzantinischen Vorbildern braucht man dabei nicht zu denken, ebenso wenig, wie man das Blätterkapitell damit aufhören lassen muss. Letzteres kann ruhig weiter in Uebung geblieben sein, wo man sich Meister genug fühlte oder wo man wie Carl der Grosse antikes Material herbeischaffen lassen konnte; es bleibt ja in der ganzen mittelalterlichen Kunst neben dem Würfelkapitell in Gebrauch.

Was uns aber vollends in dieser Ansicht bestärkt über das frühere Vorkommen der Würfelkapitelle, das ist das Vorhandensein von Würfelkapitellen offenbar und unzweifelhaft aus der Zeit des Friedrich Barbarossa'schen Umbaues des Nymweger Schlosses an der romanischen Kapelle.

Hier sind uns zwei romanische Säulchen aus dem Jahre 1155 an ihrer ursprünglichen Stelle erhalten, welche gleichfalls Würfelkapitelle und attische Basen haben, aber Schaft, Kapitell und Basis weichen von denen in der fränkischen Kapelle vollständig ab und erweisen sich als der besten romanischen Zeit angehörend. Das Kapitell ist einseitig ausgebildet, die Basis hat die romanischen Eckblätter und der Schaft ist erheblich kürzer im Verhältniss zur ganzen Ordnung, auch rund.

Dass dieselbe Steinmetzschule auf derselben Baustelle gleichzeitig im Jahre 1155 zur Zeit des Umbaus zwei übrigens auch im Material so verschiedene Säulchen gebildet habe, die nach ihrer Anwendung zur Tragung von Bogen in den Kapitellen hätten gleich ausgebildet sein müssen, ist nicht anzunehmen, und damit zerfällt denn auch jeder Zweifel an der Ursprünglichkeit der Würfelkapitelle aus der ganzen Arkadenausfüllung in der fränkischen Kapelle, bei der Kämpfergesimse und obere Schmiegeplatte des Kapitells durchaus zu einander passen.

Beide Umgänge sind in gleicher Weise mit einem System von Kreuzgewölben und dreieckigen Kappen überwölbt, ganz so wie auch im untern Umgang der Aachener Kapelle, nur dass die Gurtbögen, welche dort die Decke in quadratische und dreieckige Felder zerlegen, hier fehlen. Ein Theil der übrigens anscheinend schlecht und mit zu niedrigem Scheitel gewölbten Kappen im untern Umgang ist in romanischer Zeit einmal erneuert und hat dabei besondere Gratrippen bekommen, welche auf Masken-Kragsteinen aufsetzen. Auch im obern Umgang sind in neuester Zeit Gewölbekappen eingestürzt, welche dann in Lattenputz wieder hergestellt sind.

Die ursprünglichen Kappen sind aus Tuffsteinen mit scharfen Graten, jene unteren Kappen zwischen den Gratrippen aus Ziegelmauerwerk und beweisen ihr Herkommen aus romanischer Zeit durch aufgemalte romanische Rankenornamente recht detaillirter Mache[1]).

Es mag hier darauf hingewiesen werden, dass der obere Umgang der fränkischen Kapelle wesentlich anders eingewölbt ist als in der Palastkapelle zu Aachen, denn während erstere Kreuzkappengewölbe wie in den beiderseitigen unteren Umgängen hat, ist die Aachener Capelle mit halben Tonnengewölben eingewölbt, welche von der Aussenmauer nach dem Octogon ansteigend den Gewölbeschub der Kuppel aufnehmen und aufheben.

Das Octogon unserer Capelle ist nun mit einer graden Decke versehen, welche etwas höher liegt, als in der Restauration angegeben und zeigt nirgend Spuren von Gewölbanfängen. Oltmans, welcher sich in einer gewissen Voreingenommenheit befindet, indem er den Bau dieser Capelle gern Carl dem Grossen zuschreiben möchte, lediglich wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Aachener Palastkapelle, restaurirt eine Kuppel hinein und muss zu dem Zwecke und unter der Annahme, dass die Fenster unterhalb des Kuppelanfangs sich befanden, eine Erhöhung der Stirn des Octogons nach der punktirten Zeichnung vornehmen, um eine Kuppelanlage für möglich zu erklären, indess würde das doch mit der Architectur der obern Arkaden schlecht übereinkommen. Zu dem ist das alte Tuffsteinmauerwerk in der That nur bis zur Höhe des in unserer Restauration gezeichneten Gesimses erhalten, während darüber durchweg neueres Ziegelmauerwerk des erhöhten Tambours steht. Warum also einen Zwang auf die äussere Erscheinung des Arkadenbaues ausüben zu Gunsten einer Kuppel? Soll aber eine Kuppel mit niedrigerem Anfang reconstruirt werden, so müsste man, statt dieselbe ganz abgebrochen zu haben, ihren untern Theil abgestemmt haben, um die äussere Mauer intact zu erhalten, was bei der geringen Mauerstärke nicht anzunehmen ist.

Die Kuppel hat also keine Wahrscheinlichkeit für sich und wird die Decke eine gerade Holzdecke gewesen, vielleicht auch das Zeltdach sichtbar gewesen sein. An Beispielen zu solchen Bauten fehlt's übrigens auch nicht; es giebt altchristliche Centralbauten mit gerader und mit gewölbter Decke, und möchten wir von letzteren jenen noch erhaltenen

1) Zeichnung bei Oltmans in „Bouukundige Bijdragen III. Jaargang. Amsterdam 1845."

lombardischen Centralbau hier als mögliches Vorbild bezeichnen, der gleiche Gewölbebildung des untern Umgangs mit unserer und der carolingischen Kapelle in Aachen zeigt, nämlich die Gemeindekirche S. Salvatore von Brescia, die heutige Rotonda des Duomo vecchio, welche am 30. Juli 670 unter dem Longobardenkönige Aprimoald begonnen wurde. Die früheren Kirchen S. Stefano rotondo zu Rom und auch das Baptisterium des Lateran daselbst waren gleichfalls mit geraden Decken versehen, letztere sogar auch mit Empore, so dass es bei der allgemeinen Hinneigung der geistlichen Baumeister damaliger Zeit nach Rom an Anregung zu einem Bau dieser Art nicht fehlen konnte; immerhin war aber diese Kapelle ein selbständig concipirtes Bauwerk, welches von keinen dieser beregten Gebäude einen vollständig brauchbaren Gedanken copirte.

Es liegt ja ausserordentlich nahe, dass, da beide Paläste zu Aachen und Neumagen nach Einharts Aussage von Carl dem Grossen erbaut wurden, man eine Beziehung der betreffenden Kapellen zu einander zu suchen geneigt ist. Geschichtlich ist darüber nichts Positives zu ermitteln. Aeltere Local-Geschichtschreiber sagen, es solle nach einer nicht mehr vorhandenen Chronik im Jahre 799 Pabst Leo die Kapelle zu Nymwegen geweiht haben, was in so fern möglich ist, als Leo in dem Jahre überhaupt in Deutschland war; dass er aber seinen Weg über Nymwegen genommen, davon erzählen die vorhandenen Jahrbücher Nichts, eher ist aber das Gegentheil zu vermuthen.

Unzweifelhaft sind bei Carls Regierungsantritt das alte römische Aquis Granum [1]) sowohl als Noviomagum fränkische Krongüter gewesen mit irgendwie bewohnbaren Räumen, denn er wohnt und tagt daselbst alsbald und seine Vorgänger werden ein Gleiches gethan haben; es hat also wohl auch schon ein Kirchlein daselbst gestanden, wenigstens wird in Noviomagum ein solches an anderer Stelle schon um 692 nachgewiesen. Was nun immer von römischen Burg-Gebäuden hier die Franken übernommen haben [2]) und worauf sich alsdann die fränkischen

---

1) Der Name Aquis Granum kommt im 3. Jahrhundert vermuthlich nach dem Thermen-Gotte Apollo Granus auf. Die Bäder wurden schon unter Alexander Severus benutzt.

2) Um 420 wurde den Franken definitiv das Land zwischen Maas und Niederrhein von Honorius überlassen, nachdem der Grenzkrieg mit ihnen bereits etwa 150 Jahre gedauert hatte.

Machthaber eingerichtet haben, eine Palastkapelle wird doch erst zu vermuthen sein, als Carl dieses Krongut zu seinem dauernden Aufenthalt bestimmte und zum Palaste ausbauen liess, denn auf Ausbauen in und mit dem vorhandenen und aus anderweitem Abbruche herstammenden Material wird es nach Weise der fränkischen Technik auch hier hauptsächlich hinaus gekommen sein.

Wenn wir nun aus den Regesten von Nymwegen ersehen, dass nach einer mit den Lorscher Annalen übereinstimmenden chronistischen Angabe Carl im Jahre 777 bereits in Nymwegen residirte, Heiden taufte etc. und die Burg auf's prächtigste erneute, so dürfen wir auch um diese Zeit wohl schon die Erbauung der Kapelle annehmen und also der Nymweger Kapelle die Priorität zuerkennen, da ja die Aachener nachweislich im Jahre 804 geweiht wurde.

Stellen wir uns alsdann auf den constructiven Standpunkt, so müssen wir doch auch einen Fortschritt in der Kuppelanlage zu Aachen und besonders in dem Bestreben finden, zweckmässigeres Widerlager für die Kuppel aus dem Umgange zu bilden; ein Bestreben, welches ja wohl auf der Kenntniss des inneren Baugedankens von S. Vitale zu Ravenna, vielleicht auch des Tempels der Minerva Medica zu Rom in zweiter Linie fusst. Wollte man die Kapelle zu Nymwegen nach der Aachener datiren, so müsste man sich doch wundern, warum die Baumeister Carls des Grossen, die ihr neues System in Aachen bewährt gefunden hatten, gleich darauf in Nymwegen keine Anwendung davon machten.

Dabei steht denn auch unsere Kapelle in Bezug auf das Aeussere ganz im Rahmen altchristlicher Architektur, jener schlichten Bauweise, welche bewusst von dem römischen Prunkbau allen Pleonasmus an dekorativen Säulenstellungen u. dgl. abgestreift hatte und lediglich den struktiven Baugedanken ihrer Kirchenbauten in den Blendarkaden des Aeusseren wiedergab. Sie erscheint so ganz als ein Kind ihrer Zeit, ein schüchterner erster Versuch in neuer Grundrissform, bei der die Treppeneinrichtung noch nicht gelöst war, weil hier ja wesentlich andere Bedingungen für den Zugang herrschten als in Aachen, wo, wie wir aus den Lorscher Annalen entnehmen, ein längerer Säulengang vom Schlosse zum Kirchenportal führte, an das alsdann zweckmässig die Thürme sich mit Zugang von der Vorhalle anschlossen.

Was denn das antikisirende Aeussere der Aachener Kapelle im Gegensatz zu den Blendarkaden unserer Kapelle anlangt, so müssen wir solches wohl auf Rechnung des klassisch gelehrten von Rom kommen-

den schottischen Mönches Alcuin und seiner Schule an Carls des Grossen Hofe stellen, mit dem ja eine Wiederaufnahme der classischen Studien, insbesondere auch Vitruvs[1]), eingetreten war. Solche antikisirende Bestrebungen der Klosterschulen haben gewiss einen mächtigen Einfluss auf die Architektur ihrer Zeit geübt; sie stellen gewissermassen eine Renaissanceperiode in altchristlicher Zeit dar, wie auch die Façade der Lorscher Vorhalle nahe legt, haben aber doch die architektonische Gesammtrichtung der Zeit nicht aufzuhalten vermocht, welche, das dekorative Motiv aus dem Gewölbebau entnehmend, weit eher in der Nymweger Kapelle zur Erscheinung kommt, als in der dekorativen Pilasterstellung des Aeusseren der Aachener Kapelle.

Es erübrigt noch, die Ansichten Anderer über die Nymweger Kapelle kurz zu erwähnen.

Die älteren holländischen Schreiber gehen alle auf römischen Ursprung derselben hinaus und finden bei der langen Vorgeschichte der Burg auch allerlei interessante Anknüpfungspunkte. Es genügt ihrem Forschertriebe offenbar nicht die Zurückdatirung auf Carl den Grossen, ja einzelne wollen zurückgreifen auf celtische oder germanische Kultusstätten, wobei Tacitus Germania und insbesondere sein templum Tanfanae dem Zweck entsprechend commentirt wird — doch Nichts weiter davon[1]). Schon Smetius der jüngere weist auf die Aehnlichkeit mit der Aachener Kapelle hin, während es erst dem Maler Oltmanns 1844 gelang, hierüber im Allgemeinen Zutreffendes zu sagen und durch Zeichnung klarzustellen.

---

1) Wie sehr Vitruv studirt wurde, geht aus einem Schreiben Einharts an seinen ehemaligen Schüler Vussinus hervor, der ersteren um Aufklärung über dunkle Stellen Vitruvs gebeten haben muss und dieselbe mit folgenden Worten erfüllt: „Ich habe dir die dunklen Stellen und Benennungen aus Vitruvs Büchern geschickt, welche sich zur Jetztzeit darbieten konnten, gesetzt, dass du deren Kenntniss daselbst erforschen solltest. Und ich glaube, dass der grösste Theil dir aus der Kapsel bewiesen werden könnte, welche Dominus E (wahrscheinlich der Abt Egil zu Fulda) mit Elfenbeinsäulchen nach dem Abbild der alten angefertigt hat. Und wegen dem, was Vitruv Iconographium nennt, da siehe nach, was Virgil im 3. Buche der Georgica Scena nennt“; worauf er die Verse 23—25 daselbst citirt.

Der Brief findet sich u. A. auch bei Ideler, Vita Caroli magni. 2 Bde. 1839.

2) Auch Schöpflin geht in seiner Alsatia illustrata bei Beschreibung der kleinen achteckigen Emporenkirche zu Ottmarsheim darauf hinaus, diese Bauten

Die deutsche Kunstgeschichte und Kunstforschung hat von dem Palastbau Carls des Grossen zu Nymwegen überhaupt noch kaum Notiz genommen. v. Quast, auch Schnaase scheinen die fränkische Kapelle gekannt zu haben, vielleicht aber nur aus Kugler's Bemerkung, der sie, auf Lasaulx gestützt, ein Baptisterium nennt.

Wir müssen allerdings nach Esmold Nigellus Beschreibung der Taufe Heriolds im Palast zu Ingelheim annehmen, dass die immersio zur Zeit Carls des Grossen noch üblich war, und mag derselbe immerhin seine Sachsen hier aus dem Taufbade gezogen haben, glauben aber doch solche Taufhandlungen hier nur ausnahmsweise annehmen und ein Baptisterium überhaupt nur an solchen Stellen vermuthen zu dürfen, wo eine grössere Pfarrkirche nebenan solche häufig wiederkehrenden Amtsgeschäfte in besonderen Raum verlegt haben wird, was hier nicht zutrifft. Darauf fusst wohl auch eine Mittheilung im Organ für christliche Kunst, 1856, aus einem Reisetagebuche, welche die romanische Kapelle einen Theil einer Kirche aus dem 12. Jahrhundert nennt und unsere fränkische ein etwa gleichzeitiges Baptisterium. Wir wollen eine Reisenotiz, die nur auf dem Augenschein beruht und jeder historischen Unterlage entbehrt, nicht anfechten, doch hat der anonyme Verfasser in einer beigegebenen Grundrissskizze der fränkischen Kapelle eine Treppenanlage eingezeichnet, die allenfalls auf Grund von Hörensagen dort vermuthet werden konnte. Was die Treppenanlage selbst anlangt, so ist bereits früher davon gesprochen. Da aber der Text des Reisebuches im Organ davon überhaupt keine Erwähnung thut, so müssen wir doch gegen eine so willkürliche Verzeichnung einer nicht vorhandenen Treppe protestiren.

Aus dieser Quelle hat auch Dr. Otte für seine Geschichte der

---

auf römischen Ursprung zurückzuführen und es besteht ja allerdings auch noch eine achteckige römische Palastkapelle aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts im Diocletianspalast zu Spalato. Ausserdem finden sich noch Reste solcher Tempel in Frankreich zu Corseult, Erqui, Eu, Aigurande, La Marche du Limousin und Montmorillon, ja es stand sogar auch in Nymwegen ein solcher achteckiger Tempel auf der Winseling, der im 17. Jahrhundert abgetragen und dem Prinzen Moriz von Nassau zu Cleve für seinen Springberg im Thiergarten geschenkt wurde, woselbst er bis in unsere Zeit conservirt blieb. Aber wir haben es ja gar nicht mit einem achteckigen, sondern mit einem sechszehneckigen zu thun, und Celten und Germanen hatten keine Tempel. Auch Woltmann setzt die Kirche zu Ottmarsheim aus römischer Zeit ins 11. Jahrhundert.

mittelalterlichen Baukunst in Deutschland, S. 85, geschöpft, der übrigens S. 73 die Schicksale der Burg seit Carl dem Grossen nach anderer Quelle richtig angibt.

## Die romanische Kapelle (S. Taf. VIII).

Ueber das Alter dieser Kapelle kann keine Meinungsdifferenz bestehen. Jeder unserer Leser wird sie sofort als einen romanischen Bau aus bester Zeit erkennen und da nachweislich Friedrich Barbarossa die verfallene Burg im Jahre 1155 wieder aufgebaut hat, so ist über die Zeitbestimmung im Allgemeinen Alles gesagt.

Gleichwohl werden die Einzelheiten noch zu denken geben, und beschreiben wir daher kurz die vorhandene Ruine.

Eine Absis an der Giebelmauer eines Kirchenschiffs ganz erhalten; die beiden Seitenmauern des letztern nur in den unteren Theilen und ein niedriges Stück einer anstossenden Umfassungsmauer mit einer Thür-Gewandung darin. Im Innern liegt ein Haufen Säulencapitelle, Basen und Schäfte, Fries und Gesimsstücke von Sandstein, Marmor und Granit.

Ein Blick darauf zeigt uns Kapitelle antiker Reminiscenz und ein weiterer auf die Chornische an der letzteren zwei antike Säulen, während man links in einer Wandnische die schon erwähnten zwei romanischen Säulchen und vis à vis den Platz zweier Pendants in gleicher etwas verbauter Nische sicht. Deutliche Spuren eines ausgebrochenen Gewölbes sind darunter sichtbar; also eine Doppelkapelle, deren oberste von 5 romanischen Chorfenstern beleuchtet war, während die untere 3 runde Fenster hatte und links und rechts je eine Thür, welche zur Hälfte verschüttet sind, so dass man den ursprünglichen Fussboden tiefer zu vermuthen hat. In der rechtsseitigen Mauernische der oberen Kapelle bemerken wir eine später eingebrochene Thür, wie eine Bogenthür, so dass wir in derselben eine Kirchenloge vermuthen möchten, zu der ein äusserer Aufgang in einem Treppenthurm bestand, dessen Spuren noch sichtbar sind.

Die äussere Chorseite ist in zwei Etagen und mit Bogenfriesen und Lisenen gegliedert und zeigt breitgesäumte romanische Fenster, eine mit romanischem Schema skulpirte Lima, romanische Kapitellchen und Kragsteine.

Eigenthümlicher Weise durchbrechen zwei der Rundfenster die untern Lisenen.

Wir geben auf Taf. VIII eine Skizze des Chors und auf Taf. X Ansichten nach älteren vermuthlich zu Anfang des 18. Jahrhunderts gefertigten Zeichnungen, die uns diese Anlage in ihrem Verhältniss zu dem Hauptgebäude und den Burgmauern, wie sie damals noch bestanden, zeigen.

Das unterste Bild auf Taf. X zeigt links in der Ecke die fränkische Kapelle in ihrem damaligen Zustande. Die romanische Kapelle liegt an der anderen Seite des an den Thurm anstossenden Langbaues.

Man sieht auf Taf. VIII, dass eine Vorhalle zu der unteren Kapelle führte und sieht den Treppenthurm, bemerkt auch die Ergänzung des Kirchenschiffs, ein Kirchenfenster über der Nische mit den 2 romanischen Säulchen, und wie das Kirchendach unorganisch in das Hauptdach einschneidet. Der obere Theil hat eher ein etwas gothisches Aussehen, was ja spätere Reparaturbauten wohl mitgebracht haben mögen.

Das ganze Gebäude ist in Tuffsteinen, wie die fränkische Kapelle, jedoch sehr viel besser, stellenweise geradezu vollendet in der Technik ausgeführt.

Oltmans hat den Versuch gemacht, auf Grund der vorhandenen Säulenreste, die hier offenbar seiner Zeit beim Abbruch des Gebäudes zu der verbliebenen Ruine zugehörig deponirt sind, die untere Kapelle zu restauriren bezw. die Art der Einwölbung anzugeben, und werden damit die vorhandenen romanischen Kapitelle und Säulen verbraucht, während zwei den antiken Säulen entsprechende Reste an der andern Seite der Wandnischen ihren Pendants gegenüber nachzuweisende Plätze bekommen, und ist damit diese Frage erledigt.

Die Gewölbekappen der untern Kapelle sind in unserer Zeichnung punktirt eingetragen; für die obere Kapelle wird ein Kreuzgewölbe anzunehmen sein. Die zwei Wandnischen in der Chornische unter den Fenstern dürften als zu Seitenaltären gehörig zu betrachten sein; die darunter befindlichen drei runden Fenster erhalten aus der Lage der Schildbögen bei dieser Gewölbeanlage gleichfalls ihre nothdürftige Erklärung, gleichwohl bleibt es auffällig, dass eben eine solche Eintheilung gewählt wurde, welche im Aeusseren zu einem Conflikt mit der Architektur führte. Wer löst hier des Räthsels Siegel? Das Vorhandensein der antiken Säulen legt ja natürlich den Gedanken nahe, dass hier nicht nur Material, sondern auch gar ein ganzes Untergeschoss aus dem Carolingischen oder gar aus einem römischen Bau zur

Benutzung gekommen ist. Hierüber kann nur eine eingehende Materialuntersuchung Aufklärung verschaffen, die, da alle drei früheren Baumeister, die Römer, Carl der Grosse und Friedr. Barbarossa Tuffstein verwandten und nur Catharina von Cleve in den Verdacht kommen kann, mit Ziegel restaurirt zu haben, um so nothwendiger ist.

Geschichtlich ist über diese Kapelle Folgendes zu ermitteln:

Nach P. Bondam, Charterboek van Gelderland, hatten zum Lesen von Messen und zur Verrichtung des Kirchendienstes in diesen Kapellen — auch der fränkischen — Otto III. Graf von Geldern und seine Gemahlin Margarethe im Jahre 1250 je einen besondern Caplan, Magister Andreas (comitis) und Ghyselbertus (comitissae). Von den folgenden Herzögen und Herzoginnen wurden diese Hofkapellen mit verschiedenen Einkünften begiftet.

P. C. G. Gujol schreibt im Jahre 1850 nach einem Stadtrechenbuche aus dem Jahre 1545 über den Besuch Kaiser Carls V. in Nymwegen: „So lange der Kaiser zu Nymwegen verweilte, was wahrscheinlich vom 9. oder 10. bis zum 16. Februar war, wurde täglich in beiden Kapellen der Burg Dienst gethan. In der jetzt sogenannten halben Kapelle, die einen Theil von der im Jahre 1155 durch Friedrich Barbarossa wieder erbauten Burg ausmachte, hörte der Kaiser und die Königin [1]) des Morgens bereits frühzeitig die Messe, während die übrigen Burgbewohner Gelegenheit fanden, dasselbe in der noch heute vorhandenen achteckigen St. Nicolaskapelle zu thun, die damals innerhalb der ersten Ringmauer der Burg stand und um 800 durch Kaiser Carl den Grossen erbaut wurde."

In de Betouw erzählt noch, dass im Jahre 1672, als die Stadt vom Marschall Turenne belagert und zwei Stadtkirchen zerschossen waren, der Gottesdienst in der „Prinzen-Kamer" auf der Burg abgehalten wurde und wir schliessen aus alledem, dass die romanische Kapelle an den Fürstensaal stiess, dass sie zum Bau Friedrich Barbarossas die gleiche anstossende Lage gehabt hat wie auf unserer Zeichnung, dass also der Barbarossa'sche Bau abgesehen von den Steinkreuzfenstern und einer möglichen Erhöhung des zweiten Stocks mit der Restauration Catharina von Cleve's jedenfalls im Erdgeschoss und I. Stock identisch ist und vermuthen weiter, dass besagte Fürstenkammer bezw. Saal auch schon zu Carls des Grossen Zeiten ihre

1) Die Königin Wittwe von Ungarn, seine Schwester, die damalige Statthalterin der Niederlande.

Dienste gethan hat und dass die Chornische damals wohl eine Thronnische gewesen ist, wie solche auch in den Sälen zu Ingelheim und Aachen vorkommt. Auch die Lage der Schornsteine auf den Aussenmauern, besonders aber alte vogelperspectivische Grundrisse des Gebäudes bestärken uns in der Annahme, dass sich hier in schmal- oder breitseitiger Lage vor der Nische ein längerer Saal befunden haben muss, wahrscheinlich jedoch derart, dass die Nische die Absis einer Palast-Basilika war.

## Material-Untersuchung.

Die Materialuntersuchung ergab an der romanischen Kapelle die untrüglichsten Zeichen, da diese Ruine in späterer Zeit nicht restaurirt wurde und, einmal in vorzüglichster Technik erbaut, auch am wenigsten verfallen ist. Nur in dem oberen Theile hat sie, seitdem sie ohne Dach und Rinne ist und das Regenwasser von dem Kuppelgewölbe sich in die Mauern ergiesst, vom Froste arg gelitten, sonst zeigt sie noch allenthalben bei scharfkantigem Gefüge glatte Flächen.

Innen und aussen sieht man dieselbe vollendete Technik romanischer Baukunst, deren Datirung durch die romanischen Ornamente ja untrüglich ist. Das Mauerwerk ist in regelmässigen Schichten, von denen 5 Lagen 54—55 cm messen, aufgeführt, zeigt in den Paramentmauern guten Läuferverband — d. h. die Steine breitseitig mit wechselnden Stossfugen — und im Inneren roheres Mauerwerk, jedoch aus Abbruchmaterial, wie es nach dabei vorkommenden scharfen Kanten und kleinern Stücken den Anschein hat. Die Fugen der Paramentmauern sind etwa 1 cm stark, gleichmässig und aus feinkörnigem Kalkmörtel; die Steine regelmässig geflächt, scharfkantig und in kleinem Format von 10 cm Höhe und etwa doppelter Länge in der Ansichtfläche.

In dieser Weise ist das Halbrund und die beiden anstossenden Schiffmauern ausgeführt, doch ist an der Aussenseite des Halbrunds eine Bemerkung zu machen, die nicht auch für die anstossenden Mauern gilt. Bis etwa 70 cm vom jetzigen Boden an findet sich hier ein Quadermauerwerk von grösserem Format und tieferer Färbung vor, bei der 3 Schichten auf etwa 50 cm kommen und die einzelnen Quadern Dimensionen von etwa 16,5 zu 25—35 cm in der Ansichtsfläche zeigen. Die Quadern sind ganz scharfkantig, sauber geflächt und mit messerscharfen Fugen offenbar von reinem Kalk versetzt, so dass es den An-

schein hat, als ob nicht die romanische Hand hier das Versetzen besorgt hat.

Wir können nach der Vollendung der Technik hier nur auf römische Arbeit schliessen, wie solche bei einem Monumentalbau angewandt wurde — das Isodomum Vitruvs.

Diese Arbeit kommt nur an der Absis vor, während die gleichen Schichten an den Schiffmauern romanisches Gefüge zeigen.

Die Schiffmauer steht mit dem anstossenden Mauerwerke der Langwand nicht im Verbande, vielmehr stossen hier die Quadern stumpf gegeneinander und bekunden hierdurch eine spätere oder frühere Aufführung eines der beiden Bautheile, wahrscheinlicher aber die Ausführung des Langbaues vor den Schiffmauern. Von der Langwand steht allerdings nur ein kleines Stück, welches jedoch genügt, um eine von beiden beregten Mauertechniken ganz verschiedene Ausführung zu zeigen. Das Aeussere ist zu unvollständig, um mit Sicherheit einen Schluss zu erlauben, jedoch zeigt das Innere der Mauer 13—14 cm hohe Quadern von dem dunkeln Ansehen der römischen, theils verletzt, theils ganz scharfkantig, offenbar aus einem Abbruche stammend und von ungeschickter Hand gemauert; denn während dieselben Quadern bei der römischen Paramentmauer mit messerdicken Fugen versetzt wurden, klaffen hier die Fugen bis zu 3 Centimenter offen, die Quadern sind schief in den Mörtel eingedrückt, welcher mit ungesiebtem Sande, der Kieselstücke bis zu 2 cm Durchmesser enthält, gemischt wurde. Dabei zeigt die Mauer Kopfverband, d. h. die Quadern sind in die Quere der Mauer gestreckt, und es fehlen die Paramentmauern.

Die Mauerstärke, welche bei der Absis und dem Kirchenschiff 1,25 m betrug, ist hier nur 90 cm.

Wir möchten hieraus auf die Hand der Maurer Carls des Grossen schliessen, die das Material direct aus dem römischen Abbruche nahm und unter Anwendung eigener Technik, wobei das Mauerwerk homogen — d. h. ohne beiderseitige Paramentmauern und zwischenliegendes Füllmauermerk — aufgeführt wurde, in geringeren Mauerstärken vermauerte.

In dieser Ansicht werden wir bestärkt, wenn wir uns nun zu der fränkischen Capelle wenden. Hier finden wir ein an die romanische und römische Technik erinnerndes Mauerwerk an keiner Stelle. Zwar ist das vielfache moderne Flickwerk hier wohl geeignet das Urtheil zu trüben, indess ist es doch schon ein Beweis für die Mangelhaftigkeit der ersten Ausführung überhaupt. Dann aber kommen doch viele

Stellen vor, bei denen man an der Ursprünglichkeit des Mauerwerks nicht zweifeln kann, und hier zeigt sich durchweg grosses Quadermaterial, dem römischen ähnlich, scheinbar aus einen Abbruch stammend, was an den verletzten Ecken scharfkantigen Materials ersichtlich wird, dabei auch vorzugsweise Kopfverband zeigend und mit Fugen in jenem groben Mörtel, welche die Ungeschicklichkeit des Maurers sowohl in ihrer ungleichen Stärke — bald knirschend bald zollweit — als auch in schlechter horizontaler Abgleichung erkennen lassen. Gleiche Erscheinung zeigt das Mauerwerk im Innern der Kapelle. Es hat also auch hier nicht die römische und romanische Mauertechnik der Parament- und Füllmauern stattgefunden, sondern die Mauer ist homogen aus Abbruchmaterial ungleicher Grösse aufgeführt. Nur der Spitzgiebel der Vorhalle dürfte aus späterer Zeit sein, da er regelmässiges Mauerwerk zeigt, und aus kleineren Quadern aufgeführt ist.

Die grösste Ungeschicklichkeit beweisen aber die Handwerker Carls des Grossen in den Blendbogen, die jeden Vergleichs mit römischen oder romanischen Bogen spotten. Die Mauerstärke ist auch hier etwa 1 Meter.

Die Reste des der fränkischen Kapelle benachbarten Mauerthurms sind in Höhe von einigen Metern noch erhalten. Freilich ist das äussere Mauerwerk oder die Paramentmauer, wenn solche vorhanden war, abgefallen oder abgebrochen und man sieht hier nur noch das Füllmauerwerk. Dasselbe ist von Bruchsteinen, macht aber einen sehr guten Eindruck. Die Tuffsteine sind in den Lagerfugen roh geflächt und in den Stossflächen nur mit dem Hammer bearbeitet; der sehr harte Mörtel ist gleichfalls mit kleinen Kiesstücken, wie er offenbar allen dortigen Baumeistern in der Waal zur Hand lag, gemischt, jedoch sind die Quadern durchaus lagergleich in wechselndem Verbande — Läuferschichten und Kopfschichten — gemauert und dabei die Lager und Stossfugen nicht über ein Centimeter und so regelmässig eingehalten, dass hier die Hand sehr geschickter Handwerker zu vermuthen ist. Das Mauerwerk macht den Eindruck der Ursprünglichkeit, denn nirgendwo findet sich eine Quader, welche frühere feinere Bearbeitung zeigt, daher als aus einem Abbruche stammend erkannt wird. Gleichwohl sind die Schichten nicht viel höher als bei dem romanischen Mauerwerk — 11—12 Centimeter oder 5 Schichten auf 57 Centimeter — doch als Füllmauerwerk dem romanischen Füllmauerwerk der halbrunden Kapelle gegenüber von unvergleichlichem Vorzug der Technik. Wir vermuthen hier wieder römische Hand,

die ja innerhalb der Paramentmauern solches lagerhafte und hammerrechte Bruchsteinmauerwerk aufführte.

Versuchen wir nun auf Grund der so gewonnenen Materialkenntniss zunächst bei der romanischen Kapelle des Räthsels Lösung. Die Collision der Rundfenster mit den Lisenen daselbst muss auch dem romanischen Baumeister verdriesslich gewesen sein, denn es ist der Versuch gemacht worden, die Lisenen abzuarbeiten, da aber das auch keine Lösung war, so ist man damit auf halbem Wege stehen geblieben, und man erkennt heute noch deutlich, dass dieselben auch in das von uns als römisch erkannte Quadermauerwerk sich fortsetzen.

Unter solchen Indizien wären wir daher gern bereit gewesen, die Lisenen der Zeit des romanischen und altchristlichen Styls allein zu überlassen, doch liessen sich damit die römischen Quadern nicht fortschaffen. Es ist uns nun zwar kein römisches rundes Bauwerk mit Lisenen bekannt geworden — die Rückenseite römischer Hemicyclien haben wir übrigens niemals zu Gesicht bekommen — doch konnten wir ja allenfalls an römische Pilastervorlagen denken, die später da, wo sie nicht zu Lisenen gebraucht wurden, abgearbeitet waren. Kurz, wir befanden uns in schwieriger Lage, als wir die vorhandenen Reste an Säulen und Capitellen einer abermaligen Musterung unterwarfen und nun zwei Säulenstücke mit zugehörigen Capitellen, ein Friesstück und ein Gesimsstück, Alles in gleichem weissen Marmor auffanden, die sich in Profilen, Capitellen und namentlich in dem Laubwerk des gradezu überladenen Gesimsstücks mit Consolen etc. als ein Werk spätrömischer, aber noch wenigstens in dem Laubwerk guter Stylisirung und Technik zeigten. Diese Theile — die Säulen etwa 46 Centimeter oberem Durchmesser und 55—64 Centimer u. d., Capitell 50 Centimeter hoch ohne Astregel, Friesstück 57 Centimeter hoch, 75 breit und etwa ein 1 Meter lang, Gesimsstück 58 Ctm. hoch weit ausladend mit Consolen und kräftigster Blattschematisirung — gaben zu den stehenden Säulen der Absis keine Pendants, da sie zu stark sind, auch von anderm Material und anderer Zeichnung [1]), und dürften

1) Die andere Zeichnung macht sich vorzüglich in dem Laubwerk geltend, denn während diese Säulen etc. den römischen Akanthus zeigen, sonst aber doch auch schon recht barbarisirt sind und in Bezug auf den Uebergang vom runden Schaft in die Capitellplatte mit den stehenden Säulen der Absis verwandt, zeigen letztere in den Blättern ein ganz verwildertes Blattschema, wie es wohl nur der Carolingischen Zeit zugeschrieben werden kann, wobei aber die römischen Capitelle als Vorbild gedient zu haben scheinen. —

zu dem ursprünglich hier zu vermuthenden römischen Bau, vielleicht einem Hemicyclium, gehört haben; denn das Friesstück zeigt eine triglyphenartige Vorlage von der Stärke unserer Lisenen, etwa 6 Ctm., auf der sich figürlicher Schmuck — hier sehr lädirt — befindet.

Wir wollen aus den hier vorliegenden Säulenstumpfen nicht gleich einen Tempel bauen, halten uns aber bezüglich des römischen Quadermauerwerks und dessen Lisenen nun für beruhigt und würden uns freuen, wenn spätere weitere Ermittelungen hier ein solches Mittelglied zwischen römischer und mittelalterlicher Kunst constatiren sollten.

## Der Plan der Burg (s. Taf. IX).

Von besonderem Interesse erscheint es uns, über die Gesammt-Anlage des Palastes Ermittelungen anzustellen, um, so viel es noch möglich ist, den Grundriss festzustellen.

Wir hatten zunächst gehofft, dass sich noch alte Grundrisse in dem städtischen Archive vorfinden würden, etwa als Anlage der Land- und Quartier-Recesse und Rathssignale über die Reparaturbauten und den schliesslichen Verkauf, indess sind unsere von einem Mitgliede der Nymweger Alterthums-Commission unterstützten Bemühungen in dieser Beziehung ohne Erfolg geblieben.

Was die Commission gesammelt hat, wurde von uns durchgesehen, es beschränkt sich auf Vogelperspectiven des Stadtplans einschliesslich der Burg und mancherlei Aquarelle aus früherer Zeit, das früheste 1530 datirt. Sodann befindet sich auf dem Rathhause noch ein Oelbild der Burg von Jan van Goyen, der dieselbe öfter zum Motiv seiner Architekturgemälde genommen hat und eine Vogelperspective in Oel

Jene Carolingischen Säulen sind offenbar von Barbarossa in seinem Bau wieder verwandt worden, doch ist nicht anzunehmen, dass das an derselben Stelle geschehen sei, denn das umgebende Mauerwerk ist romanisch. Diese abermalige Verwendung, die ja sonst der Carolingischen Bauthätigkeit den Stempel aufdrückt, zeigt sich auch hier in den ungleichen Säulenschäften, die besondere Basisstücke zur Höhenausgleichung nöthig machten. Das andere Capitell der Absis hat sogar zwei Astregale, eins, welches sich am Capitell, ein anderes, welches sich an dem Schaft befand, und zwischen beiden die Fuge, ein Beweis, wie man sich zu helfen wusste, und wie sehr man altes Material schätzte und stets wieder verwandte, wenn es auch an der neuen Stelle mitunter wie die Faust aufs Auge passte.

vom ganzen Stadtplan; beide Bilder ohne Datum jedoch nach der Erweiterung der Stadt vom Jahre 1467 und mithin auch der letzten Restauration durch Catharina von Cleve, wie auch aus dem Vergleiche mit dem Städtebilde bei Braun aus dem Jahre 1574 hervorgeht. Mit diesen im Allgemeinen vollständig übereinstimmend, jedoch in besserer Zeichnung, bestehen noch Ansichten der Burg in Tirions „Verheerlykt Nederland“ von Pronk gezeichnet zu Anfang des 18. Jahrhunderts (siehe die Abbildungen auf Taf. X) und zwei Kupferstiche von Hooger[1]), kurz vor der Schleifung im Jahre 1784 und 1795 gestochen, welche gleichfalls mit allen übrigen in Bezug auf das Aeussere der Burg übereinstimmen, so dass man seit 1574 und wohl auch seit Katharina von Cleve keine wesentlichen Veränderungen vermuthen darf.

Mit diesem Materiale waren wir allerdings in der Lage, den Grundriss der Anlage zu reconstruiren, dem wir eine genaue Copie der Katasterkarte zu Grunde gelegt haben unter Einmessung der vorhandenen Bautheile. Soweit die Bautheile noch existiren, unsere Angaben daher unzweifelhaft sind, wurden dieselben vollschwarz angezeichnet, soweit sie nach den Ansichten reconstruirt sind, nur schraffirt angelegt (s. Taf. IX).

Die äusserste Mauer ist die Stadtmauer vom Jahre 1467, wodurch die Burg in den Stadtbering gezogen wurde. Die ältere Stadtmauer zog sich vom Burgthor nach der Waal hinab und umschloss den innersten Kern der jetzigen Stadt. Der eigentliche Schlosshügel wird an seinem Fusse von einer Ziegelsteinmauer eingefasst, welchen Zwinger wahrscheinlich Carl von Egmont im Jahre 1529 anlegte. Eine Zeichnung der beiden östlichen Thürme mit Schartenbänken der Mauer etc. befindet sich im Besitze der Stadt und da nach unserer Baugeschichte im Jahre 1537 die Thürme wieder abgerissen wurden, so muss diese Zeichnung wohl, wie auch auf ihr angegeben, aus dem Jahre 1530—37 sein. Die Lage der Thürme unmittelbar an der Hauptstrasse war allerdings auch geeignet, den Bürgern Missbehagen einzuflössen und unbequem zu werden und bringt uns ferner zu der Vermuthung, dass der Egmont'sche Thurm, welchen Carl von Egmont umwerfen liess, als dem Schlosse gefährlich, auf der gegenüberliegenden Seite des

1) Es sollen von Hooger's noch eine Anzahl von Zeichnungen des Innern der Burg hinterlassen sein, welche von seiner Familie der Nymweger Alterthums-Commission zum Ankauf angeboten waren. Als diese zögerte, waren die Zeichnungen eines guten Tags von einem Engländer erworben und mögen sich jetzt wohl in englischem Privatbesitz befinden.

Weges, auf dem Hunenberge, gestanden hat, wo auch, wie der Name schon besagt, die älteste Begräbnissstelle, war und die erste christliche Kirche aus dem Jahre 692 stand; vielleicht war der Egmontthurm der übrig gebliebene nach damaliger Gewohnheit freistehende Glockenthurm jener Kirche.

Die innere Schlossmauer ist die älteste; in ihr befindet sich auch der noch erhaltene Tuffsteinthurm und dieselbe war von Tuffsteinen erbaut nach dem Zeugniss des jüngeren Smetius, welcher in seiner Chronik von Nymwegen sagt:

„Die Burg liegt dicht an der Waal auf steiler Höhe, welche nur an einer Seite zugänglich ist, umringt mit starken Mauern und hohen Thürmen von Tuffstein mit der Maassgabe, dass sie oben und besonders an der Südseite, wo sie durch den mannigfachen Wechsel von Regen und Sonnenschein aufgezehrt ist, in den früheren Jahrhunderten von Ziegelstein erneut wurde. Sie hat drei grosse Höfe und zwei Kapellen, die grössere mit zwei Umgängen und acht Pfeilern, dem Anschein nach gleich denen von Aachen und Paris. In derselben sind zwei alte Inschriften. Es befindet sich ein Bogen von merkwürdiger Grösse dort. Die Burg ist ehrwürdig und merkwürdig selbst wegen der unterirdischen Bogen und der künstlichen Pfeiler."

Wir werden auf dieses älteste Zeugniss, etwa aus 1650, zurückkommen müssen und entnehmen ihm vorerst, dass diese innere Ringmauer Jahrhunderte vor 1650, also vielleicht zur Zeit Katharina von Cleve's 1450, mit Ziegelsteinen ausgebessert wurde. Wir würden daher die Mauer mindestens in die Zeit Friedrich Barbarossas zu setzen haben, indess die Belagerungen und Zerstörungen vorher und das Zeugniss der Zeitgenossen — opus fortissimum 1047 und palatium immensae molis 880 — weisen doch schon darauf hin, dass zu der Carolinger Zeiten die Burg befestigt war, und wir dürfen nach den Fortifikationsgrundsätzen aller Zeiten bei diesem Hügel die Befestigungen nirgendwo anders vermuthen als auf dem Bergrande. Zwar ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass an Stelle der alten Mauer Friedrich Barbarossa 1155 eine andere erbaut habe, doch wollen uns die Zerstörungen nach der Geschichte der Burg und nach Erfahrungen an andern Orten nicht so recht gründlich vorkommen.

833 ist die Burg von den Dänen in Brand gesteckt und doch hält Ludwig der Fromme schon 837 und 838 wichtige Reichstage dort, und die Burg wird stetig weiter bewohnt. Es wird also wohl nur mit dem Verbrennen der Holztheile sein Bewenden gehabt haben. 880

passirt der Burg ein Gleiches, doch 890 und weiter wohnt Zwentibold auf ihr, und sie ist nach wie vor fleissig besucht von gekrönten Häuptern und deren Familien. Nach der Verbrennung im Jahre 1047 scheint allerdings die Wiederherstellung längere Zeit ausgesetzt gewesen zu sein, dafür spricht das Tagen der Herrscher in Utrecht und der verpfändete Zoll zur Wiederherstellung an die Grafen von Cleve, doch sind in der Zwischenzeit bis 1155 immerhin noch einige Besuche zu verzeichnen, und wenn auch die Burg als Residenz in Verfall gekommen sein mochte, als Festung und in der Burgmauer, wo Nichts zu verbrennen war, dürfte sie doch erhalten geblieben sein; auch wird von einem Einreissen der Mauern nirgendwo berichtet. Inschrifttafeln sind ja immer etwas ruhmredig und stellt die Inschrift von 1155 den Verfall der Burg gewiss schlimmer dar, als er war, zu Gunsten des grossen Wiederherstellers, doch auch hieraus und aus dem Worte opus ist nicht zu schliessen, dass gerade die Mauer zerstört gewesen wäre[1]).

Von Carl dem Grossen sagt die Inschrift gar Nichts; derselbe scheint für den Chronographen nicht als besondere Grösse existirt zu haben, und die Erwähnung Julius Cäsars legt den Gedanken nahe, dass wohl die Spuren der Römer nicht weniger deutlich gewesen sein mögen als diejenigen Carls des Grossen. Was aber immer von der Inschrift zu halten, der Thurm, welcher sich erhalten hat, zeigt nicht carolingisches noch romanisches, sondern römisches Originalmauerwerk, und wenn Friedrich Barbarossa die Mauer anderswo erneut hat, so hat er dies auf römischer Grundlage gethan; denn die Befestigungen des römischen Castells hier, für dessen Existenz sich die Anzeichen bereits gehäuft haben, sind schlechterdings nach der Terraingestaltung nicht anderwärts zu suchen.

Es entspricht aber die Anlage auch durchaus den römischen Befestigungsbauten, wie sie uns aus Rom, Ravenna, Aosta, Carcassone und andern Orten erhalten sind. Die römische Umfassungsmauer trug den Umgang der Schartenbank auf Bogenstellungen wie hier, sie war flankirt mit halbrunden Thürmen und umzog den zu schützenden Ort in unregelmässigen, dem Terrain sich anpassenden Linien. An einer Seite und zwar derjenigen, von der Entsatz bei Belagerungen zu erwarten war, stand das Prätorium zugleich als letztes refugium, von wo man eventuell auf Schiffen weiter konnte. Dieses Prätorium müsste

1) Wir sehen diese unsere Ansicht auch durch das geschichtliche Zeugniss Radwigs, welches weiter oben beigebracht wurde, unterstützt, der sagt, dass die Schlösser (opera) zwar sehr stark, aber schon durch Vernachlässigung und auch durch Alter verfallen gewesen seien.

nach der ganzen Oertlichkeit an der Waalseite zu suchen sein, und in der That finden wir auch hier noch diejenigen Gebäude, welche anstossend an den Riesenthurm, den Hauptthurm des ganzen Castells, als die ältesten sich erweisen, — auch auf unserer Zeichnung — da hier auch die Palastkapelle Carls des Grossen sich anschliesst.

Ja, wir finden auch das anschliessende, nach unserer Materialuntersuchung Carl dem Grossen zuzuschreibende, lange Gebäude in so eigenthümlicher schiefer und dabei einen Thurm der römischen Mauer benutzender Lage zu erstern Gebäudetheilen, dass an eine gleichzeitige Aufführung beider nicht zu denken ist.

Was den Riesenthurm in unserer Zeichnung anlangt, so erkennt man den Dachhelm ja als ein Kind späterer Zeit und auch der obere Theil, die Ueberkragung, die Maschikoulis und der Zinnenkranz können erst in Friedrich Barbarossa's Zeit zurückdatirt werden, denn der römische Thurm hatte, meist auf einem Sockelgeschoss stehend, wie dies auch die Waalfront zeigt, keinerlei Ueberkragungen und die Schartenbank in bündiger Lage mit der unterstützenden Mauer. Desshalb mag aber der untere Theil gleichwohl alt sein und unser Augenzeuge In de Betouw Recht haben, wenn er sagte, dass daran die Merkzeichen der von den fränkischen Königen und Kaisern hier gehaltenen Reichstage noch zu sehen gewesen seien.

Gar auffällig muss an dem Thurme die einem früheren Thor entsprechende Bogenlinie auch sein, und wir halten dies für den Bogen, den Smetius als so merkwürdig bezeichnet. Vollends aber müssen wir zu der Ansicht kommen, dass wir es hier mit einem Thorthurm zu thun haben, wenn wir seinen oblongen Grundriss betrachten, der nach den oberen Fensteröffnungen — 6 an der langen und 3 an der kurzen Seite — fast doppelt so lang wie breit ist. Wir kommen zu der Vermuthung, dass diese Fensterreihe von 18 Stück in gleicher Höhe der ehemalige römische Zinnenkranz ist und dass, wie man dergleichen in alten Topographien ja so häufig findet, in späterer Zeit einfach darauf aufgebaut wurde [1]).

---

1) Wir müssen hierauf als auf ein Argument ad hominem ganz besonders hinweisen. Auch Krieg von Hochfelden, eine Autorität auf dem Gebiete römischer und mittelalterlicher Kriegsbauten, constatirt einen solchen Aufbau für zahlreiche Fälle, wobei dann auf der Plattform des römischen Thurmes die Thürmerwohnung entsteht. Die römische Scharte, aus welcher mit der blanken Waffe und mit Schleudermaschinen gekämpft wurde, hat ja Fensterbreite, — hier etwa 1 m — und man kann doch nicht annehmen, dass man für höchstens

Lässt sich aber der Gedanke an einen Thorthurm hier schon gar nicht mehr abweisen, so kommen wir folgerichtig zu einer Burg in der Burg, die wir unter Berücksichtigung der schon angedeuteten Nebenumstände, insbesondere der schiefen Lage[1]) des carolingischen Baues eher für ein römisches Prätorium, denn für carolingischen Ursprungs halten. Die romanischen Fenster unter dem römischen Zinnenkranz weisen ja gleichfalls auf nachträgliche Adaptirung im Jahre 1155 eher hin als auf carolingische Zeit. So auch kommt die Inschrift von 1155 in ihre Rechte, welche sagt, dass als Gründer der Burg Julius Caesar an erster Stelle steht.

Die weitere Vermuthung, dass der Thurm zwei Flügelgebäude gehabt, welche einen innern Hof bis zur Umgangsmauer begrenzten, ist ja, wie die Kranzschraffirung auf unserm Plane zeigt, von dem theilweisen Vorhandensein von Gebäuden in gleicher Lage getragen. Der Thurm mag dabei als Propugnaculum beim Rückzuge und als Ausfallspforte nach erhaltenem Succurs von der Waal aus gedient haben.

Man würde entgegnen können, dass der Brunnen, dessen Lage nach dem Brunnenhäuschen der Zeichnung eingetragen wurde, wohl innerhalb des Prätoriums hätte liegen müssen, indess an Wasser konnte es doch bei der Nähe der Waal auf dem Prätorium nicht fehlen und eine geschützte Verbindung mit derselben wird man auf jeden Fall annehmen müssen, denn schon im Bataverkrieg wurden die Landoperationen durch eine starke Kriegsflotte auf dem Rheine geschützt und für deren ungehinderte Communikation mit den Castellen war zweifelsohne Vorsorge getroffen, hier aber solche gar nicht einmal nöthig, da die Waal, der wie man sieht im Laufe der Jahrhunderte nur wenig Ufer abgewonnen werden konnte, den Fuss des Burg-Berges unmittelbar bespülte[2]).

---

zwei Kammern und einen Treppenbau 18 Fenster ursprünglich angelegt hätte. Eine Galerie zur Vertheidigung der Thore lag bei den römischen Propugnaculen direkt über denselben und kann hier in dieser Höhe und zumal nach den Seiten hin nicht vermuthet werden. Es bleibt also ein Zinnenkranz und liefert der romanische Aufbau den Beweis für die Rückdatirung in carolingische Zeit. Ob noch eine frühere Bauperiode, die römische, für das Entstehen des Thurmes in Anspruch zu nehmen ist, kann wohl glaubhaft gemacht, durch Untersuchung der aufzugrabenden Fundamente aber erst bewiesen werden.

1) Ob derselben, die aus Raummangel gewiss nicht gewählt wurde, wohl die Absicht zu Grunde lag, dadurch normal zu dem Hemicyclium zu kommen?

2) Es muss mit Recht auffallen, dass gerade hier, wo eine unterirdische Verbindung mit der Waal vermuthet werden kann, sich heutzutage ein Eiskeller

Werfen wir nun noch einen Blik auf die Ansichten der Gebäude, wie sie uns die vorhandenen Abbildungen auf Taf. X lieferten, so müssen wir darin eine gründliche Restauration innerhalb älterer Gebäude erblicken, die nach den Steinkreuzfenstern zu schliessen im fünfzehnten Jahrhundert vorgenommen ist. Auch in den nachweislich aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Gebäudetheilen des Clever Schlosses, dem Schwanenthurm, finden wir dieselben Steinkreuzfenster und können daher nicht fehl greifen, wenn wir die Restauration Catharina von Cleve zuschreiben.

Diese spätgothische Adaptirung zeigt sich dann auch in der Anwendung des Dreipasses zu Bogenfriesen an dem höher geführten Mauerthurmaufbau — vermuthlich einem Treppenthurm — dann in der Einsetzung der spitzbogigen Gewandungen in den Fenstern der fränkischen Kapelle und in dem gothischen Chor derselben. In dem Langbau werden die romanischen offenen Hallen mit Fensterkreuzen geschlossen und deutet sich die früh mittelalterliche Facade nur noch in einigen Fensterspuren des Flügelgebäudes des Riesenthurms an.

Catharina bleibt während der Restauration auf dem Schlosse wohnen und baut offenbar nicht aus reichen Mitteln, da das Land verpfändet ist. Die Mauern werden mit Ziegelsteinen ausgeflickt, was einen nichts weniger als opulenten Eindruck macht. Die Umfassungsmauern der Gebäude wird sie daher auch nicht angegriffen haben, denn die Kamine stehen noch auf den Aussenwänden und das romanische Bogenfries des Langbaus deutet noch auf Barbarossa's Zeit. Von dem Ausbau zu alter Theile, wie dem Thurmflügel, scheint sie auch abgesehen zu haben.

Die romanische Kapelle wird sie in dem Spitzgiebel auch gothisirt haben und das Dach des Riesenthurms dürfte ebenfalls ihr Werk sein, indess kann man Dächer und hölzerne Lucarnen aus naheliegenden Gründen niemals auf viele Jahrhunderte schätzen; doch ist der Aufbau des Riesenthurms nicht ihr Werk, sondern romanisch.

Dass wir den Riesenthurm und anstossenden Flügel für den äl-

befindet mit Eingang von der Langebahn, dem früheren Uferrande. Das Innere war nicht zugänglich, da der Keller mit Eis gefüllt ist, auch soll er in unserer Zeit erbaut worden sein. Gleichwohl würde man bei etwaigen weiteren Untersuchungen den Punkt nicht ausser Acht zu lassen haben, da ja nicht ausgeschlossen ist, dass der neue Keller an Stelle eines früheren Gewölbes erbaut ist. Wenn ein solcher Zugang überhaupt vorhanden gewesen ist, kann er kaum an anderer Stelle zu vermuthen sein.

testen Theil halten, weil an ihn in der bis zur Mauer verbliebenen Ecke sich die fränkische Kapelle anschliesst, ist schon erwähnt, über den Thorthurm liegen zu generelle Zeichnung vor, um eine Zeitangabe zu machen; ein Thor kann an anderer Stelle nach der Oertlichkeit nicht gestanden haben und hat wohl die allgemeinen Wandlungen mitgemacht.

Der Fürsten-Saal hat, wie ja nachgewiesen wurde, im langen Flügel auf der ersten Etage gelegen, die auf einem hohen überwölbten Erdgeschoss ruhte. Dass Carl der Grosse den Saal hier gleichfalls hatte, muss nach der Materialuntersuchung angenommen werden und es muss auch ferner angenommen werden, dass er auch den Chor der Kapelle als Thronnische schon benutzte, und dass darauf das schlechte carolingische Mauerwerk von Friedrich Barbarossa bis auf das römische abgebrochen wurde, als er die Thronnische zur Kapelle einrichtete; denn wir können uns nicht wohl denken, dass eine römische Ruine, das fragliche Hemicyclium, von Carl dem Grossen nicht als gutes Baumaterial benutzt worden, also abgebrochen worden wäre, wenn er sie nicht ganz gebrauchen konnte.

Damit aber ist auch alles erschöpft, was über diejenigen Baulichkeiten, die nur bildlich auf uns gekommen sind, nach Maassgabe der Baugeschichte von einer archäologischen kunstkritischen Untersuchung gesagt werden kann. Lauteres Gold wird hier erst gegraben werden müssen. Das aber muss Sache vereinter Alterthumsfreunde bleiben.

Cleve, 1883. Hermann.

---

## 8. Meister Gerard Lange,

### ein Kölner Gold- und Silberschmied des 14. Jahrhunderts.

Nebst den ältesten Statuten der Goldschmiede-Fraternität.

---

Mit dem Aufschwung des deutschen Städtewesens, mit der Zunahme des Reichthums und der daraus hervorgehenden Prachtliebe des Bürgerstandes sowohl als der geistlichen Anstalten musste naturgemäss die Hebung der verschiedenen Kunstgattungen gleichen Schritt halten und sich zu üppiger Blüthe entfalten. In dem mittelalterlichen Kulturgange der altberühmten freien Reichsstadt Köln, der Königin am Rheinstrome, findet sich dies in vollem Masse bestätigt. An herrlichen Werken der Baukunst, vornehmlich der kirchlichen, und der Malerei zeigt sie sich im Mittelalter unerreicht im Kranze der deutschen Grossstädte. Das Kunstgewerbe, und insbesondere die sogenannten Kleinkünste, in ihrem nach Bestimmung und Stoff überaus mannigfaltigen Schaffen, reihen sich würdig daran. Das Fach der Gold- und Silberschmiede, mit dem sich das Emailliren, der Siegel- und Medaillenschnitt, das Ciseliren, sowie die Metallgravirung, die Vorläuferin der Kupferstecherkunst, verband, nimmt unter den letzteren die erste Stelle ein.

Staunen muss man über die grosse Anzahl selbstständiger Meister, welche, vom 12. Jahrhundert an, in den Grundbüchern und Zunftregistern namhaft gemacht sind. Sie pflegten sich vorzugsweise in der langgedehnten Strasse „inter aurifabros", die noch jetzt „Unter Goldschmied" heisst, sowie in den angrenzenden Theilen von Oben-Marspforten anzusiedeln. Als sie sich gleich nach dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts für die Anschaffung eines neuen Zunfthauses entschieden, wählten sie das beim südlichen Ende der nach ihnen benannten Strasse gelegene stattliche Haus „Zum goldenen Horne", jetzt Nr. 1. Die Ankaufsurkunde datirt vom 3. Juni 1401.

Der Tüchtigkeitsruf der Kölner Meister, sowie die dem Betriebe ihres Faches besonders günstigen, glückverheissenden örtlichen Verhältnisse führten denn auch stets fremde junge Männer aus nahen und fernen Ortschaften, selbst aus den bedeutendsten Städten, nach Köln,

um hier die Goldschmiedekunst zu erlernen und sich dauernd niederzulassen. Wir vermögen deren aus Aachen, Arles, Arnheim, Arnsberg, Augsburg, Barmen, Bonn, Brandenburg, Bremen, Brügge, Brünn, Cleve, Dortmund, Dortrecht, Düren, Eisenach, Erfurt, Frankfurt, Freiburg (Vryberg), Geldern, Gent, Herzogenbusch, Hildburghausen, Homburg, Jülich, Krakau, Kranenburg, Kuylenburg, Löwen, Lübeck, Mainz, Münster, Nancy, Neuss, Neustadt, Nürnberg, Nymwegen, Orsoy, Osnabrück, Paderborn, Roermonde, Sachsenhausen, Speier, Strassburg, Thorn (Thoire), Venlo, Worms, Zütphen — ferner einen Wolterus Anglicus 1236, einen magister Andreas Gallicus de Parisio 1360, einen Jacobus filius magistri Johannis Gallici 1360, einen Gerhardus dictus der Wayle 1363, einen Zeliss Vlemynck 1450, einen Joest Behemer 1440, und viele andere aufzuweisen. Eine interessante Erscheinung ist der Goldschmied Gerard Burchgreve, ein Mann von vornehmer Abkunft aus den Niederlanden. Er war von seinen Eltern und Voreltern her aus guter Ritterschaft entsprossen, hatte aber durch die feindliche Macht der Wasserfluthen sein elterliches Erbe und alles sonstige Besitzthum verloren. Da fasste er den Entschluss, sich dem Gewerbsstande anzuschliessen und mit seiner Hände Fleiss und Kunst sein Brod zu verdienen. Er zog nach Köln, trat in den Verband der hiesigen Goldschmiedezunft und wurde ein reicher und angesehener Mann, dessen Tochter Cathringin in das berühmte Geschlecht der Hackeney heirathete. Sein Heimatsbrief vom 21. October 1445, der in anziehender Weise über seine Familienverhältnisse und seine Schicksale berichtet, wurde bis zuletzt im Zunftarchiv aufbewahrt und befindet sich jetzt in meinem Besitze.

Durch den lebhaften Verkehr mit den höheren Ständen und die aus dem lohnenden Geschäftsbetriebe sich ergebende Wohlhabenheit stiegen manche Goldschmiede zu einer Bildungsstufe und zu einem Ansehen, wodurch, nachdem im Jahre 1396 eine rein-demokratische Verfassung eingeführt worden, sich ihnen selbst oder ihren Söhnen der Weg zu den höchsten bürgerlichen Aemtern öffnete. Aus Goldschmiedefamilien stammen die Bürgermeister Adolf Bruwer, Wenemar von dem Birbaum, Johann Breide im 15. Jahrhundert, Johann Pfeil genannt von Scharfenstein im 16., Johann II. und Gerhard Pfeil von Scharfenstein sowie Maximilian von Kreps im 17. Jahrhundert. Die Ahnherren der jetzigen Grafen von Berchem, der Ritter Hackeney, der Von der Ketten und anderer zu hoher Vornehmheit gestiegenen Geschlechter waren ebenfalls Goldschmiede.

Wie beliebt im alten Köln die Silbergeschirre waren, wie sie für des Hauses erste Zier gehalten wurden und welchen Schatz die Silberkammer der reichen Bürger zu bewahren pflegte, bezeugt eine Stelle der Zimmerischen Chronik (III, S. 237—238), die über ein Banket bei einem Kölner Patrizier aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts berichtet, wo man die Gäste in eine Nebenkammer führte und ihnen das an zwei Wänden von unten bis zur Decke reichende Silberzeug zeigte, das auf 30,000 Gulden geschätzt wurde. Wir wollen die interessante Stelle hier wiederholen. Es ist von der Zeit die Rede, „dieweil die baid gebrueder freihern von Zimbern zu Coln gewesen". Dort heisst es: „Und aber dieselbig nacht war an der rechten vassnacht ain gross bauket in aines reichen burgers haus, hab ichs recht behalten, so hat er der Wasserfass[1]) gehaisen, bei den reichesten under aller burgerschaft. Under anderm fuert man sei in den gardenrobbe, der am sale stunde, und liess sie das silbergeschier sehen. Das war vil silbers aldar und bei etlichen, nit den wenigsten, fursten nit gefunden wurt, wie dann die Kölner, sonderlich mit dem silbergeschier, brangen, auch manches gröstes vermögen ist. Ich hab dieses Wasserfass silbergeschier domols horen uf dreisig dausent guldin schetzen, dann es waren in dem gardenrobbe zwo seiten vom boden an biss an die bünen hinauf mit eitelem silbergeschier uf schepften überstellt. Nach dem sass man an ainer langen dafel zusamen, die herren und das frawenzimmer, und fieng das banket an."

Ein weit älteres Beispiel reichen Silberbesitzes findet man in dem Testament eines Würdners beim Kölner Domstifte, des Subdecans Hermann von Rennenberg. Es datirt vom Jahre 1318 feria quarta post dominicam qua cantatur Judica (12. April), und unter den überaus zahlreichen Verfügungen liest man die folgenden:

„Item lego domino nostro Henrico archiepiscopo meliorem Cyfum meum quem habeo cum coopertorio suo.

---

1) Das Geschlecht der Wasserfass war ein sehr vornehmes. 1417 wurde „Gerart van dem Wasseruasse" in den Rath gewählt, dem er zuletzt 1432 angehörte. 1433 folgt Goedart v. d. W., sein Sohn. Dieser wurde 1437 Bürgermeister und bekleidete diese Würde zuletzt im Jahre 1462. Von 1495 bis 1519 findet man Gerhard von Wasserfass neunmal als regierenden Bürgermeister, und von 1533 ab erscheint abermals ein Gerhard v. W. dreimal in derselben Eigenschaft, der 1541 gestorben ist. Diese Männer haben sich auch durch kunstsinnige Stiftungen, namentlich in den Kirchen von St. Peter und St. Columba, verdient gemacht.

Item lego capitulo meo duos magnos Cyfos deauratos, ut eis utantur in propinatione, et ad hoc perpetuo conseruentur.

Item dono Ernesto decano maiori unum Cyfum deauratum.

Item lego capitulo s. Gereonis urnam argenteam et cyfum.

Item consulibus et scabinis ciuitatis Coloniensis duos cyfos deauratos, ut eis utantur in domo ciuium in propinatione.

Item lego duos cyfos magistro Henrico, preposito s. Seuerini Coloniensis.

Item dentur cognatis meis predictis argenteus cyfus et due scale.

Item duas pelues meas argenteas deputo ad consecrationem capelle quam edificaui in muro urbis (auf der Burgmauer).

Item Megtildi de Rineggen tres crateras argenteas et duas marcas.

Item lego Richmudi begine flesculam argenteam et unam marcam.

Item lego Nese de Siberch unam scalam.

Item lego Meyne canonice ss. virginum meliorem cingulum meum.

Und beim Schlusse des Testaments finden sich noch „quosdam cyfos, scalas, anulos et cocliaria“ als Bestandtheile des Nachlasses erwähnt. (Lacomblet, Archiv, Bd. II, S. 157—164.)

Wie sehr auch Vernichtung und Verschleppung die Fülle von Meisterwerken der Gold- und Silberschmiedekunst in Köln herabgemindert haben, so fehlt es dennoch in der Gegenwart nicht an bewunderungswürdigen Ueberbleibseln aus den verschiedenen Jahrhunderten. Die gesicherteren Aufbewahrungsstätten der Kirchen Kölns und mancher andern zur Erzdiöcese gehörigen Städte und Ortschaften haben sich noch immer recht Vieles erhalten, was sich würdig in die glänzende Kette von dem Dreikönigenkasten bis zum Silbersarge des h. Engelbertus, den beiden Perlen des Domschatzes, gliedert. Das letztgenannte Meisterwerk liefert den Beweis, dass die Kölner Gold- und Silberschmiede sich bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts auf der Höhe ihrer Tüchtigkeit behauptet haben. Conrad Duisbergh, Goldschmied und Wardein, ist der Verfertiger, wie die an dem Werke eingegrabene Namensbezeichnung nebst der Jahresangabe 1633 bezeugt. Gelen's Buch Pretiosa Hierotheca, im darauffolgenden Jahre bei Gisbert Clemens zu Köln in Druck erschienen, beschreibt den mit bildlichen Darstellungen geschmückten kostbaren Sarg, jedoch ohne den Künstler zu nennen. Die Wärme seiner Verehrung und Dankbarkeit ist um so stärker dem Schenkgeber, dem Kurfürst-Erzbischof Ferdinand, zugewandt, dessen bayerisches Stammwappen nebst dem Wappen des Erzstifts in emaillirter Arbeit an dem Kasten angebracht ist.

Derselbe bedauerliche Umstand wie bei den Werken der altkölnischen Malerei zeigt sich auch bei jenen der Goldschmiedekunst. Zahlreiche Kunstschöpfungen und zahlreiche Meisternamen stehen einander gegenüber, ohne dass wir Nachrichten besitzen, welche, gleich einer vermittelnden Brücke, die Feststellung der Zugehörigkeit ermöglichen. Der Mann, mit dem wir uns im Nachfolgenden eingehend beschäftigen werden, gehört zu den Wenigen, in deren Wirken und Schaffen ein genauerer Einblick vergönnt ist, und zwar in den Blättern des ältesten der noch im Stadtarchiv vorfindlichen Ausgabebücher der sogenannten Mittwochs-Rentkammer, die Jahre 1370 bis 1380 enthaltend. Hier finden sich viele Veranlassungen aufgezeichnet, wo es dem Rathe von Köln geboten scheinen musste, Kleinodien als Geschenke darzureichen. Dem Kaiser Carl IV., der Kaiserin, ihrem Sohne Wenzel von Böhmen, späterhin Carls Nachfolger, dem Erzbischof von Köln Grafen Friedrich von Sarwerden, der Herzogin von Jülich, hochgestellten Würdnern, Rittern und Edlen, die sich um das Gemeinwohl der Bürger verdient gemacht hatten, oder von deren Einfluss man solches erhoffte, werden im Namen der Stadt werthvolle, meist übergoldete Silbergeschirre dargeboten, die fast alle in der Werkstätte des Meisters Gerard Lange angefertigt waren. Freilich werden diese Gegenstände jetzt nicht mehr aufzufinden, vielleicht sämmtlich im Verlauf der wechselvollen Zeiten der Zerstörung anheimgefallen sein — aber die seitens des Kölner Rathes gewährte Auszeichnung lässt erkennen, dass dieser Meister Gerard Lange einer der besten, wo nicht der erste, unter seinen damaligen Fachgenossen gewesen. Ich stelle die betreffenden Positionen im Nachfolgenden zusammen:

1370.

Dominica Dyonisij feria quarta post.

Item pro vno crusibulo (Trinkbecher) argenteo quod fuit datis (sic) magistro Camere domini Imperatoris. magistro gerardo longo . . lxxxiij. mr. quum dux hollandie fuit hic.

Item pro vasis argenteis scilicet duabus anforis valentibus. iij^c^. mr. xxiij. mr. Item xij. scalis valentibus. ij^c^. xxxiiij. mr. Item pro duabus kenys et duobus mengeuass. valentibus. ii^c^. lxxx. mr. facientes scilicet in summa . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . viij^c^. xxxvij. mr.

(Diese Position ist durchstrichen.)

Item magistro gerardo langen aurifabro ex iussu dominorum. pro exspensis . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . C. mr.

Item pro vasis argenteis datis domino Johanni de harue . . . . . C. lxxiiij. mr. iij. sol.

Dominica Elizabet f. q. p.

Item pro vno crusibulo dato herbordo de hexheim . . . xcij. mr.

1371.

Proprio die Elizabet feria quarta.

Item magistro gerardo longo aurifabro . . . . . . . . . . . C. mr. ex iussu dominorum pro censu domus sue et alijs.

Dominica Lucie f. q. p.

Item gerardo langen pro diuersis cleuodijs argenteis datis domino goiswino de tzeuel. henrico de barmen. Theoderico de Junker, datis et perputatis . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . $v^{c}$. lxxx. mr.

1372.

Dominica Judica f. q. p.

Item pro duabus anforis argenteis emptis ad vsus dominorum. constabant . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . $iij^{c}$. xxxvij. mr. viij. sol.

Dominica post sacramenti f. q. p.

Item famulis aurifabri ad debibendum . . . . . iiij. mr. de vasis argenteis.

Dominica post octauas sacramenti f. q. p.

Item pro coclearia argentea renouata. vltra argentum antiquum xij. mr. magistro gerardo longo.

Dominica petri et pauli f. q. p.

Item pro vasis argenteis datis domino archiepiscopo Coloniensi. videlicet pro tribus anforis. tribus mixtilibus et tribus ciphis. habentibus in pondere. xl. mr. j. settin argenti. quelibet marca pro. xxix. mr. pagamenti. ita quod summa eiusdem argenti se extendit ad . $xj^{c}$. lxj. mr. excluso vino sibi presentato quod fuerunt. xiij. ame in numero. (Am Rande: Vasa argentea presentata domino frederico archiepiscopo Coloniensi tempore introitus sui.)

Dominica octauarum petri et pauli f. q. p. que fuit post (festum) processi et martiniani.

Item vasa argentea presentata domino Imperatori. ij. anforas. ij. kenas, et ij. mixtilia deaurata. habentes in pondere. xxiiij. mr. argenti et iij. verdunc. quelibet marca pro xxx. mr. pagamenti Summa . . . . $vij^{c}$. xlij. mr. vj. sol.

Item domine Imperatrici presentata fuerunt. ij. anfore. ij. ciphi.

et ij. mixtilia deaurata. habentes in pondere xxvij. mr. argenti. et iij. verdunc, quelibet marca pro xxx. mr. pagamenti facientes in summa . viij$^{c}$. xxxij, mr. vj. sol.

Item domino regi bohemie presentata fuerunt. j. anfora. j. kene. et j. mixtile deaurata. habentes in pondere. xij. mr. argenti. quelibet marca pro. xxx. mr. pagamenti. facientes . . . . iij$^{c}$. lxxj. mr. iij. sol.

Item magistro gerardo longo pro laboribus suis et familia sua . . x. mr. ad debibendum.

Item domino de koldiss. j. kena. habens in pondere argenti v. mr. pro xxix. mr. faciens . . . . . . . . . . . . . . . . . C. xxx. mr. vj. sol.

Dominica bartholomei f. q. p.

Item magistro Sygero secretario domini Coloniensis in vasis argenteis . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . iij$^{c}$. xliij. mr.

In vigilia marci.

Item pro vna kena argentea domino gerardo roitstoch data . . . lxxix. mr.

Dominica Anthonij f. q. p.

Item pro vno Crusibulo argenteo dato domino henrico de hamerstein canonico sanctorum apostolorum. ex iussu dominorum . . . lxv. mr. per magistrum gerardum langen.

1374.

In vigilia Omnium sanctorum.

Item pro vasis argenteis presentatis herbordo de hexem et choriepiscopo per dominum gerardum de benesis . . iij$^{c}$. xxviij. mr. vj. sol.

1375.

Dominica Oculi f. q. p.

Item magistro gerardo longo de scalis argenteis reparandis . . . xxj. mr.

Dominica post octauas penthecost. f. q. p.

Item magistro gerardo longo pro reformacione vnius mengekentgin v. mr.

In vigilia beati Anthonij confessoris.

Item magistro gerardo longo de clenodijs emptis erga eundem datis ducisse Juliacensis . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . C. xxxv. mr.

Dominica (Circumdederunt) agathe f. q. p.

Item pro reformacione vnius anfore argentee . . . ix. mr. iiij. sol.

1377.

Dominica Vocem Jocundidatis f. q. p.

Item magistro gerardo longo aurifabro . . . C. lxiiij. mr. viij. sol. de vasis argenteis datis hedenrico de ore ex iussu dominorum.

Crastino concepcionis bte. marie virginis.

Item pro clenodijs datis nepoti pape . . . . . C. lxx. mr. vj. sol.

Dominica thome f. q. p.

Item gerardo longo aurifabro . . . . . . . . . . . . . . . . . l. mr. de clenodijs nepoti domini pape datis que sibi defecerunt de summa sua et est in toto solutus de clenodijs predictis.

Dominica Esto michi f. q. p.

Item pro vasis argenteis scilicet duabus anforis et duobus mixtilibus datis domino Coloniensi in introitu suo . . . . iiij$^{c}$. xxxviij. mr.

1378.

Dominica margarete f. q. p.

Item pro vno Crusibulo argenteo empto erga gerardum longum dato domino Johanni Wolff militi . . . . . . . . . . . . . . . . . lix. mr.

1379.

Crastino beate marie magdalene.

Item pro vna scala argentea in qua sacrum ponitum fuit. quod inuentum fuit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . xiij. mr.

1380.

Dominica Oculi f. q. p.

Item pro exspensis factis secrete et pro vno crusibulo argenteo dato nuncijs secretis . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . C. mr. per henricum de baculo.

Dominica Epiphanie domini f. q. p.

Item gerardo longo de vasis argenteis . . . v$^{c}$. lxxix. mr. iiij. sol.

Dominica Katherine f. q. p.

Item pro vasis argenteis alias datis domino Regi Romanorum ex parte ciuitatis . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . vij$^{c}$. mr. ad bonum computum.

Item pro duobus Crusibulis argenteis datis consiliarijs regis predicti C. xciij. mr. viij. sol.

Dass Meister Gerhard Lange, neben der Tüchtigkeit in seinem Berufsfache, der Gold- und Silberschmiedekunst, zu den einsichtsvolleren und in den Umgangsformen gewandteren Männern im damaligen Köln gehörte, ist durch wiederholte diplomatische Sendungen bezeugt, an denen er in den Jahren 1370 und 1372 betheiligt wurde. Das Ausgabebuch meldet nämlich am Mittwoch nach penthecosten 1370 (Blatt 37a): „Item Johanni de aureo capite (Guldenheuft). domino constantino de cornu et gerardo longo destinatis ad dominum treuerensem. xxiiij. mr." 1372 (Bl. 57a) erhält er eine Vergütung für Reiseauslagen zu den Bischöfen von Köln und Trier.

Der Rath hatte ihm ein Amt beim Münzwesen zugetheilt. Schon die erste Position, worin er im Ausgabebuche erscheint, sagt Dominica Cantate f. q. p. 1370 (Bl. 6b): „Item tilmanno de dorwilre et magistro gerardo langen. xvij. mr. ij. sol. de pagamento." Etwas später (Blatt 8a) heisst es: „Item tilmanno de dorwilre et magistro gerardo longo de pagamento ad sayandum et pro exspensis et nuncijs. xj. mr. ij. sol. iiij. den." Oftmal ist er als „sayator", Bl. 357a mit Johann vom Gryne und Werner von der Aducht als „Sayenmeister" bezeichnet. Saiga, Sagia bedeutet einen denarius serratus. Das Amt wird also durch Pfenningsmeister oder Pagamentsherr verständlicher zu machen sein.

Wenden wir uns zu den Schreinsbüchern der Stadt, so erhalten wir genaue Aufschlüsse über unseres Meisters Herkunft und Familienverhältnisse. Er stammte aus Münster in Westphalen, war zuerst verehelicht mit Bela, der Tochter Hermann's Rodin, dann mit Catharina. In der Unter Goldschmied genannten Strasse, domwärts neben dem Hause Ederen, der Laurenzkirche gegenüber, lag sein Wohnhaus. Aus der ersten Ehe hatte er zwei Söhne, Gerard und Hermann, die zweite Gattin schenkte ihm eine Tochter Catharina. Als seinen besondern Freund lernt man Herrn Elger von Deutz (de Tuycio), Canonich des St. Severinsstiftes und erzbischöflicher Rentmeister, kennen, den er 1380 zu seinem Testamentsvollzieher einsetzen durfte. Es sind die Schreinsbücher Columbae: Cleric. portae, Laurentii: Lib. IV, Scabinorum: Judeorum und Scabinorum: Parationum, worin er von 1343 bis 1388 in mancherlei Geschäftshandlungen, Häuser- und Renten-Ankäufe und -Verkäufe betreffend, vorkommt, abwechselnd mit den Namensformen Gerhard Lange, Geirhart den Langin, 1353 und 1373 (Laur. L. IV) „Gerardus dictus Langhe de Monasterio Westphalie". Das städtische Ausgabebuch wendet vielfach die lateinische Uebertragung „Longus" an

Nach seinem Tode verkaufen die beiden Söhne am 20. Juli 1390 das Haus neben Ederen für 300 Goldgulden dem „Soistghino judeo de Sibergh“, vorbehaltlich des Rückkaufsrechtes bis zum Reinigungsfeste der Maria. Sie waren nicht in der Lage, von diesem Rechte Gebrauch machen zu können, namentlich scheinen die Vermögensverhältnisse des älteren Sohnes Gerhard zerrüttet gewesen zu sein. Da legte sich im Jahre 1391 der Ritter und Schöffe Heinrich Hardevust ins Mittel, kaufte dem Juden das Haus ab und übertrug es an Hermann Lange, den jüngern der beiden Brüder, und dessen Frau Nesa.

Dieser Hermann Lange betrieb das Kunstgewerbe seines Vaters. Er war schon 1367 als selbstständiger Goldschmiedemeister thätig, der Ausgezeichnetes leistete. Im genannten Jahre erging, nach Ausweis des ältesten der noch im Stadtarchiv aufbewahrten Kopienbücher, aus der städtischen Kanzlei ein Schreiben der Vorsteher der Stadt an den König von Frankreich (Carl V.), dem Hermann Lange eine Monstranz verkauft hatte („cum hermannus lange conciuis noster dilectus seueritati vestre hijs diebus vnam monstrantiam vendidit pro pretio certo“), mit der Fürbitte, der König möge demselben den bedungenen Preis auszahlen lassen.

Späterhin wurde auch er in den Niedergang der Familie gezogen, Er kam in eine so bedrängte Lage, dass er sich gezwungen sah, am 4. April 1397 mit Beziehung auf das elterliche Haus bei St. Laurenz das Geständniss abzugeben, „dat hie vur lyffsnoedin ind oich vur schulde wegin dar myt dat hie beswert is, neit verhaldin noch versparen enkunne, hie enmoisse penwoirden ind verkoiffen“ (Laur. Lib. IV). Damit war sein Schicksal besiegelt — er musste den Rest seiner Tage in Armuth verbringen. Ein Goldschmiede-Register (Pergament-Rolle im Stadtarchiv) nennt unter den im Jahre 1395 lebenden Meistern „Girhard lange und Herman lange“, wobei der erstgenannte nur Hermann's älterer Bruder sein kann.

## Die Statuten der Goldschmiede-Bruderschaft zu Köln aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Die nachfolgenden Statuten der Goldschmiede-Fraternität sind in einem Pergamenthefte in Quart aufgezeichnet, welches dem Archiv der ehemaligen Kölner Goldschmiedezunft entstammt und mit einer Menge anderer dort aufbewahrt gewesenen Litteralien in den Besitz einer hiesigen alten und angesehenen Goldschmiedefamilie übergegangen war. Um 1850 erwarb ich dasselbe von einem Antiquar und habe es später,

auf den Wunsch des verstorbenen Archivars Ennen, dem Stadtarchiv abgetreten.

Das Bändchen zählt nur eilf Blätter, wovon das erste die in jüngerer Zeit angefertigte Titelschrift hat:

Statuta Fraternitatis
Aurifabrorum
Coloniae
ca. 1300.

Die darauffolgenden Blätter sind von 1 bis 10 numerirt; die vier letzten unbeschrieben. Gegen die Richtigkeit der Zeitbestimmung um das Jahr 1300 werden sich insofern Zweifel erheben lassen, als dieselbe um einige Decennien weiter vorzurücken sein dürfte.

Die älteste Urkunde über die Gründung einer Handwerker-Innung in Köln, welche noch erhalten ist, betrifft die Bettziechenweber; sie ist von 1149 datirt und von Lacomblet (Urk.-B. I, S. 251—252) zuerst veröffentlicht worden. Die Quellen zur Geschichte der Stadt Köln (Bd. I, S. 329—421) enthalten die Statuten von 17 (bei der Numerirung bis 18 ist die Nr. 16 übersprungen) Zünften und Bruderschaften, mit Wiederholung der Lacomblet'schen Urkunde. Zwei dieser Documente datiren aus dem 13., die übrigen aus dem 14. Jahrhundert. Zu den letzteren gehört die älteste Amtsordnung der Schilderer (Maler( und Sattler (Nr. 12, S. 403—404), welche um 1350 anzusetzen ist. Der Abdruck ist auffallend ungenau, wovon ich mich beim Vergleich mit dem Original im Stadtarchiv überzeugen musste. Eine Bereicherung für das Material zur Gewerbegeschichte der Stadt Köln liefern ferner die im 38. Hefte der Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein S. 36—38 mitgetheilten Statuten der Tuchscherer vom Jahre 1293, auf die zuerst Hegel (D. Chron. d. niederrh. Städte, III, S. LXXX Anm. 2) verwiesen hat. Es werden sich nunmehr auch die Satzungen eines der ruhmreichsten unter den im Mittelalter in Köln blühenden Kunstgewerben aus jener Periode anreihen, welche der 1396 eingeführten demokratischen Verfassung vorherging.

Die 55 Einzel-Paragraphen sind im Original nicht numerirt. Die §§ 1 bis 50, Blatt 1 bis 5 einnehmend, rühren von der Hand eines und desselben Schreibers her, der jeden mit einem grossen rothfarbigen Anfangsbuchstaben versah. Eine etwas spätere Hand hat die §§. 51 bis 55 beigeschrieben, die ebenfalls mit einem grossen Initialbuchstaben beginnen, bei dem jedoch die schwarze Dinte beibehalten ist. Aus derselben Feder sind die mit Cursivschrift gedruckten Anhängsel an die

§§. 5 und 15, sowie die am Rande der §§. 20 und 21 in herablaufender Schrift erscheinende, im gegenwärtigen Abdruck als Ueberschrift aufgenommene Bemerkung. Eine dritte Hand hat einen Theil der Paragraphen mit Ueberschriften versehen, wobei wir noch bemerken wollen, dass die §§. 33, 34, 36 und 37 durch „Nota bene" hervorgehoben sind. Die §§. 9 und 48 sind durchstrichen.

Vergleicht man diese Satzungen mit der Amtsordnung, welche der Rath den Goldschmieden am Palmsonntag-Abend, d. h. am Tage vor Palmsonntag, 1397 verlieh (abgedruckt in den Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, Bd. 6, S. 507—512), so erscheint in letzterer die naive, gemüthliche Färbung, welche den älteren Einrichtungen eigen ist, wesentlich abgebleicht. Auch sind manche interessante Bestimmungen in Wegfall gebracht, z. B. das Verbot für Juden zu arbeiten (§. 6); die Vorschriften, welche das Emailliren betreffen (§§. 17 und 18); das was bei Todesfällen angeordnet ist, sowohl für die Zeit, wo die Leiche noch unbeerdigt ist als für das Leichenbegängniss (§§. 15, 16 und 42); die Strenge gegen diejenigen, welche an Sonn- und Heiligentagen den Laden aufschliessen und ihre Kleinodien verkaufen würden. Sie sollen für Krämer, nicht aber fernerhin für Genossen der Verbrüderung gehalten werden und ausgestossen sein (§. 50). Und wie charakteristisch ist die Schlichtheit und Einfalt in der Bestimmung des §. 39, wonach einem verdienten Bruder, der zur Zeit, wo ein eingehender Meister sein Dienstessen gibt, nicht binnen Landes wäre oder aus anderer kenntlichen Ursache nicht beiwohnen könnte, ein Fläschchen Wein, ein Entvogel und eine Schüssel Salm heimgesandt werden soll.

Während der erste Paragraph sich mit der Erwählung des Vorstandes der Fraternität beschäftigt und bestimmt, dass derselbe aus acht Personen, nämlich vier verdienten und vier unverdienten Brüdern, bestehen soll — wie denn auf diese „eyten" auch oftmal Bezug genommen ist — verweisen andere Paragraphen auf die „seiszene", ohne dass man über deren Zusammensetzung nähere Aufschlüsse erhält. Sie erscheinen zuerst im §. 24, wo demjenigen, der, nachdem auf der Kapelle gesungen worden, bei der Rechenschaft, d. h. der Rechnungsablage, fehlen würde, ein Strafgeld von drei Schillingen zuerkannt wird. Das Geld soll vertrunken werden, und zwar von dem Straffälligen in Gemeinschaft mit den Sechszehnern.

Schliesslich habe ich darauf hinzuweisen, dass das Document auch in linguistischer Beziehung von Interesse ist und der Sprachforschung manches Brauchbare bietet. Die Orthographie ist freilich sehr schwankend.

## Statuta Fraternitatis Aurifabrorum Coloniae ca. 1300.

(1.) Primum.

In godis namen amen. Id si kunt alle den genen de disen breif ane seint inde horent. Dat wir broder broderschaf der gultsmede. verdeint inde vnuerdeint hain verdragen semenkligen. Mit eynen willen. Dat wir solen kesen vere broder de ir ampt verdeint hant. Der solen zwene meister syn. Inde zv desen veren. vere broder de vnüerdeint sint. Vat de eyte de zo der zit sint. Maggint of ordinerent in beste in orbore vnser broderschaf. Dat des de ander broder gemene volgen solen inde stede halden.

(2.) De verdint hauen presencie.

Vort so is dat gesat dat man alle den broderin de verdeint haint inde zo der zit leuent Sal geuen zv drin ziden in deme iare. ekeligen broder de verdeint is. Dri schillinge hallir. Dat eyrste geschenke. solen de broder geuen in sente pantelions auende. Dat geschenke sal der meister dar lenen. Dit ander geschenke. dat geit der meister zv sente pantelions missen alse he verdeint. Dat dirde sal man geuen zv sente pauels missen. Dat sal ouch der meister dar lenen.

(3.) De gekorren bisitzer.

Vort de veir broder de zv der zit gekoren sint zv den meisterin. De solen half geschenke hain alse man reggent zv sente pauelsz missen. Inde solen mit den verdeinden zv sente pantelionis missen mit in des kusters kamer gain. Alse man in schenkit inde wir de kerzen brengen.

Vort so we dat weder sprege. de gilt sine bose drumbe.

(4.) broderschaff verkoffen.

Vort so hant vnso (sic) broder des verdragen. dat neman in sal geuen in gene broderschaf in busen dit ambit noch verkvffen. Id in si ouer middis dit ambat gemene.

(5.) Vort so is id euer gesat. dur dat beste inde dur vreden wille. Dat man van in genen spelgelde rethen in sal in deser broderschaf *noch van Dachgade*.

(6.) geynen Juden guld bernen.

Vort so hain wir euer gesat. dat in gein broder in sal in geine

Joden gult birnen noch slan noch schickin noch elogigeren noch ouer gult siluer schauen noch in geins Joden hus wirken noch arbeden dat vnse ambat ane triffit. So we dit deit up sine husste busse.

(7.) lirkynt setzss.

Vort so hant vnse broder euer verdragen. So welich broder eynen lirkneit seczit. De sal zv hant de eirste veirzenait vnse meister orlof bidden in zv versoken inde helt he in dar in bouen so sal he geuen vnser broderschaf eyne marc. dri hallir vor eynen penninc alse balde de verzenat vs sint.

(8.) leirkint viij gair.

Vort so hain wir gesat. Dat in gein lirkneit min in sal denen dat eyt iar.

(9.) Vort so hain wir verdragen oue eynich vremede knape queme de vmbe loin wirken wolde de sal geuen dir broderschaf alle iars xviij penninge dri hallir vor den penninc. Inde vmmer alse manig meister binnen eyme iare alse manige xviij penninge.

(10.) Vort so welich broder de den anderin beklade. vor vnse broderschaf. of de broder de beklait is. der clagen geit an got inde an den cleger. inde dat eygent mit syme eyde. deme sal he sin gelt geuen ye de sûnne gesicze. Inde ouch der broderschaf Zwene schillinge So weme da gebruch is inde neit volvert de gilt viij schillinge inde iiij penninc zo bosin.

(11.) Item so wilch broder off knappe zo don hette.

Vort so hain wir broder verdragen. So welich broder of knappe eyt zv dûne hait vor unser broderschaf. de in sal in genen man brengen dar ouer in busen vnser broderschaf. Inde so we id dar in bouen deit. De is vp sine hûsste bûsse.

(12.) bussen deme ammet beclait.

Vort so hain wir verdragen. So welich broder de den anderen bekumbert of beklait of burge nemit in busen vnser broderschaf he in haue vor vnser broderschaf zirst geweist de is vp sine hûste busse beheltnisse hûs inde hoifz sins rechis.

(13.) berofft vor ons schrin.

Vort so we sich berofit vor vnse scrin inde wirt da nederuellich de gilt. ij. schillinc. dri hallir vor den penninc.

(14.) vp dat hoss jnd nederuellich wirt.

Vort so hain wir verdragen. So wellich broder de sich bereiffe vp dat hûs inde da nederuellich wirt de is up sine hûste busse.

(15.) Doden broderen.

Vort so hain wir verdragen. dat der meister ekeligen broder de doit is. de wile he in bouen erden steit sin wais geuen sal. Inde of des neit in deit. so gilt he xij. penninge zv bussen. Inde alse manige vegge he id helt alse manige. xij. penninge. id insi dat he vnsen heren gelt schuldich si. Dis wais sal eyt punt sin. *Inde eykelich verdeynt broyder sal. xvj. punt ways hayuen as hey doyt is.*

(16.) Vort so welich broder neit na in volgit alse man de lych bestaden sal of vp slusit vor der lych de is vp sine busse of queme alse de lich vp gehauen is de is ouch vp sin bose. of in vech geit de lich in si bestat id in si mit der meister orloue. De is vp sin bose veyr penninge dri hallir vor den penninc.

(17.) Vort so hain wir verdrage dat in gein broder noch neman de malgeirt. in sal neit me nemen zv quistingen dan van der marc eyt penninc gewete van in genen broder noch van nemanne.

(18.) Vort wat he van gulde wirkit da sal he dit gewete weder geuen van gesmelze Inde sin kwistinche zû heyssen na gebûr.

(19.) Vort so hain wir verdragen dat in gein broder siluer birnin in sal id in si lodich inde halde vnse kore de des neit in deit de is vp sin hoste bose.

(20.) van den leyrlingen.

Vort so hain wir gemene verdragen dat gein leirkint min in sal denen dan eygt iar sinen meister binnen collen. id in si mit orloue sins eirsten meisters eime anderin meistere sin leir iar us. Nirgen dan binnen collen zv denen vor einen leirlinc.

(21.) Ouch were dat sagge dat einich meister deme lirlinge geue loin. of heilde vor einen knapp de is vp sin hoste busse alse ducke he id deit dan vor einen lirlinc zv halden.

(22.) Vort so hain wir verdragen so welich broder kuffer wirkit id in si zv godis deinste de is vp eyn ame wins zv bosen.

(23.) Vort so hain wir verdragen so welich broder eime anderin brodere sin gadem of sinen kneit of hůs vnderwint de is vp eyn ame wins. of we dat wiruit of driuit de is vp de selue bose. So we den kneit dar ouer ouch heilde de is ouch vp de selue bose. Wa mant mit der wareit vernemt of zugen mach mit zwen broderin.

(24.) Vort so hain wir verdragen so we in de regenschaf gehort of drin gekoren wirt. De dan neit da in is. Da si geschein sal alse man vp der Capellen gesungen hait. de is vp iij schillinge. dat gelt solen si da verdrinken inde neman anders dan de dey bose gilt mit den seiscemen.

(25.) wer den anderen deit gebeden bussen vrloff des Amptes.

Vort so hain wir verdragen so we eynigen broder deit gebeden sunder dis meisters orlof de is vp sin bose.

(26.) Euer so haint de broder verdragen So wanne vnse meister den eiten zo samen deit gebeden vp ere bose de dan dar neit in komme de gilt i schillinc zv bosin.

(27.) Vort so hain wir verdragen so welich meister de vurait beckersin in leist so wane si denent de meister de dat deit de is vmbe vj schillinge bosen.

(28.) Vort so hain wir verdragen dat in gein lirlinc nog knappe in sal in genen manne wirken nog maggen sundais nog heligsz dais nog geins dais sunder orlof sins meisters so welig broder in dar in bouen geit zo verke de gilt iiij penninge inde viij schillinge zv bosen inde der knappe half alse vele asse ducke he id deit.

(29.) Vort so haint de seiszene verdragin so wer de seiszene of de eyte ouergeit da si bi ein sin he si verdeint of vnverdeint he in verde geheist de gilt i schillinc zv bosin.

(30.) Vort so hain wir verdragen dat de veir vnverdeinde broder in geine veir ingainde vnverdeinde broder kesen in solen id in si mit der verdeinden wille we dar weder dede de is vp ein ame wins zv bosin.

(31.) Vort so hain de broder euer verdragen. So welich broder einich werc neimt van einigen broder mit vorworden sin werc zv magen zv

einre zit inde des neit in deit of mit verauele inthelt of vmbe einen vrac So wa man dat vint alse manige wege he dat deit alse manige viij schillinge inde iiij penninge.

(32.) Id si kunt dat virt hain van einer alder gewoinden Dat wir mogin geldin aller kunne golt inde aller kunne siluer Damit zv done al vnse beste.

(33.) Vort so hain wir verdragen dat in gein broder den anderin besagin in sal weder in geinen broder dat vnsen broderin boisfellich si. id si busin gadin of binnen gadim. Id in si den eyten of der eiten einen. Den id zv sagin in halin. De id dar in bouin deit de is vp ij schillinge zv bosin.

(34.) Vort so hain wir verdragen veilich vremede knappe zo collen kūnt in deint of werikit einigen manne he in si vnse broder deme in sal in gein broder ather deme dage zv verke geuen op sine hoiste bose.

(35.) Vort so hain wir verdragen dat de meister de dain zv der zit meister is. sal eweligen verdeinden inde vnverdein zv hant ir geschenke geuen Inde dis anderin dais ir geschenke den anderin ir geschenke heim senden vp sine bose alse manigen dag dar na alse manige i schillinc he id versumet.

(36.) Ever haint de seiscene verdragin So wat einich vanden ėyten. eic vreist. van einigen brodere dat meldins wert is. Dat sal he zv hant meldin de wille he ḍer eyter ein is. De des neit in deit. Inde melt dat atermails vmbe has of nyt de is vp sin hoste bose.

(37.) Ever haint de broder verdragin So welich broder einigen broder vnbroderligen handilt mit wordin of mit werkin vp sente pantelionis dag. Da si zv samen essint De is vp sin hoste bose.

(38.) Vort hain si verdragin dat gein broder in genen knappin noch lirlinc meden noch seczin in sal he in do in zo hant in zegen de des neit in deit de is vp sin bose.

(39.) Euer haint de verdeinden semeligen verdragen So wanne ein in gainde meister sinen deinst deit. Wir dat sagge. Dat einich verdeint broder in binnen landis neit in were. of van noden de kenlich were neit dar komen in kunde. Deme sal man heim senden ein flesge wins. inde einen antfogil inde ein schulttele mit smalendere.

(40.) Euer hant de broder semeligen verdragen. Dat gein broder in genis mans noch nemans wort in sal spregen he in si zv der zit der eiter ein of he in der verdeinder ein de sin ampt verdeint hait. De is dar ouer bestunde de is vp sin hoste bose.

(41.) Vort So sal ewelich broder geuen vp senten pantelionis dach Da de broder zv samen essent manlich einen eingelschin zv wasgelde van den vnuerdeinden broderin.

(42.) Vort so haint de broder euer gemene verdragen So wanne man einen doden broder began sal. Da in sal neman vp slesen zv haluen veinsteren vp sine bose. Inde ewelich Junc broder van veirzein iaren na zv voilgen vp sine bose.

(43.) Vort so hait (sic) de broder gemene verdragen. So we de broderschaf winnen wilt he si lirlinc of knappe. De sal geuen dri gulden zwene zv ingaingat. inde einen alse man eme de broderschaf lenen wilt.

(44.) Vort so haint de broder gemene verdragen. So welich knappe zv collin cunt vnse ampt an zv vangen. Is he binnen wuf iaren anme ampte geweist. So geit he lirlincscz reit is he dar in bouen. so geilt he knappen reit.

(45.) Vort so haint de broder verdragen. So we sine broderschaf mit verauele verlust weder vnse broderschaf de gilt einen guldin zv bosin so wanne he si weder winnin wilt.

(46.) Vort so haint si euer verdragen So we sine broderschaf mit verauele verlust weder vnse broderschaf Inde da inne bliuent mit verauele Da moge wir binnen eyt dagen dar na de burgermeister ouer si leden. Da is ir reit ein marc siluers.

(47.) De famulis alienis.

Euer haint de seiszene verdragen So welich vremde knappe zv collin kunt De vnse broderschaf winnen wilt De sal geuen vj guldin vnser broderschaf.

(48.) Vort so haint si euer verdragen So we van gulde wirkit. De sal dit penningcgewete wirken vp viij penninc gewete siluers besser neit arger.

(49.) Vort so haint si verdrage So we sich beroifit vor vnse zwe ouerste meister De sal ein pant zv hant lege. Were he da neder wellich so gilt he j Marc zv bosin half den herin inde half der broderschaf.

(50.) Vort so haint si verdragen So welich broder oue broders wif vp slust sůndais oue helistas zv verkoifin sin klenode alse ein kremer den (ole wir halden vor einen kremer neit vor einen broder inde in sal vnse broder neit sin inde eme in gein broderlich reit dun.

(51.) Vort so hayn wir ouer draygen So wilch leyrknappe dey queyme vs eyme anderin koyninchriche in wlde (sic) gultsmeyde werk zo Collin leyren, de sal geyuen zueyne guldin wilt de selue leyrkneyght zo Collin bliuen so wanne sine leyryar vs sint inde dey broyderschaf wilt winnen so sal hey geyuen eyne mark siluerz inde eyne ame wins des sal eym dat ampt zueyne guldin weyder, geyuen dey hey wt gegeyuen hayt.

(52.) Vort haynt dey uerdeynden ouerdragen inde haynt dat gedayn vmb des amptz inde der broyderschaf beste. as so dat in geyn man broyder werden in sal noch in mach hey in hayue sine eyght leyr yar vs gedeynt zo Collen.

(53.) Euer haynt si ouerdragen dat in geyn man broyder werden in sal hey in hayue zo Collen eyght yar gedeynt an knappen stat.

(54.) Ever haynt si ouerdragen dat in geyn meyster noch broyder in geynen knappen seczen in sal de eyn bastart si noch in geyn leyrkint intfangen sal dat eyn bastart si. So wilch meyster of broder her weyder dede dė gilt vnse hoyste boyse.

(55.) Vort so haynt dey verdeynden mit gemeynme rade ouerdragen. so wilch meyster of broyder eyngen manne de vnder vnsme ampte verboyden is inde sich mit verauil weyder dat ampt zo gadim setzit. deyme zo werke geit. of eynge gezauwe leynt. of weyder in gilt of verkoyft dat vnse ampt antrift. de meyster of dey broyder dey her weyder deden de gilt vnse hoyste boyse.

Cöln. J. J. Merlo.

## 9. Meister Eisenhuth.

III.

Zum dritten Male bin ich in der Lage, den verehrlichen Lesern der Jahrbücher neu entdeckte Werke und unbekannte Lebensereignisse des grossen Metallkünstlers Eisenhuth vorzuführen und diese Gelegenheit benutze ich, an passender Stelle gewisse Züge des Lebensbildes und gewisse über seine Thätigkeit verbreitete Anschauungen zu corrigiren; diesen Zwecken gemäss darf ich sowohl die Bekanntschaft mit meinen früheren Artikeln[1]) als auch mit der anderweitigen Eisenhuth-Literatur[2]) voraussetzen. Möchten nur von den Kunst- und Lebensbahnen Eisenhuth's immer weitere Spuren[3]) ausfindig gemacht und verfolgt werden — den geneigten Lesern, den Kunstforschern und Künstlern zur Belehrung und Richtschnur, dem prächtigen Meister und Landsmanne zur verdienten, ruhmreichen Erinnerung.

Von den Biographen wurden genügende Nachweise über die Ansässigkeit seiner Vorfahren in Warburg rückwärts bis 1443 gebracht; diese lassen sich nun noch durch folgende Thatsachen[4]) vervollständigen und

1) I u. II: in den Jahrbüchern des Vereins II. LXVII, 137—144, H. LXX, 113—132.

2) Die wichtigeren dort H. LXX, 113 ff.

3) Eben erhalte ich Kunde von einem entweder von ihm oder nach seinem Entwurfe gefertigten Kreuze. — Man will ihm auch einen fein getriebenen Buchdeckel der reichen Kapelle zu München zuschreiben, der offenbar den Charakter seiner Werke trägt. Ob wir in diesem Stücke aber wirklich eine Arbeit des genannten Meisters vor uns haben, muss ein Vergleich mit seinen beglaubigten Arbeiten lehren. Inzwischen sei bemerkt, dass in der Namenliste derjenigen Goldschmiede, welche für den baierischen Hof gearbeitet haben, sein Name nicht vorkommt, . . . und dass nach dem ausgezeichneten Kataloge der Düsseldorfer Ausstellung von 1880 die Arbeiten „des Paul van Vianen“, welcher auch zu München weilte, . . . denjenigen des Eisenhoidt nahe verwandt sind. M. Rosenberg, Allgem. Zeitung 1884 Nr. 60.

4) Mehrere Belege für diesen Aufsatz danke ich dem Vereins-Direktor Herrn Dr. C. Mertens zu Kirchborchen, und wiederum dem Herrn Rendanten Ahlemeyer zu Paderborn.

erweitern. Nach dem Heberegister der Dominikaner zu Warburg verkaufte schon 1435 ein Hans Ringelsen dem Diederich Isenhodes für drei Mark Warburger Währung einen Jahreszins von 3 Schillingen, nnd 1497—1507 bekleidet in deren Kloster ein Johan Isernhod das Priorat[1].

1553 überlassen Jasper Isernhoid und Else seine Frau — die vermuthlichen Eltern des Meisters — den Eheleuten Rosen zu Grossenneder gegen eine Anleihe von 20 oberl. rhein. Gulden und 10 Th.-Gulden eine Rente von 30 Schillingen aus ihrem Hause und Hausplatze in der Nähe des Badstubenthores[2] — da Jasper anscheinend nicht in dem Hause wohnt, mag er, wie der kundige Mitarbeiter des Warburger Kreisblattes 1846 (Nr. 12) geradezu behauptet, zwei Häuser in der Wullenweberstrasse besessen haben. Altansässig, begütert und angesehen treten uns des Meisters Vorfahren bei diesen wie bei andern Anlässen deutlich entgegen — und der Herbolt Isernhod, welcher 1578 drei Schillinge vom Hause und Garten in der Hüffert entrichtet, ist gewiss derselbe, welcher vor etwas mehr als zehn Jahren im Stadtrathe sass.

Wenn nun der Beschreiber der Kusstafel[3] „als historische Notiz für (sic) die Voreltern des Meisters" anmerkt, dass es nach einer Druckschrift der Gothaer Bibliothek von 1471 einen Buchdrucker Johannes Eysenhut gab, so hat er weder eine Verbindung desselben mit Warburg überhaupt, noch mit einem Gliede der gleichnamigen Familie aufgedeckt. Zu Warburg sass der Stamm, und ihm entspross unser Meister; jener Drucker ist nur ein Abzweig, oder was noch wahrscheinlicher, bloss ein Namensgenosse und auch das nur halbwegs; denn der volle Laut Eysenhut war damals im Warburger Dialekt[4] noch nicht durchgedrungen.

Uebrigens steht die Druckschrift: ein Defensorium inviolate virginitatis b. Mariae virg. ebenso einzig da, wie der Drucker auch. Er

---

1) Holscher in der (Westfäl.) Zeitschrift für Gesch. und Alterthumskunde XLI p. 168.

2) Urkunde im Besitze der Herrn Rosenmeyer zu Warburg.

3) Jahrbücher H. LXXII, 110.

4) Da von der mehrfach wechselnden Schreibweise die eine genau so berechtigt ist, wie die andere, zog ich die hochdeutsche Form Eisenhuth vor, die übrigens C. v. Fürstenberg in den Tagebüchern (S. 149, 164, 165, 181) allein geläufig und schon zu Lebzeiten des Künstlers ziemlich allgemein war.

hat sich nur mit diesem Stücke verewigt und mit den zierenden Holzschnitten zugleich als Formschneider[1]).

Fast dasselbe gilt von dem Baseler Meister Lenhart Isenhuet; derselbe druckte um 1489 zwei Stücke und versah sie mit Holzschnitten, wovon einige noch 1521 in die „Pilgerschaft der Jungfrau Maria“ des Pamphil Gengenbach übergingen[2]).

Nur dann, wenn jene namensverwandten Meister von Warburg stammten, könnte unser Goldschmied mit ihnen als Blutsverwandter zusammenhangen, keineswegs jedoch mehr als Schüler; gestützt auf seine Talente und die Mittel seiner wohlhäbigen Familie konnte er für sein Fach aus den besten Bildungsquellen im Vaterlande und Auslande schöpfen und zu seiner gewaltigen Künstlerhöhe emporsteigen.

In einer Warburger Urkunde des Jahres 1601 13./4, deren Besitzer nicht bekannt sein wollte, tritt unser Meister selbst als Zeuge auf: nämlich in einem Notariats-Instrumente, welches der Notar Johannes Herren, gleichfalls Bürger zu Warburg, unter dem Zeichen von drei Kronen und dem Sinnspruche: Vana mundi gloria ausgestellt hat. Darnach deponirte der Kaplan Henrich Sylvanus auf dem Neustädter Kirchhofe, dass er zu Wettesungen in Hessen seine Frau Agnes durch einen Priester geehlicht und mit ihr zwei Söhne, Johan und Martin, gezeugt habe. Da einer von denselben das Sattler-Handwerk erlernen wollte und dafür ein Geburtsattest benöthigte, erklärten die Bürger Thonies Kandegiesser und Henrich von Beuna vor dem Notar, vor ungefähr 17 oder 18 Jahren habe der kalvinische Pfarrer Jobst Streicher zu Volkmarsen vor ihren Augen den Kaplan und die Frau Agnes zu Wettesungen copulirt. Der Aufnahme dieses Actes wohnten an die ehrbaren Bürger zu Wartburg Anthonius Isernhuedt und Anthonius Volpracht.

Ich möchte gern das Urtheil, welches der Italiener Mercati in der Metallotheca Vaticana (edit. 1717 p. 229) über den jungen Künstler niedergelegt hat, hier repetiren und zwar vollständiger, als es bisher von den Bibliographen und Biographen geschehen ist. Denn so verderbt die ganze Stelle auch hier vorliegt, darin hören wir nicht bloss ein schönes Lob des angehenden Künstlers, sondern auch den nähern Beweggrund dieses Lobes und die Unverfrorenheit, womit er anlässlich der in dem Buche behandelten Gegenstände gewisse Eigenheiten seiner westfälischen Heimat zur Geltung bringt:

1) J. D. Passavant, Le peintre-graveur I, 61.

2) K. Goedecke, Pamphilus Gengenbach 1856 p. XIV, 688.

Nam apud Busactores Westphali jam dicti, mediam Saxoniae regionem tenentes[1]), in viciniis montis, quem ibi vocant Mollesberch[2]) Trochitae Katzenkassen (Katzenkäse) nuncupantur, cuius est interpretatio: casei felium, quod iis caseos, a quibus abstinent ipsi, ludentes pueri tribuant. Ita narrabat ex ejus loci confinio Antonius Eisenhout Warburgensis, isignis adolescens, cuius arte cum in pingendo, tum in sculpendo aliquot jam annos usi sumus, quantumque profectum sit nostrae tabellae indicabunt.

Da fast anderthalb Jahrhunderte zwischen dem Erscheinen der Metallotheca (1717) und den Vorarbeiten Eisenhuth's lagen, waren von seinen Kupfern mehrere verloren und für die Edition entweder von Aloys Gomier durch neue Platten, oder im Texte einfach durch „desideratur“ oder „deest figura“ ersetzt. Mit dem alten Titelkupfer und den grösseren Darstellungen von mineralogischen Beschäftigungen rühren alle Kupfern bis auf die Initialen und die Repositorien (?) auch alle Abbildungen von Gesteinen und Naturgegenständen bis auf elf, welche Gomier angehen, von Eisenhuth oder vielmehr alle ohne Namen, — die sechs Marmora: Laocoon, Apollo, Antinous, der Truncus und die Cleopatra (diese 2 mal) im Stiche entweder von Ben. Fariat, Vinc. Franceschini oder Gomier, in der Zeichnung von Io. Dom. Campiglia oder wie der Laocoon in beiden zugleich von Campiglia oder wie die Cleopatra von Max$^{us}$ I$^{us}$ Limpach aus Prag. Das erhellt aus dem wiederum zwei Jahre später veröffentlichten[3]) Appendix | ad | Metallothecam | Vaticanam Michaelis Mercati, in qua lectoribus exhibentur XIX Icones ex typis aeneis nuper Florentiae inventis, quorum XIV pontificia liberalitate suppleti jam fuerant, quinque vero penitus desiderabantur. . . . Romae 1719 fol. Fünfzehn davon betreffen nämlich Naturdinge, die vier andern die marmora (ohne die Cleopatra). Der Herausgeber Lancisius rechtfertigt die eigene Publication der neuentdeckten oder vielmehr die doppelte Publication von Abbildern desselben Gegenstandes p. 6 damit, non tantum, ne qua

1) Ob so zu fassen?: Nam apud Busacteros (beim Ptolemaeus, Geographia II, 11, 8, *Βουσακτεροι* = Bructeri), Westphalos jam dictos, mediam Saxoniae regionem tenentes . . .

2) Marsberch, Martisberch oder Molsberch bei Warburg?

3) Ob J. Lessing, der den Appendix nicht finden konnte, eine andere Ausgabe der Metallotheca benutzt hat? er citirt die Aussage des Assaltus in der Vorrede p. XIX statt XXIX und benennt den Stecher statt A. Gomier „Petrus Gomier“.

diligentiae laus Mercato decederet, verum etiam, ut Graphicae artis studiosi peritiam et antiquorum, quibus auctor usus fuit et nostrorum sculptorum inter se comparare valleant . . . . nachdem er schon p. 5 bemerkt hatte: Ad statuam vero Herculeam (Truncus) quod attinet sive ob majorem antiqui delineatoris solertiam sive quod Mercati tempore, . . . non tantas hominum elementorumque injurias passa fuerit, ipsi etiam fatemur, priscam hanc iconem recenti nostrae non parum antecellere. Diese sowie folgende Aeusserungen[1]) „figure intagliate in rame con estrema finezza" — „iconas aereis tabellis mirifica arte incidendas" besagen ganz klar, dass Eisenhuth's Stiche sowohl zur Zeit ihres Entstehens, als auch später nach ihrer Rückkunft nach Rom überall Bewunderung erregten und die Platten der Neueren in den Schatten stellten. Eisenhuth hatte den Torso von vorn, der jüngere Meister hatte ihn von der Seite, die Bildsäulen überhaupt grösser und ohne Architekturen und Hintergründe, die unserm Meister so trefflich gelangen, also dürftiger und ausdrucksloser gegeben. Hiernach leuchtet ein, wie Eisenhuth auch durch das Studium der Antike[2]) sein Formenideal geläutert und wahrscheinlich in Zeichnung oder in Kupferplatten noch weitere Proben davon hinterlassen hat, welche der Entdeckung harren.

Ich komme hier auch auf die Kusstafel zurück, um zu bemerken, dass die Gewandung ihrer Liboriusfigur durch massige, bauschige Falten merklich von der gemessenen, edlen und breiten Drapirung abweicht, welche den übrigen Bildern des Meisters, Rundfiguren wie Reliefs, eigen ist. Zeigt doch der Aufbau und die Decoration des Gefässes selbst so schwere, um nicht zu sagen, stereotomische Formen, und eine solche Nüchternheit im Entwurfe, dass nur wenige Decorationsmotive näher an die Weise des Meisters anklingen.

Wie lebendig, reich und malerisch sind dagegen die Reliefs an den übrigen Werken Eisenhuth's ausgestaltet, wie plastisch die Hauptfiguren, wie trefflich bewegt dazu die Scenen und die Gestalten der Nebenscenen und wie lebensvoll und reizend namentlich die Hintergründe. Insbesondere bestimmen den Betrachter die Fels- und Baumpartien, die Architekturen, überhaupt die landschaftlichen Scenerien

---

1) p. XXXV, XXXVI.

2) Diese Beiträge von Mercati-Eisenhuth, beziehentlich von Lancisius und seinen Stechern zur classischen Archäologie haben seither in der Geschichte dieser Disciplin, namentlich auch bei Stark: System und Geschichte der Archäologie der Kunst 1880, keine Beachtung gefunden.

unseres Meisters, ihm zu dem Prädikate „Metallbildner", noch jenes eines „Metallmalers" zuzufügen und wir begreifen, wie die ältern Forscher den Anton Eisenhuth schon angesichts seiner Kupfern vorab als „Maler und Kupferstecher" einführten. Es ist, als hätten gerade im 16. Jahrhundert Eisenhuth und andere Metallkünster des Nordens die alte Blutsverwandtschaft der Goldschmiede und der Malerei[1]) noch einmal mit glänzenden und schlagenden Thatsachen bestätigen wollen.

Mit ihren reizenden Landschaften, den Bergen, Felsen, der Gliederung der Baumstämme und der Gabelung der Zweige, den Wendungen einzelner Figuren und der feinen Abtönung zwischen Vorder- und Hintergrund, mit der virtuosen Arbeit und dem Warburg unfernen Fundorte erweisen sich auch als neue Fundstücke unseres Meisters drei Rundbleche von Silber, zwei mit 11 cm, eins mit 7 cm Durchmesser; alle drei bieten uns die schönsten und reichsten Landschaften, gleichsam wie mit dem Punzen gemalt. Auf dem einen entrollen sich unter einem Himmel mit Wolken und Vögeln links ein schroffer Felsen mit einem alten Bergfriede darauf, darum im Grunde Gebäude mit einem Kuppelbau, rechts die Ruine eines hohen Bogens und davor nach innen auf einem Staffelgrunde ein hochgebautes Schiff, vor demselben ein Wächter mit der Lanze und ein anderer am Boden mit Panzer und Eisenhut, in der Mitte die sanft gekräuselten Wellen eines Wassers, links am Fusse der Felshöhe mit dem Thurme drei Nackte, die dem Wasser zustreben, auf diesem in der Mitte zwei kleine Fahrzeuge, besonders klar das vordere mit seinen Insassen, die Ufer bewachsen mit Gras und Dickblättern — eine malerische Composition von ländlicher Anmut und Fülle.

Die beiden andern Landschaften haben ähnlichen Aufbau, links und rechts Felsgebirge, oder dichte Baumgruppen mit kräftigen Waldriesen und malerischen Zweigen, eine freie, durchsichtige Mitte, die etwas nach rechts verlegt ist, felsigen oder wechselvollen Grund. Der Himmel des einen bewölkt, — im Hintergrunde ein Bergrücken, davor zwischen Gebüschen ein Thurm, vor diesem eine Fläche, die nach der Mitte an ein Wasser rührt, darin ein Steg von Steinen, neben einem Steinblocke des Vordergrundes zwei Figuren; — der Himmel der andern wolkenlos, darunter im Hintergrunde ein in schönen Linien abgedachter Berg, davor Gebäude, darunter eins mit antikisirendem Giebel, in der

---

1) Vgl. meine Streiflichter auf die altdeutsche Goldschmiede in der Allgem. Zeitung 1878 S. 1236, 1282 u. Pick's Monatsschrift (1878) IV, 354 ff.

Mitte ein seltsam aussehendes Steingebilde, darauf eine Art zerfallenen Rundtempels und palmenartige Gewächse, vor dem Waldrande rechts die Sphinx quer durch das Bild gelegt, wie der vordere Nachen des ersten Stückes, im Vordergrunde Diana und Endymion vor der Wolke.

Vornehmlich gemahnen diese Landschaften auf den ersten Blick an jene der Metallotheca in dem felsigen Aufbaue, in der Staffage von Gebäuden und Menschen, und auf dem einen Bilde die drei Badelustigen an ähnliche Gestalten im Stiche der Terra sulphurata puteolana, die Baumgruppen und die ausgebreiteten Laubzweige an jene des Stiches (p. 62), die Länge der Figuren an des Meisters eigensten Formencanon. Nur ein vollendeter Künstler konnte auf so engen Räumen so mannigfaltige, so dichte und so harmonisch vereinte Details geben, d. h. sie so klar und virtuos ausprägen, dass jedes Detail und das ganze Bild zu seinem Rechte kam. Das gelang abermals nur der Technik der Flachbildnerei, womit Eisenhuth die Kunstwelt in Staunen setzte und setzt. Besonders auf dem einen Bilde mit dem Wasser und den Schiffen zeigen die Wellen einen so zarten und gelungenen Schlag, Erfindung und Ausführung in allen Stücken solch' ein Glück und eine Pracht, dass nur ein grösster Meister ihr Urheber sein kann. Auf dem Medaillon mit dem schön gewellten Wasser und ebenso am Rahmen eines andern schimmert auf etwa 2mm Fläche ein Stempel wie A E auf.

Die drei Schätze befanden sich früher zu Thienhausen (unfern Warburg) in den Sammlungen des bekannten und gelehrten Geheimrathes von Haxthausen; sie fielen nach dessen Tode durch Kauf mit einem vierten Seitenstücke an einen Goldschmied in Paderborn schwarz von Staub und andern Niederschlägen, und später in die Sammlung des Herrn Rendanten Ahlemeyer. Der letztere schrieb mir, er habe bei dem Goldschmiede anfangs noch vier angetroffen, wovon dann beim Ausglühen eins geschmolzen wäre, und, von diesem nach dem Zeichen des verunglückten, nämlich einem recht deutlichen A E befragt, habe er auf einen Paderborner Goldschmied geraten. Nunmehr gebühren Eisenhuth die schönen, runden Silberbilder.

Ich gehe zu zwei Arbeiten über, wovon nur eine als Eisenhuths Werk beglaubigt ist; wäre auch die andere dafür anzusehen, so würde sie eine Sonderstellung einnehmen — und zwar als einziges Kunsterbtheil, welches seine Vaterstadt Warburg erhalten hat und als das zweite Denkmal profanen Lebens unter den herrlichen Prunkgeschirren, Bechern und Ketten, die er einst neben den kirchlichen Kunstwerken geschaffen

hat. Denn ausser den Kupfern hat sie als solches nur ein Gegenstück an den drei Silbermedaillons Ahlemeyers. Es ist ein an silberner Kette hängendes, reich verziertes Brustschild[1]), womit sich seit Jahrhunderten der König der Warburger Schützen schmückte, ein oblonges Viereck, 15 cm hoch, unten und oben 7 cm breit und mannigfach decorirt. Der Rückseite sind nach und nach die Namen oder die Namens-Initialen der Schützenkönige, oder der Träger des Schildes mit den Jahreszahlen eingegraben und die älteste Inschrift lautet:

1592. Ahn Godt niemandt verzage
Geluek kumpt aldage.

Die oblonge Platte von starkem Metalle fassen Pilaster mit Masken und darüber auf ein Buch gestützte Engelfigürchen ein und unten haftet an den beiden Aussenseiten weit und kühn ausladend eine beflügelte, ornamentale Halbfigur. Dazwischen breitet ein Engel seine Schwingen aus und schliesst so nach unten hin das Mittelfeld der Platte ab; in demselben liegt ein kleiner von einer grossen Cartouche umrahmter Schild mit dem eingravirten Wappen der Stadt, der Lilie. Zur Bekrönung dient ein beflügelter Engelskopf, in derselben Gestalt, wie sie der Meister auch sonst anzuwenden pflegte. Das Kleinod ist nur zu einem geringen Theile gegossen, sonst meistens von getriebener Arbeit. Das Figurenwerk, die getriebene Arbeit, der beflügelte Engelskopf, der Fundort, die älteste Jahreszahl deuten wohl auf Eisenhuth, das Lineare der Zeichnung sowie manches Ungelenke in den Contouren höchstens auf einen Nachahmer.

Das zweite Werk, ein Kupferstich, ist 1882 am 20./21. November in Amsterdam bei Frederic Mueller u. Cie. unter den Hammer gekommen und im Kataloge S. 37 so beschrieben:

Effigies Renoldi Lupi, elaborata industria Antonii Eisenhut Anno Dni CIϽIↃ LXXVIII. Buste, vu de profil, à droite. Tres beau cadre architectural. H. 170. L. 110.

Superbe épreuve d'une pièce fort remarquable et rare. L'auteur est connu par ses magnifiques traveaux ciselés en argent. Cette gravure aussi est d'un dessin et d'une execution admirables. L'exemplaire est parfaitement conservé et a des marges.

Ist der Stich wirklich von 1578, so dürfte er noch in Rom ent-

1) Vgl. Warburger Kreisblatt 1882 Nr. 95, Westfäl. Volksblatt 1883 den 4. Mai, und Berliner Börsenzeitung 1882 Nr. 378.

standen sein, und war damals der Abgebildete wohl auch dort. Sollte aber in der Beschreibung ein X an der Jahreszahl fehlen, so entstammt er bereits dem hiesigen Aufenthalte des Meisters.

Die Erklärung eines andern Kupferstiches[1]) bedarf der Correctur, nämlich jenes mit dem Portrait des Heinrich Westphal und der Jahreszahl 1585. Dieser Westphal ist nicht der Schultheiss und spätere Bürgermeister von Paderborn, sondern der Paderborner Hofmeister Heinrich von Westphalen, dessen Hochzeit 1585 in Marburg stattfand; ebenda muss auch die Zeichnung für den Stich und gleichfalls für das Portrait des Caspar Schutzbar[2]) (Schugsper) 1585 genommen sein.

Die Kunst und die Wege Eisenhuths berühren sich mit den edelsten Zeit- und Kunstgenossen: entweder von dem ausklingenden Realismus der Niederlanden, oder unmittelbar von A. Dürer hat er die gesuchten, doch schattigen Brüche und Augen in den Gewandfalten; wie er, bilden sich die jungen Niederländer mehrfach in Italien und lieben unter den Nachwirkungen der Weise Michel Angelo's nackte und lange Gestalten oft mehr zum Frommen des Effects als der Schönheit. Diese wurden doch von Meistern, wie von Cellini, Ammanati und Giovanni da Bologna[3]) vertreten und durch den letzteren maassgebend für seine Landsleute aus dem Norden. Auf seine Empfehlung geht der Maler B. Spranger von Italien aus an die Höfe von Prag und Wien, ebenso ohne Frage auch sein und Spranger's Schüler, Adrian de Vries[4]) der Erzbildner, und vielleicht auch der grosse Goldschmied Paul von Vianen[5]) zu Utrecht. Dieser harmonirt in seiner

---

1) Bei Giefers S. 25.

2) Die Unterschrift: Primitiae artis Antonii Eisenhoit datae Warbergae Paderbornensium 1589 unter dem Stiche der Ketzerei ist wegen der Widersprüche in der Angabe des Ortes und der Zeit noch nicht befriedigend erklärt. Der von ihm abgebildete Leopold Stralendorf ist ohne Frage der Reichsvicekanzler, dem lange ein berüchtigtes Gutachten über den Jülicher Erbstreit zugeschrieben wurde, doch mit Unrecht nach F. Stieve, Sitzungsberichte der phil.-histor. Classe der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften 1883 H. III, 437.

3) Dessen Einfluss auf den niederländischen Elfenbeinschnitt bei G. Rathgeber, Niederl. Münzen und Medaillen im herzogl. Museum zu Gotha 1839 S. 108, 119.

4) Fischer, Gesch. des teutschen Handels IV, 361, 379. Nagler, Künstler-Lexicon s. v.

5) Vgl. Th. in der Kunst-Chronik 1878 S. 352 und von Schauss, Catalog der Königl. Bayerischen Schatzkammer 1879 S. 69. Nachdem durch die

Kunst, nämlich in der Bildnerei nur zu offen mit Eisenhuth und de Vries schenkte auch Westfalen (Bückeburg) kostbare Werke; wenn ferner Eisenhuth 1589 den Stich Mars und Venus brachte, so hat ihm das der Erfinder B. Spranger gewiss gutgeheissen. B. Caimox zu Nürnberg besorgte für Spranger wie für Eisenhuth Kupferstiche. — Der letztere steht also im Stile und Kunstbetriebe den besten Meistern und Tendenzen der Zeit nicht fern, doch durchschnittlich erhaben über den örtlichen Geschmack.

Eisenhuth folgt in der Knickung der Gewandfalten noch Dürer'scher Weise, womit er aufwuchs, ja dem Heimatlichen, auch dem Unscheinbarsten wusste er genialisch Werth und Bedeutung abzugewinnen; denn unzweifelhaft umkleidet er im Hinblicke auf das gothische Oelgefäss der Altstädter Kirche seiner Vaterstadt (Abbildung bei H. Otte, Kunst-Archaeologie A[5]. I, 261) die Ständerknäufe des Kelches und Crucifixes zu Herdringen mit Zierarchitekturen und das Weihrauchfass daselbst mit Kettenhaltern in Form von Cylinderthürmchen, wie sie an jenem altheimischen Werke vorkamen; die Gestaltung des Menschen entlehnte er von der italienischen Renaissance oder deren Anhängern und das wiederum so eigenartig und selbstständig, dass er die Unterbeine verhältnissmässig kurz, ja zu kurz hielt; und wieder wirds die gleichzeitige Schule von Bologna sein, welche seine Landschaften in der Metallbildnerei und im Stiche beeinflusste und läuterte — haben doch bereits die Carraccis mit Rücksicht auf die edelsten Vorgänger und Zeitgenossen wie dem Genre so der Landschaft eine selbstständige Stellung errungen; wie Ludovico Carracci hat Eisenhuth seine biblischen Darstellungen am Herdringer Weihkessel mit Landschaften grundirt, überhaupt die Landschaft, welche

---

neuesten Forschungen ganz hervorragende Metallkünstler der Renaissance von Nürnberg, Augsburg und München eingehender gewürdigt oder neu ans Licht gezogen sind (vgl. M. Rosenberg, v. Schauss u. A. Erman a. a. O.), darf hier nicht mehr fehlen der Urheber der beiden herrlichen $54^1/_2$ und $52^1/_2$ cm hohen mit Sculpturen und Reliefs reich geschmückten Pokale der Stadt Wesel (Gantesweiler, Chronik der Stadt Wesel 1881 p. 28 mit Abbild.) aus dem Jahre 1578 nämlich der Meister der reformirten niederländischen Gemeinde in Köln: Gillis Sibrecht (Sibricht), auf den wahrscheinlich noch weitere Kunstwerke im Norden zurückgehen, — vermuthlich jener churkölnische (1581), dann (1589) pfälzische Münzmeister, welchen Merlo (Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler 1850 S. 426) unter dem Namen Gilles von Sieburg anführt. (S. Jahrb. LXXVI S. 232. D. Red.)

gerade so üppig und breit unter dem Pinsel aufwucherte, auch mit dem Punzen gleich auf das Metall übertragen. Lehrreich genug beschrieb Bartsch einst nach einem nicht bezeichneten Blatte Eisenhuths Bildniss des Papstes Gregor XIII. unter den Blättern des Agostino Caracci — doch ohne es diesem Meister entschieden zuzuschreiben[1]).

In Zeichnung und Stichen entfaltet sich die Landschaft schon vor den Caraccis. Wie Eisenhuth ihr starke, schattige und üppige Bäume als Einfassung gibt, wie er die laubbeladenen Zweige horizontal und feierlich ausbreitet, wie er selbst die Blätter formt und gestaltet, verlässt er die germanischen Vorbilder und kommt einem M. Angelo, Correggio oder vielmehr einem jüngern Italiener am nächsten, mit dessen Werken er in Rom Bekanntschaft machen konnte. Eine genügende Stilprobe und einzelne Lebensdaten dieses Meisters gibt uns ein Kupfer: die ganz landschaftlich (mit nur wenig Figuren) aufgefasste Stigmatisation des h. Franziskus in querem Imperial-Folio mit der Inschrift: D(ivi) Francisci stigmata miraculis celebrata ex Hieronymi Muciani Brixiani[2]) archetypo Antonius Lafrerius Romae excudebat Ann(o) sal(utis) m d LXVII.

Selten hat ein Meister seine Parteinahme für einen hinwelkenden und einen lebendigen Stil so klar und lehrreich kundgegeben, wie Eisenhuth, auch selten beide so sinnig, harmonisch und glänzend mit einander vermählt. Die Zeit und besonders Italien bestürmen ihn mit der Renaissance und sie klingt wie ein Grundton durch seine Werke; der Gothik der Heimat rettet er nicht bloss die Gewandung, sondern namentlich bei kirchlichen Gefässen allerhand Motive für die Construction und Ornamentik.

Eisenhuth hatte keine Schüler, welche des Lehrers Wege würdig betreten hätten — höchstens gab es, wie schon das Soester Kreuz zeigte, Nachahmer, welche sich mit einfachen Copien begnügten. Dagegen konnten wir schon im Artikel II laut verkündigen, dass es in Westfalen bis in den dreissigjährigen Krieg, ja bis über denselben hinweg, Meister gab, welche, je in ihrer Art und Zeit, das Banner der vaterländischen Goldschmiede hochhielten und dem Andenken grosser Meister alle Ehre machten — allerdings meistens nur mehr mit einem Edelmetalle, wie es auch Eisenhuth schon anwandte, und damit das Specialisiren der neueren Kunst beförderte, so dass es schliesslich der Akademie leicht wurde,

1) Nagler, Monogrammisten I Nr. 1063.

2) Vgl. über sein Leben St. Fenaroli, Dizionario degli artisti Bresciani 1877. S. 187—189.

die letzten Reste des Volksthümlichen, Reichen und Mannigfaltigen im Kunstbetriebe und Kunstmaterial zu verscheuchen.

Als strebsamer Epigone begegnete uns schon Hans Krako zu Dringenberg — als dessen Hauptwerk der mächtige Liboriusschrein im Dome zu Paderborn. Bezüglich seines Lebens und seiner Familienverhältnisse will ich einige Nachrichten hier aufbewahren. Die Krako's (Crakowe) kommen schon im 13. und 14. Jahrhunderte als Bürger oder Bürgermeister der Reichsstadt Dortmund vor[1]) — 1440 macht sich in den Urkunden der Stadt Büren (Nr. 148) eine Wittwe H. Krakoghen mit Schenkungen bemerklich — 1513 nach dem Copialbuche des Klosters Willebadessen ein Hans Krakoyge als Rath der Stadt Dringenberg — und im dasigen Protokollbuche verbürgt sich 1637 ein Georg (Jürgen) Kracko für den Neubürger Johan Rustenmeyer, und ebendort heisst es zum Jahre 1650 5/11.: Seligen Johans Krakoen gewessenen Goltschmiddes hirselbst, seines auch verstorbenen Sohns zwehene affterlassene Tochtern NN buertig von Hammelen vor Bürgermeister und Rhadt hieselbst erschienen etc. Ich gebe mit Rücksicht. auf diese Anhaltspunkte zu erwägen anheim, ob Hans der Meister wohl ernstlich seinen Wohnort von Dringenberg verlegt haben mag.

Würdig reiht sich an die ältern Metallwerke, wie erwähnt, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Freckenhorster Silberschatz, zumal der Reliquienschrein[2]) und jene Metallwerke, welche die Marke der Stadt Warendorf und des Meisters B. K. führen. Welcher Künstler hinter diesen Initialen[3]) steckt, hat sich inzwischen aus den Acten des Klosters Marienfeld und der Stadt Warendorf ergeben: Barthel (Barthol, Barthold) Kernitz, gebürtig aus Weissenfels in Sachsen, seit 1693 Bürger zu Warendorf, 1714 zum zweiten Male verehlicht, ein in der Umgegend hoch geschätzter Meister, dessen Geschlecht 1745 erlosch. Der Posten der Marienfelder Acten oder viel-

---

1) Fahne, die Herren, Freiherren v. Hövel II, 17, Nr. 12. II, 3, 4 Nr. 5. II, 16 Nr. 11.

2) Der vermuthliche Schöpfer desselben, Heinrich Hertlief, war 1642 zu Münster bei Michael von Büren in die Lehre getreten und 1701 noch ein regsames Mitglied der Gilde.

3) Das Stadtwappen unterscheidet sie von den eines Münsterischen Concurrenten. Berend Kemnitz, Sohn des Elias Kemnitz († 1663), ist seit 1663 Lehrling, seit 1673 tüchtiger Meister, seit 1687 Lehrherr seines Sohnes Bernd Dionys, dieser 1701 Meister. 1699 erhält Paul Kemnitz einen Lehrmeister an Johan Heinrich Fischer.

mehr der Rechnung, welche uns zuerst den vollen Namen erschloss, lautet:

1712 Meister Kernits zu Warendorf für einen silbernen Teller = 10 Thlr.

Kernitz war nicht bloss Herr eines Metalles; dass er mit verschiedenen Edelstoffen auch grosse Prunkwerke herzustellen vermochte, beweist eine Riesen-Monstranz der alten Kirche zu Warendorf. Der länglichrunde Fuss von 29 cm äusserster Weite baucht sich ringsher in acht Halbkreise aus und trägt am Rande vier Engelköpfe, dann steigt das Gefäss mit dem von einem Birnknoten durchsetzten Ständer zu dem reich umrahmten und von Strahlen umgebenen Lunula-Felde und dem das Ganze bekrönenden Crucifixe zu einer Höhe von 77 cm auf. Der Hauptschmuck concentrirt sich um die Lunula: durchbrochene Ornamente, darauf Engel und andere Bilder, Vergoldungen und Steinschmuck; die Marken verrathen uns den Meister und die Inschriften den Stifter, nämlich den Pfarrherrn Gerhard Nycolaus Neuhauss 1706.

Der solchen Prunkstil schon früher durchgebildet hatte, war indess ein Münsterischer Goldschmied; in der Kirche zu Ostbevern erreicht eine Monstranz in Sonnenform mit Birnknoten aus vergoldetem Silber, mit ausgespaarten Ornamenten und mit Bildern in Silberfarbe eine Höhe von 73 cm; bei zweiseitiger Anlage erhielt die eine, die Fest-Fronte, um das herzförmige Lunula-Feld Engel, darüber die h. Dreifaltigkeit, darunter den Kirchenpatron Ambrosius, die andere Fronte ringsher die Leidenswerkzeuge, der Fuss Blattranken, Engelköpfe und Ziersteinchen — das Ganze den schimmernden Wechsel der Vergoldung und der ausgespaarten Silberfarbe. Das Kunstwerk ist nach einer Inschrift 1855 reparirt und nach den Marken zu Münster von C(hristian) P(oppe) ausgeführt, welcher 1682 als Meister ins Gildenbuch und zwar mit den Initialen seiner Namen zu Seiten eines Baumes eingetragen ist. Poppe kehrt in den Büchern bis 1712 wieder; er war ein gesuchter Lehrherr und seit 1698 auch der Sohn Berndt Christian sein Lehrling[1]).

Wenn aber die Meister sich auf Gefässe von verschiedenen Farben und Stoffen verstanden, so bewegten sie sich entweder noch in altererbten Kunsttraditionen oder im Geleise des Barockstiles, — immerhin

---

1) Auf ihn kann das Zeichen eines Pokals im Rathhause zu Osnabrück zurückgehen.

erweisen sich die verschiedenartigen Bestandtheile eher als ein Aggregat, denn als eine Verbindung, welche einheitlich wie ein Karfunkel wirkte.

---

Der Weltruf der deutschen Kunst wurde im 15. und 16. Jahrhundert durch die Kunstgeister der Renaissance, welche in Italien und dann in andern Ländern walteten, nicht beeinträchtigt. Ihre Meister, und wie wir oben hörten, auch ihre Werke, erfreuten sich im Auslande, im Süden wie im Norden, eines hohen Werthes und Ansehens[1]) und um diesen die höchste Formvollendung und Kernhaftigkeit mittheilen zu können, benutzten jene je nach ihrem Vermögen alle einschlagenden Bildungsmittel der Zeit; im nördlichen Deutschland entfaltete Westfalen mit dem Rheine (Köln) und besonders die Stadt Münster die edelsten und reichsten Blüthen, namentlich in den jetzt sogenannten und leider abgesonderten Kleinkünsten. Die hiesige Goldschmiede leuchtete, ihrer Geschichte getreu, allen andern Künsten voran, und trug noch liebliche und gesunde Früchte, als die andern hinwelkten oder doch den volksthümlichen Geist völlig aushauchen mussten. Die ältern Meister hielten sich noch mehr an die Traditionen der Vergangenheit und der Heimat und entlockten ihnen noch man-

1) 1548 erbat sich der Russenherrscher Johan von Karl dem V. bekanntlich deutsche Theologen, Juristen und Politiker . . . item architectos, qui templa et munitiones in Scythiae et Tartariae finibus extruant et artifices et fabros armentarios, laminarios, loricarios, fusores tormentarios, poliones, pictores, statuarios, . . . der Kaiser willfuhr ihm. Quare artifices omnis generis et alios homines plures trecentis legatus conducit eosque patentibus imperatoris legati literis et salvo commeatu munitos Lubecam convenire jubet, ut inde navigiis in Livoniam ad fines Russiae trajecerent. Doch die Intrigue der Lübecker spielte dem Russen einen Streich . . . . et conducti ab eo homines dilapsi sunt. D. Chrytraei . . . Saxonia ab anno Christi 1500 . . . . . . Lipsiae 1611 p. 428. — Dass sich namentlich Männer aus dem Norden hatten bereit finden lassen, ersieht man an der Wahl des Hafens, gleichwie Livland damals Beamte, Kaufleute und Künstler aus Westfalen herangezogen hat. Bremer, Chronik der Stadt Lünen 1842 S. 165; aus Westfalen stammte der Goldschmied und Medailleur Jürgen Kock, welcher 1524—1537 (Nagler, Künstler-Lexikon VII, 106), vor ihm der Bildhauer und Goldschmied Daniel Aretäus, welcher um 1474 in Dänemark in die Dienste des Königs trat. (Andersen, Die chronol. Sammlung d. dänischen Könige 1872 S. 7.)

cherlei Reize in Form, Decoration und Technik — die jüngere Generation durchwehte, wie wir an mancherlei Beispielen sehen, der Geist der Neuzeit, auswärts zu lernen und zu arbeiten, in den Niederlanden, in Nürnberg oder in Italien, kurzum über das Kunstvermögen und die Kundschaft des Ortes hinaus zu greifen. Sie verbreitete bis in den dreissigjährigen Krieg einen Glanz, ihre Meister[1]) beflissen sich einer Technik und einer Formenwelt, dass Jünger ihrer Kunst nicht bloss aus den Nachbarstädten, sondern auch von Werl, Essen, Köln, Flensburg und Wien hier ihre Lehrjahre bestanden oder dauernden Wohnsitz nahmen; noch 1619 fand der ehrbare Hans Stylkind, Bürger und Goldschmiedssohn der Stadt Wien hier Aufnahme ins Amt, zumal da er die Wittwe seines hiesigen Kunstgenossen, Johan Hoessen, bei welchem er seit 1615 gedient, zum Weibe nehmen wollte. Doch konnte er dabei seinen Geburts- und Lehrbrief aus der berühmten Vaterstadt vorzeigen. Markes Leve aus Flensburg durfte auf ein Privileg von 1576 als Goldschmiedegesell in- und ausserhalb Münsters arbeiten[2]) — so wenig engherzig verfuhr man mit den Concurrenten.

Meine Vermuthung nun, Eisenhuth habe in der Lehrzeit auch Münster gesehen, möchte ich nun dahin verallgemeinern, dass er von der dortigen Blüthe der Kunst und der Goldschmiede gewiss lebhaft angeregt und beeinflusst ist. Die glänzende Reihe von Goldschmieden, welche uns in der Wiedertäuferzeit begegnet[3]), hat hier vielleicht den Betrieb der Metallkunst gehoben und neu belebt. Unter den Meistern ragte hervor Johan Iserman, denn er erhielt gerade nach der Wiedertäuferzeit schöne Aufträge für Metallwerke und Siegelschnitt, und ein Heinrich Iserman unterschrieb 1583 die Ordnung der Gilde.

---

1) Der schlanke Buckelpokal im Rathhause zu Osnabrück mit den Marken der Stadt Münster und S. hat zum Meister entweder den Paul oder Arndt Schowe (1625) oder den Johan Scharlaken (1639—1678).

2) Staats-Archiv, Gilden und Zünfte 13a p. 39, 56b.

3) Um diese Zeit: Heinrich Rode (1532), Laurenz Gryse, Gerdt Oswaldt, Bernd Dreifuss (oder Dreybues), Henrich Rolever, und Matheus (1547), und als Wiedertäufer oder als Goldschmiede, Münzer und Kupferstecher ihres Königs Nicolaus Wilborn, der Portraitstecher, Peter Köppelin, Bernd Busch Münzer, Hans Borsel, Goldschmied (nach einer „Zeitung" 1535), Johan Iserman, Johan Dusendschuer aus Warendorf, Heinrich Aldegrever aus Soest. Ueber die kunstreichen Wiedertäufer-Münzen vgl. Mieris, Histori der Nederlandsche Vorsten 1738, II, 411, 415 und meine Angaben in der Zeitschr. f. bild. Kunst XI, 84.

Noch mehr, als dieser oder als die andern Kunst- und Geschäftsgenossen spiegelt das Vermögen und Treiben der Münsterischen Kunst **David Knop** wieder; — zugleich im Leben eine Art Doppelgänger Eisenhuths. Indem ich dies beweise, vervollständige ich zugleich die Nachrichten, welche ich früher über den grossen Meister in der „Zeitschrift für bildende Kunst" 1875 S. 83 ff. und 1876 S. 220 f. beibrachte. Sein Vater war vielleicht der Wiedertäufer Johan Knop[1]).

Seine Verbindung mit den Niederlanden beweist die Amtsrolle (1583), zumal ein Protokoll von 1587: die Gildemeister Anton Redegelt und Johan Berckenfeldt bekunden nämlich, dass der ehrbare Hans Pothof sich vor zwanzig Jahren bei Meister David Knop für einen Goldschmiedegesellen in die Lehre begeben und die gewöhnlichen sechs Lehrjahre ehrlich und wohl ausgehalten habe, bis er von seinem Meister David, als dieser vor hatte, nach Antwerpen (Antorf) zu reisen, auf zwei Monate beurlaubt sei. Nun habe Pothof binnen Warendorf etliche goldene Ringe gefertigt und damit das hiesige Goldschmiede-Amt verwirkt. Nach vielem Supplicieren behufs Wiedererlangung desselben habe er sich in Warendorf niedergelassen, dort einige Jahre das Amt gebraucht, doch beharrlich bei dem Rathe, den Alt- und Meisterleuten zu Münster um Aufnahme in die Gilde angehalten. Es sei dann 1587 27./11. auf Intercession des Fürsten ein Vergleich mit der Gilde zu Stande gekommen und ihm auf eine Vorladung vom 4. December bedeutet, dass sein Benehmen zwar ganz den Ordnungen zuwiderlaufe, er aber dennoch aus besonderer Gnade mit der Frau Margaretha und seinen Kindern der Gilde beitreten dürfe. Dafür musste sein ältester Sohn Paul, der beim Vater das Geschäft gelernt, hier noch drei Jahre nacheinander beim Vater oder einem andern Meister nachdienen, der Vater das Amtsgeld erlegen und Landesgerechtigkeit leisten; unter den Meisterstücken, so er nach altem Gebrauche gemacht, hat Pothof selbst den Gebrüdern ein Geschirr von 60 Loien (Loth?) und ein Amtssiegel fleissig und wohl gefertigt und geschnitten, — sodann auch Schreib- und Wachsgeld, Amtskost und Amtsgeld entrichtet.

Wir haben von dem Aktenstücke einen breiten Auszug gebracht, weil es Mancherlei bietet, woran der Gegenwart zu wissen liegen mag — vorab haben wir es nur mit Knop zu thun und fragen, warum ging er nach Antwerpen?

Handel, Gewerbe und Künste hatten in den Niederlanden

1) Staats-Archiv Ms. II, 181.

längst einen staunenswerthen Aufschwung genommen; ihre Künstler schulten sich bei tüchtigen Meistern, oder auch durch Lehr- und Kunstreisen in Italien und erprobten dort und in der Heimat ihr Kunstvermögen, zumal in den Städten und an den Adelssitzen. Mit dem Sinken der Stadt Brügge und den Pulsationen des Welthandels erwuchs Antwerpen geradezu als das Herz des Verkehrs für die germanischen und romanischen Lande. Diesseits der Berge wetteiferte es mit Paris[1]). Durch den Hafen dort gingen Waaren und Kunstsachen vom Süden zum Norden, vom Norden zum Süden. Gerade um jene Zeit führten nach Guicciardinis Versicherung die deutschen Kaufleute bewunderungswürdig gearbeitete Möbeln, treffliche Waffen, Rüstungen und andere Metallwaaren, deren Werth auf eine unschätzbare Summe stieg, nach Antwerpen[2]) und derselbe Zeuge erzählt, wie dort 52 Handwerksgilden blühten und allein 412 Goldarbeiter, Silberschmiede und Steinschneider für ihre gesuchten Werke die kostbarsten Edelsteine aus allen Landen an sich brachten. Mit der Malerei war die Metallkunst hier so zu Hause, dass die Metallwerke von Brügge, auch als dessen Handel sank, noch mustergültig für Schottland blieben[3]).

Damals war der Verkehr mit den Niederlanden höchst lebhaft, die Verbindung mit Holland noch nicht unterbrochen, jene mit Belgien erst recht angebahnt und verheissend für die katholischen Bezirke Deutschlands.

Die Ausfertiger des Actenstückes, die Goldschmiede Redegelt und Berckenfeld waren als Gildemeister gewiss Meister und Bürger, welche so leicht vor keiner Aufgabe ihrer Kunst oder ihrer Gilde zurückschreckten, — sie unterschrieben auch 1583 die Amtsrolle, und jener lebte noch bis 1605, dieser nur bis 1600. Wir besitzen leider keine Werke von ihnen oder Nachrichten, um ihre künstlerische Bedeutung zu beurtheilen, und was ihr Geschlecht anlangt, so sind die hinter ihnen in der Amtsrolle verzeichneten Meister Nicolaus († 1599) und Herman Redegelt, sowie der um 1600 eingetragene Johan Berkenfeldt († 1626 31./10.) wahrscheinlich ihre Söhne oder Enkel. Sie bilden mit ihren nächsten Kunstgenossen eine schöne Reihe und wirken noch

1) Fischer, Geschichte des teutschen Handels II. 542. 463, 473. III. 399, 397.

2) C. Meiners. Histor. Vergleichung der Sitten und Verfassungen II. 49.

3) Fischer a. a. O. II. 473. IV, 320, 321.

in einer fruchtbaren, gedeihlichen Zeit. Den jüngern Berkenfeldt betreffen wir 1622/23 an einem Werke, das ebenso von seinem Ansehen bei der hohen Geistlichkeit wie bei der Künstlerschaft spricht; als damals die grössten Künstler, der Bildhauer Gerdt Gröninger von Münster und der Maler Adrian van den Bogaerdt aus Amsterdam den Hochaltar mit Reliquien-Etagieren, geschnitzten und gemalten Doppelflügeln aufstellten, durchbohrt Berckenfeldt eine Krystallkugel, offenbar ein Reliquiengefäss, nach des Vaters Tode (1637) verbrachte der Sohn Gert Berkenfeld seine Lehrjahre bei Johan Stylkinck und starb oder verzog, weil die Meisterliste seines Namens entbehrt. — Die andern Arbeiten an Metall- und Krystallgeräthen verrichtete sein Kunstgenosse Meister Heinrich Iserman jun., welcher 1632 31./10. mit 69 Jahren sein Leben beschloss.

Wie erging es aber unserm Meister Pothof, zu dessen Gunsten jenes Protokoll aufgenommen ist? Unter den Münzen der Stadt Warendorf, deren Bürger er zeitweise war, zeigt eine von 1574 auf der einen Seite das Fallgitter der Stadt über dem Querbalken und die Capitalschrift: Stadt — Warendorf — anno — 1574, auf der andern einen verzierten Rand und ein kreuzförmiges Viereck, umgeben von krausen Giebeln und Flügeln, in dessen Kreuzbalken verschiedene Zeichen und Initialen stehen. Das H. P. gilt unzweifelhaft dem Stempelschneider, nämlich Hans (Johan) Pothof. Dass rings um die Mittelflächen decorative Motive auftreten, wovon sich etwa vierzig Jahre später die Civilarchitektur und das Möbelwesen nährt, kann uns ein Fingerzeig sein, wie sinnig Pothof der Bahn seines grossen Meisters folgte und wie sehr er seiner Kunst die Führerrolle zu erhalten strebte. Auch das kupferne Armenzeichen der Stadt Münster von 1602 benennt wahrscheinlich mit dem Zeichen I. P. unsern Künstler als den Anfertiger des Stempels. Johan starb 1605. Seine Söhne Paul, welcher die auferlegte Lehrzeit bestand und 1591 Meister wurde, und der jüngere Herman standen gewiss mit ihren Leistungen dem Vater nicht nach; dass dieser dem letzteren die höchste Ausbildung verschaffte, Herman dem Vaters Willen gern und vollständig entsprach, kann uns überzeugen, wie sehr die Familie so zu sagen von der Erhabenheit der Goldschmiedekunst durchdrungen war. Herman ging nämlich bei einem grossen Meister Deutschlands, bei Jamitzer zu Nürnberg in die Schule.

Das Nähere verrät uns ein Protokoll eines dicken Gildenbuches im Privatbesitze:

Nachdem in unserer Ordnung wohl vorgesehen und erlaubt ist, dass die Amts-Söhne auch ausserhalb Münster, da Gilden gehalten werden, ihre Lehrjahre ausdienen mögen und dann vermöge dessen Johan Pothof vor sechs Jahren seinen Sohn Herman auf Nürnberg gesandt, allda seine Lehrjahre zu gewinnen, so ist im Jahre 1599 den 13. December gemeldeter Pothof bei den Gildemeistern erschienen und hat allda seines Sohnes versiegelten Lehrbrief vorgebracht, worin ein hochweiser Rath der Stadt Nürnberg[1]) auf eidliches Bekenntniss der Geschworenen oder Zunftmeister des Goldschmiede-Amts daselbst bezeugt, dass Herman Pothof allda bei weiland Berthold Jamitzer[2]), einem redlichen Meister, erstlich vier Jahre, nachher zwei Jahre darüber nach Handwerks Gebrauch gelernt und damit seine Lehrjahre völlig abgethán, sich auf solchem Handwerke redlich und voll gehalten hätte.

---

1) Die Gold- und Silberschmiede gelangte zu Nürnberg namentlich durch die Jamitzer, zu Augsburg durch die Colmans und andere Meister nun schnell zu einem Weltrufe und überwog auch im Norden Deutschlands immer mehr die Einflüsse von Münster und den Niederlanden. Graf Wolrad von Waldeck verkehrt 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg mit Gold-, Silber- und Waffenschmieden: Vidimus, erzählt er, eadem in domo Otthonis argentarii molam ad poliendos adamantes paratam, et re ipsa comperimus fabulosum esse, quod adamas non nisi hircino sanguine tepefacta frangatur. — Vidimus apud eundem Otthonem aurifabrum thoracem holosericam arte Phrygia depictum cum ex auro puro puto varie decolorato catenularum annulis obductam, quae tribus millibus florenorum veniit. Is Otho, quod e Colonia Agrippina oriundus esset, nobis omnino propensior erat et quotidie fere nos cerevisia honoravit. Et post discessum nostrum vita exivit. — Joannes Colman sicut et pater eius fuerat Augustae in aedibus nostro hospitio contiguis habitans et caesareae panopliae magister est et armorum faber. Huius aedes Caesar annis abhinc decem et octo, eo, quod se id facturum in Hispania huic promiserat, cum paucis invisit et uxorem eius catena aurea et fabros viginti aut triginta thaleris honoravit. — Wolrad kauft von genanntem Goldschmied Otto für seine Gattin eine Goldkette für 17 Thlr. und 14 Batzen, kauft dort ferner Bücher und Schmähbilder auf Herzog Johan Friedrich von Sachsen und den Sultan und lässt sich, anscheinend zu Arnstadt, ein Siegel schneiden. Nam Lazarus aurifaber ex aere nobis ibidem sigillum exsculpserat, cui pro opera sua florenum aureum, nam sic inter nos conventum erat, dedimus. Diese wichtigen Nachrichten, zumal über die Künstler Otto und Colman zu Augsburg entfliessen dem Tagebuche des Grafen in den Publicationen des liter. Vereins (Stuttgart) LIX, 48, 49, 185, 198, 242.

2) Berthold vielleicht jenes als Bartel Jamitzer nur mit dem Namen, nicht mit Werken (vgl. M. Rosenberg, a. a. O. 1884 Nr. 60) kekannte Mitglied der berühmten Nürnberger Künstlerfamilie.

Als Solches glaubhaft erschienen, haben die Gildemeister von Herman Pothof das erste und letzte Wachsgeld genommen und ihn hiermit ein- und ausgeschrieben. Seit 1623 weiht er seinen Sohn Johan [1]) in seine Kunst ein, er dient ihr noch 1632 und sein Geschlecht fast bis zu Ende des Jahrhunderts [2]). Doch Hermann ist uns längst aus dem Artikel I bekannt — sein Name steht zuerst eingegraben auf dem Schilde der Münsterischen Goldschmiede von 1613 und diesen konnten wir gleich als eine Probe damaliger Kunstfertigkeit der hiesigen Meister auszeichnen [3]). Er hält jeden Vergleich mit dem Warburger Schützenschilde aus.

Der Name des grossen Meisters David Knop figurirt in den Goldschmiedebüchern unter den Meistern der Mitte des 16. Jahrhunderts — leider ohne nähere Angaben. Auf ihn und seine Familie würde folgende Urkunde ein willkommenes Licht werfen, wenn sie inhaltlich glaubhaft wäre.

Es ist nämlich kein Original und höchstens eine deutsche Uebersetzung desselben auf Papier und zwar ohne weitere Beglaubigung. Sie war mir schon vor vier Jahren, als meine letzte Notiz über David in die Welt gegangen, von dem Stadt- und Landgerichts-Assessor Adolph Cnopf zu Fürth mit anderen biographischen Angaben mitgetheilt und den Familienpapieren seines Vetters, des praktischen Arztes

---

1) Welche Vorbildung dieser jüngere Johan genossen, beweist folgende Urkunde: Dr. Johan Römer, Richter zu Münster, bekundet 1636, Johan Pothof habe vor dem Münzwardein Melchior Balcke und den Goldschmieden Michael Bueren und Gerhard Bueren über seine Qualification zum Münzmeister erklärt, er sei katholisch, habe die Goldschmiede bei seinem Vater Herman erlernt und nachgehends in Köln, Frankreich und England verfolgt, dass sowohl hohe als niedere Standespersonen, wie auch die Amtsgildemeister daran ein Vergnügen gehabt hätten und bei seines Vaters Krankheit habe er schon die hiesige Silbermünze verwahrt (Staats-Arch. Münster. Landes-Arch. 37, 35).

2) Auch ihr Zeitgenosse, der Sprössling der Malerfamilie Herman zum (oder vom) Ringe, über dessen Ausbildung Nichts verlautet, macht in den Büchern seit 1606 den Eindruck eines viel beschäftigten Goldschmiedes und vortrefflichen Lehrmeisters. 1622 begann bei ihm sein Sohn Herman die Lehre und absolvirte sie 1628 nach des Vaters Tode.

3) Nach dem Abgusse in der Löbschen Sammlung zu Caldenhof; das anscheinend ins Ausland verzettelte Original machte 1836 mit gewissen Gemälden und dem nunmehr auch der Heimat entfremdeten Dolche der Stadt Coesfeld das chef d'oeuvre der Münsterischen Ausstellung aus. Vgl. Wigand's Archiv VII, 279.

Dr. Julius Cnopf, entnommen. Beiden Herren, welche dem Nürnberger Familienzweige angehören, gilt sie, was die inhaltliche Zuverlässigkeit anbetrifft, für ein kaum zu bezweifelndes Dokument und das angesichts des Alters der Schrift, welche dem 17. Jahrhunderte angehören mag, und angesichts derjenigen Persönlichkeiten, in deren Händen sie aufbewahrt wurde — ich setze hinzu: wollte man den Inhalt ernstlich anzweifeln, so wäre es räthselhaft, wie es theils die bisherigen Ergebnisse der Forschung und der Vermuthung bestätigen, theils erweitern oder gewissen Annahmen derselben widerstreiten könnte. Sie handelt über einen Wappenbrief aus dem Jahre 1589 11./1. — ein Familien-Wappen in Kupferstich wurde beigelegt, das namentlich mit seiner Inschrift auf das 17. Jahrhundert zurückgehen dürfte. Es hat nämlich die Ueberschrift: H^r Joh. Christoph Jac. Cnopf und die Unterschrift: Apotheke zur Kandel (in Nürnberg?). Das Wappen zeigt in einem quergetheilten Schilde unten drei Flammen, oben, sowie auf dem Helme, die bekrönte Büste eines Mannes, der mit ausgebreiteten Armen einen Faden so hält, dass er über der Fassung beider Hände eine Schleife (Oese) macht.

## Anlage 1:

Wir Alexander, durch göttliche Erbarmung des heil. Eustachii Cardinal de Monte alto genannt, der Römischen Kirchen ein Legat in der Stadt Bononien dem anständigen Johann Cnopfio, Clerico Monasteriensi, hochgelehrten Doctori juris utriusque, unseren freundlichen Gruss, Gunsten und Gnaden bevor. Dieweilen denn unsern Vorfahren gegen Denen, die sich auf der löblichen Universität zu Bononien wohl meritirt, sich aufrecht und redlich verhalten, allzeit sonderlich gewogen und günstig gewesen, als tretten wir billig in derselben Fussstapfen, und haben dessen billige rechtmässige Ursachen, dass wir diejenigen, die sich im Lebenswandel, Sitten und Gebärden ehrlich, christlich und tugendlich erhalten, gerne willig, soviel wir können und wo wir können, sonderliche Gunst, allen Favor, Gnad erweisen und erzeigen. Zu dem Ende, weilen der obgenanndte Herr Johann Cnopf ebenmässig auf derselben löblichen Universität zu Bononien christlich, löblich sich verhalten, dass er den gradum Doctoris juris utriusque verlanget und bekommen und mit einem Wappenbrief ist begnadiget worden, zumalen, weilen auch aus seinem glaubwürdigen testimoniis genugsam zu ersehen, dass er sich fromm, gottesfürchtig, gehorsamlich, tugendlich und löblich erhalten, wir ihme hierinnen zu pretificiren,

willfahren und zu dienen begehren. Derohalben denn des Herrn Wapen vor wenig Tagen an uns ist suppliciret worden, dass wir Herrn David Cnopf Bürger und Monasteriensi (wörtlich), euch den Herrn sammt allen Euren Erben und Nachkommen ein Privilegium und Befreyung gewisser Waffen oder Wappen ertheilen wollten, deren Waffen oder Wappen Beschreibung Beides der Farben und der Qualitäten diese folgende ist, wie zu ersehen: etc. . . . Derohalben wir macht unserer Authoritaet, die wir haben, in Ansehung seiner derohalben überreichten Supplication an uns, ertheilen und geben wir Ihme des Herrn obgenenndten Herrn Vater David Cnopf und allen Eueren Erben, Nachkommen der ganzen Familie dergleichen Waffen- und Wappen-Privilegium mit allen jeglichen solchen Farben, Qualitäten und Umständen, wie oben vermelt und hier abgemahlet und entworfen, dass Ihr sammt derselben Erben und Nachkommen, auch ganze Familien und Geschlecht dürfet derselben gebrauchen und für und für in perpetuum führen. Zu mehrerer Bekräftigung und Bestätigung dieses Wappenbriefs haben wir unser gewöhnliches Sigill anhengen lassen. Geschehen zu Rohm im Jahre Christi 1589, den 11. Januarii.

(Folgt das in Farben sehr gut ausgeführte Wappen.)

A. Carlis Montally legat. (wird heissen sollen:
Alexander de Monte Alto legat.) Bonon.
Fabius Patr. Hiersol. Sec.

Der Johan Knop also, der Münsterische Clericus und Dr. jur. utr. supplicirt um das Privileg des Wappens, und der Cardinal-Legat von Bologna gewährt es ihm und dem Vater David mit Rücksicht auf die Führung und Studien des Sohnes und besonders auf die Person des Vaters, welcher den Respect unzweifelhaft auf Grund seiner Kunstfertigkeit genoss.

David, scheint es, hielt sich 1589 gerade in Italien und zwar in Bologna auf und, wie aus Artikel II zu ersehen, erlaubten ihm die Mittel, seinem Sohne den Besuch und die Auszeichnungen einer italienischen Universität zu ermöglichen.

Offen bleiben die Fragen, ob Heinrich Knop, der Urheber der Dresdener Prachtrüstung von dem Notar Johan, oder von einem andern Sohne Davids, oder von einem Caspar Knop oder gar von einem Gliede der Familie abstammt, welche, wie dort zu lesen, in Münster zurückblieb. Der Caspar Knop muss mit David eng zusammenhangen, wie folgendes altes Schriftzeugniss der Familie Cnopf zu Nürnberg anzeigt.

Anlage 2:

Unser Grossvater sel. väterlicher Seits war Herr Caspar Cnopf von Münster aus Westphalen gebürtig, welcher Anno 1616 den 16. December in Augsburg selig verschieden. Wie aber dessen Vater und Mutter mit Namen geheissen, haben wir niemals gehört noch erfahren können und war dieses dem Vetter Hans Rudolph Cnopf selbst nicht bewusst.

Obgenannter dieser lieber Grossvater hat sich in Augsburg verheirathet mit Jgfr. Anna Beiningerin, deren sel. Vater hiesse Johann Beininger und deren Frau Mutter Anna Marie, geb. Oesterreichin.

So viel leuchtet ein, dass die Cnopfs zu Nürnberg ein, wenn auch wunderlich herumgeleiteter Zweig der gleichnamigen alten Künstlerfamilie zu Münster, dass sie Enkel und Wappenerben des David Knop sind. Ob Heinrich Knop schon jenen Zweig nach Nürnberg verpflanzt? Er hat zu Nürnberg und Bamberg als Goldschmied und „Conterfeter in Wachs 1601—1611 auch Medaillen und Schaustücke gefertigt, doch Kinder wahrscheinlich nicht nachgelassen [1]). Seiner Zeit sass wohl ein Urahn der Nürnberger, Caspar nämlich, noch zu Augsburg und zwar mit Familienbeziehungen zu Oesterreich. Heinrich fehlt auch in der Liste der damaligen Münsterischen Goldschmiede — er hatte wohl schon in seiner Jugend der Vaterstadt den Rücken gekehrt oder doch dort der Gilde der Gürtler und Ambrostier angehört. Ins Nürnberger Gebiet sind die Cnopfs, soweit die Nachkommen zu ermitteln vermochten, von Wien gekommen und zwar mit Johan Jakob 1660, einem Sohne des Jeremias Cnopf, welcher zu Wien Kaufmann in der kaiserlichen Niederlage [2]) war. Man möchte daher vermuthen, dass Heinrich sich nur Geschäfte halber zu Nürnberg aufhielt und dass der Augsburger Abzweig jenen zu Wien begründet hat.

War David Knop aber 1589 noch in Italien, so hat er zweimal das Land der Kunst gesehen und darin wahrscheinlich auch sein Grab gefunden. War doch jüngsthin noch sein Andenken in seiner deutschen Heimat total erloschen, bis jetzt auch jede Suche nach einem sichern Werke von ihm vergebens, der Meister 1589 auch allen Umständen nach hochbejahrt. Der erste Aufenthalt jenseits der Berge fällt sicher vor das Jahr 1573, weil Kerssenbrock damals seine Wiedertäufer-

1) Erman in v. Sallets' Zeitschr. f. Numismatik (1884) XII, 25, 85.

2) Will, Nürnberg. Gelehrten-Lexikon IV, 381.

geschichte vollendet hatte[1]), die uns das erste Licht über den Meister brachte — wie viele Jahre oder Jahrzehnte? das lässt sich noch nicht entscheiden. Kerssenbrocks Aeusserung klingt fast, als wäre Knop schon während der Wiedertäuferzeit aus Italien heimgekehrt und gegen 1573 längst ein ehrbarer Handwerksmeister der alten Bischofsstadt gewesen.

In David Knop trat uns ein Goldschmied und Künstler entgegen, welcher mächtig bewegt von den Kunstidealen seiner Zeit die Kunststätten der Heimat gern wechselt mit jenen des Auslandes und als die Elisien der Kunst schweben ihm die Niederlande und Italien vor — Knop war ein ebenbürtiger und würdiger Vorläufer Eisenhuths.

Münster. J. B. Nordhoff.

1) Cornelius, Geschichtsquellen d. Bisthums Münster II, p. XXXVIII.

## II. Litteratur.

1. A. **Furtwängler**, Der Goldfund von Vettersfelde, 43. Programm zum Winckelmannsfeste der archäolog. Gesellschaft zu Berlin, mit 3 Tafeln, 1883. 4.

Gerade um die Zeit, als E. Curtius über die Griechen in der Diaspora sprach (Sitzb. d. K. Pr. Akademie XLIII S. 943), wurde dieser altgriechische Fund auf dem Boden des nördlichen Deutschlands gemacht. Er lag auf einem Ackerstücke im Lehm nur 30 cm tief unter der Oberfläche. Scherben eines grossen Gefässes von roher Arbeit machen es wahrscheinlich, dass die Goldsachen einst in einem Topfe geborgen waren. Vettersfelde liegt in der zu der Provinz Brandenburg gehörigen Landschaft der Niederlausitz. Da man 100 Schritte von der Fundstelle ein kreisrundes Steinpflaster mit schwarzer Branderde fand, so darf man wohl an eine Begräbnissstelle denken, was indessen der Verfasser wegen des Fehlens von Knochenresten bezweifelt. Der Fund besteht aus: 1) einem goldnen Fisch, aus starkem Goldblech getrieben. Dasselbe war, wie es scheint, mit Ringen an eine ebene Unterlage von Holz oder Leder befestigt. Das Ganze hat durch Feuer mehrfach gelitten. Der Fisch gleicht dem Thunfisch, doch ist er als Ornament frei behandelt. Auf dem obern Theile des Fischleibes ist ein Panther, ein Eber, ein Löwe, ein Hirsch und ein Hase dargestellt, auf dem untern Fische und voran ein Triton, mit langem Haar und Bart, der in der Rechten einen Delphin hält. Am Ende des Fischkörpers befindet sich ein fliegender Adler. Die Schwanzenden des Fisches biegen sich zurück und laufen in Widderköpfe aus; 2) einer grossen Zierplatte, 5 aneinander stossende Kreise umgeben jeder einen halbkugelförmigen Buckel. In den vier grösseren sind liegende oder laufende Thierfiguren angebracht, Löwe, Hirsch, Hund, Hase, Panther, Widder, Steinbock und Schakal; 3) dem goldnen Beschlag einer Scheide mit getriebenem Figurenschmuck in derselben Technik; 4) einem goldnen Hängezierrath; 5) einem zierlich gearbeiteten goldnen Ohrgehänge; 6) einem goldnen Armring, mit einem Schlangenkopf endigend; 7) einer goldnen Kette; 8) einer goldnen Dolchscheide mit aufgelöthetem Zierrath; 9) einem starkverrosteten

Dolch aus Eisen; 10) einem massiven goldnen Ring; 11) einem eisernen Schwert, dessen Griff mit Goldblech belegt ist; 12) einem serpentinartigen Steinkeil, der oben mit Goldblech umkleidet ist; 13) einem gewöhnlichen Schleifstein, oben in Gold gefasst; 14) einem kleinen Cylinder aus Goldblech und 15) und 16) einem Stückchen Gold- und Bronzeblech. Ein Ring und ein Anhängsel waren eingeschmolzen worden, einige andere kleine Stücke liess der Finder zu einer Uhrkette zusammenstellen. Alle Gegenstände bestehen aus einem mit Silber legirten 18-karätigen Golde, nur das Gehänge Nr. 2 ist aus 23-karätigem Feingolde gearbeitet; es kommt kein gezogener Draht an dem Goldfunde vor. Durch Vergleich mit den reichen Schätzen der Ermitage in St. Petersburg erkannte der Verfasser, dass hier eine altgriechische Arbeit vorliege und wies auf ganz ähnliche Funde aus Südrussland hin. Er hält den griechischen Ursprung nicht für eine Hypothese, sondern für eine Thatsache. Der Stil der Thierfiguren wiederlegt die Annahme altetruskischer Kunst. Die Hypothese nordischer Entstehung unter früh- oder spätrömischem Einfluss ist unmöglich, weil in den Figuren selbst nur altgriechische, von den römischen ganz verschiedene Elemente vorhanden sind. Nur die archäische Kunst lässt den Triton gleich von der Brust in den Fischleib übergehen. Man kann noch hinzufügen, dass das Gesichtsprofil des Triton mit dem mancher Figuren auf den bemalten griechischen Thongefässen grosse Aehnlichkeit hat. Man vergleiche auch den Kopf S. 207 bei Cesnola. Freilich hat **Bastian**, Z. f. Ethnol. 1883 S. 130, einige nordische Funde zusammengestellt, die entfernte Analogien bieten, sie sind meist römische oder spätgriechische Importgegenstände oder solchen nachgebildet. Die nordischen Thierornamente, wie wir sie durch **Sophus Müller** kennen, sind anders. Etwas Barbarisches im Kunstcharakter des Fundes, wie es in nachgeahmten Münzen Pannoniens sich findet, auch in einem Goldfund aus Ungarn, will F. nicht zugeben. Auch mit sassanidischer Kunst, die wir aus dem östlichen Russland kennen, hat dieser Fund keine Verwandtschaft. Er ist, wie F. sagt, an den Gestaden des schwarzen Meeres von griechischer Hand gefertigt und war bestimmt für einen skythischen Grossen. Er gibt das Bild einer aus silberhaltigem Golde getriebenen Platte aus einem Tumulus vom Kul Oba bei Kertsch, die einen liegenden Hirsch darstellt, dessen letzte Geweihsprosse auch in einen Widderkopf ausläuft. Man muss in beiden Stücken dieselbe Kunsttradition anerkennen. Auch die Thiere sind in beiden meist nur mit zwei statt mit vier Beinen dargestellt. Aber der Hirsch hat zwei Vorderbeine, was F. übersah. Dieser ist in das 5. Jahrhundert v. Chr. zu setzen, wegen des Monogramms mit schrägem Querstrich in dem Alpha und wegen des archäischen Typus des Löwen. Der Greif hat den Strahlenkamm im Nacken, der erst im 5. Jahrhundert üblich wird. Manches Andere aus diesem Tumulus weist auf das 4. Jahrhundert. Beide Stücke waren wohl der Schmuck

eines Schildes, die bei den Skythen von länglicher Form waren. Ein Fisch als Schildzeichen ist in Griechenland überaus gewöhnlich. F. hält den Stil des Fisches für strenger und älter. Er nimmt an, dass der Typus des Hirsches, der in Südrussland sehr beliebt sei, wahrscheinlich einem sehr alten, einheimischen, ursprünglich nicht griechischen Thierbilde entlehnt sei, der in zahlreichen Funden wiederkehre, z. B. in den Skythengräbern am Dniepr, er verbreite sich sogar bis nach Sibirien, an die Ufer des Jenisei. Der Berichterstatter glaubt in diesem Thier, was für den Ursprung des Kunstwerks wohl von Bedeutung ist, nicht den Hisch, sondern das Rennthier zu erkennen. Dafür spricht der lange Kopf mit dickem Maule, die Grösse der Füsse, die Richtung der Augensprossen nach vorwärts und der Umstand, dass das ganze Geweih, welches freilich sehr willkürlich als Ornament behandelt ist, sich dem Rücken des Thieres anschmiegt. So ist es auch in den vorgeschichtlichen Schnitzereien der Dordogne dargestellt. Es ist nur ein Bild des Rennthiers aus dem klassischen Alterthume bekannt, das auf einem Mosaik des Louvre. Hieraus allein darf man noch nicht schliessen, dass das Rennthier zur Römerzeit noch in Frankreich und Deutschland gelebt habe, es sprechen aber manche Gründe dafür, dass es in Norddeutschland und dem mittleren Russland länger gelebt hat als in Westeuropa. Theophrast berichtet, dass das Rennthier im Lande der Skythen oder Sarmaten lebe. Die künstlerische Darstellung desselben auf diesem Goldschmuck kann als ein neuer Beweis für diese Annahme gelten. Dieselbe spricht aber auch dafür, dass diese Arbeit, wenn auch von einem griechischen Künstler, doch nicht in Griechenland, sondern in einem nördlicheren Lande gefertigt worden ist. Thierkämpfe wie die, welche den Goldschmuck zieren, finden sich besonders häufig in der Kunst an den Ufern des schwarzen Meeres. Der Löwe, welcher dem Hirsch in den Nacken fällt, ist einer der ältesten Typen und findet sich namentlich an Orten, wo asiatischer Einfluss wirksam war. Die Schaufeln der kleinen Hirsche auf dem Fisch und der Brustplatte gleichen ebenfalls mehr denen des Rennthiers als dem Edelhirsch, dessen Geweih in Zacken endigt. Auch der Hase ist ein beliebtes Thier in der Kunst am Pontus. Wie in den aesopischen Fabeln flieht der Hirsch vor dem Löwen, während Stier und Eber sich ihm entgegenstellen. Der Steinbock der Schildplatte wird von der archäisch griechischen Kunst sehr gerne dargestellt, der Schakal ist dagegen ein ganz seltenes Thier und dem Verfasser aus Kunstwerken nicht erinnerlich. Der Stier ist in gleicher Weise mit einem Horne dargestellt auf kleinasiatischen und pontischen Münzen. Auch der Eber mit ausgeschnittener Borstenmähne findet sich so auf archäischen Darstellungen in Kleinasien und Südrussland. Auch der Typus des Adlers ist alterthümlich und kommt oft vor, auch als Gewandschmuck in Gräbern des 5. Jahrhunderts. Der Triton auf dem Fische, sehr gewöhnlich in der archäischen Kunst,

findet sich am ähnlichsten auf Münzen von Kyzikos; in Byzanz war dem Halios Geron in fischleibiger Gestalt ein eigener Cult gewidmet. Auch die Fische sind in der Kunst der nördlichen Colonien der Jonier ein sehr beliebter Gegenstand. Auffallend ist, dass der in der Kunst von Südrussland so häufig dargestellte Greif fehlt, den die Sage hinter das Land der Skythen versetzt; seine Darstellung scheint erst gegen das Ende des 5. Jahrhunderts sich hier zu verbreiten. Widderköpfe spielen wieder eine Hauptrolle in der altjonischen Kunst. Dass das zweite Hauptstück des Fundes, die fünf zu einer Platte verbundenen Scheiben, einen Brustschmuck darstellt, ist unzweifelhaft, F. weist auf einige ähnliche Brustplatten hin. Das zum Funde gehörige Schwert und der Beschlag der Scheide haben eine Form, die nur den Skythen des Alterthums und ihren Verwandten angehört haben kann. Der herzförmige Ausschnitt am Griffende des Schwertes tritt uns nur in den griechisch-skythischen Gräbern, aber in zahlreichen Beispielen entgegen. Die Technik der sämmtlichen Stücke stimmt mit der des vorliegenden überein, sie sind von Eisen, die Griffe sind mit Goldblech belegt. Unsere Waffe, deren Klinge nicht viel länger als der Griff ist, kann besser als breites Dolchmesser denn als Schwert bezeichnet werden. Das von den Skythen verehrte Schwert war kurz, es wird als Xiphidion bezeichnet. Die durch Stolze bekannt gemachten persischen Reliefs zeigen bei den mit kurzem Rock und Hosen, hoher runder Kopfbedeckung und Goryt ausgestatteten Kriegern eine identische Schwertform mit dem herzförmigen Ausschnitt der Scheide und der oberen Ausladung derselben und dem Loche zum Anhängen des Schwertes an der rechten Seite des Mannes. Dasselbe war auch durch einen am untern Ende der Scheide durchgezogenen Riemen befestigt. Auch unser Scheidenbeschlag zeigt davon eine Spur. Die Krieger mit langen Gewändern in der Leibgarde des persischen Königs pflegt man für Meder zu halten, sind die andern Perser? Aus der iranischen Herkunft einzelner Personennamen südrussischer Skythen darf man noch nicht schliessen, dass diese Iranier waren. F. nimmt lieber an, dass der Schwerttypus, der von Südrussland nach dem Ural und Altai geht, den turanischen Völkerschaften eigen war, zu denen auch die nomadischen Skythen gehört zu haben scheinen. Auch der Berichterstatter glaubt, dass Beweise dafür vorhanden sind, dass die Skythen ursprünglich Mongolen waren. Dass die Skythen, die seit langer Zeit das iranische Gebiet besassen, auch nach ihrer Ueberwindung ein bedeutendes Element der Bevölkerung blieben, beweisen die Inschriften der Achaemeniden, die ausser in babylonischer auch in skythischer Sprache eingehauen sind. Als ein Seitenstück der goldnen Dolchscheide bildet F. eine solche aus einem Tumulus am Dniepr ab. Die Spiralen und Schleifen von Golddraht sind auch an nordischen Funden wie an altgriechischen häufig. Der Steinkeil aus Serpentin ist wohl als Amulet zu betrachten, wozu sich bei Plinius Beispiele finden. In Bezug auf den

goldnen Armring bemerkt der Verfasser, dass in den Gräbern am Bosporus nicht selten Männer Armringe tragen. Auch der Halsring gehört zur Ausrüstung eines Kriegers im Skythenlande, er kommt in Männergräbern des 5. Jahrhunderts daselbst vor. Der Berichterstatter erinnert an das berühmte Mosaik der Alexanderschlacht, dort tragen 5 Krieger, die bald für Perser, bald für Gallier gehalten wurden, Halsringe, die aber gedrehte Torques sind, einer hat einen Armring. Ein in Gold gefasster Wetzstein fand sich auch in einem Königsgrabe bei Nicopol, der Schleifstein findet sich sehr oft in den fränkischen und alemannischen Gräbern Westeuropas, wie in denen am Ural und Altai. Auch ein ähnliches Kettengeflecht findet sich in den bosporanischen Gräbern aus dem 5. Jahrhundert. Gehören alle diese Gegenstände zur Rüstung eines Mannes, so muss doch wohl das Ohrgehänge einer Frau angehört haben. Einige Formen der Gegenstände sind durch skythische Sitte bedingt, aber der Grieche wusste die fremde Form durch griechische Kunstsymbolik zu adeln. Die Kunstsitte, eine grössere Thierfigur mit kleinen Gestalten zu bedecken, weist auf Phrygien hin. Das blasse mit Silber legirte Gold findet sich fast bei allen Goldsachen älteren Stiles in den südrussischen Gräbern. Die Entstehung des Fundes setzt F. spätestens in die ersten Decennien des 5. Jahrhunderts. Den Kopf des Meerdämons findet er in Silbermünzen von Kolchis wieder. F. sieht in unserem Funde nichts Barbarisches, welches sich in späteren Arbeiten dieser Gegend durch skythischen Einfluss so sehr bemerklich macht. Wie kam aber der Fund nach Vettersfelde? Durch den Handel kann er nicht dahin gelangt sein, in jener Zeit gab es keinen Verkehrsweg vom Pontus nach dem Norden, der freilich in prähistorischer Zeit bestanden hat. Der Bernstein wird nur in seltenen Fällen und nur in spätern Gräbern in Südrussland gefunden, auch schätzten die Griechen ihn in der klassischen Zeit wenig. Münzfunde deuten nur auf einen Landweg, der die macedonische Küste hinauf nach dem Norden ging. Die Einfuhr griechischer Kunstarbeiten nach Deutschland kam über die Alpen aus Oberitalien. Die Integrität des ganzen Fundes spricht gegen die Annahme, dass er ein Raub aus einem der Kurgane Südrusslands sei. Der Verfasser glaubt aber daran erinnern zu dürfen, dass gerade am Ende des 6. Jahrhunderts, wie Herodot berichtet, ein Strom pontischer Skythen, durch das Heer des Darius von der Donau her bedroht, nordwestlich vorgedrungen sei. Der Berichterstatter fragt, ob die Heerführer der alten Völker, wie sie von geschickten Waffenschmieden begleitet waren, nicht auch ihre Goldarbeiter in ihrem Gefolge gehabt haben können, dann wäre es möglich, dass dieser Goldschmuck wie der vom Kul Oba an einem nördlicher gelegenen Orte als an dem pontischen Gestade von einem griechischen Künster gearbeitet worden wäre, worauf vielleicht die Darstellung des Renthiers hinweist. Die sorgfältige Untersuchung des Verfassers, die durch die zahlreichen Vergleiche eine

übersichtliche Darstellung der ganzen altjonischen Kunstweise enthält, muss als eine höchst dankenswerthe bezeichnet werden, die im Wesentlichen uns gewiss die richtige Erklärung des Fundes giebt.

Schaaffhausen.

2. Geschichte der Stadt Eschweiler und der benachbarten Ortschaften von Heinrich Hubert Koch, Divisionspfarrer der 21. Division in Frankfurt a. M. Zweiter Band. a. Geschichte der Schule. Frankfurt a. M. 1884. Commissions-Verlag der Frankfurter Vereinsdruckerei.

Als Fortsetzung der Geschichte der Stadt Eschweiler, deren erste Abtheilungen wir in Jahrb. LXXV S. 149 besprochen haben, bietet uns heute der Verfasser die Geschichte der Schule, insbesondere die Entwicklung der verschiedenen Schulen der Stadt Eschweiler. Nachdem Herr Koch in der Einleitung die vorhandene Litteratur besprochen, unter anderem auch das verdienstliche Werk von Nettesheim (S. Jahrb. LXX S. 134) lobend erwähnt und seine Quellen angegeben hat, bespricht er in den ersten 45 Seiten die mittelalterlichen Schulzustände unserer Provinz im Allgemeinen und hebt besonders die Wirksamkeit der verschiedenen Orden in diesem Sinne hervor. Auf S. 46 geht er dann im Speciellen auf die Eschweiler Schulen ein, und spricht die Vermuthung aus, dass schon in fränkischer, jedenfalls aber in carolingischer Zeit in Verbindung mit der nachweisbar sehr alten Pfarre, eine Pfarrschule bestanden habe. Die älteste sichere Nachricht über die Eschweiler Küsterschule findet er dann in einer Urkunde von 1486, worin der Küster verpflichtet wird, bei gewissen Gottesdiensten „mit synen Scholeren" zu singen. 1636 begegnen wir einem „Gerhardus Oftensis, Custos und Scholmeister alhie". Die erste Mädchenschule wurde in Eschweiler 1686 eingerichtet. Auch die reformirte Gemeinde hat in Eschweiler frühzeitig eine eigene Schule errichtet. Es würde uns zu weit führen, den Darstellungen des Verfassers auch in die neuere Zeit zu folgen; Jeder aber, der sich bewusst ist, welch mächtiger Faktor der Culturentwicklung eines Landes in den Schulverhältnissen liegt, wird das besprochene Buch mit Interesse und Nutzen durchlesen.

Bonn. F. v. Vleuten.

3. Die St. Marien-Kirche am Malzbüchel zu Köln mit einem Verzeichnisse der Pastoren und Aebtissinen. Von J. B. D. Jost. Köln 1884. Gedr. auf Kosten des Verfassers; Commissions-Verlag von J. M. Heberle in Köln.

In diesem kleinen, zum silbernen Jubelfeste des Herrn Kaplan Göbbels in Köln herausgegebenen Festschriftchen, berichtet uns der Verfasser in gedrängter Kürze alles dasjenige, was über die Baugeschichte und die

künstlerische Ausstattung der Kirche Maria im Capitol zu Köln zu bemerken ist. Auch die in jüngster Zeit vorgenommene Ausschmückung der Kirche ist in Betracht gezogen und der Zusammenhang der einzelnen Kunstschöpfungen unter einander in ansprechender Weise angedeutet.

Der Verfasser mag vielleicht Gründe dafür haben, dass er die Kirche nicht mit dem in der Kunstgeschichte fast allgemein eingebürgerten Namen: „Maria im Capitol" bezeichet, sondern die weit weniger bekannte Bezeichnnng: „Maria am Malzbüchel" wählt; es würde aber trotzdem nach unserer Ansicht angezeigt gewesen sein, dann den bekannteren Namen auf dem Titel oder im Text an hervorragender Stelle doch zu erwähnen, damit auch der nicht in Köln wohnende Leser hätte ersehen können, um welche Kirche es sich handelt.

Bonn. F. v. Vleuten.

# III. Berichte.

## 1. Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Trier, vom 9. bis 11. August 1883.

Der Vorsitzende, Geh. Rath Virchow eröffnete die Sitzung am Donnerstag den 9. August um 9 Uhr im grossen, ganz gefüllten Saale des Justizpalastes. In längerer Rede wies er auf die grosse Aufgabe der anthropologischen Forschung, die wahre Geschichte des Menschen darzustellen, hin und rechtfertigte es, dass man in diesem Jahre grade Trier, zwar an der Grenze des deutschen Vaterlandes gelegen, aber da gegründet, wo die alten Kelten gesessen, zum Orte des Congresses gewählt habe. Die Gesellschaft sei bestrebt, die Anerkennung ihres Wirkens in immer grössere Kreise zu tragen und der Wissenschaft vom Menschen immer neue Freunde zu gewinnen.

Wenn man in die Geschichte der Vorzeit zurückgreife, so gebe es gewisse Ereignisse von ausserordentlicher Bedeutung, welche den Ausgangspunkt für alles weitere Forschen bildeten, und ein solches sei die erste Benutzung der Metalle durch den Menschen. Wann wurde deren Gebrauch eingeführt, wo sind sie hergekommen? Wir wissen jetzt, dass die Steinzeit nicht aufgehört hat, als die Metallzeit begann. Im Bodensee liegen, wie uns Leiner versichert, Bronzen und Steingeräthe durcheinander und noch heute schärft man mit einem Klopfstein die Sichel. Die geologischen Schichten der Erdoberfläche sind regelmässiger gebildet als die des Bodens, den der Mensch durchwühlt hat. Hier muss man sich vor Irrthümern hüten. In Hissarlik liegen in Folge des Abräumens von Schuttmassen die Trümmer einer älteren Zeit zur Seite viel späterer Dinge. Nichts ist für unsere Wissenschaft schädlicher als das Bemühen, jedes Objekt mit einem bestimmten Volke in Beziehung zu bringen, so berechtigt auch der Versuch ist. Wir müssen, um unsere Forschung zu unterstützen, auch die alten Gräber aufdecken und zerstören, während wir so grosse Pietät für unsere eigenen hegen. Uns entschuldigt das höhere Bedürfniss, die Entwicklung der Menschheit zu erkennen. Unser ganzes Leben, die ganze Civilisation

ist eine Reihe von Gewaltthätigkeiten. Wenn die Menschen auch darauf aus sind, den Nächsten so wenig wie möglich zu verletzen, so sehen wir, dass sie sich dennoch verletzen, um sich gegenseitig Raum zu schaffen.

Wenn wir die Bronze plötzlich auftreten sehen, so gibt es zwei Ansichten. Sie kann an zwei verschiedenen Orten zugleich erfunden worden sein, denn der Mensch ist überall erfinderisch und denkt überall auf dieselbe Weise, oder ihre Verbreitung ist von einem Volke ausgegangen. Dafür spricht ihre gleiche Mischung vom Kaukasus bis Portugal von etwa 90% Kupfer und 10% Zinn, so finden wir sie in Kleinasien wie in Italien, in Griechenland wie in Deutschland und Frankreich. Es kann aber zuweilen die Einwirkung des Bodens diese Mischung verändern. Es ist nicht wahrscheinlich, dass zu gleicher Zeit von verschiedenen Personen oder an verschiedenen Orten völlig Gleiches erfunden wurde. Im Allgemeinen ist man der Ansicht, dass sie vom Osten gekommen. Haben die Phönizier sie erfunden? Sie hatten vor sich die Insel Cypern, von der das Kupfer den Namen hat, und sie holten das Zinn von den Cassiteriden. Von einer ihrer Stationen am Mittelmeer, etwa von Massilia, konnte die Bronze nach Frankreich, Italien und Deutschland gelangen. Es gibt unzweifelhaft phönizische Bronzen, aber lassen sie sich in diesen Ländern nachweisen? Sicilien bietet kein phönizisches Alterthum dieser Art, wiewohl es phönizische Ansiedlungen hatte. Man kann freilich sagen, dass Handelsvölker nur in geringem Grade Colonisten sind. Was hat sich von den Ansiedlungen der Genuesen am Schwarzen Meer erhalten? Es scheint, dass die Erfindung der Bronze in Centralasien gesucht werden muss. H. von Hochstetter hält die ganze Cultur von Hallstatt und Watsch für arisch. Aber die altindische Bronze, von der man nicht viel gefunden hat, zeigt eine ganz andere Zusammensetzung, nur bis Persien findet sich die klassische Mischung derselben. Was lehrt uns die Form der Bronzegeräthe? Auf der Situla der Certosa von Bologna sind die Krieger nach Regimentern geordnet, die verschiedene Helme tragen. Dieselben Helme sind in Watsch gefunden. Hochstetter hält jenes Gefäss nicht für etruskisch, sondern für arisch, und lässt die ganze norditalische Cultur mit der Hallstätter zusammenhängen. Die arische Cultur ist in Europa weiter entwickelt worden.

Virchow fragt, ob Hallstatt diese Gegenstände nicht aus Italien erhalten haben kann. Lindenschmit hält diese Bronzen für etruskischen Ursprungs. Virchow glaubt weder dies, noch dass sie aus Griechenland importirt seien. Aber die lange für etruskisch gehaltenen bemalten Thongefässe sind als griechische Arbeit erkannt, und warum soll die Einfuhr in Italien sich nur auf diese beschränkt haben? Wo wir in irgend einer Kunstarbeit vollendet schöne Formen finden, müssen wir dieselbe für griechische Arbeit halten, denn in der Darstellung des Schönen ist kein anderes Volk ihnen gleichgekommen. Die klassischen Formen Pompejis sind nicht

römische, sondern griechische Kunst. Virchow erinnert daran, dass für die Verbreitung der Bronzen ein Weg nördlich vom Schwarzen Meer und durch das Donauthal nicht nachweisbar sei. Durch die Kaukasuspässe konnte kein Culturvolk seinen Einzug in Europa halten, die Wanderung muss nördlich um den Aralsee und das Kaspische Meer oder südlich durch Kleinasien geschehen sein. Im Kaukasus, wo Virchow das Gräberfeld von Koban untersuchte, welches beim Darjalpasse liegt, wird kein Bronzecelt gefunden. Die Rippeneimer finden sich von Neapel bis Posen und Irland. Virchow will nicht zugeben, dass die 2000jährige Hallstätter Cultur in Noricum bis zu den Zeiten der Römer fortbestanden habe. Er lässt die Cultur über Italien nach Noricum kommen. In Este bei Padua sind kürzlich Funde gemacht, die denen von Hallstatt verwandt sind; auf einer Cyste sind Krieger und friedliche Leute und Thiere dargestellt, darunter auch der Löwe. Wenn Virchow zum Schlusse bemerkt, dass nicht die Archäologie und nicht die Sprachforschung uns endgültigen Aufschluss über den Zusammenhang der alten Völker geben werde, sondern nur die physische Untersuchung, so ist es wohl richtiger, zu sagen, dass alle miteinander sich an der Lösung der schwierigen Aufgabe betheiligen müssen, denn auch die physische Constitution des Menschen ist nicht unveränderlich. Zwei in Form und Ornament übereinstimmende Gefässe beweisen so sicher den gemeinschaftlichen Ursprung wie zwei gleich gebildete Schädel, und die künstlerische Entwicklung eines Volkes wird nie mit seiner Schädelbildung im Widerspruche stehen. Wenn wir aber Waffen und Geräthe oft nicht dem Lande zuschreiben dürfen, wo wir sie finden, wenn sie vielmehr fern davon ihren Ursprung haben, so ist es mit den Schädeln der Völker, die über die Erde gewandert sind, genau ebenso. Die Betrachtung des Menschen darf von der seiner Cultur nie getrennt werden. Wie plötzlich neue Formen der Geräthe auftreten können, so auch neue Rassen. Auch der Fall ist möglich, dass das neue Geräthe der Schädelbildung nicht entspricht, bei der wir es finden, dann ist es nicht im Lande gefertigt, dann ist es fremd und eingeführt.

Hierauf begrüsst der Oberbürgermeister de Nys die Versammlung, er dankt für die Ehre, die der Stadt erwiesen worden sei, versichert, dass dieselbe den regsten Antheil an den Verhandlungen nehmen werde, und hofft, dass dieselben der Wissenschaft eine reiche Ernte bringen mögen.

Sodann heisst der Geschäftsführer Dr. Hettner die Gäste willkommen. Er weist zunächst auf die römischen Ruinen der Stadt, durch die Trier ganz einzig dasteht. Die Sammlung der Alterthümer in dem erst 1877 gegründeten Provinzial-Museum verdankt ihren Ursprung der seit 1802 gegründeten Gesellschaft für nützliche Forschungen, der es nicht an Eifer, wohl aber an Mitteln fehlte. Jetzt ist in grossartiger Weise die Aufgrabung der römischen Thermen von St. Barbara in Angriff genommen,

was durch die Bewilligungen der Commission für die rheinischen Provinzial-Museen, die Provinzial-Verwaltung, die Vermittlung des Kronprinzen und die Munificenz des Kaisers möglich geworden ist. Die prähistorischen Funde wurden bis in die letzte Zeit so gut wie nicht gesammelt, wiewohl die Gegend reich daran ist. Das zeigt schon die Sammlung des Fürstenthums Birkenfeld, die für die Dauer des Congresses im Museum aufgestellt ist. Eine Festschrift des Herrn E. Bracht beschreibt die Höhle Buchenloch bei Gerolstein, in der er die ersten Grabungen machte. Auch entdeckte er den Ringwall auf der Monterley. Es gibt deren 30 bis 40 in diesem Bezirke. Der grossartige Steinring von Otzenhausen, über welchen der Berichterstatter bereits 1878 bei der Anthropologen-Versammlung in Kiel (vgl. Bericht S. 152) eine Mittheilung gemacht hat, wurde in letzter Zeit in Bezug auf seinen innern Bau näher untersucht, worüber das letzte Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift vom 1. August berichtet hat. Drei bis zur Mitte geführte Querschnitte zeigten keine Mauerung und keine Spur von einer Holzeinlage, der grösste legte aber 1,80m unter der Oberfläche des Walles eine Lehmschicht frei, auf der zwei eiserne Spitzen und römische Scherben lagen. Alte Gräber und Funde sind von Hermeskeil, Schwarzbach, St. Wendel, Ottweiler, Wallerfangen, Saarlouis, Besseringen und Weiskirchen bekannt geworden. Die Geräthe, darunter auch etruskische Kannen, sind meist der La Tène-Periode angehörig. Der Treveri gedenkt zuerst Cäsar im gallischen Kriege, 58 v. Chr. Der kräftige Stamm, welcher berühmte Reiter stellte, bewahrte einige Zeit seine Freiheiten, die Stadt kam zuerst als civitas libera in das römische Reich, später ward sie unter Claudius Colonia Augusta Trevirorum. Unter Diocletian residirte hier ein Dux, der militärische Befehlshaber, und ein Praeses. Trier war jetzt eine der vier Hauptstädte des römischen Reiches. Von 285 bis zum Ende des 5. Jahrhunderts, von Maximian bis Valentinian II. residirte hier ein Kaiser oder ein Augustus. In der vorkaiserlichen Zeit wohnte der Statthalter des belgischen Galliens in Reims, der oberste Beamte Triers war der Procurator. Bis zum Ende des 3. Jahrhunderts gibt es keine Militärbauten. Die Truppen des Reiches standen an den Ufern des Rheins. Hettner beschreibt die Mauern der römischen Stadt, die er für eine römische Neugründung hält, indem die keltische Ansiedlung sich nicht wohl in der Ebene befunden habe, und die wichtigsten Denkmale. Die Porta nigra, vor der ein römisches Grabfeld liegt, ist ein befestigtes Stadtthor aus dem Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrhunderts. Die Steinmetzzeichen an ihr sind dieselben wie die in den Thermen, deren Ziegelstempel sich auch in der Basilika, dem Dom und dem Kaiserpalast finden, welche Gebäude zwischen 300 und 400 n. Chr. zu setzen sind. Die Ruinen des Kaiserpalastes hat man fälschlich für die von Thermen gehalten, welche jetzt auf dem Gartenfelde bei St. Barbara gefunden sind. Das Amphitheater

ist ein älteres Gebäude, es fehlen in den Mauern die Zwischenlagen von Ziegeln, wie sie von Hadrian an gebräuchlich sind. Die Basilika, die in den Fensternischen noch Spuren römischer Malerei erkennen lässt, war wohl der Justizpalast, dessen eine im Jahre 310 vor Constantin gehaltene Rede des Eumenius gedenkt. Das darin erwähnte Forum und der Circus maximus sind noch nicht aufgefunden. Der Dom ist in seinem mittlern Theile ein römisches Gebäude, vielleicht aus der Zeit Gratians, der von 375 bis 385 regierte. Vier mächtige Syenitsäulen standen darin, ein Bruchstück liegt am Eingang der Kirche. Man glaubt, dass das Gebäude von Anfang an eine christliche Kirche war. Wilmowsky fand eine Münze darin, die nicht vor 367 geschlagen sein kann. Anscheinend aus gleicher Zeit wie der Dom stammen die Bäder von St. Barbara, deren weit ausgedehnte Reste jetzt ganz freigelegt werden. In einem Bilde Triers von Merian ragen noch hohe Mauern der Ruine empor. Die Nordfacade des ganz symmetrischen Gebäudes, vor der ein Hof mit Porticusanlagen sich befand, war 125 m lang, nur die Hälfte ist freigelegt. Genau in der Mitte liegt ein Abflusskanal. Nach Osten folgen Zimmer und Nischen, in denen Statuen aufgestellt waren. Man steigt auf Treppen zu einem Hauptsaal von 53 m Länge und 20 m Breite, es ist das Frigidarium, von Badezellen umgeben. Weiter östlich liegt das warme Schwimmbassin, das Caldarium. Ein Hypocaustum, ein Gang für die Dienerschaft, breite Regenrinnen sind blossgelegt. Dass die Wände mit kostbarem Marmor belegt waren, beweisen die zahlreichen Bruchstücke. Das Gräberfeld in Maar und St. Paulin hat seit Gründung der Colonie bestanden. Nur ein Sechstel der römischen Gräber zeigt Bestattung in Stein- oder Holzsärgen. Zuweilen stehen die Urnen in mächtigen Dolien. Das Gräberfeld im Vorort St. Matthias stimmt mit diesem überein, ist aber kleiner. Ein drittes lag jenseits der Mosel bei Pallien, hier sind werthvolle altchristliche Gläser gefunden. Die Kirchen St. Matthias und St. Paulin scheinen um das Jahr 250 schon bestanden zu haben. Für die Verbreitung des Christenthums nach Constantin spricht der Umstand, dass die Joviani und die Protectores domestici der Kaiser auf den christlichen Grabinschriften mehrfach vorkommen. Im Jahre 464 hatte die römische Herrschaft ein Ende, indem ripuarische Franken die Stadt besetzten. Die fränkische Grabstätte ist noch unbekannt.

Jetzt wurde eine Pause gemacht. In der Nachmittags-Sitzung erstattete zuerst der Generalsecretär Ranke den Jahresbericht über die Fortschritte der anthropologischen Forschung, wobei er sich nicht auf die Arbeiten der Gesellschaft beschränkte und die in Frankfurt erreichte Verständigung über ein gemeinsames Verfahren der Schädelmessung besonders hervorhob. Zunächst nannte er R. Virchow's neuestes Werk: Das Gräberfeld von Koban im Kaukasus mit 11 Tafeln. Es schliesst die Epoche ab, in der man sich nicht nur die Europa bevölkernden Stämme, sondern auch

ihre Cultur als vom Kaukasus ausgehend dachte. Die prähistorische Cultur dieses Landes weist, freilich mit zum Theil selbstständiger Entwicklung, auf die altbekannten Sitze der Cultur, zumal Griechenland und die östlichen asiatischen Gebiete. Die Gräber von Koban beweisen eine hochentwickelte Kunstbildung, die mit dem ersten Auftreten des Eisens in Griechenland und Italien gleichaltrig zu sein scheint. Es ist wichtig, dass sich hier die Reste einer vorausgegangenen Bronzezeit nicht erkennen lassen. Es geht aus den Funden mit Bestimmtheit hervor, dass der Kaukasus nicht die Culturquelle und Völkerwiege Europas ist. Es haben schon Andere vor Virchow hervorgehoben, dass ein Gebirgsland wie der Kaukasus nicht die Völkerströme aus sich habe hervorgehen lassen können, welche in Europa eingewandert sind, und dass die Bezeichnung der Europäer als kaukasische Rasse nicht so verstanden werden könne. Die Schrift von Gross: Les Protohelvètes mit 33 Tafeln, Berlin 1883, stellt die im Bieler und Neuchateler See seit zwölf Jahren gemachten Pfahlbaufunde zusammen und führt zu sehr wichtigen Ergebnissen. Der Verfasser spricht sich für die Einfuhr der viel besprochenen Nephritbeile aus. Er glaubt, dass der Bronzezeit die Bearbeitung des Kupfers vorausgegangen, weil Dolche und Beile aus diesem Metall die Form der Steingeräthe nachahmen. Die Pfahlbauten sind nahe erschöpft, aber die Cultur jener Zeit liegt uns vollständig vor Augen. Dass auch die schönern Bronzegeräthe an Ort und Stelle gefertigt sind, beweisen die Gussformen. Die Pfahlbauten waren nicht nur Magazine, sondern die Menschen wohnten darauf mit ihren Hausthieren, begruben aber ihre Todten am Lande (vgl. über diese Schrift Jahrb. LXXVI S. 201). Wenn Virchow in dem Vorworte zu diesem Werke sagt, das Interesse an dem vorgeschichtlichen Europa sei gewachsen, seitdem man sich überzeugt habe, dass die erste Vorstellung, welche man hatte, als müssten den Anfängen der Cultur Menschen niederster physischer Bildung entsprechen, eine irrige war, die prächtigen Schädel von Auvernier könnten mit Ehren unter den Schädeln der Culturvölker gezeigt werden, so möchte der Berichterstatter doch dazu bemerken, dass man die hochentwickelte Cultur der Pfahlbautenzeit, für die Gross ja gerade die Beweise beibringt, doch nicht als Anfänge der Cultur bezeichnen kann, und dass es ganz in der Ordnung ist, wenn wir bei den Pfahlbaubewohnern, die so geübte Metallarbeiter waren, intelligente Schädel finden. Durch diese Funde ist doch nicht im mindesten der Satz widerlegt, dass den rohen Anfängen der Cultur Menschen niederer physischer Bildung entsprechen müssen. Dieser Satz ist so wahr wie der, dass die noch tiefer organisirten Thiere im Besitze gar keiner Cultur sind. Ranke gedenkt dann der Schrift von E. Wagner: Die grossherzoglich badische Alterthümersammlung in Karlsruhe. Neue Folge H. 1. 1883. Unter den reichen Schätzen dieser vortrefflich aufgestellten Sammlung befindet sich eine Anzahl altitalischer und

etruskischer Bronzen, welche zum Vergleiche mit den in Deutschland gefundenen von Wichtigkeit sind. In A. Milchhöfers Anfängen der Kunst in Griechenland, Leipzig 1883, werden die Ergebnisse der Forschungen Schliemanns mit den Anschauungen der klassischen Archäologie zu vereinigen gesucht. Er ist mit Conze bestrebt, die Anfänge bildnerischer Thätigkeit nicht minder im ethnologischen Zusammenhange zu erforschen, wie man das für die Wurzeln der Sprache gethan hat. Conze hat das sogenannte geometrische Decorationssystem als Eigenthum der indogermanischen Familie und auf griechischem Boden etwa als pelasgisch zu erweisen gesucht. Milchhöfer sagt, so wenig eine Sprache durch Aufnahme von Fremdwörtern ihren nationalen Charakter einbüsse, so sehr müsse man daran festhalten, dass bereits in den ältesten Erzeugnissen bildnerischer Thätigkeit in Griechenland ein selbstständiges, dem Volke eigenthümliches Element den Grundton bilde. Dieser ist arisches Eigenthum. Die Berührungspunkte mit benachbarten Culturvölkern regeln sich nach Maassgabe der Stammverwandtschaft. Erst an zweiter Stelle kommen die Einflüsse des nicht arischen Orients in Betracht. Die hellenische Kunst ist überwiegend an die Ueberlieferung gebunden und hat ihr Gegenbild in der volksthümlichen Mythologie. Von uralten Beziehungen der Völker handelt ein fast zweitausendjähriges Werk, welches kürzlich mit deutscher Uebersetzung erschienen ist, der Periplus des Erythraeischen Meeres von einem Unbekannten, von B. Fabricius, Leipzig 1883. Derselbe schildert die Küstenfahrt eines Kaufmanns an der Westseite des Rothen Meeres, dann weiter an der Ostküste Afrikas bis etwa zum $10^0$ südl. Br. Dann geht die Reise östlich an der Küste hin, um Vorderindien herum, an Ceylon vorüber bis an die Mündung des Ganges. Werthvoll sind die Angaben über den lebhaften Handelsverkehr von Aegypten, Griechenland und Italien mit jenen fernen Gegenden im letzten Drittel des ersten Jahrhunderts nach Chr. Während schwarze Völker an der ostafrikanischen Küste nicht erwähnt werden, werden Schwarze in Vorderindien beschrieben. An der Südostküste Indiens werden wilde Völker mit eingedrückten Nasen, ferner Langgesichter, Makroprosopen und Breitgesichter, Platyprosopen, angeführt. Die erstern sind Menschenfresser. Aus der archäologischen Literatur führt Ranke folgende Schriften an: O. Tischler, Die neuesten Entdeckungen aus der Steinzeit im ostbaltischen Gebiet, Königsb. Phys.-ök. G. XXIV. S. 89. Die Untersuchung von Höhlen nördlich von Krakau durch Zawisza, Römer und Ossowski hat einen überraschenden Reichthum von Knochenartefakten in zum Theil neuen Formen geliefert; sie entsprechen wie die Funde in Oberfranken der neolithischen Zeit und beziehen sich auf Jagd und Viehzucht, Ackerbau, Weberei und Töpferei. Häufig sind die plastischen Darstellungen von Menschen und Thierfiguren, die auch in Ostpreussen in dieser Zeit vorkommen und von Klebs, der Bernsteinschmuck der Steinzeit, 1882, dargestellt

worden sind. Ist doch aus dieser Periode in dem Pfahlbau von Firfelz durch Gross ein Joch von Holz zum Einspannen von zwei Ochsen gefunden worden, wie die siebförmig durchbohrten Thongeschirre, die noch im Schwarzwald und im Elsass in Gebrauch sind, auf die Käsebereitung deuten. Die Herkunft des Nephrits beschäftigt noch immer die Forscher. Gegen Fischers Annahme, dass aller Nephrit der Vorzeit aus Turkestan stamme, lassen sich zwar, wie Meyer gethan, gewichtige Zweifel aufstellen, doch ist ein anderer Fundort bisher in Europa nicht nachgewiesen. Arzruni hat die merkwürdige Umwandlung der Nephrite untersucht, die aus einem Härtezustande, in welchem sie Glas ritzen und schneiden, in eine braun verfärbte thonartige Masse übergeführt werden, welche zwar mikroskopisch noch die faserige Struktur des Nephrits erkennen lässt, aber so weich ist, dass sie mit dem Fingernagel geritzt werden kann. Diese Veränderung scheint durch die Oxydation des Magnet-Eisens bewirkt zu werden. Der gedruckte Bericht Ranke's hat noch weitere Ergänzungen gebracht. Hier seien erwähnt Nehrings Forschungen über die Vorgeschichte des Pferdes in Europa. Hahn leitet das gezähmte Pferd aus Asien ab. Es ist in der ganzen Diluvialzeit Europas häufig und war Jagdthier. Später degenerirte es auf den eingeengten Steppen, erhielt sich aber auf den asiatischen Steppen. Virchow beschrieb Todtenurnen mit Thierzeichnungen aus Posen und Westpreussen. Bartels setzt die Gemme von Alsen und ihre Verwandten, deren bis jetzt 15 bekannt sind, in das 4. bis 5. Jahrh. u. Z. Sie zeigen menschliche Figuren nur durch Striche dargestellt und auf blauen Glasfluss geritzt. Es sind rohe Nachahmungen klassischer Vorbilder, die wohl skandinavischen Ursprung haben. Reyer schilderte die Geschichte des Messing. Schon Aristoteles wusste, dass die Messinöken dem Kupfer durch Galmei eine schöne Goldfarbe gaben. Paracelsus führt zuerst das metallische Zink an, ohne dessen Beziehung zum Messing zu kennen. Olzhausen hat prähistorische Zinn- und Bleifunde zusammengestellt. Ranke führt die Forschungen über Ringwälle von Christ, v. Cohausen, Treichel und Handelmann, sowie die über Urnen des Lausitzer Typus von Behla u. A. an. Virchow glaubt, dass Leichenbrand bei den Slaven bis ins 2. Jahrh. u. Z. fortgedauert habe. Zahlreich sind die anthropologischen Studien, die sich auf Volksgebräuche und Volksaberglauben beziehen, sowie die Beiträge zur Ethnologie. Ranke meint, dass die neuere Untersuchung fremder Menschenrassen immer wieder zeige, dass die alten uns noch geläufigen Vorstellungen von der thierähnlichen Bildung fremder Nationen sich nicht aufrecht erhalten lasse.

Aus dem Kassenberichte Weismann's sei angeführt, dass die Mitgliederzahl jetzt 2300 überschreitet. Die Einnahmen betrugen 15,600 M., das Capitalvermögen 2912 M. Virchow theilt hierauf mit, dass die Erhebungen über Haarfarbe und Augen der Schulkinder beendet seien und

der Bericht nebst Karten den Mitgliedern in der nächsten Zeit zugehen werde.

Schaaffhausen berichtet über die Herstellung des anthropologischen Katalogs für Deutschland. Er gedenkt sodann einiger für die Craniologie wichtiger neuer Beobachtungen. Für den Vergleich von Messungen am Lebenden und am Schädel ist Welckers Nachweis zu berücksichtigen, dass das Ohrloch am Schädel um 5 mm höher und rückwärts von der Ohröffnung am Kopfe liegt. Auch das menschliche Gebiss verdiene eine grössere Beachtung, als ihm von den meisten Forschern zu Theil wird. Es hat sich seit der quaternären Zeit mehr geändert als das thierische, wie ein Vergleich des fossilen Wolfes mit dem modernen Pinscher lehrt. Die Anthropoiden unterscheiden sich zunächst durch die Grösse der Zähne vom Menschen, aber auch durch zahlreichere Höcker und Wurzeln der Prämolaren und letzten Mahlzähne. Diese sind durch die Cultur verkleinert. Es scheint, dass wir die Weisheitszähne mit der Zeit ganz verlieren werden. Es ist also nicht so, wie Baume angibt, dass die Grösse der Zähne sich vielfach dem verkleinerten Kiefer nicht angepasst habe und ihre abnorme Grösse an ihrer mangelhaften Struktur die Schuld trage. Ein solches Missverhältniss kann in einzelnen Fällen, zumal in der Kindheit, eine Schiefstellung der Zähne veranlassen, die Verderbniss der Zähne des Culturmenschen hat andere Ursachen. Das Gebiss zeigt nicht selten primitive Merkmale; solche sind die von den Mahlzähnen nach den Schneidezähnen aufsteigende Zahnlinie, die über die andern Zähne vorragenden Eckzähne, die Lücke zwischen dem äussern Schneidezahn und Eckzahn des Oberkiefers, die doppelte oder dreifache Wurzel der obern Prämolaren, die Grösse der letzten Mahlzähne, der fast elliptische Zahnbogen, die Krümmung der Schneidezähne, die grössere Breite der Schneide- und Eckzähne unter der Krone von vorn nach hinten, welche, verbunden mit einem hohen Grade der Abnutzung Blumenbach zu dem Irrthum verleitete, bei ägyptischen Mumien liege in dieser Form der Zähne ein fremdes Rassenmerkmal vor. Eine auffallende Erscheinung ist es, dass gewisse Unregelmässigkeiten der Zahnbildung zuweilen in mehrern Generationen erblich sind. Er hat die Grösse der mittlern obern Schneidezähne beim Weibe als eine Geschlechtseigenthümlichkeit bezeichnet. Sie findet sich auch bei den Anthropoiden und erklärt sich aus der Entwicklung des menschlichen Gebisses aus der ihm zunächst liegenden thierischen Form. Hier ist für die Vorderzähne des Oberkiefers mehr Raum als für die des Unterkiefers, weil die obern Eckzähne an den untern nach aussen vorbeigehen, wodurch auch alle obern Mahlzähne nach hinten über die untern übergreifen. Nur die Weisheitszähne stehen mit dem hintern Rande grade übereinander, weil der obere kleiner ist.

Hierauf legt Major v. Tröltsch einen neuen Theil der prähistorischen

Karte Deutschlands vor, und zwar eine grosse und zehn kleinere Karten des Rheingebiets, die sich an die von Südwestdeutschland und der Schweiz anschliessen. Die Perioden sind durch drei Hauptfarben veranschaulicht. Die dunkelrothe bezeichnet die ältere, die hellrothe die neuere Steinzeit, die gelbe die vorrömische Metallzeit, die blaue die nachrömische Zeit. Es sind etwa 5000 Fundorte verzeichnet. Im Osten sieht man das Eingreifen des Donaugebietes in das des Rheines, im Westen die Verbindung, welche das Oberrheinthal von Basel an mit dem Rhonethal hat. Er erklärt dann ausführlich dieses an alter Cultur so reiche Gebiet. Man erkennt zwei grosse Strassen des Verkehrs, eine von Süden nach Norden, die andere der Donau hinauf folgend. H. v. Tröltsch hat auch auf besondern Karten die geographische Vertheilung der Haupttypen vorrömischer Metallprodukte dargestellt, z. B. die der Radnadeln, der Hallstätter, der La Tène, der etrurischen Formen, der Spiralarmringe, der Thierkopffibeln, der farbigen bemalten Thongefässe, der Gussstätten. Die Hallstätter Funde liegen mehr östlich, die von La Tène mehr westlich vom Rhein. Die etrurischen Bronzen haben ihr grösstes Fundgebiet zwischen Saar und Rhein, das auch reich an schönem Goldschmuck ist. Virchow hofft, dass auch der Osten recht bald in die Karte einbezogen werden möge, und macht auf die kürzlich vollendete prähistorische Karte Bertrands aufmerksam. Nach Schluss der Sitzung um $4^1/_2$ Uhr fand unter Führung der Herrn Hettner und Heldberg die Besichtigung der Porta nigra, des Domes, der Liebfrauenkirche, der Basilika und der Stadtbibliothek statt.

Freitag den 10. fanden sich schon um 8 Uhr die Anthropologen im Provinzial-Museum ein, wo Hettner die Schätze der Sammlung erklärte, für die er einen trefflichen Führer verfasst hat. Bei Beginn der Sitzung legte Virchow die eingegangenen Schriften vor und brachte die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung auf die Tagesordnung. Grempler ladet nach Breslau ein und bemerkt, dass der Osten des Reiches von der Gesellschaft noch nicht besucht worden sei. Breslau wird einstimmig gewählt. Schaaffhausen spricht hierauf über die vorgeschichtliche Ansiedlung in Andernach. Wenn schon die Funde ältester Vorzeit von besonderm Interesse sind, weil sie uns mit den Anfängen menschlicher Cultur bekannt machen, so wird dies Interesse noch erhöht, wenn ein solcher Fund zugleich Zeugniss von einem grossartigen Naturereignisse gibt, welches der Mensch mit erlebt hat. Dass er schon die Gletscher der Eiszeit und die Diluvialfluthen gesehen, wissen wir jetzt; dass er auch die heute erloschenen Vulcane in vielen Ländern noch in Thätigkeit sah, ist eine erst in letzter Zeit gemachte Entdeckung. Es gilt von den Vulcanen der Auvergne, von denen des Albanergebirges und von denen der Rocky-Mountains in Californien. Dass der Mensch auch die rheinischen Vulcane noch hat Feuer speien sehen, wurde zuweilen behauptet und dabei einer bezüglichen Stelle des

Tacitus gedacht, Annal. XIII, 57, aber meist bestritten. Die von dem Redner für die erste Ansicht seit einer Reihe von Jahren bekannt gemachten Beobachtungen wurden mit Misstrauen aufgenommen; bei den meisten dieser Funde war kein wissenschaftlicher Zeuge anwesend, er nahm sie aber mit gutem Glauben an, weil der Bericht darüber von rechtschaffenen Leuten gemacht war und für ihn ein Grund nicht vorlag, eine solche Thatsache von vornherein für unmöglich zu erklären. Man musste sie vielmehr, wenn man alle hier einschlagenden Verhältnisse kannte, erwarten. Im Februar des Jahres 1883 waren auf einem Bimssteinfelde dicht bei Andernach zerschlagene Thierknochen und Feuersteine zwischen den Spalten der Lava unter dem Bimsstein von den Arbeitern aufgefunden worden, was H. Koenen dem Berichterstatter anzeigte. Es konnte nach einigen Tagen vorsichtiger Untersuchung, wobei sich diese Funde in Menge wiederholten, die Thatsache festgestellt werden, dass der Mensch hier gewohnt und Speiseabfälle und Steingeräthe hinterlassen hat, ehe der Bimssteinauswurf stattfand, den man für das letzte vulcanische Ereigniss in dieser Gegend halten muss. Es handelt sich hier um einen Fund auf einem Lavastrome und nicht etwa unter ihm. Man hat bisher gewöhnlich den Bimsstein, welcher das ganze Neuwieder Becken bedeckt, in der Thalebene für eine Ablagerung unter Wasser angesehen. Man dachte sich, dass der Rhein durch eine Hemmung seines Abflusses unterhalb Neuwied zu einem See aufgestaut gewesen sei und dass der auf das Wasser gefallene Bimsstein sich allmählich gesenkt und auf dem Boden niedergesetzt habe. Aber die stundenweit verbreitete Ablagerung folgt mit ihren Schichten allen Wellenbewegungen des Bodens, während sie als Absatz im Wasser horizontal geschichtet sein müsste. In einer Schicht kommen dickere Bimssteinkörner und schwärzliche Schieferstücke gemengt vor, unter Wasser würden die letztern, weil sie viel schwerer sind, sich unter die Bimssteine gesenkt haben; sie liegen aber beide so durcheinander, wie sie aus der Luft niedergefallen sind. An den tiefsten Stellen der Thalebene musste der Bimsstein zusammengeschwemmt sein auf dem Boden des vermeintlichen Sees, er fehlt aber hier durchaus, weil der Rhein durch diese Strecken floss und den schwimmenden Bimsstein hinabführte, während er auf dem Ufergelände wie auf den Bergen liegen blieb, von wo er nur auf steilen Flächen hinabrollte oder vom Regen hinabgeschwemmt wurde. Er findet sich auch auf dem Landrücken der Rheinebene, auf dem die Heerstrasse liegt. Dieser war eine Insel in dem alten Rhein. Auch die Auswurfsstoffe, welche Pompeji verschütteten, innerhalb dreier Tage, sind geschichtet und liegen 7—8 m hoch. Diese sind doch nachweislich aus der Luft niedergefallen! Der Thon, in dem die vorgeschichtlichen Funde liegen, ist nicht etwa Löss, sondern das Verwitterungsproduct der Lava. Das zeigt sowohl der Augenschein als die chemische Analyse dieses Thons,. die Herr Wachendorff gemacht hat. Derselbe hat die Zusammensetzung der Lava,

nur die löslichen Bestandtheile derselben sind vermindert. Als in deren Risse und Spalten die Speisereste des Menschen hinabfielen, müssen dieselben noch offen gewesen sein. Als der Bimsstein niederfiel, war die Lava aber schon theilweise verwittert, denn kein Bimsstein fiel in die Spalten. Der Redner erklärt hierauf die einzelnen Fundstücke. Die Steingeräthe sind nach Bestimmung des Herrn Prof. v. Lasaulx meist Quarzite, Schieferplatten dienten als Tische, Wacken als Hämmer. Die Oberfläche der gespaltenen Knochen ist von Rinnen durchzogen, die von Pflanzenwurzeln eingegraben scheinen; es gibt Reibsteine und rothe Farbstücke aus Eisenoxyd. Einige Knochenwerkzeuge sind geschnitzt oder geschliffen, ein Messergriff aus einem Geweihstück stellt einen Vogel dar, eine feine Nähnadel beweist, dass man bekleidet war, ein Pfriem steckt in einem Vogelknochen, der als Köcher diente. Die Angelhaken gleichen genau denen von La Madeleine in der Dordogne, mit welcher Station diese Ansiedlung überhaupt die grösste Aehnlichkeit hat und deshalb in die gleiche Zeit zu setzen ist. Auch dort fehlen wie hier die Topfscherben. An den Knochen fehlt jede Spur des Feuers, doch sind kleine Stückchen Holzkohle gefunden. Die meisten Knochen gehören dem Pferde an, dessen Gebiss grössere und mehr gewundene Emailschleifen hat als das lebende. Es sind ferner Reste vom Rind, vom Edelhirsch und Rennthier, vom Luchs, vom Fuchs, vom Marder, vom Birk- und Schneehuhn u. a. vorhanden. Die Fauna ist postglacial. Wo sind die Reste des Menschen? darf man fragen. Werden nicht viele bei diesem Naturereigniss zu Grunde gegangen sein? Alte Grabfunde haben gelehrt, wie der Berichterstatter bereits 1855 mitgetheilt hat, dass in keiner Erdart menschliche Gebeine so schnell und so vollständig verwittern als im Bimsstein, der Luft und Wasser durchlässt. Eine halbe Stunde von der Fundstelle, bei Weissenthurm, fand man acht Fuss tief im Bimsstein einen aufrechtstehenden Topf von rohester Arbeit. Vielleicht war hier ein Mensch auf der Flucht zu Grunde gegangen, von dem keine andere Spur übrig geblieben ist. Aber in Andernach fehlen die Topfscherben. Dieser Umstand beweist wohl, dass die Andernacher Ansiedlung viel älter ist als der Bimssteinauswurf. Sowohl die Form der Steingeräthe als die bearbeiteten und geschnitzten Knochen, das Fehlen der Töpferei und die Reste des Rennthiers stellen dieselbe an die Seite der berühmten Station von La Madeleine in der Dordogne. Die grosse Verbreitung des Pferdes entspricht aber der von Solutré. Wenn man die Industrie beschuldigt, dass sie oft Schönheiten der Landschaft zerstört, so bietet sie Ersatz dafür, wenn sie beim Durchwühlen der Erde die begrabenen Schätze der Vorzeit ans Licht bringt!

Es folgt der Vortrag über militärische Baureste längs des römisch-germanischen Grenzwalles von Oberst v. Cohausen. Der Pfahlbau, welcher quer durch Deutschland zieht und Römer und Germanen trennte, geht

von Passau aus und folgt eine Strecke lang der Donau, wendet sich dann nach Norden, setzt oberhalb Hanau über den Main, geht bis in die Gegend von Giessen und dann westlich an den Rhein, wo er zwischen Rheinbrohl und Hönningen endet. Gerade gegenüber mündet der Vinxtbach, die Grenze zwischen Ober- und Unter-Germanien, die alte Diöcesangrenze zwischen Trier und Köln. Eine strategische Bedeutung hat er nicht, aber er hat Stämme von einander geschieden. Er geht um die fruchtbare Wetterau herum, welche mehrere Salzquellen enthält. Ganz anders ist der Pfahlrain der Donauprovinz beschaffen, hier fehlt der Graben. In den dreissiger Jahren ist man bei Straussenacker im Walle auf eine Trockenmauer gestossen, Spuren einer Verpallisadirung sind nicht vorhanden, aber Thürme. Die römischen Castelle legen sich nirgends an, sondern liegen frei. Man zählt deren 18 bis zum Rhein, sie finden sich immer an den Hauptstrassen. Ohlenschlager hält auch den Wall in Baiern nicht für eine militärische Anlage, doch ist eine Reihe von Grenzkastellen festgestellt. Kofler beschreibt seinen Verlauf im Odenwald. Waldeyer hebt die Wichtigkeit des Haares für die anthropologische Untersuchung hervor und macht Vorschläge für die Untersuchung desselben. Der Redner will selbst die Untersuchung ihm zugesandter Haarproben übernehmen und wünscht eine Instruction für die Reisenden. Hierauf spricht Ranke über anthropometrische Methodik. Er freut sich des fortdauernden Beifalls, den die Frankfurter Verständigung über ein gemeinsames Messverfahren am Schädel findet. Er wünscht auch für die Winkelmessung eine übereinstimmende und sichere Methode und erklärt ein von ihm construirtes und leicht zu handhabendes Instrument für diesen Zweck. Er zeigt ferner ein aus Messing gegossenes Schädelmodell, welches angefertigt ist, um die Genauigkeit der Volumbestimmung verschiedener Forscher zu prüfen, und stellt dann zwei Haupt-Schädelformen für Baiern auf: schmalgesichtige Kurzköpfe und breitgesichtige Langköpfe.

Wenn er behauptet, dass ein moderner Schädel und einer aus der Zeit der Völkerwanderung, die er vorzeigt, ganz gleich gebildet seien, so sei bemerkt, dass der Schädel von Ebrach nicht als modern bezeichnet werden kann und der andere kaum eine Crista naso-facialis hat. Wenn man freilich alle rohen Merkmale am Schädel, die durch Cultur verschwinden, unbeachtet lässt und glaubt, dass in den Indices das Wesen der Schädelbildung enthalten sei, dann kommt man zu so falschen Ergebnissen. Virchow erinnert an die Dolichocephalen in Steingräbern Norddeutschlands. Die Einwanderung der Arier könne man nicht erst ins 4. Jahrh. v. Chr. setzen. Es scheinen an der Donau sich zwei arische Völkerstämme begegnet zu sein, ein nördlicher dolichocephaler und ein südlicher brachycephaler. Beide Völkergruppen finden sich auch am Hindukusch und Pamir.

Um 2 Uhr wird die Sitzung geschlossen. Um 4 Uhr sammelte sich die Gesellschaft am Kaiserpalast, dessen Ruinen Herr Seyffardt erklärte; dann ging es zum Amphitheater und zu den Ausgrabungen von St. Barbara, deren eingehende Beschreibung und Deutung Hettner übernahm. Das gegen Abend von der Stadt gegebene Fest auf Schneidershof mit der berühmten Trierer Bowle hatte einen glänzenden Verlauf und die Beleuchtung der Porta nigra schloss in brillanter Weise den Tag.

Die letzte Sitzung am Samstag begann um $9^1/_2$ Uhr mit der Aufstellung des Etats für das kommende Jahr durch den Schatzmeister Herrn Weismann. Es wird mit dem Kassenbestand eine verfügbare Summe von 7347 M. vorhanden sein. Der Etat wird genehmigt. Es folgt die Vorstandswahl. Virchow wird zum ersten, Schaaffhausen zum zweiten, Göppert zum dritten Vorsitzenden gewählt. Das Wort erhält zuerst Rüdinger. Er beantragt die Einsetzung einer Commission zur Feststellung einer einheitlichen Benennung für die Gehirnwindungen und empfiehlt eine Reihe von Anatomen für dieselbe. Nun schildert Mehlis neue Funde im Eisenberg und auf der Limburg. Jetzt habe man zwei Meter tief unter den Schlacken drei Windöfen gefunden und in dem einen noch Kohlen und Reste von Roteisenstein, der ein sehr armes Erz ist. Eine schräg einlaufende Thonröhre vermittelte den Luftzug. Eine vorrömische Eisenindustrie in der Pfalz ist unbezweifelt, wie sie auch in der Eifel, an der Blies, in Dudweiler bekannt ist. Die Eisenbarren des Mittelrheins sind meist von gleicher Form und fünf bis sechs Kilogramm schwer. Es sind deren bis jetzt 38 bekannt, die wohl die taleae ferreae darstellen, deren sich nach Caesar, De bello gall. V. 12 die Britten als Geld bedienten. Im Eisenberg wurden unter den Schlacken auch vorgeschichtliche Thongefässe mit Nageleindrücken und an der Limburg eine grosse Zahl von Bronzen nebst Gussformen gefunden, die vorrömisch sind. Tischler spricht über die Höhlenfunde bei Krakau und legt photographische Aufnahmen derselben vor, die er Herrn Ossowski verdankt. Es sind etwa 6000 Knochengeräthe der neolithischen Periode gefunden, darunter Thier- und Menschenbilder, den ostpreussischen Bernsteinfiguren ähnlich, sowie den Schnitzereien vom Ladoga-See. Naue schildert Grabhügel am Ammersee mit Steinsetzung, in denen er Eberskelette fand. Es kommt sowohl Bestattung wie Leichenbrand vor. Es liegen Bronzen und Eisengeräthe zusammen und römische Scherben. Kollmann wiederholt seine schon früher geäusserte Ansicht, dass die körperliche Entwicklung des Menschen in der quaternären Zeit schon gänzlich vollendet war. Thierähnliche Bildungen kommen in allen Organen vor und die pithekoiden Merkmale mitten unter den Europäern, kein Land habe dem andern darin etwas vorzuwerfen. Die pithekoiden Merkmale sind gegenstandslos für die Intelligenz. Die platte Nase hat auf die Geistesentwicklung keinen Einfluss. Solche Merkmale sind nur die Spur

einer frühern Entwicklungsstufe. Die Herkunft der Rassen ist nur durch anatomische Untersuchung festzustellen, die Ethnologie hat eine andere Aufgabe. Er unterscheidet zwei Varietäten, die Lang- und Breitgesichter. Erst bilden sich collective Typen, die durch Divergenz die Varietäten hervorbringen, deren man in Europa sechs zählen könne. Wenn ein Organ sich ändere, so trete eine Correlation ein, so finde man runde Orbitä bei hohem Nasenrücken. Die Mischform entstehe, wenn ein Merkmal aus einer andern Gruppe aufgenommen werde. Virchow wendet sich gegen einige dieser Ausführungen. Aus den Varietäten unseres Geschlechtes sei nur eine Species geworden, die Correlation hätte mehrere hervorbringen müssen. Er macht auf den grossen Gegensatz der Geschlechter bei den Mikronesiern aufmerksam. Er glaubt, dass auch jetzt noch durch besondere Einflüsse neue Formen entstehen können, die sich durch Erbschaft erhalten. Ranke sagt, dass er in der Aufstellung der süddeutschen Schädeltypen Kollmann nahe stehe. Der Berichterstatter bemerkt, dass Kollmann's Annahme von der Unveränderlichkeit des menschlichen Typus seit der Eiszeit den Thatsachen der Beobachtung widerspreche. Noch ist kein civilisirter Mensch gefunden worden mit der Schädelbildung des Neanderthalers, mit einem Kiefer wie die von la Naulette und Schipka, mit platyknemischer Tibia oder durchbohrtem Humerus! Wenn man sieht, dass alle niedern Rassen eine geringe Intelligenz und Plattnasen haben, so stehen diese Dinge in einem Zusammenhange oder einer Correlation, und es spricht nicht dagegen, sondern muss eine besondere Ursache haben, wenn auch einmal ein kluger Mensch eine Plattnase hat. Man muss die Ausnahme nicht zur Regel machen. Was die langen und kurzen Gesichter angeht, so stehen sie in Beziehung zur Körpergrösse, und auf diese kann man keine Rasseneintheilung gründen, wiewohl sie ein Merkmal einzelner Rassen sein kann. Voss legt hierauf eine von Telge gefertigte Nachbildung des berühmten Goldschmucks von der Insel Hiddensoe vor, der vor einigen Jahren durch einen Nordweststurm blossgelegt wurde, ferner den eines Goldschmucks von Vettersfelde bei Guben an der Oder, der einen Goldwerth von 4000 M. hat. Man kann sie, wie auch Virchow annimmt, als kimmerische Funde, die vom Schwarzen Meer her kamen, bezeichnen, sie dürfen auf griechische Cultur bezogen werden. In der Nähe dieses Fundes lag ein Scarabaeus aus Carneol, wie in griechischen Gräbern. Auf Usedom bei Swinemünde wurde die nachgebildete silberne Fibula gefunden. Gross hat eine reiche Sammlung von etwa 100 Nephriten aus dem Bieler See zur Ansicht ausgelegt, wie man sie wohl nie zusammen gesehen hat. Es sind nicht nur Beile, auch Messer, Meissel, Anhängsel und Perlen. Er zeigt einen halben Schädel aus der Steinstation von Oefeli, der durch einen Sagittalschnitt hergestellt ist. Er deutet ihn als Trinkschale. Derselbe ist hoch und schmal und etwas kahnförmig, hat glatte Glabella, kleine Nasenbeine, rundliche Orbitä, hohe

Schläfenschuppe, einfache Mastoidea, starken Zitzenfortsatz, ist dünn von Knochen und vielleicht weiblich. Albrecht spricht über den Unterkiefer von La Naulette, an dem er fand, dass das Loch in der fossula in Verbindung steht mit dem foramen mentale anticum. Das Kinn fehlt ihm, weil der obere alveolare Theil verdickt ist wie bei den Affen, es entsteht erst, wenn dieser sich verschmälert. Sodann zeigt er an Präparaten eines Pferdes und eines Kindes, dass die Hasenscharte nicht auf einem Offenbleiben der sutura incisiva beruht, sondern dass es auf jeder Seite zwei Zwischenkieferknochen gibt und die Hasenscharte zwischen denselben sich bildet.

Hans Virchow macht Mittheilung über Schädelfunde und die angebliche Auffindung des Grabes Walters von der Vogelweide an der Nordseite der Münsterkirche von Würzburg, legt dann Photographieen eines Fusskünstlers aus München vor, der eine auffallende Abstellbarkeit der grossen Zehe besitzt, und schildert den visionären Gesichtsausdruck eines Mädchens im Hypnotismus. Zuletzt spricht Köhl über einen Schlackenwall bei Meisenheim und verspricht nähere Untersuchung. Die vorgelegten Schlacken sind geschmolzene Melaphyrstücke mit Abdrücken von Kohlen, die genau denen von Kirn-Sulzbach gleichen. Herr v. Cohausen hält seine Ansicht fest, dass die verschlackten Mauern mit Holz geschichtet waren, wie es Caesar von den gallischen sagt, wie es die Trajans-Säule zeigt und wie er aus den Schlitzen der Kernmauer schliesst, die er im Innern des Ringwalles auf dem Altkönig fand. Wenn dies Holz durch zufälliges Feuer oder durch den Feind verbrannte, so verschlackten die Steine in seiner Nähe. Das erklärt aber die in die Tiefe der Mauer eindringende Verschlackung nicht und nicht die regelmässige Schichtung schmelzbarer und nicht schmelzbarer Gesteine. Virchow weist nach seiner Untersuchung der verglasten Burgen in der Oberlausitz darauf hin, dass ganz kurze, $2^1/_2$ cm lange Holzstücke eingelegt waren. Der Berichterstatter hält die Gründe für seine Annahme nicht für widerlegt, dass Kohlen und nicht die mühsam herzustellenden kleinen Holzstücke zwischen die Steine eingelegt waren. Die Abdrücke der Kohlen liegen so durcheinander und sind von so verschiedener Breite, dass die Annahme nicht zulässig ist, die Hölzer seien erst beim Verkohlen in solche Stücke zersprungen. Hiermit war die Tagesordnung zu Ende geführt und Virchow schloss mit einem Dank gegen Alle, welche zu dem schönen Gelingen dieser Versammlung beigetragen, die Verhandlungen, worauf Hettner den Dank der Stadt Trier gegen die Anthropologische Gesellschaft aussprach. Um 4 Uhr fuhren Alle mit der Bahn nach Igel zum Denkmal der Secundinier, welches Hettner erklärte. Sepp konnte seinen Vortrag über die Eichelsteine und ihre Beziehungen zu dem ältesten deutschen Sagenkreis nicht zu Ende führen, weil der Zug abging. Sonntags

fuhren noch etwa hundert Theilnehmer zum Steinring von Otzenhausen. Nach eingenommenem Frühstück inmitten desselben sprachen vom hohen Walle selbst die Redner, die ihn zu deuten und zu erklären suchten. Spät kam man zurück nach Trier. Mit dem Gefühle vollster Befriedigung schieden Alle von der gastlichen Stadt.

Schaaffhausen.

---

## 2. Bericht über antiquarische Funde am Oberrhein und am Bodensee.

1. Vorarlberg. Reichlicher als je sind seit einem halben Jahre Funde aus der Bronzezeit aufgetaucht. Sehr ähnlich einem vor längerer Zeit in Dornbirn am Ursprung der gleichnamigen Alpe gefundenen Bronzebeil ist ein zweites in einer Höhe von 2200—2500 m oberhalb der Vergalden- oder Valcalda (= warmes Thal) Alpe auf einem Pfade ausgegraben worden, den Schmuggler aus Gaschurn vom Garnerathal her nach dem Prättigäu einschlagen. Ein solcher Fund im Hochgebirge ist gewiss bedeutsam, sei es nun für die weite Ausbreitung des Jagdgebietes der Bronzeleute oder für die, sogar die höchsten Uebergänge nicht ausweichenden Verkehrswege zwischen benachbarten Hochthälern. Was den Kelt selbst betrifft, so gehört er zu jener Art, deren Schaftlappen sich fast zur Röhre schliessen: er ist 185 mm lang, wovon 72 mm auf die Schaftröhre entfallen, an der Schneide wenig nach seitwärts ausgeschweift, deren Breite beträgt 54 mm und verengt sich bis zum Ansatz der Röhre auf 45 mm. Verzierungen sind keine angebracht, wohl aber ein Oehr am obern Rand. Gewicht 371,4 gr.

Frühern Funden grosser Lanzenspitzen folgen jetzt solche kleinerer Form (115 mm lang und 59 gr schwer, 130 mm lang mit 83 gr Gewicht) mit äusserst schmalem Blatt, besonders der kleineren, an der es sich nur als schmaler Rand längs der ungemein breiten Dülle hinzieht; der Hohldurchmesser der Dülle beträgt bei beiden gleichmässig 20 mm. Fundort der kleinern liegt zwischen Tufers und Pfitz, an welchen die im Jahre 1879 erstellte Strassenanlage Rankweil-Sattains vorüberzieht; die grössere kam schon 1872 durch den Bahnbau ausserhalb Rankweil im sog. Loger zu Tage, verblieb aber bis jetzt in den Händen des Finders.

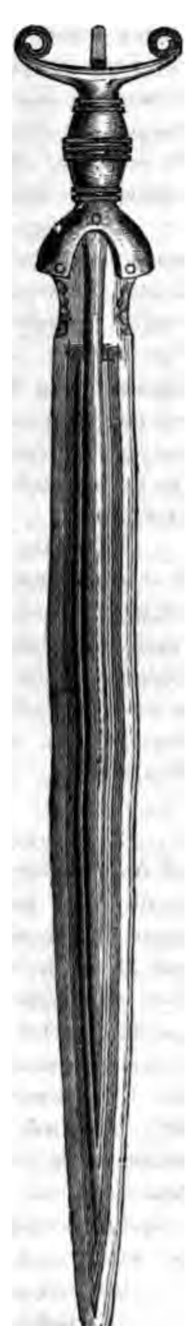
Unweit davon liegt nun auch die Fundstätte der jetzt zu besprechenden Gegenstände. Es sind diess erstlich zwei Bronzewerkzeuge: Das eine, 212 mm lang, 769 gr schwer, dem die unverkennbare Bestimmung einer Haue (Hacke) zur Bearbeitung des Bodens gegeben werden muss (die Schaftbahn ober- und unterhalb der Lappen fällt nicht wie bei den Palstäben in eine gerade Linie), das andere ist ein Palstab gewöhnlicher Form,

160 mm lang und 591 gr schwer, dessen schwach übergreifende Lappen ungefähr in der Mitte liegen. Nach unten endigt er nicht schneidig, sondern vollkommen stumpf, nichts verräth einen Bruch oder Schnitt, es ist augenscheinlich die unvollendet gelassene Schneide eines roh gegossenen Instruments. Nicht diess allein deutet darauf hin, dass beide Stücke weder gebraucht, noch fertig bearbeitet sind. Die Oberfläche der Hacke, wie des Palstabes zeigt nirgends die Glätte, die Politur des Gebrauchs, vielmehr überall rauhes, unebenes Aussehen; die Hacke zeigt noch Risse und eine unebene, die schwache Bearbeitung mittelst des Hammers verrathende Form. An der Hacke und am Schaftkelt ist das obere Ende zu einwärts gebogenen Spitzen geformt, die einer verstärkten Verbindung der Werkzeuge mit dem Holzstiel dienten. Bei diesen lagen nun weiter noch 4 Metallklumpen im Gewicht von 706, 627,5, 460 und 372,3 gr — zusammen also Kilo 2,165 — von denen sich die zwei leichtern bei der Analyse als reines Kupfer herausstellten, während bei den zwei schwererern ein Gehalt von Nickel zu constatiren war. Zwei derselben zeigen deutlich die Form des Schmelztiegels, sind also eigentliche Metallkuchen.

Dass bei Altenstatt eine Metallgiessstätte zur Bronzezeit bestanden und zwar eine solche, die Bronze direct aus ihren Bestandtheilen darstellte, unterliegt nun keinem Zweifel mehr. Die nächste Frage, die sich aufdrängt, ist die nach der Herkunft des Rohkupfers und da liegt es nahe, dieselbe in dem unweit liegenden Bergwerk auf der Mürtschenalpe im Murgthal am Wallensee zu suchen: im Jahre 1680 wurde dasselbe, wie urkundlich bestätigt, bergmännisch ausgebeutet; heute ist dasselbe aber so wenig ergiebig, dass eine 1854 für dessen Abbau gegründete Actiengesellschaft nach mehrern Jahren den Betrieb wieder einstellte. Das Metall findet sich dort als Buntkupfererz mit Silbergehalt im kalkhaltigen Quarze zwischen Serefgestein und Alpenkalk; leider stehen mir keine Analysen zu Gebote, die über dessen Gehalt an Nickel Aufschluss geben könnten.

Es bleibt über den Altenstätter Fund nur mehr das zu sagen, dass er in einer Tiefe von 2,5 m auf Lehmgrund zum Vorschein kam, unterhalb einer $0_5$ m hohen Schotterschicht, der wieder 2 m Lehm überlagert war.

Fast zu gleicher Zeit wurde aus der kleinen Ortschaft Saletz bei Buchs auf dem schweizerischen Rheinufer — Altenstatt schief gegenüber und 10,42 km von ihm entfernt — ein höchst interessanter Fund signalisirt. Auf dem natürlich gewachsenen kiesigen Grunde aufliegend, unter einer stark 1 m hohen Humusschicht, lagen 66 Bronzebeile in regelmässigen Lagen über- und nebeneinander geschichtet beisammen; rings um dieselben herum nahm der Finder eine schwärzliche, zerreibliche dünne Schichte wahr, wie anzunehmen ist, die vermoderte Holzkiste, in der die Kelte verpackt lagen. Dass man Handelswaare vor sich hat, die vielleicht



bei herannahender Gefahr in sicheres Versteck gebracht worden war, gilt mir als gewiss; ausser den vorgefundenen Spuren der Emballage und der regelmässigen Schichtung spricht dafür Form und Aussehen der Beile. Alle 66 müssen aus einer und derselben Form hervorgegangen sein, so identisch ist Form (schmaler Palstab mit stark ausladender Schneide, in der Mitte stark verdickte Schaftbahn, die statt von Lappen nur von wenig erhabenen Rändern eingefasst ist), Grösse (129 mm lang, an der Schneide 53 mm breit) und Gewicht (von Oxydklumpen freie Stücke wiegen 216 gr); die Patina ist nirgends spiegelglatt wie bei benutzten Bronzewerkzeugen und keine einzige Schneide zeigt Spuren des Gebrauchs.

Ich schliesse mit dem jüngsten und glücklichsten Fund, zu welchem der Durchstich einer Bank von Flussgeröll hart vor St. Peter bei Bludenz, wo die Landstrasse vom Arlberg und aus dem Montafon sich vereinigt, Veranlassung gab; er besteht aus Schwert, Ring, Götzenfigürchen aus Bronze, 3 Ringen aus Glas und einigen Knochen, die ich aber leider nicht mehr vorfand, als ich den Fundort besichtigte. Das Schwert, 672 mm lang, hat eine zweischneidige, mit vielen Längenrippen gezierte Klinge in Schilfblattform, die in der Mitte bis zu 40 mm sich verbreiternd, vor dem halbmondförmigen Ansatz des Griffes bogenförmig eingezogen ist, längs dem Rande dieser kurzen Ausbuchtung läuft eine Verzierung von je 4 Halbkreisbogen. Der Griff, um welchen 7 erhöhte Reifen (in der Mitte 3, oben und unten je 2) sich legen, zeigt die auffallende, solchen Schwertern insgemein eigenthümliche Kürze, woraus bekannter Maassen auf die feinen Hände des Keltenvolks geschlossen wird. Drei Bronzenieten befestigen die Klinge, ein vierter deren Zunge an den Griff, der aus einem Stück mit der nach oben gebogenen, an den Enden einmal aufgerollten Querstange verfertigt ist; die um 21 mm mitten inne vorragende Plattzunge kann mit keinem Knopf oder dergleichen versehen gewesen sein. Das hier abgebildete Schwert wiegt 810 gr.

Das kleine Götzenbild (61 mm hoch und 36,7 gr schwer) stellt eine nackte Figur mit gespreizten Beinen und grossem Kopf, den eine Art Kappe bedeckt, vor; das Gesicht erscheint fast herzförmig geformt, Nase platt,

Augen schief. Die Haltung der Arme und Hände deutet ein Aufhängen der Figur an einem Querstängelchen an, wofür weiter die rundliche Ausfeilung der innern Handflächen und der Umstand spricht, dass sie überhaupt nicht selbstständig zu stehen vermag. Nach dem grossen Phallus zu urtheilen, sollte man das Götzchen wohl für eine gallo-keltische Nachbildung des von Römern und Griechen verehrten Gottes Priapus halten.

Der Ring aus Bronze, auch jene aus Glas, passen nicht an Finger, sondern sind Schmuckgegenstände anderer Art, der Bronzering eignet sich nicht dazu wegen seines scharfen, durch eine Fischgrätenverzierung noch rauher gemachten Randes, die Glasringe nicht wegen ihres zu kleinen Durchmessers, der bei denselben 7, 11 und 12 mm beträgt. Dem weissen durchsichtigen Glase ist ein gelber Fluss in so verschiedenen Mengen zugesetzt, dass der kleinste Ring hochgelb, der grösste mattgelb aussieht und den mittlern hellen, farblosen nur feine, zarte gelbe Streifen trüben. Die Löcher sind schön rund ausgeschliffen. Der Querschnitt der Ringe ist kreisförmig.

Keltisches und Römisches hat sich an der Fundstelle begegnet, denn in dem gleichen Terraineinschnitt wurden 2 Bronzemünzen (ein Nero 54—68 n. Chr. und ein Claudius 41—54 n. Chr.) gefunden. Rechnen wir den schon zuvor bekannten Fund zweier Silberdenare (eines Vitellius und eines Philippus junior) in Bludenz hinzu, so ist das Vordringen der Römer bis hieher genügend festgestellt, wenn auch die Frage, ob der Arlberg als Gebirgsübergang von ihnen benützt worden, gleich wie bis anhin noch offen bleibt.

2. Bregenz. In Heft LXIX findet sich durch Herrn Director Haug die Aufdeckung eines grossen Gebäudes besprochen, welches ich als Basilica ansehe. Am Schluss dieser Ausgrabung fand ich noch 2 bearbeitete Sandsteine, welche eine Erwähnung verdienen. Der eine Stein von 57 cm Höhe und 39 cm Breite ist eine Sonnenuhr, in deren ausgerundeter Höhlung 7 (von ursprünglich 11) Stundenlinien von oben nach unten laufen. Die angestellte, höchst genaue Berechnung ergab das unzweifelhafte Resultat der Uebereinstimmung der in Betracht kommenden einstmaligen Winkelgrösse mit der geographischen Breite von Bregenz (Brigantium), nämlich 47° 30' 30". Aus dem im Fusse eingehauenen Zapfenloch schliesse ich, dass diese Sonnenuhr in erhöhter Lage auf einem Postament gestanden hat, ja andern Anzeichen nach möchte ich annehmen auf einer Säule, wie aus dem Venustempel in Pompeji bekannt ist. — Der zweite Gegenstand aus der Basilica ist ein Aichblock oder öffentliches Normalmaass, ein schwerer Sandsteinblock (54 cm lang, 61 cm hoch und 43 cm dick), in dem sich 2 conische Vertiefungen mit rundlichem Boden, wie an der einen noch wohl ersichtlich, befanden. An dieser besser erhaltenen ward das Volumen

zu 4,3 cbdcm = $4^{3}/_{10}$ Liter berechnet. Zieht man den verwitterten Zustand der Vertiefung in Betracht, so darf man die Uebereinstimmung dieses Maasses mit dem römischen Semodius (4. 377 Liter), der für trockene Körper in Anwendung kam, als festgestellt ansehen. Rückwand und Boden zeigen roheste Behauung, wogegen die Vorderseite mit sowohl kantigen als auch halbrunden Leisten profilirt erscheint.

Von Einzelfunden verdienen Erwähnung:

1) Ein Terracotta — Statuettchen einer Venus 15 cm hoch, ganz erhalten bis auf die Füsse, ihrer Haltung nach, mit der Linken die Kleider erfassend, mit der Rechten das reiche, lang herabfallende Haar in zwei Flechten theilend, scheint eine solche Auffassung beabsichtigt gewesen zu sein, die sie, im Begriffe ins Bad zu steigen, darstellt. In gewohnter Weise aus zwei Hälften, die in Modeln gepresst wurden, zusammengesetzt, aus gelblichem Thon verfertigt, trägt sie alle Zeichen der Herkunft aus dem Thale des Allier an sich, wo solche Figürchen zu Tausenden fabrizirt wurden.

2) Geschnitzter Knochen zum Anstecken auf einen Gegenstand, dem er etwa als Handhabe diente, eingerichtet. Der leicht gebogene, cylindrische Theil ist mit Schuppen bekleidet und endigt, dem Thiere entsprechend, das dargestellt werden sollte, in einen Schlangenkopf mit aufgesperrtem Rachen.

3) Sternförmige Agraffe mit zweierlei Glasflüssen, von denen aber nur der eine, blau von Farbe, noch in drei Strahlen festsitzt.

4) Bronzenadel von 31,5 cm Länge; der 4 mm dicke runde Draht verbreitert sich an beiden Enden der Löcher wegen, die dort angebracht sind.

5) Bronze-Schmuckbeschlag vom Zaumwerk eines Pferdes (Zierplatte, sog. Gelinger-Phalerae).

6) Töpferstempel: $\frac{\text{FIRM(I)}}{\text{FAVORI}}$ (Reibschalenrand), T. V. B. und S. N. P. (Amphorenhenkel) IVL. PRIMI · O (ficina), POLINVS, OFI. MAXIMI, OF · SE (veri?), PATRICI, IVLLINI und Stempelschneider IMANNI.

3. Ueberlingen. Die Aufdeckung eines im Spitalwald bei Hödingen, Bezirksforstei Ueberlingen befindlichen Hügels von 23 m Durchmesser und $2^{1}/_{2}$ m Höhe lieferte hübsche Resultate, von Bronze: 2 Fussringe, verzierte Gürtelbeschläge (ineinander geschobene Rechtecke und abwechselnd liegend und stehend angeordnete Stäbe), Gürtelhacken, Armringe. Von Thon: 2 tiefe Schüsseln von 35 cm Durchmesser mit kleinem Fuss, grau mit Zickzackverzierung, am äussersten Rande mit stark vertieften Dreiecken, 1 bauchige Schüssel von sehr dünner Wandung, weiter Oeffnung, 14 cm hoch und 34 cm Durchm., auf der gelben Grundfarbe roth gemalte, sich kreuzende Streifen.

Der Grabhügel beherbergte ungefähr 250 Steine, dazwischen lagen Menschen- und Thierknochen, da und dort Kohlenreste. Zwei andere Hügel in der Nähe warten noch der Untersuchung.

Aus Ueberlingen's Umgebung, sowie vom Mindelsee und Bussenried wurden Funde von Gegenständen aus reinem Kupfer, als Beile, Messer, Nadeln, Pfeile etc. bekannt, wodurch die längst vermuthete Existenz einer der Bronzezeit vorausgehenden Kupferperiode immer mehr bewiesen wird. Auch Bernstein-Zierrath aus dem Ueberlinger See sowohl, als auch vom Bussenried ist bemerkenswerth, weil er die Vermuthung nahe legt, es könnte derselbe durch dieselben Kauffahrer, welche das Zinn einführten, hergebracht worden sein.

4. Hüttweilen und Steinegg (Canton Thurgau). Nördlich erstgenannten Ortes, in der „Beppur" (oder „Betpur") wurden voriges Jahr Mauern aufgedeckt, welche mit Wahrscheinlichkeit als die Trümmer eines römischen Kastells betrachtet werden. Dieses Jahr stiess man nun auch westlich von Hüttweilen, unterhalb Steinegg auf weitläufige römische Bauten mit Gussboden und Wandbemalung. Parallel zu diesen innern ziehen sich in einer Entfernung von 12 m äussere Mauern, welche einen Vorhof umschlossen zu haben scheinen; auch an andern Stellen bei Hüttweilen scheinen schon Romana zu Tage gekommen zu sein.

5. Zeiningen bei Rheinfelden (Canton Aargau). An der Südwestseite des sog. „Herrschaftsberges" sind 3 Gräber aufgedeckt worden, welche sämmtlich nach Osten gekehrt, 2 m lang und 40 cm breit, mit Steinen eingefasst und von einander durch Zwischenwände geschieden oder abgetheilt sind. Das erste Grab scheint eine weibliche Leiche enthalten zu haben, ein Halsschmuck aus Korallen fand sich darin noch theilweise vor. Die zweite Leiche mag 180 cm gemessen haben, die dritte war kleiner, der Rumpf vom Schädel abgetrennt. Man schreibt diese Grabanlage der burgundischen Zeit zu.

6. Brugg (Canton Aargau). Der Abbruch eines Hauses führte zur Entdeckung eines kleinen römischen Altarsteines von 59 cm Höhe, 30 cm Breite, der obere Abschluss ist bis auf den Ablauf zerstört. Die Basis besteht aus Plinthe, Wulst und Anlauf. Die Inschrift ist wie alle von Vindonissa und Umgebung stammenden roh, von ungeübter Soldatenhand gearbeitet; die Buchstaben 150—154 mm hoch. Nach Mommsen's Lesung lautet sie folgendermaassen:

ARAM NERT
M MAS TER
MILLEG XI (P F
) CRISPILIBES
POSVIT

Obwohl ein keltischer Gott Nertus noch nicht bekannt, so findet Mommsen doch einen gewissen Anhalt zu solcher Deutung in dem mehrfach begegnenden keltischen Stadtnamen Nertobriga und dem Mannsnamen Nertomacus; den Soldatennamen liest derselbe Gelehrte vermuthungsweise M. Mas(urius) Ter(tius). Es würde sonach die Inschrift lauten:

Aram Nerti (?) Marcus Masurius (?) Tertius miles legionis XI Claudiae piae fidelis centuria Crispi libens posuit.

7. Baden (Canton Aargau). Es ist von da über einen werthvollen Fund aus römischer Zeit zu berichten, nämlich den eines silbernen Näpfchens, einer eisernen Wagschale und eines 13 cm hohen Hymenäus-Statuettchens von Bronze. Die Figur trägt in der einen Hand Früchte und schwingt mit der andern die Fackel Hymen's.

8. Wittnau (Canton Aargau), auf dem Homberg im Frickthal an derselben Stelle, wo man schon früher Reste eiserner Waffen und bearbeitetes Gestein fand, stiess man auf 2 quadratische Hochreliefs in Sandstein (römische Soldaten am Grabe Wache haltend) und einen dritten Stein mit Darstellung eines Dachshundes.

9. Basel. In der St. Johann-Vorstadt fand man einen Topf mit 3—4000 Silbermünzen im Gewicht von ca. 1 Kilo aus dem 11.—13. Jahrhundert, von denen etwa 2000 baslerisch bischöflichen Ursprungs sind, die andern aus verschiedenen Städten und Herrschaften.

Hard b. Bregenz. S. Jenny.

## IV. Miscellen.

1. Andernach. Thongefässe mit netzartiger Verzierung. Unter Bezugnahme auf einen Artikel in H. 76 der Jahrbücher, S. 63, über Römische Gläser, glaube ich der Ansicht des Herrn Professor aus'm Weerth, dass die erwähnte, in Jahrbuch 74 abgebildete Neusser Amphora der Römischen Zeit angehört, beipflichten zu müssen. Ich besitze in meiner Sammlung das Fragment eines ganz ähnlichen Thongefässes, welches beim Graben der Wasserleitung in der Stadt Andernach mit Scherben unzweifelhaft römischen Ursprungs gefunden wurde. Diese dabei gefundenen Scherben aus spätrömischer Zeit sind in ähnlicher Weise durch Eindrücke von Holzstäbchen verziert. Keine Scherbe aus fränkischer oder späterer Zeit hat sich in der Nähe des oben erwähnten Fragments gefunden. Der harte Brand desselben bietet nach meiner Ansicht keine Veranlassung, solches für ein Erzeugniss karolingischer Technik zu halten, da sich Töpfereien von analogem hartem Brand aus spätrömischer Zeit häufig finden.

Neuwied 1884. W. Fussbahn.

2. Die Ringmauern, Wehrthürme und Thore von Andernach. Hierzu Taf. XI. Bereits im Anfange des 12. Jahrhunderts, im Jahre 1109, umgab der Kölner Erzbischof Friedrich I. (1099—1133) Andernach mit Ringmauern, um auf solche Weise der mächtigen, König Heinrich IV. ergebenen Stadt Köln eine Gegnerin zu schaffen, auf welche er sich im Falle der Noth verlassen könnte und zugleich dem Erzstifte selbst eine Feste im Süden zur Abwehr der Feinde zu errichten. „Pagum hunc Andernacum", schreibt Mörkens nach einer nicht mehr vorhandenen Notiz des hiesigen Stadtarchivs, „Fridericus contra hostium impetum et incursionem anno MCIX muris et turribus cinxit ac firmissimo praesidio munivit[1]". Und in der Kölner Chronik lesen wir

---

1) Conat. Chronolog. ad Catal. Episc. p. 102.

von demselben Erzbischofe auf Seite 168: „He dede buwen und machen die Stat Andernach up dem Ryne." Dass Andernach um die angegebene Zeit wirklich Mauern hatte, geht überdies aus einer u. a. von 7 Andernacher Bürgern unterschriebenen Urkunde des Jahres 1129 hervor, in welcher der Trierer Erzbischof Meginher bekundet, dass er das durch Alter und Vernachlässigung zerfallene Kloster der seligen Maria ausserhalb der Mauern Andernachs (monasterium beate Marie foris murum Andernaci) der Abtei Springiersbach unterstellt habe[1]). Es ist nicht zu bezweifeln, dass die Ueberreste des in den Befreiungskriegen der Franken zerstörten Castellum Antunnacum die neue Umschliessung bedeutend erleichtert haben. Aus dieser Darstellung ergibt sich die Unrichtigkeit der mehrfach aufgestellten Behauptung, Andernach sei erst unter Reinald von Dassel oder Philipp von Heinsberg mit Mauern umgeben, wenngleich nicht unwahrscheinlich ist, dass letzterer, welcher 1164 die durch König Conrad zertrümmerte Burg Rheineck wiederherstellte und mit einem zahlreichen Heer bei Andernach sein Lager aufschlug, um den Angriff des Pfalzgrafen Conrad abzuwehren, die Befestigung unserer Stadt noch mehr verstärkt und vervollständigt hat[2]). Zur Zeit jedoch, als der Hohenstaufe Philipp seinen Nebenbuhler Otto IV. bekämpfte und Andernach niederbrannte, fielen gewiss auch die Mauern und Thürme zum grossen Theil in Trümmer. Konrad von Hochstaden soll dann nach Angabe des Fr. E. von Mering die Befestigungswerke wieder aufgerichtet haben[3]). In den von Dr. Cardauns im 35. Hefte der Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein publicirten Regesten des genannten Erzbischofs finden wir jedoch für diese Behauptung keine Bestätigung.

Im Jahre 1300 gaben Ritter, Schöffen und Bürgerschaft von Andernach dem Kölner Erzbischof Wichbold die Absicht kund, die Stadt mit einem festen, sichern Graben und Walle zu umgeben. Der Erzbischof erklärt in einer Urkunde vom 22. April desselben Jahres diese Absicht für lobenswerth und solche Befestigung für nothwendig, weil Andernach „in parte superiore Ecclesiae et dioecesis lapis angularis" sei. Damit das mühevolle und theure Werk, fügt er hinzu, um so eher zur Ausführung gelange, überlasse er der Stadt, die sich um die Kölner Kirche durch treue Ergebenheit (benevolo et fideli servitio) wohl verdient gemacht habe, das Ungeld (ascisam, que dicitur Ungelt).

Die Mauern waren, wie die noch wohlerhaltenen Ueberreste erkennen lassen, ein sehr solides, aus Schiefer, Basalt und Tuff erbautes Werk, welches freilich der Kriegskunst und dem verbesserten Geschützwesen der Schweden und Franzosen im dreissigjährigen Kriege keinen dauernden

1) Günther, Codex Diplom. I. 207.
2) Stramberg, Rhein. Antiquarius, III. 4. 444.
3) Gesch. der Burgen, II, 79.

Widerstand zu leisten vermochte. Ihre Höhe betrug über 6, die Dicke gegen $1^1/_2$ m; hinter derselben lief eine auf hohen Bogen getragene Brustwehr. Die früheren Zinnen sind bis auf einige Schiesslöcher vermauert. Im Norden war der eigentlichen Ringmauer noch eine zweite, niedrigere vorgelegt, welche in einem mässigen Bogen den sog. Schiessgraben einschloss.

Nach einer Notiz des Stadtarchivs vom 15. Februar 1574 hatte die Stadtmauer mindestens 15 zumeist halbrunde und ca. 12 m hohe Thürme. In Bogenschussweite von einander entfernt dienten sie dazu, bequem auf die Mauerkrone zu gelangen und im Falle des Angriffs dieselbe zu bestreichen. Sie erhielten ihre Namen grossentheils von den Anwohnern und umstanden die Stadt in dieser Reihenfolge: 1. Bürgerthurm im Osten zwischen dem alten Zollhause am Bollwerk und dem Burgthore; er war viereckig und diente zugleich als Gefängniss. 2. Ottenthurm westlich von der Burg. 3. Brüderthurm hinter dem Franziskanerkloster. 4. Wollgassenthurm am jetzigen Eisenbahnthor. 5. Helmartsthurm. 6. Dadembergsthurm, welcher von allen am besten erhalten und noch allein mit vollständigem, schlankem Schieferhelme versehen ist. 7. Bernhards Thurm. 8. Judenthurm am Ochsenthore. 9. Kurdtmans Erker hinter dem gleichnamigen Hofe am Ende der Kirchgasse, den die Stadt 1475 für Herrn Johann Ruwe, ersten Vikar des von Kaiser Friedrich III. gestifteten Juliana-Altares, ankaufte. 10. Thurm hinter der „Scholen". 11. Weisser Thurm hinter dem „Widamhoif" neben der Pfarrkirche; der Stadtrath überwies denselben im Jahre 1340 dem damaligen Pastor Gerhard zu lebenslänglicher Benutzung und Wohnung. An der Rheinseite krönten die Stadtmauer (12.) ein Erker unterhalb der verlängerten Kirchstrasse, gegenüber der Malmedyer Propstei (13.) ein mächtiges Vorwerk oder Rondel, die sog. Schmiedwache, welche schon 1316 als propugnaculum super murum nostri opidi" bezeichnet ist und (14.) das Mörsthürmchen in der Nähe des alten Zollhauses[1]).

---

1) Es sei gestattet, hier den Wortlaut der für Andernach in mehrfacher Hinsicht interessanten Urkunde von 1316 mitzutheilen. Nos milites scabini consules ac universitatis opidi Andernacensis notum esse cupimus universis presentem inspectoribus, quod de discordia, que inter Religiosos viros videlicet dominum decanum et capitulum seu conventum monasterii malmodariensis ex una parte et nos et nostros coopidanos ex altera parte vertebatur, super eo videlicet, quod a dicto conventu petivimus et exquirebamus duos sacerdotes de eorum conventu, qui frequenter Andernaci pro divino officio facerent residentiam personalem et quod divina semper in eorum capella deberent fieri et celebrari, quamvis ecclesia nostra parochialis et alie ecclesie in nostro et circa nostrum opidum extra muros essent posite sub interdicto, quod per eorum neglegentiam existeret pretermissum et de via semita inter eorum torcular et murum nostri opidi, similiter et de propugnaculo super murum nostri opidi et super eorum torcular ex una et ex altera parte edificatum, sumus amicabiliter complanati in

15. Von grösserem Interesse aber für Freunde und Kenner mittelalterlicher Befestigungsweise ist der gigantische, in fünf Geschossen bis zu einer Höhe von 56 m sich präsentirende Rundthurm im Norden der Stadt, welcher durch Grossartigkeit der Dimensionen den bekannten Ochsenthurm in Oberwesel noch überragt und vom Reisenden Blainville (1705) mit der Torre d'Oro in Sevilla am Ufer des Guadalquivir in Parallele gestellt wird[1]). Der Bau wurde im Jahre 1448 begonnen „in der Woche vur sente Johans dage ass meister philipps anhoiff zo muren an dem torne“ und vollendet im November 1452 „in der dritter Woche des allerheilgen maynd“, als der nämliche Meister „uff dem torne dy Steyne vergadert und den torn ouen zugelaicht.“ Die Grundmauern bis zum ersten Ringe wurden in einer Mächtigkeit von 5 m errichtet, damit sie vor den Kugeln der damals immer mehr in Gebrauch kommenden Feuergeschosse gesichert seien. Ueber dem runden, etwas monotonen Unterbau von 32,75 m Höhe, um dessen oberste Etage jedoch ein geschmackvoller Bogenfries sich ausbreitet, erhebt sich in verjüngter Gestalt ein achteckiger, 23,25 m hoher Oberbau, der durch ein pyramidales Steindach mit 4 Abgusskendeln und durch 8 grössere und 4 kleinere, mit gothischen Kreuzblumen gezierte Spitzgiebel gekrönt ist, während eine hohe Brustwehr mit zahlreichen Schiessscharten und einem Wachthäuschen seinen Fuss umgibt. Ausser manchen durch schwedische und kaiserliche Geschütze im Laufe des dreissigjährigen Krieges dem Thurme geschlagenen Narben zeigt das Mauerwerk an der Westseite eine breite, von einem Sprengversuche der Franzosen (1689) herrührende Bresche. In neuester Zeit ist der Aussenbau durch Staatsbeihülfe verständiger Weise derart restaurirt, dass der ursprüngliche Charakter dem altersgrauen Monumente unverkürzt bewahrt geblieben und jede modernisirende Zuthat ferngehalten ist. Zu bedauern ist nur, dass die 4 Schilde mit dem Stadt-

---

hunc modum: cum uno et solo sacerdote erimus contenti nec deinceps plures ab eisdem requiremus et ne vulgus seu populus comunis murum nostri opidi apud eos domaculet seu imundiciam, sicut hactenus consuetum fuit, ibidem exerceat, eisdem ut duas ianuas super dictum murum habeant, unam subtus dictum propugnaculum ante accessum muri et aliam iuxta domum hermanni calvonis carpentarii versus partem dictorum Religiosorum, tenore presentium permittimus concedimus et inviolabiliter indulgemus, ita tamen, quod pro utilitate ac necessitate opidi nostri et maxime superinundantis aquarum et superfluentis reni ac aliis necessitatibus opidi nostri quibuscunque dicte ianue nobis reserentur et manifestentur, domum etiam super eorum cimiterium edificatam, ubi machine nostre reposite sunt, pro voluntate dictorum dominorum deponemus volentes dictos dominos dolo et fraude penitus exclusis de cetero promovere, in quibuscunque poterimus et valemus dantes has literas sigillo nostro et opidi sigillatas in testimonium super eo datum Anno domini milesimo ccc sextodecimo feria secunda post dominicam oculi.

1) Rhein. Antiq. a. a. O. S. 862.

wappen am Oberbau nicht in etwas schrägere Lage gebracht sind. Ueber die Erbauung des Thurmes befinden sich im hiesigen Archiv noch 5 von der nämlichen Hand recht hübsch geschriebene Hefte Original-Rechnungen, aus welchen wir zunächst die Namen der Meister kennen lernen. Der Maurer- und Steinmetzmeister hiess, wie schon erwähnt, Philipps, der Zimmermann Meister Johann und der Schmiedemeister Engel. Sodann überzeugen wir uns, dass nicht, wie man wohl geglaubt und behauptet hat, Erzbischof Theoderich von Mörs als Erbauer anzusehen ist, sondern dass die Bürgerschaft Andernachs selber den Thurm zur Vertheidigung ihrer Stadt aufgeführt hat. Der Rath bestritt die Kosten und die städtischen Baumeister leiteten und beaufsichtigten den Bau. „Dyt is", so lautet die Aufschrift der Baurechnungen vom Jahre 1450, „die Rechenschaff unser bumeyster Arnold van Leser, Johann Meyeners unde Henrich Schoinboils van solichem buwe ass an dem Ronden Torne geschiet is In dem Jar do man schreyff viertzienhundert vnd funfftzig Jar." Die Bürger machten bisweilen den Arbeitern Weingeschenke und legten auch wohl selbst Hand ans Werk. „Do der kraene", heisst es z. B. in den Rechnungen, „hohergeforet wart, halffen darzo etzelichen unser burger, wart in geschenkt iii quart wins, kosten iiii schilling. Item do man dy grosse holtzer uff den torn wandt, hatten wir etzeliche burger by uns zu helffen die holtzer uff winden, wart verdroncken IX quart wins, die quart VIII haller, macht i marc." Dieses alles, so folgern wir mit F. E. von Mering, wäre gewiss nicht geschehen, wenn der Erzbischof den Thurm zu seinen Specialinteressen aufgeführt hätte. Nein er sollte als „wahrer Lug ins Land", als Warte und Wehre der Stadt zum Schutze und zum Schmucke dienen und gewissermassen den Burgfrieden der ganzen Gegend bilden. Ohne Frage aber sah der Erzbischof das Unternehmen mit grosser Freude, denn hielt er sich Andernachs Bürger zu Freunden, wie viel konnte ihm dann dieses Riesenwerk zur Zeit der Noth in seinen Fehden nützen!

Endlich lässt sich noch aus den Rechnungen ein sicherer Schluss auf den Wohlstand unserer Stadt im 15. Jahrhundert machen. Das Register des ersten Heftes berechnet die Ausgaben des Jahres 1448 nach den Hauptrubriken, nämlich für

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Steinwerk . . . . | 615 | Mark | 10 | Schilling | | |
| Sand und Kalk . | 552 | „ | 2 | „ | | |
| Zimmerwerk . . . | 32 | „ | 1 | „ | | |
| Eisenwerk . . . . | 11 | „ | 4 | „ | 9 | Pfennig |
| Mauerwerk . . . . | 426 | „ | 6 | „ | 6 | „ |
| Verschiedenes . . | 69 | „ | 9 | „ | 6 | „ |
| Summe: | 1707 | Mark | 9 | Schilling | 9 | Pfennig[1]). |

1) 1 Mark = 12 Schilling, 1 Schilling = 12 Pfennig.

Die Ausgaben des Jahres 1449 betrugen für

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Steine und Kalk . | 254 | Mark | 3 | Schilling | 4 | Pfennig |
| Mauerwerk . . . . | 251 | „ | 6 | „ | — | „ |
| Zimmerwerk . . . . | 21 | „ | 1 | „ | — | „ |
| Verschiedenes . . . | 31 | „ | 6 | „ | 8 | „ |

Summe: 558 Mark 5 Schilling.

Im Jahre 1450 wurden bezahlt für

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Steine . . . . . . | 267 | Mark | 9 | Schilling | 8 | Pfennig |
| Kalk und Sand | 242 | „ | 1 | „ | 8 | „ |
| Mauerwerk . . . | 458 | „ | 10 | „ | 6 | „ |
| Zimmerwerk . . | 16 | „ | 2 | „ | — | „ |
| Schmiedewerk . | 16 | „ | 8 | „ | 8 | „ |
| Verschiedenes . | 68 | „ | — | „ | 10 | „ |

Summe: 1069 Mark 9 Schilling 4 Pfennig.

Im Jahre 1451 betrugen die Kosten für

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Steine . . . . . . | 412 | Mark | 8 | Schilling | | |
| Kalk und Sand | 320 | „ | 11 | „ | 8 | Pfennig |
| Mauerwerk . . . | 512 | „ | 10 | „ | — | „ |
| Zimmerwerk . . | 22 | „ | — | „ | — | „ |
| Schmiedewerk . | 8 | „ | 6 | „ | 6 | „ |
| Verschiedenes . | 25 | „ | 10 | „ | 6 | „ |

Summe: 1302 Mark 10 Schilling 8 Pfennig.

Endlich legte man im Jahre 1452 aus für

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Steine . . . . . . | 408 | Mark | 5 | Schilling | | |
| Kalk . . . . . . | 135 | „ | 6 | „ | 6 | Pfennig |
| Mauerwerk . . . | 694 | „ | 1 | „ | — | „ |
| Zimmerwerk . . | 76 | „ | 10 | „ | — | „ |
| Schmiedewerk . | 153 | „ | 2 | „ | 8 | „ |
| Verschiedenes . | 23 | „ | 7 | „ | 10 | „ |

Summe: 1491 Mark 9 Schilling.

Die Gesammtausgabe nach Rechnung der fünf Heftchen, von welchen übrigens das zweite unvollständig zu sein scheint, belief sich demnach auf 6130 Mark 7 Schilling 9 Pfennig. Dass jedoch in diesen Heftchen die Auslagen nicht vollständig verzeichnet sind, geht aus folgender Stelle der Rechnung für das Jahr 1449 hervor: „Item gegolden umb gobel den

feruer ouerheufft muyrsteyne vur XII marc Ind dat foirgelt is geschreuen in dat ander Register der Stede" [1]).

Zum Mauerwerk wurden verwendet Godelscheidersteine aus dem District Godelscheid in den Mendiger Brüchen, das Fuder bald zu 1 Mark 8 Schilling, bald zu 2 Mark 2 Schilling, bald zu 10 Albus berechnet; Zweylinge u. a. aus den Brüchen des Abtes zu Laach und vom „besyeher van Boparte", das Hundert zu 2 Mark; Leyen- oder Schiefersteine aus den Brüchen am Namedyer Mergenborn, aus Lentzychs Leyen und van der Duybach; Tuffsteine, „eyne mysse dusteyne gegolden vur XVIII marc"; Wegesteine zum Theil für den Thurmkranz, „zu belegen den Crantz an dem torne", das Viertel zu 2 oder 100 zu 8 Mark; Windelsteine, das Stück zu 6 Schilling; Naysen, das Stück zu 4 Schilling, einmal aber auch zu 1 Mark, „vur naysen in den schorsteyn ii marc"; Thüren- und Fenstersteine, den Fuss zu 9 Heller, öfter auch zu 2 Schilling gerechnet; 8 Schildensteine, „kosten uff der Leyen 8 und herzuführen 10 marc"; 4 Kendel, „dy hielten XVI voesse yder voess IX haller"; 8 Queirlen zu den Giebelblumen, das Stück zu 3 Schilling 3 Pfennig. Ausserdem sind noch viele Karren Muyr- und Symptzsteine in den Rechnungen aufgeführt.

Das Holz kaufte man theilweise in Engers und Honnef (huynffe), Tannen vom Schultheiss zu Irlich. Kalk wurde von Thonys van hattenheim, die Tonne zu 8 Albus oder auch zu 15 Schilling bezogen, zu Schiff über Mainz (Mentze) rheinabwärts geführt, am Zollhause abgeladen und auf Karren zum Thurme gefahren. Die Karre Sand kostete 2 Schilling. Der Schmied schärfte Ortter und lieferte „Roddehauwe, Morterhauwe, Schufelen, Bickel, Bende, Encker, Zappen, Krampen, Klammen, Handfast, Geremptze vur dy vinster, Blei, Boltzen in das cluyster vur dem geremtze lyt, Sleupen, Sloss und Slüssel, Paideysen", endlich an Nägeln „Mailnaile, grosse Naile, Steychernaile, Raidernaile, Spycher, haluer Spycher, Scharspycher". Das Pfund Eisen wurde mit 6 Hellern bezahlt.

Unter der Rubrik „Manigerhande sache" finden sich Ausgaben für Krahnenseile, Kordeln, viele Klafter (clatern) Leinen, Unschlitt und Schmalz, Stein- und Morterboden, Wassertonnen, Beyren und Geschenke. Mit letztern wurden nicht allein die Bürger für gelegentliche Hülfe, wie oben erwähnt, sondern auch nicht selten die Knechte erfreut. So lesen wir z. B.: „Dy knechte verzerden, do sy den calck loiden, an broide, wyne und eyheren

1) Auf der letzten Seite des Registers für 1448 heisst es: „Recepta van diesem Jar anni XLVIII is m m m m VIII$^{C}$ lxi marc iiii schill viii pen. Distributa desseluen Jars dieser zweyer Register is iiii$^{m}$ viii$^{c}$ lx marc iii schill. iiii pen. Und overleufft dat Innemen dat Ussgeuen dyss Jars i marc i schill. iiii pen." Es scheint also, bemerkt dazu Herr von Stramberg (a. a. O. S. 358), für 1448 noch ein zweites Register angelegt zu sein." Freilich, aber vermuthlich nicht für die Kosten des Thurmes, sondern für die sonstigen städtischen Auslagen.

i marc iii schill."; ein anderes Mal verzehrten sie „an wyne, brode und kese" 6 Schilling. Ein Paar Schuhe kostete 8 Schilling, denn es heisst in der Rechnung von 1452: „Den dryn knechten dy in dem kraenen giengen, geschenkt iii par Schone kosten ii marc." Die Maurer und Steinmetzen verdienten täglich 8—9, die Opperknechte oder Handlanger 6—7 Schilling[1]).

Ausser den Rechnungen über den runden Thurm beruht im hiesigen Stadtarchiv noch ein Faszikel Rechnungen über den Bau der Thürme hinter „Frederich Meyenners huse, Juncher Wilhelm von Dadenburgs gehuse, der mynnerbruder muren und des Ottenthorns. Die beiden ersten wurden 1494, die letzten im Jahre darauf von den Maurermeistern Johann Schentgin und Johann van Monster, dem Zimmermeister Kirstgin Zymerman und dem Schmiedemeister Peter Scherer erbaut. Die Auslagen für den ersten betrugen 184 Mark 2 Schilling 2 Pfennig, für den zweiten 605 M. 9 Sch., für den dritten 688 M. 4 Sch. 2 Pf., für den vierten 556 M. 6 Sch. 8 Pf. Um die Stadtmauer bei diesen Thürmen zu „stuppen, bewerffen und platten", wurden noch 146 M. 11 Sch. 6 Pf. ausgegeben. In diesen Rechnungen geschieht „des Juedenthorns, Wollgassenthorns und eines wachthuses ghensithe Ottenthorn uff der stedemure by der burg" bereits Erwähnung.

Von der Landseite her umschlossen die Stadt noch über 7 Meter breite und gegen 5 Meter tiefe Gräben, welche mit Ausnahme des Schiess- und Ochsengrabens im Westen und Südwesten durch den Schafbach mit Wasser versehen wurden, der beim Zollhause eine Lohmühle trieb und dann sich in den Rhein ergoss. Den Schiessgraben benutzten die Grabenschützen für ihre Uebungen und Festlichkeiten. In den Ochsengraben, auch Hahnen genannt, das Revier des Stadtochsen, trieben die Flurschützen überzähliges und fremdes Vieh, das sie in der Gemeindeweide antrafen, bis die Rügen bezahlt waren. Die Wassergräben wurden gewöhnlich auf 10 Jahre verpachtet. Der Pächter hatte in denselben Fische, vorzüglich Karpfen zu züchten und jedesmal, wann gefischt wurde, dem Stadtrath die Hälfte davon zu übergeben. Kurz vor dem Ende des 16. Jahrhunderts wurde für gut befunden, auch an der Rheinseite einen Graben zu ziehen, denn wir lesen im damaligen Protokollbuche: „Am 7. November 1591 hat der Rath die Achter vorbeschieden und ihnen die Schwäche der Stadt am Rhein gezeigt, wie befunden, dass Tempell, ein Nassauischer Obrister, sein Versuch am 30. Juli des Morgens an der Kornpforten mit Sprengen gethan und angegriffen, doch lob sei Gott zurück weichen müssen; derowegen nöthig, einen Graben daselbst von dem Ronden Thurm an bis an das alte Zollhaus auf-

1) Bemerkenswerth erscheint uns noch die Bezeichnung einiger Monate im letzten Hefte. Der Januar heisst dort Hardemaynd, Februar Spurkel, September Euenmaynd, October sente Remayssmaynd oder lauff Rysen, November allerheilgenmaynd, December sente Endresmaynd.

zuwerfen, welcher Graben 12 Fuss tief und 16 Fuss breit sein sollt, von welcher Breite der Meister haben will 5 Frankofurter Gulden." Der Stadtschreiber fügt aber hinzu: „Dieser Graben ist übel gerathen, da der Meister, nachdem er das Geld genommen, entlaufen ist." Einige Zeit darnach wurde jedoch der Rheingraben wirklich fertig gestellt.

Das neue, überaus feste, freistehende und durch einen Bogen mit der Stadtmauer vormals verbundene Bollwerk im Osten der Stadt liess Kurfürst Maximilian Heinrich im Jahre 1660 „aus väterlicher Liebe zu seinen treuen Unterthanen" durch Maurermeister Caspar Boltern erbauen. Die Bürgerschaft lieferte zu dem „kostbarlichen Werk" 1000 Karren Steine und den nöthigen Sand. Das hochgewölbte Eingangsthor trug das kurkölnische Wappen und ein mächtiger Eckthurm schaute keck auf den vorüberrauschenden Rheinstrom hinab. Der im dreissigjährigen Krieg zerstörte Eisbrecher wurde „zu mehrerer Erhaltung und Beschützung der Schifffahrt und des neu angelegten Werftes" um 1678 im Anschlusse an das Bollwerk wieder aufgerichtet, nachdem der Kurfürst bereits unterm 19. Juni 1663 dem Magistrat bewilligt hatte, von jedem passirenden Schiffpferd 4 Albus zur Bestreitung der Kosten zu erheben.

Hauptpforten oder Thore hatte Andernach ehemals folgende vier: 1. Die Schaiffportze oder das Ochsenthor. 2. Die schon in einer Urkunde vom Jahre 1249 genannte Collenportz, ein Doppelthor, durch welches die Kölner Kurfürsten ihren Einzug hielten. 3. Die noch erhaltene Kornportz oder das Rheinthor; es besteht gleichfalls aus zwei durch mächtige Seitenmauern verbundenen Thoren, nämlich dem urkundlich bereits 1228 erwähnten rundbogigen Thore mit den beiden hochgeschürzten, wohl dem 12. Jahrhundert angehörigen Männerfiguren, den sog. Bäckern, und dem neueren gothischen Vorbau mit sechseckigen Erkerthürmchen und einem verzierten Bogenkranz. 4. Architektonisch bedeutsamer ist die spitzbogige Burgportz oder das Coblenzer Thor, welches „durch seine schönen Profilirungen zur Betrachtung und durch die eigenthümliche Art der Ausführung zu Vergleichungen mit der berühmten porta nigra zu Trier einladet" [1]). „Wenige Städte", schreibt der Bauinspektor J. C. von Lassaulx, „mögen eines so ernst pittoresken Eingangs sich rühmen können, wie Andernach von der Coblenzer Seite her, dessen Erhaltung übrigens einzig der schützenden Hand Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen zu verdanken ist. Von seltener Schönheit sind die Profilirungen dieses Baues. Seine mannigfaltigen Beschädigungen rühren wahrscheinlich daher, dass in einem der vielen Kriege nach damaliger Sitte Feuer angelegt worden, welches diese Basaltlava nicht erträgt, vielmehr schon bei mässiger Erhitzung zerspringt" [2]).

---

1) Braun, Judenbad in Andernach, S. 5.
2) Chr. v. Stramberg, a. a. O. S. 98.

Was Lassaulx für wahrscheinlich erklärt, ist nach Ausweis der Akten des städtischen Archivs gewiss. Die Schweden waren es, welche mit vandalischer Wuth die Stadt an verschiedenen Stellen in Brand steckten und auch die Burg nebst der Burgpforte zerstörten. Letztere wurde 1653 nothdürftig reparirt, die Fallbrücke aber, „damit die Kühe desto füglicher ausgehen könnten", beseitigt und der Graben ausgefüllt. An die vor dem schwedischen Einfall bei dem Burgthor angelegte Katze erinnert noch die heutige Katzengasse.

Ausserdem hatte Andernach noch 6 Nebenthore, nämlich die Kirchpforte am südlichen Ausgang der Kirchgasse, die triersche [1]) Pforte in der Stadtmauer der nach dem Rheine hin verlängerten Kirchgasse, östlich davon das Fischthor gegenüber der Huyszgasse, die neue Pforte, welche die Bürger [2]) um die Mitte des 14. Jahrhunderts eigenmächtig erbauten, die Moerspforte bei dem Gasthause zum h. Geiste, endlich das Grabenpförtchen oder das jetzige Eisenbahnthor. Mit welchen Vertheidigungsmitteln Thürme und Thore im 16. Jahrhundert versehen waren, ersehen wir aus nachstehender Aufzeichnung des Stadtschreibers:

Anno (15)22 uff mitwochen nest nach egidii sin diesse nachgeschrieben thorn mit dem geschutze allenthalben von den schutzmeistern besichtiget wurden uff maisse wie nachfolget.

Zum Irsten uff dem ronden thorn. Uff dem understen gewolbe ist ein gross koppern slang vnd xxvi loder, item ein steynbusse mit xvi loder, item ein serpentin mit sinen lodern, item ein clein serpentin schuist nit grosser dan ein groisse hakenboisse. Uff dem zweiten gewolb sin iiii groisse hakenboissen vnd oben zu uff dem Krantz sin iiii groisse hakenboisse vnd zusammen xxxvi loder vnd ein cleyne fessgen pulffer.

Uff der trierschen portz sin ii koppern hakenboissen von den meisten vnd xiii loder.

Uff der Kornportz ii koppern hakenboissen von den mittelsten vnd xiii loder. item ein steynboiss vnd viii klotz.

Uff dem alden Zollhuss ii koppern hakenboissen von den mittelsten vnd xiii loder, item ein serpentin mit vi lodern, item ein steinboiss mit viii klotzen, item uff dem Ercker ii hakenboissen von den mittelsten mit aller gereitschafft darzu gehorig.

Uff der stede thorn sint ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiii loder vnd pulffer.

---

1) Der in einem Pachtrevers vom Jahre 1436 erwähnte „Herrn Johann Fryheits Hof an des Bischofs von Trier Pforte" ist vermuthlich identisch mit der um 1200 vom Erbischofe Johann von Trier zu Andernach erworbenen Kurie. Vgl. Mittelh. Urk. n. 298. S. 333.

2) Auf dem Plan müssen Fischthor und Neuthor ihre Plätze wechseln.

Uff der burgportz iiii groisser koppern hakenboissen, xiiii loder vnd pulffer, item ein slange vnd viii blyen klotzer.

Uff Ottenthorn [1]) ii koppern hakenboissen von den mittelsten xiii loder, item ein steinboiss mit vi klotzer vnd pulffer.

Uff dem thorn hinder der broider mur ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiii loder vnd pulffer.

Uff der wolgassen thorn ii Isern hakenboissen, xiii loder vnd pulffer.

Uff helmartsthorn by der alden batstuben i koppern hakenboiss von den mittelsten, item ein Isern hakenboiss, xiii loder vnd pulffer.

Uff bernsthorn ein steinboiss vnd viii klotzer, item ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiii loder vnd pulffer.

Uff der schaiffportz ein steinboiss ist vngerust, item ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiii loder vnd pulffer.

Uff dem Juedenthorn ii steinboissen mit x klotzer, item ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiii loder vnd pulffer.

Uff Kortmans ercker ein steinboiss vnd viii klotzer, item ii koppern hakenboissen xiii loder vnd pulffer.

Uff dem Ercker hinder der schulen ii koppern hakenboissen mit krauwen (?) slossen, xiii loder vnd pulffer.

Uff dem Erker hinder dem wedomhoiff ii Isern hakenboissen, xiii loder vnd pulffer.

Uff der kollenportz ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiii loder vnd pulffer.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts sah die völlig erschöpfte Stadt sich genöthigt, die von den Franzosen zerschossenen Ringmauern dem Kölner Kurfürsten unter der Bedingung zu übergeben, dass er dieselben von neuem in Stand setzen lasse. Wohl liess Kurfürst Jos. Clemens die Mauer zwischen Kirch- und Schafpforte ausbessern, jedoch die Restauration der übrigen Theile wurde von Jahr zu Jahr verschoben und unterblieb. Durch Kabinetsordre vom 20. August 1819 schenkte endlich König Friedrich Wilhelm III. die Mauern im Norden und Osten der Stadt zurück, welche dann die Ruinen zum grossen Theil abtragen, auch die Gräben am Rhein trocken legen und ausfüllen liess. Durch Niederlegung dieser Mauern erhielt Andernach auf der Rheinseite ein freundlicheres Ansehen, das freilich gegenwärtig durch mächtige Tuff- und Trasshaufen, sowie durch prosaische Eisenbahnschienen nicht wenig beeinträchtigt wird.

1) Das Wort ist durchgestrichen und dafür Kirchportz gesetzt.

3. Breve des Papstes Urban III. (1185—87) nach einer deutschen Uebersetzung aus dem 15. Jahrhundert.

Auf die Klage der Andernacher Parochianen, dass seit dem Schisma (1159—1177) ihr Pastor den Ort verlassen habe und statt persönlich durch Vikare den Pfarrdienst besorgen lasse, erwiedert der Papst, er habe, weil die Bevölkerung der Stadt so angewachsen sei, dass ein solcher Zustand länger nicht ohne Schaden fortdauern könne, ihrem Erzbischofe (Volkmar von Trier) befohlen, den frühern Stand wiederherzustellen, dass nämlich der Pastor zu Andernach in eigener Person residire und den Dienst versehe. Verona (ohne Datum). Das Breve lautet:

Urbanus roemsch buschoff eyn knecht der knecht godis. Den geleiffden kyndern. parrelüden zu andernach wailffart vnd paisliche gebenedynge vre clage vns angebraicht. hait vns kont gedain. so wie dye pastoere vrer kirchen. vurtsyden in iren eygenen personen. der seluer vrer kirchen plagen zü denen. vnd in der tzyt der deylongen vnd zweydracht. dye man nent scisma in etzlicher maissen eyn schinbar ocksein ankomen synt an ander ende zu wychen. vnd also van der herkomender gewanheit getreden synf vnd der vürgenanter kirchen na irem willen haint bestanden zu undertzeen. dat sy ir schuldigh waren. na irs amptis zu gebür zu bewysen also das wie doch sy das gefelle vnd rente der profeuten neyt da myn gehafen vnd intphangen hant. so enbewysent sy noch enbfent da den dyenst preisterlichen amptz anderß neyt dan dürch ire vicarien stathelder. vnd verdingde verpaigte priester | vnd want dan vre stat. na dem wir vernom̃e hain. zü alsulcher vylgeit vnd mengen des volcks vffgewaissen is. das der vnordentlich misstant düeß nüwen vürnemens ane swere verergeronge neyt enmach geleeden werden | so hain wir durch paislich schrifft vestlich befolen vnd geboden dem erwerdigen vnsen broder vrem ertzbusschoff. das he den stait vrer kirchen vnd ordinancie. dar jnne in gotlichen ampteren gedyeent werde weder breinge vnd stelle zu dem vurgeweenlichem herkom̃e aifegestalt aweroiffenge | vnd dat also. das anter vre pastoere in iren eygenen persoenen vrer kirchen gerechlichen dyeenen. anter he alsulche pastoere ase dan syen ampt zugehuerigh is ansetze. dye ouermitz sich selffs dae gotliche ampter halden vnd celebreren vnd in dem dyeaste der kirchen vch zu gen̄en vnd zü hantreichen dye heilge sacrament mit bliuender stedicheit vollenherten | noch he nun vort an. eynige dye eem presenteert vnd erfurbraicht werdent zu enlaisse. dye das neyt ensullen hernaemails halden. keyne breue her in halden versweegen wurt | gegeuen zu veronen.

Nach F. E. v. Mering, Gesch. der Burgen u. s. w. II. S. 58, befand sich das Original dieses Breve nebst einem ähnlichen des Papstes Lucius III. v. Jahre 1181 noch 1883 im Andernacher Stadtarchiv.

Dr. Terwelp.

4. **Römische Funde in Andernach.** Herr J. **Schmitz** liess im Langentrog an der Nette graben, wo römisches Mauerwerk zum Vorschein gekommen, es wurden verschiedene Arten Marmor, auch Wandverputz in Farben gefunden, Ziegelplatten, Gefässscherben, Münzen, ein römisches Glas nebst Schlüssel, sowie ein eisernes Hiebmesser. Die Gefässscherben gehören der mittleren römischen Kaiserzeit, die schlanken schwarzen Becher mit weissen Inschriften vorzugsweise der Zeit der Constantine an. Die jüngste der Münzen ist die eines Magnentius (350—355). Als unter Constantius Gallien verheert wurde, sandte er seinen Vetter Julian dahin, dieser fand die römischen Städte am Rhein im Besitze der Alemannen. Als er 356 nach Köln zog, fand er ausser Remagen und einem Thurme bei Köln Alles zerstört. Die Baureste im Langentrog deuten auf einen Weg, der vor dem Burgthor den mittleren Arm der Römerstrasse verliess, über die Nette setzte und in den westlichen Arm derselben einlief. Herr Schmitz fand schon früher in der Nähe der von Andernach nach Eich führenden Strasse, südlich vom Aldenhofer Hof, ein römisches Baufundament, dessen Brandschichten feine Terra sigillata-Scherben bargen.

Herr **Fusbahn** bewahrt eine Anzahl Fundstücke, die er bei den Grundarbeiten für die Wasserleitung in Andernach zu Tage förderte, es sind Scherben mit reichem Reliefschmuck und runenartigem Strichornament, eine Schale zeigt einen durchbohrten Löwenkopf. Das Bruchstück eines Bechers trägt den eingeritzten Namen SECV(NDI?). Zwei Stempel lauten CENSOR und $\frac{\text{TOPNOS}}{\text{VOCARI}}$. Die Münzen sind von Augustus, Commodus, Faustina, Germanicus und Constantinus. Ein zierliches Hämmerchen aus Bronze sowie Trümmer römischer Skulpturen wurden ebenfalls gefunden. Die Scherben aus der Mitte des ersten Jahrhunderts sind schwarz verbrannt. Koenen erinnert daran, dass im Jahre 70 n. Ch. Civilis die Standlager der römischen Cohorten am Rhein verbrannt habe. Vor dem Burgthor nördlich vom Hause Herfeld fand man auch Fundamente eines römischen Gebäudes. Da gleich daneben Herr **Gräff** römische Gräber aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts fand, so muss, da Leichenbrand in der Nähe von Wohnungen nicht gestattet war, das Bauwerk später errichtet worden sein. Es scheint vor der Zeit der Constantine zerstört worden zu sein, weil sich zwischen den Mauern Gräber dieser Zeit fanden.

Herr J. M. **Schumacher** fand auf dem Steinweg zu Andernach römische Töpferöfen, wie sie auch bei den Grundarbeiten für die Knabenschule an der Stiftskirche zum Vorschein kamen. In einem Grabe auf dem Martinsberge aus der Mitte des ersten Jahrhunderts lag das Bruchstück eines grün glasirten römischen Gefässes. Vielleicht sind auch die schlanken blauen Töpfe mit glattem Rande, der mit Zickzack und Vierecken geziert ist, Andernacher Fabrikat. Da innerhalb der Mauern der Stadt keine

Töpferöfen angelegt werden durften, so kann das römische Antunnacum nicht über den Steinweg und das Kölnthor hinaus gereicht haben.

Das Gräberfeld bei dem Hause Herfeld zeigte Leichenbrand und Bestattung in ein und derselben Zeit. Die Aschenurnen standen verhältnissmässig höher, zumeist nur 1 m tief. Für das Bonner Provinzial-Museum wurden hier 19 Gräber geöffnet. Herr Gräff stiess auf weitere 6 Gräber. Dieselben schwarzen Becher mit weisser Schrift, dieselben Töpfe und Amphorae fanden sich in den Brandgräbern wie bei den Skeletten. Die meisten Münzen sind von Constantin d. Grossen (306—333). Hier haben wir wohl die ältesten christlichen Gräber am Rheine vor uns. Sidonius Apollinaris (428—484) sagt Ep. 3. 12, sein Grossvater sei auf einem Platze bestattet worden, auf dem Aschenurnen und Leichname zusammen beigesetzt wurden.

Const. Koenen, Cobl. Ztg. Nr. 41, 52, 54 u. 59, 1883.

5. Ein Steinsargfund in Bedburg. In der Nähe des Bahnhofs wurde auf dem Terrain der Zuckerfabrik ein Sarg aus grauem Sandstein, wie er in der Nähe bei Walchenberg vorkommt, ausgegraben. Er war 2,5 m lang und 1,40 m hoch, am Kopfende 1,9, am Fussende 1,5 m breit. Die vier Ecken des Deckels sind mit 4 grossen Würfeln, die Mitte der Vorderseite mit einer flachen Erhöhung geziert. Er enthielt ein ziemlich gut erhaltenes Skelet, dessen Füsse gegen Osten gerichtet waren. Neben dem Kopfe der Leiche befand sich ein birnförmiger Krug, der eine schmierige grau-schwarze Substanz enthielt. Ein ähnlicher Sarg steht neben der Eisenbahnstation Kirberg bei Brühl, ein zweiter nahe der Eisenbahn bei Gondorf an der Mosel. Herr Coenen hat zu diesem Funde noch folgende Mittheilungen in einem Schreiben vom 8. Mai d. J. gemacht: Das am Kopfende des Todten gefundene Gefäss ist ein henkelloser blaugrauer Topf mit weiter Oeffnung und 15 cm hoch. Besser hergestellte Gefässe dieser Art finden sich in den Gräbern der mittleren römischen Kaiserzeit. Die rohere Technik deutet auf die spätrömische Zeit. In den ältesten fränkischen Gräbern kommen diese Gefässe nicht vor, wiewohl anzunehmen ist, dass die spätrömische Kunstweise die Zeit der fränkischen Besitznahme Galliens überdauert haben wird. Ein zweites Thongefäss derselben Form und Technik von mehr gelblicher Farbe, 16 cm hoch, fand sich an der linken Seite des Todten, aber ausserhalb des Sarges. Neben der Fundstelle des Sarges wurden vor Jahren schon Fundamente eines grossen Römerbaues blossgelegt und jetzt ein zum Deckel gearbeiteter Boden einer glatten Terra sigillata-Schale gefunden, der vielleicht mit dem Grabe in Beziehung steht. Dieselbe gehört jedenfalls in die Zeit vor den seit Gallien erfolgten Verheerungszügen in dieser Gegend. Ein in der Schale angebrachter Töpferstempel lautet: APRIANVSF. Die Fundstelle des Sarges liegt seitwärts

einer sumpfigen Erftniederung und östlich von einer Abzweigung der Trier-Bonner Römerstrasse. Diese Zweigstrasse ging von Trier nach Birten in das römische Lager. Schmidt hat ihren Lauf von Trier nach Caster verfolgt, Schneider erforschte ihre Fortsetzung von Caster bis Birten. Der Sage nach soll an der Stelle des Römerbaues ein Schloss gestanden haben. Das heutige Schloss, die rheinische Ritter-Akademie, liegt in der sumpfigen Niederung. Viele niederrheinischen Adelssitze scheinen aus spätrömischen Bauten hervorgegangen zu sein. Sch.

6. Bergbau-Alterthümer. Der Berggeist, Zeitung für Berg-, Hüttenwesen und Industrie, vom 4. April 1884, erinnert bei Erwähnung alter Schlackenhalden an der Dill, die in den dortigen Waldungen sich nebst alten Geräthen, wie Beile, Zangen, Hippen, Hacken in Menge finden und jetzt nochmals verschmolzen werden, weil sie noch 30 bis 40% Eisen enthalten sollen, an die in den letzten Jahren nicht selten aufgefundenen Alterthümer in Bergwerken. Die Steinköpfe von Roggendorf gehören indessen nicht der vorrömischen Zeit an, sondern tragen Merkmale der römischen Cultur an sich. Dieselben befinden sich in der Sammlung des naturhistorischen Vereins in Bonn (vgl. Verhandl. 1862, Sitzb. S. 201). Die alterthümlichen Funde in den Bergwerken sollten in einem Museum zusammengestellt werden, wie der Staatssekretär Stephan ein solches sogar für das Postwesen eingerichtet hat, und als ein Centralpunkt für die Aufbewahrung der hier in Betracht kommenden Gegenstände sollte vorzugsweise das Rheinland ins Auge gefasst werden. Im Gebiete der Sigambrer, an der obern Ruhr und Lenne, an der obern Sieg und im benachbarten Lahnthale sind die Spuren uralten Bergbaubetriebes entdeckt worden. Alte Haldenreste des Altglücker Bergbaues haben das Ansehen eines grossartigen auf dem Gange geführten Tagebaues (vgl. Z. f. d. Berg-, Hütten- und Salinenwesen XIII S. 235). In kaum 150 Schritten Entfernung findet sich ein Ringwall von 50 Schritten Durchmesser und 12 Fuss Höhe, der aber mit dieser Erzgewinnung in keine andere Beziehung gebracht werden kann, als dass er eine Ansiedlung in der Nähe vermuthen lässt. Hier sollen in den alten Bauen Bekleidungsstücke aus Thierhäuten, sowie Sandalen und Mützen gefunden worden sein. In einer alten Halde bei Stolberg wurde ein römischer Schuh gefunden, der sich in der Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden dahier befindet. Im Kreise Friedberg findet sich eine Reihe von alten Pingen, die in der Nähe des Pfahlgrabens liegen; hier sind römische Thongefässe gefunden. Tacitus berichtet Annalen XI 20, dass Curtius Rufus im Gebiete der Mattiaken, im heutigen Nassau also, noch Silber habe graben lassen. Es ist wahrscheinlich, dass die Ubier schon vor ihrer Verpflanzung auf das linke Rheinufer Erze gewannen. Bei Dürckheim wurde 1883 eine Eisenluppe gefunden, nicht fern von den rohen schwarzen

Scherben, welche zu Tausenden die Limburg bedecken. Mehlis schliesst, dass hier vom Ende der la Tène-Periode bis zu den Römern Bronze und Eisen verarbeitet wurden. Die Schlackenhaufen bei Ramsen scheinen keltisch, die bei Eisenberg römisch zu sein (vgl. d. Jahrb. S. 186). Dass die Kelten vor den Römern das Eisen bearbeiteten, geht schon daraus hervor, dass die Gallier vor den Römern eiserne Schwerter, Ankerketten und Panzer hatten (vgl. Jahrb. LVII S. 155, Archiv f. Anthrop. VIII S. 252, Caesar de bello Gall. III, 13 und Tacitus Annal. III 46. Ueber den Gebrauch des Eisens bei den Alten haben Wankel, Prähistor. Eisenschmelz- und Schmiedestätten in Mähren, Wien 1879, und Gurlt, Eisen- und Stahlgewinnung bei den Römern, Bonn 1881, viele Thatsachen zusammengestellt. In der Nummer des Berggeist vom 11. April wird diese Angelegenheit von G. weiter besprochen und die Aufstellung von Bergbaualterthümern, die man bisher vernachlässigt habe, empfohlen, schon, um die Zerstreuung dieser Funde zu verhindern. Er empfiehlt als vorläufige Sammelstellen die jetzigen Bergschulen und Bergakademien. Das Museum der Escuela de Minas in Madrid besitzt eine Sammlung solcher Alterthümer, die bis in römische, karthagische und phönizische Zeit zurückreichen, auch die Ecole des Mines in Paris enthält einiges darauf Bezügliche aus gallischer und römischer Zeit, das germanische Museum in Nürnberg besitzt nur einen römischen Eisenbarren von 10 Pfd. Gewicht. Wenn der Verfasser sagt, dass die Metallindustrie die wichtigste von allen sei und auf sie jede andere sich gründe, so ist dies grade ein Grund, diese Funde aus unsern archäologischen Sammlungen nicht abzugeben, denn es ist die Aufgabe der Alterthumswissenschaft, nicht nur die Denkmäler alter Cultur zu sammeln, sondern mit denselben eine möglichst umfassende Darstellung der Entwicklung menschlicher Arbeit und Kunst uns vor Augen zu stellen. Die Theilung und Zersplitterung unserer Sammlungen soll man nicht fördern, sondern verhüten. Man kann darum doch für Unterrichtszwecke einzelner Fächer die dazu gehörigen Alterthümer in Nachbildungen und Abgüssen zusammenstellen, wie es Stephan für das Postwesen gethan hat. Auch kann die wissenschaftliche Bearbeitung einzelne Zweige der Culturentwicklung hervorsuchen und die Funde, die sich darauf beziehen, zusammenstellen. Dies wird auch für die Geschichte des Bergbaus von grossem Interesse sein. An Funden und an Mittheilungen hierüber fehlt es nicht, sie sind reichlicher vorhanden, als man glaubt. Griechen und Römer waren in der Bearbeitung der Metalle weit vorgeschritten. Homer kennt schon die Stahlbereitung, Ilias XVIII 72, Ausonius schildert den mit Ventilen versehenen Blasebalg in der Mosella v. 267. Die länglich viereckigen, an beiden Enden in eine Spitze auslaufenden Eisenbarren oder Luppen, deren nach Mehlis am Mittelrhein 38 Stück, 5—6 kgr schwer gefunden worden sind, kommen, wie auch in Kiel und Christiania, in fast allen rheinischen Samm-

lungen, so in Wiesbaden, Mainz, Bonn vor. Sie wurden in den Ansiedlungen von Oberwerth bei Coblenz gefunden (vgl. Verh. d. naturhist. Ver. Bonn 1877), woselbst auch Mahlsteine aus Niedermendiger Lava sich fanden, die in römischer Zeit schon weiter als in der Rheingegend verbreitet waren. Bei Cottenheim befindet sich ein alter Steinbruch, worin diese Mahlsteine mit spindelförmiger Mahlfläche gefertigt wurden. Man hält jene Eisenbarren für die talea ferrea der Britten, welche Caesar de bello Gall. V. 12. 4 erwähnt. In den Bleiwerken von Commern wurden römische Alterthümer gefunden (vgl. Jahrb. XLIV S. 103, IV S. 203, V S. 321); in der Kupfergrube Virneberg auf der Höhe bei Rheinbreitbach fand man Münzen der Kaiser Augustus und Antoninus Pius, Jahrb. XXVII. S. 141. In den Tuffgruben von Kretz wurde neben römischen Alterthümern ein eiserner Hammer gefunden, mit dem man die Särge aus der Tuffwand ablöste, er wird im Rathhause zu Andernach aufbewahrt (vgl. Jahrb. XLVII S. 199 und Verh. d. naturhist. Ver. 1869 S. 118). Verschiedene in der Blei- und Zinkerzgrube Bliesenbach bei Overath gefundene römische Gegenstände bewahrt Herr Wuerst in Bonn. In einem Stollen des Bleibergwerks zu Keldenich wurden ein hölzerner Erztrog und römische Münzen gefunden (Jahrb. XLIV S. 139). Im geologischen Museum von Lissabon wird eine höchst merkwürdige Bronzetafel aufbewahrt, auf der eine römische Inschrift die Verhältnisse der Arbeiter in den damals stark ausgebeuteten Bergwerken Hispaniens ordnet. Es scheint aber sicher, dass manche Stätten der Erzgewinnung in Europa und im Rheinland älter sind als die Römerzeit. Die in den Salzwerken von Hallein und Reichenhall mit ihren Holzstielen gefundenen Bronzebeile dürfen gewiss auf vorgeschichtliche Zeiten bezogen werden (vgl. Archiv f. Anthr. XI S. 149). Much hat an der March Eisenschmelzen entdeckt im Lande der alten Quaden, die nach Ptolomaeus das Eisen in den Bergen der Luna Silva schmolzen. Wankel beschreibt solche in Mähren, er fand bei Rudic ganze Gruppen von Tiegeln und in der Byciscala-Höhle eine Schmiedewerkstätte von Geräthen des Hallstatter Typus. Die Metallindustrie von Hallstatt hat sich am Hüttenberger Erzberg im alten Noricum entwickelt. Wurmbrand fand in Steiermark Gussstätten aus römischer und vorrömischer Zeit, Gooss solche in Siebenbürgen. Sie sind in Spanien, Frankreich, Belgien, England, der Schweiz, Böhmen nachgewiesen. Schon 1867 hat von Cohausen alte Eisenschlacken im Coblenzer Walde entdeckt (vgl. Jahrb. XLII S. 205). Später hat er mit Beck die bei der Saalburg beschrieben (vgl. Nassauische Annal. XIV 317, XV 124). Nahe dem Kupferbergwerk in Limberg gab es bei Wallerfangen im Saargebiet eine Bronzewerkstätte (vgl. Winckelmannsprogr. Bonn, 1870 S. 33). Bei Quiquerez im Berner Jura gibt es alte Halden. Fairbain macht auf solche in England, Berchem auf die an der Maas aufmerksam. Die Steingewinnung in dem von Gallerieen ganz durchlöcherten Petersberg bei

Maestricht ist uralt, man sieht an den Sandsteinwänden durch eine Linie den Abbruch mit bessern Werkzeugen bezeichnet, und schreibt die letztern den Römern zu. Gross hat die Beweise geliefert für eine entwickelte Bronzekultur in der Schweizer Pfahlbautenzeit (vgl. Jahrb. 76 S. 201). Jenny fand die Spur derselben im Gebiet des Oberrheins und Bodensee's (vgl. dieses Jahrb. S. 190).

Von grosser Wichtigkeit sind die Mittheilungen von A. Schmidt über den alten Zinnbergbau im Fichtelgebirge (Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken, XV, 3. 1884. Hier scheint eine Zinngewinnung schon in vorgeschichtlicher Zeit ohne Schacht und Stollen stattgefunden zu haben. Das Zinn findet sich in einem gneissartigen schiefrigen Gestein. Bei der Wichtigkeit dieses Metalls für die Bereitung der Bronze wird ein so offenkundiges Vorkommen nicht unbekannt geblieben sein. Doch fehlen die prähistorischen Funde, man müsste die alten Halden danach durchforschen. Alte Schmelzstätten für Zinn und Eisen sind vorhanden, aber nicht näher untersucht. Alte Aecker sind mit Wald überzogen. Unweit der Leupolddörfer Zinngruben fand sich ein heidnischer Friedhof. Alte Strassennamen beziehen sich auf die Zinngewinnung. Schon um 800 war die Gegend von Wenden bewohnt, der slavische Typus zeigt sich noch heute, die Leute sind klein und dunkel von Haut und Haar, von den Sachsen ganz verschieden. Im 15. Jahrhundert bestand in Wunsiedel ein schwunghafter Betrieb von verzinntem Eisenblech. Diese Industrie wurde im 30jährigen Kriege zu Grunde gerichtet. Der Verfasser theilt eine Wunsiedler Zinnordnung von 1611 mit. Nach Bruschius, der das Fichtelgebirge 1592 beschrieb, gab es im Schlackenwalde schon 1222 Bergbau. Da es nach Gurlt in ganz Deutschland und Skandinavien, die Donau abwärts bis Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien mit Ausnahme eines untergeordneten Vorkommens in Schlesien, im Erz- und Fichtelgebirge und im Voigtlande kein Zinnerz gibt, so darf man vermuthen, dass ein solches Vorkommen in der lange währenden Bronzezeit nicht unbenutzt geblieben ist. Zur Geschichte des Eisens im Alterthum vergleiche man Undset, über die Anfänge der Eisenzeit in Nord-Europa. Hamburg 1882. Eine lehrreiche Ergänzung unseres Wissens über den vorgeschichtlichen Bergbau bietet die Schrift von Rich. Andree, die Metalle bei den Naturvölkern, Leipzig 1884.

Schaaffhausen.

7. Bertrich. Gräberfund. Einer freundlichen Mittheilung des Herrn O. Klerings zu Bertrich zufolge an den Sekretär unseres Vereins, Herrn van Vleuten, stiess man beim Raiolen eines Feldes am westlichen Abhange von Bertrich an jener Stelle, wo seit vielen Jahren Aschengräber mit Urnen zum Vorschein kamen, abermals auf zwei solcher Gräber, welche theilweise von Schiefer- und Ziegelplatten gebildet waren. In den von den

Arbeitern leider als werthlos zerschlagenen Urnen lagen ausser Asche und Knochenresten mehrere Münzen, darunter zwei näher bestimmbare, nämlich ein Grosserz der älteren Faustina (DIVA FAVSTINA — ℞. Juno mit Patera und Scepter), sowie ein Mittelerz des Domitian v. J. 82 (Umschrift schlecht lesbar IMP · CAES DIV[I VESP. DOMITIAN · AV]G · P · M — ℞. TR · P · COS · VIII · DES · VIIII · P · P. Minerva mit Speer und Schild rechtshin. S. C.). Es fanden sich darin ferner eine ziemlich gut erhaltene Brosche aus Rothkupfer mit emaillirten Feldern. Dieselbe besteht aus einem grösseren und einem quer darauf gesetzten Vierecke. Von den dadurch gebildeten dreieckigen äusseren Feldern ist das obere, auf dessen Rückseite die Feder der Nadeln befestigt ist, mit blauem Email, die übrigen drei mit weissem Email ausgefüllt. Merkwürdig ist, dass die Farbenstellung nicht symmetrisch angeordnet ist. In dem zweiten kleineren Vierecke ist ein Stern angebracht, in dessen Mitte sich eine Erhöhung mit blauer Emaillirung befindet. Bei demselben Funde kam endlich noch eine einfache Thonlampe zum Vorschein. J. K.

8. Römische Funde in Bonn und römisches Maass. Im Jahre 1882 wurden im Garten des Geh. Med.-Raths Nasse neben der neuen Irrenanstalt Römergräber blossgelegt. Die mir übergebenen Grabfunde habe ich dem Provinzial-Museum überreicht. Zwei wohlerhaltene Schädel von kräftigem Bau und brachycephal dürfen für römische gehalten werden. Unter dem Gaumen des einen lag eine kleine Münze des Tetricus als Obolus. Es wurden gefunden: 1) eine grosse Schale in terra sigillata, die in der Oeffnung gerade 1 F. Rh. misst, sie ist 3" hoch, der ringförmige Fuss hat 3" 11"' Durchmesser; 2) eine braungelbe Schale mit 7"' dickem Rande, ihre Oeffnung ist 8" gross, sie ist 4" 5"' hoch; 3) eine grosse graue Henkelkanne 7" 4"' hoch, 6" dick, der Fuss misst $2^1/_2$"; 4) fünf weisse Krügelchen mit Henkel von der gewöhnlichen Form, drei sind genau $4^1/_2$" hoch, eine 4" 8"', eine 4" 5"' hoch, alle sind 3" dick, der Fuss ist 1" bis 1" 2"' breit; 5) zwei graue Unterschalen, wie die eines heutigen Blumentopfs, eine ist in der Oeffnung $5^1/_2$" gross, sie ist $1^1/_2$" hoch, die andere ist 6" 3"' gross und 1" 9"' hoch; 6) ein schwarzes dünnes becherförmiges Gefäss ohne Henkel von 6" Höhe, 3" 4"' dick, die runde Oeffnung misst 2" 2"', der Fuss $1^1/_2$"; 7) ein Trinkglas, 2" 4"' hoch, die Oeffnung misst $3^1/_2$". Das hellgrüne Glas ist wenig oxydirt, der Glasfluss hat kleine Bläschen und ist streifig. Das Glas ist unten abgerundet, aber mit einer kleinen Delle versehen, so dass es steht; 8) ein gläsernes Salbfläschchen, 2" 8"' hoch, 1" 8"' dick, die Muschelschale eines Pecten, verschiedene Eisennägel, auch eiserne und bronzene Beschlagstücke. Der Fund beweist, dass Thongefässe der verschiedensten Form, Farbe und Technik zugleich in der spätern Kaiserzeit in Gebrauch waren. Die genaue

Uebereinstimmung vieler Maasse der Gefässe mit unserm rheinischen Fussmaass ist auffallend, aber gewiss nicht zufällig. Wiebeking, der Verfasser des geschätzten Werkes: Architecture civile theoretique et pratique VII Vol. Paris 1822—1830 sagt in einem Briefe an Wallraf vom 13. Januar 1823, vgl. Kölner Domblatt vom 30. Juni 1878: „Merkwürdig ist es auch, dass der Kölner Fuss fast genau den römischen Fuss ausmacht, den man erhält, wenn man aus 17 vorhandenen Abnahmen dieses römischen Fusses auf alten Monumenten das Mittel berechnet. Köln hat also als eine wahre römische Colonie stets das wahre römische Urmaass behalten." Der kölnische Fuss ist 2" und $1^1/_2$''' kleiner als der rheinische. Sollte Wiebeking vielleicht den letzteren gemeint haben? Doch stimmen mit dieser Annahme die bisherigen Berechnungen nicht. Lucas de S. Cagnazzi, Ueber den Werth der Maasse und Gewichte der alten Römer, Kopenh. 1828 bestimmte nach Monumenten den Röm. Fuss als = 131,32 P. L., nach 12 erhaltenen Fussmaassen = 130,75, nach geographischen Angaben = 131,34, aus astronomischen Zahlen der Alten = 117,6. Böckh, Metrolog. Untersuch. Berlin 1838 berechnet aus der capitolinischen Amphora den Röm. Fuss zu 131,15 P. L., aus dem Farnesischen Congius zu 132,8, aus andern Gefässen zu 133 und 135,5. Der Rheinische und frühere Preussische Fuss ist 139,13 P. L. gross, der Cölnische 122. Boisserée sagt, dass der Römische Fuss bei den Baumeistern des Mittelalters sehr gebräuchlich gewesen sei, es gebe einen alten Plan des Cölner Domes, der nach einem Fuss = 130 P. L. ausgeführt sei. Hultsch, Griech. u. röm. Metrologie, Berlin 1882, bemerkt, dass Carl der Grosse die arabische Elle = 0,64 m in die christliche Welt eingeführt habe, deren Hälfte 0,32 der Fuss war, der sich im pied du roi erhalten hat = 0,3248 m. In Frankreich erhielt sich der Röm. Fuss bis zur Revolution, denn die Pariser Elle war = 4 Röm. Fuss, dieser = 0,29326 m. Nach Rapers erfuhr der Römische Fuss, der ursprünglich nach dem im Tempel der Juno auf dem Capitol bewahrten Normalmaass eine konstante Grösse war, vom 2. Jahrhundert n. Chr. an eine geringe Verkleinerung um $^5/_{1000}$ des engl. Fusses. Er ist dann nur 130,42 P. L. = 0,2942 m. Der bei den Tungrern übliche Drusianische Fuss war $^1/_8$ grösser als der Römische, nämlich = 0,333 m. Es scheint, dass der Fuss bei den Kulturvölkern immer kleiner geworden ist. Der babylonische ist nach Brandis = 156,43 P. L. Doch messen die grössten Backsteine von Babylon fast genau 1 engl. Fuss oder 135,16 P. L.

Im Jahre 1883 wurden in der Meckenheimer Strasse im Hofraume des Hauses Nr. 10 römische Gräber in einer Tiefe von etwa $2^1/_2$ m aufgefunden, die nach den von Herrn Baumeister Thoma aufbewahrten Thongefässen derselben Zeit wie die oben erwähnten angehören. Auch sind zwei Schädel von hier den dort gefundenen ganz entsprechend. Auch im Garten von

Martha's Hof wurde ein Steinsarg, daneben römische Thonscherben und ein schönes Glas in $1^1/_2$ m Tiefe angetroffen.

Schaaffhausen.

9. Der Donnerkeil von Martha's Hof in Bonn und die Nephritfrage. Prof. Schaaffhausen legte in der Sitzung vom 5. Mai 1884 ein nephritähnliches Flachbeil von seltener Grösse vor, welches beim Abbruch eines alten Klostergebäudes in dem der Stiftung Martha's Hof gehörigen, zwischen der Kölnstrasse und Kesselgasse gelegenen Garten Anfang April d. J. gefunden worden ist. Hier war ein Kloster der Cisterzienserinnen, dessen Kirche da stand, wo jetzt das Haus des Herrn Sonntag erbaut ist. In der Nähe wurden auch christliche Gräber entdeckt. Das Beil lag auf dem Kehlbalken des oberen Speichers unter einem Sparren. Die Auffindung an dieser Stelle erklärt sich aus dem noch im Mittelalter verbreiteten Glauben an die schützende Kraft dieser als Blitz- oder Donnersteine bezeichneten vorgeschichtlichen Geräthe, deren wirklicher Ursprung unbekannt war. Schon Plinius sagt XXXVII, 55 vom Brontea, dass er, wie man meine, beim Donner herabfalle und, wenn wir es glauben wollten, die vom Blitze getroffenen Gegenstände lösche. Noch im 17. Jahrhundert bildet L. Moscardo in seinen Note del museo di Lod. Moscardo, Padua 1656 Steinbeile als sagittae fulminis ab, und schreibt: „wer sie trägt, kann nicht im Wasser untergehen und nicht vom Blitze getroffen werden." Die Farbe des Beils ist schmutzig hellgrün mit dunkelgrünen Flecken, es ist 266 mm lang, 103 mm breit und in der Mitte 33 mm dick und wiegt 1271 gr. Es gleicht einigermassen im äussern Aussehen dem grossen Flachbeil von Grimmlinghausen, welches Herr Guntrum in Düsseldorf besitzt. Dieses hat ein spec. Gewicht von 3,347, das des Bonner Beils ist nach einer vorläufigen Bestimmung 3,055 gr. Von beiden fehlt die mikroskopische Untersuchung. Jenes wurde bisher für Jadeit gehalten. Ueber dieses sagt Herr Professor von Lasaulx: „Die Härte ist 6—7, liegt zwischen Feldspath und Quarz in der Mitte. Der ächte Nephrit von Neuseeland wird durch das Beil geritzt, dagegen wird es selbst von ächtem chinesischem Nephrit geritzt. Ebenso ist der Nephrit von dem bekannten grossen Stücke des Poppelsdorfer Museums härter, dessen spec. Gewicht = 2,949 an einem zur Analyse verwendeten Stücke bestimmt worden ist. Der Siliciophit, ein mit Opal durchdrungener Serpentin hat die gleiche Härte wie das vorliegende Beil. Gleiche Härte hat auch Fischer bei einigen Falsonephriten gefunden, die er für Serpentin erklärt." Die Oberfläche des Beils zeigt kleine durch Verwitterung entstandene Löcher. Virchow hat darauf aufmerksam gemacht, dass diese Flachbeile ein ganz anderes Verbreitungsgebiet haben, als die kleinen Nephritbeile (vgl. Zeitschr. f. Ethnol. Sitzb. vom 16. Juli 1881, 11. März. 22. April und 21. Sept. 1882). Sie fehlen

beide jenseits der Elbe, was gegen ihre Einführung aus dem Osten, aber für dieselbe aus dem Süden oder Westen spricht. Drei grosse Jadeitflachbeile, ein Nephrit- und zwei Chloromelanitbeile befinden sich in Dürkheim, sieben Jadeitbeile in Dornach, zwei Flachbeile in Colmar. Von den zahlreichen Nephriten des Ueberlinger See's, worunter auch unfertige Beile, Splitter und Spähne und ein grösserer Block finden sich 800 Stück, im Rossgarten-Museum zu Constanz, darunter ist aber kein einziges hinten zugespitztes Flachbeil. Merkwürdig sind grosse Flachbeile aus Feuerstein von der Form eines Kürbisskernes, die in Nordamerika vorkommen. Das Frankfurter städtische Museum besitzt deren drei, die auf einer Farm in Illinois gefunden sind. Fischer hatte alle vorgeschichtlichen Nephrite als aus Turkestan oder Nordasien herkommend angesehen, da ein anderes Vorkommen des Minerals als noch das auf Neuseeland nicht bekannt war (vgl. Jahrb. L. S. 290). Durch die mikroskopische Untersuchung hat sich aber herausgestellt, dass die nephritartigen Gesteine in ihrer feineren Struktur eine grosse Verschiedenheit zeigen und Arzruni sagt geradezu, dass die Nephrite verschiedener Herkunft typisch verschieden seien. Die Pfahlbaunephrite haben einen grösseren Wassergehalt und geringere Härte, für Jadeit ist der feinzackige Bruch typisch. Der Nephrit zeigt im Spectroscop die für ihn charakteristische Natriumlinie. A. B. Meyer hat wiederholt auf die Wahrscheinlichkeit anderer Fundorte des Nephrits hingewiesen und bezeichnet in seinen letzten Mittheilungen als solche folgende. Es wird Rohjadeit mit dem spec. Gewicht des Nephrit in Barma in Hinterindien gefunden, der in grosser Menge nach China geht, auch kommt Nephritgeröll in grossen Massen in Alaska im nordwestlichen Amerika vor. Ein Stück Nephrit wurde im Geröll der Sann bei Cilli in Steiermark 1880 gefunden, dem Mauracher Pfahlbaunephrit ähnlich, mit einem spec. Gewicht von 3,02. Im Jahre 1883 entdeckte von Hochstetter in der Grazer Ausstellung ein Nephritgeschiebe mit einem spec. Gewicht von 3,023. Es war 1875 in einem Schotterhaufen zu Graz gefunden worden, der aus dem Murthale herrührte (vgl. Sitzungsberichte d. niederrh. Gesellschaft vom 5. Mai 1884). Auch Mortillet, Archéol. préh. 1883 p. 539 bemerkt, der Umstand, dass die Varietäten des Jadeit lokalisirt seien, spreche dafür, dass sie aus Frankreich stammen, wenn man auch noch nicht das natürliche Vorkommen kenne. In den Dolmen von Morbihan kommen Jadeitbeile von 377 bis 32 mm Grösse vor. Unter 246 Steinbeilen der Dép. Seine et Marne sind 9 von Jade oder Jadeit. Das grösste Stück grüner Jade befindet sich im Mausoleum des Tamerlan zu Samarkand, es ist 2,25 m lang, 0,45 m hoch und wiegt 1805,6 Pfd. Sch.

10. Bonn. Mittelalterliche Inschrift. Bei den Restaurationsarbeiten an der hiesigen Münsterkirche fanden sich unter altem Baumaterial, das

aus der Krypta herrühren soll, zwei mit Schriftzügen versehene Fragmente, die gegenwärtig im Kreuzgange der Kirche liegen. Beide sind Stücke ein und derselben Tafel, wie es das gleiche Material, feinkörniger rother Sandstein, die gleiche Dicke und Höhe der Platte, die gleiche Ornamentirung des obern und untern Randes, die völlige Uebereinstimmung der Zeilenabtheilung und der Schriftzüge zur Evidenz beweisen. Die Tafel ist etwa 68 cm hoch, die eigentliche Schriftfläche hat eine Höhe von 47 cm. Beide Stücke sind an ihrer linken Seite geradlinig abgearbeitet. Das Erhaltene hat eine Breite von 84 cm. Die Ornamentirung des Randes besteht aus vier ungleich weit von einander abstehenden Parallellinien, die im Ganzen sorgfältig gezogen sind. Die Inschrift hat 6 Zeilen, deren jede zwischen je einem Paare paralleler 5,5 bis 7 cm von einander abstehender Linien stehet; nur ausnahmsweise reichen die Endpunkte der Buchstaben an diese Linien heran, die in ihrer Führung lange nicht dieselbe Sorgfalt zeigen wie die Linien des Randes. Hier folgt der Text beider Fragmente, wobei ich ausdrücklich bemerke, dass die Anordnung nur auf Conjektur beruhet und Vertauschung von I und II nicht absolut ausgeschlossen ist.

I.

I M E T Q //// E T
E G O Q V I
¬ A P R E C I B
T V I T N E ////
V M A R T I S O
M O D E B

II.

O N A R V E
M E A F A T A
R O D V C E R E
P O P V L W S
O R S N E C T ////
D O N A

Dem Gesammtcharakter nach kann die Inschrift nicht wohl später als etwa 1100 verfertigt worden sein.

Die Schrift, in festen klaren Zügen, hat den Charakter guter römischer Kapitalschrift. Zur genauern Erläuterung diene Folgendes: A ist durchweg oben gradlinig abgeschlossen; die Endpunkte der Schenkel des Buchstabens sind gleichzeitig die Endpunkte dieses horizontalen Striches. Einmal nur, in II 6 in dona, findet sich eine Abweichung: eine geschwun-

gene Linie bildet den linken Schenkel des Buchstabens, an deren oberes Ende der rechte, gradlinige direct sich ansetzt; hier ist auch der mittlere Verbindungsstrich nicht horizontal, sondern von links nach rechts aufsteigend. Im B ist der untere Theil weit rechts ausgebogen und setzt nicht an der hasta, sondern etwa am Anfange des letzten Drittels des obern Bogens an. C, G, O und Q wahren die Kreisform, die horizontalen Linien in E und F sind gleich lang, L ist rechtwinklig, im M sind beide Schenkel gegeneinander geneigt, und der Scheitel des innern Winkels liegt stets höher als die Fusspunkte der Schenkel. Im R tritt der den untern Theil des Buchstabens bildende Schweif, etwa am Anfange des letzten Drittels des obern Bogens ansetzend, weit nach rechts hinaus. Die Enden der Linien zeigen leichte schwalbenschwanzartige Ausschweifungen, am auffallendsten im G. — Sehr auffallend ist II4 das W, doch ist es möglich, dass das V dem Steinmetz zu weit nach links gerathen ist und er es mehr nach rechts wiederholt hat. — Ein Fall einer Wortkürzung findet sich nur, I3 im Anfang. Deutlich ist der horizontale Strich über dem Worte, das Zeichen der Abkürzung, zu erkennen; der vorhergehende Zug kann nur der Rest eines R sein. Von Ligaturen finden sich folgende Beispiele: In II3 sind die Silben DV und CE ausgedrückt durch Einsetzen des zweiten Buchstabens in die Rundung des ersten; demgemäss lese ich II5, wo im O ein R stehet, ors, nicht ros. In derselben Zeile sind N und E, und in I5 M mit A und I mit S in der bekannten Weise ligirt.

Die Beschaffenheit der Inschrift eröffnet der Conjectur ein weites Feld. Hier mögen nur einige Vorschläge zur Ergänzung gewagt werden. In rue, II1, steckt gewiss eine Form des Zeitwortes ruere; dann möchte sich das vorhergehende Wort leicht zu pRONA ergänzen lassen. Zur Auflösung der Abkürzung in I3 bieten sich die Wörter nostra (nra), vestra (vra) oder gratia (gra). I4 wohl poTVIT. I6 mit II6 möchte ich lesen huMO DEbita DONA. II5 etwa mORS?

Sicherlich haben wir es hier mit einer Grabschrift zu thun. Der Todte klagt den Ueberlebenden über die Unerbittlichkeit des Todes; kein Flehen sei im Stande gewesen, ihm die Lebenszeit zu verlängern (fata producere); im März habe er der Erde den schuldigen Tribut gezahlt. Für seine hervorragende Stellung mag es sprechen, dass auch der populus, wie es scheint, um längeres Leben für den Heimgegangenen flehte.

Bonn. Rosbach.

11. Hügelgräber am Rhein auf den Höhen zwischen Boppard und St. Goar. Im vergangenen Sommer hat Herr Jacob Schmitz aus Andernach in dem Gemeindewald von Lieserfeld 7, in dem von Ober- und Niedergondershausen 14, in dem von Halsenbach 6, im Königlichen Forste bei Ehr 3 Hügelgräber öffnen lassen. Viele werthvolle Fundgegenstände, 22 bronzene

Arm-, Bein- und Halsringe, blaue gerippte Glasperlen, verschiedene ornamentirte Thongefässe hat das Provinzial-Museum in Bonn angekauft. Unter den Bronzeringen befindet sich einer jener starkgewundenen blattförmigen Ringe, die aus einem hin- und hergedrehten gekreuzten Blechstreifen bestehen. Virchow hatte sie für eine östliche Form gehalten, die in Westeuropa fehle. Das Bonner Museum besitzt bereits einen solchen aus einem Sponheimer Hügelgrab, in der prähistorischen Sammlung von Cassel sind 6 vorhanden. Sie stammen von Hadamar und Wahlheiden. Auch in Mainz sind solche, einer aus Mecklenburg-Schwerin, einer aus Neu-Stettin und einer aus Altenberg. Die Kanten eines viereckigen Bronzestabes sind zu blattförmigen Lamellen ausgeschlagen und in verschiedenen Richtungen gewunden. Diese Torques sehen einem aus Blättern gewundenen Kranze ähnlich und sollen wohl einen solchen darstellen. Dass zwischen den Blättern eine Ausfüllung war, ist nicht wahrscheinlich. Sie sind am Rheine nicht selten (vgl. Jahrb. LXXII S. 177). Drei jener Grabhügel enthielten römische Gegenstände. Der Finder besitzt noch 20 Hals- und Armringe. Eine Bronzefibel, zwei Thongefässe und Bruchstücke eiserner Lanzenspitzen kamen in das Museum von Wiesbaden. In dem Bopparder Walde wie bei Beulig sind noch viele Grabhügel vorhanden. Sch.

12. Buschdorf bei Bonn. Grabfund. Beim Ausbeuten einer der dortigen Gemeinde zugehörigen Sandgrube wurde ein steinerner Sarg gefunden. Der Inhalt desselben wurde dem Unterzeichneten durch den königlichen Landrath des Kreises Bonn, Herrn Geh. Rath von Sandt, in freundlichster Weise zur Prüfung mitgetheilt. Der Fund ist um so interessanter, als sonst sich in der Sandgrube keine Spuren davon erhalten haben, dass dieselbe zur Römerzeit benutzt worden ist. In dem Sarge fanden sich zunächst ausser Aschenresten acht Münzen aus ziemlich verschiedener Zeit. Die älteste ist ein Grosserz, dessen Revers gänzlich abgeschliffen ist und auf dessen Avers sich eben noch das Brustbild des Nerva erkennen lässt. Der Zeit nach folgt dann ein Mittelerz des Aurelianus mit der Umschrift: *Imp. Aurelianus Aug.* ℞ *Restit* . . . . . Weibl. Figur, dem Kaiser eine Krone reichend. Zu diesen gesellen sich dann drei Kleinerze des Diocletian:

1. *Imp. Diocletianus Aug.* — Cap. rad. ℞ *Salus Augg.* Salus serpentem pascens.
2. *Diocletianus P. F. Aug.* — Cap. rad. ℞ *Abundant. Augg.* Abundantia.
3. *Diocletianus P. F. Aug.* — Cap. rad. — ℞ *Claritas Augg.*

Endlich drei Kleinerze des Maximianus Herculeus:

4. *Imp. C. M. A. Val. Maximianus Aug.* — Cap. rad. — ℞ *Jovi Cons[er]vat.* Jupiter stans. Im Abschnitt P. XX. I. T.

5. *Imp. Maximianus Aug.* — Cap. rad. — ℞ *Jovi Augg.* Jupiter sedens.

6. *Imp. Maximianus Aug.* — Cap. rad. — ℞ *Salus Augg.* Salus serpentem pascens.

Die Stücke sind alle mit Ausnahme des vierten sehr gut erhalten, woraus sich auf die Zeit der Beisetzung des Sarges ein Schluss ziehen lässt. Unstreitig das meiste Interesse nimmt jedoch für sich in Anspruch ein mit den Münzen zusammen gefundenes gehenkeltes Fläschchen von blauem Glase, das, wenn man von einem kleinen Sprunge unten in der Nähe des Bodens absieht, wohl erhalten ist. Es ist 9 cm hoch, hat eine zierliche lang gestreckte Form mit entsprechendem langem Halse und gleicht sehr dem 10 cm hohen Fläschchen von gleichfalls blauem Glas, welches das Provinzial-Museum in Bonn aus einem Kölner Funde erworben hat (Inv. No. 1684). Der Fuss wird von hellgelbem Glasfluss gebildet. Ein aufgeschmolzener feiner Faden von ebenfalls gelbem Glasfluss windet sich oben auf der Wandung beginnend um den ganzen Hals und bildet zu einer grösseren Dicke erstarkt gleichsam ein unter dem Rande desselben sich hinziehendes Band. Jos. Klein.

13. Köln. Im Monat April d. J. haben in Köln und nächster Umgebung Ausgrabungen römischer Alterthümer stattgefunden, welche in meinen Besitz gelangt sind. In der Nähe der Alteburg wurde durch das Zurücktreten des Rheines im Schlamme das Bruckstück eines grossen Barbotin-Gefässes in der Art, wie sie öfters mit Jagdscenen verziert vorkommen, gefunden. Sehr gut darauf erhalten ist die Darstellung „die Entführung der Europa“.

Dieselbe ruht fast nackend mit fliegendem Haare auf dem Stier — sie hat Perlen um den Hals und Schnüre hängen über ihren Rücken — mit der Linken hat sie ein Horn des Stieres umfasst, während ihre Rechte auf der Brust des Stieres ruht. Der Stier äusserst charakteristisch sieht sie freundlich an, hat den Mund halb geöffnet mit etwas vorgestreckter Zunge. Das Ganze ist in sehr hohem Relief ausgeführt. Die Darstellung ist eine seltene — in Salzburg wurde dieselbe 1867 in einem Mosaikboden gefunden und eine sehr ähnliche auf einem Wandgemälde in Herculanum. Auf dem Bruchstücke ist noch ein zweiter eigenthümlicher Kopf sichtbar, der aber zu einer andern Darstellung gehört und dessen Körpertheil abgebrochen nicht zu erklären ist.

Ferner wurden bei Ausschachtung eines Neubaues in hiesiger Stadt zwei grosse bräunlich schwarze ganz gleiche Urnen mit reicher Lotus-Verzierung ausgegraben. Dieselben standen nebeneinander und lässt sich vermuthen, dass es ein Familiengrab gewesen ist. Auch stand dabei ein Gefäss von gelbem Thon, ähnlich unsern jetzigen Ampeln, mit zwei Reihen

wellenförmiger Verzierungen. In der Nähe des Weisshauses bei Köln, an der sogenannten Römerstrasse, wurde eine kleine Bronzelampe in Gestalt eines Elephanten ausgegraben. Derselbe scheint ein afrikanischer Elephant zu sein, ist sehr naturgetreu mit sehr kleinen Augen, langen gehobenen Ohren und schweren Hauern ausgeführt. Der gebogene Rüssel ist oben und unten mit Randleisten verziert, der Schwanz ziemlich dünn und spitz. Die Länge des Körpers ist $8^1/_2$ cm, die Höhe 5 cm. Auf dem Rücken befindet sich das Eingussloch.

Köln. Ed. Herstatt.

14. Köln. Römische Inschrift am Pfaffenthor. Die Pfaffenpforte, das Thor in der Nordfront des römischen Köln, welches ein hervorragendes Interesse dadurch hat, dass es den in Stein eingemeisselten Taufnamen der Stadt an der Stirn trägt, nämlich C·C·A·A· (Colonia Claudia Augusta Agrippinensis), stand bis zum Jahre 1825 in der Strasse „Unter Fettenhennen", wo ein Gedenkstein noch daran erinnert, und befand sich bis Ende vorigen Jahres in den Gartenanlagen des Wallraf-Richartz-Museums in einer Ecke, wohin kaum zu irgend einer Tageszeit ein Sonnenstrahl dringen konnte. Neuerdings wurde der Thorbogen eingemauert an der Südseite des neuen Schulhauses neben dem Chor der Kirche Maria im Capitol, wo derselbe in einer sehr günstigen Beleuchtung steht. Bei einer wiederholten Betrachtung glaubte ich folgende Wahrnehmung zu machen:

In dem unterhalb der obenerwähnten Inschrift befindlichen tiefern flachen Felde sind dunkle Stellen erkennbar, welche sich von der übrigen glatten und hellern Oberfläche der Quadern deutlich abheben. Ueber diese dunkeln Stellen ist zu bemerken: 1) dass dieselben in einer auffallenden Regelmässigkeit der Intervalle aufeinander folgen; 2) dass ebenso regelmässig die Oberfläche hier vertieft und nicht glatt behauen erscheint; 3) dass diese Vertiefungen, welche in auffallender Weise vielfach von graden Linien begrenzt sind, nicht vom Zahn der Zeit herrühren können, sondern vom Meissel der Steinmetzen herrühren müssen. Wenn ich noch hinzufüge, dass man genau unter dem Interpunctionszeichen zwischen dem zweiten C und dem ersten A der obern Inschrift ein vorzüglich erhaltenes römisches Interpunctionszeichen nicht verkennen kann, so muss ich zu der Annahme kommen, dass wir es hier mit den Resten einer zweiten, später ausgemeisselten Inschrift zu thun haben. Vor dem erwähnten Interpunctionszeichen liest man die beiden Buchstaben I A; von dem folgenden Worte treten mehr oder weniger deutlich sechs Buchstaben hervor, welche das Wort Gallien zu bilden scheinen. Somit wäre es wahrscheinlich, dass wir Fragmente einer Inschrift vor uns haben mit dem Namen des Kaisers Gallienus (260—268), dessen Beziehungen zu Köln Professor Düntzer in

den Bonner Jahrbüchern Heft IV p. 45 ff. auseinandergesetzt hat. Gallienus hatte nämlich am Niederrhein nicht allein sich selbst gegen den Gegenkaiser Postumus, sondern auch das bereits aus den Fugen gehende römische Reich gegen die Einfälle der Germanen zu vertheidigen.

Dass es bei den Römern bereits seit Nero gebräuchlich war, um das Andenken an missliebige Kaiser zu tilgen, nach ihrem Tode die Statuen derselben niederzureissen und ihre Namen auf öffentlichen Inschriften auszumeisseln, ist eine bekannte Thatsache. Dass den Kaiser Gallienus ein solches Strafgericht treffen konnte, wäre nach den Mittheilungen seines Biographen Pollio nicht zu verwundern.

Eine vollständige Ergänzung der Inschrift wage ich noch nicht, wie ich ebensowenig Vermuthungen darüber aussprechen will, welche sich daran anknüpfen können, sondern ich begnüge mich damit, auf das Vorhandensein von Fragmenten einer zweiten Inschrift auf dem Pfaffenthor hinzuweisen und zu weiterer Forschung anzuregen.

Dr. Jos. Kamp.

15. Königsbach. Reitende Matrone. Zu dem Steinbild der reitenden Matrone aus Büchig in Baden (siehe Heft 76 Miscellen S. 239) gesellen sich in jüngster Zeit noch zwei Funde dieser Art, der eine in Stettfeld bei Bruchsal (siehe S. 235) und der zweite, welchen ich am Kirchthurm des Ortes Königsbach (Amt Durlach) eingemauert gefunden habe. Dieses Standbild ist vollständig erhalten etwa 1,5 m hoch. Die Matrone hat auch hier die beiden auseinandergehenden Füsse auf einem Sitzbrett, das eine Verzierung zeigt. In der rechten Hand hält sie eine Frucht (Apfel), während die linke sich an den Hals des Pferdes anlegt. Ferner ist bei dem Kleid, das einen schönen Faltenwurf zeigt, noch hervorzuheben, dass zunächst unten am Saum des Kleides noch ein Querabsatz desselben bemerkbar ist.



Die Kirchhofmauer zunächst dieser Kirche zeigt eine vollständige Aufmauerung nach der Art des römischen Opus spicatum, doch scheint es sich bei dieser jedenfalls mittelalterlichen Mauer nur um die Nachahmung einer römischen, damals vielleicht noch erhaltenen Aufmauerung der nahen Villa bei Wilferdingen gehandelt zu haben.

Karlsruhe. Naeher.

16. Lipp. Matroneninschrift. Lipp ist ein altes Dorf bei Bedburg an der Erft. Die parochia de Luppe kommt bereits im Jahre 1290 vor: Lacom-

blet, Urkundenb. II, 897. Die jetzige Pfarrkirche besteht aus zwei baulich sehr verschiedenen Theilen, einem jüngeren gothischen, der die Jahreszahl 1503 trägt, und einem älteren romanischen, der aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts stammen mag. Diesem Theile gehört auch die nördliche Wand der Kirche an, an der vermauerte Bogen sichtbar sind, welche auf ein verschwundenes Seitenschiff schliessen lassen. In dem Sockel dieser romanischen Nordmauer, und zwar zwischen den Basen zweier Rundbögen, steht eine Platte aus grauem Sandstein eingemauert, welche früher von Gras und Ranken überwuchert war, nun aber in Folge einer vorgenommenen Säuberung ans Tageslicht getreten ist. Die untere Hälfte des Steins ist jetzt wieder ummauert, also der Besichtigung entzogen, soll aber nach der Erinnerung eines kompetenten Zeugen, der bei der Blosslegung zugegen war, stark verwittert sein und keine Spur mehr von Buchstaben aufweisen. Der sichtbare Theil hat eine Höhe von 34 und eine Breite von 40 cm. Er enthält folgende schön und deutlich gemeisselte Inschrift:

MΛTRONIS
\\TVIMS
SVPERO\\R
IONISIT·T
O\\RTIONIS

Also: Matronis Vatuims Superovarionis it · t Ovartionis. In Bezug auf die Schriftzüge ist bemerkenswerth, dass VA dreimal durch schräge Parallelstriche ohne alle Spur eines Verbindungsbalkens ausgedrückt ist. Das letzte Wort der vierten Zeile ist kaum noch sichtbar; der vorletzte Buchstabe scheint nach dem übrig gebliebenen Reste ein P oder R gewesen zu sein. Demnach wird sich das Wort schwerlich mit Sicherheit feststellen lassen.

Mit dieser Inschrift harmoniren zum Theil solche aus den ebenfalls dem Erftgebiet angehörigen und nur ein paar Stunden entfernten Dörfern Güsten und Rödingen (Kr. Jülich). So Bramb. 607, 610 und 611 (vgl. 626): Matronis Vatuiabus; 612: Matronis Vatuims. Im Index: vatuims = vatuivis (?). An Vatuivis ist bei der hier vorliegenden Inschrift durchaus nicht zu denken, eher wäre noch Vatuinis möglich.

Ovartionis und Superovarionis[1]) (hier scheint das t einfach vergessen zu sein) müssen wohl als lokale Bezeichnungen aufgefasst werden. Hoffent-

1) Wenn auch eine endgültige Deutung erst durch eine nochmalige genaue Untersuchung des Steines, welche leider bis jetzt nicht ausführbar war, gegeben werden kann, so glauben wir dennoch kaum zu irren, wenn wir abweichend von dem Herrn Verfasser Z. 3 Super Quartionis und Z. 5 ebenfalls Quartionis lesen und in Super vielmehr den Namen des Dedicanten als den Beinamen der Matronen sehen. Die Redaction.

lich gelingt es einem kundigen Forscher, dieselben zu deuten. Vielleicht steht die ebenfalls niederrheinische Inschrift bei Bramb. 1993 damit in Zusammenhang, in der die Verbindung

MATRIBVS VAP
THIABVS

vorkommt, wofür wohl Matribus Varthiabus zu lesen war. Schliesslich mag noch erwähnt werden, dass im Kreise Jülich ein Ortsname Opherten vorkommt, dessen frühere Lautgestaltung mir leider unbekannt ist.

Strassburg. Dr. Fuss.

17. Neuenahr. Der leidlich erhaltene Burggraben ist das einzige, sichtbare Ueberbleisel, welches von der einst so berühmten Burg Neuenahr auf uns gekommen ist. Schon Gottfried Kinkel erwähnt diesen Umstand in seinem 1846 bei F. Habicht in Bonn erschienenen Buche: Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben S. 234. Es wird daher für manchen Leser nicht ohne Interesse sein zu erfahren, dass bei den wenig umfangreichen Ausschachtungen, welche in diesem Sommer zur Errichtung eines Schutzhauses auf dem Berge Neuenahr vorgenommen wurden, dicht unter der Oberfläche Mauerreste frei gelegt wurden, welche durch Material (auch Tuffsteine) und Anlage darauf schliessen liessen, dass man in ihnen Theile des alten Baues zu erkennen habe. Bei dieser Gelegenheit wurden auch Scherben und Thongefässe ausgegraben, welche, da das Zerstörungsjahr der Burg, 1371 [1]), geschichtlich feststeht, als datirbare Gegenstände aus so früher Zeit immerhin Beachtung verdienen. Es würde voraussichtlich nur geringer Arbeit bedürfen, um über die Anlage der Burg Klarheit zu schaffen.

Bei dieser Gelegenheit möge noch erwähnt werden, dass ich vor kurzem einige hundert Schritte südlich von der Burg Neuenahr frei auf dem Waldboden liegend ein 11 cm langes nicht durchbohrtes Steinbeil aus Feuerstein oder Quarzit fand.

Bonn, Juni 1884. F. v. Vleuten.

18. Rheinische Gräber und nordischer Goldschmuck aus der Pfalz. Die Plattengräber, d. h. aus rohen Steinplatten zusammengesetzte Begräbnisstellen, gehören zu den Grabsetzungen, welche in erster Linie das Interesse der heimathlichen Forschung auf sich ziehen. Sie bergen nämlich im Rheinlande die germanischen Ansiedler, welche sich nach der Völkerwanderung in Gehöften und Ortschaften bei uns niederliessen; in ihrem

1) Kinkel, S. 239. Die Geschichte der Burg und des Geschlechtes Neuenahr ist auch recht übersichtlich zusammengestellt im: Leidfaden für die Besucher und Freunde des Bades Neuenahr. 9. Aufl. o. J. bei J. P. Bachem im Köln; von A. L. (Direktor Lenné) S. 65; Die Zerstörung der Burg S. 71.

Schutze ruhen die Ahnen unserer heutigen, im Rheinlande sesshaften Generation! — Besonders werthvolle Funde lieferten bisher diese alamannisch-fränkischen Gräber in Rheinhessen, wo Lindenschmit sie zum Gegenstand seiner Untersuchung machte. Bekannt sind die Friedhöfe dieser Art von Selzen, Monsheim, Flörsheim, Osthofen, Wiesoppenheim u. A. In der Pfalz, wo überhaupt die Archäologie wissenschaftlich erst seit einem Dezennium betrieben wird, hat man diesen Begräbnissen bisher weniger Aufmerksamkeit geschenkt. In weiteren Kreisen bekannt ist nur das reiche Grabfeld von Gersheim an der Blies in der Westpfalz. Und doch kann kein Zweifel sein, dass sich in der Vorderpfalz, im sonnigen fruchtbaren Speiergau auch starke Ansiedelungen aus dieser, der merowingisch-fränkischen Zeit finden müssen. Wohnten doch die Burgunden bis zum Speierbache hinauf, und haben doch hier die edlen, angesehenen Geschlechter der Konradine und Leininger den Kern ihrer Besitzungen bei Worms, Speier, Dürkheim gehabt.

In neuester Zeit ist man nun in der Gegend des weinberühmten Deidesheim auf Spuren fränkischer Plattengräber gestossen, deren Inhalt sich ebenbürtig zu denen Rheinhessens und Schwabens stellt. An der alten Strasse, die von Deidesheim her über Niederkirchen und Rödersheim in der Richtung nach Speier führt, dem alten Hauptorte dieses Gaues, dem Bischofssitze am Rhein, fand man an drei Stellen solche Gräber, welche die alten fränkischen oder alamannischen Edelinge bergen. Die erste Stelle zwischen Deidesheim und Niederkirchen, wo zur Linken der Weg nach Lambshein und Worms abführt. An dieser Wegkreuzung stiess man in 1 m Tiefe unter der Oberfläche vergangenes Jahr auf ein Plattengrab von 2 m Länge, $^1/_2$ m Breite und Tiefe, in welchem zwei Leichen nebeneinander gebettet waren. Nach den Körpermaassen waren es Mann und Frau. Bei letzterer lag ein längliches Beschläg von 8,5 cm Länge und 1 cm Breite aus Bronze, ferner ein verrostetes Eisen von 4 cm Länge und 2 cm Breite, welches zum Gürtelhaken gedient haben mag. Dies gewöhnlichere Beigaben! Selten und unerwartet war dabei der Befund einer goldenen, kreisförmigen Zierplatte. Dieselbe hat die Grösse eines Thalers und einen Durchmesser von 3,5 cm. Gefertigt ist sie aus dünnem Goldblech, welches am Rande von einem 2 mm breiten Silberstreifen bordirt ist. Den 5 mm breiten, kurzen Rand umziehen drei Kreise, von denen der mittlere aus einer Zeichnung besteht, welche an aneinandergereihte Fichtennadeln erinnert, während der äussere und innere Kreis aus eingeschlagenen Punkten komponirt ist. Den Mittelraum nimmt deutlich erkennbar ein Drache

ein. Das mit geöffnetem Rachen und grossem, rundem Auge versehene Haupt desselben schaut von Rechts nach Links; die Mähne besteht aus langgezogenen Bändern und Punkten; der Leib zieht sich nach Links und endigt in einem gezackten Schweife, während der eine sichtbare Fuss eine dreifach getheilte Klaue bildet. Das ganze Zierstück ist nach den Eindrücken auf der Rückseite mit einem Metallstempel geschlagen und so mechanisch getrieben worden. Die Arbeit des Kompositeurs ist noch sehr primitiv, aber die Raumvertheilung beweist die Erfahrung des Goldschmiedes in dieser Sparte. Aehnliche Darstellungen von Drachen finden sich auf Zierscheiben aus denselben Gräbern, welche man zu Kirchheim in Württemberg und zu Wiesoppenheim in Rheinhessen ausgegraben hat. Das Kirchheimer Stück besteht gleichfalls aus Gold, dass Rheinhessische aus Silber. In der Darstellung nähert sich dem Deidesheimer am meisten das Kirchheimer; jedoch ist bei ersterem die Ornamentik reicher ausgeführt. Aus derselben Fabrik oder derselben Hand sind die drei, bisher bekannten Drachenplatten in keinem Falle.

Diese runden Zierplatten oder Brakteaten waren, nach der Rückseite und den 4—7 Nieten zu schliessen, angebracht auf einer weicheren Unterlage, vielleicht einem Lederstücke oder einem Tuchstoff und dienten mit Perlen als Collier oder Brustschmuck, besonders für vornehme Frauen germanischer Abkunft. Deidesheim heisst urkundlich Didinesheim und kommt als solches schon 760 vor.

Südwestlich vom nächsten, nach Osten zu gelegenem Dorfe, Rödersheim (urkundlich 858 Ratherisheim) liegt etwa 4 Kilometer von der erwähnten Fundstelle eine zweite. Auch diese hat ihre Lage an einer Strassenkreuzung; von Osten kommend geht rechts der Weg nach Niederkirchen, links nach Meckenheim. Im Oktober 1883 stiess hier der Besitzer Gerdon in der Tiefe von 1 m unter der Lehmerde — die Feldgewanne heisst „Lehmkaut“ — auf ein Plattengrab, dessen Axe wie die der anderen von West nach Ost gerichtet ist. Es mass 2 m in der Länge, $^1/_2$ m in die Breite und Höhe. Konstruirt war es aus 9 Sandsteinplatten, von denen 6 die Umrahmung, 3 den Deckel bildeten. Bei der Leiche, welche regelmässig mit dem Haupte nach Osten blickte, von wannen die Sonne kommt, lag in der Gürtelgegend ein stark verrostetes Eisenmesser. Es ist zerbrochen und kann seine Länge auf etwa 11 cm bestimmt werden. Die erhaltene Spitze desselben misst fast 4 cm. Ferner lag ein eiserner Gürtelhacken dabei, dessen rhomboidische Gestalt der des Pendant's von Deidesheim entspricht. In der Brustgegend fanden sich mehrere kleine, gelbbraune Thonperlen und eine blaue Glasperle von 15 mm Durchmesser. In der Nähe der Perlen lag auch hier eine goldene Zierplatte. Dieselbe ist etwas kleiner, wie die vorige, und hat nur 3 cm Durchmesser. Auch dies Medaillon besitzt eine $1^1/_2$—2 mm breite

Silberborde; durch diese und das Goldblech sind sieben Nieten hindurchgetrieben, um so dem Rande mehr Festigkeit zu verleihen. Die Umrahmung wird bei diesem Stücke durch drei Kreise gebildet, welche aus Strichen bestehen, die in etwas verschiedener, schiefer Richtung aneinander gereiht sind. In der Mitte ist eine Art von Rosette eingeschlagen. Dieselbe besteht aus acht mit rechten Winkeln ausspringenden Ecken. Rippenförmig laufen in rechten Winkeln über die ganze Figur Linien, welche Rauten einschliessen. Rippen und Rauten, überhaupt das ganze Ensemble legt zwar von gutem Willen, aber nur geringer Technik Zeugniss ab. Die Rosettenfigur macht den Eindruck eines Wappens. In 2 m Entfernung nach Osten stiess man in derselben Tiefe auf ein zweites Plattengrab. Dasselbe war genau so, wie das erste, aus 9 rohen Sandsteinplatten zusammengesetzt. Unter der Decke lagen wiederum zwei Leichen. Aber in ganz anderer Situation wie das Deidesheimer Ehepaar. Zusammengekauert in der südwestlichen Ecke stiess man auf ein starkes männliches Skelet, das mit der Schädeldecke an die Deckplatte stiess. Die einzelnen Knochen hatten eine fast unnatürliche Lage. Die linken Schenkelknochen lagen horizontal, während die rechten einen gegen die Decke fast berührenden Winkel bildeten. Bei diesem Skelett fand sich von Beigaben nichts, als ein rautenförmiges Eisenstück, der vermeintliche Gürtelhaken. Unter dem zweiten und dritten Deckstein lagerte gestreckt und regelrecht nach Osten blickend eine zweite Leiche. Ihre Dimensionen waren geringer; von Beigaben keine Spur. An der südlichen Innenwand des Grabes fanden sich im Lehm starke Holzstreifen. Dieselben rühren von Eichenholzbrettern her und bildeten ehemals einen eichenen Sarg, in welchem die zweite Leiche gebettet war.



Bei einer solchen auffallenden Lage der ersten Leiche, halb hockend, halb gestreckt, erhebt sich die Frage, wie kam dieselbe in diese Situation. Zwar kommen ähnliche Ausnahmefälle vor, dass z. B. einzelne Leichen, man muss annehmen Verbrecher, mit gekreuzten Füssen und auf dem Rücken zusammengelegten Händen, den Rücken nach oben abseits bestattet sind. Ein solcher Fall ward im Reihengräberfeld von Gersheim konstatirt (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ IV. Abtheilung, Leipzig 1879, S. 61—62). Allein gegen eine solche Annahme sprechen in diesem Falle mehrere Gründe, vor Allem die daneben, in einem Grabe liegende, regelmässig bestattete Leiche. Eher ist der grause Fall eines Scheintodes anzunehmen. Dafür spricht die exceptionelle Lage des Todten, sein an die Decke gepresster Schädel, sowie das gegen die leichteste Platte angedrückte Knie.

Lassen wir diesen schwierigen Fall unentschieden! — Ein drittes Plattengrab wurde in der „Pfaffenfahrt" südöstlich von Rödersheim ohne Beigabe, aber mit fast regelmässiger Bestattung aufgedeckt.

Was die Körperverhältnisse der in diesen pfälzischen Plattengräbern bestatteten Alamannen oder Franken betrifft, so überschreiten die Skelette nach der Länge der Schenkelknochen (Humerus 40—45 cm) zu schliessen die jetzige Mittelgrösse bedeutend. Es müssen kraftvolle Gestalten von 7—8 Fuss Höhe gewesen sein, die hier bestattet liegen. Die Schädel sind langgestreckt und schmal (= dolichokephal), die Stirne vielfach nieder, die Augenbrauenbogen kräftig entwickelt, das Hinterhaupt weit herausgezogen und vom Scheitel abgesetzt. Die Wandung der Schädelknochen ist auffallend dick. Ohne Zweifel haben wir es in diesen Gräbern mit einer Rasse zu thun, welche dieselben typischen Merkmale aufweist, wie die in den Plattengräbern der Rheinlande, Schwabens und z. Th. Bayerns bestattete Bevölkerung germanischer Abkunft.

Auffallend ist der Mangel der mit dem Drachenbilde geschmückten Zierstücke in den spezifisch fränkischen Gegenden der weiter nach Norden gelegenen rheinischen Gaue. Es dürfte am Platze sein, daran zu erinnern, dass die mit dem Drachenkampfe eng verknüpfte Sigfridssage grade hier am Hartgebirge in dessen Schluchten und Quellen sich niedergeschlagen hat und dass im Isenachthale Namen wie Drachenfels und Drachenkammer, Sigfridsbrunnen und Brunhildisstuhl, Lintburg (= Drachenburg) und Krimhildenbette, die Erinnerung an die germanische Sagenwelt bewahrt haben. Da ähnliche Spuren sich auch im Neckarlande verfolgen lassen, so wäre die Annahme, dass zwischen diesen Volkssagen und diesen mit dem Drachen gezierten Schmuckstücken ein innerer Zusammenhang bestehe, nicht ausgeschlossen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Didinesheim und Ratherisheim ursprünglich südfränkische, mit alamannischen Bestandtheilen vermischte Bevölkerung besassen, dass überhaupt fränkische und alamannische Hofbauern hier im Grenzgebiete durch einander gewürfelt sassen, bis Chlodwich's Sieg das politische Uebergewicht der Franken entschied. Gerade aber von den Alamannen wissen wir, dass sie nach Baumann's Forschungen im 2. Jahrhundert nach Chr. als Semnonen — d. h. „Hüter des Heiligthumes der Sueben" vom Südstrande der Ostsee, dem Lande zwischen unterer Elbe und unterer Oder in der Richtung nach Südwesten auswanderten und im 4. und 5. Jahrhundert als Alamannen d. h. Männer des heiligen Haines die Rheinebenen besetzten. Wenn nun bekanntlich im Norden das Bild des Drachen, des Fabelthieres der Nordgermanen und der Wikinger heimatberechtigt ist, so dürfte der angedeutete rothe Faden den Drachen auf den Seeschiffen der nordischen Meerfahrer und den Schaustücken der rheinischen Hofbauern verbinden und erklären. Und endlich kommen auf den goldenen Schaumünzen des Nordens, den soge-

nannten Brakteaten dieselben Ornamentmotive in Verbindung mit der nämlichen Technik vor. Ja, was für den neueren Zusammenhang noch mehr spricht, ganz dieselben Drachengestalten finden sich auf einzelnen späteren dänischen Stücken. Ein im „Atlas de l'archéologie du Nord" Tab. VIII. N. 158 abgebildeter Brakteat enthält einen Drachen, der wie die mittelrheinischen den Kopf rückwärts dreht, den Schweif gespalten trägt und eine dreifach gespaltene Klaue aufzeigt. Andere auf Tafel IX u. XII daselbst abgebildete Brakteaten mit Drachen in der Mitte des Zierstückes zeigen eine mehr oder minder grosse Entfernung vom ursprünglichen im Mittelrheinland und Südwestdeutschland vertretenen Typus. Ohne Zweifel jedoch ist der Goldbrakteat mit dem Drachenbild im Norden am Strande des Meeres zu Haus, ein Gebiet, welches die Phantasie der Anwohner mit Drachen und Schlangen von jeher ausgestattet hat. Fast scheint ja hierin eine schwache Erinnerung an die Saurier vergangener Erdperioden verborgen zu liegen oder haben die Altvordern an den Drachen gedacht, den der Himmelsgott Indra mit dem Donnerkeile zermalmet hat? — Beides wäre nach Prof. Fraas möglich! (vgl. „Humboldt" 1. B. 9. H. „Der Lindwurm in Sage und Wahrheit).

Auf der kühnen Fahrt vom Ostseestrande zum Rheinufer brachten diese Nordmänner mit in die neue Heimat die Heldensagen, die sie sangen von Odin und Sigfrid, vom Drachentöter und von den Walkyren, Brunhild und Krimhild, und den Festesschmuck von gleissendem Golde zierten sie wieder mit dem Drachenbilde, wie vordem von ihren Künstlern geschehen war, als ihre Vorfahren noch das hochbordige Drachenschiff auf manch' kühner Seefahrt gelenkt hatten. Wenn der gelehrte Direktor des Kopenhagener Museums, Worsaae [1]) die entsprechenden nordischen Brakteaten in das 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. setzt, so haben wir analoger Weise mit diesen rheinischen Goldplatten Träger geschmückt zu denken, welche Zeitgenossen des Karl Martell und des Carolus Magnus waren. Nach altnordischem Gebrauch zierte man den goldenen Brustschmuck mit dem Drachen, dem Sinnbild der meerumwohnenden Nordmänner! — Und so künden die Namen der Berge und Schluchten von demselben Volke und ihrer Sagengeschichte, von welchem der Goldschmuck und das Eisengeräth vermeldet, das man im „Nibelungenlande" (vgl. des Verfassers Schrift: „im Nibelungenlande, mythologische Wanderungen", Stuttgart 1877). am Strande des Rheines an das Licht gebracht und untersucht hat. — Seid gegrüsst ihr Zeugen der Vorzeit, du Schmuckstück goldlockiger Frauen und blauäugiger Recken! Dr. C. Mehlis.

1) Vgl. „les empreintes des bracktéates en or" p. 323—325.

19. **Neue römische Alterthümer aus der westlichen Pfalz.** Der Westen der Pfalz hat erst vor wenigen Monaten in den Skulpturen von der Heidelsburg bei Waldfischbach eine reiche Ausbeute von römischen Skulpturen geliefert, und schon wieder haben wir Gelegenheit von einem neuen Funde Kunde zu geben.

Tief im Westreich, auf unbekannter Erde liegt am Glan im Kanton Landstuhl das einsame Dörfchen Nanzweiler. Hier entdeckte ein Oekonom vor einiger Zeit beim Umbrechen mehrere in Sandstein gehauene Skulpturen, dabei zwei Römermünzen, Falzziegeln und Asche. Das ganze lag 1 m unter der Sohle des Bodens an einem Platze.

Von drei mit Hochreliefs bedeckten Steinen gehören zwei zusammen. Auf dem ersten, der eine Länge von 55 cm, eine Höhe von 70 cm und eine untere Dicke von 28 cm hat, befinden sich auf der Vorderseite zwei der Köpfe beraubte Gestalten. Die erste ist nach der Gewandung und den Formen eine weibliche Gottheit, sie hält mit der Rechten auf dem Schooss eine Fruchtschaale. Die Toga reicht bei ihr in reichen Falten bis zu den Füssen herab. Die mittlere Gestalt hat den Oberkörper und die breite Brust entblösst und verräth männliche Formen; den Unterkörper bekleidet gleichfalls eine faltenreiche Toga. Auf einem Fragment von 27 cm Länge und 48 cm Höhe ist eine dritte, weibliche Gestalt angebracht. Auf der glatten Rückseite des Reliefs befindet sich ein wohlgebildetes, schreitendes Pferd. Wir wären geneigt, diesem Bildwerk nicht profanen, sondern sacralen Charakter zuzuschreiben und die drei Gestalten für Ceres, Juppiter und Flora oder Juno zu halten. Das Pferd möchte auf den Kultus der gallisch-germanischen Rossegöttin Epona zu deuten sein, und demnach könnte auch die vermeintliche Ceres auf eine Epona zurückzuführen sein. Die drei Figuren sind in sitzender Stellung angebracht und deutet das hervorragende Postament, auf welchem die Füsse der Gestalten ruhen, auf einen Thronsessel.

Von einer weiteren Skulpturarbeit ist nur der Untertheil erhalten.

Auf diesem 25 cm langen und 20 cm hohen Fragment ist gleichfalls im Hochrelief der Untertheil einer männlichen Gestalt angebracht. Füsse und Schenkel sind bis oberhalb der Waden mit umgeschlagenen hohen Stiefeln (= caliga) bekleidet. Zur Rechten steht ein gansähnlicher Vogel. Nach der Bekleidung des Unterkörpers und dem Federthier möchte man in diesem Stumpf die Darstellung von Mars vermuthen. — Diese Funde, vermehrt durch ein von Glanmünchweiler herrührendes römisches Kapitäl, das nicht weit von der Kirche sich fand, welche drei römische Viergötteraltäre in den Fundamenten enthielt, wurden auf Veranlassung des Einsenders in diesen Tagen in das Museum nach Speier geschafft. Tritt in diesen Hochreliefs auch keine besondere Kunst zu Tage, so sind sie für die Kulturgeschichte dennoch von Interesse. Nicht nur Faltenwurf und Anlage der

Skulpturen zeigen von geschultem Verständniss für Formengebung, sondern auch die Thatsache, dass man in diesem abgelegenen Thälchen einst vor $1^1/_2$ Jahrtausenden Juppiter, Ceres, Mars verehrte und von Stein bildete, gibt Zeugniss von einer gewissen, jetzt noch nicht erreichten Kulturhöhe. Freilich weiss man trotz dieser Thatsachen nicht, ob barbarische Eingeborne oder römische Kolonisten diese Götterbilder errichtet und in Ehren gehalten haben. — Aber diese Skulpturen stehen am obern Glan nicht allein da. Zwei Stunden nach Südwesten liegt die Dunzweiler Ziegelhütte. Oberhalb derselben deckte der Einsender im Sommer 1872 eine Reihe reicher Skulpturen auf, die von einem römischen Sacellum herrührten.

Ganz in der Nähe von Nanzweiler, zwischen Haschbach und Steinbach fand sich um 1780 auf dem Distrikt „Fröschweiler" die Steinfigur eines steinernen Löwen, der offenbar zu einem grösseren Römerbau, etwa als Zeichen einer Mutatio, einer Poststation, gehört hat. Glanmünchweiler selbst hat von Römerfunden die drei eben erwähnten Altäre und das Kapitäl aufzuweisen, von denen zwei ausserhalb der Kirche stehen, einer nach Speier verbracht wurde. Ferner stehen zu Steinbach und Börsborn mitten im Orte zwei räthselhafte, viereckige Thürme, die jeder Verbindung mit den Kirchen entbehren. Auch diese Wachthürme sind am Ende römischen Ursprunges. Alle diese Anzeichen deuten darauf hin, dass zur Römerzeit diese jetzt weltentlegene Gegend am oberen Glan in regem Kontakt mit der Aussenwelt stand, und dass Kunst und Kultur hier auf einer nicht unbedeutenden Höhe sich befanden. Die Vermuthung, dass eine von der Saar kommende Römerstrasse über den Höchenberg ging, von hier aus über Dunzweiler weiter zog, bei Brücken den Ohmbach überschritt, über Börsborn und Haschbach am linken Hochufer des Glan sich hin zog, um bei Glanmünchweiler in das Glanthal hinabzusteigen, wird durch Grabhügel und obige Funde bestätigt. Diese Strasse zog nach Nordwesten weiter über Limbach, Oberstaufenbach, Kreimbach und ging einerseits von Rossbach direkt gen Nordwest und auf Kreuznach zu, während andererseits ein zweiter Strassenstrang über Imsweiler und Kirchheimbolanden am Nordfusse des Donnersberges, des Mons Jovis, direkt nach Alzey, dem vicus Altiaiensium, führt. — Weitere Untersuchungen über den verzweigten Lauf der römischen Weg-Verbindungen zwischen Saar, Nahe und Rhein müssen diesen Sachverhalt und den Schutz dieser Strassenzüge und der an ihren Lauf sich anschliessenden Ansiedlungen durch Kastelle mit der Zeit in helleres Licht stellen.

Dürkheim, im April 1884. Dr. C. Mehlis.

20. Neue römische Funde in Remagen. Beim Legen einer Wasserleitung in Eisenröhren, die frisches Quellwasser durch alle Hauptstrassen der Stadt führen soll, wurden um die Mitte Juni in der Nähe des

Marktes die Reste einer römischen Wasserleitung in $1^1/_2$ M. Tiefe aufgefunden, die von der Quelle im Lutzebach und der in den Bergbenden gespeist wurde und die gegen den alten Brunnen auf dem Markte hin gerichtete Leitung kreuzte. Sie war aus den bekannten Thonröhren mit weiterem Kopfende hergestellt, wie sie noch heute gefertigt werden. Dieselben sind 65 cm lang, die Oeffnung am schmalern Ende ist 10, die am Kopfe 18 cm gross, die Wandstärke ist 3 cm. Dabei lag eine Ziegelplatte von 18 cm Länge und Breite und 3 cm Dicke; sie hat einen 7,5 cm langen und 3 cm breiten Stempel, auf dem die Buchstaben EXGERINF[1]) im Relief sich deutlich erhalten haben. In derselben Tiefe lag eine Eichenholzröhre von fast 5 Zoll Stärke. In 1 m Tiefe lagen Thonröhren aus neuerer Zeit und die eiserne Leitung zum Brunnen aus den 30er Jahren. Ohngefähr 35 m südlich von dem wegen seiner phantastischen Steinbilder berühmten mittelalterlichen Portal, welches jetzt den Eingang in den Pfarrhof bildet, wurde 1 m 60 tief mitten in der Strasse vor dem Hause von Fr. Strang ein mächtiges reich ornamentirtes römisches Friesstück aus Berkumer Tuff gefunden, 100 cm lang, 60 cm breit und hoch, die Ausladung ist 14 cm gross. Der Fries zeigt 3 kräftige mit Palmetten und Spiralband gezierte Glieder, deren Kunstweise noch der bessern Zeit angehört. Ueber dem Fries ist der Stein rauh als hätte er zum Widerlager eines gewölbten Bogens gedient. An derselben Stelle sind vor 25 Jahren beim Auswerfen des Kellers des Strang'schen Hauses noch 3 solcher grossen Baustücke, eines mit 3 Figuren gefunden worden, von welchen 2 nach Bonn gekommen sein sollen. Vielleicht war hier das Thor eines grossen römischen Gebäudes. An derselben Stelle soll ein fränkischer Pallast gestanden haben, die nicht selten auf römischen Fundamenten errichtet waren. Dieses Häuserviereck heisst: „im Plan"; von hier läuft ein 5' hoher gemauerter Kanal, von dem man Theile noch in einigen Kellern, wie in dem der Wittwe Schäfer sehen kann, gegen den nördlichen Stadtgraben hin, wo er, wie man sagt, sein Ende fand. Westlich von der Kirche sieht man den Rest einer römischen Mauer, die innerhalb der mittelalterlichen Ringmauer liegt, sie ist $1^1/_2$ m stark und $3^1/_4$ m hoch. Im Garten des H. Schäfer sieht man „ebenfalls ein Stück dieser Mauer, die hier „die Heidenmauer" heisst.

Noch an einer dritten Stelle, auf der Strasse am Hof wurden römische Thonplatten in Menge gefunden, grössere viereckige von 37 cm Durchmesser und 4 cm Dicke und kleinere 18 cm gross und 3 cm dick, dabei auch halbe kreisförmige Thonscheiben von 37 cm Durchmesser, und 4 cm Dicke, die zu kurzen Säulen übereinander lagen und zwar so, dass die Fugen, mit denen sie zusammenliegen, sich kreuzen, sie sind nicht mit Mörtel, sondern mit Lehm an einander befestigt. Dieselben rühren wohl von einem

1) Vgl. Jahrb. LXXV S. 181.

Hypocaustum her und die grossen Scheiben bestehen aus 2 Theilen, damit sie weniger leicht in der Hitze springen. Eine der viereckigen Platten hat an 2 Stellen 11 in den Thon geritzte parallele Rillen, die ohne Zweifel zur bessern Anheftung des Mörtels mit einem eisernen Geräthe gemacht sind. Herr Bürgermeister von Lassaulx hat den Vorstand des Vereins über diese Funde sogleich benachrichtigt und wurden dieselben am 26. Juni besichtigt. Sie sollen ihre Aufstellung im Rathhause finden.

Wie vor 10 Jahren unterhalb Remagen zwischen Schieferplatten und in Steinsärgen Begrabene beim Orth'schen Bau gefunden worden, so wurden 1882 am Hundsberge, 7 m von der Hauptstrasse entfernt beim Bau eines Kellers Reihengräber aufgedeckt. Es fanden sich Wehrgehänge und Schwerter. Etwa 20 Schädel haben ein Loch in der Stirne (vgl. aus'm Weerth im Jahrb. LXXV. S. 181). Auch wurden 1883 oberhalb Remagen, am Wickelsmäuerchen Gräber aufgedeckt, die von Thonplatten umstellt waren. Herr Müller daselbst bewahrt die Funde. In diesem Jahre wurde in der Hundelsgasse eine römische Töpferei entdeckt. Die Töpfe waren, das Obere nach unten gekehrt, pyramidal aufeinander gesetzt in einem Haufen von 1 m Höhe und Breite. Die obern Töpfe waren zertrümmert, die untern erhalten. Der ganze Haufen war von einer etwa 20 bis 30 cm dicken Hülle verbrannten Gesteines ringsum kuppelförmig umgeben. Es war augenscheinlich ein Töpferofen, der nur für einmaligen Brand bestimmt war. Herr Reulaux, der über diesen Fund berichtet hat, besitzt von da und vom Wickelsmäuerchen verschiedene Gefässe, die sich durch Form, Farbe und Material unterscheiden, sowie 4 Bronzeringe vom letzteren Ort, auch ein kleines Anhängsel von Bronze, auf dessen Deckel sich ein Phallus befindet. Es ist am Marktplatz in Remagen 2 m tief gefunden.

Schaaffhausen.

21. Römische Fundamente im Walde bei Roetgen, Reg.-Bez. Aachen. Die Kgl. Regierung in Aachen hat dem Vorsitzenden des Vereins die Anzeige von der Auffindung der Grundmauern eines römischen Hauses in der Oberförsterei Mulartshütte bei Roetgen im Kreise Montjoie gemacht und einen Fundbericht des Herrn Oberförsters Sebaldt beigefügt. Bei der Frühjahrssaat von Nüssen wurde der Boden 40 cm tief aufgelockert. Hierbei kamen wiederholt Ziegelsteine zum Vorschein, es konnten verschiedene Fundamente eines viereckigen Gebäudes blossgelegt worden. Innerhalb einer Umfassungsmauer von trocken aufeinander gelegten Grauwackesteinen, die 23 m lang und 17 m breit ist und nach Süden einen Vorsprung bildet, indem der Eingang durch zwei grosse Steinplatten bezeichnet war, welche die Unterlage der Thorpfosten zu sein schienen, lagen 4 m von derselben entfernt die innern Räume des Hauses. Hier wurden zahlreiche Scherben grösserer und kleinerer Töpfe, darunter mehrere von feinem Thon, von

grauer brauner und ziegelrother Farbe gefunden, ferner zwei aufeinander passende 42 cm grosse Mühlsteine aus Niedermendiger Lava, in der Mitte sich konisch erhebend, ein Steinbeil aus Thonschiefer, 85 mm lang, an der Schneide 70 breit und 2 dick, es hat nach Prof. v. Lasaulx ein spec. Gewicht von 2,7. An einer Stelle fanden sich 40—60 cm tief Holzkohlenreste und Spuren von Kalkmörtel, hier wurden die obengenannten Funde gemacht nebst dem einer Silbermünze des Antoninus Pius. Es sind erst 10 Quadratmeter durchsucht. Die Untersuchung ist schwierig, weil auf der Fundstelle 120- bis 150jährige Buchen und Eichen stehen. Fast unmittelbar neben dieser Stelle finden sich noch ähnliche Mauerreste im Boden, aber von geringerem Umfange. Die Funde sind dem hiesigen Provinzial-Museum überwiesen. Herr Professor Klein hat die Fundstelle wegen Anordnung neuer Grabungen besichtigt. S.

22. Stettfeld. Reitende Matrone. Die Beschreibung des interessanten Bildes einer reitenden Matrone aus Büchig in Heft 76 S. 239 dieser Jahrbücher erhält eine Ergänzung dadurch, dass in nicht allzu grosser Entfernung von diesem Orte, in Stettfeld bei Bruchsal, neuerdings ein ganz ähnliches Relief[1]) gefunden worden ist. Dasselbe wurde bei dem genannten Dorfe, das schon durch zahlreiche frühere Funde als römische Niederlassung nachgewiesen ist (vgl. z. B. Brambach C. I. Rh. add. 2061), vor einigen Jahren beim Pflügen von Ackerland gefunden und von dem Finder in der Wand seines Hauses eingemauert, dort kürzlich von Herrn Professor Dr. F. Mone entdeckt und von dem Unterzeichneten für die Grossh. Alterthümersammlung in Karlsruhe erworben.

Die bis auf einen querdurchlaufenden Sprung wohlerhaltene Reliefplatte von grauem Sandstein ist 3—4 cm dick, $20\frac{1}{2}$ cm hoch, 17—$17\frac{1}{2}$ cm breit. Das innere Feld ($15\frac{1}{2}$ auf $13\frac{1}{2}$ cm), aus dem sich das Relief erhebt, ist stark vertieft, sodass die erhabensten Theile nur wenig über den erhöhten Rand hervorstehen. Das Bild selbst gleicht trotz einzelner Verschiedenheiten sehr dem aus Büchig stammenden: auf einem nach rechts (vom Beschauer) ausschreitenden Pferde sitzt eine Frau in langem Gewand, dem

1) Ueber ein ähnliches Bild einer reitenden Matrone, welches kürzlich am Kirchthurm zu Königsbach, Amt Durlach, entdeckt worden ist, sieh Näher in diesem Jahrbuch S. 223. Die Redaktion.

Beschauer zugekehrt. Auch hier findet sich die hockende Haltung des Körpers, die verkürzte Darstellung der Oberschenkel, die Unterstützung der Füsse durch das eigenthümliche Fussgestell; dagegen hält sich die linke Hand am Hals des Pferdes und fasst zugleich den (hier deutlich erkennbaren) Zügel, die rechte liegt im Schoosse und hält eine Schaale oder ein flaches Körbchen. Der bis auf die ein wenig beschädigte Nase gut erhaltene, im Verhältniss zum Körper etwas grosse Kopf ist unverhüllt, von dicken wulstartigen Haarlocken umgeben. Die technische Arbeit ist roh, aber besser als bei dem in Büchig gefundenen Relief.

Karlsruhe, im März 1884. K. Bissinger.

23. Die Ausgrabungen für das Provinzial-Museum in Trier. Von den römischen Bädern zu St. Barbara waren im Anfang des 17. Jahrh. noch Mauern bis zur Höhe des zweiten Stockwerks zu sehen, wie ein Bild bei Merian zeigt. Die Mauerreste lagen im Schutte begraben bis zum Jahre 1877. Wohl wurden im J. 1845, als man hier den Torso einer kostbaren Amazonenstatue fand, Versuche zur Aufdeckung dieser Ruinen gemacht, aber mit wenig Erfolg. Erst als im Jahre 1877 die Stände der Rheinprovinz für diesen Zweck Mittel bewilligten und ausser einem Theil des Fonds für die Provinzial-Museen noch ein Geschenk des Kaisers von 10,000 M. dazu verwendet werden konnte, wurden die Arbeiten unausgesetzt unter der umsichtigen und verdienstvollen Leitung des Direktors Dr. Hettner gefördert. Das Gebäude, dessen Stirnseite 172 Meter Länge hat, ist jetzt in seinen Substruktionen fast in allen seinen Theilen blossgelegt und zeigt neben einer Reihe von Mittelräumen rechts und links eine vollständig symmetrische Anordnung von Sälen, Zimmern, Zellen, Treppen und Gängen, die als Caldarien und Frigidarien, Wandel- und Gesellschaftssäle und dgl. zu betrachten sind. In den Wasserbecken besteht der Fussboden entweder aus einem schwärzlichen harten Cement, oder aus einem Gemenge von gewöhnlichem Kalkmörtel mit klein geklopften Ziegeln, welches nachher glatt abgeschliffen worden ist. In den Gängen und Sälen haben sich vielfältige Reste von kostbarem Marmorbelag erhalten; von bunten Steinsorten sind ohngefähr 50 in verschiedenen Farben gefunden. Einzelne Capitäle, Säulen und Basen, Marmorfriese und Reste von Wandmalereien geben Zeugniss von der ausserordentlichen Pracht der Anlage. Der erwähnte Torso einer Amazone ist die Nachbildung einer aus der besten griechischen Zeit stammenden Figur, von der eine Copie sich im Vatikan befindet, die unter dem Namen der Matteischen Amazone bekannt ist. Der Trier'sche Torso ist an Kunstwerth dem vatikanischen überlegen, leider ist die Figur aber nicht so gut erhalten als diese. Ein Torso, der im vorigen Jahre in den Bädern gefunden wurde, war vielleicht das Gegenstück der Amazone. Auch dieser ist aus parischem Marmor. Leider ist er nur ein nackter

männlicher Rumpf. Andere Skulpturen sind die rechte Seite des Kopfes eines Diadumenos, ein Satyrkopf, der Kopf einer Kaiserin und viele Bruchstücke von Händen, Füssen und Gewandstücken. Viele Geräthschaften erinnern an die einstige Bestimmung dieses Gebäudes, es sind Kämme, Haarnadeln, Stecknadeln, Pfriemen, Messergriffe, Würfel, Lämpchen, Spangen, Finger- und Armringe, Salbentöpfchen, auch der Stempel eines Arztes, der wohl einer Salbe aufgedruckt wurde. Geben uns alle diese Dinge eine Vorstellung von dem alltäglichen Leben der vornehmen Welt jener Zeit, so zeigt uns die im Jahre 1881 stattgehabte Ausgrabung römischer Töpferöfen im Walde zu Speicher die Einrichtung minder vornehmer Häuser in Bezug auf die darin verwendeten Töpferwaaren. Besonders merkwürdig ist ein häufig vorkommender Krug mit rothgelber flammenartiger Bemalung, welcher heute noch in ganz derselben Form von den Topfbäckern des Landes hergestellt wird. Auch in Binsfeld und Herforst haben sich römische Töpfereien gefunden, welche die Mosel- und Eifelgegend mit billiger Waare versorgten. Feinere Waare wurde in grösserer Nähe von Trier, zwischen Medard und St. Barbara gefertigt. Von hier stammt wohl ein Theil der Gefässe, die das Grabfeld vor der Porta nigra liefert, gelbröthliche und graue Urnen, Krüge aus hellerem Thon, Schalen und Näpfe aus terra sigillata, schwarze Trinkbecher mit weisser Schrift. Bei Cordel in der Eifel wurde 1880 eine altrömische Glasfabrik entdeckt mit Glasfragmenten verschiedenster Farbe, darunter auch Stücke von Fensterglas (vgl. Jahrb. LIII. S. 121). Noch heute blüht die Glasindustrie an der Saar und Schnappsbach. Im J. 1883 wurden an der Strasse nach Olewig mehrere Tausend jener Münzformen aus Thon gefunden, die schon durch vereinzelte Funde bekannt waren, deren Herstellung wohl ein kaiserliches Regale gewesen sein wird. Das Bild altrömischen Lebens in dieser Gegend gewinnt noch wesentlich durch die grossartigen Funde, welche in den letzten Jahrzehnten in Nennig und in Neumagen gemacht worden sind. In der Villa zu Nennig wurde 1852 ein Mosaikboden von 15 m Länge und 10 m Breite ausgegraben, nicht ganz so gross wie der im Lateran zu Rom, an künstlerischem Werth ihn aber übertreffend. In Neumagen wurde von 1877 bis 79 eine grosse Menge werthvoller Steinskulpturen gefunden, meist zu Grabmonumenten gehörig. Die figürlichen Darstellungen derselben sind von grossem Werth für unsere Kenntniss römischen Lebens und römischer Verhältnisse. Viele beziehen sich auf Weinbau und Weinhandel an der Mosel, andere sind mythologischen Inhalts oder stellen Scenen des häuslichen Lebens dar. In diesem Jahre sind von Dr. Hettner wiederum Ausgrabungen in Neumagen vorgenommen worden. Die Funde sind Inschriftsteine und auch wieder grössere Skulpturen in der Art der früher gefundenen.

Köln. Zeitung vom 3. Juli 1884. II.

24. Der Sarg des heil. Paulinus in Trier. Bischof Felix von Trier liess im Januar 1883 den in der Paulin'skirche befindlichen Sarkophag des h. Paulinus öffnen. Die in dem Steinsarge stehende hölzerne Lade enthielt alle Gebeine des Heiligen und zwei Zähne, die in zwei Zahnhöhlen des Hauptes passten, welches in einem besonderen Gefässe aufbewahrt wird, so dass damit die Aechtheit des Hauptes bewiesen ist. Am 9. Dezember 1883 wurden die Gebeine in einer neuen hölzernen Lade, die der früheren ganz ähnlich ist, wieder beigesetzt und diese in den alten Sarkophag gestellt. Nach dem zur Feier der Beisetzung der h. Reliquie 1883 erschienenen vom Pfarramt verlegten Büchlein: Der heilige Paulinus und seine Reliquie wurde der Sarkophag, soviel bekannt ist, nur einmal und zwar von dem Propste des Stiftes, Fr. Schavard, am Charfreitag 1402 geöffnet. Man wünschte, wie es in St. Maximin und in St. Simeon geschah, das Haupt des Patrons der Kirche zur Verehrung auszusetzen. Nachdem die eisernen Klammern des Sarkophags ausgeschlagen und der grosse schwere Steindeckel gehoben war, sah man in demselben die hölzerne Lade mit seidenen Stoffen umwunden, sie war kunstgemäss aus feinem unbekanntem Holze verfertigt und mit silbernen und kupfernen Bändern und mit getriebenen Bildern von Gold und Silber verziert. Nachdem sie die Lade geöffnet hatten, sahen sie den Leib des heil. Paulinus mit dem Haupte gleichfalls mit grosser Sorgfalt in seidene Tücher von verschiedener Farbe gehüllt. Wir lösten, erzählt der Probst, diese Tücher mit unseren unwürdigen Händen und sahen mit Staunen und Verwunderung den ganzen Leib unversehrt und ohne Verwesung (?). Es heisst in dem Berichte: vidimus stupentes hoc nudum corpus humano more compositum velut hominem integrum cum ipsius capite et absque membrorum corruptione. Die gute Erhaltung kann sich nur auf das Skelet beziehen, sie wird denen aufgefallen sein, welche glaubten, dass der menschliche Körper nach tausend Jahren ganz zerfallen und verwesen sein müsse. Wäre der Körper mumifizirt gewesen, so würde sich dieser Zustand bis jetzt erhalten haben. Der Probst sagt weiter: Wir berührten zuerst die Nase, dann den Scheitel und endlich den Hinterkopf. Da diese aber eine durch Gottes Güte bewahrte Festigkeit bewiesen, so nahmen wir das Haupt von dem heiligen Leibe und verschlossen den Sarkophag wieder so sorgfältig als möglich. Um das Jahr 1600 wurde einst das silberne Brustbild mit dem Haupte des h. Paulinus von ruchloser Hand gestohlen, letzteres aber wiederum hingeworfen. Nach einiger Zeit erlangte man auch das silberne Brustbild wieder. Während der französischen Revolution wurde das Haupt über den Rhein geflüchtet und erst 1811 zurückgebracht und mit den Häuptern des h. Felix und des h. Bischofs Marus in ein grosses Reliquiarium eingefasst. Paulinus war Bischof von Trier und wurde von Kaiser Constantius, der dem Arianismus anhing, verbannt. Er starb 358

in Phrygien. Erst nach 36 Jahren, im J. 395 kamen seine Gebeine nach Trier. Der Sarg wurde in der von Felix errichteten Basilika über dem Grabe der Martyrer der Thebaischen Legion an 4 eisernen Ketten an das Gewölbe gehangen. Nach einem Einfall der Normannen vermauerte man die Gruft. Im J. 1072 fand man den Eingang in die Gruft wieder. Zu Füssen des heil. Paulinus lag eine bleierne Tafel, welche über die bestatteten Martyrer Aufschluss gab. Man legte jetzt oder vielleicht schon vor dem Zumauern der Gruft die Gebeine mit der hölzernen Lade in einen steinernen Sarkophag. Die Franzosen hatten 1674 die Kirche zerstört, die erst 1736 sich allmählich aus dem Schutte und den Trümmern zu der jetzigen Kirche wieder erhob. Nach einer Mittheilung von Hettner, Westdeutsche Zeitschrift III 1884. S. 30, Taf. II, zeigen die Gold- und Silber-Zierrathen an der Lade den Kunstgeschmack des 4. Jahrhunderts. Das mit den feinsten Mustern gezierte Seidengewebe von verschiedener Farbe umwand nicht nur die Gebeine, sondern es war auch die hölzerne Lade darin eingehüllt. Es fanden sich 4 eiserne Hacken und 4 Bronzeringe und an der Lade sah man die Stellen, wo jene Hacken, als sie hing, befestigt waren. Die geringen Spuren wohlriechender Gewürze und Harze, einige Weihrauchkörner und Lorbeerblätter können die angebliche Erhaltung des Leibes bis zum Jahre 1402 nicht erklären.

Eleuthera hatte diese kostbare Beisetzung bewirkt, wie die Schrift auf einem silbernen Weihgeschenke sagt: Eleuthera peccatrix posuit. Herr Domprübendat Schneider, der den Fund mehrere Tage einer genauen Untersuchung unterzog, hat einen Bericht an den Bischof Dr. Korum eingesendet, der als Manuskript gedruckt ist. Er vermuthet, dass nur die äussere Bearbeitung des Sandsteinsarkophages mit Barockornamenten neu, der Sarg selbst aber römisch ist. Der Holzsarg ist eine rechtwinkelige Kiste ohne jede Profilirung, die 2 cm starken Wandungen sind durch Schwalbenschwänze zusammengefügt. Der Boden ist aufgenagelt, der Deckel wurde in einen Falz eingeschoben. Ein Silberblech am Schlosse ist mit Reliefs geziert. Unten auf einem Bande ist eine Jagd, darüber Christus, den Lazarus erweckend und Adam und Eva dargestellt. Zwei Rosetten zeigen das Christus-Monogramm. Das Silberblech ist wohl ein Rest von silbernen Bändern, die früher den Deckel schmückten. Das eine der seidnen Gewänder ist mit Kreuzen und Strichen, das andere mit Kreuzen und Quadraten geziert.

Auf den Wunsch des Herrn von Kloschinsky, Pfarrers von St. Paulin, gab ich über die mir zugesandten Proben des Holzes der Lade und des Sarginhaltes das folgende Gutachten ab:

Das Holz vom Boden der Lade, den Seitenwänden, vom Deckel und das der Hobelspäne stammt alles von derselben Holzart.

Schon das äussere Aussehen des Holzes, seine Farbe und sein feines

und gleichmässiges Gefüge gleichen dem Cedernholze, nur beim Anbrennen gewahrt man einigen Wohlgeruch. Zuerst verglich ich dasselbe mit gewöhnlichem Cedernholze und fand eine gewisse Uebereinstimmung in der mikroskopischen Struktur. Das moderne Cedernholz ist indessen meist, wie es auch in diesem Falle sich verhielt, kein ächtes Cedernholz, sondern es stammt von Juniperus Virginiana, welches auch Herr Faber in Nürnberg für seine Bleistifte von Florida bezieht. Da der h. Paulinus in Phrygien starb, so liegt die Annahme nahe, dass das Holz von der Ceder des Libanon herrührt und Herr Hofrath Prof. Strasburger hierselbst hatte auf mein Ersuchen die Gefälligkeit, dasselbe mit dieser Holzart zu vergleichen. Er schrieb mir darüber: „das Holz ist ein Nadelholz, das sieht man sofort an der behöften Tüpfelung seiner Zellen, und an dem Mangel der Gefässe. Es kann nicht Eibenholz sein, da es ohne weit gewundene Schraubenbänder in den Zellen ist, ebensowenig kann es der Kiefer, der Fichte, oder der Lärche angehören, da ihm die Harzgänge fehlen. Die Holzzellen der Edeltanne sind bedeutend weiter, an Wachholder zu denken, war von vorn herein ausgeschlossen. Es ergab sich die vollständigste Uebereinstimmung des mikroskopischen Baues mit dem Holze eines älteren Cedernstammes. Als besonders charakteristisch erwies sich für altes trockenes Cedernholz die sehr ausgeprägte Streifung der innersten Verdickungsschicht der Zellen."

Von Plinius, der mehrere Angaben macht über Verwendung edler Hölzer, weiss man, dass er Hist. nat. XIII 11 den Wachholder als Cedrus minor mit der Ceder des Libanon, Cedrus major Pinus, Cedrus L. verwechselt. Beide wachsen in Syrien. Von der letztern sagt er, ihr Holz sei für die Ewigkeit; desshalb mache man auch Götterbilder daraus. Als ein kostbares im Alterthum berühmtes Holz führt er den Lebensbaum Citrus = Thuja articulata aus Mauretanien an XIII 29 und giebt den hohen Preis der daraus gefertigten Tische an, Cicero kaufte einen solchen für 1 Million Sesterzen = 95,433 Gulden. Hehn sagt „Culturpflanzen und Hausthiere" Berlin 1874 S. 383: „Das griechische Kedros, mit welchem Namen die duftenden unzerstörbaren Coniferenhölzer, Wachholderarten, Ceder, Thuja articulata u. s. w. bezeichnet wurden, die nicht nur selbst den Würmern widerstanden, sondern auch die Kleider vor denselben bewahrten, dies Kedros war in Italien durch populäre Entstellung zu Citrus geworden. Citrus nannte man insbesondere das aus Afrika seit alten Zeiten eingeführte Holz des Lebensbaumes, Thuja articulata." Bei Theophrast heisst es Thya. Sein heutiger Name ist Callitris quadrivalvis. Das schön rothe Maserholz dieser algerischen Thuja ist wohlriechend, sie liefert auch das Sondarac-Harz. Wie Prof. Rein mir mittheilt, sieht man dasselbe im Museum I der Kew Gardens in reicher Auswahl, ebenso daraus gefertigte Gegenstände. Dass man, sobald die bei den Römern übliche Leichenverbrennung aufhörte, aus solchen edlen Hölzern die kostbaren christlichen Todtensärge machte, ist leicht begreiflich. Hat

die feierliche Beisetzung der Gebeine des h. Paulinus schon in Phrygien stattgefunden, wie wahrscheinlich ist, so wird man das Holz sicherlich von der Ceder des Libanon genommen haben.

Aus dem Umstande, dass die Hobelspäne, auf die man den Todten auch noch heute im Sarg zu betten pflegt, auch von Cedernholz sind, darf man schliessen, dass die Lade beim Einsargen der Leiche gezimmert worden ist. Auch würden die um den Sarg gewundenen Seidenstoffe, wenn sie orientalischen Ursprungs sind, wie es den Anschein hat, es sehr wahrscheinlich machen, dass der Sarg im Orient gefertigt ist.

Wollte man aber annehmen, dass der Heilige erst in Trier, wo man ihn doch vorzugsweise verehrte, in die kostbare Lade von der Büsserin Eleuthera gelegt worden sei, so würde das Holz wohl aus Italien bezogen worden sein. Es würde dann wohl von der gepriesenen mauretanischen Thuja stammen. Um in Bezug auf diese Möglichkeit Gewissheit zu erlangen, bat ich Herrn Prof. Dr. L. Wittmack in Berlin um einen Vergleich des Holzes der Lade mit dem der Callitris, da deren Holz in Bonn nicht vorhanden ist. Herrn Wittmack standen zu dieser Untersuchung ein junger unzweifelhaft ächter Zweig der Callitris quadrivalvis aus dem Herbarium und ein Stück Maser, Thuja sp. Algier bezeichnet, aus der Schleiden'schen Sammlung zu Gebote. Die Uebereinstimmung beider bewies, dass diese Maser wirklich von Callitris quadrivalvis Vent. = Thuja articulata Vahl. herrührt. Er erkannte nun das Holz des Sarges an der engen spiraligen Streifung der tertiären Verdickungsschicht, an den Markstrahlen u. s. w. als Cedernholz. Es ist, wie ich aus den mir übersandten Proben selbst sehe, von dem Bau der Callitris verschieden. Es ist also wohl zweifellos, dass das Holz der Lade des h. Paulinus von der ächten Ceder des Libanon stammt.

Die mikroskopische Untersuchung schwarzer bröckliger Massen und schwärzlichen Staubes, die auf dem Boden des Sarges lagen, erwies, dass diese grösstentheils Moderreste der Holzlade und Stückchen eines dunkelröthlichen Harzes waren, das in heissem Alkohol sich löste und Reste eines zarten Pflanzengewebes mit Gefässen und Spaltöffnungen enthielt, wie man deren auch in Stückchen des Myrrhenharzes eingeschlossen findet. Dabei fanden sich auch kleinste Stückchen Mörtel. Nach längerem Einliegen dieser Substanzen in kalischen Lösungen konnten Formbestandtheile eingetrockneten Blutes oder die Elemente anderer organischer Gewebe nicht nachgewiesen werden. Da der gelbe Bernstein in Gräbern nach tausend Jahren rothbraun wird, so ist dasselbe vielleicht bei den wohlriechenden Harzen der Fall, die man bei der christlichen Leichenbestattung benutzt haben mag. Sie sind alle hell von Farbe, wie die Myrrhe, das Olibanum, die Benzoe, der Styrax und sind die Bestandtheile des heute noch gebrauchten Weihrauchs. Das auf einem Eisenblech erhitzte Holz der Lade gab einen viel deutlicheren Wohlgeruch zu erkennen, als der Moder aus dem Sarge.

Herr von Kloschinsky gibt an, dass die Farbe der Gebeine bräunlich sei. Die Knochen der frischen Leiche sind weiss, aber bei allen Begrabenen färben sie sich dunkel durch Aufnahme organischer färbender Substanzen, die aus dem braunen Moder der Weichtheile in das Knochengewebe eindringen. Nach etwa 20 Jahren findet man die Weichtheile eines Begrabenen in eine lockere, schwarzbraune, schwammartige und geruchlose Masse verwandelt, die hier und da einen halben Finger dick auf den Knochen aufliegt und diese wie auch das umgebende Erdreich dunkel färbt. Die Knochen bleichen aber in der Erde immer mehr, indem Luft und Wasser, welche in die Erde dringen, die organische färbende Substanz fortführen. Ich habe dreimal schon längere Zeit Begrabene auf Kirchhöfen der Erde enthoben, nach 14, 20 und 23 Jahren. Immer waren die Knochen dunkel gefärbt und Reste der Weichtheile vorhanden, die wie Stücke nassen Zunders aussahen, unter dem Mikroskop aber die Struktur noch erkennen liessen. In zwei Fällen war das Haar vollständig erhalten, das man nicht selten auch an noch älteren Schädeln aus römischen oder germanischen Gräbern dem Knochen dicht aufliegend findet, während die andern Gewebe zerstört sind. Die Knochen ägyptischer Mumien sind meist dunkel, die der Guanchenmumien aber heller gefärbt.

Die im Torfe gefundenen Knochen sind eigenthümlich rothbraun gefärbt, weil die Torfsäuren die Zerstörung der organischen Substanzen hindern. Man sieht an kirchlichen Reliquien, wie an dem Schädelrest Carls des Grossen in Aachen, zuweilen eine Stelle weiss wie Elfenbein, es ist die, wo die Reliquie Jahrhunderte lang von den Andächtigen geküsst und dann jedesmal mit einem Tuche abgewischt worden ist. Schaaffhausen.

25. Nachträge und Berichtigungen zu den Oculistenstempeln. In Jahrbuch LV/LVI S. 111 n. 116 hatte ich einen Augenarztstempel, welcher sich im Jahre 1731 in der Sammlung von Sante-Bartoli zu Rom befand und dessen Provenienz nicht näher bekannt ist, nach einer Abschrift veröffentlicht, welche Vettori in einem im codex Marucellianus A 73 enthaltenen Briefe an Gori mitgetheilt hatte. Die Abschrift bot verschiedene Schwierigkeiten, welche zu lösen mir damals nicht gelungen ist. Nun hat R. Lanciani aus einem codex Ottobonianus 3105 fol. 77, der einst Sante Bartoli selbst und dann Leoni Ghezzi gehört hat, kürzlich im Bullettino della commissione archeologica comunale di Roma Serie II Anno X, 1882, p. 232, freilich ohne zu ahnen, dass er schon einen anderweitig bekannten Stempel edire, eine viel genauere Kopie jenes Augenarztstempels ans Licht gezogen, die zur Herstellung des ursprünglichen Wortlautes der Inschrift führt. Derselbe lautet nach seiner Angabe:

+ ƎBRI · IVⱠ · FΛCVNDI · DIΛ
SMYRNES ΛD ΛSPR.I

Auf diese Weise ist es jetzt unschwer, den wahren Namen des Oculisten, den ich im Anschluss an die mangelhafte Copie des Vettori mit Grotefend Eprius N(umerii) l(ibertus) Facundus a. a. O. S. 117 getauft hatte, herzustellen. Indem man nämlich den von Vettori gänzlich unbeachtet gelassenen, einem Kreuzzeichen ähnlichen Buchstabenzug hinzunimmt, erhält man als Namen des Augenarztes Tiberius Julius Facundus. Im Uebrigen stimmen beide Copien mit einander überein; nur zeigt die etwas genauere von Sante Bartoli, dass die sämmtlichen A auf dem Stempel des Horizontalstriches entbehren.

Bonn. Jos. Klein.

26. Berichtigungen zu Heft LXXVI.

S. 90 sind die Worte Z. 1 u. 2 vom Ende: „Dazu—Miscelle" vor die Worte „Der Beiname u. s. w." in Z. 6 vom Ende zu setzen. Ebenso ist Z. 15 zu Anfang „1)" zu tilgen.

S. 224: Der dort an zweiter Stelle mitgetheilte Augenarztstempel von Houtain-l'Évêque ist inzwischen von H. Schuermans Bulletin des commissions d'art et d'archéologie Bd. XXII, 1883, p. 301 ff. publicirt mit genauem Facsimile der Inschriften, welche darnach so lauten:

1) Langseite 1: TITICROC·DES ADAS
PRITVDINEMTE SYC·SIS

2) Schmalseite 1: TITICROC·D
ADASPRTES YC·

3) Langseite 2: TITBASILIVM ADCLA
RITATEM OPOBALSAM

4) Schmalseite: T+BASIVMAD
CLA+OPO3

Heidelberg. K. Zangemeister.

27. Berichtigungen zu S. 74 und 75.

S. 74 Z. 7 v. u. lies: „Taf. VII, 5. 6" statt Taf. VII, 1. 2.
S. 75 Z. 3 v. o. lies: „wie bei Nr. 1" statt wie bei Nr. 2.

## General-Versammlung des Vereins am 6. Juli 1884.

Dieselbe fand Sonntag den 6. Juli um 11 Uhr Vormittags im Kley'schen Gasthofe hierselbst statt. Der Vorsitzende, Prof. Schaaffhausen, begrüsste die Anwesenden und erstattete den Jahresbericht. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder des Vereins mit Einschluss der Schulanstalten war am 31. December 1883: 622, dazu kamen 14 Ehrenmitglieder, 3 Vorstandsmitglieder, der Rendant und 14 ausserordentliche Mitglieder, im Ganzen also 654. Neu eingetreten sind im Jahre 1884 bis jetzt 19 Mitglieder. Gestorben sind seit der letzten General-Versammlung 18 Mitglieder, die Herren: Dr. Aebi in Beromünster, Prof. Becker in Frankfurt a. M., Dr. Duhr in Coblenz, Präsident Geiger ebendaselbst, Frhr. von Leykam auf Schloss Elsum, H. Milani in Frankfurt a. M., Graf von Mirbach auf Schloss Harf, Geh. Rath Perthes und Geh. Rath Schäfer in Bonn, Herr Stahlknecht ebendaselbst, Commerzienrath Karthaus in Barmen, Geh. Commerzienrath Camphausen in Köln, Commerzienrath Schleicher in Düren, Raderschatt in Köln, Director Kramarczik in Ratibor, Delhoven in Dormagen, Notar Hess in Ahrweiler und Geh. Rath Wegeler in Coblenz. Ausgetreten sind 26 Mitglieder. Der Verein hat seit der letzten Generalversammlung 34 neue Mitglieder gewonnen und zwar im Jahre 1883: die Herren Prof. Neuhäuser in Bonn, Faust in Uerdingen, Dutreux in Luxemburg, Eichhoff in Sayn, Prof. Weissbrodt in Braunschweig, Prof. Kaulen in Bonn, Dr. Wiedemann in Bonn, Dr. Humbroich in Bonn, Dr. Arnoldi in Winningen, Dr. Gurlt in Bonn, Müller in Kreuznach, Frhr. von Fürth in Bonn, Dr. Becker in Bonn, Fr. Kramer in Köln, die Stadtbibliothek in Emmerich, im Jahre 1884: die Herren Director Wegehaupt in Neuwied, Dr. Rieth in Köln, Dr. Höstermann in Andernach, Director Deiters in Bonn, E. Leverkus in Mülheim a. Rh., von Viebahn in Soest, Cantzenbach in Neuss, Müllenmeister in Aachen, Andreae in Sinzig, Verein für Urgeschichte in Siegen, Frl. Weckbekker in Düsseldorf, von Eltester in Coblenz, Dr. Kamp in Köln, Rechtsanwalt Berndorf in Köln, Oberstlieutenant z. D. Hein zu Bonn, M. Esser in Köln, Se. Excellenz Generallieutenant Frhr. von Loë in Coblenz,

Julius Remy in Neuwied, das Civil-Casino in Köln. Der Vorstand wiederholt seine Bitte an die Vereins-Mitglieder, ihn in der Werbung neuer Mitglieder zu unterstützen. Die Erfahrung hat gelehrt, dass in dieser Beziehung persönliches Bemühen wirksamer ist als schriftliche Einladungen. Seit der letzten Generalversammlung ist das Heft LXXV mit 5 Tafeln und Heft LXXVI mit 4 Tafeln erschienen. Das Heft LXXVII mit 11 Tafeln wird in 14 Tagen fertig sein. Der Vorstand hat sich die Aufgabe gestellt, die zahlreichen Alterthumsschätze, die sich in den Privatsammlungen Kölns befinden, nach und nach zu veröffentlichen und sind ihm die Besitzer derselben zur Ausführung dieser Absicht in zuvorkommender Weise entgegengekommen. Auch sammelt er das Material für eine topographische Karte des römischen Köln. Der Vorsitzende legt die Jahres-Rechnung pro 1883 vor und theilt daraus die folgenden Posten mit:

| | |
|---|---|
| Die Einnahmen betrugen . . . . | M. 7065,31 |
| Die Ausgaben „ . . . . . . | „ 5333,68 |
| Es bleibt ein Bestand von . . . . . . . . | M. 1731,63. |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Für Drucksachen | wurden | verausgabt | M. | 2110,86 |
| Für Zeichnungen | „ | „ | „ | 531,20 |
| An Honoraren | „ | „ | „ | 975,65 |
| Für Buchbinderarbeiten | | „ | „ | 525,20 |
| Für die Bibliothek | „ | „ | „ | 547,28 |
| Für Cassenführ., Porto u. versch. Ausg. | | | „ | 629,94. |

Der Rechnung beigefügt ist auch die Auseinandersetzung mit Schöningh in Münster wegen Herstellung von Photographieen der Düsseldorfer Ausstellung. Die bereits im vorigen Jahre gewählten Revisoren, Baron von Neufville und Hauptmann a. D. Würst haben die Rechnungen geprüft und richtig befunden. Der Vorsitzende beantragt, dem Herrn Rendanten Fricke die Decharge zu ertheilen und für seine Mühe zu danken. Die Versammlung stimmt diesem Antrage zu. Der Vorsitzende ersucht dann die Versammlung, auch für die Rechnung des laufenden Jahres schon jetzt die Revisoren zu wählen, damit der nächsten Versammlung die revidirte Rechnung vorgelegt werden kann. Es werden die Herren Hauptmann a. D. Würst und Theod. Schaaffhausen, sowie als Ersatzmann Herr Diderichs gewählt. Der Vorsitzende theilt dann mit, dass der Vorstand, vom Rechte der Cooptation Gebrauch machend, für die seit mehreren Jahren unbesetzte Stelle des zweiten Sekretärs Herrn Dr. A. Wiedemann ge-

wonnen habe und empfiehlt ihn angelegentlichst zur Wiederwahl. Er ersucht dann zur Vorstandswahl zu schreiten. Der gesammte Vorstand wird durch Akklamation wiedergewählt. Es waren 19 Mitglieder anwesend.

Der Vorsitzende berichtet hierauf über den Zustand der Vereinssammlung, die zum Theil zwischen den Alterthümern des Provinzial-Museums Aufstellung gefunden hat, zum Theil aber aus Raummangel in einem kleinen Zimmer des Nasse-Hauses hat untergebracht werden müssen. Unordnungen und Mängel in der Bezeichnung der Gegenstände, die bei dem Umzuge aus dem Arndthause unvermeidlich waren, hat der Vorsitzende unter Zuziehung des Herrn Prof. aus'm Weerth und mit Hülfe des Vice-Präsidenten Herrn Prof. Klein schon nach Möglichkeit zu beseitigen gesucht und wird in diesem Bemühen fortfahren. „Eine wesentliche Verbesserung hat unsere kleine Sammlung von prähistorischen Steingeräthen dadurch erfahren, dass die Herren Excellenz von Dechen und Prof. von Lasaulx die Güte hatten, die letzteren mineralogisch genau zu bestimmen, was auch für die der Provinzialmuseen von Bonn und Trier geschehen ist. Diese Bestimmung wurde durch Herrn Geh. Rath v. Dechen veranlasst, der eine Statistik der im Alluvium und Diluvium des Rheinlands und der Provinz Westfalen gefundenen Artefacte auszuarbeiten im Begriffe ist. Auch ist damit begonnen worden, den Bestand der neu aufgestellten Bibliothek, mit der wir im April aus dem Arndthause ausziehen mussten, mit dem Kataloge zu vergleichen. Die Bibliothek hat im letzten Jahre um 29 Nummern zugenommen, ausserdem sind durch den Tauschverkehr ungefähr 50 Bände Zeitschriften hinzugekommen. Das demnächst erscheinende Heft der Jahrbücher wird ein Verzeichniss aller der Gesellschaften, Institute und Vereine bringen, welche mit uns im Tauschverkehre ihrer Schriften stehen, sowie eine Uebersicht aller Publikationen des Vereins, der im Jahre 1841 von Lersch, Düntzer und Urlichs gegründet wurde und anfänglich ein Philologen-Verein war." Der Vorsitzende bemerkt weiter: „Ein Gegenstand der Sorge ist für uns noch immer die Zukunft unserer Sammlung und unserer Bibliothek. In Bezug auf das neu zu errichtende Provinzialmuseum scheinen noch immer keine endgültigen Beschlüsse gefasst zu sein, denn der Bau wird nicht begonnen. Der Vorstand des Vereins hat es für seine Pflicht gehalten, noch einmal am 17. Februar 1884 eine Eingabe sowohl an Se. Excellenz den Herrn Minister von Gossler als an den Provinzial-Verwaltungsrath in Düsseldorf zu richten, worin er seine Ueberzeugung

aussprach, dass ein Umbau des Nassehauses eine glücklichere Lösung der Museumsfrage sein würde, als ein Neubau an der Colmantstrasse. Das Gesuch, von dem geplanten Neubau abzusehen, wurde von beiden Seiten abschlägig beschieden.

Ob, wenn der Neubau eines Museums in der Colmantstrasse zur Ausführung kommt, die Universitätsbehörde ihre Sammlung rheinischer Alterthümer dem Museum einverleiben wird, ist fraglich. Der akademische Senat hat seine Bereitwilligkeit, die Sammlungen zu übergeben, an Bedingungen geknüpft, die auch unser Verein als die seinigen bezeichnet hat. Diesen Bedingungen wird aber nicht entsprochen werden können. Ich theile aus den betreffenden Aktenstücken hier das Folgende mit:

In zwei von dem akademischen Senat geforderten Gutachten, dem des Herrn Prof. Bücheler vom 19. Juni 1875 und dem der Herren Professoren Kekulé, Schaaffhausen und Usener vom 6. Juli 1875 wird gewünscht, dass bei der endgültigen Wahl eines Lokals für das Provinzial-Museum die Universität gehört werde, um ihre Interessen wahrnehmen zu können. In dem Schreiben vom 19. Juli 1875 stellt der Senat für die Ueberführung der Universitäts-Sammlung folgende Bedingungen: er wahrt das Eigenthumsrecht der Universität, er beansprucht freie Benutzung des gesammten Provinzial-Museums für den Unterricht, es sollen in dessen Räumen Uebungen und Unterrichtsstunden stattfinden, in der Verwaltung soll der Universität eine gleiche Vertretung wie der Provinzialbehörde gewährt werden, alle künftigen Reglements sollen vor ihrer Feststellung dem Senate vorgelegt werden. Er betont auf das Entschiedenste, dass die Interessen der akademischen Studien in genügender Weise gewahrt werden müssen.

Die Miethe des Nasse-Hauses ist gemäss Aufforderung des Herrn Ministers auf den 1. Januar 1885 gekündigt. Für die provisorische Aufstellung aller Sammlungen des Provinzial-Museums und unserer Bibliothek hat die Provinzialverwaltung ein Haus in der Baumschuler Allee zur Verfügung gestellt, welches aber nicht Raum genug bietet, alle Sammlungen aufzustellen. Der Direktor unseres Museums denkt schon im September mit dem Umzuge zu beginnen.

Zwei Entschlüsse des Vereinsvorstandes aus letzter Zeit will ich noch zur Kenntniss der Mitglieder bringen. Unserm Vereine liegt es sicherlich ob, nicht nur Alterthümer zu sammeln und zu erklären, sondern auch für die Erhaltung alter geschichtlicher Denkmale Sorge zu tragen. Der Zustand der Ruine Löwenburg im Siebengebirge ist

so trostlos wie möglich. Nachdem der Plan des Verschönerungsvereins für das Siebengebirge, durch eine Silberlotterie die Mittel für Instandsetzung der Chorruine Heisterbach und der Löwenburg zusammen zu bringen, durch die Gleichgültigkeit der Bevölkerung gescheitert ist und auf eine Thätigkeit dieses Vereins für besagten Zweck in der nächsten Zeit nicht zu rechnen ist, hat der Vorstand unseres Vereins sich am 12. Juni d. J. an die Königliche Regierung in Köln mit dem Gesuche gewendet, für die Erhaltung der Fundamente des Thurmes, die dringender Reparatur bedürftig sind, einen kleinen Fond bewilligen zu wollen, dessen Verwendung einer für diesen Zweck zu ernennenden Commission zu übertragen wäre. Eine Antwort auf diese Eingabe ist noch nicht erfolgt.

Noch eine andere Angelegenheit gab dem Vorstande Veranlassung, mit dem Ministerium selbst in Beziehung zu treten. Wiederholt sind die deutschen Regierungen aufgefordert worden, den vaterländischen Denkmälern einen gesetzlichen Schutz gewähren zu wollen, den sie in andern Ländern bereits geniessen. In Folge eines Beschlusses der deutschen anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1871 wurden durch Ministerial-Rescript vom 17. November 1872 den Regierungen die Mitglieder einer von jener Gesellschaft gewählten Commission als diejenigen Personen bezeichnet, denen neue Alterthumsfunde anzuzeigen seien und denen die Behörden für die Erhaltung der Denkmale behülflich sein sollten. Für Rheinland und Westfalen sind Se. Excellenz Geh. Rath von Dechen und ich selbst Mitglieder dieser Commission. Ein Beschluss des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Frankfurt a. M. im Jahre 1884 sollte der Reichs-Regierung die Fürsorge zur Erhaltung der historischen Denkmale und besonders der Hügelgräber anempfehlen, dass es nicht dem ersten besten gestattet sei, diese nationalen Denkmale in den Staats- und Gemeinde-Waldungen zu durchgraben und auszurauben. Die Fassung dieses Antrages wurde in der Versammlung zu Cassel im Jahre 1882 geändert (vgl. Correspondenzbl. d. J. 1882 Nr. I u. Nr. XI). Im hessischen Landtage wurde im Juni dieses Jahres eine Interpellation wegen Erhaltung der Alterthümer, Bau- und Kunstdenkmäler des Landes an das Ministerium gerichtet. Der Ministerpräsident versprach eine reifliche Erwägung dieser Angelegenheit und es wurde der Antrag auf Bewilligung eines besondern Budgetpostens für diesen Zweck gestellt (vgl. Köln. Ztg. 14. Juni I).

Die Alterthümer des Landes sind zumal hier am Rhein herren-

loses Gut geworden, dessen sich der Handel bemächtigt, der die werthvollsten Schätze unsern Sammlungen entführt und ins Ausland zu hohen Preisen verkauft. Was der Vereinsvorstand in dieser Sache glaubte thun zu müssen, sagt die Eingabe, die er unter dem 27. Juni an das Ministerium gerichtet hat. In derselben heisst es:

„In neuerer Zeit haben wiederholt wissenschaftliche Gesellschaften und Vereine im Interesse der Erhaltung vaterländischer Denkmale den Schutz der Staatsregierung angerufen. Es ist dies bereits im Jahre 1871 von der deutschen anthropologischen Gesellschaft geschehen. Die meisten deutschen Regierungen haben auf dieses Gesuch wohlwollend geantwortet und haben dahingehende Verordnungen erlassen. Noch einmal hat die General-Versammlung des Gesammtvereins Deutscher Geschichts- und Alterthums-Vereine in Frankfurt am Main im Jahre 1881 eine solche Eingabe an die Reichs-Regierung beschlossen. Die Angelegenheit ist schwierig zu ordnen, weil es an Gesetzen fehlt, welche das Verfügungsrecht des Besitzers über seinen Grund und Boden allerdings beschränken würden. Doch wird das Bedürfniss des gesetzlichen Schutzes der vaterländischen Denkmale allgemein anerkannt. Zu solchen Denkmalen müssen wir auch die Gräber unserer Vorfahren rechnen. Gerade in den Rheinlanden hat sich in letzter Zeit eine wahre Industrie des Gräberraubes entwickelt, die nur des Gewinnes halber von ganz Unberufenen mit grossem Erfolge betrieben wird. Schon ein Gesetz, welches verböte, vaterländische Alterthümer in das Ausland zu verkaufen, wie es andere Länder besitzen, würde, wenn es auch schwer zu handhaben sein und oft übertreten werden würde, doch einigermassen diesen Handel beschränken. Auch glauben wir, von der humanen Gesittung unserer Zeit es erwarten zu können, dass ein Gesetzesvorschlag, welcher die Zerstörung und Beraubung der Gräber in gewinnsüchtiger Absicht selbst dem Eigenthümer des Bodens untersagt, von den gesetzgebenden Faktoren des Landes angenommen und vom Volke mit Beifall begrüsst werden würde. Es hat selbst in fiskalischen Waldungen der Rheinprovinz eine solche Ausbeutung germanischer Gräber stattgefunden allein zum Nutzen des antiquarischen Handels.

Wir ersuchen die Königl. Staatsregierung, die geeigneten Massregeln zu treffen, dass solche Ausgrabungen, die nur der wissenschaftlichen Untersuchung überlassen bleiben dürfen, in Zukunft nicht von jedem Unberufenen unternommen werden können."

Eine solche Verordnung müsste auch auf die Gemeindewaldungen ausgedehnt werden, denn das Vermögen der Gemeinden steht unter

staatlicher Aufsicht. Auch besteht bereits ein Gesetz, welches den Kirchenvorständen verbietet, Gegenstände des Kirchenvermögens, die einen historischen oder Kunstwerth haben, ohne Erlaubniss der Regierung zu veräussern."

Es waren zur Besichtigung einige seltene Steingeräthe aus dem Bonner und Trierer Provinzial-Museum ausgelegt, sowie die Photographie einer kürzlich von H. Herstatt erworbenen grün glasirten römischen, mit Thierbildern gezierten Vase aus Köln.

Der Vorstand.

# Druckschriften des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

## I. Zeitschrift.

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Heft 1—77 mit vielen Tafeln. Bonn, 1842—84.

## II. Festschriften zum Geburtstage Winckelmanns.

1845. Lersch: Cölner Mosaik.
1846. Urlichs: Dreizehn Gemmen der Sammlung Mertens-Schaaffhausen.
1847. Lersch: Apollo, der Heilspender.
1849. Braun: Die Capitole.
1850. „ Erklärung eines antiken Sarkophags.
1851. Overbeck: Die römische Villa bei Weingarten.
1852. Braun: Jupiter Dolichenus.
1853. „ Das Judenbad zu Andernach.
1855. „ Zur Geschichte der Thebaischen Legion.
1856. „ Die Trojaner am Rheine.
1857. „ Der Wüstenroder Leopard.
1858. „ Die Externsteine.
1859. „ Betrachtungen über das Portal zu Remagen.
1860. Otto Jahn: Lauersforter Phalerae.
1861. aus'm Weerth: Bad der römischen Villa bei Allenz.
1862. Freudenberg: Denkmal des Hercules Saxanus.
1863. Fiedler: Gripswalder Matronensteine.
1864. 1865. Wilmowsky: Mosaik zu Nennig.
1866. aus'm Weerth: Siegeskreuz Constantin's VII.
1867. Urlichs: Pasquino.
1868. Wieseler: Hildesheimer Silberfund.
1869. Peters: Burgkapelle zu Iben.
1870. aus'm Weerth: Grabfund von Waldalgesheim.
1871. Keller: Vicus Aurelii.
1872. 1873. aus'm Weerth: Mosaikboden von St. Gereon in Köln und die verwandten Mosaikböden Italiens.
1874. Gaedechens: Medusenhaupt von Blariacum.
1875. Aldenkirchen: Kunstdenkmäler von Soest.

## III. Gelegenheitsschriften des Vereins.

1849. Lersch: Schwert des Tiberius.

1859. Braun: Portal zu Remagen. (Welcker-Jubiläum.)

1868. Varrentrapp: Beiträge zur Geschichte der kurkölnischen Universität Bonn. (Universitäts-Jubiläum.)

1868. Bonn. Beiträge zu seiner Geschichte und seinen Denkmälern, von Fr. Ritter, J. Freudenberg, K. Simrock, W. Harless, E. v. Schaumburg, C. Varrentrapp, E. aus'm Weerth, A. Wuerst. Festschrift des Bonner internationalen Congresses für Alterthumskunde und Geschichte. 1868.

1868. aus'm Weerth: Verhandlungen des internationalen Congresses für Alterthumskunde und Geschichte zu Bonn im September 1868. Bonn, 1871.

1877. Begrüssungsschrift der XXXII. Philologen-Versammlung in Wiesbaden am 26. September 1877.

1879. Begrüssungsschrift der XXXIV. Philologen-Versammlung in Trier am 26. September 1879.

1880. 1881. Photographien der Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer zu Düsseldorf. Sammlung von 139 Original-Aufnahmen nebst Verzeichniss und dem Ausstellungs-Catalog in 2. Auflage.

## Verzeichniss derjenigen Zeitschriften, welche dem Verein durch Tauschverkehr zugegangen sind.

### Vorbemerkung.

Die Zeitschriften sind hier mitgetheilt nach dem Real-Katalog, welcher im Jahre 1864 angelegt, eine geographische Ordnung inne hält. Die Nummern sind die Seitenzahlen des Katalogs.

1. Correspondenz-Blatt der Gesammtvereine der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Dresden u. Stuttgart
   Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien.
   Mittheilungen des K. K. Oesterreich. Museums für Kunst und Industrie. Wien.
   Archaeologisch-epigraphische Mittheilungen, herausg. von O. Benndorf und O. Hirschfeld. Wien.
2. Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Classe. Wien.
   Mittheilungen der K. K. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale und Jahrbuch. Wien.
3. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien.
   Mittheilungen der K. K. geographischen Gesellschaft in Wien.
4. Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Salzburg.
   Jahres-Bericht des städt. Museums Carolino-Augusteum. Salzburg.
   Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. Graz.
5. Mittheilungen des historischen Vereins für Krain. Laibach.
6. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck.
   Rechenschaftsbericht des Ausschusses des Vorarlberger-Museums-Vereins. Bregenz.
7. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Kön. Böhmischen Gesellschaft der Wissensch. Abth. für Philosophie, Geschichte und Philologie. Prag.
8. Mittheilungen und Jahresberichte des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag.
9. Památky archaeologické a mistopisné vydávané od archaeologického sboru Musea Královstvi. Ceského nákladem Matice české. Prage.
   Literarische Berichte aus Ungarn, hrsg. von Paul Hunfalvy. Budapest.
10. Archaeologiai koezlemények. A hazai müemlékek Ismerehének clõmozdi tasára kiadja a Magyar Tudományoz akademia archaeologiai bizobtmanya. Peston.

Archaeologiai Értesitö. Budapest.
Ungarische Revue, hrsg. von Paul Hunfalvy.
Monumenta Hungar. archaeologica.

11. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Kronstadt.
12. Viestnik. Zagrebu (Agram).
13. Kön. Bayerische Akademie der Wissenschaften zu München. Abhandlungen der historischen Classe. Gelehrte Anzeigen. Bülletin. Sitzungsberichte. Almanach. Monumenta saecularia.
14. Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. München.
Jahresbericht des historischen Vereins von und für Oberbayern. München.
15. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebungen. Friedrichshafen.
16. Die Wartburg. München.
Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. Regensburg.
17. Berichte des historischen Vereins zu Bamberg.
18. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken.
19. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Nürnberg.
Jahresbericht des germanischen National-Museums in Nürnberg.
Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg.
Jahresberichte des historischen Vereins in Mittelfranken. Nürnberg.
20. Archiv und Jahresbericht des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg. Würzburg.
22. Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz in Speier.
24. Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Stuttgart.
Vierteljahrshefte für Württembergische Geschichte nnd Alterthumskunde, hrsg. von dem Kön. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart.
Zeitschrift des histor. Vereins für das württembergische Franken.
25. Schriften des Württembergischen Alterthumsvereins. Stuttgart.
Verhandlungen und Korrespondenzblatt des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. Ulm.
Münster-Blätter. Ulm.
Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern. Sigmaringen.
26. Schriften des Alterthumsvereins für das Grossherzogthum Baden. Baden.
Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. Freiburg.
109. Mémoires et bulletin de la société d'archéologie et d'histoire de la Moselle. Metz.
Jahresbericht des Vereins für Erdkunde in Metz.
110. Bulletin de la société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace. Strassburg.

27. Jahresberichte an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit.
28. Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde. Quartalblätter. Darmstadt.
30. Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer. Mainz.
31. Jahresberichte des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte. Giessen.
32. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte u. Landeskunde. Kassel.
33. Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde.
35. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Mittheilungen. Neujahrsblätter. Frankfurt a. Main.
37. Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Wiesbaden.
39. Treviris.
Jahresberichte der Gesellschaft für nützliche Forschung in Trier.
40. Berichte des antiquarisch-historischen Vereins für Nahe und Hundsrück.
Mittheilungen des historisch-antiquarischen Vereins für die Städte Saarbrücken und St. Johann.
Bericht des Vereins für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen St. Wendel und Ottweiler. Zweibrücken.
Rhenus, hrsg. von dem Lahnsteiner Alterthumsverein. Oberlahnstein.
41. Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins.
42. Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Alterthumskunde.
Der Niederrhein.
Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. Köln.
Organ für christliche Kunst. Köln.
Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Trier.
43. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins.
44. Archiv für die Geschichte des Niederrheins. Düsseldorf.
Monatsschrift des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Düsseldorf.
Mittheilungen des Vereins von Geschichtsfreunden zu Rheinberg.
46. Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Paderborn.
47. Westphälische Provinzialblätter. Minden.
49. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Urkundenbuch. Vereins-Nachrichten. Hannover.
50. Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück.
51. Archiv des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln. Stade.
53. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Jena.
Numismatische Zeitung. Weissensee.

54. Jahresberichte des voigtländischen alterthumsforschenden Vereins zu Hohenlauben.

55. Mittheilungen der geschichts- und alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes. Altenburg.

57. Mittheilungen des Geschichts- und Alterthums-Vereins zu Leisnig im Königreich Sachsen.

Mittheilungen des kön. sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer. Dresden.

Berichte und Abhandlungen der Kön. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, philologisch-historische Classe. Leipzig.

Mittheilungen des kön. sächsischen Alterthumsvereins. Dresden.

Preisschriften, herausgeg. von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig.

Neues Archiv für sächsische Geschichte und Alterthumskunde. Dresden.

Bericht an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer. Leipzig.

Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins.

60. Philologisch-historische Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Monatsberichte. Sitzungsberichte.

Zeitschrift für Numismatik. Berlin.

Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte, hrsg. von Hoefer. Hamburg.

61. Deutscher Herold. Berlin.

Schriften der kgl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg.

Baltische Studien, hrsg. von der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde. Stettin. Jahresberichte.

62. Neues Lausitzisches Magazin. Görlitz.

Bericht der Philomathia in Neisse.

63. Jahrbücher der königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde in Erfurt.

65. Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Wernigerode.

66. Friesisches Archiv, hrsg. von Ehrentraut. Oldenburg.

68. Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Schwerin.

71. Bremisches Jahrbuch, hrsg. von der Abtheilung des Künstlervereins für bremische Geschichte und Alterthümer.

73. Archiv (Zeitschrift) der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Quellensammlung. Berichte.

75. Publications de la société pour la recherche et la conservation des monuments historiques dans le Grand-Duché de Luxembourg à Luxembourg, seit 1868 u. d. T. Publications de la section historique de l'Institut Royal.

76. Bulletin de la société scientifique et littéraire du Limbourg. Tongres.

78. Verhandelingen der tweede klasse van het koninklijk Nederlandsche instituut van wetenschappen, letterkunde en schoone kunsten. Amsterdam.
Gedenkschriften in de hedendagsche talen van de derde classe etc. Amsterdam.
Commentationes Latinae tertiae classis instituti Regii Belgici. Amstelodami.
79. Verhandelingen der koninglijke Akademie van Wetenschappen. Afdeeling letterkunde. Amsterdam. Jaarboek. Verslagen en mededeelingen.
80. Handelingen en mededeelingen der jaarlijksche algemeene vergadering van de maatschappy der Nederlandsche letterkunde te Leiden. Levensberichten der afgestorvene Medeleden.
81. De vrije Fries. Mengelingen uitgegeven door het provincial Friesch genootschap. — Friesche oudheden. Leeuwarden.
82. Berigten van het historisch genootschap te Utrecht. — Kronijk. — Werken uitgeven door het historisch genootschap. — Bydragen en Mededeelingen.
Publications de la société historique et archéologique dans le duché de Limbourg. Maestricht.
83. Bulletin des commissions royales d'art et d'archéologie. Bruxelles.
84. Revue de la numismatique Belge. Bruxelles.
Bulletins et annales de l'académie d'archéologie de Belgique. Anvers.
Bulletins de l'académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique Bruxelles. Annuaire.
De Broederhand. Tydschrift voor Needer- en hoogduitsch Letterkunde. Brussel.
85. Messager des sciences et des arts. Gand.
86. Annales de la société archéologique de Namur.
87. Bulletin de l'institut archéologique Liégeois. Liège.
88. Mémoires de la société libre d'émulation de Liège. — Annuaire.
Analectes pour servir à l'histoire ecclésiastique de la Belgique. Louvain.
90. Argovia. Jahresschrift der historischen Gesellschaft des Kanton Aargau. Aarau.
91. Beiträge zur vaterländischen Geschichte, hrsg. von der historischen Gesellschaft zu Basel. — Mittheilungen.
92. Archiv für Geschichte der Republik Graubünden.
93. Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte, hrsg. vom historischen Verein in St. Gallen.
95. Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereines der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug in Luzern.
97. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
98. Archiv (später Jahrbuch) für Schweizer Geschichte, hrsg. auf Veranlassung der allg. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Zürich.
100. The numismatic chronicle. London.
101. The ecclesiologist, published by the Cambridge Camden society. Cambridge.
102. Proceedings of the society of antiquaries of Scotland. Edinburgh.

104. Annali dell' instituto di corrispondenza archeologica. — Bullettino. — Monumenti inediti. Roma.
Bullettino di archeologia cristiana. Roma. (Italienische u. französ. Ausgabe).

106. Atti dell' instituto Veneto di scienze, lettere ed arti.
Atti della società di archeologia e belle arti per la provincia di Torino.

107. Commentari dell' Ateneo di Brescia.
Museo Bresciano illustrato.

108. Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères. publ. par la société des antiquaires de France. Paris.
Congrès archéologique de France. Séances générales. Paris.
Mémoires de l'académie de Stanislas. Nancy.
Revue de l'art chrétien. Paris.
Annales du Musée Guimet à Lyon. Catalogue.

109. Bulletins de la société des antiquaires de Picardie. Mémoires. Amiens.

110. Bulletin d'histoire ecclésiastique et d'archéologie religieuse du diocèse de Valence à Romans.

114. Aarboger for Nordisk Oldkyndighed og historie. udgivne af det k. Nordiske Oldskrift-Selskab. Kjöbenhavn.

115. Mémoires de la société royale des antiquaires du Nord. Copenhagne.
Antiquarisk Tidskrift för Sverige. Akademiens Månadsblad.

116. Foreningen til Norske fortidmindesmerkers bevaring. Kristiania.
Norske bygninger fra fortiden. Kristiania.

117. Compte-rendu de la commission impériale archéologique à St. Petersbourg.

118. Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft in Dorpat. Sitzungsberichte.

119. Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte von Liev-, Esth- und Kurland, hrsg. von der Gesellschaft für Geschichts- und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen in Riga.

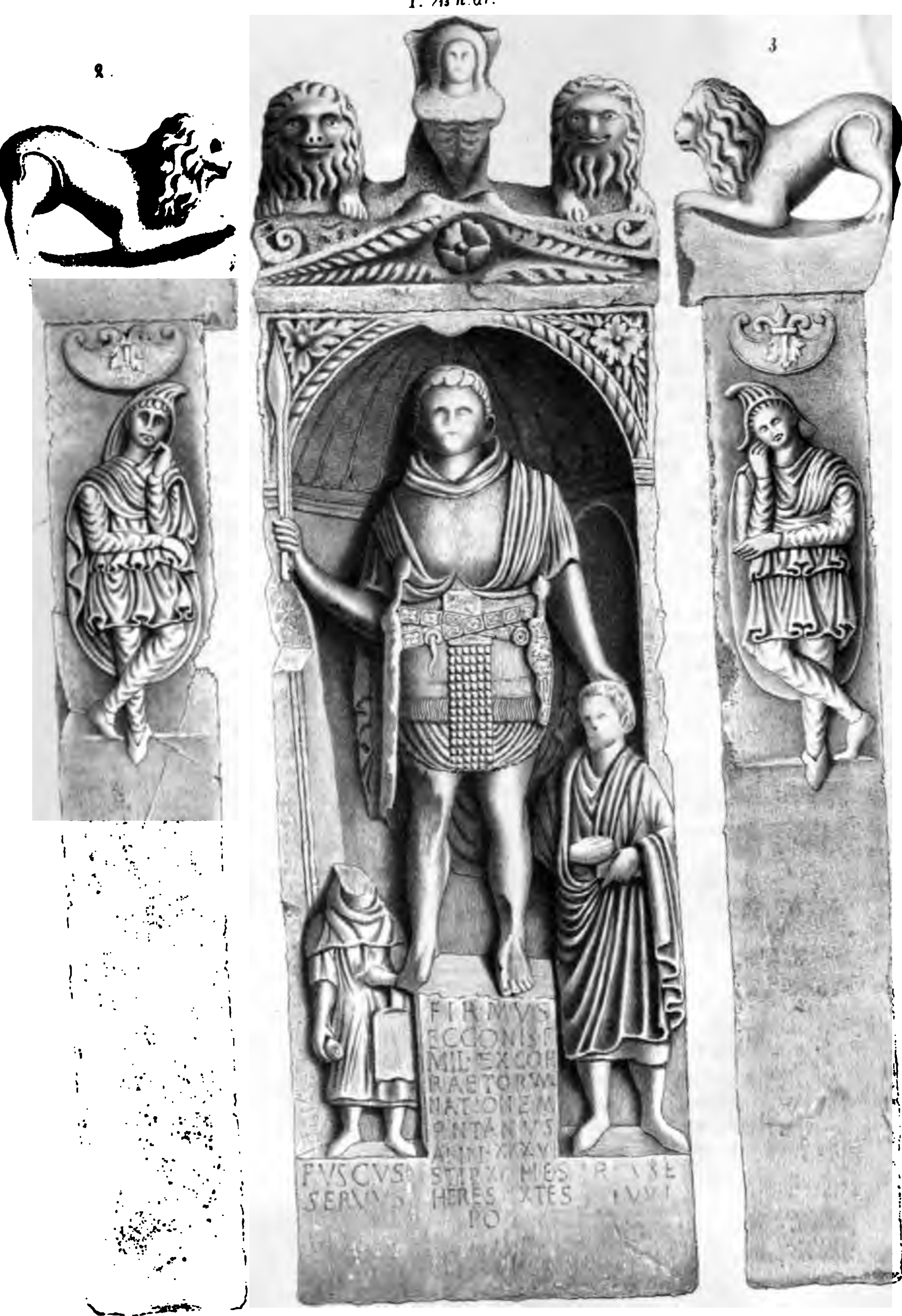
120. Annual report of the broard of regents of the Smithsonian institution. Washington.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

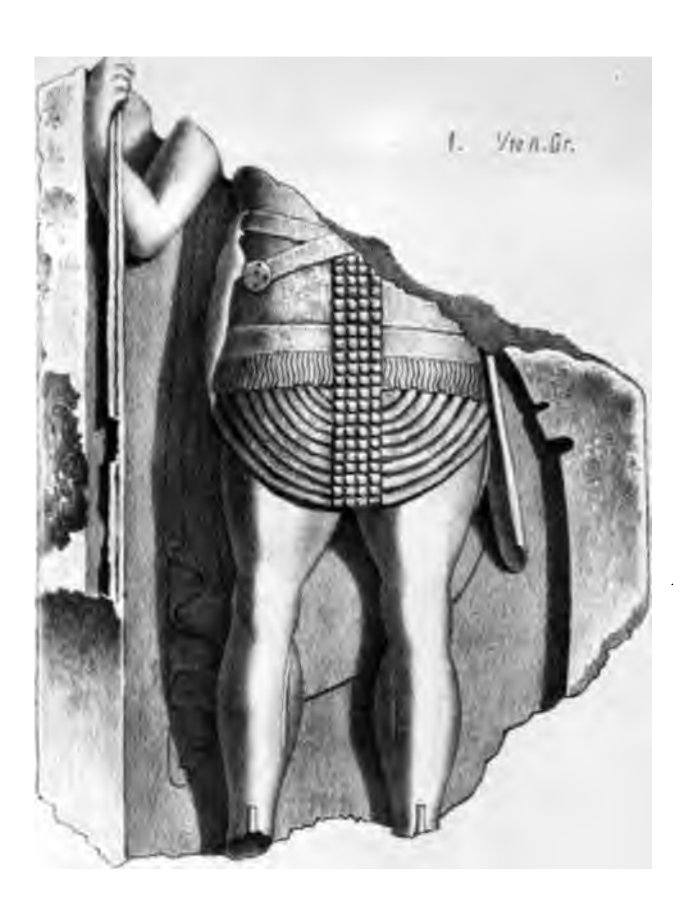
1. 1/13 n. Gr.

2.

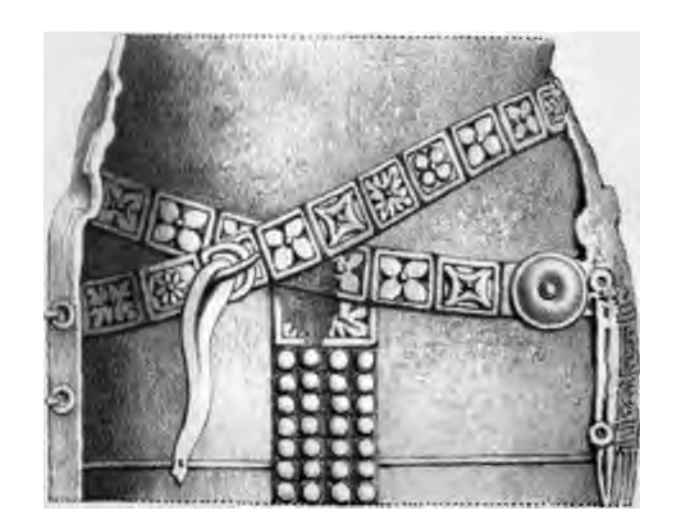
3.




Univ. Lith. v. A. Henry in Bon



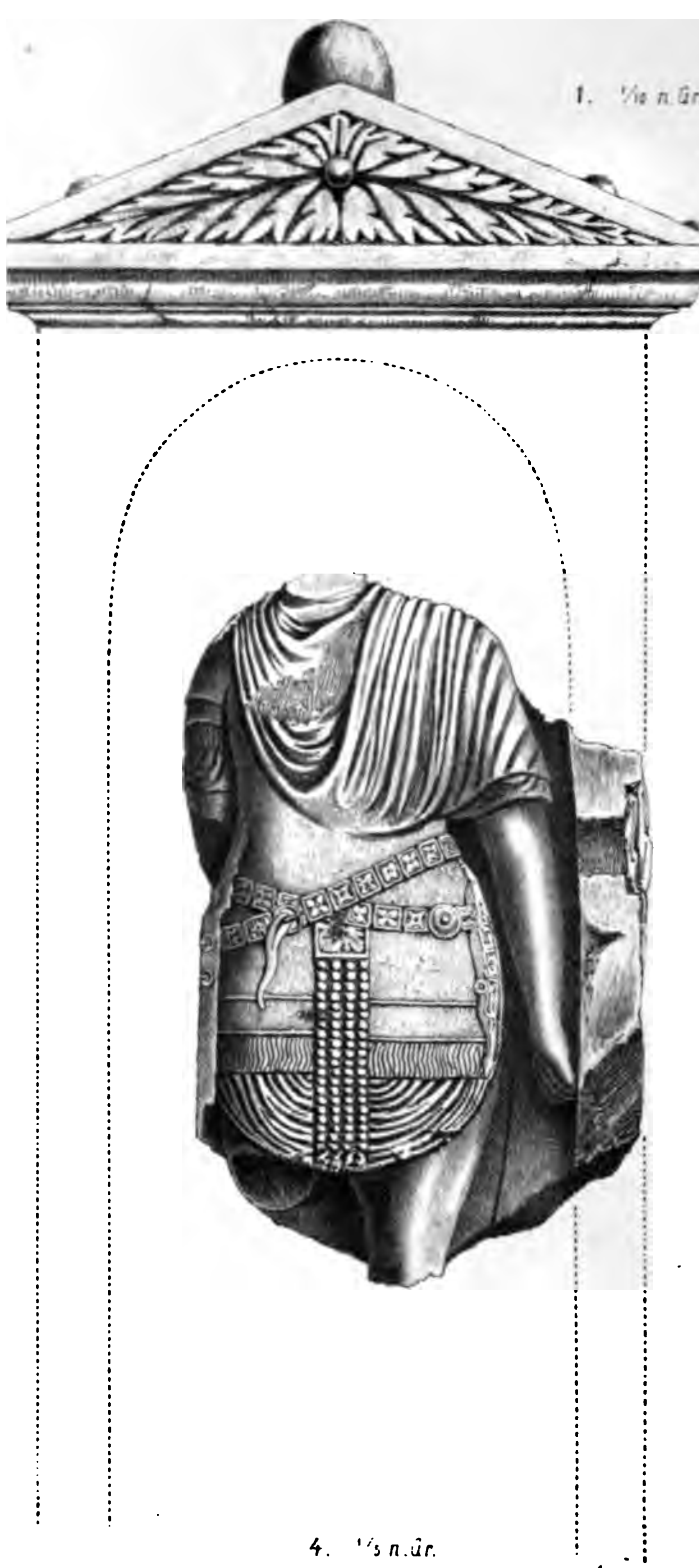

2. 1/5 n. Gr.



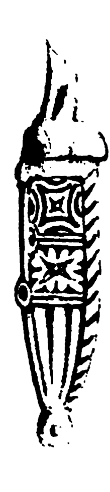
3. 1/10 n. Gr.



Univ. Lith. v. A. Henry in Bonn.



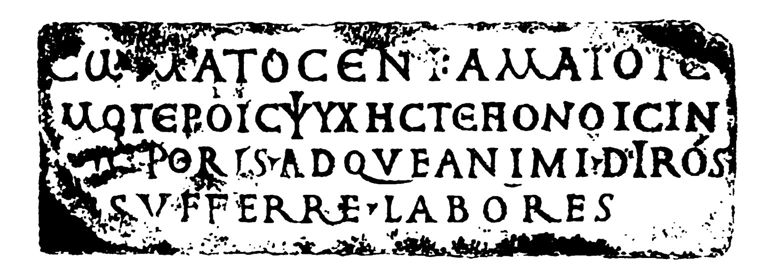

3. 1/2 n. Gr.



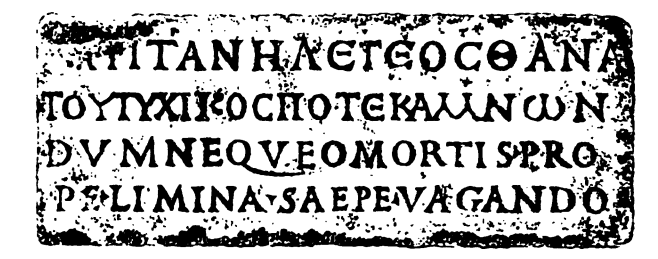
4. 1/5 n. Gr.



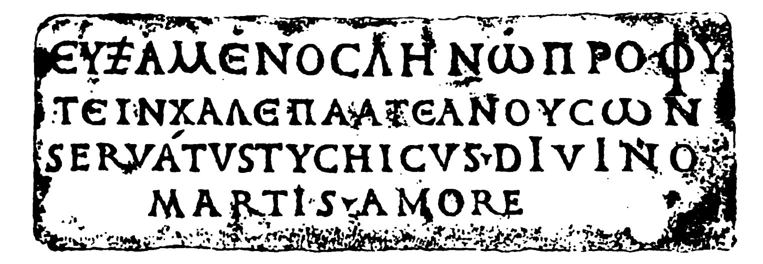
1. ¼ n. Gr



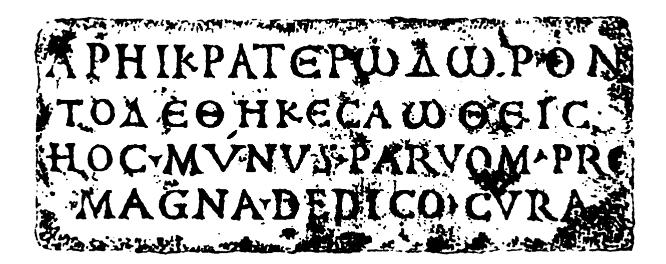

2. ¼ n. Gr



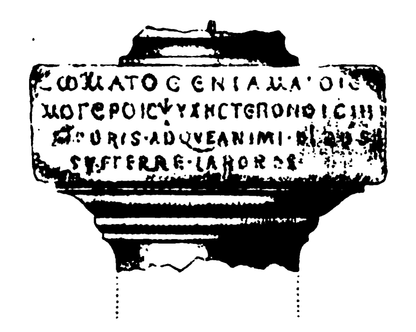

3. ¼ n. Gr



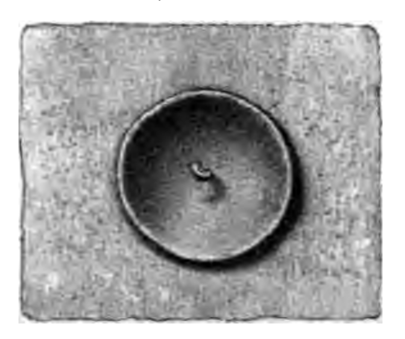

4. ¼ n. Gr



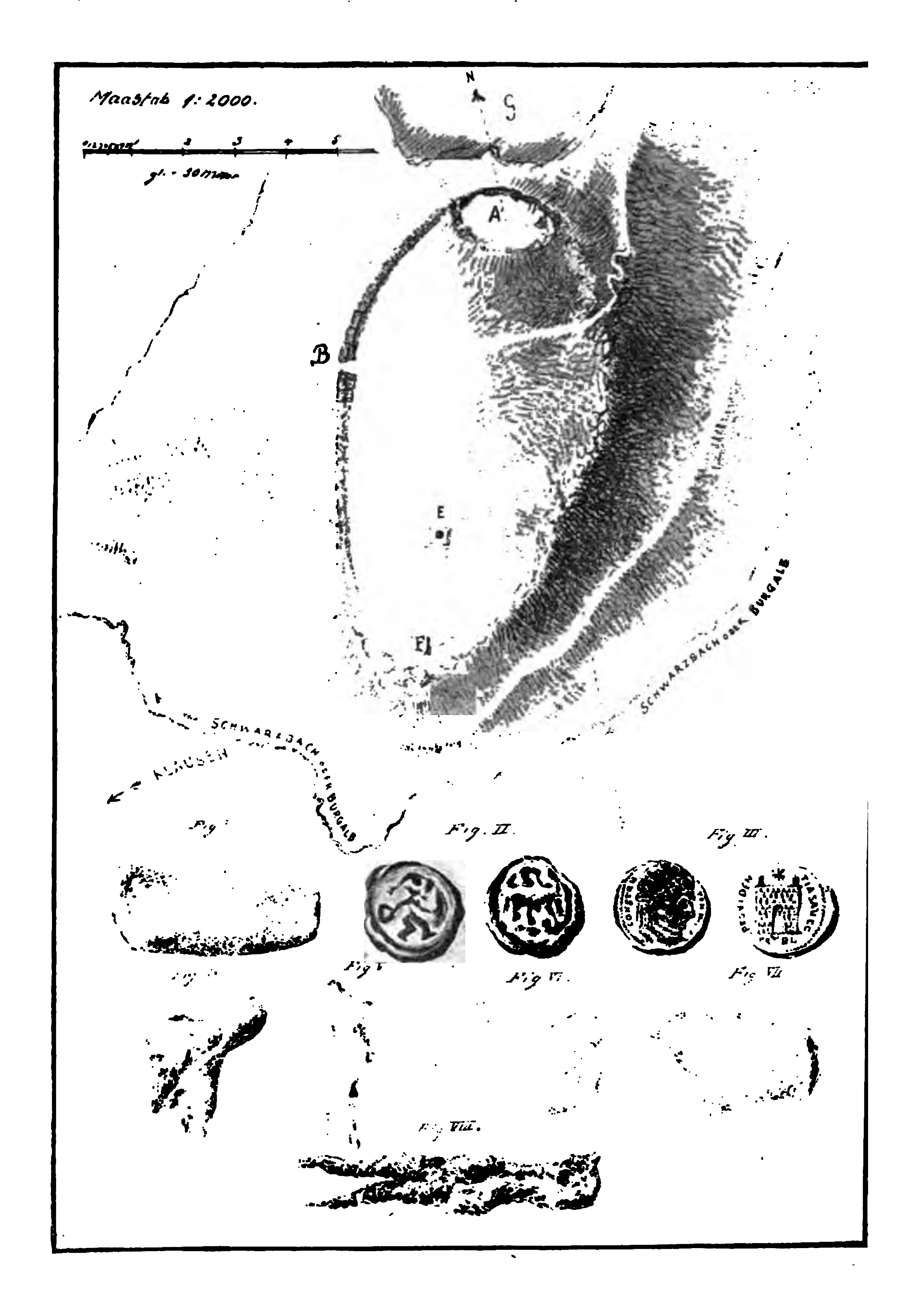

a. ⅛ n. Gr



b. ⅛ n. Gr



Lithogr. v. A. Henry in Bonn


Maaßstab 1:2000.
N
A
B
E
F
SCHWARZBACH ODER BURGALB
KLAUSEN
Fig. II.
Fig. III.
Fig. VI.
Fig. VII
Fig. VIII.

1



2 3



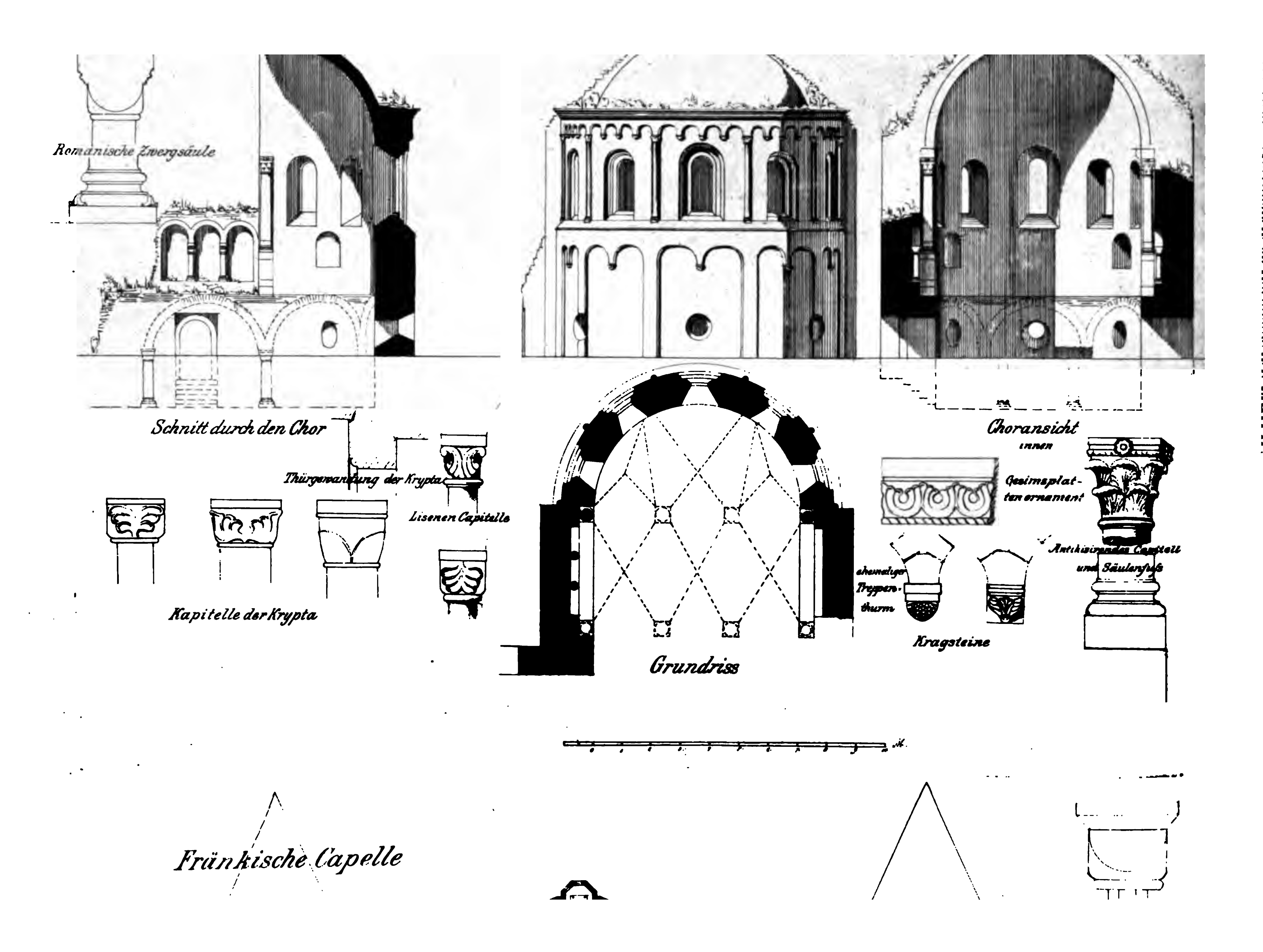
4 5



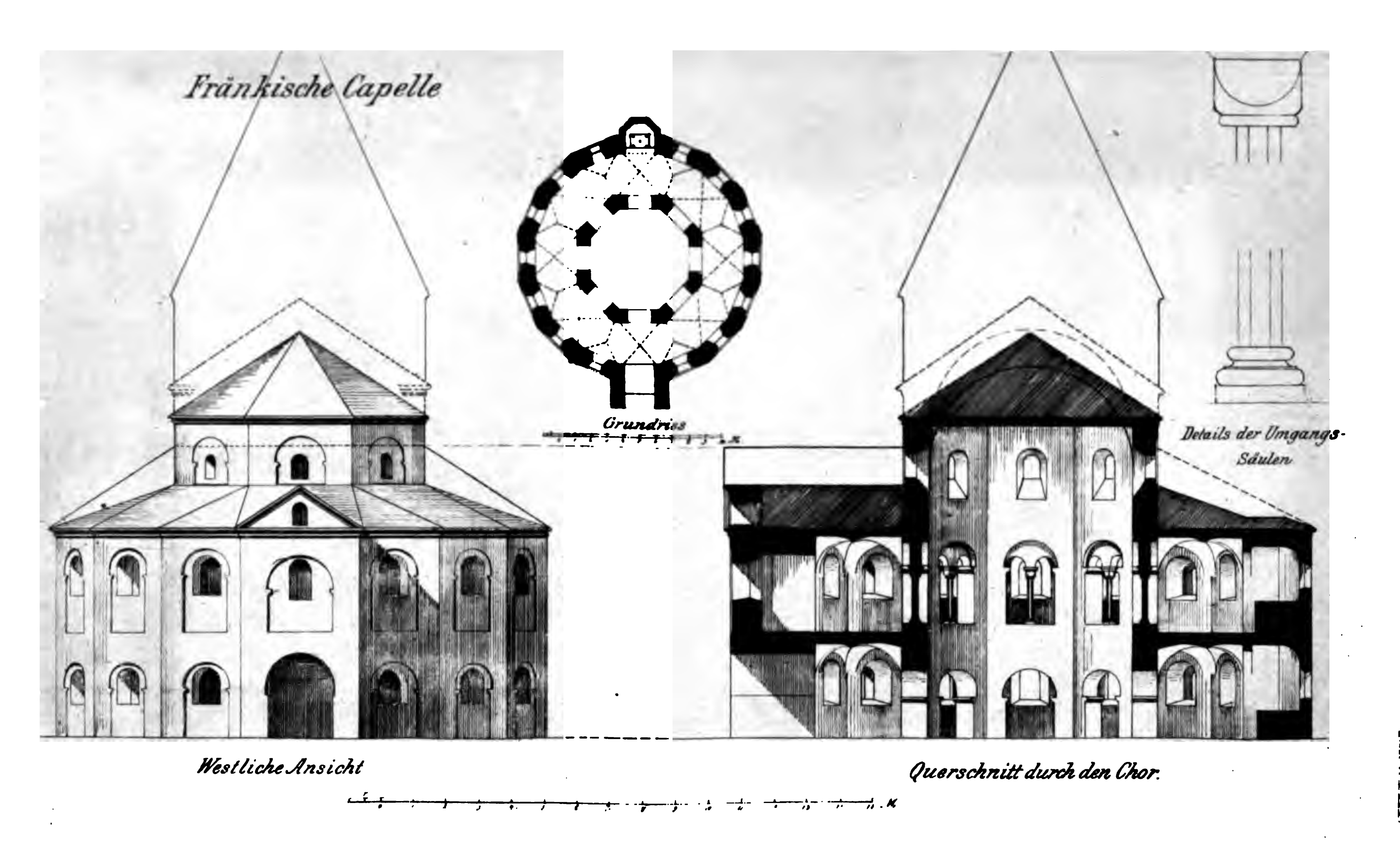




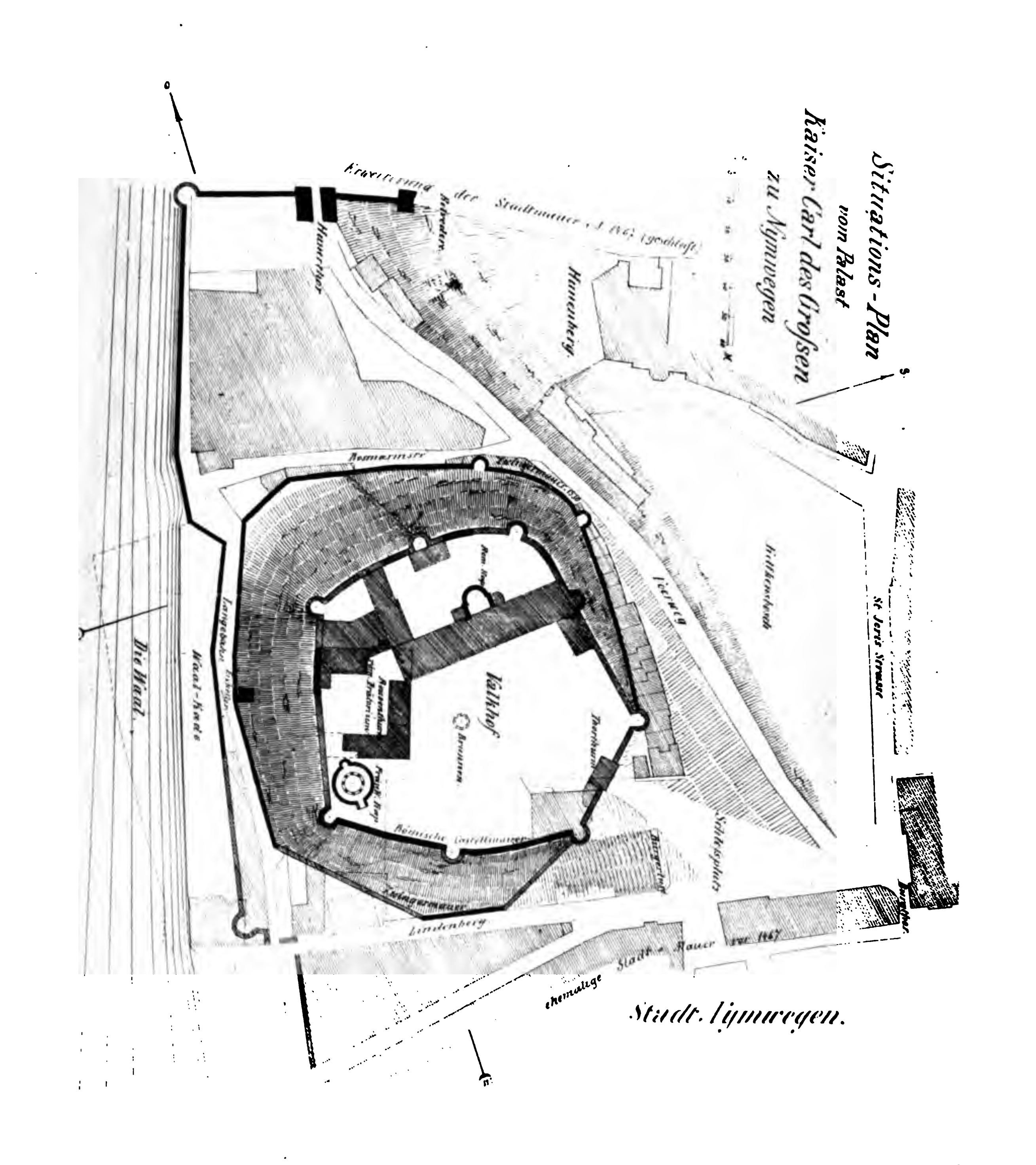

1
2
3
4
5
6


Romanische Zwergsäule
Schnitt durch den Chor
Thürgewandung der Krypta
Lisenen Capitelle
Kapitelle der Krypta
Grundriss
Choransicht
innen
Gesimsplattenornament
Antikisirendes Capitell und Säulenfuss
ehemaliger Treppenthurm
Kragsteine
Fränkische Capelle

Tafel VIII.



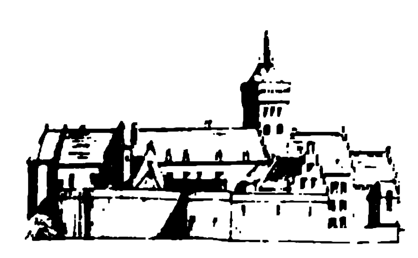

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.



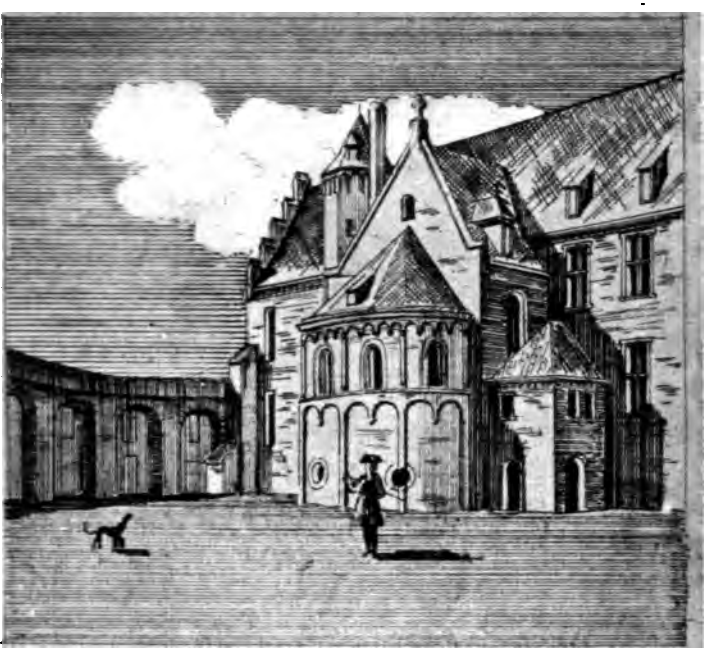

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.



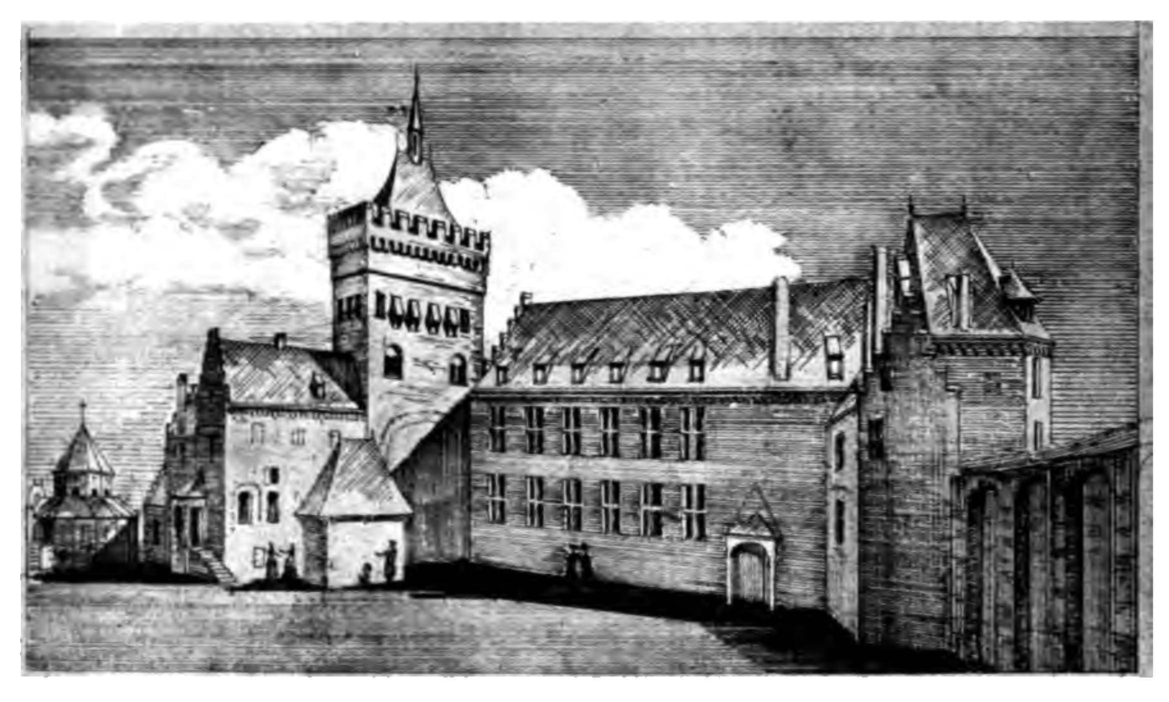
Südliche Ansicht (aussen)



Oestliche Ansicht (aussen)

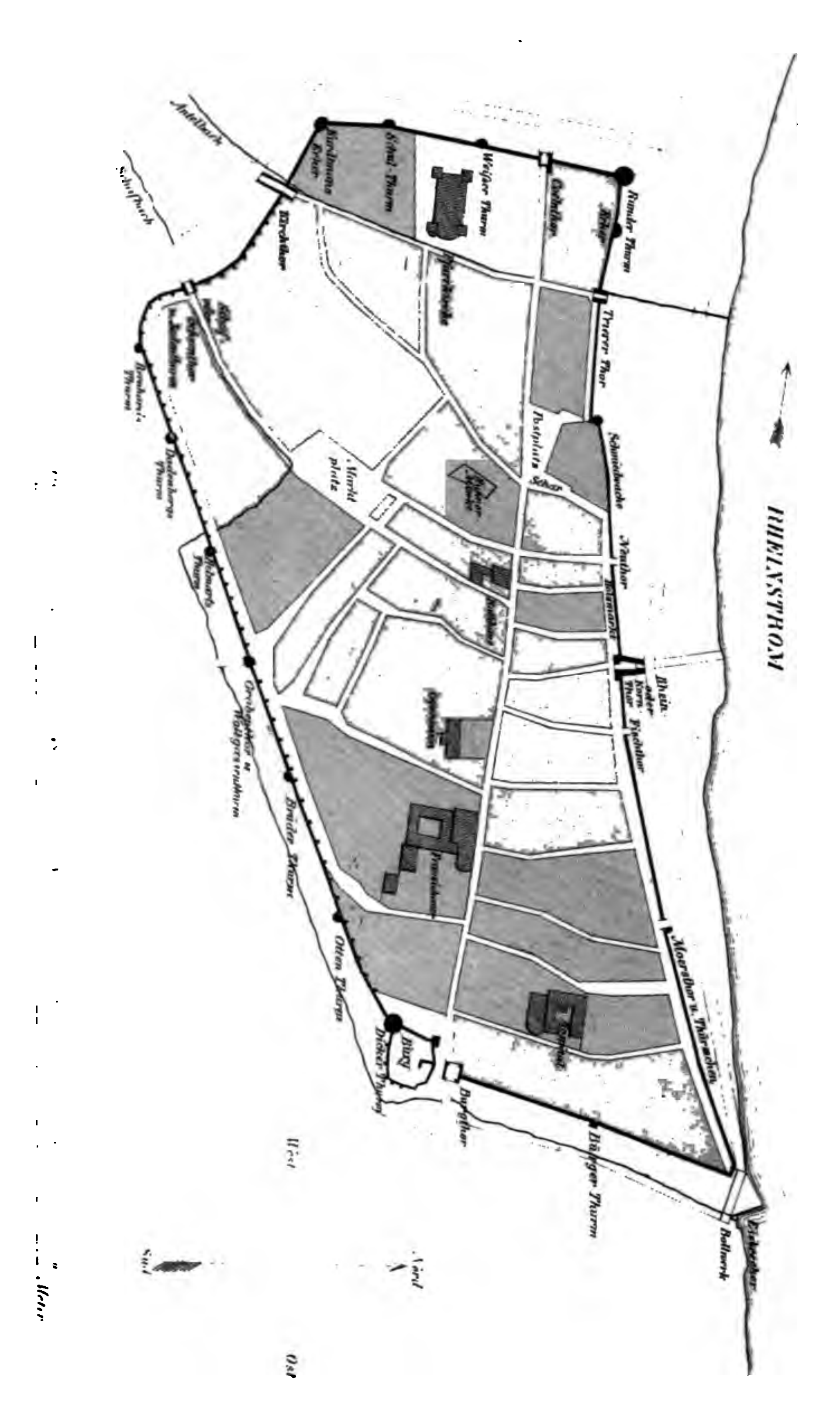


Oestliche Ansicht (innen)



Westliche Ansicht (innen)

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.




Situationsplan der Stadt Andernach.